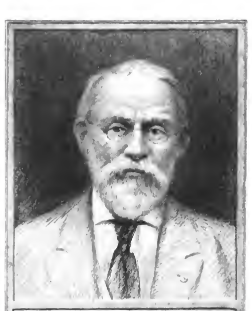

Die Gesellschaft


SILAS WRIGHT DUNNING
BEQUEST
UNIVERSITY OF MICHIGAN
GENERAL LIBRARY



Die Gesellschaft

Monatschrift

für

Litteratur, Kunst und Sozialpolitik.

Begründet von M. G. Conrad.

Schriftleitung:

Hans Merian.

Jahrgang 1895. Erstes Quartal.



Leipzig.
Verlag von Wilhelm Friedrich.

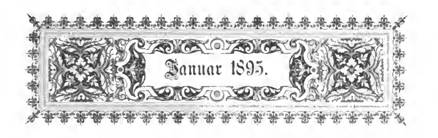


Inhaltsverzeichnis.

Seite

Porträts:





Jugend!

Von Michael Georg Conrad.

(München.)

Unsere Zeitschrift hat ihr zehntes Jahr vollendet. Und sie fühlt sich jung, heiß, zukunftsfroh wie am ersten Tag: sie glüht im Kampfe wie damals, als sie auf den Schauplatz trat, wie damals wehen heute die Fahnen, wirbeln die Trommeln, blasen die Trompeten, blinken und flammen Lanzen und Degen.

Mit uns ist die Jugend, mit uns ist die Kraft, mit uns Krieg und Sieg!

Das ist unser Geheimnis, das Geheimnis aller Lebendigen und Zukünftigen: Wir wollen vom Leben leben, und darum müssen wir in der Zukunft leben.

Und die Jugend ist mit uns nicht bloß als eigene, persönliche Verjüngung im nimmerrastenden Kampfe, sie ist mit uns in den Scharen jener, die, nach dem Gesetze ewiger Wiederkehr, täglich neu dem Leben und seinen hehren Idealen geboren werden, in den Scharen jener Herrlichen und Fröhlichen, auf deren Scheitel zwar die Reflexe der großen Vergangenheit glänzen, in deren Augen aber der Morgenschimmer der noch größeren Zukunft leuchtet und Sonnenaufgänge sich ankündigen, wie in solcher Kraft und Schönheit die Menschheit sie noch nicht gesehen.

„Es giebt noch viele Morgenröten, die noch nicht geleuchtet haben," spricht Nietzsche.

Mit ihm stehen wir auf der Linie des aufsteigenden Lebens. Mit ihm haben wir uns in kein abstraktes Ideal, in kein papiernes Prinzip, in kein ertötendes Dogma, in keine heimlich mordende, vampyrartig blutauffaugende Autorität eingesponnen und eingekapselt.

Wir sind die Freien, die nach eigenem Trieb, nach eigenem Geist und Herzen leben und sich nicht zu jenen gesellen, deren neuestes Gesetz sich sofort zu einer Mode von gestern wandelt, deren ruhmrediger Aufschwung zugleich ihr stiller Verfall ist.

Das Ideal ist uns nicht ein Lehrsatz, sondern ein Persönliches, nicht eine ewig vorgekaute Forderung, sondern eine Erscheinung in Fleisch und Blut.

Buntscheckiger Tröbel und Narrentand blenden und verführen uns nicht, wir haben keine Liebe für das Perverse und Kulturwidrige — Uniformstücke, Gefreitenknöpfe, Achselschnüre, Kammerherrenfräcke, Priestermützen, Zunftsymbole und das ganze Inventar herdenmäßig gedrillter und aufgeputzter, der wahren, schlichten Geistnatur des Menschlich-Persönlichen und Volkstümlichen entgegengesetzter Staatsmaschinenmacherei imponiert uns nicht.

Wer sein Ideal im Persönlichen erschaut, kann es nicht im Staatlichen sehen, denn der Staat ist das unpersönlichste und unorganischste Ding, ein zeitlich notwendiges Übel, auf dessen Überwindung die Kulturmenschheit hinarbeiten muß, will sie nicht daran zugrunde gehen. Als Programm der Pflichten der aus Notwendigkeit des Erwerbs und gegenseitigen Schutzes Zusammenwohnenden ist das Staatliche nichts weniger als eine „ewige Ordnung" oder gar eine „sittliche Weltordnung", sondern ein Kompromiß, der von Jahr zu Jahr, von Entwicklungsstufe zu Entwicklungsstufe wechselt, und der zu Aufruhr und Umsturz führen muß, sobald er das Gegenwärtige, Bestehende, Lastende als ein Dauerndes, Unbewegliches, gewaltsam festhalten und dem Zukünftigen, dem Werdenden damit den Weg verlegen will.

„Alles was besteht, ist wert, daß es zugrunde geht," davon läßt sich das große Gesetz des Wechsels und der Erhaltung der Kraft im Wechsel nichts abhandeln.

Im Kampfe gegen Versumpfung oder Versteinerung, gegen Unduldsamkeit und Verfolgung, gegen staatlichen oder kirchlichen oder proletarischen Geistesdruck wird die Jugend immer auf dem Posten sein.

Und wiederholen sich heute in Deutschland Vorgänge, wie man sie sonst nur aus den traurigsten Zeiten der preußischen Geschichte in der ersten blödsinnig reaktionären Hälfte dieses Jahrhunderts gewohnt war, mit dem ganzen Gemeinheitsapparat des Schnüffel- und Denunziantentums, der Schweifwedelei und blutigen Hanswursterei, so wird die idealgestimmte deutsche Jugend sicher ihren Mann stellen. Der Staat wage es einmal, dem Mucker- und Sykophantentum seine Straf- und Zuchtmittel auszuliefern, und er wird seine blauen Wunder erleben. Er wage es einmal, Dauerbündnisse

mit den Epigonen der Raubritter und Volksaussaugern aller Schattierungen sich träumen zu lassen, und er wird kuriose Erfahrungen machen.

Preußen, dem führenden Staate, erwächst heute schon wieder, da man ihm die reaktionärsten Rückfälligkeiten zutraut, eine Unpopularität in den weitesten Kreisen der geistesfreien Welt, die ihm über kurz oder lang vereisend in die Knochen fahren und seine stolzen Stechschrittbewegungen bös beeinträchtigen kann. Mit Maßregelungen und Chikanen und den gottesgnadentümlich aufgefrischten Mittelalterlichkeiten läßt sich die Sehnsucht der modernen Welt nicht mehr äffen, mit schäbigen Resten aus der Vergangenheit das neue Lebensbedürfnis nicht mehr narren.

Wir sehen uns die Männer, die sich in Herrscherwürde kleiden, scharf auf das an, was sie wirklich sind und bedeuten, nicht was sie zu sein und zu bedeuten sich einbilden. Hier verfängt kein Kommando, keine allerhöchste Kleiderordnung, keine Berufung auf einen historischen Hausgott: wenn der Glaube an die Befugtheit des jetzt herrschenden Systems in die Brüche gegangen ist, wer dünkt sich stark genug, ihn wieder aufzurichten?

Wie in allem Politischen und Sozialen, so in allem Wissenschaftlichen und Künstlerischen, die aufstrebende Jugend, kühn durch den Gott in ihrer Brust, läßt sich von den Alten und Abgelebten kein X für ein U machen. Sie wird ehrlich und echt, heldenhaft und stürmisch sein auch da, wo es ihr nach der Krämerkalkulation von äußerstem materiellen Vorteil wäre, verlogen und verheuchelt, schlaff und kopfhängerisch zu sein. Denn der gesunde Idealismus der Jugend ist die Befähigung zum Höchsten und Kühnsten. Und darum wird sie der Zukunft dienen, indem sie in allen Stücken Zukunft fordert, unerbittlich, Ideen und Werke, Männer und Zustände, von denen sie die sichere Empfindung hat, daß sie das neue, stärkere Leben, das Reich Gottes auf Erden, die diesseitige Beseligung in sich tragen, die Beglückung unseres Geschlechtes in voller Schönheit und Freiheit.

So treten wir mit der „Gesellschaft“ in fröhlicher Hoffnung den elften Jahrgang an. —



Die Agrarfrage als soziale Frage.

Von Dr. G. Ruhland,

Privatdozent an der staatswissenschaftlichen Fakultät der Universität Zürich.

Man hat sich ja leider ganz allgemein daran gewöhnt, die soziale Frage als die im Mittelpunkt des öffentlichen Lebens stehende zu betrachten. Das Streitproblem zwischen Kapital und Arbeit fehlt heute in keiner politischen Volksversammlung mehr. Und eine schwere Menge der dickleibigsten Arbeiten unserer „hervorragendsten Nationalökonomen" weist bis zur Verscheuchung auch der leisesten Zweifel nach, daß der soziale Friede zwischen Kapital und Arbeit am besten dadurch hergestellt werde, daß man dem Vorbilde Englands folge und für die Arbeit die Organisation der Gewerkschaften und für das Kapital die Organisation der Unternehmerverbände einführe, um zwischen beiden Parteien dann die Friedensbrücken der Schiedsgerichte und Einigungsämter zu bauen.

Mir hat diese ganze Theorie schon bei dem erstmaligen Lesen vor Jahren nicht gefallen wollen. Die Erfahrungen der ganzen Menschheit schienen mir zu bestreiten, daß man den Frieden zwischen zwei feindlichen Parteien dadurch herstelle, daß man jeder einzelnen derselben eine möglichst gute, kampfesdienliche Organisation gebe. Wenn auch gelegentliche Verhandlungen die Streitursache über kleinere Dinge beseitigen können, der eigentliche Gegensatz bleibt, und es bedarf offenbar nur eines genügenden äußeren Anlasses, um den Kriege in desto verheerenderer Weise losbrechen zu sehen. Das Kapital hat deshalb wohl in seinem dunklen Gefühle stets richtig gegen die Schaffung der Arbeiterverbände opponiert. Und die neueren und neuesten Erfahrungen Englands sind doch eigentlich die denkbar schärfste Verurteilung unserer Nationalökonomen à la Brentano und Konsorten. Zahl und Umfang der Strikes haben zugenommen. Die Gewerkschaften sind mit fliegenden Fahnen in das sozialistische Lager abgeschwenkt, nachdem sie sich allgemein davon überzeugt hatten, daß ihr bisheriger Standpunkt unhaltbar sei. Und ein Industriezweig nach dem andern beginnt seine Auswanderung aus England. Doch das ganze Maß voll Irrtum, welches in der heute herrschenden Auffassung der sozialen Frage von unseren „Fachleuten" zusammengetragen ist, erkennen wir erst dann, wenn die Betrachtungsweise nicht mehr an den bloß oberflächlichen Erscheinungen hängen bleibt, sondern sich den tieferliegenden logischen Elementen des Grundes zuwendet.

England hat heute so gut wie keinen produktiven Mittelstand mehr. Er hat sich aufgelöst in Kapitalisten und Arbeiter — aus Gründen der Technik, wie unsere Gelehrten sagen! Der Bauernstand ist vollständig verschwunden. An Stelle der Gemeindefluren und Bauerndörfer sind Schlösser mit Wildparks und Villen mit Gärten getreten. Das in den Städten angesammelte Kapital hat das platte Land ganz aufgefressen. Und damit ist die Brotversorgung des Volkes der englischen Nation verloren gegangen. Das Brot ist dem Golde geopfert. Die englische Jahresernte reicht heute kaum mehr für die Ernährung auf zwei Monate. Man lebt nur noch von Hand zu Mund. England ist heuer mit einem Getreidevorrat auf sechs Wochen in den Winter gegangen! Noch beruhigt man sich diesen Zuständen gegenüber mit dem Hinweis auf die Überproduktion an Getreide und mit dem Grundsatz der internationalen Arbeitsteilung. Aber beide Behauptungen sind falsch. Wir haben keine Überproduktion an Brotgetreide trotz fallender Getreidepreise, wie ich das an anderer Stelle nachgewiesen habe. Und es ist nicht wahr, daß irgend ein Staat der Welt länger als absolut notwendig auf der niedrigeren Entwicklungsstufe eines Agrikulturstaates beharrt. Überall — und zwar selbst in Rußland und Japan — steuert man mit voller Energie der industriellen Entwicklung entgegen. Überall folgt man dem Vorbilde Englands in der Jagd nach dem Golde. Ein Staat nach dem andern verliert deshalb seine nationale Brotversorgung, wie Deutschland namentlich so unverkennbar zeigt. Und schon deshalb kann es nur eine Frage der Zeit sein, daß jeder Staat in der Brotversorgung des Volkes wieder auf sich angewiesen ist. Was aber soll dann aus diesem heute so vielbewunderten England werden? Und wer glaubt, daß, wenn die organisierten Arbeitermassen an ihrem eigenen Leibe empfinden, daß die Jagd nach dem Golde sie um das Notwendigste betrogen hat, was wir Menschen kennen, nämlich um das „tägliche Brot", dann die Abrechnung mit den Kapitalisten eine unblutige sein könnte? — — —

Der Hauptirrtum der herrschenden nationalökonomischen Schule liegt wohl darin, daß man die englischen Zustände als eine höhere Stufe volkswirtschaftlicher Entwicklung betrachtet, während sich in denselben nur eine durchaus krankhafte volkswirtschaftliche Hypertrophie erblicken läßt. Was jene als die Anzeichen eines kräftiger pulsierenden Lebens feiern, betrachte ich als Begleiterscheinungen des Absterbeprozesses im volkswirtschaftlichen Körper. Und wo jene ihr ganzes Ansehen und all' ihre Beredsamkeit aufbieten, um die deutsche Politik zu einer möglichst energievollen Nachfolge zu bestimmen, glaube ich allerdings nicht entschieden genug warnen zu können. Denn das Ende mit England ist bereits nur noch ein Ende mit Schrecken.

Was ich also meinen Gegnern hauptsächlich vorwerfe, das ist der

Mangel einer Unterscheidung zwischen „gesund" und „krank". Dort wo sie an dem Auflösungsprozeß des englischen Mittelstandes mit der Phrase vorübergehen: das sei der Einfluß der Technik, der sich mit fast naturgesetzlicher Notwendigkeit vollziehe — bleibe ich stehen und sage: der Mittelstand allein ist die dauernd friedliche Lösung zwischen Kapital und Arbeit. Der Mittelstand ist der ideale Arbeiter, weil er zugleich Eigentümer seiner Produktionsmittel ist und deshalb sein Arbeitsprodukt sich mit seinem Arbeitslohne deckt. Der Mittelstand ist aber auch der ideale Kapitalist, weil er bei mäßigem Besitz zugleich sein erster Arbeiter selbst ist. In ihm allein finden wir eine organische Vereinigung von Kapital und Arbeit in der Einheit seiner Persönlichkeit. Und in der organischen Einigung allein liegt der dauernde Friede. Im Mittelstand erblicke ich deshalb die gesunden Zellen des volkswirtschaftlichen Körpers. Sobald nun aus irgend welchem Grunde diese gesunden Zellen sich zu zersetzen beginnen in die Kapitalisten auf der einen und die Arbeitermassen auf der anderen Seite, sobald beginnt auch die konstitutionelle Erkrankung des sozialen Körpers. Und in dem Maße, als dieser Auflösungsprozeß des Mittelstandes fortschreitet, wird der Krankheitszustand immer bedenklich, bis dann eines Tages das Sterbestündlein geschlagen hat. Ich halte deshalb — nebenbei bemerkt — auch den sozialistischen Zukunftsstaat für aussichtslos. Denn an die Einführung desselben kann ja erst gedacht werden, wenn die kapitalistische Gesellschaft bereits in den letzten Zügen liegt. Dann aber werden alle künstlichen Mittel höchstens ein letzten Aufflackern der noch vorhandenen Lebensreste bewirken können.

Es giebt auf dieser Welt nach meiner Meinung nur eine Lösung der sozialen Frage, und das ist die Verhütung des Gegensatzes zwischen Kapital und Arbeit als Gegensatz zwischen verschiedenen Personengruppen. Eine Sozialpolitik, welche auf die Gesundung des sozialen Körpers abzielt, kann lediglich und allein eine energievolle Mittelstandspolitik sein. Und nachdem die Geschichte aller Völker und aller Zeiten gezeigt hat, daß sich der gewerbliche Mittelstand nur auf dem Rücken eines kräftigen Bauernstandes halten kann, sage ich: Die soziale Frage ist — in der rechten Weise verstanden — die Agrarfrage.



Der Zaunkönig von Bulgarien.

Ein Beitrag zur Frage der Anerkennung des Fürsten Ferdinand I.

von einem Bulgaren.

> Man kann einem Fürsten oder seinem Volke keinen schlechteren Dienst erweisen, als wenn man den Monarchen in Stand setzt, in eigener Person zu regieren und die Befehle seiner Heftigkeit und Laune durch Diener zu diktieren, welche zwar seine Maßregeln mißbilligen, sich aber dennoch zu ihrer Ausführung als Werkzeuge hergeben.
>
> Brougham.

Als man vor nun acht Jahren mit dem damaligen Prinzen Ferdinand von Sachsen-Koburg wegen Annahme des Thrones von Bulgarien unterhandelte, entwickelte man dem Prinzen eingehend das Programm, nach welchem in Zukunft in Bulgarien regiert werden sollte. In diesem Programme war der Thätigkeit des zukünftigen Fürsten nur ein sehr bescheidenes Plätzchen eingeräumt; man hatte ihm eine mehr passive als aktive Rolle zugeteilt. Das war sehr begreiflich; denn man wußte in Bulgarien sehr gut, daß dem Prinzen Ferdinand nicht nur die bulgarischen Verhältnisse völlig fremd waren, sondern daß er in politischen Dingen überhaupt von geradezu schülerhafter Unwissenheit war. In Österreich ging die Sage, Prinz Ferdinand sei nicht imstande, einen gewöhnlichen politischen Zeitungsartikel richtig aufzufassen, und in Ungarn sagte man von ihm, er sei wegen allgemeiner Unwissenheit im Armee-Avancement immer wieder übergangen worden. — Prinz Ferdinand, dem, wie die bulgarische Deputation genau wußte, alles daran lag, regierender Fürst zu werden, war damals mit allem, was man von ihm wollte, einverstanden; er hatte also auch an dem ihm vorgelegten Regierungs-Programme nichts auszusetzen. Unter den vielen Beteuerungen, mit welchen der Prinz die Mitglieder der bulgarischen Deputation für sich einzunehmen suchte, kehrte die immer wieder, daß er als Fürst von Bulgarien seine vornehmste Aufgabe darin suchen werde, die Ziele der von der Regentschaft eingeleiteten und von ihr für recht erkannten Politik zu den seinen zu machen. Auch später, als die Entscheidung schon gefallen war, verharrte der Prinz auf diesem weisen Standpunkte. Bei Gelegenheit eines festlichen Diners, das kurz vor seiner Abreise nach Sofia zu Ehren der Vertreter Bulgariens in Wien stattfand, ließ sich Ferdinand ungefähr so vernehmen: „Ich lege mein Geschick, wie das meines neuen Vaterlandes ruhig in Ihre bewährten Hände. Nehmen Sie mein Wort, daß ich niemals andere

Wege zu gehen versuchen werde, als diejenigen, welche Sie mir weisen werden . . . . ."

Es soll hier nicht verschwiegen werden, daß Prinz Ferdinand als Fürst von Bulgarien diesem seinem Versprechen durch lange Zeit nachgekommen ist. Er war Jahre hindurch sanft wie eine Taube und von exemplarischer Fügsamkeit. Denn er hatte bald erkannt, daß Fügsamkeit und Nachgiebigkeit gegenüber den wohlerwogenen Vorschlägen seiner Minister sehr seinem eigenen Vorteile dienten; und sein Vorteil stand und steht dem Fürsten Ferdinand in allen Dingen in allererster Reihe.

Der eigentliche Leiter der bulgarischen Staatsgeschäfte während der sieben ersten Regierungsjahre des Fürsten war Stambulow. Dieser Mann hat, lange bevor der Name des jetzigen Fürsten in Bulgarien genannt wurde, in die Geschicke seines Vaterlandes bestimmend eingegriffen; ein junger Mann noch, hat er für die Freiheit und den Ruhm Bulgariens gestritten und gelitten, und bis zum heutigen Tage glüht nur Ein Wunsch in seiner Seele: der, das Volk von Bulgarien zu einer von Europa geachteten und der allgemeinen, wie der eigenen Achtung würdigen Nation zu machen. Ungleich dem Fürsten Ferdinand hat Stambulow bei keinem seiner Schritte eigenen Vorteil irgendwelcher Art im Auge gehabt. Hätte er nach Reichtum gestrebt — er, der so lange Zeit als fast unbeschränkter Herr in Bulgarien gebot, hätte mit leichter Mühe Millionen ansammeln können; wäre sein Ehrgeiz darüber hinausgegangen, seinem Vaterlande zu dienen — es wäre ihm ein Leichtes gewesen, an Stelle Ferdinands über dasselbe herrschen zu dürfen. Es ist nach all' dem sehr begreiflich, daß Stambulow kein Fürstendiener sein konnte. Der in Bulgarien mit der Herrschermacht Bekleidete war ihm, dem Manne, der so tiefen Einblick in die Verhältnisse hatte, zu keiner Zeit ein Sendling von Gottes Gnaden, sondern ein Werkzeug, geschaffen, damit es an der Erhöhung des Vaterlandes mitarbeite. Und weil es das Wohl des Vaterlandes zu fördern schien, daß das glänzende Werkzeug auf dem Fürstenthrone machtvoll dastehe vor aller Welt, hat Stambulow Jahre hindurch rastlos und — bei Verleugnung seiner eigensten Interessen — mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln daran gearbeitet, die Stellung des Fürsten Ferdinand in Bulgarien zu festigen. Nicht alle von den zu diesem Zwecke angewendeten Mitteln lassen sich in den Rahmen der gewöhnlichen, spießbürgerlichen Moral hineinpassen, allein die besonderen Verhältnisse, welche in jenem, der Kultur erst halb erschlossenen Lande vorlagen, erforderten auch ein besonderes Vorgehen, und es darf darum an gewisse Maßregeln, zu welchen sich Stambulow gezwungen sah, nicht derselbe Maßstab gelegt werden, den man anderwärts in Europa in öffentlichen Dingen anzuwenden gewöhnt ist.

Genug an dem: Stambulow hoffte seinem Vaterlande zu dienen, indem er seinem Fürsten die Steine aus dem Wege räumte. Wann immer eine Gelegenheit sich bot, die Popularität Ferdinands zu erhöhen, war Stambulow sofort zur Hand, den so unliebenswürdigen Fürsten dem Volke im liebenswürdigsten Lichte erscheinen zu lassen; wo immer ein Feind Ferdinands das Haupt hob, Stambulow ruhte nicht, bis er ihn niedergeschmettert hatte. Dabei war Stambulow der Person des Fürsten keineswegs Freund — im Gegenteil! Das eingebildete, von Eitelkeit und lächerlichem Hochmute überfließende Wesen des Fürsten war dem einfachen Bulgaren geradezu widerwärtig. Persönlichen Neigungen oder Abneigungen hat aber Stambulow niemals irgendwelchen Einfluß auf sein Verhalten der Öffentlichkeit gegenüber eingeräumt.

Sieben Jahre lang diente also Stambulow unverdrossen dem Fürsten Ferdinand, indem er dem Vaterlande diente. Auf Dank von Seite des Fürsten hat er dabei niemals gerechnet. Was hätte auch Ferdinand seinem ersten Ratgeber zu bieten vermocht, um ihn würdig zu belohnen? So mächtig ist nicht der mächtigste Herrscher dieser Erde, um Verdienste, wie sie Stambulow in zahllosen schlaflosen Nächten und unter tausend Gefahren in Bulgarien sammelte, durch Gnadenbezeigungen wett zu machen. Fürst Ferdinand allerdings war nicht einmal imstande, die Höhe dieser Verdienste zu ermessen. — Aber Stambulow war ja auch vollkommen zufrieden damit, daß Fürst Ferdinand sein Wort hielt, indem er „die Wege ging, die man ihm wies".

Es gab, so lange Fürst Ferdinand nicht von dem, in seinen Verhältnissen doppelt thörichten Ehrgeize besessen wurde, aktiv in die bulgarische Politik einzugreifen, keine Fehlschläge in derselben, weil es keine unvermittelten Sprünge gab. Man ging Schritt für Schritt, langsam, sehr langsam, aber man kam vorwärts, man gewann unverkennbar an Terrain. Die westeuropäischen Großmächte waren Freunde Bulgariens geworden, weil die Stabilität in seinen Verhältnissen Vertrauen erweckte. Und da man das Wohlwollen mächtiger Nachbarn gewonnen hatte, durfte man auch daran denken, die Türkei mit den in Bulgarien geschaffenen, nun einmal bestehenden Zuständen auszusöhnen. Im Wege ruhiger Entwicklung wäre man naturgemäß und ganz ohne Zweifel endlich auch dahin gelangt, die Anerkennung Rußlands, ja, dessen Freundschaft — diese selbstverständlich auf ganz anderer Basis, als sie bis zum 19. September 1883 bestanden hatte — zu erringen.

Während aber Stambulow in aller Stille seine Fäden spann und den großen Zielen, die er im Auge hatte, entgegen arbeitete, begann der Fürst eigenwillig die Kreise der bulgarischen Politik zu stören.

* * *

Stambulow erhielt durch vertraute Agenten sehr bald Kenntnis davon, daß der Fürst über die Köpfe seiner Minister hinweg an verschiedene hohe und höchste Persönlichkeiten des Auslandes herangetreten sei, um sie zu einer ihm günstigen Intervention in der Anerkennungsfrage zu bestimmen. In seiner Herzenseinfalt hatte er sich, um nur ein Beispiel herauszugreifen, auch an den Prinzen von Wales, als den Schwager des Zaren Alexander III., in dieser Angelegenheit gewendet, obwohl dem Fürsten, wie aller Welt, bekannt sein mußte, daß der starre Charakter des Zaren für von Verwandten geübte Einflüsse am allerwenigsten zugänglich war. Stambulow sah in derlei heimlichen Schritten des Fürsten anfänglich keine Gefahr für die bulgarische Politik und beruhigte sich vollends bei der Erwägung, daß Ferdinand sich notwendigerweise die Nase bald derart anstoßen werde, um zu der Erkenntnis zu gelangen, daß der Weg durch die Wand für einen Fürsten nicht weniger unpassierbar sei, wie für alle anderen Sterblichen.

Eben damals war es den Bemühungen Stambulows gelungen, dem Fürsten die Möglichkeit zu schaffen, daß er eine Prinzessin aus einem westeuropäischen Fürstenhause ehelichte.

Stambulow hatte bei verschiedenen Gelegenheiten dem Fürsten gegenüber eine solche Verbindung als das Mittel bezeichnet, die „Dynastie der Koburger" in Bulgarien feste Wurzel treiben zu lassen. Fürst Ferdinand hatte zu solchen und ähnlichen, auf die „Dynastie der Koburger" bezüglichen Bemerkungen stets beifällig genickt. Als aber Stambulow eines Tages, zu einer Zeit, da die Vermählung des Fürsten mit der Prinzessin Maria Louise von Parma schon unmittelbar bevorstand, wieder von der „Dynastie der Koburger" sprach, warf der Fürst mit Heftigkeit ein: „Sprechen Sie nicht von meiner Dynastie in Bulgarien. Ich bitte Sie: eine Dynastie von heute auf morgen! Helfen Sie mir zur offiziellen Anerkennung, dann wollen wir weiter reden. Ich muß sie haben! Ich muß sie haben!"

Diese Bemerkung gab zu denken. Im Zusammenhalte mit früheren Geschehnissen, von welchen Stambulow, wie bereits erwähnt, die Kunde war zugetragen worden, ließ sich mit einiger Sicherheit darauf schließen, daß der Fürst auf seiner Brautfahrt sich zu allerlei auf seine Machtstellung in Bulgarien bezughabenden Versprechungen habe hinreißen lassen, welche zu erfüllen er jetzt alle Hebel in Bewegung zu setzen entschlossen sei. Daß er bei Verfolgung derartiger Absichten keinerlei Rücksicht auf Bulgarien und die daselbst bisher mit so unverkennbarem Erfolge verfolgte Politik nehmen werde, mußte bei dem Charakter des Fürsten für jeden, der ihn kannte, von vorneherein feststehen. Stambulow war daher auch keineswegs überrascht, als man ihm hinterbrachte, der Fürst habe sich bei irgend einer an sich ge-

ringfügigen Gelegenheit einem seiner Vertrauten gegenüber in wütendem Zorne, und, wie es bei Anlässen dieser Art seine Gewohnheit ist, mit den Füßen stampfend, geäußert: „Ich bin es satt, ein Instrument in den Händen dieser Halbwilden zu sein ..... Ich will regieren, nicht regiert werden ..... Hundertmal lieber von Rußland abhängig, als von diesen .....“

Unter solchen Umständen ist es nicht wunder zu nehmen, daß die Beziehungen zwischen dem Fürsten und seinem ersten Minister sich bald trübten und dann rasch immer unfreundlicher und endlich gänzlich unleidlich wurden. Mit jedem Tage deutlicher trat das Bestreben des Fürsten hervor, sich des ihm unbequem gewordenen Stambulow, von welchem mit Sicherheit anzunehmen war, daß er sich jedem Schritte, der die bulgarischen Interessen schädigen könnte, mit Entschiedenheit widersetzen werde, so schnell, als es sich irgend thun ließ, zu entledigen. Daß er selber, und auf sich allein gestellt, in Bulgarien nichts weiter sein würde, als ein hilfloser Spielball in den Händen der Parteien, ein Fürst, hinter dem kein Volk steht, das übersah Ferdinand dabei vollkommen. Seine maßlose Eitelkeit bestärkte ihn immer mehr in dem Wahne, daß alles, was ringsum für Bulgarien geschehen, im Grunde doch sein ureigenstes Werk sei, und daß es ihm daher auch ohne Stambulow an blendenden Erfolgen keineswegs fehlen könne.

Am liebsten hätte der Fürst schon damals mit Stambulow schroff gebrochen. Aber den Mut, dem Schöpfer der bulgarischen Geschichte der letzten Jahre schlankweg ins Gesicht zu sagen: „Stambulow, ich will jetzt meine eigenen Wege gehen — gehen Sie die Ihrigen,“ vermochte er doch nicht aufzubringen, und so zog Ferdinand ein anderes, seiner ganzen Charakteranlage besser entsprechendes Mittel vor, um Stambulow vom Halse zu bekommen. Dieses Mittel bestand darin, daß der Fürst mit jedem Tage widerwilliger den Ratschlägen seiner Minister folgte und immer dickköpfiger auf seinem jeweiligen selbstherrlichen Willen bestehen blieb. Das mußte notwendigerweise zu unangenehmen Reibereien und ärgerlichen Szenen führen und — der Fürst wußte sehr wohl, daß Stambulow nicht der Mann war, derlei lange ruhig über sich ergehen zu lassen. — Die Liebediener des Fürsten haben die Sache später so darzustellen versucht, als wäre Stambulow aus gekränkter Eitelkeit mit dem Fürsten in Zwiespalt geraten. Nichts könnte unrichtiger sein! Stambulow sah das Werk, das er in langen Jahren angestrengter Thätigkeit mühsam aufgebaut, durch den Egoismus des Fürsten gefährdet, er sah den Fürsten Wege einschlagen, die unmöglich zum Heile Bulgariens führen konnten, und dem aus allen Kräften sich zu widersetzen, war er, was immer auch kommen mochte, fest entschlossen. Niemand sollte je sagen dürfen, daß Stambulow, um einem

Fürsten gefällig zu sein, mit verschränkten Armen zugesehen habe, wie man sein Vaterland ins Unglück stürzte. —

Im November 1893, nachdem Stambulow schon mehrmals nahe daran gewesen war, seine Entlassung zu nehmen, kam es endlich zu einem so überaus heftigen Auftritte zwischen dem Fürsten und dem auf dessen gegebenes Wort hinweisenden Stambulow, daß dieser, aus dem Palaste heimgekehrt, sich hinsetzte und sein Entlassungsgesuch zu Papier brachte. Zwei Stunden später befand sich dieses in den Händen des Fürsten, und Stambulow harrte nun der Erledigung, überzeugt, daß ihm dieselbe die Erlösung aus einem Verhältnisse bringen werde, das völlig unhaltbar geworden war. Aber Tag um Tag verrann, ohne daß die Entscheidung des Fürsten erfolgt wäre.

Es ist gewiß nicht dem blinden Zufalle zuzuschreiben, daß eben damals — am zweiten Tage nach Überreichung des Entlassungsgesuches — eine in Sofia ansässige Persönlichkeit, deren Beziehungen zu der russischen Regierung offenkundige sind, bei Stambulow erschien, um ihm eine sehr bedeutende Jahresrente — hunderttausend Francs — dagegen anzubieten, daß Stambulow seinen Wohnsitz im Auslande nehme und auf jede fernere Einmischung in die bulgarischen Angelegenheiten für immer verzichte. Es ist nur selbstverständlich, daß Stambulow diesen Antrag mit der Entrüstung eines ehrlichen Mannes von sich wies.

Am vierten Tage nach Überreichung des Entlassungsgesuches, dem zweiten nach dem eben geschilderten Ereignisse, wurde Stambulow zum Fürsten berufen. Der Minister erwartete heftige Vorwürfe, erneute Hinweise auf die hohe, unantastbare Stellung eines Herrschers, schlecht verhüllte Drohungen — aber nichts von alledem geschah. Lächelnd und mit ausgestreckten Händen kam der Fürst seinem Minister entgegen. Wie Stambulow sich könne in den Sinn kommen lassen, zu glauben, der Fürst werde seinen treuesten Berater so ohne weiteres ziehen lassen? Bulgarien könne Stambulows Dienste nicht missen und er — der Fürst — dürfe darum nicht daran denken, dem Entlassungsgesuche stattzugeben. Stambulow dürfe all sein Leben lang auf den Dank des Fürsten, wie auf dessen vollste Gnade rechnen — kleine Meinungsverschiedenheiten, die nun einmal, wie ärgerlich sie auch momentan seien, nicht zu vermeiden wären, würden daran nichts ändern .....

Stambulow wußte ganz genau, was er von diesen Versicherungen zu halten hatte. Wären sie aus dem Herzen des Fürsten geholt worden, so hätten nicht vier Tage vergehen müssen, ehe sie von den Lippen flossen. — Trotzdem hielt es Stambulow für seine Pflicht, die schon aus der Hand gelegten Zügel der Regierung neuerdings aufzunehmen. Er that dies in-

dessen schon in der festen Überzeugung, daß der Fürst nur auf eine günstige Gelegenheit (die Entbindung der Fürstin stand damals noch bevor!) lauere, sich seiner zu entledigen.

Wochen vergingen nun, ohne daß es zu erheblicheren Dissonanzen gekommen wäre. Bestand Stambulow in irgend einer Sache entgegen dem Willen des Fürsten auf seiner Ansicht, so kniff der Fürst die Lippen zusammen und erledigte den betreffenden Gegenstand hastig, um nie mehr darauf zurückzukommen ..... Aber jedesmal nach solchen widerwillig erteilten Zugeständnissen kam der Fürst unter schweren Seufzern auf die noch immer fehlende Anerkennung seitens Rußlands zu sprechen. Es war, als hoffte er, Stambulow durch Nachgiebigkeit für seine Pläne zu gewinnen.

Am 18. (30.) Januar 1894 erfolgte die Niederkunft der Fürstin: ein Prinz und Thronfolger wurde geboren. Entgegen von verschiedenen Seiten erfolgter Einsprache überhäufte der Fürst in seinem Vaterstolze den Neugeborenen mit Gnadenbezeugungen, die, wenn im Schoße uralter Herrschergeschlechter geübt, schon eines komischen Beigeschmackes nicht entbehrt hätten, in den engen Verhältnissen des bulgarischen Hofes aber geradezu lächerlich waren. Nach der Entbindung erkrankte die Fürstin nicht unbedenklich, und der Fürst war trostlos darüber; denn er sah damit alle seine stolzen Pläne gefährdet. Endlich genas die Fürstin, und der Fürst geleitete sie nach Österreich. Auf der Rückreise hatte Ferdinand wieder mit verschiedenen Persönlichkeiten geheime Besprechungen. Es scheint, daß er aus denselben ganz gewaltigen Mut für die Zukunft schöpfte, denn bald nachher rückte er auch Stambulow gegenüber mit den abenteuerlichen Plänen heraus, welche sich in seinem Kopfe festgesetzt hatten.

Was der Fürst in der Unterredung, in welcher dies geschah, sprach, giebt so recht den Schlüssel für die Ereignisse, welche sich später in Bulgarien abspielten. Es soll demnach das betreffende Gespräch zwischen dem Fürsten und Stambulow hier möglichst wortgetreu wiedergegeben werden.

Nachdem er mit Stambulow die laufenden Geschäfte des Tages erledigt hatte, begann der Fürst davon zu sprechen, mit welcher Unzufriedenheit ihn die Lage erfülle, in welcher er sich in Bulgarien befinde. Er, der Sohn eines uralten vornehmen Hauses, das mit den höchsten Herrscherfamilien Europas vielfach verschwägert ist, sei heute nichts weiter, als ein Fürst „von des Zufalls Gnaden". Irgendeine politische Konstellation, die dies Rußland, oder auch einem anderen Großstaate wünschenswert erscheinen lasse, und man treibe ihn ohne viel Federlesens aus dem Lande. Das sei ein unwürdiger Zustand, und er sei es seinem Sohne schuldig, daß demselben so bald wie möglich dauernd abgeholfen werde. — Stambulow kannte diese Weise von früheren Unterredungen her. Er erkundigte sich, wie der Fürst

sich die „Abhilfe“, von der er gesprochen hatte, vorstelle? Darauf der Fürst: „Ich habe Gelegenheit gehabt, mit verschiedenen Persönlichkeiten über diesen Gegenstand zu sprechen, und man hat mir die verschiedensten Ratschläge erteilt. Ich möchte aber Ihre Ansicht hören.“

Stambulow: „Nun wohl, Königliche Hoheit: Meine Ansicht ist, daß sich in dieser Sache nichts überstürzen läßt. Der einzig richtige Weg scheint mir zu sein, daß man in Ruhe und Geduld die Entwickelung der Dinge abwartet und sich einstweilen darauf beschränkt, jede Gelegenheit, die eigene Position zu verstärken, möglichst zu benützen.“

Der Fürst: „Es dauert mir zu lange, Stambulow. Jahre lang habe ich geduldig gewartet — jetzt aber bin ich pressiert.“

Stambulow: „Ich habe nur nochmals zu wiederholen . . . . .“

Der Fürst: „Daß sich nichts überstürzen läßt . . . . . Das predigen Sie mir seit sieben Jahren. Ich habe aber in dieser Zeit die Überzeugung gewonnen, daß, wenn wir auch noch weitere sieben Jahre geduldig zuwarten, sich in der Sache nichts wesentliches ändern wird. Ich bin des Abwartens nun gründlich überdrüssig. Lassen Sie uns die Sache ohne Voreingenommenheit nach der einen oder anderen Seite hin besprechen: Was würden Sie sagen, wenn ich mich entschlösse, mich Rußland zu nähern? Das scheint mir die natürlichste Art, der Lösung der Frage näher zu kommen.“

Stambulow: „Wenn Sie mit leeren Händen kommen, wird man Sie zurückweisen.“

Der Fürst: „Vielleicht! — Gewiß aber dann nicht, wenn ich mich zu ein paar kleinen Zugeständnissen verstehe.“

Stambulow: „Mit kleinen Zugeständnissen werden Sie gewiß nichts erreichen.“

Der Fürst: „Nun denn mit größeren! Was, zum Donner, kommt denn auf ein bißchen mehr oder weniger an, wenn ich nur meinen großen Zweck erreiche! Sehen Sie, ich allein habe ja alles in Geduld ertragen, wenn auch manches schmerzhaft war; jetzt aber habe ich eine Frau und einen Sohn, da liegt die Sache für mich anders, und ich muß daran gehen, mein Haus zu bestellen . . . . . Ich meine ja natürlich nicht, daß wir uns deshalb den Russen gleich vollständig in die Arme werfen sollen — aber andererseits kann ich kein Bedenken dagegen finden, daß wir uns dem Reiche, dem Bulgarien ja thatsächlich so vieles verdankt, so gefällig erweisen, als es uns irgend möglich ist.“

Stambulow: „Sie kennen eben die Leute an der Newa nicht so genau, wie ich sie kenne: bietet man ihnen den kleinen Finger, so fassen sie sofort nach der ganzen Hand.“

Der Fürst: „Nein, man wird sich mit wenigem zufrieden geben, und uns — ich weiß es — mit offenen Armen empfangen."

Stambulow: „Wer Ihnen das gesagt hat, will Sie entweder absichtlich irreführen, oder ist mit den bestehenden Verhältnissen nur sehr ungenügend vertraut."

Der Fürst: „Nicht doch! Ich darf meiner Sache völlig sicher sein. — Es würde sich alles verhältnismäßig leicht und zu aller Zufriedenheit machen lassen — leider aber sind Sie ein fanatischer Russenhasser."

Stambulow: „Herr, dieser Haß hat für einen Bulgaren historische Berechtigung!"

Der Fürst: „Gehabt — ja! Aber die Zeiten ändern sich, und in ihnen die Menschen ..... Mein Gott, ich kann Ihnen das alles nicht so eingehend erklären. Aber glauben Sie mir, der Zar ist nicht mehr der, der er einmal war. Die Zeit hat ihn milder und zugänglicher gemacht. Auch habe ich einflußreiche Freunde am russischen Hofe."

Stambulow: „Sie vergessen, daß man mir russischerseits Millionen geboten hat, wenn ich Sie aus dem Lande brächte — und das ist noch gar nicht lange her!"

Der Fürst: „Was beweist das? Ich war Rußland unbequem, und man wollte mich aus dem Lande haben; in Zukunft aber will ich Rußland so viel ich kann zu willen sein, und man wird daher froh sein, wenn ich bleibe. Nein, nein, man wird gegen ein Entgegenkommen nicht unempfänglich sein ..... Und ich brauche Rußland dringender, als Sie sich vorstellen können! Denn, um ganz offen mit Ihnen zu sprechen: die Anerkennung ist nicht mein letztes Ziel."

Stambulow: „Ich denke, dieses Eine Ziel ist schon so weit gesteckt, daß Sie nach keinem weiteren zu verlangen haben. Wonach könnten Sie sonst noch streben?"

Der Fürst: „Mein Gott, es ist so naheliegend — ich wundere mich, daß Sie als bulgarischer Patriot nicht selbst auf den Gedanken gekommen sind! Serbien und Rumänien haben uns das Beispiel gegeben. Beide waren unbedeutende Fürstentümer; jetzt sind sie Königreiche, deren Stimme in Europa gehört wird. Glauben Sie, daß ich allein Lust habe, als Fürst hinter dem Zaun mit meiner Nachkommenschaft eine wenig beneidenswerte Existenz zu führen?"

Stambulow: „Wie? Sie können daran denken, sich zum König ...."

Der Fürst (lächelnd): „Gemach! — Das sieht so aus, als stünde ich schon vor der Königskrönung. Bis dahin ist noch ein weiter Weg. Ich will Ihnen nur andeuten, wohin ich — nicht heute und nicht morgen, aber doch in absehbarer Zeit — zu gehen gedenke ..... Sie begreifen

nun, daß ich die Anerkennung haben muß um jeden Preis. Bin ich einmal anerkannt, so sollen Sie sehen, wie ich alle übrigen Schwierigkeiten wegblase; denn alles andere ist Nebensache ..... Und nun sagen Sie mir: wollen Sie mir helfen?"

Stambulow, grenzenlos überrascht, ließ diese letzte Frage wiederholen, ehe er antwortete. Dann aber sagte er im entschiedensten Tone ungefähr folgendes:

„Ich kann und darf Ihnen nicht verhehlen, Königliche Hoheit, daß die Idee von dem Königreiche Bulgarien, zum mindesten wie jetzt die Dinge liegen, nichts weiter ist, als ein Nebelschloß, erbaut im Mondschein. Ich will mir eine Hand abhacken lassen, wenn es Ihnen gelingt, die Anerkennung Rußlands zu erringen, ohne daß Sie gewaltige Opfer bringen. Nur, wenn Sie freiwillig alles dahingeben, wenn Sie Ihre äußere Politik in die Hände des Zaren legen, wenn Sie Rußland den Einfluß auf unsere Armee zurückgeben und mit ihm einen Militärvertrag für alle Eventualitäten abschließen, mag es Ihnen gelingen, beim Zaren Gnade zu finden. Aber auch wenn Sie dies alles thun würden und thun könnten, werden Sie niemals König von Bulgarien werden — niemals, so lange es einen Zaren in Rußland und einen Großsultan in der Türkei giebt!"

Der Fürst fuhr nach diesen Äußerungen Stambulows nicht auf, wie wohl hätte erwartet werden können, sondern begnügte sich damit, überlegen zu lächeln. Schließlich sagte er:

„Ich kann Ihnen unmöglich alles sagen, überlegen Sie sich aber die Sache noch einmal."

Stambulow bemerkte hierauf:

„Es scheint mir, daß es mein Recht als Leiter der bulgarischen Politik wäre, alles zu wissen, was auf diese Bezug hat."

Der Fürst ließ diese Bemerkung unbeachtet, und so erübrigte Stambulow nichts, als sich zurückzuziehen.

Da die vorstehend wiedergegebene Unterredung unzweifelhaft festgestellt hatte, daß Stambulows Politik nicht mehr die des Fürsten war, hätte Stambulow eigentlich ohne weiteres Zögern sein Demissionsgesuch überreichen und auf dessen Bewilligung bestehen müssen. Aber der Steuermann verläßt nicht gerne seinen Platz, wenn er den Sturm heranbrausen sieht. So blieb auch Stambulow vorläufig noch auf seinem Posten. Obwohl überzeugt, daß der Fürst durch bloße Überredung nicht mehr von seinen phantastischen Ideen abzubringen sei, unterzog sich Stambulow doch der Mühe, in einem längeren Memorandum auseinanderzusetzen und umständlich zu beweisen, was er dem Fürsten schon in kurzen Worten klarzulegen versucht hatte. Am Schlusse dieses Schriftstückes wies Stambulow

darauf hin, daß es eigensüchtige Motive seien, welche diejenigen leiteten, die den Fürsten so gefährliche Wege führen wollten; der Rat dieser Leute aber könne unter Umständen Bulgarien, wie auch dem Fürsten teuer zu stehen kommen.

Wie vorauszusehen war, blieb dieser Mahnruf ohne jede Wirkung. Aller Wahrscheinlichkeit nach hat Fürst Ferdinand das Aktenstück gar nicht gelesen, wie es ja überhaupt seine Gewohnheit ist, Einreden gegen seine Wünsche und Absichten, wo es irgend angeht, zu ignorieren.

Nur wenige, aber sehr fatale Tage noch hatte Stambulow das Martyrium seiner Ministerpräsidentschaft zu tragen — dann kam die Erlösung. Sie kam in der Weise, wie der Fürst es gewünscht hatte: d. h. nicht er mußte Stambulow den Stuhl vor die Thüre stellen, sondern Stambulow zog sich selbst zurück, als ihm — nach all' dem Vorerwähnten! — gesagt wurde, der Fürst sei entschlossen, die Regierungsgeschäfte in Zukunft selbst zu leiten. —

* * *

Nachdem der offizielle Jubel der Anhänger des „neuen Regime", wie der private Jubel derer, die Stambulow sich im Dienste des Fürsten zu Feinden gemacht hatte, verrauscht war, ging die neuernannte Regierung an ihre „reformatorische" Arbeit.

Am eiligsten hatte man es damit, den Sympathiebeweisen für Rußland Ausdruck zu geben. Allein diese Eilfertigkeit erntete geringen Dank. Die Annäherungsversuche des Fürsten wurden kühl und unhöflich zurückgewiesen, und die Regierung — oder besser: der Fürst, denn dieser regierte fortab, und nicht die Marionetten, die er in sein Kabinett berufen hatte — sah sich bald gezwungen, vor aller Öffentlichkeit einen schmählichen Rückzug anzutreten. Man sah sich sogar, wenn auch ungern, zu der Erklärung veranlaßt, daß die Haltung der Zankowisten an Hochverrat grenze und die völlige Unkenntnis der wahren Verhältnisse Bulgariens bekunde. — Was aber thaten die Zankowisten anderes, als daß sie aus der Haltung der Regierung und ihres Oberhauptes die ganz natürlichen Konsequenzen zogen? . . . . . Es ist im übrigen unnötig, hier auf alle Phasen der wahrhaft blamablen Regierungsexperimente hinzuweisen, welche die Zeit unmittelbar nach Stambulows Rücktritt kennzeichnen. Die Geschichte dieser Zeit ist in ihrer ganzen Lächerlichkeit aller Welt noch wohl in Erinnerung.

Die Vorbereitungen zu den Sobranjewahlen wurden von Beginn an mit großem Eifer betrieben. In ganz Bulgarien stieß man auf harmlos rundreisende Minister und endlich ließ sich sogar der Fürst herbei, in eigener Person „Stimmung" zu machen. Trotzdem wurde immer aufs neue wieder-

holt, das Ministerium übe nicht den geringsten Nachdruck auf die Wähler aus, es lasse den Dingen einfach ihren Lauf. — Man weiß heute auch schon im Auslande, was von dieser Versicherung zu halten ist, wenn man auch noch nicht den ganzen Umfang des fürchterlichen Druckes kennt, der bis zur Wahl von oben herab auf das bulgarische Volk ausgeübt worden ist. Stambulow wird nachgesagt, daß er einer der rücksichtslosesten „Wahlmacher“ gewesen sei, die es jemals gegeben habe. Die solches behaupten vergessen aber hinzuzufügen, daß Stambulow, wenn er in Wahlzeiten ein eisernes Regiment führte, unbequeme Präfekten absetzen und durch gefügige Individuen ersetzen ließ oder widerwillige Gemeindevertretungen beseitigte, immer nur im Interesse des Landes handelte, dem er diente. Die jetzigen bulgarischen Minister aber, die auf ähnliche Weise vorgingen, indem sie sich auf das von Stambulow gegebene Beispiel beriefen, handelten dabei keineswegs im Interesse des Landes, sondern ausschließlich in dem ihres Brotherrn, des Fürsten. Der Fürst aber, ihr Auftraggeber, hat, wie jeder weiß, der diesen zu Fleisch gewordenen Egoismus kennt, bei allem, was er thut oder thun läßt, immer allein sein persönliches Interesse im Auge.

Die Wahlen fielen im Sinne der Regierung, d. h. des Fürsten aus, und man versäumte nicht, das vor Europa als einen großen Erfolg der bulgarischen Regierungskunst auszuposaunen zu lassen. Man hatte natürlich lange vor den Wahlen erkannt gehabt, daß die russenfeindliche Politik Stambulows nicht dem Willen des Volkes entspreche, und der Ausfall der Wahlen bestätige nur, daß man damals recht gesehen. — Wie aber ist dieser „große Erfolg“ zustande gekommen? Das Ausland würde schaudern, wenn es auch nur zum Teile die unerhörten Gewaltthaten kennte, die im Sinne des Fürsten, ja, zum Teile wenigstens, mit des Fürsten Vorwissen, zur Wahlzeit überall verübt wurden, wo man die Befürchtung hegte, daß man auf gütlichem Wege nicht erreichen würde, was zu erreichen man sich vorgesetzt hatte. Der wildeste Despotismus könnte nicht schlimmer vorgehen, als die angeblich „volksfreundliche“, immer nur die Wünsche des Volkes im Auge habende Regierung des Fürsten von Bulgarien damals vorgegangen ist. Zur Wahlzeit war jeder Gensdarm, jeder Soldat, jeder Beamte ein Henkersknecht im Dienste dieser famosen Regierung und der von ihr eingesetzten Präfekten. Mit Kolbenstößen und Peitschenhieben wurden die Leute zu den Wahlplätzen getrieben. Widerhaarige, die sich den Wünschen der Präfekten um keinen Preis fügen wollten, wurden durch wilde Drohungen von Haus und Herd getrieben, andere unbarmherzig bis aufs Blut geprügelt. Einflußreiche Leute, die man auf andere Weise nicht unschädlich zu machen wagte, wurden kurz vor der Wahl fingierter Verbrechen beschuldigt und in Haft genommen. Viele davon befinden sich heute noch in „Untersuchung“,

weil man das Toben fürchtet, mit welchem sie das Land erfüllen würden, falls man sie freiließe. Mancher, der sich gegen die Gewaltakte der Regierungsbeamten auflehnte und auf das durch die Verfassung den Bürgern gewährleistete Recht der freien Meinungsäußerung pochte, kam noch übler weg. Denn die Bravos, welche von den Präfekten unter dem Titel „Wahlagitatoren" in Sold genommen waren, wußten mit Messer und Revolver vortrefflich umzugehen und dem Gewissen dieser Schufte bereitete es keinerlei Unbequemlichkeiten, irgend jemanden durch Schuß oder Stich aus dem Wege zu räumen. In mehreren Ortschaften kam es zu Aufruhr und wilder Empörung; in allen solchen Fällen thaten aber die Truppen „ihre Schuldigkeit", indem sie mit Säbeln und Bajonetten in das glückliche Volk des Fürsten Ferdinand einhieben. — Alle diese Dinge wurden natürlich totgeschwiegen, so gut sich derlei eben totschweigen läßt. Der Fürst aber wußte darum und billigte ganz unverhohlen das Vorgehen „seiner Leute".

„Im Kriege ergeht es auch manchem schlimm," sagte er gleichmütig, als man ihm meldete, der Ortsvorsteher eines Dorfes bei Bubnitza sei von einem Unteroffizier am Wahltage an die Wand gespießt worden.

Und das ist ein treffendes Wort des zukünftigen Königs von Bulgarien. Bei den Wahlen, wie im Kriege ergeht es manchem schlimm — und das Unheil macht manchmal nicht einmal vor den Herrschern Halt!

Der Fürst, dem seine Höflinge Potemkinsche Dörfer zu zeigen verstehen, hat nicht die entfernteste Vorstellung von der Riesensumme von Haß, die sich seit der Wahlzeit gegen ihn in dem sonst so gutmütigen bulgarischen Volke aufgetürmt hat. Denn jeder, der diesem Volke übles thut — und ungeheuer viel übles wird täglich von den zuchtlosen Kreaturen der Regierung verübt — wälzt die Schuld auf den Fürsten ab: Der Fürst hat es so angeordnet, der Fürst befiehlt es, der Fürst will es so . . . . .

Rußland sah selbstverständlich dem allen keineswegs mit verschränkten Armen zu, sondern machte sich die Lage, welche die Verblendung des Fürsten geschaffen hat, sofort schlau zu Nutzen. Allerorts in Bulgarien begaben sich russische Agenten an die Arbeit: als Händler mit Kramwaren für die Weiber, als Roßtäuscher oder Gaukler ziehen sie von Dorf zu Dorf und wühlen gegen den Fürsten unter dem im Guten, wie im Bösen leichtgläubigen, vertrauensseligen Volke. So wurde dem Fürsten, der ohne nach rechts oder nach links zu sehen, mit verbohrtem Eifer an der „Festigung seiner Dynastie" arbeitete, langsam der bulgarische Boden unter den Füßen gelockert, und der Zusammenbruch der kernfaul gewordenen Herrlichkeit stand schon näher in Aussicht, als der Fürst oder irgend jemand in seiner Umgebung ahnen mochte. Da kam eine unerwartete Wendung: Der unerbittliche Gegner des Fürsten, Zar Alexander III., erkrankte schwer. Wenige Tage

nach dem Einlaufen der ersten alarmierenden Nachrichten wußte man am bulgarischen Hofe schon, daß Alexander rettungslos verloren, daß sein Hinscheiden innerhalb der kürzesten Zeit zu gewärtigen sei. Nun, da der blinde Zufall dem Fürsten zu Hilfe kam, setzte dieser alle seine Hebel in Bewegung. Er wußte, daß der Thronfolger Nikolaus ihm seit jeher gut gesinnt war und suchte diesem sich und seine Angelegenheiten in jeder möglichen Weise in freundliche Erinnerung zu bringen. Solange Alexander III. atmete, war ein günstiger Erfolg dieser Bemühungen natürlich nicht zu verzeichnen. Die von dem Fürsten an den Großfürsten-Thronfolger gerichteten Briefe und Depeschen blieben durchweg unbeantwortet. Da starb Alexander III. Der Fürst zögerte nicht, sein „Beileid" in möglichst ostentativer Weise kund zu geben, und nun ließ der langersehnte Erfolg nicht länger auf sich warten: Der junge Zar erwiderte die Beileids-Depesche des Fürsten mit freundlichem Danke.

War auch dieser Dank des Zaren Nikolaus nicht an den Fürsten von Bulgarien, sondern einfach an den „Fürsten Ferdinand" gerichtet, so wurde er doch vom Fürsten mit Jubel aufgenommen: war doch damit bewiesen, daß man ihn in Rußland, für das er so lange Zeit tot gewesen, wieder zu den Lebenden zählte! — In der Freude seines Herzens verkündete er die große Neuigkeit sofort allen Völkern durch die bulgarische Presse, wie durch Telegramme, welche die offiziöse bulgarische Telegraphen-Agentur „Agence Balcanique" in alle Welt versandte. Da der Fürst nie eine Gelegenheit vorübergehen läßt, ohne einem, wenn auch schon am Boden liegenden Gegner einen Eselstritt zu versetzen, so knüpfte er in den erwähnten Mitteilungen an die Bemerkung, daß man nun die Überzeugung schöpfen dürfe, es werde sich der Weg zu einem Einvernehmen zwischen den beiden Staaten wieder eröffnen, den hämischen Nachsatz, daß die bisherigen feindseligen Beziehungen ohne irgend welchen ernsten Beweggrund waren, sondern einzig und allein die Folge „unwürdiger Umtriebe von Seiten gewisser russischer und bulgarischer Intriguanten gewesen seien".

Wer unter den „gewissen bulgarischen Intriguanten" verstanden werden soll, kann nicht einen Augenblick verkannt werden. So lohnt ein Fürst, der sich in seinem Stolze den würdigsten Herrschergeschlechtern der ganzen Welt zur Seite stellt, treue Dienste!

Es ist nicht zu verkennen, daß in den Artigkeitsbezeugungen, welche zwischen dem jungen Zaren und dem Fürsten gewechselt wurden, thatsächlich die ersten Anzeichen einer nicht mehr einseitigen, sondern gegenseitigen freundlichen Annäherung liegen. Jeder bulgarische Patriot dürfte sich dessen freuen, wenn nicht eine alte Erfahrung lehrte, daß bei derlei Annäherungen zwischen Fürsten die Völker in der Regel übel wegkommen. In dem vor-

liegenden Falle wird natürlich das Volk von Bulgarien die Zeche bezahlen, wenn es sich nicht rechtzeitig wahrt. Denn mögen die Gesinnungen des Zaren Nikolaus für den Fürsten Ferdinand noch so freundliche sein, sie werden doch nicht hindern können, daß Rußland die gebotene Gelegenheit, der Freiheit Bulgariens die schönsten Federn auszurausen, sei es nun vor aller Öffentlichkeit, oder auf dem Wege geheimer Verträge mit dem Fürsten, ausgiebig benützt. Nun hat allerdings der Fürst vor noch nicht allzulanger Zeit verkünden lassen, daß seine Regierung „in erster Linie die Unabhängigkeit Bulgariens unter der Dynastie des Fürsten Ferdinand schütze". Allein man weiß, was man von derlei Versicherungen aus diesem Munde zu halten hat, und man wird sie insbesondere unter den gegenwärtig in Bulgarien gegebenen Verhältnissen auf ihren richtigen Wert zurückzuführen verstehen. Denn was ist dem Fürsten Ferdinand die Unabhängigkeit Bulgariens, wenn seine persönliche Machtstellung dagegen in Frage kommt! Ohne mit der Wimper zu zucken, würde er ruhig einen nach dem anderen von den mit so schwerer Mühe errungenen politischen Vorteilen dahingeben und dem Lande die schwersten Opfer auferlegen, wenn man das einerseits von ihm als Preis begehrte, und wenn ihm andererseits gestattet wäre, in Bulgarien ganz nach seinem Belieben zu schalten und zu walten.

Das letztere ist nun aber, dem Himmel sei Dank, keineswegs der Fall. Es könnte, wenn es der Fürst auf eine Kraftprobe wollte ankommen lassen, leicht zu Tage treten, daß seine Macht und sein Einfluß in Bulgarien nur sehr enge Kreise umspannt. In Wirklichkeit hat nämlich der Fürst niemanden hinter sich, als die Schar der Höflinge, die von seinen Gnaden lebt, und einen Teil der unter seiner Peitsche zusammengejagten Sobranje. Das große Volk hängt ihm nicht an, und ebensowenig steht irgend eine der einflußreichen Parteien an seiner Seite. Am allerwenigsten mögen ihn „seine" Russophilen, welche er für die festeste Säule seiner Herrschermacht in Bulgarien hält. Denn die Russophilen — das sind die reichen Leute — wollen zwar die Freundschaft mit Rußland dauernd aufgerichtet sehen, aber darüber hinaus mögen sie nicht gehen; ihrem Eigennutze würde es ja wenig dienen, wenn Rußland heute wieder, wie in vergangenen Tagen, in Bulgarien als Herr auftreten könnte. Sie denken also nicht daran, Bulgarien an Rußland auszuliefern und würden sich gegen jeden dahin zielenden Versuch entschieden zur Wehre setzen. — Aber auch die Armee, in welcher noch die Traditionen Alexanders v. Battenberg fortleben, wird der Fürst, der ebenso wenig ein hervorragender Soldat ist, als er sich einen hervorragenden Staatsmann nennen darf, niemals für Rußland gewinnen können. Die Armee will bulgarisch bleiben und würde dem Fürsten nicht folgen, wenn er sie russifizieren wollte. — Die Jugend endlich glüht vor

allem für die Freiheit und die Unabhängigkeit Bulgariens. Sie würde sich bei dem ersten Versuche, das Vaterland in die alten Fesseln zu schmieden, erheben, und die große Masse des Volkes mit ihr . . . . . Wollte also auch der Fürst etwas Ernstes gegen Bulgarien und für Rußland thun — es würde ihm nicht gelingen; denn in dieser Sache hat er alle, die sich Bulgaren nennen, gegen sich. Hat Zar Nikolaus die Absicht, den Fürsten mit der so heiß ersehnten Anerkennung zu beglücken, so mag er es immerhin thun — aber an den Rechten und Freiheiten des Landes Bulgarien, wie seiner Bürger darf darum nicht gerüttelt werden, oder es wird sich in Bulgarien ein Kampf auf Leben und Tod entspinnen, und es müßte erst bewiesen werden, ob der Fürst in einem solchen Falle stark genug ist, den Sieg auf seine Seite zu bringen.

* * *

In dem Augenblicke, da diese Blätter zur Presse gehen sollten, hielt die bulgarische Sobranje jene denkwürdige Sitzung ab, in welcher der Ministerpräsident Herr Stoilow seine „Stellung zur äußeren Politik Bulgariens“ erläuterte. Der Tenor der Rede ging dahin, daß Bulgarien im Sinne des Berliner Vertrages, seine Aufgabe auf dem Gebiete der äußeren Politik lediglich in der genauesten Verfolgung der Verträge suchen müsse. Stambulow sei nicht wegen auswärtige Angelegenheiten betreffender Fragen, sondern allein wegen seiner inneren Politik gestürzt worden. (!?) Bulgarien habe seine vornehmste Aufgabe darin zu suchen, durch eine dem Fortschritte dienende innere Politik den Mächten Vertrauen und Achtung abzugewinnen, dann würden auch die Erfolge der äußeren Politik nicht ausbleiben. Anders, wie allen anderen Mächten, stehe Bulgarien Rußland gegenüber. Der Fürst habe nichts gethan, um die Kluft, welche zwischen den beiden Reichen gähnt, zu erweitern. Es gäbe auch keinen Grund, der sie, die durch so viele gemeinsame Interessen verbunden seien, dauernd trennen könnte. Stoilow gab sodann im Namen der Gesamtregierung das Versprechen, alles daranzusetzen, um freundschaftliche Beziehungen zwischen Bulgarien und Rußland herzustellen. Seine Politik werde keine Gefahren herbeiführen, wie dies von mancher Seite behauptet werde . . . . . . Abenteurer und fremde Journalisten hätten sich wiederholt als Träger unannehmbarer russischerseits gestellter Bedingungen ausgegeben und viel Irriges verbreitet. Seine Überzeugung sei, daß Rußland nur zu einem selbstständigen Bulgarien normale Beziehungen unterhalten könne. Die kompetente Person für Entscheidung dieser Frage sei jedoch der Fürst selbst, der auch gemäß der Verfassung das Land nach außen hin vertrete. Alle Bulgaren seien von der Notwendigkeit der Freundschaft zu Rußland durch-

drungen ..... Nach dieser Rede des Ministers hielt ein Sozialist eine Kontrarede. Als der Redner aber aussprach, er könne keinen Vorteil für Bulgarien in dem Frieden mit Rußland sehen, so lange dort nicht eine Verfassung eingeführt sei, da brüllten die Mitglieder der wackeren „Volksvertretung" Bulgariens von des Fürsten Gnaden „Schmach", „Schande" und „Hinaus". — Das Resultat der Abstimmung über die von Stoilow gestellte Vertrauensfrage konnte bei dieser Art „Volksvertretung" natürlich keinen Augenblick zweifelhaft sein: man entschied sich mit weitaus überwiegender Majorität für Gutheißung von Stoilows äußerer Politik.

Der Leser der vorliegenden Blätter wird vielleicht bemerkt haben, daß der Verfasser sich bisher in Nennung von Namen auf das Notwendigste beschränkt hat: So wurde auch der Name des derzeitigen bulgarischen Ministerpräsidenten, ehe von dessen eben zitierter Rede gesprochen wurde, nicht ein einziges Mal erwähnt. Jetzt aber, da Herr Stoilow sich nicht scheut, sich vor aller Öffentlichkeit in solcher Weise zu prostituieren, soll nicht länger verschwiegen werden, daß er es war, der bei den unerhörten Vorgängen, welche die letzte Wahlkampagne in Bulgarien kennzeichnen, als oberster Scherge des fürstlichen Willens fungierte. Und dieser selbe Mann wagt es, als einen großen Erfolg zu preisen, daß die von ihm zusammengepeitschte Sobranje seiner Politik Beifall klatscht! — Herr Stoilow hätte noch um einen Schritt weitergehen dürfen: er hätte ungescheut einräumen können, daß die Zurückberufung der russischen Offiziere und die Verletzung des bulgarischen Territoriums keineswegs ausgeschlossen, sondern vielmehr nur eine Frage der allernächsten Zeit seien — und diese Sobranje, diese servilen Knechte des Fürsten und seiner Regierung hätten ohne Zweifel auch dann mit Jubel seine Politik gutgeheißen.

Es lohnt sich nicht der Mühe, auf die Ausführungen Stoilows näher einzugehen. Jeder, der die thatsächlich bestehenden Verhältnisse kennt, weiß, daß sie nichts mehr sind, als ein Gewebe aus unverschämten Verdrehungen und offenkundigen Lügen; und dieses Gewebe wurde nicht einmal sonderlich schlau ausgearbeitet. Überall sieht des Fürsten plumpe Hand hindurch. Von Stoilow selbst mag allein der Satz sein, daß die kompetente Person, zur Entscheidung der Frage, ob Rußland thatsächlich nur zu einem selbständigen Bulgarien normale Beziehungen unterhalten könne, allein der Fürst sei, der gemäß der Verfassung des Landes dasselbe nach außenhin vertrete. Dieser Satz aber ist nichts anderes, als eine von den Rückendeckungen, welche sich Stoilow als ein würdiges Mitglied der gegenwärtigen bulgarischen Regierung zu schaffen weiß.

Man glaubt, wie aus der Rede Stoilows hervorgeht, die Anerkennung Rußlands schon in der Tasche zu haben und man berauscht sich in dem

Glücke darüber. Allein es ist noch eine Frage, ob, wenn die Anerkennung eine vollzogene Thatsache sein wird, diese wirklich dem Fürsten zum Heile gereichen wird. Denn, abgesehen von eventuellen fatalen Bedingungen, die Rußland aller Wahrscheinlichkeit nach daran knüpfen mag, würde das Einlenken Rußlands den Fürsten nötigen, die Emigranten zurückzurufen. Und unter diesen befinden sich viele, mit denen der Fürst unmöglich lange wird in Frieden leben können. Wie erinnerlich, hat einer der Emigranten erst vor wenigen Monaten im Namen aller seiner Schicksalsgenossen erklärt, daß sie den Fürsten Ferdinand niemals anerkennen würden und nach wie vor seine Entfernung verlangten. Die veränderte Lage in Rußland wird nun allerdings auch eine Wandlung in dem äußeren Verhalten der bisherigen Kostgänger Rußlands hervorbringen; doch aber würde der Fürst gegebenen Falles sehr bald finden, daß in allen ernsten Lagen mit diesen Elementen überaus schwer zu verkehren ist. — Mit den anderen würde auch Dragan Zankow wieder in Bulgarien einkehren, und dieser alte Verschwörer läßt sich, wenn es ihm einmal gelingt, seine Hand in etwas zu stecken, nicht so leicht wieder abschütteln. Bisher hat es Zankow Vergnügen gemacht, zu sehen, wenn Ferdinand sich grimmig ärgerte, und nur aus diesem Grunde warf er dem Fürsten „Parteibeschlüsse“ an den Kopf, von welchen jeder Zankowist im vorhinein wußte, daß der Fürst ihnen ganz unmöglich nachkommen könnte. Erscheint aber der alte Fuchs innerhalb der bulgarischen Grenzpfähle, so wird er sich alsbald im Sattel zurechtsetzen und den Weg reiten, der ihm gefällt — unbekümmert darum, was der Fürst dazu sagen wird. — Das Geschenk des Zaren Nikolaus wird demnach immer einige Schattenseiten haben — auch für den nach der Anerkennung so heiß lechzenden Fürsten.

* * *

In Bulgarien konnte man noch vor kurzem von den verschiedensten Seiten die Befürchtung aussprechen hören, der Fürst werde nicht eher vom Schauplatze verschwinden, als bis der Staatswagen rettungslos bis an die Achsen im aufgewühlten Kote stecke. Dann werde Rußland kommen und sich nehmen, was ihm noch zu nehmen übrig bleibt. Im gegenwärtigen Augenblicke, wo das Ministerium Stoilow die Welt mit seinem Triumphgeschrei erfüllt, sind allerdings viele von dieser Befürchtung zurückgekommen. Ein Teil aber hängt, trotz der zu erhoffenden Anerkennung Rußlands, noch immer an der früheren Überzeugung. Thatsächlich ist auch keinen Augenblick daran zu zweifeln, daß das Land, wenn man den Fürsten frei schalten und walten ließe, aus den Aufregungen nicht herauskommen würde. Denn mit derselben wütenden Gier, mit welcher der Fürst heute nach der An=

erkennung Rußlands strebt, mit derselben Gier würde er morgen der Königskrone nachstreben. Gelänge es ihm jemals, diese zu erreichen, so würde er alsbald die Jagd nach irgendeinem anderen, jetzt noch gar nicht auszudenkenden Projekte beginnen. Und nach all dem würde er mit der ganzen Rücksichtslosigkeit seines Charakters stürmen, alles zertretend und verwüstend, was ihm im Wege steht .... Zum Glücke für den Frieden des Landes traut man dem Fürsten nicht mehr recht, und man wird ihm immer weniger trauen, je ungenierter er sich im Vertrauen auf die Freundschaft Rußlands geben wird. Das ganze Volk begann sich schon gegen den Fürsten zu ralliieren, kurz bevor Zar Alexander starb. Die „großen Erfolge" des Kabinetts Stoilow haben in diese Ralliierung nur einen momentanen Stillstand gebracht. Aber man wird in den kommenden Tagen wieder dringender das Bedürfnis fühlen, sich enge zusammenzuschließen, und gewiß ist — auch wenn die Regierung des Fürsten in Rußland die merkwürdigsten Erfolge erzielen sollte — der Tag nicht mehr ferne, wo der Fürst sich einer energischen und zielbewußten Fronde gegenüber finden wird. Man würde dann die Arme heben und trotz Rußland den Fürsten aus dem Lande jagen, wenn er es wagte, der Freiheit des Landes oder seiner Bürger Gewalt anzuthun.

Darum und weil man vom politischen Glück nirgends so schnell verlassen wird, als am Balkan, ist wohl auch jetzt, wo die Sonne des Fürsten Ferdinand scheinbar so freundlich leuchtet, die Frage nicht müßig, wer etwa berufen wäre, an seine Stelle zu treten, wenn Ferdinand aufhören würde, Fürst von Bulgarien zu sein.

Und auf diese Frage hat man in Bulgarien längst eine Antwort gefunden. So wie man in bulgarischen Häusern noch heute viel häufiger das Bildnis des Fürsten Alexander als das des Fürsten Ferdinand findet, so hört man auch viel häufiger den Namen Battenberg nennen, als den des regierenden Fürsten. Der Name des „Battenbergers" lebt unvergessen im Volke fort, und da der heldenhafte Alexander durch ein tragisches Geschick den Kämpfen dieser Welt entrückt wurde, denkt man an des Toten Bruder, an den Prinzen Franz Joseph von Battenberg. Und das ist sehr erklärlich. Denn der Prinz hat sich während seines kurzen Aufenthaltes in Bulgarien die Sympathien aller erworben durch sein liebenswürdiges, bescheidenes Auftreten, wie durch seinen ritterlichen Sinn. Von diesem Manne darf man überzeugt sein, daß er niemals und unter keinen Umständen etwas gegen die Interessen derer thun würde, die sich seinem Schutze und seiner Führung anvertrauen. Er würde gewiß niemals nach der Königswürde streben, sondern allein darnach, die Hoffnungen, die ein junges, in der Entwickelung begriffenes Volk auf ihn gesetzt hat, zu erfüllen.

Träte also Fürst Ferdinand zurück und wollte Prinz Battenberg nach Bulgarien kommen, so würde er da nur offene Arme finden. Selbst russischerseits würde dem Prinzen kein Gegner erstehen. Der nun verstorbene Zar soll in seinem letzten Lebensjahre wiederholt geäußert haben, er bedauere es tief, daß er, durch die Verhältnisse gezwungen, so streng gegen Alexander von Battenberg vorgehen mußte, und er sei bereit, wenn Franz Joseph von Battenberg nach Entfernung des Koburgers als Kandidat für den bulgarischen Thron auftreten wolle, dessen Kandidatur zu unterstützen. Es kann als gewiß angenommen werden, daß Zar Nikolaus II. unter den gleichen Bedingungen ebenfalls nicht zögern würde, den Prinzen Battenberg zu fördern.

Einen schlechten Dienst aber würde der Zar dem bulgarischen Volke erweisen, wenn er die derzeit in Bulgarien bestehenden Verhältnisse durch die Anerkennung des Fürsten Ferdinand zu stabilen machte. Denn wenn sich Fürst Ferdinand einmal ganz sicher fühlt, wird er erst ganz seine Rücksichtslosigkeit herauskehren, und der Unruhe und Aufregung wird dann in Bulgarien kein Ende sein. Und da Fürst Ferdinand den Begriff der Dankbarkeit nicht kennt, würde der Zar durch die Anerkennung des Fürsten den Interessen Rußlands ebensowenig dienen, wie denen Bulgariens. Noch hält der mächtige Herr in Petersburg die Entscheidung in seiner Hand: Fällt sie so, wie die große Masse des bulgarischen Volkes es wünscht, so ist Fürst Ferdinand wie eine überreife Frucht, die locker am dürren Stengel hängt. Der nächste stärkere Luftzug wird ihn zu Boden bringen. Dann erst werden die Verhältnisse in Bulgarien eine Wendung zum Besseren nehmen und die „bulgarische Frage“ wird ganz von selbst aus der Welt verschwinden.

* * *

Zum Schlusse noch einige Worte über Ferdinand von Koburg als Menschen.

Vor kurzem ereignete es sich in Serbien, daß die Ansichten des jungen Königs mit denen seines Ministerpräsidenten nicht mehr übereinstimmten. Infolgedessen erbat dieser seine Entlassung. Der König ließ Nicolajevic zu sich berufen und legte ihm die Frage vor, ob nichts seine Absichten erschüttern könne. Da der Ministerpräsident die Frage mit „nein“ beantwortete, nahm der König das Entlassungsgesuch an. Er umarmte den aus dem Amte Scheidenden und erkundigte sich teilnehmend nach den Plänen Nicolajevic' für die Zukunft. Da dem Könige bekannt war, daß sein bisheriger Ministerpräsident kein reicher Mann sei, bot er ihm eine reichlich bemessene Pension an, welche Nicolajevic indessen mit Dank zurückwies.

Zum Schlusse der Audienz umarmte der König nochmals seinen bisherigen Berater und dankte ihm in bewegten Worten für seine dem Wohle des Vaterlandes gewidmeten Dienste.

So der König von Serbien.

Als Stambulow entlassen wurde, hatte der Fürst von Bulgarien kein Wort des Dankes für ihn. Er wurde entlassen wie ein Lakai, der dem Herrn Anlaß zur Unzufriedenheit gegeben hatte. Und als Stambulow gegangen war, da wurde das Mißtrauen des Fürsten lebendig: Er ließ jeden Schritt Stambulows überwachen und beschränkte in jeder Weise dessen persönliche Freiheit. So durfte nach 10 Uhr abends niemand Stambulows Haus betreten oder verlassen. Auch der briefliche Verkehr, den Stambulow mit seinen Freunden unterhielt, wurde beargwohnt, und manches an Stambulow gerichtete Schreiben wurde im Kabinette des Fürsten gelesen, ehe es in die Hände des Adressaten gelangte. Als endlich Stambulow einem ausländischen Journalisten gegenüber seinem berechtigten Grolle Luft machte, da beeilte sich der Fürst, die gegen ihn gerichteten Beleidigungen zu rächen, indem er Stambulow verhaften und unter Anklage stellen ließ.

So der Fürst von Bulgarien . . . .

Von Großmut und Dankbarkeit wohnt nichts in der Brust Ferdinands, der sich rühmt, der Sprosse eines der ältesten und berühmtesten Geschlechter Europas zu sein. Sein hervorstechendster Charakterzug ist maßlose, in Bulgarien geradezu sprichwörtlich gewordene Eitelkeit. Sie erfüllt sein ganzes Sein und tritt in großen, wie in kleinen und kleinlichen Dingen zu Tage. So bereitet es dem Fürsten — um nur ein Beispiel für die in ihm wohnende, krankhafte Eitelkeit zu geben, — namenloses Vergnügen, sich in die goldstrotzende Uniform zu werfen, sich mit allen Orden zu behängen und sich so halbstundenlang im Spiegel zu besehen . . . . Seine Eitelkeit war es auch, die dem Fürsten so tiefen Haß gegen Stambulow einflößte. Neben der Bedeutung Stambulows verschwand seine eigene vollkommen; und da die auswärtige Presse nicht müde wurde, Stambulows staatsmännische Bedeutung anzuerkennen und seine Schritte zu loben, während sie den Fürsten als eine nebensächliche Puppe ansah, erwachte in diesem eine zornige Eifersucht, und er dachte immerfort daran, sich so bald als irgend möglich in den Vollbesitz der fürstlichen Macht zu setzen. Der Ehrgeiz, der ihn antreibt, sich den Königstitel zu gewinnen, ist natürlich auch nichts weiter als ein Ausfluß seiner tollen Eitelkeit. — Man mag daraus ersehen, daß die Eitelkeit der Regierenden nicht ohne Gefahr für die Regierten ist. Denn da des Fürsten Eigenliebe schon so weit geht, wird sie gegebenen Falles auch darüber hinausgehen. Seit langem schon lassen die kriegerischen Lorbeeren, die sein Vorgänger sich auf dem Schlachtfelde geholt, den Fürsten

nicht ruhen — so mag es wohl eines Tages geschehen, daß er aus blanker Eitelkeit sein Volk in die Gefahren und Schrecknisse eines Krieges stürzt.

Engherzig und selbstsüchtig ist der Fürst auch in Bezug auf die Verwendung seiner Einkünfte. Seine Höflinge behaupteten wiederholt, Ferdinand opfere sein Vermögen für Bulgarien. Das ist erlogen. In seinen ersten Regierungsjahren, während der Zeit, da seine Mutter in Bulgarien weilte, wurden allerdings beträchtliche Summen ausgegeben. Allein diese flossen eben aus der Kasse der Mutter, die alles daran setzte, um den Sohn populär zu machen. Als sie sich aus Bulgarien zurückzog, hörten auch die großen Ausgaben auf. Das Vermögen des Fürsten ist in der Bank von England sicher angelegt, und die Zinsen werden zum Kapital geschlagen. Auch von der Apanage, die der Fürst vom Prinzen Philipp bezieht, giebt er keinen Centime aus. Er bestreitet die Kosten seines Hofhaltes allein von der Civilliste, die er sich hat erhöhen lassen, und über welche hinaus er fast alljährlich noch größere Geldanforderungen stellt und auch bewilligt erhält. Die Summen, welche er für Arme spendet, sind äußerst geringfügig, und ebensowenig wird sein Ausgaben-Budget durch die Kosten für Geschenke an Freunde und Diener belastet. Er ist auch in dieser Beziehung ein absoluter Gegensatz zu dem Fürsten Alexander, der, obwohl er kein nennenswertes Vermögen besaß, doch großmütig und freigebig bis zum Unsinn war.

Alexander war vom Scheitel bis zur Sohle ein ritterlicher Fürst. Sein Herz und alles, was er sein nannte, gehörte ganz dem Volke, das ihn an seine Spitze gerufen hatte, ihm diente er mit allen seinen Kräften. Darum auch hatte er, wenn man von den verräterischen Söldlingen Rußlands absieht, in Bulgarien keinen Feind. Das Volk vergötterte ihn und wäre unter seiner Führung und für ihn durchs Feuer gegangen. — Fürst Ferdinand hat in ganz Bulgarien keinen einzigen, wahren Freund. Das Volk scheut ihn noch, aber es wird ihn niemals lieben. —

Es liegt heute klar zu Tage, daß die provisorische Regierung Bulgariens einen schweren Fehler beging, als sie dem Prinzen Ferdinand von Sachsen-Coburg die Candidatur für den erledigten bulgarischen Thron antrug. Man hat zu wenig Rücksicht auf die persönlichen Eigenschaften des Prinzen genommen, die, wie man schon damals recht gut wußte, nicht von der Art sind, daß sie das Vertrauen in ihren Träger hätten festigen können. Ist also die damalige Regentschaft, und nicht in letzter Linie Stambulow als ein Mitglied derselben, in diesem Sinne mitschuldig an dem Unheile, das der Fürst vielleicht in Zukunft noch über Bulgarien bringen mag, so dient andererseits zur Entschuldigung der Männer der Regentschaft, daß sie infolge des von dem Prinzen gegebenen Versprechens, sich in allen Regierungs-

angelegenheiten den Entscheidungen des bulgarischen Ministeriums unterzuordnen, annehmen durften, daß die unangenehmen Eigenschaften in dem Charakter des Prinzen nicht zur Geltung kommen und sich vielleicht mit der Zeit abschleifen würden.

Es ist anders gekommen. Vorläufig trägt den Schaden das Land, endlich aber wird ihn der Fürst tragen müssen, wenn er, getrieben von seiner Eitelkeit und seiner Selbstsucht, dem Volke untreu wird. Das Volk von Bulgarien ist stark genug, um seine Freiheit und seine Unabhängigkeit auch in den schwersten Stürmen aufrecht zu erhalten. Es wird seine herrlichen Errungenschaften gegen jeden Feind zu schützen wissen, wenn es sein muß auch gegen den mächtigen Zaren Rußlands, wie gegen den eigenen Zaunkönig.



Unser Dichteralbum.

Im Wald.

Schweigend war die Nacht gebreitet,
Als ich dir zur Seite saß,
Leise zirpten nur die Grillen
In dem hohen Halmengras.

Schweigend sind wir noch gegangen,
Hand in Hand, den schmalen Weg,
Nur die Turteltauben girrten
Noch im dunkeln Waldgeheg.

Schweigend sind wir dann geschieden,
Und es trug daran die Schuld:
Grillenzirpen, Taubengurren
Und der Liebe Ungeduld.

Auf der Heide.

Geschwind, mein Kind, noch weit ist's über die Heide
Zur Herberghütte unter der alten Weide.
Nun laß uns eilen, wenn lischt im Fenster das Licht,
Dann finden wir die rechte Richtung nicht
Und irren im Finstern vom Wege.

O Mutter, wozu den eiligen Schritt, wenn's dunkelt,
Was liegt daran, wenn auch das Licht nicht funkelt,
Hell leuchten am blauen Himmel der Mond und die Stern'
Und hell noch meine Augen. Ich hatt' ihn gern
Und brauchte dazu keine Hütte.

Die grüne Heide mit ihrem geblümten Bette
Hängt fest an meinem Herzen wie eine Klette,
Die weiß verschwiegen, daß ich sein eigen ward
Am Föhrenbaum mit dem grauen Flechtenbart
An einem sonnigen Maitag.

Die Zigeunerin.

Ein fahrend Mädchen sang im Krug
Ein jenisch Lied vom Streunen:
Mit flatterndem Haar dem Winde nach,
Vorbei an Höfen und Zäunen.

Sie sprach: Ich hab's vom Wind gelernt,
Nur will mir nicht gelingen,
Die wilde Wut der Leidenschaft
Ihm jauchzend nachzusingen.

Wenn ich dahin, dann singt der Wind
Mein Grablied auf der Heide,
Das zieht durch Wiesen, Wald und Feld,
Verklingend leis' ins Weite.

München. Heinrich von Reder.

Die Bacchantin.

Es dunkelt schon. Nur schwach, von fernen Blitzen,
Manchmal ein Schein . . dazwischen fliegt der Staub,
Und über schmale goldne Gitterspitzen
Spannt sich erschauernd südlich-fremdes Laub.
Gewundne Gänge, voll von Abendschatten,
Verdämmern rings und führen sacht mich fort,
Bang schlägt mein Herz, es rauschen die Rabatten,
Und vor mir liegt ein nie betretner Ort.

Da steht ein Bild: auf braunem Sandsteinfuße
Emporgereckt den weißen Marmorleib
Jauchzt wild und lachend, zum Bacchantengruße
Den Mund gespannt, ein nacktes Griechenweib.
Noch liegt der Glanz lichtvoller Heimatzonen
In ihrem Blick — und im erfüllten Grund
Stehn um sie her mit dunkelroten Kronen,
Kaum voll erblüht, die Rosen von Burgund.

Was starrt mein Blut? — Dies Antlitz muß ich kennen!
Beim heil'gen Gott, wie mich ein Grausen packt!
Es grollt von fern — und wie der Blitze Brennen
Mit blauem Glanz den Marmor überflackt, —
Da schrei ich auf: In Blitz und Wettertosen
Du bist es — Du! Mit wild entblößter Brust,
Von Gier zerquält, berauscht vom Ruch der Rosen,
Gellst Du empor den süßen Psalm der Lust!

Du bist es — Du! Lüg' nicht, bethörte Dirne!
Und doch — und doch — Dein Herz war groß und voll,
Ich seh Dich noch, wie um die Kinderstirne
Der fromme Weihrauch kühler Kirchen quoll.
Du warst kein Reis von unserm Sünderstamme,
Still gingst Du hin, von eignem Glanz umschmiegt,
Wie eine reine, nie getrübte Flamme
Durch Nacht und Wind sich über Sümpfen wiegt.

Die Flamme schied. Zerschellt, in Schlamm gesunken
Das Diadem, das leuchtend Dich umgab! —
Nun ist Dir wohl, nun ras' nur toll und trunken
Und zuck' im Tanz und schwing' den Thyrsosstab!
Doch mich laß geh'n! — Ich will von Blumen träumen,
Die nie geblüht; von einem Sternenzug,
Der weltenweit zu überglänzten Räumen
Die goldnen Spuren seines Pfades trug.
Denn was uns eigen: ob errungne Sterne,
Ob Frühlingsblumen, — es verstaubt, verweht,
Nur das bleibt rein, was unerfüllt und ferne
In stiller Nacht durch unsre Träume geht.
Um Erdenschönheit schwimmt ein Irrlichtglänzen —
Fort, trunknes Weib! Auch Deine Lust entflieht,
Wenn einst nach Festen und zerriss'nen Kränzen
Dein Blick verglast in ewiges Dunkel sieht. —

Bang stöhnt es auf. Wie sich die Wipfel biegen!
Der Regen rinnt — das tropft im Laub so sacht,
Ich habe Furcht, denn ach, die Rosen wiegen
Sich süß und sündig durch die Sommernacht . . .

Berlin. Carl Busse.

Schneeverweht.

Der Lenz verblüht, und das Glück zerschellt,
Und die Nacht so nah', und so öd' das Feld,
Und die Stimmen des Tages so fern, so fern,
Und auf Erden kein Licht, und am Himmel kein Stern,
Nur Winterstille und Flockengeweh',
Und steigender Nebel und stiebender Schnee. —
Greif aus, mein Roß, du treues Tier!
Die andern gingen. Du folgtest mir.
Du einziger Freund, der von allen mir blieb, —
Du edles Tier, wie hab ich dich lieb! —
Greif aus, greif aus! — Aus Lärm und Leid
Trag mich fort in die schweigende Ewigkeit,
Trag mich fort durch die eisumgürtete Nacht,
Aus des Lebens Müh'n, aus der Menschen Macht;

Auf verwehtem Pfad, auf verschneiter Flur,
Such du, mein Roß, die letzte Spur.
Wohin du mich trägst, nicht macht es mir Pein;
Nur tiefer in Schnee und Nacht hinein,
Nur weiter von aller Daseinsnot,
Nur näher dem Heil, nur rascher zum Tod . . . . .

Wie fallen die Flocken so weich und dicht,
Wie wird es im Herzen so leicht und licht;
Noch einmal hebt sich's aus Schnee und Nacht,
Wie prangende, blühende Frühlingspracht;
Noch einmal winkt es mit weißer Hand,
Wie Liebe, die mit dem Lenz entschwand;
Noch einmal grüßte es sonnenfroh,
Wie Freundschaft, die mit der Sonne entfloh —

Vorbei . . . . vorbei . . . Greif aus mein Roß! . . .
Es kam und ging der täuschende Troß.
Er zog mit mir im Sonnenschein:
In Nacht und Winter zieh ich allein. —
Nur du, mein Roß, du folgtest mir,
Mein einziger Freund, mein edles Tier!
Die Treue, die nimmer bei Menschen ich fand,
Du hast sie gehegt, du hast sie gekannt;
Und ob auch die Welt verschneit und vereist,
Nicht fühl ich bei dir, mein Roß, mich verwaist.
Du schüttelst die Mähne, du spornst den Lauf,
Frei richtet und stolz dein Nacken sich auf,
Ein freudiges Beben die Glieder dir rührt, —
Mein heimliches Sehnen, du hast es verspürt:
Nicht schreckt mehr der Winter, nicht hemmt mehr die Nacht,
Wer mutig und stolz aus der Täuschung erwacht, —
Du hast mich verstanden, du bist bereit
Zum Ritt nach dem Frieden aus sieglosem Streit.
. . . Verweht ist der Abgrund, zerbrochen der Steg.
Nicht leit' ich dich ferner. Such' du den Weg! . . . . .

Wie fallen die Flocken so weich und dicht,
Wie wird es im Herzen so leicht und licht,
Wie löst sich in Wonne das schwindende Weh,
Wie schmiegt um uns beide so warm sich der Schnee.
Wir sinken und sinken und fühlen es kaum —
O süßes Entschlafen, o seliger Traum,
Draus nimmer das schlummernde Leben erwacht! . . .

Rings wehender Schnee und schweigende Nacht . . . . .

New-York. Konrad Nies.

Antinous.

Knabe, wenn ich dich betrachte,
Deines Mundes süße Schwermut,
Ist es Liebe? sag', verachte
Ich dein frühvergoss'nes Blut?
In dem Land der Pyramiden
Gabst du Hadrian, dem Kaiser,
Deiner Unschuld schönen Frieden — —
Leiser flüstern, immer leiser
Jetzt des Niles dunkle Wellen,
An dem Bau des niedern Fella,
Am Khediv-Palast zerschellen
Sie; kein menschlich' Auge sah
Deines schönen Leibes Reste,
Der das Rätsel deines Leibes
Du hinabnahmst und das beste
Deiner Seele nie im Kuß des Weibes
Du verlorst! Du schöner Knabe,
Der du deiner Seele Frieden,
Deiner Seele ganze Habe
Und den schönen Leib, den müden,
Senktest in die dunklen Fluten,
Die an Thebens Tempelthoren
Gleich dunklem Rubin verbluten,
Unter ries'gen Sykomoren . . . .

Berlin. Wilhelm Arent.

Mein Ideal.

Kein Bürgermädchen mit Hausverstande,
Das Strümpfe stoppt und zu Markte geht,
Den Schlüsselhaken am Schürzenbande
Mit rotem Kopf vor dem Kochherd steht;

Auch keine konventionelle Dame,
Die Gartenlaube-Romane liest
Und einen Lieutenant zum Bräutigame
Als Lebensziel sich zuletzt erkiest —

Ein wild' Geschöpfchen mit siebzehn Jahren,
Die Augen dunkel, die Lippen heiß,
Umweht von finster gelockten Haaren,
Und Arm und Brust wie ein Staubbach weiß,

Das an mich glaubt und an düstern Tagen
Mich tröstet und meine Lieder singt;
Das mir zur Seite den großen Fragen
Der Zeit Verständnis entgegenbringt;

Das tags mein fröhlicher Kamerade,
Mein zärtlich Weib in der Liebesnacht —
Und das ich doch auf der Barrikade
Einst suchen muß, wenn die Bombe kracht,

Vielleicht auch finde, das blutverpichte
Gelock im Staub, mit gebrochnem Blick . . . . . .
Zu meines Lebens wildem Gedichte
Sei die Begleitung wilde Musik!

München. R. K.

Bootfahrt.

Ich fuhr auf's Meer in einem ieichten Baot.
Mit jungen Lippen küßte rosenrot
Der Margen eine Weit, die g'rad erwacht
Aus einem Traum van sehr phantast'scher Pracht.

Bei mir im Baate saß ein bieicher Mann,
Der sah mich kalt mit grauen Augen an,
Es hieit die Hand das Steuer fest gefaßt.
Sa biieb der bieiche Mann mein stiller Gast.

Sein graues Auge war wie Wahrheit kait,
D'rin sich ein Stückchen Lust hineingekrallt,
Der Mund gekniffen wie im herben Hohn,
Die Haltung stalz, ais käme er vom Thron.

Nach iangem Warten hub ich an und sprach:
„Was foigst Du mir sa wie mein Schatten nach?
Mein Kahn will hin zu Lust und frahem Tanz,
Zu junger Schönheit und zu Hochzeitsgianz."

Der aber sprach und hohi erkiang sein Wort:
„Ich bin der Spatt und reise mit Dir fort,
Ich bin die Gier und foige Deinem Weg,
Ich bin Dir Farscher auch auf jedem Steg.

Mein Auge bahrt sich kait in jedes Licht
Und schaut der Wahrheit wahres Angesicht.
Sa fahr ich mit Dir übers weite Meer
Und komm' mit Dir von Schutt und Trümmern her."

Er sprach's und stierte vor sich in das Baat,
Und wickeite sich in den Mantei rat.
Und sprach nicht mehr und blieb bei mir zu Gast
Und hielt das Steuer meines Boats gefaßt.

Parto da Cachoeira. A. v. Sammerfeld.

Siehst du, Kind, ich liebe dich.

Siehst du, Kind, ich liebe dich,
Da ist nichts zu machen;
Wallen halt ein Weilchen noch
Beide drüber lachen.

Aber einmai, unverhofft,
Kommen ernste Sachen, —
Siehst du, Kind, ich iiebe dich,
Da ist nichts zu machen!

München. Thomas Mann.

Das Hofkleid.

Eine chinesische Geschichte.

Zu Peking thront, noch jung und schön,
Von Sonne Gnaden aus Himmelshöh'n

Der Kaiser Tschin, ein Wortdonnerheld,
Daß mancher darob auf den Rücken fällt.

Treu auch gedeiht in seinem Land
Der bezopfte Unterthanenverstand.

Confutse, singt er, ein Weiser ist —
Confutser noch unser Kaiser ist.

Noch niemanden hat der Hungertod
Im drachenheiligen Land bedroht,

Wenn er bei Zeiten vor Not und Bedrängnis —
Sich selber hineinstahl ins Staatsgefängnis . . .

Beim Kaiser von China im Thronsaal war
Der Mandarinen ehrwürdige Schar

Versammelt an einem Vormittag,
Als Tschin, der wortprunkmächtige, sprach:

Wir haben mit Drachenorden beehrt
Die besten Köpfe, vielbewährt;

Wir können Eigen-äugig bekunden,
Noch hat man nie Minister gefunden

Samt Generalen in Meinem Land,
Die liefen ohne Ordensband.

Doch fehlt noch einer: Das ist der Dichter!
Es sind nicht alle Bösewichter;

Noch mancher lebt, ein großer Poet,
Der stets mit Seinem Kaiser geht.

Ihr, Mandarine, Meine Getreuen,
Sollt nimmer Kopf und Mühsal scheuen,

Sucht Mir den größten Dichter zur Stund':
Ihm werde der Tau der Gnade kund.

Habt ihr ihn gefunden in Uns'rem Land,
Dann heftet ihm auf sein Festgewand

Hier diesen Orden und führt ihn zu Mir
In seiner glanzvoll prangenden Zier.

Die Mandarine neigten die Köpfe
Und schüttelten ihre duftglänzenden Zöpfe.

Bald auf die Suche gingen sie:
Den größten Dichter fingen sie.

Sie fanden den hohen Zeitgenossen —
Deß Bild noch nicht in Erz gegossen....

Sechs Monde blieben die Edlen fort.
Sie kehrten wieder. Da nahm das Wort

Vor'm Kaiser von China im weiten Saal
Der erste von ihnen: ein General,

Ein alter Mann, der von lyrischen Dingen
Den einen Vers nur wußte zu singen,

Zwei Zeilen: Heil Dir im Zopfesglanz,
Tschin, Tschin, o Herrscher des Vaterlands!

Und also sprach er, mit ein'ger Beschwerde,
Rechtwinklig den Körper gebeugt zur Erde:

O sonnenheilige Majestät,
Ganz nahe bei Peking ein Dörflein steht;

Da fanden wir endlich den großen Poeten,
Halbnackt, Reis bauend, in Jammer und Nöten.

Er selber bemerkte wenig davon —
Ein echter Himmelssonnensohn!

Er schreibt auf die Heimat einen Sang,
Sobald er die Arbeit des Tages bezwang.

Chinesische Tusche hat er verbraucht
Schon manches Pfund und darin getaucht

Manch Dutzend von Pinseln für sein Gedicht —
So lautete seiner Nachbarn Bericht,

Die von dem Manne so verzückt sind,
Als wär' er der Kaiser ..... natürlich verrückt sind!

Wie er uns sah im würdigen Lauf
Zur Hütte kommen, lacht' er auf.

Ich schien samt andern Hofesgrößen
Ihm wenig Achtung nur einzuflößen.

Doch — als ich endlich vor ihm stand,
Da fragt' ich: Wo hast Du Dein Festgewand,

Daß ich drauf hefte den Drachenorden,
So huldreich Dir zu teil geworden

Vom Kaiser, dem Du das Leben nicht minder
Verdankst wie andre Landeskinder?

Er aber wandt' uns den Rücken zu,
Den nackten, und sprach mit teuflischer Ruh:

Mein Festgewand? Das ist der Schweiß,
Den ich mir sammle von jenem Reis;

Ohne den Reis hier müßt' ich verhungern
Oder als Bettler im Lande lungern.

Sagt Kaiser Tschin, hat er nicht gebracht
Ein Festgewand voll höfischer Pracht,

Ist hier auch auf nackter Brust kein Platz
Für eures Drachenordens Schatz.

Auch kann ich, bei Licht besehn, in Ehren
Die sämtlichen Drachenorden entbehren.

In Gnaden entlass' ich euch hiermit, o Herrn —
Hoch lebe die Heimat, mein Herzensstern! . . .

Der Kaiser von China senkte den Kopf
Und regte den jugendlich glänzenden Zopf.

Er wog den Orden in seiner Hand,
Dies Kleinod, so schnöde zurückgesandt,

Schier in den Schmutz der Verachtung getreten
Von einem armen Hungerpoeten!

War nicht die chinesische Rechtsverfassung,
Der Dichter hätte mit Hinterlassung

Des Heldenepos, noch unvollendet,
Sein Leben am höchsten Galgen geendet.

Doch fand sich nicht einmal ein Paragraph,
Wonach ihn der Bambus schulmeisternd traf . . .

Und wer den Drachenorden bekam,
Der blitzte, schimmerte wundersam?

Ein blutjunger Leutnant erhielt ihn zum Lohn —
Als eines Mandarins Schwiegersohn;

Und weil er war im Zopfwackeltanz
Zugleich ein Moltke der Eleganz.

Berlin. Oscar Linke.



Die Mission.

Von Max Hoffmann.

(Berlin.)

Ordentlich wollte er's ihm geben! Ganz gehörig! Er hatte es sich fein zurecht gelegt! Famos! Er würde schon kein Blatt vor den Mund nehmen und frisch von der Leber weg sprechen! Von Menschenrechten, von Ehre und Pflicht, und ganz im Hintergrunde von Gesetz und Alimentation und dergleichen. Haha! Er würde ihn schon fassen. Ganz klein sollte er werden! Dieser reiche Protz dachte wohl, er könne so ein Proletariermädchen einfach verführen und dann sitzen lassen? O nein, so haben wir nicht gewettet, mein Herr, blechen sollen Sie an meine Schwester und zwar ganz gehörig, und dann nicht so ein für alle Mal von wegen lumpiger Abfindung, nein, ordentlich wie es sich gehört, in Raten, monatlich!

Mit solchen Gedanken war Karl Pfund — Mauer-Karl hieß er kurzweg bei seinen Arbeiter-Kollegen — allmählich bis zur Karlsbrücke gekommen, wo er eine Weile Halt machte, um über das Geländer gebeugt einem rasch dahinfahrenden Polizei-Dampfer zuzuschauen. Ja, ja, Polizei und Gesetz überall! Die wollte er auch mal hier unterstützen.

Es war doch recht vernünftig, daß er sich an dem Strike beteiligte; denn nun hatte er Zeit, den weiten Weg vom Gesundbrunnen nach der Tiergartenstraße gemächlich zurückzulegen und dem Herrn in seiner Sprechstunde auf den Hals zu rücken.

Aber er mußte ihm doch etwas sagen? Na, zu fein brauchte es nicht zu sein, so große Vorsicht ist da nicht nötig. Er entsann sich seiner von einem einmaligen flüchtigen Zusammentreffen: Groß — wohlgenährt — gut gepflegter Bart — goldner Kneifer — weiße Weste mit schöner blitzender Uhrkette — es war ihm alles eingeprägt, also sein Anblick würde ihn schon nicht überraschen. Und dann wollte er sagen:

„Mein Herr, Sie werden wissen, in welcher Angelegenheit ich hier bin. Mein Name ist Karl Pfund, und das wird Ihnen jedenfalls genügen. Meine Schwester ist jetzt ordentlich geworden" — ach nein, das war nicht richtig, er strich also diesen Satz in Gedanken und setzte dafür: „Seitdem meine Schwester wieder bei uns, das heißt der Mutter und mir wohnt, sind die Folgen des Verhältnisses zu Ihnen" — auf diese zarte Ausdrucksweise that er sich besonders etwas zu gute — „sind die Folgen des Verhältnisses zu Ihnen zu Tage getreten, und wir erwarten von Ihnen, daß Sie Ihren Verpflichtungen nachkommen."

Und dann würde der Mann schon freundlich werden und ihm Vorschläge machen. Und sollte das nicht der Fall sein, so wollte er energischer vorgehen. Er hatte eine gute Lunge, und es sollte ihm nicht darauf ankommen, ihm seine Faust unter die Nase zu halten und auf den Tisch zu schlagen, daß alles dröhnte. Einen Mordspektakel würde er machen. Hier war mal so ein Reicher an den Rechten gekommen! Er wollte gewissermaßen als ein Rächer all der Enterbten, von denen er so viel in den Versammlungen gehört hatte, auftreten. Und bei diesem Gedanken fühlte er sich ordentlich erhaben in seiner großen Mission und schwenkte erhobenen Hauptes in die Tiergartenstraße ein.

Endlich an Ort und Stelle.

Er stand vor einem durch ein eisernes Gitter von der Straße abgeschlossenen Garten, in dessen Hintergrund eine Villa mit verschnörkelter Façade sichtbar war. Er öffnete die Gitterthür und schritt hinein, dreist um sich schauend, um gegenüber der hier herrschenden vornehmen Stille seine Entschlossenheit zu zeigen und das Bewußtsein seiner gerechten Mission nicht zu verlieren. Auf einem großen Messingschilde hatte er den wohlbekannten Namen gelesen, und so konnte er das auf sein Klingeln öffnende Mädchen, das ihm in hellen Kattunkleide, weißer, spitzenbesetzter Schürze und kleinem Häubchen ganz reizend erschien, sogleich mit Bestimmtheit fragen, ob Herr Eichelhaus zu sprechen sei. Sie musterte ihn vom Kopf bis zu den Füßen und sagte:

„Ich glaube kaum. Wen darf ich melden?"

Als er seinen Namen nannte, blickte sie ihn ironisch an. Offenbar war sie gewöhnt, die Karte des zu Meldenden zu erhalten. Sie ließ ihn aber doch in den zu einer Art Vorzimmer eingerichteten geräumigen Korridor eintreten, wo eine reichgeschnitzte Holzbank, ein geräumiges Paneel-Sofa, ein großer Spiegel und viele bronzene Kunstwerke einen Vorgeschmack von dem im Innern vorhandenen Luxus geben konnten.

Er hatte kaum seine Blicke rings spazieren geführt, als das leise entschwundene Mädchen eine Zimmerthür öffnete und ihn mit einem schnippischen „Bitte!" zum Eintreten aufforderte.

„Pikfein!" dachte er, als er das sehr große Zimmer betrat. Er wagte kaum, sich recht umzuschauen und war froh, als ihm Herr Eichelhaus entgegenkam und ihn mit höflicher Handbewegung einlud, auf einem Divan Platz zu nehmen. Er selbst lehnte sich bequem in einen großen Schaukelstuhl, den er in sanft schaukelnde Bewegung brachte.

„Nun, Herr Pfund, was führt Sie zu mir?"

Karl Pfund war etwas aufgebracht über diese Frage. Jener mußte doch ganz genau wissen, weshalb er kam! Am liebsten wäre er deshalb

gleich derb vorgegangen, aber die ganze Umgebung und die ruhige, freundliche Art des feinen Mannes vor ihm schien ihm das zu verbieten. Er versuchte, sich auf seine gut einstudierte Rede zu besinnen, aber sie war wie weggeblasen, und er brachte nur in etwas barschem Ton, um nicht ganz aus der Rolle zu fallen, hervor:

„Sie haben gewisse Verpflichtungen, Herr Eichelhaus, meiner Schwester gegenüber, und ich hoffe, daß sie daran denken werden."

„Gewiß, gewiß, junger Mann, aber bitte reden Sie weiter."

Offenbar war diese letzte Redewendung gebraucht, um ihn weiter aus der Fassung zu bringen. Aber da hatte sich jener doch verrechnet! Er, Karl Pfund, war nicht der Mann, mit dem man spielen konnte. Sein Blut begann in Wallung zu kommen, und indem er gar nicht mehr bemüht war, seine einstudierte Rede herzusagen, fühlte er sich sicher geworden, und ganz er selbst, rief er:

„Machen Sie doch keine Fisematenten! Sie wissen ganz genau, was wir wollen. Zahlen sollen Sie, Alimente, und ganz gehörig, wie sich's gehört. Sie wissen doch! Oder denken Sie, mit Arbeitermädchen kann man machen, was man will?"

„So ist es recht, werter Herr Pfund, ich merkte gleich, daß Sie so etwas auf dem Herzen hatten. Ich bin ganz Ihrer Meinung, aber wir können die Sache ruhig besprechen. Bitte bedienen Sie sich!" Und damit hielt er ihm eine Kiste voll Cigarren hin, von denen er sich selbst eine auswählte und anzündete.

Donnerwetter! Das hatte er nicht erwartet. Diese Ruhe! Diese Höflichkeit! Nein, dieser freundliche Herr hier im dunkelbraunen Samtjackett konnte kein ganz schlechter Mensch sein. Und er setzte ebenfalls eine Cigarre in Brand und sog den feinen Duft mit weitgeöffneten Nasenflügeln ein.

Herr Eichelhaus drückte auf den Knopf einer elektrischen Klingel und befahl dem sogleich erscheinenden Mädchen:

„Eine Rheinwein und zwei Gläser!"

„Sie werden auf dem weiten Wege hierher etwas Durst bekommen haben," fügte er hinzu, als das Gewünschte erschienen war, „darf ich mir erlauben?" Und er tippte mit einem der vollgeschenkten Gläser an das andere, Karl Pfund dadurch zum Trinken einladend.

Das konnte man doch unmöglich ablehnen! Er griff zu und leerte sein Glas auf einen Zug. Das konnte nicht schaden. Im Gegenteil! Das mußte ihm Feuer und Kraft geben!

„Also, was ich sagen wollte, Herr Eichelhaus, meine Schwester sitzt mit einem Jungen bei mir und wartet der Dinge, die da kommen sollen."

„Ja, sehen Sie, ich lernte Ihr Fräulein Schwester an einem Abend

in Schöneberg kennen. Sie war reizend. Wir verabredeten ein Wiedersehen und traten uns näher ... Nach einiger Zeit mußte ich eine größere Reise antreten ... Erst bei meiner Rückkehr erfuhr ich ... hm! Das Gesetz schreibt in diesem Falle eine geringe Summe vor, mit der Ihnen durchaus nicht geholfen sein kann."

„Freilich! Aber ich denke, Sie werden Ihren Vermögensverhältnissen entsprechend zahlen."

„Erstens haben Sie von den Vermögensverhältnissen eines auf der Höhe der Gesellschaft stehenden Mannes jedenfalls sehr falsche Vorstellungen, und zweitens könnte Ihnen mit einer fortlaufenden Zahlung wenig gedient sein. Denn bedenken Sie, wenn ich z. B. sterbe, so fällt die Unterstützung sofort weg. Ich schlage Ihnen deshalb eine einmalige Summe vor."

„Dafür danke ich."

„Und warum?"

„Weil das die gewöhnliche Art ist, die mir durchaus nicht gefällt."

„Ich verstehe. Sie meinen, Ihr Fräulein Schwester könnte die Summe nehmen, sich vielleicht verheiraten, und dann hätten Sie und Ihre Mutter das Nachsehen. Aber die Summe soll nicht unbedeutend sein, und sie würde Ihre ganze Familie in den Stand setzen, sich eine sichere Existenz zu begründen. Außerdem werde ich Ihnen selbstverständlich für Ihre heutige Bemühung und Arbeitsversäumnis hundert Mark extra geben. Prosit!"

Wie? Was? Hundert Mark extra? Karl Pfund tanzte es vor den Augen. Er stieß an und trank wieder ein ganzes Glas.

„Und wie hoch," fragte er ziemlich leise, „würde sich die Summe beziffern?"

„Ich will es Ihnen durch ein einfaches Rechenexempel zeigen. Gesetzlich müßte ich monatlich dreizehn Mark fünfzig zahlen, das würde in vierzehn Jahren so um zweitausend Mark ausmachen, wobei immer noch das Risiko ist, daß durch mein oder jenes Kindes Ableben ein Strich durch die Rechnung gemacht wird. Sagen wir also, ich gebe ein für allemal eintausend Mark ... Der Wein ist gut, nicht wahr? Prosit!"

„Ja. Prosit! Na — und die hundert Mark für mich?"

„Die sollen Sie sogleich erhalten."

Herr Eichelhaus langte aus seinem Portefeuille einen Hundertmarkschein, den Pfund gierig ergriff und zusammengefaltet in seiner Westentasche verschwinden ließ.

Sehr sicher und bestimmt fragte nun Eichelhaus:

„Wünschen Sie die Auszahlung in Papier oder in Gold?"

Pfund saß da, weit zurückgelehnt, in jeder Hosentasche einen Daumen, wie ein kleiner Krösus. Er fühlte sich. Nun war ihm für längere Zeit

geholfen. Nun wollte er auf die Hungerlöhne schimpfen und kräftig striken! — Und Mutter und Schwester? Die waren nun auch geborgen, das war plausibel! Und ganz ruhig antwortete er:

„In Papier!"

Herr Eichelhaus verschwand auf einige Augenblicke im Nebenzimmer, wo offenbar ein Geldschrank stand, und zählte dann zehn Hundertmarkscheine auf den Tisch.

Pfund benutzte eine Pause, um sich wieder von dem Wein einzuschenken, der ihm immer besser schmeckte.

Ehe er das Geld nahm, bat ihn Herr Eichelhaus, ein schnell hingeworfenes Schreiben zu unterzeichnen. Es lautete:

Im Namen der Familie Pfund und als Bevollmächtigter meiner Schwester erkläre ich Endesunterzeichneter, daß meine Schwester durch die einmalige Zahlung von tausend Mark ein für allemal abgefunden ist und auf jede weitere Unterstützung für jetzt und künftig verzichtet.

Er machte aus Unachtsamkeit einen kleinen Klecks, entschuldigte sich und unterschrieb dann mit großen Krähenfüßen.

Herr Eichelhaus reichte ihm ein großes Couvert zum Einpacken der Scheine. Dann schenkte er ihm noch eine Cigarre, und Pfund verabschiedete sich mit tiefen Bücklingen . . .

Als er sich die Havannah draußen auf der Straße an dem Stummel eines vorübergehenden Arbeiters angezündet hatte, schritt er seelenvergnügt und völlig befriedigt durch den Verlauf seiner Mission nach Hause.



Dr. Burckhardt.

Novelle von Olga Hiller.

I.

Goldene Morgenfrühe breitete sich über einen blühenden Frühlingsgarten, der sich an der Hinterfront einer Villa ausdehnte. Lautlose Stille lag ausgegossen über blühenden Fliedersträuchern und taufunkelndem Rasen; kaum daß das träumerische Zwitschern eines eben erwachten Vogels oder ein unmelodischer Hahnenschrei die Ruhe unterbrach. Die Fensterläden des Hauses waren geschlossen.

Da trat aus der Glasthür, die auf eine laubumrankte Veranda führte, eine junge Frau. Ein müdes, trauriges Anlitz, überwachte, vom Weinen gerötete Augen, die mit erloschenem Blick hinaus schweifen in den lachenden Maimorgen. Sie kam aus ihrem Schlafgemach, wo sie während einer bangen Nacht keine Ruhe hatte finden können, und lechzend nach Licht, Luft und Einsamkeit war sie hinausgeflüchtet aus dem Raum, der noch widerzuhallen schien von ihren Schmerzensseufzern.

Sie stieg langsam schleppenden Schritts die Stufen hinab auf einen Kiesweg, der von hochstämmigen Rosensträuchern eingefaßt in eine Fliederlaube mündete. Dort hielt sie inne und sank mit einem Aufstöhnen auf die Gartenbank nieder; — denn hier war es, an dieser Stelle, wo gestern Abend ihr Glück und ihres Herzens Frieden in Trümmer stürzte.

Ein heftiges Schluchzen erschütterte ihre zarte Gestalt. Hier draußen hatte sie ihren Qualen entrinnen wollen, und nun drang mit erneuter Gewalt alles Furchtbare des gestrigen Abends auf sie ein. Ihre grübelnden Gedanken, wie dieser erbarmungslose Streich sie hatte treffen können, schweiften zurück.

Eine Woche mochte es her sein — war es nicht eine Ewigkeit? — da ihre liebste Jugendfreundin aus der Residenz zurückgekehrt war in die Heimatstadt. Reich an Lorbeeren und Erfolgen, eine Sängerin, deren herrliche Stimme bereits die Welt von sich reden machte! Was war aus der großen überschlanken Helene mit den eckigen Backfischformen geworden? Eine schöne, elegante Großstädterin mit gewandten Künstlerallüren, denen gegenüber sich Frau Nora beinahe steif und ungelenkig vorkam.

Nicht mit allem in dem Benehmen der zurückgekehrten Freundin ist die junge Frau einverstanden. Wie sie von ihren Erfolgen erzählt und fast zu viel von der Talentlosigkeit anderer Sängerinnen spricht, wie sie mit ihren schöngeformten Händen die mattblonden Stirnlocken zurechtzupft, mit ihren unzähligen Armbändern klappert und sie unausgesetzt am feinen Handgelenk hin- und herschiebt, das alles ist der bescheidenen und zurückhaltenden Nora unsympathisch. Auch das viele und überlaute Lachen, das ungenierte Hintenüberwerfen, wobei allerdings die tadellose Büste zur Geltung kommt, erscheint ihr ungewohnt, fremd, gemacht an der Schulfreundin, deren Sichgehenlassen ehedem so ganz anderer, harmloserer Art war.

Doch wie Nebel vor der Sonne schwinden alle diese Äußerlichkeiten dahin, wenn Helene singt. Zu einer Gottheit wächst sie empor vor jedem, der sie hört! Wie ein goldener Strom dringt das herrliche Organ aus der Brust der Künstlerin.

Neidlos, glücklich, begeistert war Nora, die der unbemittelten Freundin das Musikstudium ermöglicht hatte, in Hören versunken, als Helene am ersten

Tag des Wiedersehens ihr nun auch zeigen wollte, daß sie ein klein bißchen von den Lehren ihres Meisters angenommen habe.

Vergessen, ach, vergessen sein
Vom liebsten Herzen auf der Welt,
Das ist gewiß das größte Leid,
Das auf ein Menschenherze fällt.

Wie sie dieses Lied gesungen und dem feinfühligsten aller Komponisten nachempfunden hat — Nora wird es nimmermehr vergessen — ahnte die Freundin, daß sie ihr ein Sterbelied sang?

Da war sie der Sängerin in dankbarem Entzücken um den Hals gefallen: „Helene, daß ich das an dir erlebe, daß ich das jetzt immer mit Dir genießen soll!"

Und Helene blättert in ihren Noten, wirft der jungen Frau Kußhände zu, trällert eine Koloratur, und ruft dann, ihr über den Flügel die Hände entgegenstreckend: „Süße Nora, ich habe ja alles Dir zu verdanken!"

Da tritt Noras Gatte ins Zimmer. Er stutzt, als er Helene sieht: was ist aus dem Mädchen geworden? Früher hat er sie kaum beachtet.

„Gelt, sie hat sich herausgemacht?" ruft die junge Frau.

Der sonst so gewandte Ehemann mit der hohen stattlichen Gestalt und den heiteren lebenslustigen Zügen kämpft mit einer leichten Verlegenheit.

Schönen und eleganten Frauen gegenüber sind oft die erfahrensten Männer befangen; doch Helene hatte eine Art, über die peinlichen ersten Augenblicke nach der steifen Begrüßung hinwegzukommen, die, im Verkehr mit Künstlern angenommen, schnell eine zwanglose Unterhaltung in Fluß brachte.

Sie lacht, sie plaudert, erzählt Künstleranekdoten, und wie einige hohe Persönlichkeiten sie ausgezeichnet hätten, alles mit jener eleganten Lässigkeit, die ihr einen besonders pikanten Reiz verleiht. Zum Singen hat sie leider keine Zeit mehr, sie muß aufbrechen.

„Wie schade, daß Heinrich Dich nicht hört!" klagt Nora.

„Das spare ich mir für ein andermal auf," antwortet Helene und nickt dem Mann ihrer Freundin zu — „jetzt sind Sie doch nicht in der Stimmung, mich zu würdigen, so kurz vorm Diner, da sind Ihnen Ihre Koteletten mit Spargel viel lieber, als meine schmelzendsten Liebeslieder!" Damit geht sie lachend vor den Spiegel, setzt ein reizend geschmackvolles Hütchen auf die lockige Haarfrisur und hebt mit unnachahmlicher Bewegung die Arme.

Nora versucht, ihr den weißen Schleier am Hinterkopf zu knüpfen; ihre zierliche Gestalt erweist sich indes als zu klein für die Hilfeleistung.

„Heinrich, da mußt Du helfen," sagt sie, und Heinrich thut es mit einer zustimmenden Verbeugung und dem größten Vergnügen, und während seine Finger verwirrt im goldenen Haar und in dem weißem Schleiertüll

nesteln, begegnen seine Augen im Spiegel einem koketten Blick hinter halbgeschlossenen Wimpern.

Dann kommt Helene tagtäglich, und Heinrich ist nun auch nicht mehr verlegen. Nora vergegenwärtigt sich alles.

Wie waren sie alle drei mit einander harmlos vergnügt gewesen, wie hat sie sich ahnungslos über die kleinen Neckereien zwischen Mann und Freundin amüsiert!

In ihrer siebenjährigen Ehe war es ihr öfter begegnet, daß sie ihren Mann mit hübschen und koketten Weibern hatte scherzen sehen, und nie hatte sich in ihrem Herzen eine Spur von Eifersucht geregt, sie war ja der Liebe ihres Heinrich so sicher. Aber als er Helene zum erstenmal singen hörte!

Ein schneidendes unfaßbares Weh läßt sie zusammenzucken, wenn sie an jenen Moment zurück denkt! Bei dem Aufschrei:

„Vergessen, ach, vergessen sein,
Vom liebsten Herzen auf der Welt, —"

den die Sängerin mit leidenschaftlicher Empfindung und erschütternder Wahrheit zum Ausdruck brachte, da sieht Nora, wie auch über ihres Mannes Antlitz ein Schauer der tiefsten Ergriffenheit hingleitet, wie er erbleicht, wie sein leuchtendes blaues Auge in heißerem Blick aufglüht.

Als sie geendet, sagt er kein Wort, aber es senkt sich auch nicht, wie sonst wohl bei etwas gemeinsam Empfundenen, sein Auge verständnisinnig in das seines Weibes. Er sieht zur Erde, bleich, stumm, finster. Sie fühlt nur Befremden, noch nichts von dem trostlosen Jammer, dessen Beginn dieser vergessene Blick sein sollte!

Nach einigen Minuten des Schweigens trat er auf Helene zu und richtete das Wort an sie, es war im Flüstertone gesprochen; Nora hatte es nicht verstanden, jetzt aber erinnerte sie sich an den Tonfall der Leidenschaft, der daraus hervorgeklungen war.

Wo nur hatte sie an jenem Abend ihre Augen, ihre Sinne gehabt, daß sie, als Helene gegangen war, sich zärtlich an ihres Mannes Brust lehnen und in heller Begeisterung von der Freundin Gesang schwärmen konnte? Heinrichs Einsilbigkeit war ihr nicht besonders aufgefallen; er, mit seinem überwallenden Gefühl für alles Schöne und Erhabene, war öfter so nach großen Kunstgenüssen. Wie hatte sie so ruhig schlafen können in jener Nacht, da ihrer Liebe Blüten bereits geknickt waren?

Dann der Abend, wo ihr Herz brach!

Die junge Frau auf der Bank im Fliedergebüsch schauerte im Übermaß von Leid zusammen. Mit einer Geberde voll unnennbaren Jammers hob sie die Hände empor.

Gestern Abend war's! Sie hatten der jungen Sängerin zu Ehren ein kleines Fest veranstaltet. Nach dem Souper vereinigte eine Sektbowle, in deren Zubereitung Heinrich Meister war, die Gäste auf der Veranda.

In den laubumrankten Nischen, die die Aussicht nach dem mondbeschienenen Garten frei lassen, hängen farbige Ballons. Im leichten Abendwind hin und her schaukelnd, beleuchten sie eine lachende ausgelassene Tafelrunde. Das feurige Getränk, in den Adern wie in den Gläsern prickelnd, läßt die Lebensgeister sprühen, die Pulse höher klopfen; dazu berauschender Flieder- und Maiglöckchenduft, den die Abendlüfte herübertragen zu der fröhlichen Gesellschaft!

Und eine der fröhlichsten war Nora gewesen.

Freilich, Helene blieb der Mittelpunkt der Gesellschaft! Wie die meisten Künstlerinnen, die gewohnt sind, auf dem Podium des Konzertsaals oder auf der Bühne Gegenstand eines ausschließlichen Interesses zu sein, langweilt sie sich, wenn von Dingen die Rede ist, die sich nicht um sie drehen — das war früher auch anders gewesen — doch Nora hält es dem Genie zugute, und ganz von dem Wunsche beseelt, der Freundin einen amüsanten Abend zu bereiten, gelingt es ihr, neidlos und zartfühlend, das Gespräch immer auf Helenens Terrain zu erhalten.

Schwer und mühsam ist das freilich nicht, denn die Sängerin sprudelt von kapriziösen Einfällen und ist brillanter Laune. Auch Heinrich, der neben ihr sitzt, sowie alle übrigen Gäste, amüsieren sich vortrefflich.

Einmal erzählt sie die lange Lebensgeschichte eines ihrer Armbänder. Ein Fürst hatte es ihr zum Geschenk gemacht, nachdem sie in Dresden mit unerhörtem Erfolge konzertiert.

„Sehen Sie das Feuer der Diamanten" — damit hält sie ihren schönen, halb entblößten Arm dicht vor Heinrichs Augen.

Er faßt ihn und hält ihn eine Weile fest, die Edelsteine betrachtend. Helene sieht mit einem unbeschreiblichen Lächeln auf — noch versteht Nora dies Lächeln nicht — dann nach minutenlangem Schweigen: „Geben Sie acht, daß Sie sich an dem Feuer nicht verbrennen!"

Da beugt er sich noch tiefer und drückt einen blitzschnellen Kuß auf das schneeige Handgelenk.

Sie entzieht ihm den Arm und macht mit der anderen Hand eine leichte Bewegung darüber hin, als wolle sie den Kuß wegwischen.

In diesem Augenblicke legte es sich wie ein Nebel vor Noras Augen und etwas Quälendes, nie vorher Empfundenes beklemmt ihr die Brust.

Helene aber springt nach dieser Szene von ihrem Sitz auf, eilt die in den Garten führenden Stufen hinab und ruft den anderen zu, auch herunter zu kommen, man müsse eine Mondscheinpromenade unternehmen.

Die Gäste folgen der Aufforderung, nur Nora bleibt zurück. Sie bittet einen Bekannten, der ihr den Arm bietet, sie auf einen Augenblick zu entschuldigen, sie wolle nach ihrem Töchterchen sehen.

Doch sie denkt nicht an ihr Töchterchen — woran denkt sie denn eigentlich?

Sie hat das Gefühl, als müsse sie sich sammeln, das Häßliche, das sich plötzlich wie Meltau auf ihre eben noch so fröhliche Stimmung gelegt hat, abschütteln.

„Wie abscheulich, auch nur an so etwas zu denken," murmelt sie gleich darauf, dann fährt sie mit der Hand über die Augen, wie um etwas fortzuwischen, und folgt den anderen in den Garten, gesellt sich zu ihnen und plaudert und lacht wie vorher mit ihren Gästen, bis alle sich wieder an der behaglichen Tafel zusammenfinden.

Alle, nur Helene und Heinrich nicht!

Nora kann sich von diesem Zeitpunkt an nicht mehr genau an alles erinnern, sie weiß nur noch, daß sie wie von einer höheren Macht getrieben der Fliederlaube am Ausgang des Gartens zutaumelt; ein Blick, ein leiser Aufschrei, ein Zurückbeben — dann nichts mehr! Alles Denken ist fort, wie sie auf dem Kiesweg zu Boden sinkt. — —

Nach einigen Minuten erhebt sie sich und betrachtet einen langen Riß, der beim Hinfallen ihr Kleid beschädigt hat.

Sie weiß es heute noch genau, wie sie darüber nachgedacht, ob der Schaden sich wohl noch bessern ließe. Dann aber tritt mit erbarmungsloser Klarheit das Bild vor ihre Seele, das von nun an, ein fürchterlicher Schatten, ihr Leben verdunkeln, zerstören würde. Ein Menschenpaar in glühender Umarmung — eine andere an ihres Mannes Brust! —

Sie schwankt vorwärts, halb besinnungslos, bei jedem Schritt strauchelnd, und gelangt auf einem Umweg durch den mondhellen Garten ins Haus, in ihr Schlafzimmer.

Sie läßt sich bei den Gästen entschuldigen, ein plötzliches Unwohlsein habe sie befallen, und schließt sich ein. Ihr Denken ist immer noch wie fortgeweht. Sie geht im Zimmer auf und ab, öffnet die Fensterflügel, schließt sie wieder, steht mitten im Zimmer still und verrichtet, wie abwesend, lauter mechanische Dinge, bis sie endlich vor einem spitzenbehangenen Kinderbettchen in ihrem Gemach in die Knie sinkt, mit zitternder Hand nach dem dunkellockigen Haupt des dort schlummernden Engels tastet und schluchzend in die Worte ausbricht:

„Eva, Eva, weißt Du es schon, er hat uns belogen und betrogen, er liebt uns beide nicht mehr!"

So liegt sie eine Zeitlang, und die furchtbare Spannung, die sie seit dem Fall im Garten gefangen hielt, löst sich in einem Strom von Thränen.

Nach einiger Zeit klopft es an die Thüre. Sie fliegt empor, trocknet die Augen, streicht mit beiden Händen die wirren dunklen Haare glatt, richtet sich mit einem tiefen Atemzug, als wolle sie Fassung gewinnen, auf und öffnet!

Vor ihr steht ihr Mann!

Ist das ihr Mann? Der Mann, der ihr Liebe und Treue geschworen, mit dem sie sich eins gefühlt in innigster Verschmelzung ihrer gleichgestimmten Seelen? Ists nicht ein Fremder? Was will er hier? und sie sieht an ihm vorbei mit einem leeren toten Blick.

Er zieht die Thüre hinter sich zu, und obgleich keiner ein Wort spricht, fühlen doch beide den unbeschreiblichen Aufruhr, in dem ihre Herzen bis zum Zerspringen schlagen. —

„Nora, was fehlt Dir? Du seist nicht wohl, sagte man mir."

Seine Stimme klingt heiser vor innerer Erregung.

Sie schweigt.

Er reißt mit schnellem Griff ihre eisigen Hände in seine fieberheißen, und sie heftig pressend fragt er noch einmal dringender: „Nora, was fehlt Dir?"

Da ringt sich ein schluchzender Ton aus ihrer Kehle, der ihm alles sagt. Noch immer ihre Hände haltend, zieht er sie auf den Divan nieder und gleitet zu ihren Füßen hin. „Nora — kannst Du mir verzeihen?"

„Gott erbarme sich meiner!" stöhnte sie auf.

„Nora, ich liebe Dich heute noch ebenso, wie vor dieser unglückseligen Stunde — dieses Weib — sie hat nur einen tollen Augenblick lang meine Sinne verwirrt mit ihren koketten Reizen, die uns eitle thörichte Männer so oft ins Verderben locken. — Nora, Geliebte, süße Frau, sag ein Wort, ein einziges, mildes, entsündigendes — Du allein, Du reiner Engel, kannst mich Abgeirrten wieder auf den rechten Pfad zurückgeleiten!"

Flehenden Blicks und auf das milde Wort von ihren Lippen wartend, hebt er das Antlitz zu ihr empor, doch sie antwortet nicht.

„Kannst Du Dich denn nicht in die Seele eines Mannes versetzen, der plötzlich hineintaumeln muß in die Flamme, die ihn mit unwiderstehlicher Gewalt in ihren sengenden Lichtkreis reißt und ihn erst dann, wenn er sich die Flügel verbrannt hat, zum Bewußtsein kommen läßt, welch blinder Thor er war?" —

Sie schüttelt langsam den Kopf, richtet sich auf und antwortet mit hohler, ganz veränderter Stimme:

„Nein, nein, das kann ich nicht, dazu fehlt mir jede Fähigkeit!"

„Und Du willst mir nicht verzeihen, wenn ich Dir schwöre, schwöre, hier angesichts unseres Kleinods, unserer Eva, daß ich Dich mit der gleichen Liebe liebe und lieben werde, wie ehedem und daß ich tief und schmerzlich meinen Fehltritt bereue?"

Mit plötzlich ausbrechender Leidenschaft springt er auf und ruft: „Wo hatte ich meine Sinne, daß ich Dir das anthun konnte!"

„Und Du liebst sie nicht einmal?" fragt Nora aus ihrer Divanecke mit dem Ton der Resignation, aus dem völlige Hoffnungslosigkeit herausklingt.

„Nora, ich liebe Dich allein!" antwortet er. „Vergieb mir, und dieser häßliche Fleck wird nach kurzer Zeit aus unserm Leben weggewischt sein. Meinst Du, eine Seligkeit, wie wir sie in unserer Liebe, unserem Leben empfunden haben, gäbe sich so leicht auf? Nein, mein geliebtes Weib!"

Er lehnt ihren Kopf an seine Brust und streichelt fortwährend mit linder Hand ihren Scheitel: „Unsere Liebe ist größer, als mein Frevel; der ist schwer, aber nicht unsühnbar, und ich werde ihn sühnen — nur vergeben mußt Du mir!"

„Ich will es versuchen," flüstert sie mit erstickter Stimme an seiner Brust — ach, wie die sanfte Berührung seiner Hand an ihren schmerzenden Schläfen ihre Wunden lindert, — „ich will es versuchen, doch gönne mir Zeit, mich zu finden."

Sie steht auf, und bittet ihn dann, schlafen zu gehen, sie sei todmüde. Nachdem sie noch stumm eine Minute am Bett des Kindes gestanden, gehen sie zur Ruhe.

Ruhe! Noras Lippen verziehen sich höhnisch, wenn sie sich die Bedeutung dieses Wortes vorstellt.

Ruhe! Heinrich fand sie, er war ein Mann, und eines Mannes Seele wird niemals von einer Gemütserregung so in ihren Tiefen aufgewühlt werden, wie die einer Frau.

Das war eine Nacht!

Das junge Weib auf der Gartenbank schaudert in der Erinnerung daran! Noch eine solche Nacht, bevölkert von Dämonen und grauenvollen Fantasien — und sie würde zu Grunde gehen!

Was helfen alle Sophismen, alle Beschönigungsvergleiche von der sengenden Flamme, der sinnverwirrenden Gewalt koketter Reize, er hat die andere doch in den Armen gehalten, und der Augenblick des Strauchelns kann sich für ihn wiederholen, sobald er wieder in Helenens Bannkreis tritt.

Und als der Morgen kommt, und ihr Jammer mit erneuerter Gewalt sie erfaßt, da ist sie, als Mann und Kind noch schliefen, hierher gewandert, um Kraft und Mut zu finden für die Pflichten des Tages, die, sonst so freudig erfüllt, ihr nun eine unerträgliche Last dünken.

Doch sie rafft sich empor, drinnen im Haus wird's lebendig; die Fensterläden werden geöffnet, die Dienstboten beginnen mit Besen und Scheuertüchern herumzuhantieren. Wie sie das alles anwidert. Wenn sie nie wieder zurückzukehren brauchte in das freundliche, sonnenbeschienene

Haus da drüben, in dem ihr nun jeder Winkel wie das Grab ihres verlorenen Glücks erscheinen wird!

Doch dann dachte sie an ihr Kind, das nun aufgewacht sein und nach ihr verlangen würde, und müden, langsamen Schritts wandte sie sich dem Hause zu.

II.

Doktor Heinrich Burckhardt saß in seinem Studierzimmer. Er hatte den Kopf in die Hand gestützt und schien in schwere Gedanken versunken; denn sein sonst so heiteres, liebenswürdiges Gesicht war sehr verändert, und seine blauen Augen starrten mit düsterem Blick ins Weite.

Als er heute zur gewohnten Stunde aufgestanden war, hatte man ihm gesagt, die Frau Doktor sei im Garten. Seitdem war eine Stunde verflossen, und er wartete immer noch auf sie; denn er selbst fühlte sich nicht tapfer genug, ihr entgegen zu gehen.

Was sollte er ihr auch sagen? Sie selbst hatte ihn ja gebeten, ihr Zeit zu lassen, sich zu finden.

Er kannte seine Frau — ihre Sanftmut, ihre Hingebung, ihre Herzensgüte; er wußte, sie würde sich finden und liebevoll wie ehedem in seine Arme zurückkehren. —

Doch daß es dahin gekommen war, betrübte ihn aufrichtig, und er schalt sich abscheulich, daß eine sinnliche Regung ihn derart hatte übermannen können. Doch so tragisch, wie seine liebe, kleine Frau konnte er den Fall nicht nehmen, sein bewegliches, heiteres Temperament war nicht dazu imstande. Eine kleine, leichtfertige Falte, die seinem Antlitz einen unwiderstehlichen Reiz verlieh, vertiefte sich bei diesem Erwägen um seine Mundwinkel. — Helene war ein verführerisches Weib und kokett — den Teufel auch! — wer hatte den Gleichmut, den Zauberkünsten dieser Valentinne stand zu halten?

Er seufzte auf, und eine schwüle Unruhe ergriff ihn, wenn er ihrer gedachte und der zwingenden Gewalt, die sie vom ersten Augenblick des Wiedersehens an auf ihn ausgeübt hatte. —

Es war der erste Schritt vom Wege seit seiner Verheiratung; die glückliche Ehe mit der besten, edelsten ihres Geschlechts war noch nie durch einen Schatten ähnlicher Art verdüstert worden. Er sagte sich, daß er als Arzt doch hätte gefeit sein müssen gegen solche Gefahren; denn was waren diese heißen Blicke, diese feurigen Küsse anders als die Taktik genußsüchtiger Weiber, die nur das Gelüst treibt, möglichst viele Thoren an ihren Triumphwagen spannen zu können.

Verdammt! Heinrich sprang auf und ging unruhig im Zimmer auf

und ab. Daß er die Gedanken an dies Mädchen nicht los werden konnte — diese göttliche Gestalt, diese heißen Lippen! Dann ballte er die Fäuste und machte eine Bewegung, als schüttle er etwas von sich ab. Arme, geliebte Nora, murmelte er, ich schwöre Dir, daß es auf ewig vorbei sein soll, ich wäre ja ein Schurke!

„Darf ich, Papa?"

Ein helles Kinderstimmchen war es, das ihn unterbrach, und ein dunkellockiger Kinderkopf kam in der Thürspalte zum Vorschein.

„Komm herein, mein Herzblatt!"

Ein kleines Mädchen schlüpfte durch die Portiere ins Zimmer, eine reizende Elfengestalt in weißem, gesticktem Kleidchen, mit langen schwarzen Strümpfen und gelben Lederschuhen angethan. Weiche, braune Locken kräuselten sich tief in die Stirn hinein und fielen lang auf die Schulter herab.

Es gab eine außerordentlich zärtliche Begrüßung zwischen Vater und Tochter. Der Mann, im Gefühl, als würde die schwüle unruhige Atmosphäre seiner Gedanken durch die Anwesenheit dieser reinen Kinderseele geklärt und gereinigt, hielt sein Kleinod lange in den Armen. Dann schob er das Kind eine Spanne weit sanft von sich weg, betrachtete es mit gerührten, innigen Blicken und fragte: „Hat meine Eva gut geschlafen, und ist sie brav gewesen?"

„Brav bin ich gewesen, Papa, ganz gewiß, Du kannst es glauben; aber gut geschlafen habe ich nicht."

„Nicht — warum denn nicht?" fragte der Papa mit ungläubigem Lächeln, „mein kleiner Schatz hat doch recht tapfer geschnarcht."

„Ja, aber —" das kleine Mädchen blickte mit einem nachdenklichen Ausdruck ihrer großen blauen Augen eine ganze Weile starr auf einen unbestimmten Punkt, dann fragte sie plötzlich: „Papa, können Väter auch lügen?"

Er schaute die Kleine befremdet an. — „Sag doch, Papa," drang sie in ihn.

„Nein, mein Kind, Väter lügen nicht," kam es unsicher von seinen Lippen.

„Ja, Papa, Du darfst nicht böse sein, aber heute Nacht hat die Mama vor meinem Bett gestanden und gesagt, Du hättest gelogen; dabei weinte sie sehr."

Doktor Burckhardt hielt seinem Töchterchen erschrocken den Mund zu: „Kind, Kind! was redest Du da für Sachen, das hast Du nur geträumt."

„Nein, nein, Papa," rief sie, „es war wirklich so, die Mama sagte auch noch, Du hättest uns nicht mehr lieb, das aber" — indem sie einen großen vertrauenden Blick zum Vater aufschlug — „das habe ich doch wohl geträumt."

„Und das andere auch, mein Kind. Du darfst es niemand erzählen, daß Du so häßliche Dinge geträumt hast, hörst Du?“

Die Kleine nickte zum Zeichen ihres Gehorsams mit dem Kopf, dann aber dachte sie nach Art lebhafter Kinder nicht weiter über diese Dinge nach. „Papa, spielst Du nachher mit mir Verstecken oder Mutter und Kind? — nachher Papa, oder gleich, oder in einer Viertelstunde?“

„Später, mein Schatz, Du weißt, daß ich jetzt Sprechstunde habe und arme, kranke Leute gesund machen muß; geh nun zur Mama.“

„Ach, die Mama hat Kopfweh!“ rief die kleine Egoistin, aber gleich darauf mit einem mitleidigen Ausdruck: „Willst Du der armen Mama nicht Medizin geben, damit sie wieder gesund wird?“ — Ohne eine Antwort abzuwarten, wirbelt das süße Persönchen im Zimmer auf und ab, bald dies, bald jenes betastend, prüfend und tausend Fragen an den Vater stellend: „Papa, ist der Kirchturm eben so hoch wie der Himmel? Papa, wohnt nur ein einziger lieber Gott in dem ganzen großen Himmel? Papa, kannst Du alle kranken Leute wieder gesund machen? aber wenn sie sehr, sehr krank sind, dann hilft Dir der liebe Gott dabei, nicht wahr?“

Und der Vater, beseligt über seinen Besitz, beobachtet das holde Kind, und unaussprechlich süße Hoffnungen schwellen seine Brust. „Jetzt wird Eva brav sein und zur Mama gehen, ich habe keine Zeit mehr für meinen kleinen Sausewind.“ Damit schob Doktor Burckhardt sein Töchterchen durch die Portiere. Die Kleine versteckte sich darin, warf noch ein paar schelmische Kußhände zum Papa hinüber, verschwand dann aber gehorsam.

— — — —

Nora stand im Eßzimmer am gedeckten Frühstückstisch. Noch hatte trotz der vorgerückten Morgenstunde kein Mitglied der kleinen Familie irgend etwas von dem appetitlichen Imbiß angerührt, und die junge Frau, die, einen offenen Brief in der Hand, regungslos gegen die Kante des Tisches gelehnt stand, schien am wenigsten zu einer Mahlzeit aufgelegt. Ihr zartes, feingeschnittenes Gesicht hatte die eine furchtbare Nacht gealtert, und Falten des Kummers waren mit scharfem Meißel unverwischbar in ihre bleichen Züge gegraben. Das Billet, das sie eben gelesen, und von dessen Duft sie wie angewidert, ein paarmal mit einer Geberde des Abscheus den Kopf wegwendete, war ein eleganter fliederfarbener Karton mit goldenem Monogramm. Sein Inhalt lautete:

Liebe Nora!

Ganz untröstlich, daß ich wie ein Dieb in der Nacht, ohne Dir Lebewohl sagen zu können, abreisen muß, ringe ich den paar freien Sekunden, die ich noch habe, diese Zeilen für Dich ab. Gestern Abend fand ich

nämlich ein Telegramm vor, das mich sofort nach Baden-Baden beruft. Ein Konzert findet zu Ehren mehrerer dort anwesender Fürstlichkeiten schon morgen abend statt. Du entsinnst Dich, daß es eigentlich erst im Juli veranstaltet werden sollte. Was bleibt mir übrig? Ich muß fort, sonst engagiert mein Agent einen anderen Star. Wenn es gilt, vor Potentaten zu singen, sind wir ja alle weiches Wachs! Meine gute Mutter hat denn in fliegender Hast ein paar Toiletten in meinen Reisekoffer gepackt — nein, geworfen, gestopft, oder wie man so etwas in fliegender Eile besorgt — und wenn Du diesen Brief erhältst, sitze ich bereits halb tot vor Hast und Überstürzung in einem Damencoupé, bekanntlich der amüsanteste Aufenthalt, den es auf Erden giebt, und denke an das reizende Fest von gestern abend, das Du mit gewohntem Geschick so zauberisch arrangiert hast. Wie schade, daß Du schließlich abfielst — sollte meine kleine, solide, ehrenhafte Nora vom Pfade der Tugend abgewichen sein und der schweren Bowle am Ende zu fleißig zugesprochen haben? Wer weiß? es giebt Beispiele, daß stille Wasser tief sind! na, na, dann giebt's einen kleinen Kater, nachher ist man doppelt fidel — als wenn ich das nicht auch schon durchgemacht hätte! Jetzt natürlich bin ich durch die Macht der Gewohnheit im Punkt des Alkohols kapitelfest! Daß Du morgen abend — wie wir in der Schule thaten, wenn wir unsere Vokabeln nicht gelernt hatten — den Daumen kneifst, damit ich dem Parterre von Königen gefalle, darum brauche ich Deine Freundesseele nicht erst zu bitten; ich weiß, wie Deine Gedanken mich begleiten. Von meinem Erfolg in Baden-Baden hängt nämlich mein Engagement zum kölnischen Musikfest ab, und mein ganzer Ehrgeiz gipfelt darin, der Stern dieser Musteraufführung zu werden. — Nun leb wohl, geliebte Freundin, von Baden-Baden erhältst Du ausführliche Nachricht von

Deiner treuen Helene.

Nora lächelte, als sie gelesen hatte, ein schneidendes Lächeln der Bitterkeit. Deine treue Helene! Das war die Freundin, der sie seit ihrer Kindheit mit aufopfernder Liebe zugethan gewesen, der sie, die Reichere, Bessergestellte, energisch geholfen hatte, sich aus drückenden Verhältnissen emporzuringen zu dem, was sie heute geworden. Die treue Helene! Der insolente Ton dieses Briefes! Nora ballte den Karton zu einem Knäuel zusammen. Und der ihr mit diesem Mädchen die Treue gebrochen, ist ihr Mann! Liebe und Freundschaft auf einmal verloren, ist es nicht alles?

„Mama, Mama, sei doch wieder fröhlich, thun denn die Kopfschmerzen so sehr weh?" so stürmt die kleine Eva ins Zimmer, die Ärmchen zu der blassen Frau emporstreckend und sie mit Liebkosungen bedeckend.

Nein, nicht alles hatte sie verloren! Ein kostbarer Schatz, ein Heil, ein Trost blieb ihr noch. Hier in ihren Händen hält sie ihn, preßt ihn ans Herz, und dankt Gott für dies unschätzbare Gut, das einzige, was ihr noch Ersatz bieten kann für das, was sie zu Grabe getragen hat.

„Nicht wahr, Mama," plauderte das Kind, „Du spielst doch mit mir? Papa hat keine Zeit, er muß wieder Leute gesund machen."

Und Nora nahm die Kleine von neuem in ihre Arme, zupfte an den Spitzen und Schleifchen ihres Kleides zurecht, fuhr liebkosend durch die braunen Locken, um sie noch vorteilhafter für das süße Gesichtchen zu ordnen, und das Lächeln, das nun über ihre Züge glitt, hatte nichts mehr von Bitterkeit, es war das versöhnende, heilige Lächeln der Mutterliebe.

In Noras reine unerfahrene Seele war ein Schatten gefallen. Häßliche Gedanken, deren Möglichkeit sie in glücklicheren Zeiten nie geahnt, wühlten die Tiefen ihres Inneren auf und verdunkelten, was einst sonnig und schön gewesen war. Gerade das, wodurch sie sich so hoch über anderen Frauen wähnte, war in ihr ertötet, der Glaube an ihres Gatten Treue! Wie hatte sie ihn sonst so vertrauend gehen sehen. Und nun, wenn er sie beim Abschied zärtlich in die Arme schloß, da kroch's einer giftigen Schlange gleich durch ihr Herz: Wohin geht er, was wird er beginnen, wenn er mich verlassen hat? — Und wenn er heim kam, so sah sie ihm mit einem Blick des Argwohns nach den Augen: Wo warst Du? hast Du mich wieder betrogen?

Heinrich merkte nichts von der inneren Zerrissenheit seines Weibes; denn Nora besaß nach Art zarter und körperlich schwacher Naturen eine Kraft der Selbstbeherrschung, die ihre ganze Umgebung vollständig täuschte.

Dies glückliche Paar, sagte die Welt, diese neidenswerten Menschen! wie er sie auf den Händen trägt, und wie sie ihm alle Wünsche an den Augen absieht! —

Hierin hatte die Welt recht. In Nora war ein Gefühl erwacht, dessen wahre Natur sie selbst nicht klar erkannte, von dem sie sich indes instinktiv leiten ließ. War sie schon ehedem das Muster einer Gattin und Hausfrau gewesen, so strebte sie jetzt nach einer immer größeren Vollkommenheit aller Eigenschaften, die ihren Mann beglücken konnten, als wollte sie ihm recht zum Bewußtsein bringen, was er an ihr besitze, und was er so leichtsinnig hatte verlieren wollen.

Aber ohne Freudigkeit erfüllte sie ihre Pflichten, müde, resigniert, und das Lächeln, womit sie ihren Mann empfing, war eine Maske, hinter der sich verstohlene Thränen bargen.

Und diese Nächte! Sie fühlte, wie ihre zarte Gesundheit unter dieser zehrenden Unruhe litt, aber sie wollte nicht Einhalt thun — wozu auch? Wo war das sonnige Glück geblieben, das ihr das Leben, seit sie mit Heinrich vereinigt war, wie ein Göttergeschenk des Himmels erscheinen ließ? Was that es, wenn dies Leben dahinschwand, wie ein versiegender Bronnen im Sand verrann, ein Leben, das seines Werts beraubt war? Wenn sie sich an diesen verzehrenden Qualen der Eifersucht fortwährend weiter verbluten sollte, dann lieber fußtief unter der Erde und Ruhe vor all den Dämonen, denen sie verfallen schien mit Leib und Seele.

Oft auch ergriff sie ein Abscheu vor sich selber, wie eben jetzt, wo sie bleich und zitternd vor dem Schreibpult ihres Mannes stand und getrieben von dem wahnwitzigen Verlangen, ihn bei irgend etwas, das sie sich nicht klar vorstellte, zu ertappen, seine Briefe und Papiere durchwühlte, suchend, spionierend, in Todesangst etwas Furchtbares erwartend, das sie finden werde, finden müsse!

Doktor Burckhardt war heute in seinen Klub gegangen, nachdem er zärtlich von Frau und Kind Abschied genommen hatte.

Am Vormittag schon hatte er, in zarter Fürsorge, damit Nora nicht allein sei, einen Platz im Theater besorgt. Sie hatte ihm versprochen, hinzugehen, doch als er fort war, da war, wie immer in seiner Abwesenheit, der ganze künstliche Aufbau erheuchelten Seelenfriedens und erlogenen Glücks, mit dem sie sich den Tag über geschleppt, zusammengesunken, die alten, täglichen Qualen hatten sie überschauert, sie hatte angefangen zu grübeln, sich einzuwühlen in ihr Elend und sich mit häßlichen Vorstellungen seiner Untreue zu plagen.

So hatte es sie an seinen Schreibtisch getrieben; sie lechzte nach Gewißheit, die, sei sie noch so fürchterlich, ihr erträglicher erschien, als diese Marter grausamer Zweifel. — Sie fand nichts! Und wie leicht wäre es gewesen, in seinen Papieren etwas zu finden.

War es argloses Vertrauen auf die Anständigkeit seiner Umgebung, oder die Sicherheit eines reinen Gewissens, an Doktor Burckhardts Schreibtisch war alles unverschlossen und zugänglich. Mit grenzenloser Scham wird sie sich ihres Beginnens plötzlich bewußt, und wie sie auf den durchwühlten Berg gleichgültiger Briefe und Postkarten, Rezepte, Prospekte und medizinischer Broschüren vor sich niederblickt, ergreift sie Zerknirschung, grenzenloses Entsetzen vor ihrer häßlichen Handlungsweise. „Was habe ich gethan, daß ich auch noch schlecht werden muß!“ schluchzt sie auf. „Mein Gott, gieb mir doch Kraft zum Überwinden, laß mich wieder an ihn glauben, ich will es ja — ich will wieder glücklich sein, ich liebe ihn ja!“

Und sie verläßt das Zimmer und eilt an ihres Kindes Bettchen, weil

sie weiß, daß dort bessere Gedanken sie überkommen; und hier angesichts des schlafenden Engels thut sie den Schwur, ein anderes Leben zu beginnen, nicht freventlich das Glück, das ihr geblieben, mit Füßen zu treten, sich diesem Kinde zu erhalten, und ihm, der sie jahrelang so unbeschreiblich glücklich gemacht, auf ewig zu vergeben.

Als Doktor Burckhardt um zwölf Uhr in heiterer und angeregter Stimmung heimkam, fand er seine Gattin in ihrem reizenden Boudoir, in eine Lektüre vertieft sich im Schaukelstuhl wiegend. Wie er sie dort sah, das feine liebenswürdige Antlitz überhaucht von dem sanften Schimmer der rot verhangenen Lampe, die zierliche Gestalt in unbewußter Anmut hingestreckt, da überkam ihm ein Gefühl der Rührung und des Glücks, und auf sie zueilend, nahm er ihr Haupt voll überströmender Zärtlichkeit in seine Hände und rief: „Das freut mich aber, daß Du noch auf bist, hast Du auf mich gewartet, mein Lieb?“ Sie richtete ihre großen, dunklen Augen mit einem langen, ernsten Blick auf ihn und flüsterte dann, ihren Kopf an seiner Schulter bergend: „Heinrich, geliebter Mann, ich will wieder glücklich sein!“

III.

Helene hatte seit ihrer Abreise nach Baden-Baden keine Nachricht von sich gegeben und bestätigte dadurch nur, was Nora von vornherein vermutet hatte. Aus der Zeitung erfuhren Burckhardts, daß Fräulein Helene Frank, „unsere hochbegabte Landsmännin“, nach einem durchschlagenden Erfolg in Baden-Baden für das rheinische Musikfest engagiert worden sei.

Von Baden-Baden aus hatte die Künstlerin, die nun bereits auf der Liste der Berühmtheiten stand, eine Tour durch die größeren Badeorte Süddeutschlands unternommen. Diese Tour glich einem Triumphzug, man jubelte ihr zu, man lag ihr zu Füßen, man vergötterte sie.

Dieser Liebling der Götter und Menschen war die Tochter einer armen Beamtenwitwe, die in einem Häuschen in der Vorstadt eine kleine billige Wohnung inne hatte. Diese Stübchen mit den bunten Cretonnevorhängen und den braunen, verschossenen Möbeln, auf deren Lehnen grobgehäkelte Schoner prangten, mit den Photographien und Daguerrotypen aus Frau Franks Jugendzeit an der hellblau tapezierten Wand und den großen Porzellanvasen auf der Kommode, waren früher der Zielpunkt häufiger Spaziergänge für Nora gewesen, und niemals kam die junge Frau mit leeren Händen zu der in bedrängten Verhältnissen lebenden Witwe.

Nun waren schon Wochen vergangen, ohne daß Nora ihre Schritte dorthin gelenkt hatte. Es that ihr leid, die alte Frau vergebens auf den Korb Spargel warten zu lassen, der jedes Jahr sonst aus dem Burckhardtschen Garten in ihre Hände gelangt war, oder später auf den pracht-

vollen Rosenflor und die Fülle köstlichen Obstes; aber es widerstand ihr, irgend welche Beziehungen mit der Familie Frank aufrecht zu erhalten.

Es schien ihr selbst nicht edel, nicht groß gedacht, die Mutter leiden zu lassen für den Frevel der Tochter; doch hier war die Grenze ihrer sonst so schrankenlosen Herzensgüte. Ein wahrer Schauder ergriff sie, wenn sie an die Möglichkeit dachte, die Räume wieder betreten zu müssen, in denen sie dereinst in jugendlich überwallender Mädchenfreundschaft mit der angebeteten Helene die innigsten Gefühle und unschuldig holde Geheimnisse ausgetauscht und hochfliegende Zukunftspläne geschmiedet hatte.

Der Abscheu, worin diese Empfindungen umgeschlagen waren, übertrug sich auf alles, was zu Helene in irgend welcher Beziehung stand und was die Erinnerung an sie wachrief: auf ihre Mutter, auf die Räume, worin sie gelebt, auf die Straße, in der sie wohnte.

Als sich Frau Frank über das Ausbleiben der Frau Doktor Burckhardt eine Zeitlang gewundert hatte, glaubte sie nach Art engherziger und kleingeistiger Naturen, die unerhörten Erfolge ihrer Tochter hätten am Ende doch den Neid der Freundin erregt, und da außerdem Helene, seitdem ihre künstlerischen Erfolge ihr auch materiellen Gewinn brachten, ihre Mutter reichlich mit Geldmitteln versah, so waren die Unterstützungen der Burckhardts jetzt entbehrlich.

Heute hatte Noras vielbeschäftigter Mann in der Gegend, wo Frau Frank wohnte, einen ärztlichen Besuch zu machen, und als er seine Frau fragte, ob sie ihn bei dem herrlichen Wetter nach der Gartenstraße begleiten wolle, sah sie ihn erst mit einer plötzlich aufsteigenden Traurigkeit an, dann aber nickte sie: „freilich geh' ich mit Dir." Eva erhielt die Erlaubnis, die Eltern zu begleiten, worauf sie sich unter höchst aufregender Anspornung zur Eile, weil sonst, so meinte sie, die Eltern ohne sie fortgehen könnten, von ihrer Kindergärtnerin ankleiden ließ. Bald darauf strebten alle drei durch die menschenleeren Straßen den schattigen Anlagen zu. Eva trippelte nebenher, hing sich bald an Mamas, bald an Papas Hand, freute sich über die blühenden Kastanien, über die Blumen auf der Wiese und die gaukelnden Schmetterlinge.

Als sie die Gartenstraße erreicht hatten, und an der Frankschen Wohnung vorüber wollten, kam ihnen aus der Gitterthür, die ein Vorgärtchen abschloß, Helenens Mutter entgegen. Ein freudiges Lächeln erhellte die derben Züge der Frau, als sie die Burckhardts erkannte.

„Herr Doktor, Frau Doktor," rief sie, die Hände zusammenschlagend, das freut mich aber, daß Sie sich wieder mal bei mir sehen lassen, ich habe schon gedacht: was hat nur die Frau Nora, daß man sie weiß Gott gar nicht mehr zu Gesicht bekommt. Deshalb" (mit diesem Wort die ganze

Stufenleiter von Helenens beispielloser Karriere bezeichnend) „ist meine Tochter nicht stolz geworden, das braucht Frau Doktor nicht zu denken, so schnell vergißt man alte Freunde nicht; und die kleine Eva, ein schönes Kind, und so groß geworden! Kennst Du denn die alte Tante Frank noch, mein kleiner Engel?"

Vergebens versuchte Nora ein paarmal, den sprudelnden Redestrom zu unterbrechen und der Alten zu gestehen, daß ihr Weg sie eigentlich nicht zu ihr führe, es war aber nicht möglich; der Schwall ihrer Rede ergoß sich unaufhaltsam weiter. Hatte sie in der letzten Zeit doch förmlich darauf gebrannt, Nora alles erfahren zu lassen, wovon ihr Herz voll war. Nun hatte sie sie zur Stelle, und ihr Mund floß über.

„Und was sagen Sie, gestern hat meine Tochter geschrieben, sie kommt in einigen Tagen zurück, und ich soll alles einpacken, alles bezahlen, was ich etwa schuldig sei — na, Gott sei Dank, Schulden haben wir nie gemacht, das litt schon mein seliger Frank nicht — was die Lene sich eigentlich denkt! — — und soll die Wohnung kündigen, denn denken Sie nur, wir wollen nach Berlin ziehen! hier könne eine Künstlerin nicht leben, die Stadt sei zu engherzig, ja, so schreibt sie, sie habe hier keine Anregung, oder sowas ähnliches. Na, mir soll's recht sein. Helene verdient das Geld, und sie hat zu bestimmen. Hoch hinaus wollte sie ja immer, aber wer hätte denn gedacht, daß sie solche große Künstlerin werden würde!"

Und mit dem Gesichtsausdruck des mütterlichen Stolzes setzte sie hinzu: „In Köln hat sie ja so schön gesungen, daß alles starr gewesen ist, und ein russischer Fürst hat ihr eine Liebeserklärung gemacht!"

Bei diesem Knalleffekt hielt die begeisterte Mutter erschöpft inne und beobachtete gespannt, welchen Eindruck ihre Mitteilungen auf Nora machen würden.

Die Hand der jungen Frau zitterte leise auf dem Arm ihres Mannes; mit zärtlichem Druck zog Burckhardt sie fester an sich. „Ich gratuliere, liebe Frau Frank, besonders zu der fürstlich russischen Liebeserklärung," sagte er mit leichter Ironie, „doch wir müssen weiter, ich habe hier nebenan einen Besuch zu machen." Damit grüßte er und zog seine Frau, die das Gefühl hatte, Helenens Mutter noch irgend etwas Angenehmes, Freundliches sagen zu müssen, mit sich fort. —

Verblüfft sah die alte Frau ihnen nach, dann mit langsam aufsteigendem Verständnis kombinierte sie so: „Das mit dem schönen Gesang konnte sie noch allenfalls vertragen, aber der Fürst, das war ihr doch zu viel. Sie hat eben nur einen simplen Doktor gekriegt." Und in dem erhebenden Gefühl unendlichen Mutterstolzes und der Perspektive einer märchenhaften, zukünftigen Standeserhöhung eilte die kleine Beamtenwitwe in die Stadt, um ihre Vorbereitungen zur Abreise nach Berlin zu treffen.

Nora wandelte mit ihrem Töchterchen vor dem Hause, das ihr Mann eben betrat, langsam auf und ab. Von Zeit zu Zeit preßte sie das kleine warme Kinderhändchen, oder sie schaute mit einem strahlenden Blick und einem tiefen glücklichen Aufatmen in den blauen Himmel. Was war's, das ihr plötzlich die Brust so weitete, daß sie hätte aufjubeln mögen, wie einst in glücklichen Zeiten? Kamen sie wieder diese Zeiten? was ließ sie denn dies jauchzende Glücksgefühl empfinden? Ihres Mannes fast humoristische Ruhe bei der Erinnerung an Helene! Das war es, das bezeugte ihr ja mehr als alle Versicherungen seiner Liebe, daß sein Herz frei war von dem gefährlichen Zauber, dem er einst erlegen. Und nun zerfloß auch noch das Schreckensgespenst der Vorstellung in nichts, mit der ehemaligen Freundin wieder in derselben Stadt zu leben, sie überhaupt wiederzusehen; denn daß Helene sich noch einmal in ihre Nähe wagen würde, hielt Nora nicht für möglich. Bald würde sie losgelöst sein von jeder Fessel, die sie an diese Unwürdige band, und im Wiederbesitz der Liebe des geliebtesten Mannes sollte ihr dann ein neues, herrliches Lebensglück erblühen.

Aber Nora hatte sich getäuscht, Helene wagte es doch! Es war ein paar Tage später, um die Mittagsstunde. Der Doktor hatte mit Eva einen Spaziergang unternommen, seine Frau lehnte ab, mitzugehen, da sie lang aufgeschobene Korrespondenzen erledigen wollte. Aber kaum war sie allein, da öffnete sich die Thüre ihres Boudoirs, und (Fräulein Frank brauchte niemals gemeldet zu werden) hereinrauschte in einer Atmosphäre von Ylang-Ylang, Reispuder und Heliotrop, wovon sie Blüten an der Brust trug, die berühmte Künstlerin Helene Frank in einem fliederfarbenen Foulardkleid mit kolossalen Puffärmeln und einem hochaufgeschlagenen eleganten Hut, dessen violette Federn kokett in das gelockte Stirnhaar nickten. Sie eilte auf Nora zu, die erschrocken und sprachlos von dem Sitz vor ihrem Schreibtisch emporgeschnellt war, und drückte ihr den Judaskuß auf die erbleichenden Lippen.

„Nun, was sagst Du zu dieser Überraschung?“ rief sie lachend. „Höre mal, ich glaube, Du freust Dich gar nicht, Deine alte Lena wiederzusehen? Es war ja abscheulich, so lange nichts von mir hören zu lassen, aber, mein Gott, Du müßtest eben eine Künstlerin sein, um das zu begreifen.“

Nora war niemals eine Meisterin im Punkt der Geistesgegenwart gewesen, nach Helenens Begrüßung fehlte es ihr aber gänzlich daran, so daß sie sprachlos die glänzende Erscheinung anstarrte und vergebens nach Worten rang.

„Helene — Du — ich wußte nicht —“ dazu ein jähes Wechseln der Farbe und ein nervöses Zittern der Mundwinkel, das ihr jede Fassung gänzlich benahm.

Helene warf sich in einen Sessel. „Aber sage mir, liebe Nora, was fehlt Dir? Du machst ja das reine Leichenbittergesicht! Was hast Du? So kenne ich Dich ja gar nicht! Bist Du krank?" Sie sprang wieder auf, faßte die junge Frau an beiden Schultern und betrachtete sie von oben bis unten; dann ihr mit einer Protektorgeberde das Kinn emporhebend und ernster werdend: „Hast Du Kummer gehabt, armer Kerl? das sollte mir leid thun — aber nun laß Dir meine Erlebnisse erzählen, das heitert Dich auf, ich schwöre es Dir!" Sie lachte ausgelassen, leichtsinnig auf, und zog Nora mit sich auf das Sofa.

„Ja, erzähle mir," sagte die junge Frau, die langsam ihre Selbstbeherrschung wiederfand. „Du irrst Dich übrigens, Helene, wenn Du denkst, daß ich Kummer habe, ich war nur so überrascht."

„Nun, um so besser," fiel ihr die Künstlerin ins Wort, und begann dann von ihrem interessanten und ereignisreichen Leben zu erzählen. Nora hörte nur zerstreut zu und grübelte fortwährend über die Möglichkeit nach, wie sie der ihr an Sicherheit so sehr überlegenen einstmaligen Freundin klar machen sollte, daß von einem ferneren Verkehr zwischen ihnen keine Rede mehr sein könne.

„Wenn Du mich in Köln gehört hättest — na, Du es war beispiellos, meinen Erfolg meine ich, besonders mit Deinem Lieblingslied: Vergessen, ach, vergessen sein. Wie mir die Menge zujubelte; ich mußte das Lied wiederholen."

„Ja, das glaube ich, es war ja immer Deine Glanznummer."

„Und die Männer, nein Nora, die Männer!" Helene betrachtete kokett lächelnd die Fingerspitzen ihrer tadellosen, silbergrauen Handschuhe, dann warf sie den Kopf in den Nacken und rief übermütig: „Sie sind allesamt toll, verrückt!"

Selbst in dem Herzen der neidlosesten Frau wird sich ein Gefühl des Ärgers regen, hört sie eine ihrer Schwestern sich mit den Erfolgen bei den Männern brüsten, und so konnte auch Nora sich nicht enthalten, mit einem Anflug echt weiblicher Bosheit der Sängerin zu erwidern: „Ich weiß, ein russischer Fürst hat Dir eine Liebeserklärung gemacht!"

„Ah bah — das hat Dir meine Mutter erzählt, der imponiert so etwas natürlich, ich schrieb es ihr, um ihr eine kleine Freude zu machen, aber wenn ich Dir erzählen wollte" — Helene sprang auf: „Höre, Nora, Du bist heut geradezu stumpfsinnig — ich gehe und komme wieder, wenn Du besserer Laune bist; übrigens weißt Du doch, daß wir heute abend um sechs Uhr nach Berlin reisen, um diesem elenden Nest für immer den Rücken zu kehren?"

Das elende Nest war Helenens Lieblingsausdruck, sie hatte ihre Heimat-

stadt, in der ihr niemals Böses widerfahren war, von früh auf mit diesem Epitheton beehrt.

Jetzt ist in Nora der Entschluß gereift. Sie faßt sich ein Herz, und mit einer starken Anstrengung das Zittern in ihrer Stimme beherrschend, sagt sie: „Ich weiß es, doch es verschlägt mir nichts mehr, ich hätte Dich auch sonst bitten müssen, unser Haus nie wieder zu betreten."

Die kluge Helene hatte längst begriffen. Daß indes Nora, die gutherzige zaghafte Nora, die sich immer von der schönen Freundin hatte beherrschen lassen, ihr das bieten würde, das begriff sie nicht, ihr, der gefeierten, vergötterten Künstlerin, unerhört! Doch es gehörte zu Helenens vornehmsten Prinzipien, sich nie verblüffen zu lassen, außerdem vertraute sie ihrem guten Stern; es würde ihr schon gelingen, sich irgendwie aus der Affaire zu ziehen, nur die Haltung bewahren, das war jetzt die Hauptsache.

Sie machte ein unsäglich erstauntes Gesicht und fragte:

„Euer Haus nicht wieder betreten, was heißt das, was meinst Du damit?"

„Ich meine," antwortete Nora bebend, „daß mein Haus derjenigen verschlossen ist, die — die" — sie kommt nicht weiter, sie rang vergebens dem frivolen Lächeln Helenens gegenüber nach Worten, dann fassungslos brach sie aus: „Das war Deine Freundschaft, daß Du meinen Mann in Deine Netze locktest und —"

„Nora, hör auf!" — Helene sagte es lächelnd, überlegen, ganz ruhig, und kehrte noch einmal in die Mitte des Zimmers zurück. „Du bist nicht recht klug, was heißt das: ich habe Deinen Mann in meine Netze gelockt? Kann ich dafür, wenn er mir den Hof macht? Weißt Du, wenn ich mir um jeden Ehemann, der mir schon zu Füßen gelegen hat, Skrupel machen sollte —"

Ein Ausdruck, der bei diesen Worten in Noras Augen erschien und sie verdunkelte, machte die Sprecherin innehalten; sie war nicht ohne Gutherzigkeit, und getrieben von einer besseren Regung fuhr sie fort: „Nora, Du bleibst auch ewig ein Kind, wenn Du Welterfahrung hättest, würdest Du die Sache nicht so tragisch nehmen. — Also adieu, wenn es doch zwischen uns aus sein soll!" — Sie rauschte aus der Thüre, dann wandte sie noch einmal den Kopf und rief über die Schulter: „Heute abend kannst Du schon ruhig schlafen, da bin ich über alle Berge, Gott sei Lob und Dank!"

— — — —

Nora ist allein. Sie steht wie betäubt, sie hat nur das Gefühl einer gänzlichen Niederlage. So also müssen die Weiber beschaffen sein, denen alle Männer zu Füßen liegen!

Dann schreckt sie auf. Gott im Himmel, wenn Heinrich ihr jetzt begegnete, er wäre verloren, sie selbst wäre verloren!

Sie fliegt ans Fenster, reißt es auf, ob sie ihn kommen sieht — nein! an der Biegung der Straße nur noch ein violetter Schimmer, der um die Ecke verschwindet. Gott, mein Gott, verhüte es, murmelt sie, schlägt die Hände vors Gesicht, und alle Qualen der verflossenen Zeit, alles, was sie überwunden zu haben glaubt, stürmt mit neuer Gewalt auf sie ein. Da hört sie Schritte.

„Mama, Mama, wir haben die Tante Helene gesehen!“ so stürmt die kleine Eva ins Zimmer, in der Mutter Arme.

„Und — und — habt ihr sie gesprochen?“ bebt es von den Lippen der Geängstigten.

„Nein, ich wollte ihr guten Tag sagen, aber da meinte der Papa, es wäre Essenszeit und Du würdest warten, und wir wollten sehr schnell nach Hause marschieren. Ach, Mama, ich habe aber auch einen schrecklichen Hunger!“

Nora preßte ihr Töchterchen mit einem Jubellaut an sich! — — —

Doktor Burckhardt trat, vom Spaziergang heimgekehrt, in sein Arbeitszimmer, ehe er seine Frau begrüßte. Er mußte sich sammeln. Er hatte Helene gesehen, und jene schwüle Unruhe, die ihn schon ehedem in ihrer Nähe ergriffen hatte, bemächtigte sich seiner. In einer verkehrsreichen Straße war sie ihm plötzlich erschienen. Er sah sie auf dem gegenüberliegenden Trottoir daherkommen, selbst unbemerkt von ihren stolzen Blicken, womit sie die ihr nachgaffende Menge streifte, siegesbewußt und hochmütig zugleich. Und dieser wiegende, stolze Gang, dieser göttliche Wuchs! — Sein Fuß hatte gezuckt, sich zu wenden, ihr nachzueilen, sie zu erinnern an jene süße, unselige Stunde — ob sie noch daran dachte? — — Aber dann hatte seine edlere Natur die momentane Schwäche überwunden, und er war, die Rechte seines Töchterchens krampfhaft pressend, im Sturmschritt nach Haus geeilt.

Jetzt schritt er ruhelos im Zimmer auf und ab. Ob sie noch daran dachte? Dann schämte er sich wiederum dieses Gedankens, und suchte ihn abzuschütteln durch die Erinnerung an das, was er seinem Weibe geschworen.

Doch die Erregung, in die der Anblick der verführerischen Gestalt ihn versetzt hatte, wich nicht so leicht von ihm, ob er auch verzweifelte Anstrengungen machte, seiner erregten Sinne Herr zu werden. —

Bei Tisch heuchelte er die harmloseste Heiterkeit, scherzte mit Eva und befleißigte sich der liebevollsten Rücksicht gegen seine Frau, die heute so besonders sanfte, gütige Augen hatte.

Nach Tisch versuchte er wie immer, bei der Zeitungslektüre einen kurzen Mittagschlummer zu halten, vergebens — nach fünf Minuten sprang er wieder auf, von Vorstellungen geplagt, die sein Blut in unruhige Wallung brachten. Dann nahm er eine wissenschaftliche Arbeit vor. Seit Monaten

hatte sie brach gelegen, jetzt las er den letzten Abschnitt durch und knüpfte bei der abgebrochenen Stelle wieder an; aber was er schrieb, trug den Stempel der Zerstreutheit, so daß er selber lächelte, als er durchlas, was er zustande gebracht hatte. Er schob das Manuskript ungeduldig in eine Ecke seines Schreibpults und begann von neuem eine ruhelose Wanderung durchs Zimmer. Ob sie noch daran dachte? Schon wieder dieselbe unselige Richtung seiner Gedanken, dieselbe Erregung seiner Phantasie; schon wieder die Vorstellung dieses berückenden Antlitzes, dieser stolzen, herrlichen Glieder!

Er war froh, als seine Sprechstunde begann, und leidende Menschen seines Rates, seiner Hilfe bedurften. Da wich nach und nach die Spannung von seinen Nerven, und mit besonderer Geduld hörte er heute die oft so weitschweifigen Krankenberichte seiner Patienten an und bemühte sich, seiner mit Recht gerühmten Samariterart noch einen besonderen Nachdruck durch größere Milde und freundlicheres Entgegenkommen zu verleihen.

Um fünf Uhr nachmittags rüstete er sich zu seinem täglichen Ausgang, um Krankenbesuche zu machen. Er hatte sich in seiner Sprechstunde verspätet und nahm daher nur flüchtig von Frau und Kind Abschied. Er merkte es nicht, wie Nora ihm aus dem offenen Fenster die Straße herab nachblickte mit glücklich strahlenden Augen, deren Glanz verstärkt schien, seit sie durch Evas Botschaft vernommen, wie ihr Gatte männlich und mutvoll der ihm drohenden Gefahr getrotzt hatte. Sie wußte es jetzt, und heute sicherer denn je, seine Liebe gehörte nun und alle Zeit ihr, nur ihr allein! Sie blickte in den sonnigen Augustnachmittag hinaus, und als sie daran dachte, daß Helene in einer halben Stunde ihrem und ihres Mannes Gesichtskreis entrückt sein würde, kam ein tiefer Seelenfrieden und eine stillselige Glücksempfindung über sie.

Doktor Burckhardt hatte es heute eilig und kürzte seine Krankenbesuche auf ein Minimum von Zeit ab. Seine Patienten, die seiner als eines Freundes und Trösters auf ihrem Schmerzenslager zu harren pflegten, wurden diesmal arg enttäuscht. Er setzte sich nicht wie sonst an dieses oder jenes Bett, und nahm nicht wie sonst tröstend und zusprechend die heiße Hand des Fiebernden in seine Rechte. Stehenden Fußes, in nervöser Hast erteilte er seine Verordnungen, stürzte die Treppe hinunter und hatte endlich das, was er sonst mit der Freudigkeit eines liebevoll erfüllten Berufs verrichtete, wie eine peinliche Arbeit abgethan. Er erschien sich selbst wie ein Fiebernder, als er den Weg nach der Gartenstraße einschlug. Dort wohnte die Patientin, zu der ihn Nora vor acht Tagen etwa begleitet, und bei der er als einer völlig Genesenen seine Besuche eingestellt hatte. Es däuchte ihm doch notwendig, sich noch einmal nach ihr umzusehen, dabei

schämte er sich der Täuschung, in die er sich selbst hineinlog, und mit der er seine wahren Impulse verhüllte. Ein paarmal auf diesem Wege schöpfte er tief Atem, als wenn er sich dadurch zur Ruhe zwingen könne; denn seine Sinne befanden sich in einem beispiellosen Aufruhr, seine Stirn glühte, er nahm den Hut hin und wieder ab, um seine pochenden Schläfe von der weichen dämmrigen Luft kühlen zu lassen. — Nun ging er an der Wohnung der Witwe Frank vorbei, die Fenster waren geöffnet. Ob Helene zu Haus ist? Er wußte von ihrer heute geplanten Abreise nichts. Er blieb stehen, und sein scharfes Auge versuchte, durch die Vorhänge hindurch, ein Antlitz zu erspähen, ein Antlitz, nach dessen Anblick er schmachtete, lechzte — doch er riß sich los, noch einmal versuchte er, stark zu sein — eilte vorüber, in das benachbarte Haus, zu seiner Patientin. Sie war ausgegangen.

Als er wieder auf die Straße hinaus trat, tönte leiser Gesang aus dem jetzt geöffneten Fenster der Frankschen Wohnung; abgerissene Töne, nur eine Solfeggienfigur, von einem Klavierakkord begleitet — und dann — wie Orgelton und Glockenklang — mit mächtiger Tonfülle der herrlichen Stimme das Schumannsche Waldesgespräch:

Es ist schon spät, es ist schon kalt,
Was reit'st Du so einsam durch den Wald?

Wie festgewurzelt, von einem Zauberbann gefesselt, blieb der Mann dort unten stehn — sein Denken war plötzlich ausgelöscht, seine Sinne nahmen nichts anderes wahr, als diese hinreißende Götterstimme, die mit dämonischer Gewalt alle seine Vorsätze, gut, stark und treu zu sein, vernichtete.

Gott steh mir bei,
Es ist die Hexe Lorelei!

Ein Schauer rieselte ihm kalt den Rücken herab. Wußte denn das lockende Zauberweib dort oben, daß hier unten ein armer Sterblicher wie in einem Taumel umherirrte, einer von denen, die die schöne Hexe Lorelei langsam in süße verführerische Träume singt, um ihn dann mit grausamer Sicherheit in die ewige Verdammnis hinabzureißen!

Es ist schon spät, es ist schon kalt,
Kommst nimmermehr aus diesem Wald!

„Nein, nimmermehr!" stöhnte er auf, in Qual und Wonne zugleich, und im nächsten Augenblick stürzte er die Treppe hinauf.

Auf dem halbdunklen Flur öffnete sich eine Thüre; Helene erschien darin; sie stutzte, als sie den Mann erblickte, kniff mit halbem Erkennen die Augen ein wenig zusammen und sagte dann leise und zögernd:

„Sie, Herr Doktor? ich irrte mich nicht? Sie haben mir schon unten zugehört?" Sie ließ ihn, wie ganz selbstverständlich ins Zimmer treten, zog die Thüre hinter sich zu und fuhr fort: „Eine innere Stimme sagte es mir, daß ich nicht nur meinen vier Wänden etwas vorsang."

Dann schüttelte sie ihm kameradschaftlich die Hand, auf die er sich niederbeugte. Er murmelte etwas Unverständliches; das Sprechen wurde ihm schwer, die Kehle war ihm wie zugeschnürt, desto wohlthuender empfand er es, daß sie so harmlos plauderte. —

„Seien Sie herzlich willkommen in dieser schrecklichen Ungemütlichkeit, sagte sie, aber Sie wissen, die bevorstehende Abreise; wir ziehen morgen in die weite Welt. Die Mutter ist mit ihren Vorbereitungen nicht fertig geworden, sie muß natürlich noch bei ihren sämtlichen Freundinnen, Kränzchen- und Kaffeeschwestern den ganzen Abend Besuche machen und ist schon seit Mittag unterwegs. — Nun seien Sie aber nett und nehmen Sie Platz — so, in diesem hocheleganten Lehnstuhl. Diese ganze großartige Einrichtung wird nämlich nicht nach Berlin mitgenommen, sie ist verkauft." —

„Warum gehen Sie so plötzlich fort, Helene?" fragte er, indem er nahe an sie herantrat, und seine Augen in die ihren senkte.

„Warum? ach fragen Sie mich jetzt nicht darnach." Sie blickte einen Augenblick wie träumerisch ins Weite, dann warf sie den Kopf zurück: „Es muß sein. — Nun setzen Sie sich aber endlich." Sie rollte mit einer schnellen Bewegung ihres geschmeidigen Körpers den Fauteuil mit dem fadenscheinigen Überzug an ihn heran. Und nun werde ich Ihnen etwas vorsingen; soll ich Licht machen, oder wirkt die Musik besser auf Sie im Zwielicht?"

Er setzte sich und starrte ihr unverwandt nach, wie sie sich allerlei im Zimmer zu schaffen machte. War ihre Gestalt wirklich noch schöner, noch üppiger, noch stolzer geworden, oder schien es ihm nur so?

„Machen Sie kein Licht," antwortete er auf ihre Frage, „die Dämmerung hat etwas Beruhigendes." Es war nur so hingesprochen, ohne Überlegung und Nachdenken; denn die Abendschatten, die sich langsam, müde, süß erschlaffend über alle Gegenstände des Zimmers breiteten, beruhigten ihn durchaus nicht.

Helene setzte sich ans Klavier und begann die Melodie eines französischen Volksliedes zu trällern. Nach der ersten Strophe wandte sie sich zu ihm: „Nun, wie gefällt Ihnen das?" Dann sprang sie wieder auf und schloß das offene Fenster, und während sie den Riegel vorschob, flüsterte sie leise zu ihm hin: „Es soll mir niemand da unten zuhören, ich will nur für Sie singen, für Sie allein!"

Als sie wieder an ihm vorbeiging, haschte er nach ihrer Hand und drückte sie wiederholt stumm an die Lippen. Dann, Heliotropblüten an ihrer Brust

bemerkend, bat er: „Nehmen Sie die Blüten fort, Helene, der Duft macht mich nervös.“

Sie blickte erstaunt an sich hernieder. „Mein Himmel, habe ich die noch immer an mir? sie sind ja schon ganz welk.“ Sie nestelte an den Falten ihres Kleides herum, aber das verdorrte Sträußchen wollte sich nicht lösen. „Nehmen Sie es selbst fort,“ flüsterte sie lächelnd und beugte sich zu ihm herab. Mit zitternder Hand griff er darnach — in der nächsten Sekunde zog er sie auf seine Knie nieder und preßte sie mit wilder Leidenschaft an seine Brust! — —

Eine Stunde später wankt ein gebrochener Mann durch dunkle, menschenleere Straßen. Erbärmlicher Schwächling! Das ist alles, was er zu denken vermag. — Was nun? —

— — — —

Nora hielt, was sie sich an jenem Abend am Bette ihres Kindes gelobt: ein anderes, neues Leben zu beginnen, ihr Glück festzuhalten mit starker Hand, und wieder glücklich zu sein an der Seite des Mannes, der liebevoller denn je ihr den Lebensweg ebnete, sie mit rührender Sorgfalt umgab und nur ihr und ihrem Kinde sein Leben weihte — Immer mehr und mehr verflüchtigten sich die Schatten, die einst ihr Dasein zu verdunkeln gedroht hatten, und die Sonne seligen Vertrauens und hingebender Liebe leuchtete wieder in ihrem Herzen. Sie hatte vergeben und vergessen!

IV.

Auf dem Kirchhof an einem Grabhügel, der mit Epheu überwuchert ist und den Cypressen und Lebensbäume wehmütig beschatten, steht ein Mann. Er hat soeben mit einem Kranz weißer Rosen das schwarze Marmorkreuz geschmückt, worauf mit Goldbuchstaben zu lesen steht: Nora Burckhardt, darunter das Bibelwort: Sei getreu bis in den Tod, so will ich Dir die Krone des Lebens geben. — Heute ist ihr Sterbetag. Zehn Jahre sind verflossen, seit sie ihre Lieben auf ewig verlassen, seit ein schuldloses Menschenleben mitten in der Daseinsfreude verlöschen mußte.

Doktor Burckhardt läßt sich auf dem Sitz nieder, der vor der peinlich gepflegten Grabstätte angebracht ist. Er hat stark gealtert, und ein paar scharfe Falten verborgenen stillen Grames haben sich in sein einst so sonniges Antlitz gegraben. Doch seine Augen leuchten noch immer mit jugendlichem Glanz, trotzdem er bereits an der Schwelle der Fünfzig angelangt. Seine Gedanken, nur der Erinnerung an Nora gewidmet, schweifen zurück zu jenen glücklicheren Zeiten, da ihr sanfter Hauch ihn umwehte, und ihre rührende Gestalt noch auf Erden wandelte. Ihr Bild umschwebt ihn wie

das einer Heiligen, und wie einer Heiligen gedenkt er ihrer, von deren Tugend, Sanftmut und Liebe er sich entsündigt gefühlt hat, seit ihrer Sterbestunde.

„Dank Dir, daß Du mich so glücklich gemacht hast!“ so hatten ihre letzten Worte gelautet.

Liebe und Selbstverleugnung war ihr Leben gewesen, bis zu ihrem Tode. — Kaum hatte sie durch die unermüdlichste Pflege ihre Tochter Eva der Diphtherie entrissen, als sie selbst der mörderischen Krankheit zum Opfer fiel. Noch jetzt nach zehn Jahren ergriff Heinrich Burckhardt eine tiefe Rührung, wenn er sich die furchtbare Scheidestunde vergegenwärtigte, in der sie nur an ihn und seinen Frieden gedacht, ihn an den Trost gemahnt hatte, den er nun in Eva finden müßte.— Und er hatte ihn in ihr gefunden. — Was wäre auch aus ihm geworden, wenn er das Kind nicht gehabt hätte! Täglich dankte er Gott für das Kind, das er noch immer mit diesem Liebeswort benannte, trotzdem es bereits eine junge Frau von zwanzig Jahren war.

Das Kind war bei dem Tode der Mutter zehn Jahre alt gewesen. Frühreif und über ihre Jahre intelligent, hatte Eva schon genug Verständnis, um zu empfinden, was ihr entrissen wurde. Der lindernde Einfluß der Zeit, der besonders Kinder so schnell vergessen lehrt, kam ihr aber nicht zu statten; denn der Vater wurde nicht müde, ihr die Schwere des unersetzlichen Verlusts immer wieder nahe zu legen, die Trauer, den Schmerz um die Dahingeschiedene immer wach zu halten, und so hatte sich Eva durch die Einwirkung dieser wehmütigen Schatten zu einer völlig anderen entwickelt, als man es von dem lebhaften kleinen Wirbelwind mit dem zerzausten Lockenkopf erwartet hatte, zu einem ernsten, stolzen, scheinbar kühlen jungen Mädchen, aber mit heißer verborgener Glut des Empfindens im innersten Herzen.

Und wie schön sie war! Über Doktor Burckhardts Züge glitt ein stolzes Lächeln, wenn er der hinreißenden Schönheit seiner Tochter gedachte. Wäre sie nur weniger schön gewesen, dann hätte sie ihm noch länger angehört, jetzt (seinem Schwiegersohn gegenüber kann er sich niemals eifersüchtiger Regungen erwehren), seit ihrer Verheiratung hat er unaussprechlich viel verloren.

Denn was war ihm diese Tochter von dem ersten himmlischen Augenblick ihres Daseins an? was war sie ihm nach dem Tode seines Weibes? Trost, Stütze, Wonne und Glückseligkeit!

Nur für diese Tochter hatte er weiterleben mögen, hatte er gedacht, gearbeitet, denkt und arbeitet er noch. Jeden leisesten Wunsch hatte er ihr zu erfüllen getrachtet, darnach trachtet er noch, und nichts, meinte er, sollte für

das Kind unerreichbar sein. Daß er ihrem Stolz dadurch neue Nahrung verlieh und sie zu dem gefährlichen Glauben erzog, ihr könne und dürfe im Leben nichts fehlschlagen, das achtete seine blinde Vaterliebe nicht.

Bei dieser Erziehung leitete ihn nur ein Instinkt: seinem Kinde zu geben, was er seinem Weibe entzogen hatte: ein Übermaß von Liebe, das keine Grenzen kannte, und das allein imstande war, ihn, den Treulosen, Wortbrüchigen, der völligen Vergebung, mit der seine holde Nora von ihm gegangen war, wert zu machen.

Und Evas starke, edle Natur vergalt diese väterliche Liebe durch rührende Hingebung, durch ein völliges Einssein mit ihrem Vater — bis jener Mann in ihren Gesichtskreis trat, der sie, ein erbarmungsloser Eroberer, von dem Herzen reißen sollte, dessen Liebe nicht übertroffen werden konnte. Kein Mensch ahnte es, wie unaussprechlich Heinrich Burckhardt gelitten, als das stolze Mädchen ihrem Vater und zugleich vertrautesten Freund erglühend um den Hals gefallen war und ihm ins Ohr geflüstert hatte, er, der Herrlichste von allen, der gefeierte Künstler, der berühmte Maler, dessen Bilder so ungeheures Aufsehen in der Kunstwelt erregten, habe um ihre Liebe geworben!

Die Kapazitäten der Universitätsstadt, in der Burckhardts lebten, hatten eine Ausstellung der merkwürdigen, in einer etwas übertriebenen Pleinairmanier gemalten Bilder des Malers Günter Roland veranstaltet. Der Künstler war selbst gekommen, um die Aufstellung und Beleuchtung seiner Werke zu überwachen. Dann am Eröffnungstag, als er sich unerkannt in den Ausstellungsräumen aufhielt, hatte er Eva Burckhardt gesehen.

Diese siegende Schönheit mit der junonischen Gestalt und dem Marmorantlitz einer griechischen Göttin hatte seine impulsive, schnell auflodernde Künstlerseele zu hellen Flammen entfacht. Als er sie vor einem seiner Gemälde, das in der Nähe wie eine abscheulich beklexte Malerpalette aussah, in der Ferne aber durch technisch vollendete Perspektive und koloristische Effekte erstaunlich wirkte, ein paarmal in augenscheinlicher Bewunderung versunken fand, drängte er sich in ihre Nähe und wagte es mit der Kühnheit des von Frauen verwöhnten, berühmten Mannes, ein Gespräch mit ihr anzuknüpfen. Im Anfang über diese Keckheit einigermaßen entrüstet, verzieh sie doch und war liebenswürdig, als er sich als Schöpfer dieser Kunstwerke vorstellte. Am nächsten Tage machte er im Burckhardtschen Hause Besuch, in einer Woche waren Eva und Günter Roland ein glückliches, zärtliches Brautpaar, in sechs Wochen Mann und Frau.

Ach, sie ahnten in ihrem selbstsüchtigen Glücks- und Liebestaumel nicht die Leiden des armen, gequälten Vaterherzens, die sich zur Unerträglichkeit steigerten, wenn Heinrich Burkhardt oft unfreiwilliger Zeuge der glühenden



Umarmungen sein mußte, mit denen der junge, feurige Künstler das schöne Weib umstrickte. Eine Art Haß, dessen er vergebens Herr zu werden strebte, erfüllte ihn seinem Schwiegersohn gegenüber; er schalt sich selber thöricht und sagte sich, daß er mit diesen unmotivierten Gefühlen sich viel besser zur Schwiegermutter geeignet hätte; doch es gelang ihm nicht, diese Empfindungen zu unterdrücken.

Als sich das junge Paar verheiratete, machte er es ihnen zur Bedingung, daß sie bei ihm wohnen sollten, und da seit dem Tode Noras viele Räume der geschmackvollen Burckhardtschen Villa verödet standen, so nahm der junge Maler das Anerbieten seines Schwiegervaters an, mit seiner Frau das alte Heimathaus der Burckhardts zu beziehen, das seinen Kindern, wie der Doktor sagte, ja doch dereinst als Erbe zufallen würde. Im Frühjahr wohnten sie nun in der zwar kleinen, aber landschaftlich interessanten Provinzialstadt, deren Umgebung Günter viel Anregung für seine Studien bot, im Winter in München und im Hochsommer in irgend einem malerischen Gebirgswinkel.

Doktor Burckhardt hatte in den letzten Jahren seine ärztliche Thätigkeit fast ganz aufgegeben und sich hauptsächlich wissenschaftlichen Arbeiten gewidmet. So konnte er, da er ein unabhängiges Leben führte, seine Kinder auf ihren Reisen begleiten. Beide wußten, daß des Vaters Lebensglück davon abhing, und da sie beide dem schöngeistigen, herzensguten Mann in inniger Liebe zugethan waren, so empfanden sie seine Gegenwart stets nur als Annehmlichkeit.

Wie sehr Dr. Burckhard unter der Trennung von seinem Kinde litt, das hatte er bis zur Unerträglichkeit empfunden, als das neuvermählte Paar seine Hochzeitsreise machte. Schlechterdings konnte er seine Tochter dabei nicht begleiten, und so flüchtete er mit seinen Qualen an die Nordsee, wo er in der grandiosen Einsamkeit des flutenden und ebbenden Meeres, in der schwermütigen Scenerie des Strandes die richtige Tonart für seinen Gemütszustand zu finden glaubte. Einige Zeit hatte er es ausgehalten, gänzlich abgeschlossen von jeglicher Geselligkeit, in der Natur, der Trösterin aller Unglücklichen, Genuß und Genüge zu finden.

Da eines Tages war ihm am Strand eine Frau begegnet; es war Helene Frank; sehr gealtert, sehr geschminkt und mit jenem Raffinement gekleidet, das verblühte Schönheiten erfinden, um sich mit einer trügerischen Jugend zu schmücken. Sie ging an der Seite eines Mannes, dessen greises Wüstlingsgesicht sich vergebens hinter allerlei Toilettenlügen zu verbergen strebte. Seit Jahren nannte man den Namen der Sängerin in Verbindung mit einem in der Lebewelt berüchtigten Aristokraten. Sie hatte ihn erkannt, war auf ihn zugestürzt und hatte ihn mit jener Unverfrorenheit begrüßt, die stets

eine Signatur ihres Naturells gewesen war; sein Herz war aber kalt geblieben wie Eis. Der Dämon, der ihm jahrelang die Ruhe seines Herzens und seines Gewissens geraubt hatte, war längst aus seinem Leben entwichen, und alle Glut, die einst für dieses Weib bis zur Sünde in seinem Innern gelodert, war zu toter Asche zusammengesunken.

Am nächsten Morgen war er abgereist, zurück in seine Heimat, wo er mit täglich sich steigernder fieberhafter Ungeduld die Rückkehr des Kindes ersehnte. Wie es ihr ergehen möchte, ob Günter ein Bewußtsein dessen hätte, was der Vater ihm mit seinem Kleinod anvertraut, ob er sie auf Händen trage, ob er sie so glücklich mache, wie sein Kind, seine Eva glücklich gemacht werden mußte? Die allerdings täglich einlaufenden Postkarten oder Briefe waren nur ein armseliger Trost.

Und endlich kam sie zurück an der Seite ihres angebeteten Gatten, ein glückliches strahlendes Weib, und wenn auch vieles verändert war in dem einstigen, unvergleichlich schönen Verhältnis zwischen Vater und Tochter, so hatte er sie doch um sich, sah sie täglich, konnte sich, seine egoistischen Regungen heldenmütig bekämpfend, an ihrem himmeljauchzenden Glück erfreuen und über des Kindes Leben und Gesundheit wachen.

— — — —

Vor einigen Tagen waren nun alle drei von einem längeren Aufenthalt in München, wo Rolands Bilder wieder, wie überall, einen Sturm von Meinungsverschiedenheiten in Presse und Künstlerkreisen hervorgerufen hatten, zurückgekehrt, um den Sterbetag der Mutter hier zu begehen und dann sich in der heimatlichen Villa von den Zerstreuungen der Großstadt zu erholen. — — —

Doktor Burckhardt erhob sich von dem Ruheplätzchen am Grabe seiner Frau, entfernte noch einige welke Blätter von dem grünen Geranke des Epheuteppichs und strich mit liebkosender Hand über den Hügel, worunter so viel edles, gutes, treues ruhte. Dann schaute er spähenden Blickes die Ulmenallee hinauf, von wo sich ein junges Menschenpaar der Grabstätte näherte.

Die Dame, in schwarzer eleganter Trauertoilette, die die Marmorblässe ihrer wunderbar edlen Züge auffallend hervortreten ließ, eilte mit entschuldigenden Worten, daß es etwas später als verabredet geworden sei, auf ihren Vater zu. Wie immer, wenn er seine Tochter eine Zeitlang nicht gesehen hatte, warf er einen prüfenden Blick auf sie, ob sie gesund, ob sie glücklich sei, und wie immer verstand sie diesen Blick, und ihre von tiefdunkeln Wimpern umschatteten blauen Augen erwiderten ihn stumm, als wolle sie sagen: Du kannst beruhigt sein, es ist alles gut!

Dann wandte sie sich dem Grabe zu, während ihr Mann seinen Schwiegervater begrüßte.

Rolands kühne unregelmäßige Züge mit dem stark-sinnlichen Ausdruck um Mund und Nase, dem unruhigen verzehrenden Feuer in den leuchtenden Blicken bildeten den krassesten Gegensatz zu der harmonischen Erscheinung seiner Frau; aber dies markige Antlitz, das man fast unschön nennen konnte, trug so recht den Typus dessen, was dem weiblichen Herzen gefährlicher wird als tadellose Männerschönheit. Mit unverkennbarer Ungeduld wartete er, bis seine Frau ihre Andacht vollendet hatte, und da auch sein Schwiegervater sich wieder dem Grabe zuwandte, ging er mit auf dem Rücken zusammengelegten Händen zwischen den benachbarten Grabstätten umher und betrachtete die roh, aber oft nicht ohne Talent gefertigten Marmorfiguren, die hie und da das schwermütig tiefe Grün des Friedhofs unterbrachen.

Scheinbar ganz vertieft in eine ziemlich mangelhafte Kopie des Thorwaldsenschen segnenden Christus schien er die Schritte der sich Nahenden zu überhören. Erst als sein Schwiegervater ihn anredete, wandte er sich um.

„Unser Grab hat wohl kein Interesse für Dich?“ fragte der Doktor, den längst ein verbissener Groll quälte, daß sein Schwiegersohn sich nicht an ihrer Andacht beteiligt hatte.

Ein unverhohlenes Entsetzen malte sich auf des Künstlers Zügen, dann sagte er kopfschüttelnd: „Allen Respekt vor Eurer fabelhaften Familienpietät, aber was Ihr auch alles von einem nun zufällig zu Euch Gehörigen verlangt! ich habe ja absolut nichts dagegen, wenn ich heute Luft für Euch bin, und Ihr nur Euren Erinnerungen lebt, aber von mir könnt Ihr doch nicht das Gleiche verlangen.“

„Nun ich dächte doch“ — Eva warf ihrem Vater einen flehenden Blick zu, der ihn verstummen ließ.

Dann zog der Maler den Arm seines jungen Weibes durch den seinen, und sie verließen schweigend den Kirchhof. Zuweilen blieb Roland stehen und schaute seiner Frau mit einem seiner glühenden Blicke in die Augen.

Sie erwiderte diesen Blick mit einem Anflug stiller Trauer, die der heutige Tag über ihre Züge gebreitet hatte.

„Natürlich ist heute auch jegliches Gefühl für meine unbedeutende Person in Deiner Brust erloschen,“ flüsterte der Maler seiner schönen Frau ins Ohr, „aber Du sollst mich heute nicht weniger lieben als sonst, hörst Du, Eva!“ — dabei preßte er ihren Arm, daß sie einen leisen Schmerzenslaut hören ließ, aber sie sah glücklich aus.

Es war ein Sonntagnachmittag, und viele geputzte Leute begegneten ihnen. So oft Roland ein hübsches Mädchen entdeckte, starrte er ihr ungeniert ins Gesicht und erging sich in entzückten Ausdrücken: „Ist das nicht ein reizendes Mädel? wie gefällt Dir dies Madonnengesichtchen? Schau,

Everl, das gäb ein Modell!" und so fort. Und Eva gab jedesmal nach einem derartigen Ausbruch mit kühler Passivität ihre Zustimmung, während Doktor Burckhardt etwas Bissiges in seinen Bart brummte.

Als sie die Villa erreicht hatten, hielt der Maler seine Frau auf der Terrasse fest und betrachtete trunkenen Künstlerauges den mit der Glut der untergehenden Sonne gefärbten Horizont.

„Das ist schöner, das ist malerischer und mehr wert als die ganze Kirchhofstimmung des heutigen Tages," sagte er, mit der Hand über die Ballustrade nach dem Firmament weisend. „Sieh nur dies goldumsäumte Violett, das hat kein Maler auf der Palette — siehst Du, das ist die sogenannte Farbensymphonie, von der die Kunstkenner faseln, ohne sie jemals in dieser Herrlichkeit erfaßt zu haben — wer nur diese Tinten festhalten könnte!"

„Du hast sie längst festgehalten, mein Schatz! erwiderte das junge Weib mit dem ganzen Stolz der Künstlerfrau; denke doch nur an Deinen Sonnenuntergang in Amalfi —"

„Aber das Schönste auf Erden bist Du, mein süßes, wonniges Weib!" unterbrach er sie plötzlich und riß sie in seine Arme, sie mit ausbrechender Leidenschaft liebkosend. Gleich darauf aber ließ er sie los: „Hu, kalt wie der Nordpol!" rief er und schüttelte sich — „ich erstarre noch zum Eisklumpen bei Dir."

Die junge Frau, die vor dieser stürmischen Zärtlichkeit unwillkürlich einen Schritt zurückgewichen war, wiegte traurig den Kopf: „Was Du nur immer willst, Günter — giebt es denn keine anderen Liebesbeweise, als die in glühender Leidenschaft getauschten?"

Ein ärgerliches Lächeln flog über sein Gesicht.

„Adieu, Vestalin, ich werde Dich heute abend ganz Deinem frommen Dienst überlassen!"

„Du willst fortgehen?" fragte sie erschrocken.

„Freilich — Ihr könnt mich bei Eurem Trauerkult doch nicht gebrauchen; ich werde im Löwenkeller ein paar Schoppen trinken." Damit stieg er die Terrasse herab, sich von seinem Schwiegervater zu verabschieden, der im Garten seine Rosen beschnitt.

In Evas Augen stiegen ein paar zornige Thränen auf, aber schnell und energisch unterdrückte sie diese. Deshalb weinen? Stolz warf sie den Kopf in den Nacken und ging ins Haus.

Der Vater eilte ihr nach, um bekümmerten Herzens zu erforschen, wie das Kind diese Rücksichtslosigkeit ertragen würde; er richtete ihr Gesicht zu sich empor und sagte, als ob er sie trösten müsse: „Er ist eben eine unberechenbare Künstlernatur."

Da nickte sie still mit dem Kopf: „Brauchst Du mir das zu sagen, Vater?"

Im Löwenkeller saß Maler Roland eine Viertelstunde später unter einer Corona junger Studenten, die den berühmten Künstler mit Halloh empfangen und ihm den Ehrensitz an ihrem Stammtisch eingeräumt hatten.

Der Wirt des Lokals war ein Münchner; seine Tochter, ein reizendes junges Mädchen von feinem Wuchs, mit rotem Haar, schneeweißer Haut und einigen pikanten Sommersprossen, bediente die jungen Herren, die alle ohne Ausnahme in die junge Münchnerin verliebt waren.

Sie verstand auch ihr Geschäft. Mit der Virtuosität der bayerischen Kellnerinnen balancierte sie sechs Bierseidel in jeder Hand, ohne einen Tropfen zu verschütten; ihr rotlockiges Köpfchen kam wie ein irrender Lichtpunkt in der zum Durchschneiden dicken Atmosphäre immer wieder zum Vorschein, und so oft sie in dem rauchigen Raum auftauchte, folgten ihr die begehrlichen und bewundernden Blicke der meisten Anwesenden.

Durch ihre Art, die nicht immer zarten Handgreiflichkeiten der Musensöhne energisch abzuwehren, hatte sie sich in den acht Tagen, die sie diese Stellung bekleidete, einen gewissen Respekt verschafft, zugleich aber auch die Begierde aufs Höchste angestachelt, bei dieser Spröden der Auserwählte zu sein. — —

„Das is halt mal a Vernünftiger, der Herr Maler," dachte das junge Mädchen, als bereits zwei Stunden verflossen waren, ohne daß Günter Roland versucht hätte, sie in die zarte rosige Wange zu zwicken, oder den Arm um ihre Taille zu legen, wie sie es doch sonst kannte. Die glühenden Blicke, die er der reizenden Gestalt hin und wieder nachsandte, bemerkte sie nicht, und wenn sie sie bemerkt hätte, so würde sie diese Art der Anbetung für höchst platonisch gehalten haben.

Bei Roland aber stand es fest, daß er dies gemütliche Lokal, wo es so ausgezeichnetes Bier gab, recht oft besuchen wollte.

Eva hatte unterdessen mit ihrem Vater gemeinsam das Abendessen eingenommen. Es verlief in ziemlich gedrückter Stimmung, trotzdem die junge Frau sich energisch zwang, ihre trüben Gedanken zu bemeistern. Jetzt saßen beide im Studierzimmer des Doktors. Er lehnte rauchend in der Divanecke, und sie las mit ihrem schönen, sonoren Organ aus einem Roman von Dickens vor, dessen klassischer, von Burckhardts so oft herzlich belachter Humor heute ganz eindruckslos an ihre Ohren tönte.

Die junge Frau schob das Buch beiseite und meinte, das Lesen strenge sie so sehr an, ihre Stimme klänge so belegt, ob der Vater es nicht auch fände?

Ja, er fand es auch. Unzählige Male hatte er sie schon gefragt: „Bist Du vergnügt, mein Kind?" und jedesmal hatte sie müde geantwortet: „Gewiß, lieber Vater!"

Eva erhob sich, und da ihr Vater das Buch aufnahm und darin blätterte, so glaubte sie, er merke nicht, wie sie ans Fenster trat und auf die dunkle Straße hinabblickte. Doch gleich stand er neben ihr: „Kind, er kann noch nicht da sein, Du mußt noch ein bißchen Geduld haben."

„Ich erwarte ihn ja auch noch nicht," entgegnete die junge Frau mit dem müden Lächeln, das ihrem Vater so unerträglich schmerzlich war, „ich wollte nur sehen, ob der Mond schon aufgegangen ist."

Der Doktor legte den Arm um seiner Tochter Nacken und führte sie ins Innere des Zimmers zurück. „Wollen wir in unserem Olliver Twist fortfahren?" fragte er mit tröstender Milde. Ein ungeduldiger Zug glitt über Evas Züge, er bemerkte es, und sie in seine Arme nehmend wie ein betrübtes Kind, sagte er: „Du darfst deshalb nicht traurig sein, mein Liebling, es giebt Schwereres im Leben."

„Wie Du mich quälst, Vater!"

Sie hatte es mit einem Seufzer ausgestoßen; sie sehnte sich so heiß darnach, allein zu sein, aber sie durfte den Vater nichts merken lassen, und dieser Kampf marterte sie unbeschreiblich.

Endlich schlug die Stunde, wo die Familie zur Ruhe zu gehen pflegte. Eva verabschiedete sich zärtlich von ihrem Vater und dankte ihm, daß er ihr Alleinsein geteilt.

Die Zimmer des jungen Ehepaars befanden sich im ersten Stock, und Eva stieg langsam die Treppen hinauf. Zum ersten Mal in ihrem Leben hatte sie heute des Vaters Gegenwart als eine Last empfunden — wie wunderbar! im Überschwang ihres Glücks dagegen hätte sie ihn immer neben sich haben mögen, bedurfte sie seiner Nähe.

Aber glücklich scheinen, lächeln, wenn bittere zornige Thränen die Augen verdunkeln, das war unerträglich.

O, dieser Abend, er war furchtbar gewesen!

„Aber was ist mir denn? bin ich denn nicht glücklich?" reflektierte das schöne junge Weib, indem sie vor dem Spiegel ihres raffiniert ausgestatteten Schlafgemachs die dunklen Flechten löste und ihre Trauergewänder ablegte, „er liebt mich doch nach wie vor," und sie vergegenwärtigte sich die täglichen Beweise der glühenden Leidenschaft ihres Gatten, und ein stolzes Lächeln umspielte ihre Lippen.

Wie sie ihr Spiegelbild betrachtete, dies wunderbare Antlitz, umwallt von der Mähne ihrer braunen Locken mit den strahlenden großen Augen und dem hinreißend lächelnden Mund, diese Göttergestalt mit den schneeigen Schultern und den klassisch geformten Armen, die er täglich in überschwenglicher Begeisterung besungen, gepriesen und, wie er selbst sagte, zum unerschöpflichen Studium seiner Kunst gemacht, da hob ein stolzes Selbst-

bewußtsein ihre Brust, und die Macht ihrer Schönheit ahnend, empfand sie es wie eine große Seligkeit: auch ich bin geschaffen, ihn glücklich zu machen!

Um so kränkender drängte sich ihr gleich darauf wieder die Thatsache auf, daß er sie heute verlassen konnte, sein geliebtes schönes Weib, seine lilienarmige Göttin, wie er sie nannte. War ich wirklich kalt und unfreundlich? kalt? — mein Gott, gegen ihn, dem mein ganzes Herz entgegenlechzt, dem jede Fiber meines Seins zustrebt?

Da öffnete sich die Thür, und Günter Roland trat ein.

Aber anstatt ihm hingebend in die Arme zu sinken, wie sie es sich noch eben vorstellte, streckte sie ihm mit einem kühlen Lächeln, ohne einen Anflug von Empfindlichkeit, eine Hand entgegen.

„Also noch immer Vestalin?" fragt er, sie von oben bis unten betrachtend, mit leisem Hohn in der Stimme. Er hatte geglaubt, mit Vorwürfen empfangen zu werden, und das — er wußte selbst nicht weshalb — hätte ihm heute besser zugesagt, als diese gleichgültige Ruhe, die ihn, den nervösen widerspruchsvollen Mann, schon oft zu heimlichem Verdruß gereizt hatte.

„Hast Du Dich gut amüsiert, Günter?"

„Nein!" Er stieß es ärgerlich, brüsk heraus, dann betrachtete er stumm, finsteren Blicks, die blendende Erscheinung dieses unvergleichlichen Weibes, *seines* Weibes.

Sie fing seinen Blick auf und erschrak vor der tiefen Verstimmung, die sich darin abspiegelte. Mit herzlich mitleidigem Ton fragte sie deshalb:

„Dir ist doch nichts Unangenehmes passiert? Du siehst so finster aus?"

Da riß er sie in seine Arme und flüsterte der Erglühenden ins Ohr: „Galathee, himmlisches, göttliches Marmorbild, sei immerhin kalter Stein, ich werde Dir Leben, Glut, Liebe einhauchen!"

— — — —

Im untern Stockwerk wandelte noch lange ruhelos ein einsamer Mann. Nur ein Gedanke arbeitete quälend hinter seiner Stirn: Wenn sie unglücklich würde! wenn Gott mir an ihr vergelten, meine an der Toten begangene Missethat an ihr rächen wollte! — Gott, Gott, nur das nicht — lieber martere mich tausendmal, aber Barmherziger, — sie lasse nicht leiden!

Ach, sie litt dennoch!

Unbemerkt, ungesehen von ihrer Umgebung, doch darum um so bitterer. Günters Rücksichtslosigkeiten nahmen täglich zu. Daß er sie fast allabendlich verließ, um im Löwenkeller Anregung zu finden, hätte sie ertragen können, daß er aber, wenn sie ihn bat, dies oder jenes gemeinschaftlich mit ihr zu unternehmen, tausend Vorwände zur Ablehnung bereit hatte, oder ihr

in unzarter Weise entgegnete, sie habe gar kein Verständnis dafür, daß ein Künstler keine Eindrücke sammeln könne, wenn er fortwährend, wie Herkules am Spinnrocken im Schoß der Familie hocke, das schnitt ihr ins Herz.

Früher hatte er sie doch seine Muse genannt! Das war vorbei! Was aber ihr Leiden schier unerträglich machte, das war die Maske fröhlicher Seelenruhe, die sie vor ihrem Vater tragen mußte. Günter sei ein großer Künstler und müsse mit anderem Maß gemessen werden, als andere Menschen, damit tröstete sie ihn, wo sie selbst so sehr des Trostes bedurfte.

Doktor Burckhardt aber ließ sich nicht täuschen. Als Arzt verstand er auch die Seelenregungen der leidenden Menschheit seiner Diagnose zu unterziehen, und so erkannte er, daß seines Kindes Seele krank war.

In schlaflosen Nächten befiel ihn oft eine Todesangst vor den Geißelhieben einer rächenden, die Freventhaten der Menschheit unerbittlich wiedervergeltenden Nemesis. Die Falten des Grams gruben sich täglich tiefer um den einst so lebensfreudig lächelnden Mund.

Heute hatte Eva ihren Gatten gebeten, am Nachmittag mit ihr einige seit Wochen aufgeschobene Besuche bei alten guten Freunden des Burckhardtschen Hauses zu erledigen, aber Günter hatte spöttisch lächelnd abgelehnt. Ob sie im Ernst verlange, daß er sich von Spießbürger zu Spießbürger schleppen und ausfragen lasse, wie teuer ihm der Meter bemalte Leinwand bezahlt würde. Sie solle ihre lieben Freunde allein besuchen und bestens von ihm grüßen.

Evas geklärte, gefestigte Natur war nicht leicht aus dem Gleichgewicht zu bringen, auch verhinderte sie ihre stolze Willenskraft, sich die empfundenen Kränkungen immer wieder ins Gedächtnis zu rufen, um sie später als Trumpf gegen ihren Mann auszuspielen. Das überließ sie schwächlichen, empfindlichen Ehegattinnen. Aber sie mußte doch die Zähne zusammenbeißen, um nicht einen Schrei der Wut, des Schmerzes auszustoßen, als sie ihren Mann mit dem Selbstbewußtsein eines Menschen, der sich völlig in seinem Recht befindet, das Zimmer verlassen sah.

Vor ihrem Vater spielte sie dann wie immer die alte Komödie, und so begann sie eine Kette zu schleppen, deren eiserne Ringe auch die innigste Vaterliebe nicht zu lösen vermochte.

Roland kam heute zeitig nach Haus und traf seine Frau im Wohnzimmer ihrer eigenen Räume allein; der Vater hatte unten Besuch von einigen befreundeten Herren.

Der Künstler sah bleich und aufgeregt aus, doch zwang er sich zu ungewöhnlicher Ruhe, was Eva mit dem feinen Instinkt des liebenden Frauenherzens sofort bemerkte. Sie hatte längst gefühlt, daß er in den letzten Tagen irgend etwas vor ihr verberge. Auch die elementaren Ausbrüche

seiner Zärtlichkeit, die ihre reine Seele als Beweis seiner Liebe erachtete, hatten aufgehört. Was es aber sein könnte, ahnte sie nicht im Entferntesten. Jetzt, wo es ihr schien, als litte er unter etwas Unausgesprochenem, wallte plötzlich ihre heiße Liebe zu ihm empor und eine stille Hoffnung beseelte sie, daß er sich ihr, seiner Muse, seinem Glück, seinem zweiten Ich, oder wie er sie sonst genannt hatte, wieder anvertrauen würde.

„Hast Du Deine Besuche gemacht?“ fragte er nach einer Pause, ohne sie anzusehen.

Sie versuchte, ihm in die Augen zu blicken, in dem Bestreben, sich seinen Gemütszustand zu erklären, doch er vermied konsequent ihren Blick.

„Nein, Günter, ohne Dich —“

„Mein Gott,“ fuhr er heftig auf, „dieser Zwang, der hier im Hause auf mich ausgeübt wird, ist ja unerträglich — und deshalb, Eva, daß Du es nur gleich erfährst — ich werde morgen nach München reisen.“ —

„Wie Du willst, Günter,“ entgegnete sie mit sanfter Ruhe, „ich bin ebenso gern in München als hier.“

Wieder wichen seine unstäten Augen ihrem großen, klaren Blick aus.

„Das heißt — es geht diesmal nicht anders — da ich ungestört arbeiten muß und will — ich — ich reise diesmal allein!“

„Allein?“ Wie ein Schmerzensschrei rang sich das Wort von den Lippen des plötzlich erblassenden jungen Weibes. „Allein“ — wiederholte sie noch einmal leise, tonlos; und dann ganz ungläubig: „Ohne mich, Günter, habe ich Dich denn verstanden?“

„Natürlich,“ lachte er auf, „das hätte ich mir ja denken können, daß Du für derartige Forderungen eines schaffenden Künstlergeistes kein Verständnis hast; Dir fehlt eben alles zu einer Künstlerfrau!“

Diese Vorwürfe, die sie so wenig verdiente, sprudelte er hervor nach Art der Menschen, die eine unschöne Handlung begehen wollen und ihr Gewissen dadurch zu beruhigen suchen, daß sie dem Gekränkten eine erfundene Schuld aufbürden.

Eva sagte kein Wort. Weil sie fühlte, daß sie in Verzweiflung ausbrechen müßte, wenn sie den Mnnd öffnen würde, und weil sie das nicht wollte, darum schwieg sie.

Auch er sprach nichts. Nach einer Pause begann er in dem gleichen, herzlos trockenen Tone wie vorher: „Und zwar reise ich schon morgen abend. Bitte, laß mir mein Gepäck bis dahin herrichten.“

Den Abend verbrachte er damit, seinen Schreibtisch zu ordnen, seine Malergerätschaften und seine angefangenen Skizzen und Arbeiten, die in regellosem Durcheinander auf Staffeleien herumstanden, einzupacken. Er sprach fast nichts. Eva, scheinbar mit einer Handarbeit beschäftigt, beobachtete ihn

fortgesetzt und wartete noch immer mit einem Schimmer von Hoffnung darauf, daß er irgend etwas sagen würde, was diese furchtbare Spannung zwischen ihnen lösen müsse.

Vergebens — er sagte nichts, und ihr Stolz hinderte sie, ihn zu fragen. Sie war es ja gewöhnt, daß er täglich irgend eine unberechenbare Handlung beging, sie war es gewöhnt, ihn in Widersprüchen sich verlieren zu sehen, die selbst ihre harmonische Natur nicht immer zu klären vermochte — aber diese Reise nach München ohne sie, die er doch angebetet hatte, und die es nicht glauben konnte, daß er plötzlich aufgehört haben sollte, sie zu lieben! —

Wie erschrak sie zu Tode bei dem Gedanken an das Aufhören seiner Liebe! Nein, nein, sein verändertes Wesen wird in einer seiner häufigen Verstimmungen seinen Grund haben; vielleicht wieder eine Streitigkeit mit seinen Kunstgenossen, die seine oft so tolle Richtung anfeindeten. Sie wußte, wie ihn das rasend machen konnte! — Vielleicht — ach gewiß deshalb diese Reise, auf der er sie nicht brauchen konnte. Aber warum, warum in aller Welt vertraute er sich ihr nicht an? Sie begriff es nicht, hörte aber nicht auf zu hoffen, daß es vor der Abreise noch zur Aussprache kommen würde.

Sie hoffte vergebens! Kein Wort der Aufklärung! Auch dem Vater, der ihn wiederholt nach den Gründen dieser Reise fragte, antwortete er, er müsse ungestört arbeiten, etwas Großes schaffen, damit er die Welt von sich reden mache; — dazu bedürfe er völliger Ruhe und Abgeschlossenheit, die könne er aber nur finden, wenn er keine Familienrücksichten zu nehmen habe.

„Welch thörichte Übereilung, mein lieber Sohn, war es doch von Dir, zu heiraten," war alles, was ihm Burckhardt darauf erwiderte.

Eva bewahrte eine bewunderungswürdige Fassung, ob auch ihr Herz zu springen drohte, als ihr Gatte meinte, es sei höchst überflüssig, daß sie ihn zum Bahnhof begleite, das sei nur eine sentimentale und künstliche Verlängerung des Abschiednehmens. —

„Ich werde doch mitgehen," entschied sie mit einem bitteren Lächeln, „nachher, wenn Deine unbegreifliche Verstimmung vorbei sein wird, wirst Du bereuen, mir so weh gethan zu haben."

Das junge Ehepaar bestieg den Wagen.

Doktor Burckhardt, der eine unbezwingliche Lust empfand, seinen Schwiegersohn an der Gurgel zu packen, reichte ihm zum Abschied kühl seine Rechte, während er die Linke in aufwallendem Haß zur Faust ballte. Wenn Du sie unglücklich machst — ich morde Dich! Das waren so ungefähr seine Gedanken, die er dem davonrollenden Coupé nachsandte.

Gleich darauf machte er sich zu Fuß auf den Weg, um das Kind, wenn es vereinsamt und betrübt zurückkommen würde, in seine tröstenden Arme zu nehmen. —

Es regnete in Strömen, als Eva und Günter den Bahnsteig betraten. Eilende Menschen mit triefenden Regenschirmen, eine Atmosphäre von Rauch und Kohlendunst, ein betäubender Lärm von schreienden Gepäckträgern, die mit ihrem Warnungsruf: „Vorsicht! Vorsicht!" ihre hochaufgetürmten Kofferwagen über den Bahnsteig rollen, übereilige Passagiere mit dem sogenannten Eisenbahnfieber behaftet, immer fürchtend, den Zug zu versäumen und mit ihrer Aufregung auch andere ansteckend, das Drängen, Schieben, Hasten einer rücksichtslosen Menschenmenge — wer kennt sie nicht, diese Bahnhofsstimmung, die je nach dem Gemütszustand des Zuschauers so froh und humoristisch oder so grenzenlos niederdrückend wirken kann.

Eva hatte geglaubt, daß in diesen letzten Augenblicken vorm Scheiden Günters Liebe und Zärtlichkeit noch einmal aufflammen würde — es war doch nicht anders möglich!

Doch sie täuschte sich!

Er schien sich in einer ungemein zerstreuten und aufgeregten Stimmung zu befinden, ließ fortwährend seine Blicke unruhig umherschweifen und übersah augenscheinlich, daß das zitternde junge Weib an seiner Seite sich im Übermaß des Abschiedswehs nur mühsam aufrecht erhalten konnte.

„Erwartest Du jemand?" fragte sie endlich, da sie seine Unruhe nicht begreifen konnte.

Er biß die Lippen zusammen, dann plötzlich zwang er seinen Blick mit einem tiefen Aufatmen auf sie. Soeben hatte er — endlich! endlich! — bemerkt, wie eine tiefverschleierte zierliche Mädchengestalt in scheuer Eile in ein Coupé geschlüpft war. Dann antwortete er auf Evas Frage:

„Gott bewahre, ich mache nur Studien, kein übles Motiv, ein Bahnhof im trüben Laternenlicht mit hastenden Menschen bei regnerischem Wetter, doch es ist Zeit zum Einsteigen, leb' wohl, mein Schatz, in zwei Monaten bin ich wieder bei Dir!"

Er springt in das Coupé, die Wagenthür wird zugeschlagen, fort braust der Zug in die dunkle Nacht hinein.

Ist es Betäubung, Verzweiflung, in der die hohe Frauengestalt regungslos dem enteilenden Zug, der ihr Glück hinwegführt, nachstarrt mit thränenlosen Blicken? Nur eines fühlt sie in diesem Zustand schmerzvoller Erstarrung mit grausam quälender Deutlichkeit: den kühlen Abschiedskuß auf ihren zuckenden Lippen, und der diesem Mund nun auf ewig das liebesselige Lächeln geraubt hat, mit dem sie sonst seine Küsse erwidert hatte.

Jetzt lechzte sie darnach, allein zu sein, um all die ausgestandene Qual der letzten Tage einmal hinausschluchzen zu können, von niemand gesehen,

von niemand bemitleidet. Sie flieht den schnell einsam und leer gewordenen Bahnsteig und eilt nach dem Droschkenhalteplatz, wo ihr Wagen wartet. Sie will dem Kutscher befehlen, einen Umweg zu machen, dann wird sie in dem engen dunklen Raum, wo sie noch eben seine Nähe gefühlt, allein sein und erlösende Thränen finden können.

„Eva, mein Kind!"

Ihr Vater ist es, der sie seit einer Weile im Fond des Wagens erwartet. Mit einem Gefühl bitterer Enttäuschung reicht sie ihm stumm die Hand, steigt ein und sinkt wie erschöpft neben ihm in die Kissen. —

Wieder die Maske vors Gesicht, wieder Selbstbeherrschung! denkt sie, laut aber sagt sie: „Wie lieb von Dir, Vater, mich hier zu erwarten, ich wäre auch sonst so allein gewesen."

Burckhardt bemerkt in der Dunkelheit nicht den bitteren resignierten Zug um die Lippen seiner Tochter, mit dem sie den Kopf in die Ecke des Wagenpolsters sinken läßt. Er nimmt ihre Hand, deren Zittern sie zu bemeistern nicht mehr fähig ist.

„Ich denke, Vater," sagt sie mit erneuerter Anstrengung, „die Reise wird ihm gut thun, seine Nerven waren total herunter."

„Kind, Kind," flüsterte der erschütterte Mann an ihrer Seite, „bediene Dich keiner frommen Lüge vor Deinem Vater, denn er weiß doch, wie unglücklich Du bist. Was aber in meiner Macht steht, soll geschehen, Deine Wunden — wenn auch nicht zu heilen, denn ach, das wird mir nicht gelingen — aber sie zu lindern!"

Eva richtete sich auf: „Nein, Vater, Du irrst, ich bin nicht unglücklich!" Dann mit einem herzzerreißenden Lächeln: „Noch nicht, Vater, nur betrübt, sehr, sehr traurig, aber ich weiß", — und aufschluchzend sank sie an ihres Vaters Brust — „wenn es einen Trost giebt, hier, hier nur werde ich ihn finden!" —

Burckhardt war in rührender Selbstlosigkeit um sein Kind bemüht; ihre starke, edle Natur, meinte er, ihre Jugend würden siegen, und sie würde trotz der Trennung vom Geliebten wieder Freude und Genuß am Leben finden. Sogar ein kleiner Bruchteil von Egoismus regte sich in ihm, als ihm Eva am nächsten Morgen in gewohnter Ruhe mit den Worten begrüßte: „Jetzt, lieber Vater, gehöre ich auf einige Zeit wieder ganz Dir."

Ihrer großen Charakterstärke gelang es ihr fürs erste auch wirklich, ihren Vater über ihren wahren Gemütszustand zu täuschen und ihn nicht merken zu lassen, daß die Abschiedsszene auf dem Bahnhof ihr einen unheilbaren Todesstreich versetzt hatte. Wenn sie sich zuweilen ein Alleinsein erringen konnte, dann stand sie vor Günters sprechend ähnlichem Selbst-

porträt, in Erinnerungen an süße Stunden der Wonne versunken, um dann in heftiger Seelenqual emporzuschrecken, weil sie plötzlich seinen eisigen Abschiedskuß auf ihren Lippen zu fühlen glaubte. —

So stand sie auch jetzt, Wonne und Elend im Herzen, vor seinem Bild. Sie wollte sich ihren Empfindungen einmal ganz hingeben, und heute durfte, konnte sie es; denn der Vater war ausgegangen. Sie atmete auf, als sie sich allein befand.

„Armer, guter Vater, verzeih," dachte sie, „aber Du quälst Dein armes Kind mit Deiner Liebe, Deinem Mitleid — doch wenn es ein Unrecht ist, soviel edles, gutes, wie ich von Dir täglich empfange, als Last zu empfinden, ich sühne es, da ich Dich mit meiner frommen Lüge glücklich mache."

Und so sank sie in einen Sessel, das Bild seines kühnen, leidenschaftlichen Antlitzes vor sich auf einem Tischchen, und fühlte eine schmerzliche Wollust, in Erinnerungen an ihn zu schwelgen.

Da hörte sie draußen den scharfen Ton der elektrischen Hausglocke. Sie sprang auf, so sollte sie niemand überraschen. Gleich darauf trat der Bediente ein und meldete, ein Herr Lechner sei draußen, der Wirt des Löwenkellers, setzte er erklärend hinzu, und er wünsche die gnädige Frau dringend zu sprechen. Ob er eintreten dürfe?

Ja, er solle nur kommen, und während Eva darüber nachdachte, was der Wirt der Löwenkellers mit ihr zu sprechen haben könne, ob es sich vielleicht um eine vergessene Zeche Günters handle, trat Herr Lechner ein.

Der echte Typus eines Bierwirts, sehr dick, sehr rot, mit der Treuherzigkeit eines Naturmenschen und einem bescheidenen Auftreten, das Eva sofort für diese, in ihren Salons sonst ungewohnte Erscheinung einnahm.

„Verzeihens, gnä' Frau, daß i so frei bin," begann er mit großer Verlegenheit und vielen höflichen Verbeugungen, „aber schauens, i hab mir denkt —"

„Setzen Sie sich doch, Herr Lechner," unterbrach ihn Eva freundlich, indem sie sich selbst niederließ und mit einer einladenden Handbewegung auf einen der kostbaren Seidensessel hinwies.

Der Wirt nahm mit einem Gesichtsausdruck höchsten Respekts vor dem eleganten Möbel auf der äußersten Kante des Stuhles Platz und fuhr fort: „Da hab' i mir denkt, 's is halt besser, Sie erfahrn gleich alles; wias is und wias kemma is, von mir, als von die Leut, die bloß was vom Hörensagn wissen und noch Lügen erfinden obendrein und Sachen dazusetzen, die nit wahr sind."

„Was haben Sie mir denn zu sagen?" fragte Eva, erstaunt über diese Vorrede, deren Sinn sie nicht begriff.

„Na schauens, gnä' Frau, i hab' a Tochter, a blitzsaubers Maderl, a

Staat is gwesen, so anständig und brav wie koa zweite, und seit 's Dirndl im Gschäft gholfen hat, da hab' i a Zuspruch kriegt! Nit gnug Bier war herzuschaffen! Aber koaner von all die Studenten und junge Leut, die bei mir verkehren, hat ihr nah kommen dürfen, da is gleich grantig worden. Wie die Verdrahten habens ihr nachgstellt, aber i kanns beschwören: mei Kind is brav bliebn, bis — bis —"

Dem dicken Löwenwirt perlten die hellen Schweißtropfen von der Stirn, er hielt erschöpft inne. Eva wußte und ahnte nicht, wo der Mann hinaus wollte, aber sie hörte geduldig zu.

„Also weiter, Herr Lechner!"

Herr Lechner stand auf: „Ach, gnä Frau, es will mir nit über die Lippen. Wie is halt möglich, so a schöne junge Frau! — — aber schauens, nur Sie können mirs Maderl wieder herschaffen — denn —" und der Alte wischt seine Augen und seine Stimme zittert: „Die Resi is fort, fort! auf und davon! — Wie der Herr Roland kommen is, da wars vorbei mit ihr, da is halt aus Rand und Band gwesn, alles is drunter und drüber gangen — da hab i dem Dirndl ins Gewissen gredt: Resi, besinn Di, 's is a Ehemann! alles war umsunst!"

Eva überfiel plötzlich ein heftiges Zittern. Sie stand ebenfalls auf, wollte etwas sagen, brachte aber kein Wort über die Lippen.

Herr Lechner fuhr fort:

„Wie i die beiden 's erste Mal derwischt hab, drunten im Garten in der Gaisblattlaubn is gwesen, da hab i dem Maderl a Ohrfeigen gebn, an die denkts heut noch — aber es hat halt alles nix geholfen.

„Vorgestern abend is gewesen, zum Brechen voll wars im Keller, alles hat nach der Resi grufen, aber wer nit da war, war d' Resi. Ich nauf in ihre Stuben, durchs ganze Haus, 's Dirndl is nit da. Da kommt mir d' Loni entgegen, dös is a Küchnmagd, die lacht so recht damisch und sagt zu mir: Zwegn der Resi brauchens nit lang z'suchen, Herr Lechner, die is fort! mit dem Herrn Roland is nach München greist, ausgrissen heißt mer dös — ja, das war immer so a feine! — Na, gnä Frau, was soll i Ihna weiter sagn."

„Sagen Sie kein Wort weiter!" — Wie eine hohle Grabesstimme tönt es von den Lippen des todesbleichen Weibes. „Ich weiß genug. Gehen Sie, ich verspreche Ihnen, daß Ihre Tochter in kurzer Zeit zurückkommen und Ihr Geschäft — zu alter Blüte bringen wird — adieu!"

„I dank vielmals, i habs ja gleich gwußt, 's is das Beste, i geh zu seiner Frau, die wirds leicht schon wissen und Mitleid habn mit so einem armen, verlassenen Vater. Grüß Gott, gnä Frau, und i bitt schön, seiens nit bös."

Er sagt noch einiges, aber Eva hört nicht mehr. Sie weiß nicht, wie der Alte hinausgekommen ist. Sie steht da, wie von starrem Entsetzen gelähmt, unfähig sich zu rühren. Dann plötzlich kommt eine grauenvolle Klarheit des Denkens über sie, mit der sie, noch stark genug, überlegen, kombinieren kann, um zu dem Schluß zu kommen, daß alles, was der alte Mann ihr gesagt hat, grausame entsetzliche Wahrheit ist, und daß deshalb etwas fürchterliches geschehen muß.

Sie schellt dem Diener und fragt, ob ihr Vater schon daheim sei. „Nein, der Herr ist noch nicht zu Haus." Dann befiehlt sie, man solle sie ungestört lassen, und wenn ihr Vater nach Hause käme, ihm sagen, sie sei erst in einer Stunde zu sprechen. —

Was kümmert sie das erstaunte Gesicht, womit der Bediente das Zimmer verläßt. Sie schließt hinter ihm zu. Allein geblieben, sieht sie mit einem irren Blick um sich, dann schlägt sie beide Hände vor die hämmernde Stirn. „Ich bin wahnsinnig!" schreit sie auf.

Sie stürzt in ihres Mannes Atelier, dort wo Porträts, Modellskizzen, Photographien von ihr in allen möglichen Stellungen und Kostümen die Wände und den Schreibtisch schmücken, dort rafft sie alles zusammen, und immer mit der unheimlichen Starrheit eines Medusenantlitzes reißt sie ein Blatt nach dem andern mitten durch.

Dann läßt sie sich am Schreibtisch nieder und wirft in fliegender Eile ein paar Zeilen an ihren Vater aufs Papier.

Nun bricht die Dämmerung herein. Durch die zurückgezogenen Vorhänge des großen Spiegelfensters sieht sie, wie das goldene Tagesgestirn in blutroter Glut am Horizont versinkt, und blitzartig durchzuckt ihr Hirn für einen Moment die Erinnerung an einen ähnlichen Sonnenuntergang. Ein wildes Hohnlachen gellt furchtbar durch das dämmerige Gemach — dann öffnet sie ihre erloschenen Augen plötzlich mit einem verzweifelten Aufleuchten groß und weit. Sie reißt aus der Tasche ihres Kleides einen Schlüsselbund und öffnet ein Fach in Günters Schreibpult. Zu diesem Fach, wo er verschiedene wichtige Papiere und Dokumente verwahrt, hatte er ihr bei seiner Abreise den Schlüssel übergeben.

Aber nicht nur wichtige Papiere enthält das Fach, noch etwas anderes, kostbares, unschätzbares!

Eva zerrt es mit zitternder Hand heraus und drückt es mit einer wilden Lust an sich. Ein Kästchen ist's mit einer kleinen Waffe. Einst als Spielerei auf einer Reise gekauft, hatte Günter damit in vergangenen Stunden des Glücks sein lächelndes liebeseliges Weib auch — laden und zielen gelehrt.

Doktor Burckhardt war heute ganz ungewohnter Weise allein ausgegangen, um sich mit einem alten Studienfreund, der auf der Durchreise begriffen war und sich einige Stunden im Städtchen aufhielt, ein Rendezvous zu geben.

Zu diesem Zweck war eine Weinstube auserwählt, wo die beiden Männer, die sich seit Jahren nicht gesehen, eine herzliche Wiedersehensstunde feierten. Man plauderte von ausgelassenen glücklichen Studienjahren, und wie nun alles mit den grauen Haaren so anders geworden sei, von den gegenseitigen Familienverhältnissen, von Plänen und Aussichten, und so verflossen bei einer und der anderen Flasche Rüdesheimer die wenigen Stunden mit Windeseile.

Als die beiden Männer neun Uhr schlagen hörten, sahen sie sich mit komischem Entsetzen an; es wäre nicht möglich, meinten sie. Doch dann, nachdem sie sich von ihrem Staunen über die Thatsache, daß die Zeit unaufhaltsam fortschreitet, erholt hatten, bestiegen sie eine Droschke, die sie nach dem Bahnhof brachte. Hier verabschiedete sich Burckhardt herzlich von dem Freund, der seine Reise fortsetzte und trat dann den Heimweg an.

Wie er so einsam durch den milden weichen Sommerabend der Stadt zuwanderte, war sein oft so trauriges Vaterherz, gewiß dank der eben genossenen Anregung, von tröstlichen Hoffnungen geschwellt. —

Als er seine Eva heute verlassen hatte, war auch sie ihm so heiter, so beruhigt erschienen. Gewiß, es würde noch alles gut werden, Evas starke Seele würde überwinden, Günters bizarre Natur sich mit der Zeit abklären, um sein Kind, seinen Abgott, so glücklich zu machen, wie sie es verdiente. Nur Geduld — Geduld — nicht das Glück vom Himmel herniederreißen wollen in den Schoß der angebeteten Tochter; es würde schon kommen, sollte es auch, wie der Dichter sagt, nur mit Wagen und Entsagen erstritten sein.

So erreichte er die Villa. Ein Gefühl der Enttäuschung beschlich ihn, als er beim Betreten des Eßzimmers, wo unter der freundlich hellen Gaskrone der einladend gedeckte Tisch stand, seine Tochter nicht vorfand.

„Wo ist Frau Roland?" fragte er den Diener, der ihm Hut und Überzieher abnahm.

„Die gnädige Frau sind im Atelier und wären erst in einer Stunde zu sprechen," meldete gehorsam seiner Instruktion der Gefragte.

Das ist etwas ungewohntes! sollte sie nicht wohl sein? Die Stunde, nach der sie zu sprechen sein würde, war doch wohl schon verstrichen? Etwas unheimliches, angstvolles beschlich ihn.

Ohne das Essen zu berühren, stieg er die Treppe zu den Zimmern seiner Tochter empor. Die ganze Reihe der Gemächer lag öd und dunkel.

Er schlug den Weg nach dem Atelier ein, er mußte sich an den Möbeln entlang tasten, so finster war es. Da — was war das? — barmherziger Himmel — ein dumpfer Knall — ein Schuß!

Burckhardt taumelt auf die Thüre zu. Sie ist verschlossen. Einen Moment steht er besinnungslos, gelähmt von Entsetzen. Dann rüttelt er, ein von plötzlicher Todesangst Gepeitschter, an dem Schloß. Es wankt und weicht nicht!

Des Mannes Knie zittern, eiskalt wie Wahnsinn krallt sich etwas um seine keuchende Brust! Wie ein Rasender rüttelt er an der Thüre — vergebens!

„Gerechter Gott — das ist die Vergeltung!" stöhnt er auf, und kalter Schweiß, der Schweiß des Gefolterten bedeckt seine Stirn. Dann wirft er sich noch einmal mit der Kraft der Verzweiflung gegen die Thüre — da giebt das Schloß nach, mit einem Krach springt die Thüre auf.

Mit trübem Schimmer erhellt eine halb herabgebrannte Kerze spärlich das Gemach. — Eine weiße Gestalt, die Waffe in der krampfhaft geschlossenen Rechten, mit einem nach oben gerichteten, blutüberströmten, schmerzverzerrten Totenantlitz liegt hingestreckt auf dem Teppich.

Dies alles verschwimmt in einer blutigen Nebelwolke, die sich vor die erstarrenden Augen des unglücklichen Mannes legt, ihn überrieseln die Schauer der Verdammnis, und mit einem wilden Aufschrei bricht der Vater über der Leiche seines Kindes zusammen!



Gustav Ruhland.

Biographische Skizze von E. Ramstein.

(Berlin.)

Gustav Ruhland wurde im Juni 1860 in Hessenthal im Spessart in einem Einödhof geboren, der möglicherweise das „Wirtshaus im Spessart" von Hauffs Märchen ist. Er absolvierte die Realschule in Mainz, ging dann nach Beendigung des Militärdienstes zwei Semester auf das Technikum Langensalza, war nachher als Volontär und Verwalter auf verschiedenen größeren Gütern Norddeutschlands und kehrte im Jahre 1879 in die Heimat zurück, um nach dem Tode des Vaters als ältester Sohn in die Wirtschaft des Gutes einzutreten. Die Armut der Spessarter Kleinbauern, wie die, namentlich

unter Freiherr von Thüngen-Roßbach, in Franken damals erwachte agrarische Agitation veranlaßten Ruhland sehr bald, sich der Frage nach der Besserung der bäuerlichen Zustände mit ganzer Energie zuzuwenden. Die Absicht, sich selbst als Landwirt zu verselbständigen, gab ihm Gelegenheit, nicht bloß die Mängel der bäuerlichen Erbrechtsverhältnisse am eigenen Körper zu empfinden, sondern auch in einer Reihe von Ertragswertberechnungen den zerstörenden Einfluß der heutigen freien Marktpreisbildung der landwirtschaftlichen Grundstücke kennen zu lernen. Ein väterlicher Freund vermittelte die wissenschaftliche Litteratur, um diese aus dem Leben geschöpften Anregungen geistig verarbeiten zu können. Und so entstanden mitten in der praktischen Berufsthätigkeit als Landwirt, mit dem Pflug und mit der Sense in der Hand, die beiden in Tübingen erschienenen Erstlingswerke: „Agrarpolitische Versuche vom Standpunkt der Sozialpolitik" 1883 und „Das natürliche Wertverhältnis des landwirtschaftlichen Grundbesitzes" 1884, bei welchen kein Geringerer als der bedeutendste der heute lebenden Nationalökonomen, nämlich Alb. E. F. Schaeffle, ratend und fördernd zur Seite gestanden.

Bald nach Veröffentlichung der zweiten Schrift wurde Ruhland von der Generalversammlung der bayerischen Landwirte zu Tölz eingeladen, das Referat über die Reorganisation des landwirtschaftlichen Kredits zu übernehmen. Im Verfolg dieses Vortrages wurde eine Kommission zur weiteren Untersuchung dieser Frage ernannt, in welcher Ruhland als Referent fungierte und in der Schrift: „Die Lösung der landwirtschaftlichen Kreditfrage im System der agrarischen Reform" seinen Bericht an die nächstjährige Wanderversammlung in Augsburg erstattete. Da diese Kommission zumeist in München tagte, begann Ruhland jetzt seine nationalökonomischen, juristischen und naturwissenschaftlichen Studien zunächst in München und später in Tübingen. In diese Zeit fällt die preisgekrönte Untersuchung über die Frage: „Welchen Einfluß hat die Reichsgesetzgebung auf die Entwickelung der bayerischen Landwirtschaft gehabt?" und die Ausarbeitung einer amtlichen Denkschrift über „Die Entwickelung von Handel und Verkehr mit Getreide in Bayern in den letzten hundert Jahren."

Durch eine glückliche Verkettung von Umständen ward Ruhland namentlich die Unterstützung des Fürsten Bismarck zur Ausführung einer Studienreise durch die Getreideproduktionsländer der Erde zu teil, worauf in den Jahren 1888, 1889 und 1890 seine Reisen durch Rußland, England, Indien, Australien, Nordamerika und die Donauländer folgten. Nach Beendigung derselben hatte der „neue Kurs" bereits begonnen. Es erschienen die größeren Reiseberichte: „Über Wirkung und Bedeutung der Schutzzölle", „Über die Zukunft des Goldes und Süß'sche Theorie", „Über den achtstündigen Arbeitstag und die Arbeiterschutzgesetzgebung der australi-

schen Kolonien", „Über die australische und nordamerikanische Landgesetzgebung" und „Über das Verfassungs- und Verwaltungsrecht des anglo-indischen Kaiserreichs".

Und dann finden wir im Herbst 1890 Ruhland plötzlich als Generaldirektor eines neu zusammengekauften österreichischen Großgrundbesitzes. In dieser abermaligen praktisch landwirtschaftlichen Thätigkeit verweilte Ruhland bis zum Sommer 1893 und aus derselben stammt seine Schrift: „Aus der Praxis eines neugegründeten landwirtschaftlichen Großbetriebes". Dann erfolgte seine Habilitation als Dozent für Nationalökonomie an der Universität Zürich mit einer Rede „Über die Grundprinzipien aktueller Agrarpolitik". Ein wissenschaftlicher Streit, namentlich mit Professor Dr. Lujo Brentano, folgte, woraus die Schrift: „Agrarpolitische Leistungen des Herrn Lujo Brentano" (1894) entstand, der bald die weiteren Arbeiten „Über das nahende Ende der auswärtigen Getreidekonkurrenz" und „Leitfaden zur Einführung in das Studium der Agrarpolitik" (Berlin, 1894) folgten.

Augenblicklich weilt Ruhland als wissenschaftlicher Berater des „Bundes der Landwirte" in Berlin, und seine allerneueste Schrift trägt den merkwürdigen Titel: „Die Wirtschaftspolitik des Vaterunser." (Verlag von C. Hofmann, Berlin.) In derselben versucht der Verfasser aus der Bitte: „Unser tägliches Brot gieb uns heute!" eine neue Nationalökonomie im Geiste des Christentums abzuleiten. Wir werden eingeführt in die fortschreitende Vertiefung der Interpretation dieser Stelle im Verlaufe der christlichen Zeitrechnung, die seltsamer Weise mit Augustin schon ihren Höhepunkt erreicht hat, um nach der Reformation sich wieder mehr und mehr zu verflachen.

Ruhland schreibt, namentlich in Anlehnung an die Augustin'sche Philosophie, eine moderne Interpretation dieser Stelle und damit zugleich eine neue Nationalökonomie. Jedenfalls wird auf diese Weise die Einheit zwischen der theologischen und der nationalökonomischen Wissenschaft wieder hergestellt, und die materiellen Güter erscheinen hier in einer ungleich schärferen Weise, als das irgend sonstwo unter den Modernen zu lesen wäre, als Mittel zum Zwecke einer möglichst menschenwürdigen Entfaltung Aller. Der herrschenden nationalökonomischen Schule gegenüber nimmt damit Ruhland freilich mehr als je zuvor eine strenge, oppositionelle Stellung ein.



Bayreuth und die Homosexualität.

Eine Erwägung von Dr. med. Oskar Panizza.

(München.)

„Ihm hilft nur der Eine."
Parsifal.

In der Morgennummer der distinguiertesten Zeitung Süddeutschlands und alten Weltblattes stand am 21. Juli 1894, kurz vor der ersten Parsifal-Aufführung in Bayreuth, folgendes Inserat:

„Welcher junge Bicyklist, Christ, bis 24 J., aus sehr gut. Hause, würde sich ebensolchem (Ausländer) anschließen, um im August eine schöne Radreise nach Tirol zu unternehmen. Erwünscht sehr hübsches Äußere, distinguierte Manieren, schwärmerisch angelegt. Charakter. Beantwortet werden nur Anträge mit Photographie, die sofort retourniert wird, unter „Numa 77" postlagernd Bayreuth." —

Was für geistige Unterströmungen gehen mitten in unserem offenen und offiziellen Tagesleben einher, von deren Existenz wir keine Ahnung haben!? Das offizielle Tagesleben heißt auf erotischem Gebiete: Mann wirbt um Weib, und Weib verlockt Mann. Was auf künstlerischem, poetischem, legislativem, diplomatischem, geschäftlichem Gebiete sich in dieser Richtung, in diesem Schema bewegt, es ist legitim, es darf mit der ganzen Brutalität offenbart werden, es geschieht am hellen Tageslicht, und Ernst, Tragik, Humor, Lyrik bis in feine letzten und tiefsten Nüancen beteiligt sich an dieser großen Kopulation. Es ist das Schema unseres Erdenlebens. Nicht der Natur. Hier haben wir Parthenogenesis, Hermaphroditismus, Konjugation, Metamorphose und alle möglichen Formen des sexuellen, wie des Fortpflanzungsverkehrs. Aber bei uns Menschen ist es das große Schema, um das sich alles dreht. — Alles? —

Nicht ganz alles. Aber was außerhalb der großen Formel liegt, ist zerstampft, zertreten, beschmutzt, verachtet und in Finsternis gestoßen: der homosexuale Verkehr; sei es bei Weibern, sei es bei Männern. Bleiben wir bei den letzteren.

Nehmen wir den schlimmsten Fall in der Knabenliebe: den karnalen Verkehr; schließlich ist er nichts anderes als der karnale Verkehr zwischen Mann und Weib auch. Nur daß ihm der teleologische Faktor im Hinblick auf die Fortpflanzung fehlt. Dieser liegt aber bei Mann und Weib in den meisten Fällen ebenfalls außerhalb ihrer direkten Absicht. Und die Naturwissenschaft wie Philosophie hat sich längst gewöhnt, den teleologischen Faktor, den Zweckbegriff, der „Natur" im allgemeinen zuzuschreiben, wenn

ihn nicht ganz zu leugnen. Wir sagen: Die Natur bezweckt Fortpflanzung der Gattung, indem sie an die Pforte ihres Mysteriums die libidinöse Regung setzt. — Also Mann und Weib sind herzlich unschuldig im Hinblick auf einen von der „Natur" ihnen imputierten „Zweck" der Veranstaltung. Zu geschweigen von dem irregulären Verkehr zwischen Mann und Weib, wie irrumatio und anderes, wo von „Zweck", von „Naturzweck" — außer dem individuellen, libidinösen — keine Rede sein kann.

Also karnal ist karnal. —

Und trotzdem ist der homosexuale Verkehr zwischen Mann und Mann — außer vom Arzt und Philosophen — als das Schimpflichste angesehen, was auf unserer Erde passieren kann. Ein flotter Mord ist eine Heldenthat dagegen.

Nun kommt aber etwas ganz anderes:

Aus der wertvollen Studie Krafft-Ebings (Psychopathia sexualis) — wo eine große Reihe dieser Bedauernswerten mit ihren biographischen Darlegungen, zwar anonym, aber direkt zum Wort kommen — wissen wir, daß bei homosexual veranlagten Männern der karnale Verkehr die große Seltenheit bildet; daß der Schwerpunkt zweifellos fast nur im Gemüt liegt, und daß die ganze Richtung entschieden als eine vorwiegend geistige angesehen werden muß. Es ist eine sublime Verbindung zwischen einem meist reiferen und einem jüngeren Mann, die sich, soweit die Sinne in Betracht kommen, meist in der Empfänglichkeit durch Auge und Ohr erschöpft (Ludwig II. wurde vorwiegend durch sonore Organe charmiert), selten zu taktilen Annäherungen schreitet, außer solchen, die rein symbolische Bedeutung haben (Händedruck, Kuß, Umarmung), im übrigen als ein geistiges Verhältnis sich darstellt, in dem, bei aller körperlichen und Altersverschiedenheit, die Freude der Konsonanz ihres Gemüts, die Freude des Gebens und Empfangens neben der Ausbildung einer philosophisch-pantheistischen, hyperhumanen, sentimentalen, kunstschwärmenden Weltaufschauung die Hauptpunkte bilden.

Die Anhänger dieser erotisch-psychischen Richtung gehören, wenigstens soweit der jeweilig ältere Part in Betracht kommt, einer ihrer Lebensstellung, wie ihrer Bildung nach ausgezeichnetsten Gesellschaftsklasse an.

Zweifellos hat die ganze Richtung, bei allem geistigen Aufschwung, bei aller Idealität und Sublimität etwas Kraftloses, Verschwommenes, Weichliches, dem Grobsinnlichen Widerstrebendes, die Öffentlichkeit Meidendes, Scheues und Feiges.

Zweifellos deckt sich diese ganze psychische Disposition vielfach mit dem, was wir nach seinen Vorzügen wie Fehlern den jüdischen Charakter nennen.

Zweifellos bilden Angehörige oder Mischlinge älterer Völkerstämme, wie Semiten, Romanen, Orientalen das Hauptkontingent zu dieser psy-

chischen Klasse, während nordische Völker, wie Engländer und Skandinaven, einen geringen Prozentsatz dazu stellen dürften; ein Unterschied, der sich auch in der gesetzgeberischen Behandlung wie öffentlichen Kritik des betreffenden Landes kundgiebt; derart, daß was z. B. in Neapel, in Rom, am päpstlichen Hof in Bezug auf karnale, mann-männliche Vermischung als etwas Gang und Gäbes gilt, in England als das denkbar schlimmste Vorkommnis im Leben eines Mannes angesehen wird, das durchaus irreparabel ist und dementsprechend bestraft wird.

Schließlich: Was im Leben der Völker zuletzt der Ausdruck einer Ermattung auf grobsinnlichem Gebiet ist, wiederholt sich im Leben des Einzel-Individuums: der Greis, oder schon der alternde Mann, wendet sich von den hetero-sexualen Neigungen seiner Jugend ab und wendet sich Jünglingen und Knaben zu; eine Wendung, die um so hoch-geistigeren, eventuell künstlerischen, poetischen Ausdruck finden wird, je höher die Bildung und Weltanschauung des Werbenden ist (siehe Schopenhauer).

Und nun kommen wir zu unserer eingangs mitgeteilten Annonce. Ein junger Mann sucht nach einem anderen schwärmerischen jungen Mann und thut dies unter dem Stichwort „Numa". Unter diesem Pseudonym hat bekanntlich der Verteidiger der Urnings-Liebe, und selbst Urning, C. H. Ulrichs zu Beginn der sechziger Jahre mehrere Schriften in deutscher Sprache erscheinen lassen. Was also der junge Mann wollte, und sehr geschickt hinter der Übung des Bicykle-Fahrens — man fährt doch immer zu zwei! — verbarg, war klar. Und soweit wäre das Inserat keiner weiteren Beachtung wert. Aber es kommt ein Wort hinzu, welches der Sache eine ganz neue Note hinzufügt, einen ganz neuen Klang giebt, das Schlußwort, unterstrichen: „Bayreuth". Und knapp vor der ersten „Parsifal"-Vorstellung erscheint dieses Inserat in einer hoch-aristokratischen Zeitung. Und ein Ausländer ist es, der inseriert. Und „Parsifal" ist doch jene Oper, derentwegen man nach Bayreuth geht. So sehr, daß gerade vergangenen Sommer die Festspielverwaltung ihren ausländischen Kunden schrieb, sie müßten zu ihren Bestellungen auf „Parsifal" noch die auf „Tannhäuser" und „Lohengrin" hinzufügen, um sicher bedient zu werden.

Daß „Parsifal" eine geistige Kost für Päderasten sei, — der Gedanke, den ich nicht rief, sondern der zu mir kam, machte mich selbst anfangs zurückschaudern. Was! dieses edle Werk — wird der Leser sagen — voll der höchsten Aspirationen, welches die letzten Fragen der Menschheit behandelt! — Der Meinung bin ich auch. Aber gerade „edel" und „höchste Aspiration" und philosophische Behandlung der Menschheitsfragen, das ist das, was wir gerade auch beim Konträr-Sexualen, besonders auch beim nicht karnal sich Gebenden finden. — Aber das grandiose Werk des Mitleids! —

Ganz recht. Eben dieses Mitleid, diese sentimentale Weltanschauung, dieses Edeltum, dieses Bewundern par distance ist gerade einer der charakteristischen Züge des Urning, der psycho-erotischen Rasse, die ich oben kennzeichnete. — — Parsifal, der Held des Alterswerkes Richard Wagners, an dem die höchste künstlerische Höhe und philosophische Vertiefung ebenso wenig bezweifelt werden kann, wie das Nachlassen wirklicher Schöpferkraft, hat keine sinnlichen Triebe; die Liebschaft fehlt; aus dem historisch-poetischen Charakter Parsifals bei Wolfram von Eschenbach hat der alternde Wagner die Liebes-Episoden gestrichen. Seine, Parsifals, Entwicklung im Musikdrama ist rein psychisch, fast übersinnlich, transcendental. Die Liebeswerbungen der Blumenmädchen (die bekanntlich im ersten Entwurf Wagners „Freudenmädchen" waren) in Klingsors Zaubergarten haben keine Macht über ihn. Das ist derselbe Zug, dem wir in der Therapie der Konträr-Sexualen bei Krafft-Ebing regelmäßig begegnen, daß man den armen, perversen Kerl in ein Freudenhaus schickt: wenn es ihm dort einmal gelungen, dann ist vielleicht Rettung vorhanden. Aber leider, es gelingt eben nicht. — Und so gelang es nicht in Klingsors Zaubergarten. — Im „Parsifal" wird der Verkehr mit dem Weib als „Sünde", als „Vergehen", als „Frevel" gegen den — Männer-Orden des Gral konstruiert. Durch Sinnenlust, durch Verkehr mit dem Weib, hat Amfortas die Lanze, die Herrschaft im Gralsreich, das Königtum über die Männer verloren. Der junge Parsifal ist sexuell indifferent. Dies genügt. Damit ist er nolens volens homosexual. Er liegt auf der anderen Seite. Seine Bestimmung ist, Andere, Männer, zu erlösen. Die Quelle dieses Erlösungsdranges ist „Erbarmen", „Mitleid", „Sehnen", „Schmachten", und zwar alle diese Qualitäten „rein", oder „reinst", d. i. ohne sinnliche Beimischung, kurz die ganze sublime Gefühlsskala, die wir immer in den Ausbrüchen der Urninge wiederfinden. Esoterische Kenntnisse werden im „Parsifal" für die Inhaber dieser vom Weib abgewandten Gefühle angedeutet. Nämlich ein besonderes „Wissen", welches man durch „Mitleid" erringt. Dieses „Wissen" ist „reinstes Wissen". Und sein moralischer Wert „reinsten Wissens Macht". Auch der Urning höhnt gelegentlich über die niedere Stufe der tierischen, grob-sinnlich liebenden Menschheit und fühlt sich mit seinem feineren Verkehr, seiner höheren Auffassung, seinem Wissen, welches er auch geheim hält, über die Anderen erhaben. — In der Gralsburg ist Alles männlich. Ritter wie Bedienung. Der Zugang wird bewacht. Die Kleidung und das Gebahren nach dem Vorbild der Templerherren, die ebenfalls das Keuschheitsgelübde abgelegt. Während Wagner noch im „Lohengrin" den Gralsritter, entsprechend der historischen Überlieferung, nach der Lohengrin verheiratet war und Kinder zeugte, sich sinnlich in Elsa verlieben läßt; während er noch

im „Tristan“ die Liebe, wenn auch mit Aufwand aller Machtmittel ins Geistige getrieben, zu Isolde gelten läßt; ist im „Parsifal“ der Held und der Gralsritterverband vollständig homosexual gedacht. Sie sind Brüder. — Parsifal „erlöst“ denn auch letztlich einen alten, weltmüden, durch eine jugendliche Sinnenlust „zu Fall gekommenen“ Mann (Amfortas), und bringt ihm dadurch „Heil“. Ein junger Mann bringt einem alten Manne „Heil“. Und zwar durch geschlechtliche Enthaltsamkeit und Indifferenz dem Weibe gegenüber (Klingsors Zaubergarten) bewirkt der junge Mann solche Erlösung an dem alten Mann. — Die Homosexualen perhorreszieren es bekanntlich aufs äußerste, daß ihre jüngeren Schutzbefohlenen anderweitig, mit Weibern etwa, sich ergötzen. Sie betrachten dies als ein schweres Vergehen und Entehrung ihrer Person. — Parsifal „erlöst“ also den kranken Amfortas und mit ihm die ganze Gralsgesellschaft. Und damit erlöst er sich selbst endgültig aus den (sinnlichen) Banden der Welt und wird Gralkönig. „Erlösung dem Erlöser.“ — Wagner faßte bekanntlich in diesem seinem letzten Werk sein Verhältnis zur Menschheit auf wie das des jungen Parsifal zur Gralsritterschaft. Und so fassen es die Wagnerianer auf: Er, Wagner, erlöste die Menschheit durch seine Kunst. Da aber der alternde Wagner, ebenso wie Schopenhauer, als natürliches Altersprodukt, homosexual (rein geistig gesprochen) geworden war, so symbolisierte er seine These auf homosexuale Weise; ebenso wie Schopenhauer seinen bekannten „Nachtrag“ zur Metaphysik der Geschlechtsliebe über die Päderastie schrieb. —

Wie wir einmal im Alter sein werden, das wissen wir nicht. Aber jetzt, wo wir noch jung sind, wollen wir auch gesund sein. Und das deutsche Volk, welches immer jung sein wird, wird sich, quoad Wagner, an den jungen, gesunden, sinnlichen „Tannhäuser“-Wagner halten; „Parsifal“, die homosexuale Oper, den Flennern, den Bußfertigen, den Esoterischen, den Alten überlassend. Zieht hin! — könnte man in Travestierung einer bekannten Stelle ihnen zurufen — Zieht hin! Zieht in den Berg der Venus masculinus ein! —

Individuum und Volksleben.

Von Dr. M. Schwann.

(Zürich.)

Wenn man nur ein wenig hinaushorcht in das Leben und die massenhaften Ratschläge hört, welche hier und dort und von allen Seiten gegeben werden zur Besserung der sozialen und politischen Lage, so wird man gestehen, daß die bewegende Kraft der Wünsche heute eine unendlich

große geworden, eine größere, wie sie vielleicht je gewesen. Aber sofort möchte man dann auch fragen: woran liegt es, daß diese Wünsche sich nicht oder nur zum allergeringsten Teil in Thaten umsetzen, was ist die Ursache, daß diese ideale bewegende Macht nicht in die Wirklichkeit Formen schaffend hinausströmt? Die Antwort auf diese Frage ist nicht allzuschwer: den Wünschen steht ein Hindernis im Wege, welches nicht fortgewünscht werden kann, sondern mit aller, mit angestrengtester Thatkraft beiseite geschoben werden will. Und dieses Hindernis ist nicht mehr und nicht weniger als der kolossale Trümmerrest einer früheren historischen Entwicklung, der unserigen sowohl, als im weiteren Sinne der historischen Entwicklung Europas. So findet und fand die demokratische Entwicklung Frankreichs und der Schweiz ihr Hindernis an dem konstitutionellen Europa, dieses wieder das seinige an dem Despotismus Rußlands. Es läge an dieser Abstufung an sich nichts, wenn der reine Fluß der Ideen und Thaten von Westen nach Osten erhalten bliebe, wenn kurz gesagt eine ungestörte Fortentwicklung der europäischen Gesamtkultur, deren Ziel nun einmal die Befähigung der Völker zur Selbstbestimmung geworden ist, möglich wäre. Aber gerade das Umgekehrte ist der Fall. Rußlands negativer Despotismus bildet nicht nur das natürliche Hindernis der Fortentwicklung im konstitutionell-monarchischen Europa, sondern er wirkt auch negativ nach Westen weiter: die konstitutionellen Monarchien bedienen sich des russischen Despotismus als einer moralischen Stütze gegen ihre eigene Fortentwicklung und zur Erhaltung, zur Konservierung eigener überlebter Zustände. Diese reaktionäre Haltung in Ost- und Mitteleuropa wirft ihre Wellen gegen Westen fort. Hier wird, da die ganze Entwicklung am weitesten fortgeschritten ist, diese nunmehr vollkommen unterbundene Entwicklung auf den Kopf gestellt: die Demokratie des Westens, die ungeheuere Wucht des ihr zunächst entgegenstehenden Hindernisses fühlend, welches der Völkerstillstand in Mitteleuropa ihr entgegentürmt, greift über Mitteleuropa hinüber nach dem Osten und sucht diesen zur Beseitigung des Hindernisses, zur Zerschmetterung des Dreibundes an ihre Seite zu ziehen. Diese Tendenz ist nicht neu, sondern sie begegnet uns in der Geschichte in gewissen Abständen immer wieder. Sie sprach sich z. B. aus in dem Kaisertum der Böhmen-Luxemburger, dann in den folgenden Versuchen, auf die Throne Ungarns, Böhmens, Polens französische Prinzen zu erheben, zuletzt begegnet sie uns in anderen Formen sowohl in dem Bunde Napoleons I. mit Alexander von Rußland, wie in den Agitationen der französischen Demokratie für die polnische Revolution.

Die Entwicklung der Völker will Luft haben, und der Sturz des Dreibundes würde der Entwicklung Frankreichs und Rußlands zunächst wohl Luft geben. Was allerdings dann kommt, ist eine fürchterliche Frage,

fürchterlich insofern, als der Bund dieser beiden Völker nicht auf einer großen Position, sondern auf einer großen Negation beruht. Es ist andrerseits aber gar keine Frage, daß eine natürliche Vermittlung von Westen nach Osten durch Mitteleuropa der französischen Entwicklung, wie der russischen ebenso Luft verschaffen würde; es ist gar keine Frage, daß ein inniges Zusammengehen Deutschlands mit Frankreich der europäischen Entwicklung das Thor nach Osten, das einzig natürliche Thor, durch welches diese Entwicklung zu gehen vermag, sofort erschließen und die materielle und geistige Hebung und Befreiung des russischen Volkes zur Folge haben müßte. Warum dieses Zusammengehen Deutschlands mit Frankreich nicht möglich ist, wissen wir alle. Elsaß-Lothringen liegt als unbeweglicher Klotz dieser Freundschaft im Wege. Die Franzosen schreien über „Raub“, die Deutschen pochen auf ihr „Recht“. Allein wo derartige Gegensätze sich aufthun, ist das Recht niemals allein auf einer Seite, und wir wollen darum der elsaß-lothringischen Frage, dieser leidigsten Frage der Neuzeit einmal etwas näher auf den Leib rücken, selbst auf die Gefahr hin, von den sogenannten Patrioten als Feind des Vaterlandes verschrieen und angeklagt zu werden. Ist diese Frage zu lösen? — Wie ist sie zu lösen?

Sehen wir zurück! Ursache der Kriege in früherer Zeit war das überschüssige Wachstum einer Volksnatur. Stieg dieses Wachstum bis zu dem Punkte, daß es innerhalb der eigenen Grenzen keinen hinreichenden Boden mehr fand, so brach es über diese Grenzen hinaus. Entweder wurde nun der Überschuß im Kampfe mit einem Nachbarvolke, welches noch stark genug war, sich des Angriffs zu erwehren, für die nächste Zeit vernichtet, so daß eine Ruhepause eintreten konnte, oder aber das fremde Volk wurde besiegt, und der Sieger nahm dem Besiegten ein Stück Land weg, rottete das fremde Volkstum aus oder machte es zum Sklaven. Das siegreiche Volk dehnte sich in dem also gewonnenen Gebiete aus. Diese Praxis war barbarisch, aber eben darum der barbarischen Kultur jener Zeiten angemessen, auf Grund der damaligen Völkerentwicklung war sie eine natürliche und konsequente. In unserer Zeit trifft diese Anschauung nicht mehr zu, aber die Praxis ist geblieben. Man nimmt auch heute noch das Land, aber Ausrottung des fremden Volkstums, Vertreibung desselben oder Unterwerfung in Sklaverei — das paßt zu unseren Kulturbegriffen nicht mehr. Folgerichtig sollte man also auch dem Besiegten kein Land nehmen; denn nimmt man es, wird trotz unserer Kulturbegriffe die dementsprechende Praxis sich einstellen, welche auf Ausrottung des fremden Volkstums ausgeht. Man bedient sich dabei heute wohl anderer Mittel, aber die Sache ist doch dieselbe. Nun aber ist die Ursache der Kriege auch heute noch im Wesen die gleiche, wie früher. Eigenes Wachstum — fremder Niedergang! Das natür-

liche Gesetz der Völkerentwicklung läßt die Völkerkräfte sich stets aus dem Übervollen in ein Leeres ergießen. Wie also müßte man die Frage heute lösen, wenn sie unseren Anschauungen von Civilisation entsprechen sollte? —

Öffnung der Grenzen! Frankreich wurde besiegt. Elsaß-Lothringen konnten wir unbeschadet unserer eigenen Entwicklung im französischen Staatsverbande lassen, aber da kam der romantische sogenannte Ehrbegriff, ein für unsere Zeit und ihre Erkenntnis vollkommener Völkerrechtsunsinn dazwischen und verwirrte uns das Konzept. Das eine hätten wir von Frankreich fordern können, daß es unserer Entwicklung keine Hindernisse bereitet und gestattet hätte, daß Deutsche, welche sich in seinem Staatsgebiete niederlassen und seine Verfassung anerkennen wollten, dies ohne jede Schwierigkeit und mit dem Vollrecht französischer Bürger hätten thun können. So hätte der Krieg uns das gebracht, was er naturgemäß hätte bringen sollen: den Frieden, die Möglichkeit eines langsamen Ausgleichs der nationalen und kulturellen Gegensätze, die Entfernung und Abschleifung aller jener Spitzen und Ecken, an denen die fernere Entwicklung beider Völker sich fortwährend blutig reibt, und Frankreich hätte einen Sieger kennen gelernt, der in dem gesunden Wachstum des französischen Volkes nicht seinen Nachteil, sondern seinen höchsten Vorteil erblickt; es wäre vor jener nationalen Hypertrophie bewahrt geblieben, welche heute sein ganzes Unglück ausmacht. Statt Abschließung hätten wir die Brücke geschlagen zwischen zwei Volksnaturen, die Brücke, über welche der Austausch der Ideen, des Handels und Wandels sich zu vollziehen vermocht hätte. Wie es jetzt geworden ist, haben wir der Kultur und naturgemäßen Fortentwicklung beider Völker nicht die Bahn geebnet, sondern ihr neue Hindernisse bereitet. Aber die Kultur läßt sich eine derartig brutale Vergewaltigung auf die Dauer nicht gefallen. Wird ihr in dieser Weise von der Unvernunft Gewalt angethan, so steigert sie die Unvernunft fort und fort, bis jene Grenze erreicht ist, an der die brutale Gewalt nunmehr der Unvernunft das Ende macht. Wo Gegensätze nicht friedlich zu lösen sind, wird aus dem Gegensatz ein weiterer geboren, und so fort, bis endlich die Frage da angelangt ist, wo es heißt: entweder ich oder du. Diese Wendung, eine barbarische und jeder Civilisation widersprechende, scheint nun die Entwicklung Europas nehmen zu wollen, weil nicht die Vernunft, die Erlöserin aus jeder Not, den Frieden machte, sondern der aus einer atavistischen Erbschaft erzeugte Irrtum, der romantische Barbarismus, der aus einer kriegerischen Vorzeit überkommene Geist des junkerlichen Militarismus das Wort führte. Die ganze Kultur, die Vernunft drängen auf den ersten Weg zurück. Schrifttum, Kunst, Wissenschaft, Handel und Verkehr bewegen sich auf den natürlichen, für Europa nun einmal unumgänglichen Bahnen des gegenseitigen Austausches,

während die historischen Eierschalen einer vergangenen, aber noch nicht geistig überwundenen Zeit sich als hemmender Ballast an das kulturelle Leben beider Völker hängen.

Also das „Recht" ist nicht auf einer Seite allein in diesem Streite. Frankreich hat sich unserer Entwicklung in den Weg geworfen. Wir wiesen es zurück, thaten aber dann den weiteren Schritt, der Entwicklung Frankreichs ein Hindernis zu errichten, indem wir dasselbe zu isolieren und uns gegen dasselbe abzuschließen suchten. Daß das Militär das große Wort hatte und nicht der denkende, die Entwicklung beider Völker berücksichtigende Staatsmann, ist der große Fehler, den wir begingen. Denn in dauernder Freundschaft und im Frieden mit Frankreich verbunden, mit ihm nach den gleichen kulturellen Zielen strebend, wie es die natürliche Entwicklung Europas nun einmal fordert, würde die uns dann rein formelle Frage: „wem gehört Elsaß-Lothringen?" keine Kopfschmerzen machen. Elsaß-Lothringen gehört sich selbst, und es ist auch eine historische Unwahrheit, daß Elsaß-Lothringen einst in der Weise dem Reiche angehört habe, wie es dann später zu Frankreich gehörte. Elsaß-Lothringen ist, historisch besehen, wie schon der Name des letzteren sagt, ein Überbleibsel jenes alten lotharingischen Reiches, welches die natürliche Völkerentwicklung zwischen die reindeutschen und reinfranzösischen Stämme hineinschob zur Vermittlung zweier verschiedener Kulturzonen. Seine Entwicklung folgte den Pfaden, welche die anderen Überbleibsel dieses Vermittlungsgebietes eingeschlagen, den Pfaden zur Selbständigkeit; die Schweizer, Luxemburg, Holland, Belgien haben dieses Ziel erreicht. Elsaß-Lothringen aber verfiel der Gewalt der französischen Könige. Aber weder diese Gewalt, noch die formale Einziehung in die Reichsgrenzen, noch eine Überlassung an Frankreich können Elsaß-Lothringen in seinem Rechte, sich selbst anzugehören, jemals kränken. Rein atavistische Erkenntnisgrundsätze sind es, welche da etwas anderes stipulieren wollen, und wollten wir auf der Basis des „Rechtes" bleiben, so konnten wir nichts anderes thun, als die Gewaltthat des französischen Königtums aufheben und Elsaß-Lothringen seiner Freiheit wiedergeben. Bis dahin ging unser „Recht", was weiter kam, war Gewaltthat, die sich in garnichts von dem Charakter jener ersten Vergewaltigung durch Frankreich unterscheidet. Und diese unsere Gewaltthat ist es, welche den dauernden Kriegszustand zwischen Deutschland und Frankreich geschaffen hat. Chauvinismus und junkerlicher Militarismus haben diese Frage geschaffen, der Unvernunft entstammt sie, und sollte die Vernunft nicht die Aufgabe haben, das Werk der Unvernunft rückgängig zu machen?

Woran aber liegt es nun, daß bis heute in der großen Mehrheit des deutschen Volkes an dieser falschen Erkenntnis festgehalten wurde, daß man

sich bis heute niemals ernstlich gefragt hat, ob wohl auch ein Teil der Schuld an dem immer unerquicklicher werdenden Verhältnis zwischen Frankreich und Deutschland auf unserer Seite liegen könne? Mit dieser Frage gelangen wir zu unserem Thema:

„Der Gegensatz von Volksleben und Individualleben ist an sich ein vollkommen natürlicher. Das Volksleben als Ganzes hat einen bestimmten Altersgrad erreicht. Bis zu diesem hat sich nun jedes Einzelleben zu entwickeln, um die Harmonie zwischen sich und dem Volksleben herzustellen. Je älter ein Volk wird, um so langsamer schreitet seine Entwicklung fort, um so schwerer entschließt es sich zu neuem. Seine Rezeptionsfähigkeit erlahmt. Es zwingt also auch alles junge Leben zur Verlangsamung und Zurücklenkung seiner Triebe, d. h. es veraltert die Jugend und drängt sie aus den natürlichen subjektiven Bahnen in die objektiven, aus den Bahnen des Egoismus in die des Altruismus."*) Ein schwaches Jugendleben wird verkümmern und verkrüppeln. Eine geistige und moralische Verflachung tritt ein. Ein starkes Jugendleben wird durch diese Zurücklenkung seiner Triebe zunächst gehaltvoller. Eine geistige und moralische Vertiefung tritt ein. Und mit dieser Mehrung der eigenen Kraft wird nun das Individuum der Volksentwicklung abermals gegenübertreten und so seinen Einfluß zur Geltung zu bringen suchen. Geht es auf geradem Wege durch Zufall oder Gunst des Geschicks in selbsteigener Entfaltung zur Höhe, so werden wir einen Führer des Volkes entstehen sehen. Muß das Individuum sich krümmen und suchen nach dem Spalt, durch den es zu Luft und Licht gelangen kann, so wird ein Revolutionär das Produkt sein.

Der gleiche Gegensatz und der gleiche Werdeprozeß offenbart sich natürlich auch da, wo eine veralterte Generation das Leben beherrscht in Wissenschaft, Politik, Kunst, Litteratur, in Handel und Wandel. Auch dieser Gegensatz treibt alles jugendliche Leben in den Konflikt mit sich und seiner Umgebung. Und diesen Zustand haben wir heute.

Es besteht wohl kein Zweifel, daß Staat und Volksleben einander befruchtend durchdringen sollen. Das aber geschieht nie, wo der Staat nach einem unumstößlichen Rezept formuliert wurde und in Erstarrung geriet, wo also eine jüngere Generation alle ihre Kräfte umsonst zu vergeuden gezwungen wird. Fortbildung und Fortentwicklung auf beiden Seiten muß Prinzip bleiben; denn das allein ist das Prinzip des Lebens. Dem Leben eine Stätte zu bereiten zu harmonischster Entfaltung, das und nur das ist der Zweck des Staates, und diese Fortbildung erreicht man ebenso

*) An anderer Stelle habe ich diesen Erkenntnissatz ausgeführt und seine Folgen beleuchtet.

wieder nur, wenn die Adern des Staates dem treibenden Leben des Volkes geöffnet bleiben. Das aber ist unmöglich, wenn das Alter den Staat beherrscht.

Es besteht ferner wohl kein Zweifel mehr, daß die Kräfte, welche ihre höchste Entwicklungsfähigkeit erreicht haben, auch allein zur That, zum Schaffen berufen sind. Diese natürlichen Kräfte sind aber allein die des Mannes. Bei ihm drängt die Triebkraft der Jugend zur That, zum Schaffen in der Wirklichkeit. Also sollte auch kein andrer im Staatsleben zur Verwendung kommen, als der Mann, der Mensch, welcher auf der Höhe seiner Kraftentwicklung steht. Alle Staatsdiener sollten nicht unter dreißig, nicht über fünfzig Jahre alt sein. Pensionieren wir mit fünfzig Jahren, so behält das kräftige Mannesalter Platz zur Entwicklung und Wirkung. Wer mit fünfzig Jahren nicht verbraucht ist, hat alsdann eine Schule hinter sich und eine Lebenskenntnis, die ihn befähigen, als wirklicher geistiger Senator, als Ratgeber und weiser Helfer aus freischöpferischer Erkenntnis heraus dem Volke sein Bestes zu geben, während die Verbrauchten ohnehin weder dem Staate noch dem Volksleben mehr zu nützen vermögen. Die Vorteile der dem mit fünfzig Jahren nicht Verbrauchten zurückgegebenen Freiheit werden für Staats- und Volksleben weit größer sein, als das heute beliebte Ausschinden der letzten Menschenkraft im formalen Dienste des erstarrenden Staatsgebildes. Diese Praxis eines Ausschindens der Staatsdiener, um an Pensionen zu sparen, ist eine grundfalsche, denn gespart wird damit nichts.

Denn was die Pensionierung mit fünfzig Jahren betrifft, so bedeutet sie absolut keinen wirtschaftlichen Nachteil. Zwar soll

1. der Pensionierte soviel erhalten, daß er, wenn arbeitsunfähig, zu existieren vermag, aber auf ein Mehr, als die Zinsen eines in redlicher Lebensarbeit errungenen Kapitals hat kein Mensch Anspruch;

2. bedarf es jener hohen Pensionen, wie sie heute vielfach hinausgeworfen werden, nicht mehr, schon aus dem einfachen Grunde, weil ja die Sorge um die Existenz der Nachkommen eine weit geringere wird dadurch, daß diesen nun die Aussicht auf ein rascheres Selbstleben eröffnet wird. Gehen die Greise, wird Platz für die Jugend;

3. ist ein Mann mit fünfzig Jahren gewöhnlich noch nicht verbraucht. Er wird auf diesem oder jenem Gebiete, welches er sich wählen mag, arbeits- und erwerbsfähig sein und zu seiner Pension ein Überflüssiges erringen können;

4. wird der Staat dadurch, daß er nun nur die besten Manneskräfte in seine Dienste zieht, selbst kräftiger und leistungsfähiger, er wird für die im ganzen vermehrten, im einzelnen verringerten Pensionen mit Leichtigkeit aufzukommen vermögen;

5. könnte diese Art der Pensionierung niemals als Schimpf oder Zurücksetzung betrachtet werden;

6. könnte die Pensionierung kein „zur Ruhe setzen", keine Unfähigkeitserklärung, kein Alterspatent bedeuten, sondern der Pensionierte erhält in Ehren seine Freiheit wieder. Gearbeitet hat er; er kann seine Freiheit verschlafen oder im Spiel verbringen, oder aber, was in dem Alter weit wahrscheinlicher ist, er wird nun auf Grund seiner Erfahrung und Lebenskenntnis die Arbeit, welche er noch zu leisten vermag und zu leisten wünscht, in der Freiheit und gesichert vor Not weit intensiver zu leisten vermögen, als belastet mit dem formalen Geschäftsdienste des Tages. Und damit er diese *seine* Arbeit leisten könne, sollen dem „Senator" alle staatlichen Institute, Laboratorien, Museen, Bibliotheken u. s. w. in unbeschränktem Maße zur Arbeit offen stehen, nur daß er in ihnen zunächst für sich und in freier ungebundener Schöpfungskraft weiterarbeitet und nicht mehr wie bisher zu einem direkten Zweck der Verwaltung, Erziehung, des Unterrichts u. s. w.;

7. würde der von den formalen Geschäften entlastete Senator einen Teil seiner Zeit und seiner Kraft wiedergewinnen und, was das Alter ihm, dem doppelt Belasteten, bisher unmöglich machte oder erschwerte, diesen freigewordenen Zeit- und Kraftteil dazu verwenden können, mit dem Leben weiter Schritt zu halten;

8. würde die Ermöglichung eines rascheren Aufsteigens der jüngeren Kräfte manche wunderbare Kraft, die heute im Subalterndienst zu Grunde geht, zur Entfaltung bringen;

9. würde das Streben der Strebsamen durch die lockende Aussicht erhalten und gehoben, das Streben der Gemütlichen angefeuert, das ruhige Warten auf die Erfüllung der Dienstjahre und damit einer ruhigen und ungestörten Faulenzerei auf Staatskosten aber würde zur Unmöglichkeit. Denn solche Herren, deren Prinzip ist: man kann im Staatsdienst nie zu *wenig* thun — dieses Prinzip ist keineswegs der Einbildung entsprungen, sondern lebt, und wir könnten „Staatsdiener" mit Namen nennen, welche sich uns persönlich gegenüber dazu bekannten — solche Herren in ihrer Übergemütlichkeit würden eben einfach in Zukunft über den Subalterndienst nicht hinauskommen und bei Zeiten hinausbefördert werden. An dem Schritte des *Mannes* gemessen würde sich eben sehr bald die Unfähigkeit dieser Leute unzweifelhaft darthun, gleichen Schritt halten zu können, während sie sich heute kaum anzustrengen brauchen, um mit der an der Spitze einherhumpelnden Greisenhaftigkeit im Gleichtakte zu bleiben.

Die gezeigten Vorteile, denen sich andere anreihen ließen, wären sicher. Aber was bedeutete eine solche Praxis für das allgemeine Volksleben?

Nicht mehr und nicht weniger, als zunächst einmal einen gänzlichen Umschwung in der Ansicht vom Staatsdienste. Er würde für die allerbesten Kräfte das lockende Feld einer Bethätigung bleiben, während er heute die wirklich schöpferischen Elemente zurückstößt oder zu Grunde richtet. Die aber, welche heute den Staat für eine große Fütterungsmaschine und Versorgungsanstalt seiner Beamten halten, würden ihre Rechnung nicht mehr finden und dem Staate fernbleiben. Damit gewänne der Staat, wie jeder Organismus gewinnt, dem die Zufuhr von Mittelmäßigem und Faulem abgeschnitten wird. Das Volk würde im Staate wieder das zu sehen vermögen, was er sein soll: die höchste, Leben spendende, weil selbst lebendige Organisation seiner eigenen Lebenskräfte. Die Jugend würde mit vollerer Zuversicht ihrer Ausbildung nachstreben, da sich die Aussicht eröffnete, mit ihrem Wünschen und Sehnen zu einer frühen und umfassenden Wirklichkeitsgestaltung zu gelangen. Unser heutiges Wünschen und Sehnen besitzt ja kaum ein Mittel, sich in Thaten umzusetzen, und darum, weil es beim Wünschen und Sehnen bleibt, überspringen Wünsche und Sehnsucht die Wirklichkeit und begeben sich auf das freie Feld der Illusion. Wünschen und Sehnsucht wächst hier immer weiter und weiter, je weniger sich die Aussicht auf Erfüllung bietet. Unerfüllte Wünsche aber sind die Glutherde, in welchen die Waffen der Revolution geschmiedet werden. Die erste Generation wird die Nichterfüllung ihrer Wünsche hinnehmen und an ihr zu Grunde gehen, die zweite Generation aber muß schon aus der ererbten und eigenen hinzukommenden Wunschmasse und ausgerüstet mit einem frischeren, naiveren Thatendrange einfach zur That schreiten, und diese That wird erfolgen, sie erzeugt den Wetterschlag der Revolution.

Das Alter ist es, welches dem Alten und Abgelebten die Stütze bietet, welches die Entfaltung neuer Lebensanschauungen und ihre Überführung in die Wirklichkeit verhindert. Das Alter ist es, welches der natürlichen Entwicklung der Jugend alle und die größten Hemmnisse bereitet. An dem Alter eines Kaiser Wilhelm ist die Jugendkraft des Kronprinzen Friedrich Wilhelm zu schanden geworden, und es wird die Zeit kommen, da man über die letzten zwanzig Jahre der Regierung Wilhelms I. ein anderes Urteil fällt, als es die Gutmütigkeit, welche nur die Person des greisen Kaisers in Betracht zieht, nicht aber die Wirkungen seines Alters auf das Volksleben heute noch thut, wie heute schon die Zeit dicht vor der Thüre steht, da man Bismarcks Walten in den letzten zwanzig Jahren einer anderen Kritik unterzieht. Reform war der Ruf, als Wilhelm II. zur Regierung kam. Und da er dem Rufe zu folgen begann, fehlten ihm die ausführenden Kräfte, welche niemals bei alten Geheimräten und Professoren zu finden sind. Er überkam eine mit alten Kräften durchsetzte Staatsmaschine, und

die Maschine blieb hinter seinem Wollen weit zurück. Er bezichtigte die Schule des Versäumnisses, daß sie ihm unter seinen Altersgenossen keine Mithelfer erzogen. Nein, nicht die von einer Greisengeneration und einer greisenhaften Anschauung geleitete offizielle Schule hat diese Kräfte erzogen, wohl aber das Leben. Dahin jedoch vermag ein Kaiser, der selbst doch wieder in seiner Umgebung steckt und von ihr abhängig ist, nicht zu sehen. Im Heere räumte er auf mit den Alten. Aber weiter ging sein gesunder Trieb nicht. Wollte man ihm vorschlagen, einen Dreißigjährigen zum Reichskanzler zu machen, er würde zurückweichen vor dieser „Unmöglichkeit", und doch ist er selbst als Dreißigjähriger Kaiser geworden.

Das Alter beherrscht unsern Staat, und das ist seine Krankheit. Die Manneskraft verkommt, weil die Greisenhaftigkeit ihr nicht weichen will. Sie sitzt fest in ihren Fauteuils und haspelt ihr Tagwerk herunter. Im Reichstage sitzen die alten Parlamentarier seit mehr als einer Generation. Das ist der Grund, daß die aus diesen Persönlichkeiten zusammengesetzten und von ihnen beherrschten Parteien zu zerbröckeln beginnen. Neues Leben floß nicht hinzu. Einzig die Sozialdemokratie hat sich diesen Boden, aus welchem neues Leben fließt, erhalten. Ob sie aber nicht ebenso durch die Praxis ihrer Konkurrenten gezwungen wird, die Praxis derselben aufzunehmen und das Loch wieder zu schließen, müssen wir abwarten. Unsere Professoren, Litteraten, Künstler sind alte Männer. Sie halten die ersten Lehrstühle, die renommiertesten Zeitungen und Zeitschriften u. s. w. besetzt. Jugendliches Leben und Denken kann kaum irgendwo ankommen, und so bleibt es bei der alten Weisheit überall, auf den Lehrstühlen und in der „staatserhaltenden", d. h. die Greisenhaftigkeit beschützenden Presse. So geht es fort durch das ganze Volk hindurch. Der alte Bauer hält seinen Hof fest. Der Sohn vagiert draußen herum oder ist als Dienstbote bei dem Vater. Sein eigenes Dasein zu gestalten, findet er keine Gelegenheit. Die alte natürliche Praxis, daß der Vater abtritt und sich auf den Altenteil zurückzieht, kommt immer mehr ab. Und da wundert man sich über die Wirkung, daß die Söhne es zu keiner Selbständigkeit zu bringen vermögen?

Zu jeder Selbständigkeit gehört doch eine wirtschaftliche Grundlage. Wo diese vorenthalten bleibt, kann von einer naturgemäßen Entfaltung jungen Lebens, welches sich nach Thaten sehnt, nicht die Rede sein. Der Sohn geht auf die Wanderschaft und sucht irgendwo anzukommen, wo ihm wenigstens die persönliche Freiheit in größerem Maßstabe vergönnt ist. Indessen geht die Wirtschaft des Vaters, dessen Schultern für die Last zu schwach und immer schwächer werden, rückwärts, und schließlich, wenn er die Augen zumacht, ist die Frucht seiner Lebensarbeit beinahe oder ganz verzehrt. Den Söhnen ist nichts geblieben, sie sind Proletarier, die sehen müssen, wie sie etwas anfangen.

Und weiter! Diese wirtschaftliche Praxis, dieser wirtschaftliche Verfall hat den moralischen und geistigen im Gefolge. Wohl hält das natürliche Gefühl meist noch vor, die Familie äußerlich zusammenzuhalten. Aber wie lange kann das sein? Die Familie ist kein rein ethisches, sondern ein natürliches und darum wirtschaftliches Produkt, wie es die Gesellschaft, wie es der Staat ist. Und sie muß in die Brüche gehen, wo ihre wirtschaftliche Grundlage zerstört wurde. In unserer Bauernschaft fristet sich diese wirtschaftliche Grundlage heute noch kümmerlich fort, aber in den andern Schichten der Gesellschaft auch? Ja, vielleicht bei den Juden! Da hält der alte Familiengeist, der Geist der Zusammengehörigkeit noch fester vereint, da bleibt auch die wirtschaftliche Grundlage noch erhalten und erringt den Juden zum großen Teil jenes nicht zu leugnende wirtschaftliche Übergewicht. Aber bei den Deutschen, die nicht Bauern, die nicht Juden sind, ist das anders. Da reißt bald alles auseinander. Der Vater wirtschaftet fort in dem falschen Glauben, seine Existenz sei die sicherste Grundlage der Existenz seiner Söhne. Aber wer nie ohne Stütze gehen gelernt, fällt um, sobald die Stütze einmal bricht. Die Söhne gehen indes ihrer eigenen Nase nach, sich „eine Existenz zu gründen". So heißt das „schöne" Wort. Existenz gründen — mit nichts, als einer Arbeit, die hundert andere Enterbte ebenso leisten können, wo gerade der Erzeuger des Sohnes das erste Hindernis ist, an welches er bei seiner Existenzgründung anstößt.

Das Alter beherrscht den Staat, die Gesellschaft, den Einzelnen, und an diesem unnatürlichen Gegensatze des Alters zur Jugend bricht die ethische Kraft der Familie, der Volksgenossenschaft in Scherben. Die Teile wenden sich gegen das Ganze, und die allgemeine Unordnung ist da. Die Gesetzmäßigkeit der Natur, welche an die Wiege des einzelnen wie der Völker eine ältere und höhere Erfahrung als Lenkerin stellt und sich also für die Zeit, da die Thatkraft der älteren Bildungen zu erlahmen beginnt, eine neue Kraft zu weiterer Fortentwicklung erzeugt und erzieht, verkehrt sich in ihr Gegenteil. Das Alter residiert weiter und behält das Szepter in Händen, und die Thatkraft der neuen Generation geht zu Grunde, weil ihr der Boden der Wirklichkeit, die wirtschaftliche Grundlage entzogen bleibt, auf der eine Entfaltung möglich wäre. Die Genußgreise sind wohl das widerlichste Produkt aller Entwicklung, und wo dieses Produkt zu Tage tritt, ist die Entwicklung in falschen Bahnen. Heute haben wir das Produkt nicht einzeln, sondern häufig, wie wir andrerseits alle Tage ein zweites Produkt unsrer Entwicklung „bewundern" können, die greisenhafte Blasiertheit der Jugend, ihre Verkommenheit, die Wendung ihrer Kräfte nach unten. Andere machen wieder die tollsten Gehirnsprünge, und ihr Gefühl, ihr Drang zu einem Selbstleben gelangt zum verrücktesten Ausdruck.

Und sehen wir nur einmal dahin, daß ein Fünfziger den Sohn wohl versteht und seinen Drang zum Selbstleben natürlich findet, ein Siebenziger aber nur noch Tollheit und Übermut da sieht, wo das Leben sich regt, daß er von diesem Leben verlangt, dieselben Pfade einzuschlagen, die der Greis, dessen Leben in der Vergangenheit liegt, so bedächtig und unbekümmert einherwandelt — so haben wir alles. Der Greis versteht die Jugend nicht. Folgte sich aber, wie es sein sollte, Generation um Generation in der Ablösung der formschaffenden Arbeit, so würde der Abstand niemals ein so großer werden können, und das Verständnis, weil eben von Generation zu Generation vermittelt, könnte auch dem Alter nicht fehlen. An dem fünfzigjährigen Sohne hätte der fünfundsiebenzigjährige Greis den Vermittler zum fünfundzwanzigjährigen Enkel. Aber heute? Das Alter entbehrt dieses Vermittlers, da es ja selbst den Sohn zur Unthätigkeit zwang und ihn in Wege drängte, die er niemals gegangen wäre, hätte er die Bahn seiner Entwicklung frei gefunden. Ist doch die Praxis die einzige Lenkerin aller Ideen. Sie ist der natürliche Regulator aller Überschwenglichkeit. Wird dieser aber die Wirklichkeit, an der sie sich erproben könnte, entzogen, so wird sie eben Überschwenglichkeit bleiben, sie wird als solche weiterwachsen und Jugend und Alter in ihren Anschauungen immer weiter auseinanderführen.

Darum zunächst einmal die Praxis dem Manne, nicht dem Greise! Auf allen Gebieten! Wer dreißig Jahre alt geworden ist, soll die Sicherheit haben, schaffen, seinen Ideen einen festen Boden, auf dem sie zu wurzeln und wachsen vermögen, erringen zu können. Und schaffen wir diese Praxis zuerst einmal bei uns, so werden wir sie auch andern Völkern gegenüber üben lernen; denn ob Völkerleben oder Individualleben — sie vollziehen sich nach denselben Gesetzen. Ein älteres Volk steht uns im Westen, ein jüngeres im Osten zur Seite. Jenes erhebt den Anspruch, sich ausleben zu können, und wir dürfen ihm dieses Recht nicht verkümmern. Dieses erhebt den Anspruch, zum Leben und Schaffen zugelassen und zugezogen zu werden. Wir haben kein Recht, ihm dieses zu verweigern. Wir selbst aber haben, weil noch im Wachstum begriffen, den Drang, uns auszudehnen. Das können wir. Wir können unsere Kräfte entfalten nach Westen, um zu lernen von einem älteren, erfahreneren Volke, nach Osten, um zu lehren bei einem jüngeren Volke. Und in diesem gegenseitigen Austausche von Kräften wird uns und den Nachbarvölkern die Erkenntnis aufgehen, daß der Vorteil keines Volkes darin liegt, ein anderes zu hindern, sondern im Gegenteil darin, seiner möglichst natürlichen und gesunden Entwicklung die Bahn zu ebnen und zu derselben alles, was in unsern Kräften steht, beizutragen, wie es der Vorteil des Greises ist, wenn sich die Jugend

kräftig und gesund entwickelt, wie es der Vorteil der Jugend ist, wenn ihr dazu von einer älteren Generation die Bahn geebnet, nicht aber verrammelt wurde.

Was endlich für die Entwicklung der Individuen und Völker gilt, das gilt in dem gleichen Maße für die Entwicklung der Gesellschaftsschichten eines einzelnen Volkes. Auch sie sind Ablagerungen historischen Werdens, auch sie repräsentieren uns die verschiedenen Alter dieses Werdens von der Natur aufwärts bis zur höchsten Kulturstufe und von hier wieder abwärts bis zur traurigsten Dekadenz. Sie alle haben nur ein großes natürliches Interesse, und darum gilt auch für sie alle das gleiche Gesetz der Ergänzung, der Befreiung des jugendlichen Lebens und der Eröffnung aller Bahnen, welche seiner Fortentwicklung dienen können. Das heute in der Sozialdemokratie organisierte Proletariat ist die jüngste dieser gesellschaftlich-historischen Ablagerungen, und sie hat das gleiche Recht der Existenz, wie alle ihre Vorgänger. Kastenmäßige Abschließung ist ein Produkt der Greisenhaftigkeit, der Impotenz und Dekadenz. Das Volk muß freie Bahn haben, sein Leben ausströmen zu lassen in die diesem Leben entsprechenden natürlichen Formen. Nicht Abschließung der gesellschaftlichen Schichten gegen einander, sondern sperrangelweite Öffnung aller Schranken ermöglicht dem gesunden Leben, welches niemals von oben, sondern stets nur von unten, aus dem Volke heraus, aus dem Erdboden strömt, seine gesunde und natürliche Entfaltung. Und diese gesunde Entfaltung ist doch dasjenige, worauf es ankommt, nicht aber die Erhaltung eines eingebildeten, oder auf einer gestorbenen Wirklichkeit, auf altem Unsinn begründeten Vorurteils. Und Vorurteil ist eine aus Theorien, nicht aus der Wirklichkeit, aus dem lebendigen Volkswillen geschaffene künstliche Staats- und Lebensform.

In der Befreiung der Manneskraft liegt das Heil aller, nicht aber in dem traurigen Festhalten der Greise in Staat und Gesellschaft an ihren Liebhabereien. Nur die Jugend kann die wirkliche Stütze des Alters sein und sollte sie sein nach dem Gesetze der Natur. Denn aus der Jugend heraus fließt alles Leben, alle Lebenserneuerung. Wo aber das Alter sich auf sich selbst zu stützen sucht, da wird es zusammenbrechen unter der fortwährend wachsenden Last, und ein Zusammenbruch wird alles, Jugend und Manneskraft, das ganze Volk begraben. Also noch einmal: die Praxis, die formschaffende Arbeit dem Manne in Staat und Gesellschaft! Ihm steht die Jugend noch nahe genug, daß er ihr Fühlen und Wollen versteht und empfindet, und er ist reif genug, den Rat der „Senatoren" zu verstehen und zu beherzigen. Und wer dem Manne diesen ihm allein gebührenden Wirkungskreis entzieht, begeht ein Verbrechen an ihm, an der Gesamtheit!

„Unsere Kadettenkorps“ und die „Zukunft“.

Ein Wort der Entgegnung auf die Kritik des Herrn Eduard Goldbeck.*)

Von ***

„Wer vermag zu sagen, was Alles im dunklen Schoße der Zukunft schlummert!“

An diesen Spruch mußte ich heute denken, als ich im Heft Nr. 8 der „Zukunft“ die Kritik meiner Broschüre „Unsere Kadettenkorps“ von einem Herrn Eduard Goldbeck las. In einem Fach meines Schreibtisches befindet sich nämlich eine gewisse Zuschrift eines gewissen Maximilian Harden, Herausgeber und Redakteur der Zukunft, in welcher er mir mitteilt, daß er die interessante Arbeit „Unsere Kadettenkorps“ leider nicht bringen könne, nur weil diese für eine Wochenschrift viel zu umfangreiche, Fortsetzungen aber den Gesamteindruck stören würden, „indessen,“ fährt Herr Maximilian Harden, Redakteur der Zukunft, fort, „Monatsschriften werden gewiß den erforderlichen Raum freimachen können“ und im Anschluß hieran empfiehlt mir genannter Herr einige diesbezügl. Redaktionen. — Das geschah vor knapp drei Monaten und heute? — ja, der alte Spruch hat schon recht: Wer vermag zu sagen, was alles im Schoße der Zukunft schlummert! —

— Ich habe damals Herrn Maximilian Hardens Rat nicht befolgt, sondern „Unsere Kadettenkorps“ gleich als Broschüre erscheinen lassen. Nun hat sich ein Herr Eduard Goldbeck gemüßigt befunden, in eben dieser „Zukunft“ eine längere Zerfaserung meiner Broschüre in der gegenwärtig beliebten Manier vorzunehmen, die den Schein objektiver Kritik vorzutäuschen sucht. Wenn ich hierdurch Herrn Eduard Goldbeck überhaupt antworte, so geschieht dies lediglich deshalb, weil mir die betreffende Entgegnung von mir maßgebender Seite nahegelegt wurde.

Herr Eduard Goldbeck, der gewiß zu den Generalpächtern unseres heutigen litterarischen Marktes zählt, vermutet in mir „einen Gast auf dem Gebiete der Publizistik“. — Schön, er erwarte deshalb von mir auch keine modern-pikante Sauce voll Paprika in Gestalt von Redewendungen wie „wirkungsvoller Coup“, „Schlager“, „Ambigu“, „Farceur“ — derartiges Zeug ist meiner „emphatischen Darstellungsweise“, die keine „stilistische Ökonomie“ kennt, fremd. Herr Eduard Goldbeck versteht eben nicht, wie einem richtigen Kerl bei einer ihm werten Sache mal das Herz warm werden kann. — Ehrlicher Schiller, Du eifertest einst gegen das Kastratenwesen, sei froh, daß Du unsere Tage nicht erlebtest. Ich bin der festen Überzeugung, würde heute jemand vom Saturn auf unsre Erde herabfallen und hier seine Memoiren herausgeben, Herr Eduard Goldbeck würde diesen Bericht mit genau derselben — — Harmlosigkeit kritisch beträufeln, mit der er sich erlaubte über „Unsere Kadettenkorps“ den Stab zu brechen. Irgendwelche Vertiefung ist ja nicht nach heutigem Geschmack, immer hübsch oberflächlich, vor allem aber elegant und pikant!

Zur Sache: Herr Eduard Goldbeck schreibt: „Der Zweck dieser Zeilen wird es sein, nachzuweisen, daß die Broschüre von falschen Angaben wimmelt.“ — Du lieber Himmel, und dabei giebt der Mann ganz naiv zu, daß er selbst nie Kadett, ja, wie das seine Faseleien über Strafrapporte (zu seiner Beruhigung teile ich ihm mit, daß deren der Kadett-Stubenälteste 3, der Feldwebelleutenant 4, der Abteilungsoffizier 5 verhängen

*) Unsere Kadettenkorps. Von ***. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.) Preis Mk. 1,—.

kann, die in das Strafbuch eingetragen werden müssen) beweisen, höchstwahrscheinlich nicht einmal Soldat gewesen ist. Nur an einer Stelle erlaubt sich Herr Eduard Goldbeck „aus persönlichen Erfahrungen zu sprechen", und diese „persönlichen Erfahrungen" bestehen in den für mich geradezu niederschmetternden fünf Worten: „Ich habe viele Offiziere gekannt" — — —

Die Berufung auf jahrelange, persönliche Erfahrungen an Leib und Seele, auf mein genau geführtes Tagebuch, alles das muß meinem famosen Kritiker natürlich unbequem sein, doch er weiß sich auch hierüber elegant hinwegzusetzen, er schreibt nämlich flott und munter: „Auf die persönlichen Erfahrungen des Verfassers werde ich nicht eingehen. Der Namenlose verlangt vergeblich von mir Vertrauen: nicht in jeder Tarnkappe verbirgt sich ein Siegfried." — Ich bin der festen Überzeugung, wären „Unsere Kadettenkorps" nicht anonym erschienen (für die Redaktion der Zukunft im Speziellen existiert diese Anonymität belustigender Weise nicht einmal!), Herr Eduard Goldbeck hätte eine andere Redewendung flugs zur Hand gehabt.

Zufällig bin ich in der angenehmen Lage, nun, wo ich mich einmal zu einer Entgegnung herbeigelassen, für die Wahrheit meiner Angaben auch einen absolut unanfechtbaren Bundesgenossen gegen den Herrn Berufskritikus ins Feld führen zu können, unanfechtbar deshalb, weil dieser mein gezwungener Verbündeter eigentlich gleichfalls mein Gegner ist, nämlich den Königlich Sächsischen Major z. D. Herrn Adolf Bock von Wülfingen, dessen Schrift „Die geschmähten Kadettenkorps — Ein Wort der Entgegnung zu der Schrift „Unsere Kadettenkorps" von *.*" — gewiß alles eher denn eine Lobpreisung meiner Broschüre darstellt. — Was der Herr Major schrieb, das hat mich allerdings tief erschüttert, nicht weil es mir um die Stichhaltigkeit meiner Gründe bangt, sondern weil ich gesehen, wie furchtbar sich meine trüben Ahnungen, verkannt zu werden, erfüllten. Gegen den mir von dieser Seite gemachten, mehr das persönliche Gebiet streifenden Vorwurf, mich seiner Zeit zu verteidigen, halte ich für meine Pflicht, daß ich heute Herrn Eduard Goldbeck antworten muß, erfüllt mich mit Widerwillen. —

— Abgesehen von allgemeinen Redewendungen und öden Witzeleien — selbst ein unschuldiges Ausrufungszeichen muß Stoff zu acht vollen Druckzeilen liefern — geht Herr Eduard Goldbeck nur zweimal wirklich näher auf das eigentliche Hauptthema ein, und zwar geschieht dies beim Kapitel der „Neuenschindung" und dann bei Kritisierung der Schlußforderung, die ich an meine Broschüre knüpfte.

Herr Eduard Goldbeck schreibt nämlich:

„Das zweite Kapitel heißt: „Der Neue im Korps", und man errät bereits bei der Überschrift, daß wir jetzt in die Sphäre sensationeller Enthüllungen vorgedrungen sind. Sie erweist sich denn auch als „Traum- und Zaubersphäre", obwohl der Verfasser versichert, er schreibe seinen Aufsatz nur zu einem Zweck — „die Wahrheit zu sagen". Freilich, er gebraucht diese Wendung nur im volkstümlichen Sinne, wie etwa jemand äußert: „Dem habe ich aber mal gründlich die Wahrheit gesagt", — denn von diesem Kapitel an beginnen erst recht eigentlich die Schmähungen und die Unwahrheiten. Der Verfasser erklärt, daß die Neuen im Kadettenkorps auf das Raffinierteste geschunden werden . . ." —

Dann folgen 49 Druckzeilen, durch die mich Herr Eduard Goldbeck als Lügner brandmarken will. — „Nichts leichter als das" hat er bereits bei der Einleitung zu seiner famosen Kritik gesagt. Nun, wir werden sehen! vorläufig habe der Herr Major Bock von Wülfingen das Wort. Ganz anders als der Laie Goldbeck läßt sich dieser Kenner hören, er schreibt nämlich:

„Das Schinden der Neuen ist ein häßliches Ding, und es ist traurig, daß derartige

Übel unausrottbar zu sein scheinen. Ich halte es für einen Vorzug des Schriftchens „Unsere Kadettenkorps“, daß es die Vorgesetzten der Kadetten von neuem darauf hinweist. Mit aller Energie muß diesem Unwesen gesteuert werden und „die Fleischhauer vom Fleischerklub“ müssen ohne Gnade und Barmherzigkeit aus den Korps entfernt werden; denn nicht genug, daß ein unglücklicher Neuer schon moralisch unter Heimweh und der Ungewohntheit der Verhältnisse und Anforderungen leidet, so lassen ihn solche rüde Gesellen noch physische Folterqualen dulden.“

Am Schluß seiner Broschüre schreibt ferner Herr Major Bock von Wülfingen:

„Immerhin ist seine Schrift (Unsere Kadettenkorps) nicht ohne Verdienst, sie wird erneut die Direktionen der Kadettenkorps darauf hinlenken, mit Energie zu erstreben, daß Gemeinheiten, wie sie der Verfasser der Broschüre „Unsere Kadettenkorps“ schilderte, nicht wieder vorkommen . . . .“

— Nun, mein hochverehrter Herr Kritikus — wer hat geflunkert? — ich oder Sie? — Nein, Herr Eduard Goldbeck, ich will gerecht sein, geflunkert haben Sie nicht, Sie hielten es nur mit Ihrem modernen journalistischen Gewissen für vereinbar, über ein Thema zu kritteln, von dem Sie auch kein Jota verstehen, über das Sie nur gelegentlich hin und wieder einmal einen Brocken glücklich aufgeschnappt, den Sie aber nicht zu verdauen vermochten.

Wäre letzteres nicht der Fall, so hätten Sie auch nicht 49 Druckzeilen lang recht von oben herab über „Vorkorps“ und „Selektaner“ doziert — zwei Dinge, die in meiner ganzen Schrift auch an keiner einzigen Stelle erwähnt sind. Einen logisch denkenden Kopf, den Sie doch jedenfalls besitzen, hätte so etwas stutzig machen müssen. Jetzt, wo ich Sie selber auf diesen Umstand aufmerksam gemacht, will ich Sie auch gleich der Mühe entheben, hierüber bei den vielen Offizieren, die Sie gekannt, und bei dem ernsten, schnapsliebenden Mathematiker Nachfrage zu halten, und Ihnen sagen, daß die übrigens ganz speziell preußischen Einrichtungen der Vorkorps und der Selekta durchaus nicht, wie Sie glauben, untrennbar mit der eigentlichen Kadettenerziehung verbunden sind; im Gegenteil, der weitaus größte Teil der Kadetten tritt in die Armee ohne der einen oder der andern, resp. auch ohne allen beiden Institutionen angehört zu haben. Ich glaubte mir im Interesse der Übersichtlichkeit ein näheres Eingehen auf diese, wie gesagt nur ausnahmsweise in Kraft tretenden Einrichtungen umso eher schenken zu können, als sowohl das Vorkorps, wie auch die Selekta die Hauptnachteile jeder Kadettenerziehung nur noch grasser zum Ausdruck bringen, ersteres, indem es das Kind in noch früheren Lebensaltern dem Elternhause entzieht, letztere, indem sie den weltunerfahrenen Kadetten auch noch der zwar sehr kurzen, aber recht heilsamen Schulung der Fähnrichszeit beim Regiment beraubt. Wie viel zu rosig der Laie Goldbeck bei dieser Gelegenheit sich die disziplinellen Einrichtungen der Korps denkt, und wie viel richtiger meine Schilderung ist, möge aus der Zustimmung hervorgehen, welche Herr Major Bock von Wülfingen meinem hieran geknüpften Änderungsvorschlag entgegenbringt, wenn er schreibt:

„Der Reform, welche der Verfasser vorschlägt, daß man immer nur gleichaltrige Kadetten in einer Stube unter Aufsicht eines zuverlässigen Primaners als Stubenältesten vereinige, kann man nur zustimmen . . .“ —

— Wo eine Reform nötig, ist auch ein Übelstand vorhanden.

Nun zur zweiten thatsächlichen Widerlegung:

Am Schluß seiner, für mich vernichtenden Kritik leistet sich Herr Eduard Goldbeck folgenden köstlichen, inniges Mitgefühl für meine geistige Umnachtung atmenden Passus:

„Zum Schluß kommt der Autor zu seiner praktischen Forderung. Der Zweck seiner Broschüre ist nämlich der, „wirkliche Erfolge“ zu erzielen. Ich kann sagen, ich war

gespannt. Kritik, als schaffende Kraft, ist mir heilig. Man höre und staune. Er verlangt „nur das Eine": „Man treffe Maßnahmen, daß die Austrittsprüfung des Kadettenkorps eo ipso zum Eintritt in eine andere Lehranstalt resp. zum Universitätsstudium berechtige."

Parturiunt montes! Ich kann den Herrn Verfasser beruhigen.

„Dieses Ziel, an das er auf neunundvierzig Seiten soviel erhabenes Pathos, soviel sprühende Laune verschwendet hat, ist, Dank der vielgeschmähten Heeresverwaltung, seit Jahr und Tag erreicht. Das Kadettenkorps steht im Range eines Realgymnasiums, hat sein Abiturientenexamen und berechtigt jeden, der diese Laufbahn einschlagen will, zum Universitätsstudium . . . ." —

Gnade, Gnade, Herr Eduard Goldbeck! ich erkläre mich ja schon für zermalmt. Gestatten Sie nur gütigst, daß ich noch schüchtern den Schlußpassus der Gegenschrift des Herrn Major Bock von Wülfingen anführe, dieser lautet:

„Der Vorschlag des Verfassers, daß die Austrittsprüfung des Kadettenkorps eo ipso zum Eintritt in eine andere Lehranstalt resp. zum Universitätsstudium berechtige, ist sehr schön und ließe sich vielleicht insoweit realisieren, als auch Realgymnasiasten gewisse Studien auf der Universität freistehen. Das Vorrecht der Lateinschulen kann den Korps aber nicht eingeräumt werden, so lange sie nicht Gymnasien werden — wozu weder Grund noch Bedürfnis vorliegt." —

— Und nun, mein Herr Eduard Goldbeck, haben Sie die Stirn, jetzt Ihren stolzen Satz:

„Ich glaube nachgewiesen zu haben, daß die Broschüre des namenlosen Verfassers zahlreiche Irrtümer enthält"

noch aufrecht zu erhalten!? — — —

Ritter vom Schusterleisten.

Von H. E. B.

Es lohnt die Mühe, von Zeit zu Zeit die Gegner und Alles-besser-Wisser in eigenen Äußerungen aus Privat- oder Preßleden einer weiteren Öffentlichkeit vorzuführen, und fast scheint es am angebrachtesten, ohne viel kommentierende Begleitung sie ihr Solo singen oder blasen zu lassen: es tönt lauter und nachhaltiger und rührt drum mehr zum Lachen oder — Zähneknirschen.

Über das, was sich „schickt", spricht der am meisten, dem's zuvörderst geziemte, bescheiden zu schweigen. Und als vor 3, 4 Jahren der Streit um „die Ehre" im allgemeinen und die Sudermanns im besonderen tobte, rissen die das Maul am weitesten auf, welche außer der Reserveoffiziers-Visitenkarte oder dem farbigen Band nichts von bürgerlichen oder allgemein-menschlichen Verdiensten aufzuweisen hatten.

Sie sind bis heut noch nicht zur Ruhe gekommen, und so macht's denn Vergnügen, wieder einmal einen typischen Ehrenschwätzer am steif „gebögelten" Kragen zu nehmen und auf den Plan zu stellen. Es handelt sich da, wie gesagt, bloß um einen Menschentypus, der so und gerade so bleibt, ob er nun gegen einen Sudermann oder für die Reize eines konservativen Regimes krakehlt.

Also: Silentium! Ein „alter Herr“ in der Bezeichnung glatzköpfigstem Sinne hat's Wort!*)

„Sudermann ist ein Künstler, das kann heute kein Mensch mehr bestreiten; er ist ein Künstler, aber ein Künstler in der Form, kein Künstler im Inhalt. Das wußten wir, als wir seine „Ehre“ zum ersten Male auf der Bühne gesehen hatten, das sagten wir uns wieder, als wir „Sodoms Ende“ und die „Heimat“ gesehen hatten; das sagten wir uns auch jetzt, als wir seinen letzten Roman „Es war“ gelesen hatten. Die Technik der „Ehre“ ist meisterhaft, der Inhalt unhaltbar. Was soll das Fangballspiel mit dem Begriff Ehre auf der Bühne? Wer es nicht weiß, was Ehre ist, der kommt durch S. dem Wissen nicht einen Zoll näher; und was hat es für Berechtigung, die Lösung des Begriffs Ehre (!) in Kreisen zu suchen, für die die Frage herzlich wenig Sinn hat. Wenn S. der Zeit einen Spiegel vorhalten wollte, dann hätte er sich für die Ehre die Kreise suchen müssen, in denen der Begriff Ehre (!) eine brennende Frage ist — unsere Offizier-, Studenten- und sonstigen (!) Kreise. Und die Lösung, die er giebt? Für Ehre sollen wir Pflicht setzen? Als ob nicht die Pflicht ein ebenso dehnbarer Begriff wäre wie Ehre! Wer nicht weiß was Ehre ist, der weiß auch nicht, was Pflicht ist.“

Drauf kommt des neuen Romans Inhalt, und eine böse Stelle drin regt den „alten Herrn“ zu nachfolgender Apostrophe an und auf:

„Herr Sudermann! Sie wollen über Ehre schreiben und so etwas behaupten?! Wenn Einer Einen haut und verweigert dem Gehauenen nachher die Satisfaktion, dann hält ihn kein Mensch für einen Ehrenmann. Es sei denn, der Gehauene hätte eine Gemeinheit begangen, die ihn eo ipso als herausgethan aus der guten Gesellschaft hinstellte. Kurt Brenkenberg hat mit Ella korrespondiert, das ist seine Sünde. Und wenn den ein Adeliger haut, dann muß der vor die Flinte, sonst hält ihn keine Seele für einen Ehrenmann, Herr — Sudermann.

Wie gesagt: S. ist ein Künstler in der Technik, ein Meister meinetwegen; der Inhalt ist — unhaltbar.“

Amen, Verehrtester.

Man mag sich ausmalen, mit welcher Begeisterung die Bundesbrüder, sonderlich jüngerer Generation, IHM im Geiste auf die höchsten Höhen des Gedankens nachgeklettert sind; nun ist ein Urteil zur Hand, an dem man vergnügt durch die beste Gesellschaft gehen kann.

Als Zweiten lassen wir auftreten einen Herrn Dr. med. M. Birnbaum; der schrieb im „Magazin“ (1894, Nr. 34) gegen das Frauenstudium und brachte dabei einige Gedanken vor, die schließlich so übel nicht waren. Dann aber bläht auch in ihm sich die Stütze der Gesellschaft, und man vernimmt nun die nachfolgenden dumpfen, gruseligen Töne, die mit der Würde und Arroganz eines Geheimrats die Ignoranz eines Bier- und Präparierfuchsen anmutig vereinen.

„. . . . Allein man erwäge, daß bei der Freigabe des ärztlichen Berufes an das weibliche Geschlecht nicht nur einzelne bevorzugte Frauen an das medizinische Studium herangehen werden, sondern auch, und zwar in der großen Mehrzahl, die Masse der körperlich wie geistig schwachen Frauen. Diese Inferiorität des weiblichen Geschlechts in seiner Gesamtheit gegenüber dem männlichen ist erwiesen.“

Daran möchte ich in der Geschwindigkeit die fürtrefflichste aller Bemerkungen anschließen, die ich je in dieser Frage las**):

*) Akademische Monatshefte. Organ der deutschen Korpsstudenten. Heft 124.

**) Hygieia. VII. Heft 6. (Caius: Die Ärztin.)

„Große Änderungen im Stand unserer Wissenschaft und Kunst braucht man davon nicht zu erwarten. Von den Tausenden der ledigen Mädchen werden nur einige Hundert Medizin studieren, und von den Hunderten wird nur die eine oder andere etwas leisten, genau so wie auch unter den Männerärzten nur ein paar Köpfe sind. Das liegt in der Natur des Menschen, und die Vorrechte der Frau, Hingebung und Geschicklichkeit, werden daran nichts ändern. Wirkliche Ärzte sind eben seltene Vögel."

Unser entrüsteter medizinischer Atta Troll und Tendenzbär brummt des weitern: „.... Es ist doch bekannt, daß sie — die jetzigen weiblichen Medizin Studierenden — in ihrer Mehrzahl nach modernen (!) Anschauungen nicht gesellschaftsfähig sind. Sie leben in Paris mit Studenten und auch anderen Männern zusammen und beschäftigen sich neben ihrem Studium mit einer Politik, die von den europäischen Regierungen nichts weniger als gebilligt wird. (!) Man kann dies Verhalten der Studentinnen, dieses Hinwegsetzen über die Ansicht der Mehrheit (!) nur durch einen Vorgang im Gehirn erklären, der von Ärzten als nicht mehr ganz normal bezeichnet werden dürfte. Das weibliche Gehirn ist aber dem männlichen im Durchschnitt nicht ebenbürtig und vermag in seiner Fassungskraft nicht soviel zu leisten. (!) Der Versuch, es den männlichen Kameraden gleich zu thun, führt oft zu einer Überanstrengung des Gehirns und in der Folge zu falscher Auffassung der Dinge, was der Arzt „Geisteskrankheit" nennt."

Psychiatrie schwach — eine gleich häufige wie beklagenswerte Mediziner-Untugend — aber dafür ist Herr Dr. Birnbaum ein ehrenwerter Mann: sittenstreng wie eine Konfirmandin und ein warmer Verehrer der warmen kompakten Majorität.

Es ist die alte Geschichte: fehlt's an Vernunftgründen, ruft der Spießbürger nach der Sittenpolizei. Und war's nicht Krafft-Ebing, der Sozialismus und Anarchismus als aus einer psycho-(nicht bloß neuro-)pathischen Grundlage erwachsen darstellte?

Biedermännern solchen Kalibers — und allenthalben tönt ihr Geschrei aus blödem Sinn und blöder Kehle durch's Land — hat M. G. Conrad einen trefflichen Namen ersonnen: Herrgottschwätzer. Ans Licht mit ihnen und ans Kreuz; und nicht bloß kleine Diebe sollen hangen!

Aus dem Münchener Kunstleben.

Von Michael Georg Conrad.

(München.)

Ein Jubiläum ums andere. Man wird alt und älter, und die Zeitgenossen sollen uns sagen, daß wir uns ewiger Jugend erfreuen, daß wir bei reifem Leibe Unsterblichkeit erleben. Es ist immer eine hübsche, anregende Komödie, was die Sauertöpfigen auch sagen mögen. Ohne Jubiläen würden die heutigen Menschen das Lachen, Grüßen und Danken noch rascher verlernen. Und daß der Jubilierte selbst noch dabei und nicht schon seine runde ein, zwei, drei, vier Hundert tot ist, wahrhaftig, das ist noch das Schönste bei der Sache. So hat er doch was davon, eine Aufregung, einen Ansporn, eine satte Freudenstunde, einen humoristisch verklärten Kater u. s. w.

Ernst Possart, der Generaldirektor der k. Theater, hat sein Schauspielerjubiläum

mit großem Pomp gefeiert. So entspricht's seiner Natur, die auf starke äußerliche Wirkungen, auf das Packende und Imposante gestellt ist. Er ist in seiner Art ein Renaissance-Mensch. Mit all' den Wunderlichkeiten der modernen Mache als Zusatz. Man muß ihn und seine Kunstweise summarisch nehmen und nicht kritisch-analytisch an den Détails haften bleiben. Und aus einer gewissen Ferne und im rechten Licht, wie im Theater. Oder im Milieu und mit dem Apparate der Repräsentation, weit weg von aller elementaren Intimität. Niemand ist ein Held vor seinem Kammerdiener, soll der erste Napoleon gesagt haben. Und der verstand sich darauf.

Als Jubiläumsrolle im Theater gab Possart jedoch nicht seinen Napoleon, sondern seinen Manfred. Die große Sehnsucht, die nie aus Eigenem zu stillen ist, das Feuer, das sich an Schatten nährt und verzehrt, die Tragik, die lyrisch zerfließt, statt eine Welt in Stücke zu reißen. Mit dem Schumann'schen Orchester, das nur ein übersetztes Klavier ist. Byronismus in dieser Gestalt ist Geschmacks- und Stimmungssache. Man kann ihn sogar auch für Kunst nehmen.

Sudermanns „Schmetterlingsschlacht", die man uns im Residenztheater in tadelloser Aufführung gezeigt hat, ist nächst „Sodoms Ende", das man uns aus fragwürdigen Gründen nicht zeigt, wohl die beste Leistung dieses zeitgemäßen und darum so überaus erfolgreichen Dichters. Ein Stück aus lauter Episodenfiguren und Nebenscenen. Und als Hauptträger der Handlung lauter Karikaturen, wie aus einem englischen Gouvernantenroman geschnitten. Ganz merkwürdig. Aber nun fürchte ich fast auch, daß Sudermann einst mit dem Ruhme Kotzebues in der Litteraturgeschichte sich wird begnügen müssen. Es müßten denn Zeichen und Wunder geschehen, an die ich vorläufig nicht glaube.

Die drei Töchter wurden von den Damen Dandler, Schwarz, Brünner, die Mutter von Frau Herzfeld-Link gespielt. Fräulein Dandler hatte nur schön und dumm, Fräulein Schwarz nur lüstern, lustig, verlogen und verlegen, Fräulein Brünner nur ein wunderlich verdorbener Backfisch mit Gewissensbissen und Liebesvisionen zu sein — und das ist den Damen bestens gelungen. Schwarz und Brünner gaben sogar mehr, als zur theatralischen Wirkung nötig war, sie gaben echte Kunst, soweit es ihnen der Dichter zuließ. Frau Herzfeld-Link war in allem sehr gut, in allem, was sie sagte und nicht sagte — die weise Regie hatte ihr die herrliche Standrede am Schlusse, bis auf einige sentimentale Moralitäts-Tiraden, vom Munde weggestrichen. Die Männer waren in ihrem Elemente: Herr Keppler als Kommis und Suitier, Herr Trautsch als Apothekerlehrling, Herr Basil und Herr Rémond als Vater und Sohn Winkelmann. Wie gesagt, es wurde tadellos Komödie gespielt. Aber ist das neue, moderne Kunst, was hier Sudermann den Schauspielern als Aufgabe stellt?

Wahrhaftig, da sprach uns das dramatische Erstlingswerk der Frau Karoline Brachvogel „Vergangenheit" im Gärtnertheater moderner an. Gewandtheit der Mache wie bei Sudermann, scenische Effekte, Aktschlüsse und dergleichen wie bei Sudermann. Dazu aber noch einiges, was man nur beim besten Ibsen findet, Schärfe der Charakteristik ohne Karikatur. Freilich, der Pistolenschuß, den die Heldin auf sich abfeuert, macht das Stück aus, ohne das Drama in runder Motivierung zu beendigen. Das letzte Wort hätte dem Gatten, nicht dem Revolver der Gattin gehört. Die begabte Dichterin ist uns eigentlich den letzten Akt schuldig geblieben. Sehr gut gespielt, namentlich von den Damen Frank und Engl, fand das Stück die verdiente beifällige Aufnahme.

Ebenso im gleichen Theater der neue Schwank „Loreley" von Josef Dachs. Die Geschichte ist ein wenig klebrig, aber technisch flott gemacht. Von da bis zum gesunden deutschen Schwank in Hans Sachsens biderber Holzschnittmanier ist freilich

noch himmelweit. Dachs ist ein Schüler der bekanntesten französischen Possenreißer. Warten wir's ab, ob er's zum selbständigen deutschen Possenmeister bringt.

Das Hoftheater giebt sich jetzt viele Mühe, die Molière'schen Lustspiele in Fuldas Übersetzung dem Publikum beizubringen, findet aber noch wenig Gegenliebe. Die Fulda'schen Nachdichtungen sind, bis auf einige Geziert- und Gezwungenheiten, litterarisch allerdings wertvoller, aber durchaus nicht so schlagend theatergerecht wie die alten, grobkörnigen Bühnenbearbeitungen erfahrener Regisseure. An den Fulda'schen Nachdichtungen merkt man erst, daß der gute Molière weitaus nicht mehr so lebendig und modern ist, wie gewisse Franzosenschwärmer vorgeben. Für unsere deutsche Bühne ist er überhaupt nicht so wichtig.

Herrlich machte sich Smetanas lyrisch-heroische Oper „Dalibor" in der wunderfeinen Aufführung auf unserer k. Musikbühne. Die Musik ist so lieb und schön, bald so ritterlich mutig, bald so sentimental zerschmelzend, daß man über alle Stilwidrigkeiten und Anlehnungen und über alle Buschiaden im Text hinweghört.

Im Konzertleben gings wieder hoch her.

Ich notiere nur drei gewaltige Leistungen: Die Wiederholung von Beethovens Missa solemnis im Porges'schen Chorverein, den Händel'schen „Judas Makkabäus" im Oratorienverein (Leiter Prof. Gluth) und Liszts Faustsymphonie in der musikalischen Akademie (Leiter Hofkapellmeister Richard Strauß.)

Ich komm darauf, wie auf einige Heldenthaten der nicht genug zu rühmenden Kalm-Konzerte zurück.

Auch was uns der Kunstverein in den letzten Wochen Herrliches gezeigt (u. a. Uhdes vollendet meisterhafte, tiefergreifende „Grabtragung Christi") will ich für meinen nächsten Bericht aufsparen.



Die Erstaufführung von Hauptmanns „Kollege Crampton" in der Schweiz.

Von Dr. S. S. Epstein.

(Bern.)

Also haben wir es doch erlebt, daß die moderne Komödie nicht nur bis zu uns gedrungen, sondern auch mit jubelndem Beifall aufgenommen worden ist! Ich erinnere mich noch lebhaft, welcher Pourparlers es voriges Jahr bedurfte, bis es der hochweisen Theaterkommission gefiel, die geplante „Weber"-Aufführung — nicht zu gestatten; die einen meinten, das Stück würde nicht einschlagen, die anderen sagten, die Einstudierung verlohne nicht der Mühe; aber speziell einer der Herren, welcher nicht nur innerhalb, sondern auch außerhalb seines Berufes für das Heil der Menschheit sorgen zu müssen glaubt, traf den Nagel auf den Kopf; er rief aus: „Der Staat ist in Gefahr!" und das

war ausschlaggebend. Die „Weber" wurden nicht aufgeführt und durften auch in keiner absehbaren Zeit ihren Einzug in die Bundeshauptstadt der Schweiz halten.

Item, freuen wir uns, daß wir „Kollege Crampton" zu sehen bekamen, und dies umsomehr, als es das erste Mal ist, daß dieses Stück in der Schweiz aufgeführt wird.

Die Stimmung war eine geteilte; während ein erlesenes Publikum mit hochgespannten, freudigen Erwartungen da saß und seine Blicke auf die anwesenden Vertreter der anderen Schweizerbühnen richtete, prophezeite man in leitenden Theaterkreisen dem Stück einen nur sehr mäßigen Erfolg und ephemeres Dasein. Aber diesmal behielt das Publikum ausnahmsweise Recht! Das Stück wurde mit einem wahren Jubel aufgenommen, nach jedem Akt mußte der Vorhang mehrere Male in die Höhe, und am Ende ging gar niemand weg, alles blieb ruhig sitzen oder stehen und applaudierte.

Auf Inszenierung und Einstudierung des Stückes wurde viel, sehr viel liebevolle Sorgfalt verwendet; Prof. Hans Auer, welcher in der Theaterkommission nicht nur das staatserhaltende, sondern auch das künstlerische Prinzip repräsentiert, hatte die gesamte Ausstattung seines Ateliers hergegeben, und so machte die Bühne einen wirklich stimmungsvollen Eindruck. Was die Darstellung anbelangt, so war sie für Bern, wo man sich in Klassikervorstellungen am liebsten die Haare ausraufen möchte, durchwegs befriedigend, in der Titelrolle sogar hervorragend. Herr Franz Bonn, ein Bruder von Ferdinand Bonn, spielte den Crampton mit soviel Wärme, mit soviel feiner Pointierung, mit so großer Hintansetzung aller persönlicher künstlerischer Eitelkeit, daß der jubelnde Beifall bei der ersten, die Kranzspenden bei der zweiten Aufführung nicht nur dem Schauspieler Bonn, sondern überhaupt der modernen Darstellungskunst zur Ehre gereichen. Man konnte da wiederum die Beobachtung machen, wie wenige Darsteller eigentlich für die moderne Spielweise reif sind, und wie viele es noch als unveräußerliches Attribut ihrer Kunst ansehen, die Aktschlüsse ins Publikum hineinzubrüllen und dann in malerischer Pose stehen zu bleiben, bis der Vorhang niedergeht. —

Mit geradezu rührender Verständnislosigkeit stand ein Teil der Kritik dem Stück gegenüber. Ich hatte Gelegenheit, den Referenten eines viel gelesenen Blattes zu beobachten, der das Stück schon vor der Aufführung „nicht erbaulich" fand, und seine erste Notiz erst in dem Augenblick machte, da Strähler zu seiner Schwester scherzend: „Du Schafskopf!" sagt. Und das will moderne Kunst beurteilen! Es sah aber auch danach aus: Crampton sei psychologisch ganz verfehlt, er hänge in seiner Handlungsweise ganz in der Luft, man wisse eigentlich nicht, warum er dem Trunk verfalle, man wisse ebensowenig, warum und wieso er sich wiederfinde, man wisse auch nicht, ob diese Besserung anhalten werde, ja es sei nach der Entwickelung geradezu sicher, daß er sehr bald wieder in den alten Fehler verfallen werde etc. etc. Überdies noch einige Fußtritte an die Adresse der Moderne im allgemeinen und speziellen! Wie meint doch Professor Crampton am Schlusse des Stückes? .... doch nein! das darf man als wohlerzogener Mann nicht sagen, und gute Erziehung ist doch die Hauptsache, nicht wahr? —



Kritik.

Romane und Novellen.

Konrad Telmann: Unterm Strohdach. Roman in drei Bänden. (Leipzig, Karl Reißner.)

Konrad Telmann: Auf eigener Scholle. Roman in zwei Bänden. (Leipzig, Karl Reißner.)

Konrad Telmann: Schattenpflanzen. Novellen. (Leipzig, Karl Reißner.)

Rein dichterisch lebt sich Telmann in seinen Novellen wohl am charakteristischsten aus. Auch sein künstlerisches Wachstum läßt sich in allerlei neuen Feinheiten der Technik in diesen kleinen Werken am besten verfolgen. Im breit angelegten Roman bewährt sich wohl seine unermüdliche Fabulierlust, die wie ein Erbstück des jüngeren Spielhagen in die moderne Prosa-Epik hereinragt, aber in der Masse des Stoffes verliert der Leser leicht den dankbaren Blick für die reich ausgestreuten einzelnen Feinheiten. „Auf eigener Scholle" erscheint uns weniger wertvoll, als „Unterm Strohdach". Die von den Jüngsten so übermäßig bevorzugte psychologisierende Atelierkunst hat mit diesen weitausgesponnenen, ein wenig zu übersichtlich nach altbewährten Grundsätzen komponierten Erzählungen freilich sehr wenig Berührungspunkte. Es ist darum nicht zu verwundern, wenn die Kritik der Jüngsten dem Telmannschen Schaffen nicht immer verständnisinnig und sympathisch gegenübersteht. Telmann ist moderner, als die älteren Prosa-Epiker Wilbrandt, Jensen, Franzos, er hat mehr Wärme und lebendigen Geist, als sie, auch sieht man seinen Werken, trotz ihrer Glätte und Klarheit in der Form, nicht so sehr das Konstruktive und Absichtliche an. Verblüffende Fehler, wie z. B. daß die Menschen im Augenblicke höchster Erregung noch lange, wohlgesetzte Reden halten und im Aufruhr des Gemüts Ideen mit logisch-nüchterner Folgerichtigkeit entwickeln, sind bei ihm seltener. XYZ.

Juliane Déry: Katastrophen. Neue Novellen. (Stuttgart, Bonz & Co.)

Die Reihenfolge der von der deutsch-ungarischen Dichterin veröffentlichten novellistischen Sammelbände ist die: „Hoch oben" — „Ohne Führer" — „Katastrophen". Daß alle künstlerisch gleich vorzüglich sind, hat fast etwas Beängstigendes, wie ein Typus, dessen Vollkommenheit nicht zu steigern ist. Nirgends merkt man die Feder, nirgends die Person des Autors — es scheinen lauter absolut objektive Gebilde unbewußten Künstlertums. Und dennoch sind sie voll stürmischen Lebens, denn sie packen, fesseln, reißen mit fort, atemlos. Und alle haben, was als persönlichstes Kennzeichen aller echt empfundenen Dichtung gilt, quellfrische Laune, goldigen Humor. Wir werden uns angesichts dieser merkwürdigsten Erscheinung unter den jungen Dichterinnen die Mühe nicht verdrießen lassen, die kritischen Urteile zu sammeln und zu überprüfen. Denn es steht wohl zu befürchten, daß man für die Déry'sche Dichtung, die so viel Natürlichkeit, Gesundheit und Sonnenschein ausstrahlt, bei der heutigen Haltlosigkeit der kritischen Rechts- und der Zerfahrenheit der Geschmackspflege nicht leicht das zutreffende Wort finden wird. Was man in gewissen Kreisen als Genialität anstarrt: Geschraubtheit, Geziertheit, Unvolkstümlichkeit, hysterische Sinnlichkeit, Nervenüberreiztheit, blutigen Wahnsinnskitzel einerseits und parfümierten Neuakademismus, gespenstigen Neuromantismus andererseits, von alle diesen traurigen Dekadenzlereien findet man bei Juliane Déry keine Spur. Ihre Kunst ist naiv, kein Produkt der Klique, der Schule des Ateliers, des Museums. Sie ist auf freier Erde gewachsen, umleuchtet von weiten Horizon-

ten, umbraust von fröhlichen Wetterstürmen. XYZ.

Arthur Achleitner: Grüne Brüche. Schilderungen und Erzählungen aus dem Wild- und Waidmannsleben des Hochgebirges. Mit Illustrationen von Hugo Engel. (Stuttgart, Bonz & Co.) Preis Mk. 2.50.

Mehr vom Tage für den Tag geschaffen als für die Litteratur im exklusiven Sinne. Fesch hingehauen, ohne viel Besinnen. Manches nach altbewährten Formeln und Modeln à la Schmidt, Rosegger; anderes wieder nach der Momentaufnahme. Die Bilder desgleichen. Grüaß Enk Gott mitanand'. Z.

Stimmungsbilder aus dem Buchhandel. (Leipzig, Peter Hobbing.) — 110 Seiten.

Ja warum denn nicht? Viele Berufsschriftsteller stimmen und bilden nicht besser, als diese schreibenden Buchhändler — in Deutschland, wo alles schreibt.

XYZ.

Es fällt heutzutage kaum jemand ein, einen Tendenzroman schon deshalb abzuweisen, weil er eben eine Tendenz hat. Der Verfasser von „Und Bebel sprach!" gilt sogar dem Leipziger Tageblatt als „echter, gottbegnadeter Poet". Aber die Art und Weise, wie der Herr X, der nicht den Mut hat, sich zu nennen, in seinem neuesten Opus Unter dem roten Zwang! Wahre Geschichten (Leipzig, A. Bergmann) die Tendenz fingerdick aufträgt, wie er seinen Abscheu vor der schlechten Sozialdemokratie in die Welt hinausschreit, geht denn doch wahrlich über das Maß des künstlerisch Zulässigen meilenweit hinaus. Ich greife ein paar Fälle heraus. Ein Arbeiter verläßt sein Weib und sein krankes Kind, um den ersten Mai zu feiern. Die Frau bleibt allein zuhause und hängt trüben Gedanken nach. Da tritt Herr X hervor und predigt, daß die Parteiführer von dem wahren Elend im Volke keine Ahnung hätten, und setzt naiver Weise hinzu: „Ach, diese Gedanken stiegen in dem bekümmerten Herzen des armen Weibes nicht empor." Aber Herr X hatte diese Gedanken auf Lager und mußte sie irgendwie an den Mann bringen. Als Herr X dann schildert, wie bei der Maifeier das Volk dem Redner zuhört, dann kann er sich's wieder nicht verkneifen, er muß über die Führer schimpfen, die Ausbeuter, die zwanzigfach höhere Steuern von den Arbeitern eintreiben als der Staat. Und wenn all diese Expektorationen des Herrn X wahr wären, und wenn sie geistreich wären, daß man sich vor lauter Bewunderung des vielen Geistes nicht zu helfen wüßte, das eine wäre doch sicher, daß er alles andere, nur kein Dichter ist. Wohl giebt die sozialdemokratische Parteibewegung Stoff zu Dutzenden von Romanen, wohl können diese Romane Bilder geben, die recht unangenehmer Natur für die Genossen sind — sobald sie aber mit Predigtbruchstücken geschmückt sind, kann die litterarische Kritik sie mit gutem Gewissen links liegen lassen.

Ich will, auf die Gefahr hin, von freundlichen Leuten mißverstanden zu werden, hier gleich den neuesten Roman von Minna Kautsky: Helene (Stuttgart, J. H. W. Dietz) besprechen. Das Buch ist sozialistisch. Man merkt es, auf welcher Seite die Sympathien der Verfasserin sind. Aber sie predigt nicht. Sie stellt sich nicht hin und verkündet wie Herr X: in dem Augenblicke hätte nun eigentlich mein Held das und das denken müssen — vorausgesetzt, daß er so klug wäre wie ich. — Die Tochter eines kleinen Beamten kommt durch Heirat in aristokratische Kreise. Ihr innres Leben droht zu verflachen. Sie hat es dem Einflusse von Nihilisten und Sozialdemokraten zu verdanken, daß sie neue Lebenskraft und neuen Lebensmut gewinnt als Vorkämpferin der sozialdemokratischen Frauenbewegung. Das kommt nicht von heut auf morgen. Sie hat viele Bitternisse zu kosten, manchen Schmerz hinunterzuschlucken. Allen Respekt vor der Verfasserin, die Helenes Entwicklung in

ihren einzelnen Stadien wahrscheinlich schildern konnte. Man kann ja Ausstellungen machen, man kann sagen, daß sie die Kreise, die sie liebt, auch besser verstanden hat. Das tritt am klarsten im dritten Buche zutage. Da schildert sie das Leben und Treiben der Sozialdemokraten in Zürich; den Wydener Kongreß, daneben die eigenartigen Typen russischer Revolutionäre. Da bekommt die ganze Darstellung Farbe, sie wird anschaulicher und frischer, die persönliche Wärme der Darstellung wirkt unwillkürlich auf den Leser. Ich glaube, dieses dritte Buch wird noch lange mit Interesse gelesen werden, wenn die beiden ersten schon längst verblaßt sind.

Eine Tendenzgeschichte ist auch die „moderne" Novelle von A. v. Villámosy: Verführt, verlassen, verloren. (Berlin, Bibliographisches Bureau.) Stofflich berührt sich das Buch mit Hans Lands Novelle Mutterrecht. Nur daß hier die Verlassene ins Wasser springt und den Verführer mit sich reißt. Innerlich begründet, psychologisch vertieft ist die Handlung bei Villámosy ebenso wenig, wie bei Hans Land, an künstlerischem Werte stehen beide gleich tief. Aber Land hat seinen Stoff mehr durchdacht und wahrscheinlichere Konsequenzen gezogen. Das Thema ist ja unerschöpflich, weil es dem Schriftsteller im Leben auf Schritt und Tritt in immer neuen Gestalten und Schicksalen entgegentritt, und Hans Land und Villámosy werden sicherlich noch manche Nachfolger finden — bis endlich einer kommt, der den Stoff in künstlerische Form gießt.

Ernst Ewert: Najas Seele. Novelle. (Dresden und Leipzig, E. Pierson. Preis 1 Mk.) — „Er war mittelgroß, gedrungen, mit unschönen Gesichtszügen, breiter Nase, derbem Kinn und glattgescheiteltem Haar. Er trug einen schwarzen Rock, der sauber war, aber nicht den modernsten Tagen entstammte, auch schlecht saß; die Wäsche des Eintretenden war von blendender Weiße. Er verneigte sich ein wenig schwerfällig, sandte einen prüfenden Blick in die anheimelnde Einfachheit des Stübchens, dann stellte er sich vor . . ." Wann werden wir wohl endlich solche banale Personenbeschreibungen los, die die Phantasie des Lesers niemals dazu vermögen, sich den Mann klar vorzustellen? Das ist ja nichts als Journalistenarbeit. Ich weiß nicht, ob der Verfasser aus dem Journalistenton herauskommen wird. Er versucht es hin und wieder in Naturschilderungen. Journalistenmäßig effektvoll ist auch die Anordnung der Fabel. Ein Schulmeister hat eine Sängerin geliebt, die mit seiner Liebe spielte. Er wird fast wahnsinnig vor Gram. In der Familie eines Bahnwärters findet er Frieden; er heiratet seine Tochter. Aber am Hochzeitstage stirbt die alte Schwiegermutter, und die alte Geliebte telegraphiert, daß sie im Sterben liege — da reist der Bräutigam schleunigst zur Dirne. Ein Knalleffekt wird auf den andern gehäuft; je unwahrer und je weniger innerlich begründet, um so besser. Voigtländer.

Stanislaw Przybyszewski: Vigilien. (Berlin, S. Fischer.) — Eine eigentümliche Verfasserphysiognomie, deren bizarre Art mir noch nicht klar geworden ist. Ich komme mir seitenlang wie ausgeschlossen vor, da ich einfach nicht mit kann. Und dann plötzlich flammen Lichter auf, die die tiefsten Abgründe der Seele erleuchten. Es ist ein Buch, das man um und um lesen kann, man wird sich immer an einzelnen Stellen festhaken und den größten Respekt vor der Künstlerschaft des Dichters bekommen. Und doch — das Ich, das hier beichtet, giebt sich so seltsam, daß es wohl nur von dem Ich selber einigermaßen erfaßt wird. Es fehlt die Perspektive. Stimmungen sind herausgerissen und wie mit Blut hingeschrieben — aber ein Bild der Persönlichkeit fehlt. Hin und wieder hat man das Gefühl, daß die Gedanken- und Gefühlsblitze nichts als theatralische Kunststücke sind, und man will's

wieder nicht glauben. Ein katholischer Dunst steigt auf, den protestantische Nerven nicht vertragen. Deliriumphantasien quälen das Gehirn. Und es kann wohl sein, daß man das Buch in weitem Bogen in die Ecke wirft und nach einem einfachen Buche greift, das ein schlichtes Menschenschicksal ohne große Geberden erzählt. In den Vigilien präsentiert sich zweifellos einer der eigenartigsten Künstler — mag man versuchen, mit ihm fertig zu werden. Ich finde keine Formel für ihn.

Olga Hallin: Evas Sohn. Eine psychologische Novelle. (Leipzig, Schaumburg-Fleischer.) — Der Titel psychologische Novelle ist irreführend. Von tief eindringender psychologischer Verarbeitung des Stoffes ist kaum eine Spur zu entdecken. Das Rätsel der anima muliebris, virili corpore inclusa ist seiner Lösung nicht näher gebracht, und es war auch unmöglich, da sich die Darstellung der Verfasserin in hergebrachten Bahnen bewegt.

Morgenstern.

Lyrik und Epos.

Eros und Eris. Von O. Wilhelmi. (Selbstverlag: Berlin, Kaiser Withelmstraße 39.) Preis Mk. 1,50.

Einer, der seine eigenen Wege geht, voll stolzer Gesinnung und idealer Absicht — aber seine Kunst hält mit seinem Charakter nicht gleichen Schritt.

Kalanyas Völkersang. Mittelafrikanischer Schöpfungsmythus von Fr. W. Helle. (Heiligenstadt [Eichsfeld], Franz W. Cordier.)

Eine epische Dichtung, die mit Gewandtheit und Geschmack einen interessanten Gegenstand aus dem Geistesleben der mittelafrikanischen Neger behandelt.

Des gottseligen Thomas von Kempen Nachfolge Christi. In deutschen Reimen von Dr. jur. Hermann Iseke, Garnisonspfarrer in Metz. Mit oberhirtlicher Genehmigung. (Heiligenstadt [Eichsfeld]. Druck und Verlag von F. W. Cordier.)

Es will schon ein Lob bedeuten, daß das berühmte Büchlein durch die Versifizierung nicht verloren hat. Wer die Reimsprache der Originalsprache vorzieht, wird im ganzen befriedigt sein. Der Verfasser handhabt die Form mit Leichtigkeit und künstlerischem Gefühl für den rechten Ausdruck. Die Ausstattung ist sehr schön.

XYZ.

Ährenlese. Neue Sprüche von Frida Schanz. (Leipzig, Velhagen & Klasing.)

Manches gute neue Wort in tadelloser Reimform.

Faust und Prometheus. Eine Dichtung von Hermann Hango. (Wien, A. Hartleben.)

Die Fabel ist geistvoll und giebt dem Dichter zu glänzenden naturwissenschaftlichen und historischen Exkursen Gelegenheit. Hango ist ein zuversichtlicher Jasager, kein Lebenswertverneiner. Das ist schließlich Stimmungs- und Kraftsache. Der Pessimismus läßt sich nicht aus der Welt hinausdisputieren und hinausdichten. Auch dann nicht, wenn die künstlerische Kraft wuchtiger wäre, als es bei Hango der Fall ist, dessen Reflexionslyrik des Dämonisch-Elementaren, aus dem unbewußten Seelenleben einer leidenschaftdurchwühlten großen Natur genial Eruptiven doch zu sehr entbehrt, um uns in die Bahnen ihrer subjektiven Weltempfindung mit fortzureißen. Darüber täuschen auch die wohllautenden, geistvollen Strophen Hangos nicht: die Lösung des Rätsels aller Rätsel ist seinem „Faust und Prometheus“ nicht gelungen. Denn eine dichterisch schöne Variante einer im allgemeinen bekannten philosophischen Lesart im Buche der Lebensprobleme ist keine grundlegende Lösung. Hango ist in diesem Punkte nicht glücklicher, als sein Landsmann

Carneri, der in seinen monistischen Bedenken über „Empfindung und Bewußtsein“ (Bonn, Emil Strauß) von der philosophischen Seite her so wenig positiv Befriedigendes über den weltalten Streit zu bringen wußte, wie Hango von der

poetischen: Eine neue Orchestrierung der alten Partitur, mehr nicht. M. G. C.

Excelsior. Gedicht von E. Salburg. Graz, Verlagsbuchhandlung „Styria“.

Edith Salburg ist mir ein neuer Name im deutschen Dichterwald. Aber ich habe bei diesem ersten Begegnen den Eindruck gewonnen, daß wir ihn werden im Gedächtnis behalten müssen. Das Gedicht, episch-lyrischer Natur, von dramatischen Blitzen durchzuckt, ist technisch meisterhaft gemacht, verrät aber in seinem geistigen Wesen Züge, die es uns als jugendliche Entwicklungs- und Durchgangsstufe einer groß angelegten Kämpfernatur erkennen lassen. Es ist, als habe sich die Dichterin mit diesem prächtig schwungvollen „Excelsior“ Mut machen wollen, immer stolzere, steilere Höhen im Gestalten moderner Empfindung zu nehmen. Wie dem auch sein möge, Salburgs Dichtung („Gedicht“, wie's auf dem Titel heißt, ist zu bescheiden) ist das Werk einer vom reinsten Idealismus durchglühten, herrlich gesunden, heiligen Künstlerseele. M. G. C.

In der lyrischen Poesie muß, wenn anders sie vollwertig sein soll, ein persönlicher Ton stark hervortreten. Aber wenn man die massenhafte lyrische Produktion überblickt, die Monat für Monat bringt — dann wird man immer wieder die Erfahrung machen, daß recht brav gereimt und skandiert wird und daß das Resultat des Reimens und Skandierens in schreiendem Mißverhältnis zur aufgewandten Mühe steht.

Da bringt z. B. Franz Dittmar ein schmales Bändchen Balladen und poetische Erzählungen (Dresden und Leipzig, E. Pierson). Die erste Ballade ist eine Fortsetzung von Schillers „Ring des Polykrates“ in schwungvollen Schillerschen Versen — Epigonenversen; und in gleich guten Versen singt Dittmar von Alboin und von Carus, von Phidias und Wallenstein. Ruhig liest man das Buch durch, und wenn man es weglegt, steht einem die Persönlichkeit des Dichters so ferne wie beim Lesen des Titelblattes.

Wilhelm Pfitzner bringt in seiner Sammlung: Frische und welke Blüten (Dresden und Leipzig, E. Pierson) nur rein lyrische Sachen. Da kann ja mehr Persönlichkeit zum Vorschein kommen. Nun ja, Mutterliebe, Freundesliebe, schlichte Religiosität — lauter brave Gefühle klingen an. Aber die Form — ist alt und nicht immer rein. Wer das ganze Buch durchwandert hat, stolpert zum Schlusse noch über ein Distichon:

Nimmer erreichet der Mensch alle Ziele im Leben,
Nur das eine, der Tod ist ihm immer gewiß.

Aber glatt ist der Weg nicht bis zum Schluß; man muß an einer Form beuten (für bieten) vorüber, weil ein Versausgang läuten vorher nicht zu umgehen war. Das schöne Journalistenwort „unentwegt“ muß „voll und ganz“ verschluckt werden einem Reime auf trägt zuliebe — noch dazu in einem religiösen Gedichte. „Welke Blüten.“

Glatte, gefällige Form ist der Hauptvorzug der Neuen Gedichte von Paul Kunad. Dritte Sammlung. (Dresden und Leipzig, E. Pierson.) Hin und wieder gelingt eine einfache Schilderung (z. B. Schlaraffenland). Durchgängig herrscht ein guter Geschmack. Aber auch Kunad hat durchgängig alte Töne. Unwillkürlich klingt beim Lesen der Rhythmus bekannter Gedichte an und läßt keine starke Wirkung aufkommen.

Bei den Gedichten von Albertine Nachtweih: Frühlingsfahrt (Leipzig, Rob. Claußner) haben auch bekannte alte Herrn Pate gestanden. Nicht als ob bewußte Anlehnung vorläge — aber alle Ausdrucksmittel und Rhythmen, über die die Dichterin verfügt, sind mehr oder weniger konventionell und stimmen darin zu den Stoffen.

Dasselbe gilt von den Gedichten von Max de la Haye: Studentenleben, Trink- und Liebeslieder. (Fürstenfeldbruck bei München, Verlag des Verfassers.) Frisch sind die beiden ersten Abteilungen, die Studenten- und Trinklieder; sie werden ihre Freunde finden, je mehr das freie

Burschenleben schwindet, das hier anachronistisch verherrlicht ist; ich glaube wenigstens nicht recht an die Existenz der Burschenherrlichkeit, wie sie hier erscheint.

Pausanias.

Otto Julius Bierbaum „Nemt, Frouwe, disen Kranz“. Ausgew. Gedichte. (Berlin, G. Schuhr, 1894.) 108 pag., gbd. Mk. 2.—Sollte jemand einmal später die Geschichte der Bücher-Ornamentik unserer Zeit schreiben, so müßte er Bierbaum einen hervorragenden Platz nicht nur deshalb anweisen, weil dessen Bücher mit hervorragender Zier auf dem Markt erscheinen, sondern weil es Bierbaums eigenste Initiative ist, seinen Werken einen ganz persönlichen Stempel in der Wahl der Ornamente, der Schrift, der Zierleisten, der Deckfarbe bis zu dem kindlichen Goldpapier, welches den Rücken einfaßt, zu verleihen; weil dies nicht des Verlegers, sondern Bierbaums Sache ist; und weil er in dieser innigen Überdenkung des Kleides, das er seinen Kindern anziehen will, der einzige und sorgfältigste unter uns modernen Schriftstellern ist. Freilich, Gedanken, die scheren sich nicht viel um die Hülle, in der sie erscheinen. Und der bittere Pfeffergeruch gar, der in allen neuen englischen Büchern steckt, scheint uns gleich zu Beginn vor aller Gefühlsduselei warnen zu wollen. Aber Empfindungen, und gar deutsche Empfindungen, und gar so zarte deutsche Empfindungen, wie sie die Bierbaumsche Muse zu uns herüberträgt, die wollen in köstlichem Gewand erscheinen; die sind wie Weihnachtsgeschenke und Osterhas, und müssen von Tannenduft und Moosgeruch umflort sein. — Es ist eine lyrische Auswahl aus früher veröffentlichten Werken, die uns Bierbaum hier bietet, und in einem Buchbindergewand, so zart und fein — an dem allerdings Franz Stuck und Hans Thoma mitgeholfen haben —, daß man, wäre das Ding nicht so urdeutsch, an die superfeinen französischen Duodez-Ausgaben des vorigen Jahrhunderts denken könnte, die auch bei uns mit Chodowieckischen Kupfern verziert nachgeahmt wurden, und in denen unsere Vorfahren z. B. die Geßnerschen „Idyllen“ genossen. — So jung Bierbaum ist, das vorliegende Büchlein läßt sein Talent in scharfem Umriß mit großer Deutlichkeit erkennen. Er archaïsiert gern nach Walther von der Vogelweide zu. Aber der tiefe Ernst und die ausgesprochene Melancholie, die über diesem — nun als Böhme angesprochenen — Poeten liegt, sind ihm ganz fremd. Und auch der moderne Liliencron, mit dem er und andere ihn in Verbindung gebracht haben, hat nicht viel über ihn vermocht. Bierbaum ist weder schneidig noch seriös, er ist weder gewaltig noch selbstbewußt; er geht nicht in die Tiefe und hat auch nicht den sogenannten weiten Horizont. Er ziseliert seine Form nicht so sauber wie Heine, und es fehlt ihm der fortreißende Impuls des Henckell. Aber er hat einen einzigen, süßen Gedanken in seiner Brust, eine Schalmei, mit der er, wie der Rattenfänger von Hameln, uns alle einfängt, mit der er Gegenden verzaubert und Mädchenherzen zu sich hinüberbiegt. Er ist ein Sonntagskind. Und da, wo er diesen einzigen Gefühlston emporkommen läßt, wo er an einem Sommermorgen hinaustritt in die Natur und die Blütenglocken erklingen macht, mit seinem Schäferstab die Königskerzen berührt und Mädchengekicher aus den Büschen brechen läßt, da ist sein Reich, da erklingt seine Schalmei, und da berückt er uns alle. — Nicht, daß ihm das Tiefsinnige ganz fehlte und das Mystische ihn nicht berührte; aber — hier wie z. B. in der „Nonne“ — bleibt er doch sozusagen in der Entfernung stehen, berührt den Gegenstand nur leise und läßt sich nicht weiter ein. — Auch in der „Herrgottsperspektive“ fühlt er weit mehr kindlich, als religiös oder ehrfürchtig, und erschöpft den Stoff sozusagen absichtlich nicht in seiner Tiefe, in die er nicht einmal hinabschaut. — Schwere, tragische Töne sind

es nicht, die Bierbaum seiner Leier entlockt, er geht nicht auf dem Kothurn einher, sein Handwerkszeug ist die Flöte der lieblichen Erato oder das Gezirk Terpsichorens, und am herzigsten rührt er uns mit seiner Melodie:

Wos ist mein Schatz? Eine Plättmamsell.
Wo wohnt sie? Unten om Gries.
Wo die Isor rauscht, wo die Brücke steht,
Wo die Wiese von flatternden Hemden weht:
Da liegt mein Paradies.

Im ollerkleinsten Hause drin,
Mit den Fensterläden grün,
Do steht mein Schatz om Bügelbrett,
Holho, wie sie hurtig den Bügelstahl dreht,
Gott, wie die Backen glüh'n!

Im weißen Röckchen steht sie da,
Ihre Bluse ist blumig bunt;
Kein Mieder schnürt, was d'runter sich regt,
Sich wellenwohlig weich bewegt,
Der Brüste knospendes Rund.

Vorüber geh' ich ollmorgens früh,
Schau' tief ihr ins Auge hinein.
Do liegt meine Lust, meine Liebe, mein Glück,
Die lachende Kunde: Komm abends zurück,
Dos Waschermadl ist Dein.

Panizza.

Dramen.

Die Weltbefreier. Schweizer Schauspiel in fünf Akten von Karl Bleibtreu. (Zürich, Verlagsmagazin.)

Das Stück hat bekanntlich am Züricher Stadttheater eine Niederlage erlitten. Maurice v. Stern erklärt diese Thatsache u. a. damit, daß Bleibtreu in seinen „Weltbefreiern" eine politische Satire von unerhörter Dreistigkeit vor den Schweizern aufführen ließ, eine Satire auf die Demokratie im allgemeinen und auf die eidgenössische im besondern, deren Typen als Narren und Saufbolde geschildert werden u. s. w. Schließlich gesteht aber Stern, daß er aus diesem Monstrum von einem Schauspiel selbst nicht klug zu werden vermöge: „Es flackert wie Irrsinn darüber hin." Vielleicht hat der Dichter die Gewogenheit, seinen ratlosen Kritikern ein aufklärendes Wort zu widmen. XYZ.

Die Varusschlacht. Ein Fastnachtsspiel in drei Aufzügen von Hans Merian. (Leipzig, W. Friedrich.)

In der Zeit der Hans Sachs-Jubiläen ist es wohl gestattet, mit warmer Empfehlung auf ein Fastnachtsspiel aus der eigenen Zeit und dem eigenen Hause hinzuweisen. Zwischen dem Nürnberger Schuster und dem reichsdeutschen Berufsschriftsteller liegt freilich ein beträchtliches Stück Weltgeschichte von allerlei Couleuren, und mancherlei Humore und Naivetäten sind inzwischen flöten gegangen. Von den schönen Resten, über die wir Modernen in politischer und nichtpolitischer Spottlust noch verfügen, giebt hier der bekannte Ebers-Parodist ein ergötzliches Beispiel. Wie kräftig Merians Art ist, läßt sich ganz fidel daran ersehen, daß wir über die Verulkung von Strömungen, Schlagwörtern, Thorheiten u. s. w. lachen können, die seit sieben Ewigkeiten „überwunden" sind. Und das ist doch wahrlich kein Leichtes, dem heutigen Deutschen Dinge lebendig und gegenständlich zu machen, die er seit vorgestern abgethan und vergessen geglaubt.

Der Vater. Drama in einem Akt von Wilhelm Weigand. (München, G. Franz'scher Verlag.)

Ibsens Problem in den „Gespenstern", aber umgekehrt, sozusagen. Der Vater schießt durch die Vererbungsreihe der eigenen moralischen und hygieinischen Verlumpung ein Loch, indem er sein Kind und sich selbst einer prompt wirkenden Revolverkur unterwirft. Also nicht für empfindsame Leute gedichtet, die das Elend christlich und spitalgerecht fortpäppeln wollen. Das starke Stück erschien zuerst in der „Gesellschaft".

Das Liebes-Konzil. Eine Himmelstragödie in fünf Aufzügen. Von Oskar Panizza. (Zürich, Verlags-Magazin [J. Schabelitz].)

So, damit die Frommen im Lande avisiert sind. Der große Heucheltanz der sittlichen Derwische wird ja wohl bald losgehen. Die Besprechung versparen wir uns, bis nach der Komödie die kritische Tugend sich tüchtig erbrochen hat. O, Oskar, Oskar, was hast Du Dir da wieder geleistet! XYZ.

Volkswirtschaft.

Über die agrarischen Aufgaben der Gegenwart hat der bekannte landwirtschaftliche Schriftsteller Professor Th. v. d. Goltz, Direktor der Lehranstalt für Landwirte an der Universität Jena, soeben im Verlage von Gustav Fischer in Jena eine Schrift erscheinen lassen. Er faßt darin seine Ansichten über die gegenwärtige Lage der deutschen Landwirtschaft in folgende Sätze zusammen:

1. Die landwirtschaftliche Rohproduktion ist fortdauernd und zwar bis zur Gegenwart gestiegen. Sie bietet an pflanzlichen und tierischen Erzeugnissen mehr wie je zuvor dar, kann daher auch die Nahrungsmittel für eine größere Zahl von Menschen liefern, als sie dies früher je vermochte.

2. Das Wachstum der Produktion an Nahrungsmitteln aus dem Tierreich hat ungefähr gleichen Schritt gehalten mit dem Wachstum der Bevölkerung; dagegen ist die Steigerung des Erzeugnisses an Getreide weit hinter der Vermehrung der einheimischen Bevölkerung zurückgeblieben. Infolge dessen reicht die Gesamtproduktion der deutschen Landwirtschaft bei durchschnittlichen Ernten lange nicht aus, um den Bedarf des deutschen Volkes an Nahrungsmitteln zu decken.

3. Das Sinken der Getreidepreise und das gleichzeitige Anwachsen der Wirtschaftskosten haben bewirkt, daß die landwirtschaftlichen Reinerträge zurückgegangen sind. Der Rückgang ist aber weder so groß, noch so allgemein gewesen, daß er an und für sich eine genügende und vollständige Erklärung für die ungünstige Lage abgeben könnte, in der sich gegenwärtig zahlreiche deutsche Landwirte befinden.

4. Schon vor dem Eintritt des Sinkens der Reinerträge war die Lage vieler deutscher Landwirte eine bedenkliche, und zwar infolge zu hoher hypothekarischer Verschuldung. Diese wurde vorzugsweise durch Überschätzung des Bodenwertes bei Erbteilungen oder Käufen und durch Nichtbeachtung der für die Höhe der zulässigen Belastung maßgebenden Grundsätze veranlaßt. Durch das Hinzukommen des Rückganges der Reinerträge ist dann die jetzige landwirtschaftliche Krisis herbeigeführt worden.

5. Auch in der nämlichen Gegend ist die wirtschaftliche Lage der einzelnen Bodenbesitzer eine sehr abweichende. Die Verschiedenheit wird bedingt einerseits durch das Maß von Geschick, Sorgfalt und Sparsamkeit, welches jeder in seiner Wirtschaftsweise und in seiner Lebenshaltung anwendet, andrerseits durch die Höhe der Hypothekenschulden, welche jeder zu tragen hat.

6. Die Lage der Großgrundbesitzer ist im Durchschnitt eine ungünstigere, als die der Bauern; sowohl deshalb, weil jene mehr unter den niedrigen Getreidepreisen und den hohen Wirtschaftskosten zu leiden haben, als auch deshalb, weil sie höher verschuldet sind.

7. Zum Teil aus den unter 6 genannten Ursachen, zum Teil wegen der ungünstigeren geographischen und klimatischen Lage befinden sich die Landwirte in den östlichen und besonders in den nordöstlichen Gegenden des Deutschen Reiches durchschnittlich in einem gedrückteren Zustande, als die in den mittleren und besonders in den westlichen.

„Die Wirtschaftspolitik des Vaterunser." So betitelt sich das neueste Werk des fruchtbaren, immer auf der Jagd nach Neuem und Originellem pirschenden Dozenten für Nationalökonomie an der Universität Zürich Gustav Ruhland. (Verlag von Hofmann & Co., Berlin.) Die „M. N. N." schreiben darüber: Der Verfasser stellt als Parole auf: „Mit den Waffen des positiven Christentums, unter dem Banner des Reiches, gegen den Umsturz!" Er sagt, die Nationalökonomie der Adam Smith, Malthus und Ricardo habe mit dem heidnischen Römischen Recht die Köpfe verwirrt; vor allem thue not „eine Nationalökonomie im Geiste des

Christentums". Es handle sich darum, zu zeigen, „daß selbst die Nationalökonomie als die exakteste der Wissenschaften sich erst dann zur wahrhaften fruchtbringenden Erkenntnis durchzuringen vermöge, wenn sie vom Born der evangelischen Wahrheiten geschöpft habe." Es handle sich darum, zu erkennen, daß die heute herrschende Schule der Nationalökonomie weder „ethisch", noch „organisch", noch „wahrhaft historisch" sei. Nur wenn es gelinge, vor allem Volk zu zeigen, daß der Geist des Christentums allein uns auf den Weg zum Heile führe schon auf dieser Erde, würden wir die Unzufriedenen von heute erfolgreich bekämpfen rc. Ruhland, der wieder sehr scharfe, kaum besonders christliche Ausfälle gegen anders denkende Nationalökonomen macht, erklärt, „spielend leicht hätten sich ihm unter der Führung des Vaterunser die Grundzüge eines neuen nationalökonomischen und wirtschaftlichen Systems auf christlicher Grundlage entrollt, das seines Erachtens über die nur von Menschenhand geschriebene Nationalökonomie ebensoweit hinausgeht, wie das Christentum über die heidnische Weltanschauung." Schließlich nimmt er gar die Infallibilität des Papstes auch für das nationalökonomische Gebiet in Anspruch; es könne gar keinem Zweifel unterliegen, daß für jeden gläubigen Katholiken in strittigen Fällen die Entscheidung der prinzipiellen Frage: ob ein wirtschaftliches Gesetz dem Geiste des Christentums entspricht oder widerstreitet? im Vatikan in Rom endgiltig getroffen werde. Inwieweit es Dr. Ruhland gelingt, die Aufgabe, die er sich nun gestellt, zu lösen, soll hier nicht weiter untersucht und an seine neuen Thesen keine Kritik gelegt werden. Wir wollten nur auf die neue Erscheinungsphase dieses zweifellos sehr begabten, leider aber nicht zu einer ruhigen und stetigen Entwicklung gekommenen Nationalökonomen hinweisen. Wie wir hören, ist Dr. Ruhland, der seinerzeit auch in die bayerische Bauernbund-Bewegung einzugreifen versuchte und eine Zeitlang der Inspirator des Dr. Ratzinger war, jetzt in Berlin in den Dienst des Bundes der Landwirte getreten. Die Kreuzzeitung läßt seiner Wirtschaftspolitik des Vaterunser bereits lebhafte Anerkennung zu teil werden.

So die „Münchener Neuesten Nachrichten," die selbst schon ausgezeichnete Leitaufsätze aus Ruhlands Feder (über Getreide-Einfuhr u. s. w.) gebracht haben. Das Organ der süddeutschen Sozialdemokratie „Münchener Post" spricht sich noch schärfer gegen Ruhlands Wandlung ins Christentümliche und Papistische aus. Zugleich behauptet das Blatt, Ruhland habe ihm Kapitalien bis zu beliebiger Höhe angeboten, wenn es ihm seine Spalten zur Vorbereitung seiner Ideen zur Verfügung stelle. Wir können, die Wahrheit der Behauptung zugegeben, hierin nichts Schlimmeres sehen als im Opfermute jedes Schwärmers, der Geld und Gut an die Vertretung seiner „Wahrheit" setzt. Wenn die Ökonomie aber doch einmal Farbe haben muß, so ist die rote zweifellos der schwarzen vorzuziehen. XYZ.

Sozialpolitik.

Reform oder Revolution! Von C. v. Massow. (Berlin, 1894, Liedmann.) 4 Mk.

Wenn sich in neuerer Zeit Männer aus den verschiedensten Berufsarten finden, Geistliche wie R. Todt, E. Schall, P. Göhre, Ingenieure wie Otto Bütow, Offiziere wie M. v. Egidy, Schriftsteller wie Carl Jentsch, Dichter wie Gerhard Hauptmann, Ärzte wie der Verfasser von der Not des vierten Standes, die alle die Feder ergreifen, um ein besseres Verständnis für die Leiden des armen Volkes anzubahnen, so ist das ein Zeichen, daß gegenwärtig allmählich dringend das unabweisliche Bedürfnis empfunden wird, endlich einmal den großen Gefahren, die unserem Volke aus den sozialen Wirren entstanden sind, die gehörige Würdigung angedeihen zu lassen.

Es ist hocherfreulich, daß nun auch ein hoher Regierungsbeamter wie C. v. Massow, getrieben von inniger Liebe zum Vaterlande, frei und kühn aus dem Born seiner reichen Erfahrungen schöpft und die tiefen Einblicke, die er von seinem hohen Posten aus in das Getriebe unseres Volks- und Staatslebens gewonnen hat, der Öffentlichkeit in gediegenster Weise mitteilt. Vermöge seiner eingehenden, seltenen Kenntnisse, seiner gereiften Einsicht, seines weiten Gesichtskreises ist C. v. Massow hervorragend geeignet, als Berater in den sozialen Fragen zu dienen, und seine fesselnde und genaue Darlegung unserer Staatsverwaltung mit all ihren überkommenen und zum Teil der Verbesserung bedürftigen Einrichtungen ist äußerst wertvoll für jedermann, der sich mit sozialen und politischen Fragen beschäftigt, zumal da leider bei uns die Kenntnisse darüber, wie eigentlich unsere Staatsmaschine konstruiert ist und arbeitet, im allgemeinen nur sehr spärlich und mangelhaft verbreitet sind. Es ist ein großes Verdienst des Verfassers, daß er uns ein umfassendes Bild von der praktischen Verwaltung unserer Staatsangelegenheiten giebt, und daß er in staunenswerter Fülle uns treffliche, wichtige Winke bietet, wie durch eine zeitgemäße Verjüngung unserer Regierung den drohenden wirtschaftlichen und politischen Gefahren vorgebeugt werden kann. Der Gedankengang in dem äußerst fleißigen und wohldurchdachten Buche ist in Kürze folgender:

Revolutionen sind nicht plötzlich entstandene Produkte von heute und gestern, sondern die Ergebnisse von langen, ungesunden Zeitperioden. Die von einem eingreifenden Ereignis betroffene Generation greift selten gleich zu den Waffen der Empörung, aber sie erzieht ihre Kinder in Gedanken und Gefühlen, die sich später, wenn diese Kinder herangewachsen sind, in die That umsetzen. Die Revolution von 1848 war die Frucht der Karlsbader Beschlüsse, und Marie Antoinette büßte die Sünden der Pompadour. Darum ist die Revolution nicht sowohl von den Sozialdemokraten der Gegenwart als von ihren Söhnen zu fürchten. Großgezogen mit dem Blicke für die Not des vierten Standes, für sein ökonomisches und soziales Elend, erfüllt von dem glühenden Wunsche, ihm ein besseres Los zu erkämpfen, voll angeerbten Hasses gegen die Bedrücker, ja gegen die ganze jetzt bestehende Ordnung, treten sie in das Leben mit dem einen und bestimmten Ziele: dem Umsturz. Die moderne Erziehung, das Leben der Gegenwart bildet ihre Denkkraft aus, schärft ihr geistiges Auge für den großen Gegensatz zwischen unserer Theorie vom Menschentum und seinen Rechten und der wirtschaftlichen Wirklichkeit. Durch die allgemeine Wehrpflicht waffengeübt, durch die Wissenschaft mit den Zerstörungsmitteln der Neuzeit ausgerüstet, werden sie zu einem mächtigen, feindlichen Heere im eigenen Lande. Ungegliederte Massen sind niemals imstande, die gegliederte Ordnung, wenn diese ihre Schuldigkeit thut, zu besiegen. Darum ist es unnütz, wenn wir uns mit dem sozialdemokratischen Zukunftsstaate beschäftigen. Wohl aber müssen wir erwägen, daß, wenn die eine Hälfte unseres wehrgeübten Volkes gegen die andere kämpft, uns die gewaltsame Unterdrückung des bewaffneten Aufstandes die schwersten Wunden schlagen muß. Darum und weil es sich um die Genossen des eigenen Volkes handelt, müssen wir versuchen, der sozialen Revolution durch Reformen so entgegenzuwirken, daß wir sie verhindern.

Die Sozialdemokraten, die es schon sind, zu bekehren, wird uns nicht mehr gelingen, wohl aber können wir ihnen den Zuwachs abschneiden. Sie erhalten ihn durch die Jugend, welche, kaum dem Knabenalter entwachsen, in hellen Haufen sich den Genossen einreiht und zu den fanatischsten Anhängern der Partei gehört. Sodann strömt, nicht aus Überzeugung, sondern um zu plündern und zu rauben,

während die Organe der Ordnung und der Sicherheit lahmgelegt sind, jeder Revolution die Masse der Verkommenen und der verlorenen Existenzen zu. Es gilt somit, die Erziehung der Jugend aus dem erwerbsarbeitenden Volk anders als bisher zu leiten und die Zahl der Verlorenen und Verirrten zu vermindern. Aber das genügt nicht. Gleichzeitig müssen wir den berechtigten Forderungen des vierten Standes gerecht werden, er darf nicht durch Arbeitslosigkeit und Krankheit in Not geraten, sein Lohn muß ausreichend sein, seine Existenz muß menschenwürdig werden. Beseitigen wir die zweifellos vorhandenen schweren Mißstände und damit die Hauptquellen der Unzufriedenheit, so können wir unberechtigte Mehrforderungen um so energischer zurückweisen. Solche Maßnahmen erfordern bedeutende Geldmittel, dem Staat und den Gemeinden müssen neue Erwerbsquellen erschlossen werden, das wirtschaftliche Gleichgewicht muß hergestellt, dem Anwachsen der Plutokratie Einhalt geboten werden. Deshalb bedürfen wir einer wirtschaftlichen Reform. Aber auch mit dem benötigten Gelde sind Reformen unausführbar, wenn uns nicht die geeigneten Organe zur Hand sind, darum ist eine Reform der Staatsverwaltung unvermeidlich, und diese reicht wiederum nicht aus, wenn wir nicht aus unseren eigenen Reihen Männer heranbilden, die aus dem vollen Verständnis der Gegenwart heraus der Zukunft die Bahnen vorschreiben, anstatt wie unser gegenwärtiges Geschlecht in seiner großen Mehrzahl apathisch und thatenlos zu warten, was die Entwicklung der Dinge uns bringt. Zu solchen einsichtsvollen und thatkräftigen Männern die Jugend zu erziehen und mit ihnen und durch sie den Geisteskampf gegen den Umsturz zu führen, kann der Nation nur dann gelingen, wenn sie sich der Fesseln endlich erledigt, in welche der Materialismus sie geschlagen hat, wenn sie sich aufrafft und den Blick aufwärts lenkend wieder emporstrebt zu Gott und zu den reinen Lehren des Heilands. —

Das ist der Inhalt des Buches. Auf die einzelnen geistreichen und hervorragend praktischen Reformvorschläge des Näheren einzugehen, ist an dieser Stelle nicht möglich, sie sollen nur ganz kurz unter Angabe der Kapitelüberschriften skizziert werden:

I. Neue Männer für das neue Jahrhundert! Parallele Studienpläne für die Jugend aus den oberen Schichten, je nach dem Berufe. Praktische Berufsvorbildung nach dem Verlassen der Universität bis zu dem Eintritt in die selbständige Thätigkeit. Gemeinsame Arbeitspläne sollen das Privatstudium mit umfassen und die für die Lernperiode vorhandene Zeit genau einteilen. Das Ziel dieses Lernplanes soll sein, den deutschen Mann in die Lage zu bringen, die Gegenwart zu verstehen, die vaterländischen Institutionen mit Bewußtsein, Verständnis und Kenntnis gegen den Umsturz zu verteidigen, gleichzeitig aber überall da, wo es nötig, die bessernde Hand anzulegen.

II. Erziehung der erwerbsarbeitenden Jugend. Überwachung der Jugend im Alter von 14 bis 20 Jahren, Einrichtung einer Pflegschaft für junge Arbeiter und Arbeiterinnen, die vom Vater oder Vormund örtlich getrennt oder vernachlässigt sind; obligatorische Fortbildungsschule und zu diesem Zwecke Verstaatlichung der Volksschule.

III. Wirtschaftliche Reformgedanken: Amortisation der Hypothekenforderungen, Reform der Steuerabstufung, Erhöhung der Erbschaftssteuer, Monopol des Getreidehandels und Bankwesens.

IV. Reform der Armen- und Schutzpflege: Konzentration der gesamten Fürsorge für Arme, Verlorene, Verirrte, entlassene Gefangene, Arbeitslose u. s. w. in der Art, daß der Staat die Kosten trägt, die kommunalen Organe und Vereine aber die Schutzpflege thatsächlich ausführen.

V. Die Arbeiterfrage: Wohnungsämter

und Arbeitsämter, um dem Arbeiterstande eine menschenwürdige Existenz zu sichern. Obligatorische Fürsorge des Arbeitgebers für den Arbeitnehmer.

VI. Reform der Staatsverwaltung: Entlastung der Gemeinde- und Amtsvorsteher von Büreauarbeiten für den Staat, Vermehrung des Personals der Landratsämter, Reorganisation der Regierungen, Verminderung des Schreibwesens, Decentralisation. Anderweite Rangabstufung der Beamten. Einrichtung eines Verwaltungsstabes, adäquat dem Generalstabe der Armee.

VII. Empor zu Gott! Keine Kirche ohne Dogma, aber die Predigt des Dogmas macht nicht religiös. Praktische Übung der Religion, sei sie, welche sie wolle. Der Geistliche soll der Anwalt des armen Volkes sein. Ausbildung der jungen Theologen für ihren sozialen Beruf.

Das sind in ganz kurzen Zügen die Reformvorschläge des Verfassers, die er im einzelnen trefflich begründet und ausführt, nachdem er ihnen jedesmal eine Darlegung des Schadens, um den es sich handelt, vorangeschickt hat. Er betont jedoch wiederholt, daß es sich für ihn nicht um diesen oder jenen einzelnen Reformvorschlag, sondern darum handelt, dem Leser die Notwendigkeit einer Gesamtreform vor Augen zu führen, damit die Revolution vermieden wird.

Man sagt wohl nicht zu viel, wenn man nach der Lektüre des hochbedeutenden Werkes ausruft: Hätten wir mehr solche einsichtsvollen, praktischen und edlen Männer auf den richtigen Posten, dann stände es nicht so schlimm um uns in Deutschland, dann wäre die Zukunft für uns nicht so unheilschwanger, und in der Gegenwart könnten unzählige Leiden gelindert, fürchterliche Schäden gemildert werden! Über Einzelheiten und Kleinigkeiten wird man sich leicht mit dem Verfasser verständigen können, auch wenn man in manchen Punkten andere Ansichten haben muß. Bei einer zweiten Auflage werden wohl auch die vielen unnötigen und unschönen Fremdwörter ausgemerzt und der Stil noch mehr geglättet werden. Auf jeden Fall muß man dem praktischen, fesselnden Buche recht viele Leser und recht großen Einfluß auf die Gestaltung unserer Zukunft wünschen; keiner, der es gelesen haben wird, wird unbefriedigt von dannen gehen, sondern jeder wird sehr viel des Guten und Wahren in neuer, spannender Form darin finden. Sehr anregend ist es, daß in dem Massowschen Werke sich so viel Anklänge an „die Not des vierten Standes“*) finden. Was in dem einen Buche nur kurz und flüchtig angedeutet ist, das wird in dem anderen ausführlich und eingehend besprochen, sodaß man also sagen kann, beide Schriften gehören zusammen. Die Zeiten sind ernst, die Zukunft verlangt unterrichtete, billigdenkende Menschen, darum gehe jeder an die Arbeit und lese die Werke von zwei Männern, die es ehrlich und offen sagen, wie es ihnen ums Herz ist, wenn sie an die jetzigen beklagenswerten Zustände unseres Vaterlandes denken. Auch die Frauen werden reichen Lohn dabei ernten, wenn sie weiterhin immer mehr ihren welttragenden, segenspendenden Einfluß dahin geltend machen, daß das Verständnis für die wichtigsten Fragen unseres Lebens geweckt und wach gehalten wird.

Wäre das Massowsche Buch, das gegenwärtig berechtigtes, großes Aufsehen macht, in Paris geschrieben worden, so würde der Verfasser wohl Deputierter, Senator oder auch Minister werden; denn die Macht der Feder ist dort größer als bei uns. Unser bureaukratischer Beamtenstaat arbeitet leider zu schwerfällig und zu sehr im althergebrachten Geleise, als daß er sofort den überraschend reichhaltigen und gediegenen Reformvorschlägen v. Massows die rechte Würdigung zu Teil werden lassen wird. Aber die Wucht der Thatsachen und die Not des vierten Standes, ja die schlimme Lage der ganzen gegenwärtigen

*) Leipzig, Grunow, 1894. 2 Mk.

Gesellschaft wird uns zwingen, auf die ernsten, wohldurchdachten und gehaltvollen Vorschläge dieses geistvollen Kenners unseres Volkslebens schließlich näher einzugehen. Schon jetzt ist das Erscheinen eines solchen vorzüglichen Werkes als eine große politische That zu bezeichnen, die uns befreien und retten kann aus der verhängnisvollen Verständnislosigkeit, mit der bisher sehr viele auch in den oberen Kreisen der sozialen Entwicklung, die wir durchmachen, gegenüberstehen. N. N.

Litteraturgeschichte.

Louis Lewes: Shakespeares Frauengestalten. (Stuttgart, Karl Krabbe.) 409 S.

Louis Lewes: Goethes Frauengestalten. (Stuttgart, Karl Krabbe.) 471 S.

Der Verfasser ist am 6. November an seinem 60. Geburtstage in seiner Geburtsstadt Hamburg gestorben. Den größten Teil seines Schriftstellerlebens verbrachte er in München. Er hat in seiner Art, Welt und Menschen zu betrachten, immer mehr süddeutsch Phantasievolles, als norddeutsch Nüchternes gezeigt. Auch seine Spezialität, Frauengestalten in der Dichtung und im Leben der Dichter zu schildern, hat sehr viel warmblütig Künstlerisches. Dabei hat er aber eine seltsame Scheu vor allzu subjektiven Deutungen und Auslegungen. Er ist ungemein behutsam in der Behandlung delikater Fragen, und ungemein diskret. Diese Eigenschaft macht ihn namentlich der deutschen Familie wert, deren Lieblingslitterarhistoriker er in der That zu sein verdient. Er weiß mit Klarheit und Anmut in das Leben der Dichter einzuführen und ihre Schöpfungen aus ihrem Herzens- und Zeitleben in frischer, farbiger Deutlichkeit hervortreten zu lassen. Seine Bücher enthalten mehr als der Titel anzeigt. Abgesehen von den feinsinnigen litterarhistorischen und biographischen Einleitungen versäumt Lewes nirgends, wo sich gute Gelegenheit bietet, die neuesten Streitfragen und Forschungsergebnisse (z. B. bei Shakespeare den blinden Kampf der Baconianer gegen den Schauspieler-Dichter, oder bei Goethe über die Art seines Liebesverhältnisses mit der Friederike von Sesenheim) einzuschalten. Und ein Duft höherer Humanität liegt über allem, der Abglanz einer vornehmen Seele. Denn Lewes hat sich nicht als Litteraturhandwerker oder öder Berufsmensch mit Dichtern und den Dichtungen beschäftigt, sondern er hat sich mit seinem ganzen Herzen und Gemüt in diese schöne Welt versenkt und ihre herrlichen Wunder mit reinen Blicken geschaut. So hat sich Lewes mit seinem Goethe- und Shakespeare-Buch selbst das schönste Denkmal gesetzt. Sein Gedächtnis wird gesegnet bleiben. M. G. C.

Jahresbericht für neuere Deutsche Litteraturgeschichte, mit besonderer Unterstützung von Erich Schmidt herausgegeben von Julius Elias und Siegfried Szamatólski. (Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlagsbuchhandlung.) III. Band, I. Abteilung. —

Es sollen nur wenige Worte sein, die ich dem neuen Bande dieses Unternehmens heut widmen will. Aber diese wenigen Worte müssen ein uneingeschränktes Lob sein. Welch Riesenfleiß in dem Werke steckt, wie der kolossale Stoff geordnet und mit welcher verblüffenden Sachkenntnis er bearbeitet ist, das kann eben nur wieder und wieder ausgesprochen und muß auf Treu und Glauben hingenommen werden. Aus dem überreichen Inhalt sei hier folgendes erwähnt: Die Beiträge zur Geschichte der Deutschen Philologie bespricht Wolfgang Golther; Schrift- und Buchwesen Karl Kochendörffer; Kulturgeschichte: Georg Steinhausen; Litteratur in der Schule: Paul Goldscheider; Geschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache: H. Wunderlich; Metrik: Andreas Heusler; Stoffgeschichte: Johannes Bolte; Musikgeschichte: Heinr. Reimann; Geschichte

des Unterrichts- und Erziehungswesens: Karl Kehrbach. Über das siebzehnte und die erste Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts berichten A. Reifferscheid (Allgemeines und Epik), M. von Waldberg (Lyrik), J. Bolte (Drama), V. Michels (Didaktik). Dann folgt der für die meisten wohl interessanteste Teil: „Von der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bis zur Gegenwart.“ Hier führen zunächst Adolf Stern (Litteraturgeschichte und „Die deutsche Litteratur und das Ausland“), Philippson (Politische Geschichte) und G. Roethe (Allgemeines) das Wort. Adolf Stern nimmt in schneidiger Weise Rudolf v. Gottschalls „Nationallitteratur“ mit, teilt einen prächtig sitzenden Hieb gegen das bekannte „Neuland“-Buch von Ella Mensch aus und berührt kurz die allerdings sehr schwache Berg-Lilienthal'sche Anthologie. Die Essays von W. Weigand, Bamberger, Homberger &c. &c. finden eingehendere Würdigung — kurz, A. Stern zeigt sich seiner Aufgabe völlig gewachsen, und man kann das Fortschreiten des Unternehmens nur mit den wärmsten Segenswünschen begleiten. Für jeden, der litterarhistorisch arbeitet, ist es so unentbehrlich wie der Goedeke. Gespannt darf man auf die zweite Abteilung sein; ist sie erschienen, wird sich Gelegenheit geben, auch im einzelnen eingehender über das monumentale Werk zu sprechen.

Carl Busse.

Heinrich Heine als deutscher Lyriker. Eine litterarische Ketzerei von Jeannot Emil Frhr. von Grotthuß. (Zeitfragen des christlichen Volkslebens, XIX, 5.) Stuttgart, Chr. Belserſche Verlagshandlung.

Eine Ketzerei? Ich verstehe nicht recht, warum gerade diese Etikette. Daß der Herr Verfasser etwas neues vorbringe, kann er doch kaum behaupten; er ist nicht ein Ketzer, der seine ureigene Meinung kühn dem allgemeinen Urteil entgegenhält. Welches ist denn das allgemeine Urteil über den Lyriker Heine? Etwa wirklich, daß er der größte deutsche Lyriker nach Goethe sei? Man kümmere sich doch nicht um den Preßlärm, sondern denke an die eigene Entwicklung und die unsrer Altersgenossen, und man wird finden, daß die Jugendbegeisterung für Heine immer mehr abnimmt und schließlich einem Ekel vor der rein geschäftsmäßigen Liedesliederfabrik Platz macht. Die Thatsache, daß mit der Jugendeselei auch der Troubadour Heinrich Heine überwunden wird — die Thatsache ist so bekannt, daß man kein litterarischer Ketzer sein muß, um sie auszusprechen. Man ereifere sich doch nicht ohne Grund. Heine hat seine große Bedeutung als Satiriker gehabt und behält sie solange, als noch Zustände andauern, die er in klassischer Weise verhöhnt hat — also noch recht lange. Er behält auch seine Bedeutung als glänzendster Typus eines Lyrikfabrikanten. Wie er das deutsche Volkslied ausgeschlachtet, ein ganzes Arsenal von Kunstmitteln gesammelt hat, die bei geschäftsunkundigen Leuten immer und immer ziehen — das ist einfach mustergültig. Allen, die kein reiches Innenleben, kein intimes Verhältnis zur Natur, kein plastisches Darstellungsvermögen haben und doch große Lyriker werden wollen, allen denen kann nur immer und immer wieder empfohlen werden: geht bei Heinrich Heine in die Schule, und lernt von ihm. Und wenn sie dann Witz haben wie Heine — den rücksichtslosen, nichts verschonenden Witz, die geistreiche Beweglichkeit, wie sie seit Heine niemand wieder gehabt — nun so werden wir sie nur willkommen heißen müssen und sie gern anerkennen, wie eben Heine auch. Das ist das Unglück bei der Beurteilung Heines, daß der Preßlärm der letzten Jahre im Lager der Gegner wie der Freunde die Köpfe irr und wirr gemacht hat. Es ist sicher ebenso verkehrt, Heine wie einen abgekehrten Besen beiseite zu stellen, wie es verkehrt ist, ihn mit Goethe in einem Atem zu nennen.

Morgenstern.

Vermischte Schriften.

„Die Geschichte des Erstlingswerks.“ Von Karl Franzos. (Leipzig, A. Titze.)

> Amuser un moment les âmes delicates et curieuses!
> Anatole France.

Die Hauptsache bei den guten Einfällen ist, daß man sie hat. Und so hat auch auf dem Büchermarkte schon halb gewonnen, wer nur das richtige „Unternehmen“ unternimmt.

Es mag den Herausgeber der „Deutschen Dichtung“ manchen Tretbrief und manche reichliche Höflichkeit gekostet haben, bis er diese neunzehn Aufsätze der jetzigen Oberprima der deutschen Dichterschule zusammen hatte. Aber er hat sie zusammen; er rühmt sich selbst, daß von denen, an die er sich gewandt habe, ihm keiner fehle. Er ist freilich so klug gewesen, an die, die ihn hätten sicher abfallen lassen, sich nicht zu wenden: z. B. an Gerhart Hauptmann, an Liliencron. Denn es ist nicht jedermanns Sache, und jedenfalls gewiß nicht die Lieblingsbeschäftigung längst berühmt und dementsprechend immer etwas eigen gewordener Dichter, gestellte Themata zu bearbeiten.

So kommt es denn auch, daß diese Aufsätze beinahe ausnahmelos gleich anfangen mit einer Kritik des Themas, was wenigstens meine ehemaligen Lehrer — wie ich mich ganz genau besinne — mir stets als einen groben Fehler angestrichen haben.

Und dann bekommen wir neunzehn verschiedene Definitionen von „Erstlingswerk“. Es ist auch ein dummes Wort, und ich werde mich wohl hüten, eine zwanzigste hinzuzufügen. Aber was schadet es, daß ein Wort ein bißchen dumm ist, wenn es so einen wunderthätigen Titel abgiebt? Bin ich doch selbst durch diesen Titel auf das Sechs-Mark-Buch, um den Kunstausdruck der Buchhändler zu gebrauchen, hereingefallen.

Übrigens bin ich für diesmal nicht weiter traurig. Das Buch hat seinen Wert, wenn auch ganz gewiß nicht den litterarhistorischen, den der Herausgeber ihm gar so gerne zusprechen möchte. Es ist eine lustige, interessante und vielleicht für manchen jungen Künstler trostreiche Lektüre. Mit welcher verbohrten Kaltblütigkeit die Verleger und Redakteure diesen nun so berühmten Dichtern anfänglich beinahe alles, was ihr Genius geschaffen hatte, zurückgeschickt haben!

Und wenn das Kindlein nun endlich gedruckt war, was haben da selbst Dichter wie Rudolf Baumbach für Rezensionen erleben müssen! „Nicht über das Niveau der landläufigen Wald-, Feld- und Wiesen-Dichtungen erhebt sich das Gedicht Zlatorop von R. B. Freilich wird hier die ungebührlich prächtige Ausstattung ganz besonders die Kritik herausfordern.“ Es ist ja unerhört! — Aber wahrscheinlich haben diese Berühmten trotzdem noch renommiert! Wahrscheinlich ist es ihnen noch viel schlechter gegangen! Und — wenn sie auch einmal ehrlich sind — bei den Leuten ist ja die Ehrlichkeit eigentlich keine Kunst mehr! — Die einmal Großen haben gut bescheiden sein.

Und amüsant ist das Buch ganz gewiß für wählerische, neugierige Geister. Schon einfach darum, weil es immer amüsant ist, von jemand, der's zu was gebracht hat, zu hören, wie er das gemacht hat. Freilich, freilich — in dieser Hinsicht habe ich bei der Lektüre den Eindruck gehabt, als ob die Leute das Beste, was sie wissen mögen, uns doch nicht sagen könnten — oder wollten. Wenigstens einige! Z. B. der Herausgeber! Und es wäre doch so wünschenswert, daß man auch vom Geschäftlichen ein bißchen was lernte! Über das Psychologische bei der Entstehung von Dichtungen haben wir zwar schon so reichliches biographisches und auch autobiographisches Material, daß ich wohl nicht nötig habe, welches aufzuführen; immerhin ist auch in dieser Hinsicht durch das Buch einiges beigebracht,

was nur leider durch den breiten Strom des Anekdotenhaften fast ganz verspült wird.

Von den einzelnen hat mir Hans Hopfen am besten gefallen. Der ist prächtig! Auch hier wieder! Wie Goethe! Ordentlich fanatisch wahr und immer Dichter dabei. Bei dem sind Referate und Definitionen und alles Poesie. — Schwärme ich vielleicht ein bißchen für ihn? Ich weiß nicht. Er hat mich seiner Zeit mit dem „Hexenfang" gefangen. — Ich weiß, daß ich ihm gegenüber nun wahrscheinlich nie mehr sehr objektiv sein werde, und ich werde mir auch gar keine Mühe dazu geben. Auch Hopfen quält sich ganz besonders redlich ab, zunächst einmal solide zu bestimmen, was ein „Erstlingswerk" sei, und wie er es nun wirklich hat, was seiner Meinung nach allein das Erstlingswerk ist, nämlich „das allererste Werk oder Werkchen, das eine Poetennatur fix und fertig aus sich herausgebiert", und wie er dann daraufhin die Geschichte seines Erstlingswerkes erzählt hat, da erscheint ihm diese Schuljungengeschichte denn doch so nichtsnutzig bedeutungslos, daß er gar nicht anders kann, als uns gewissermaßen zur Entschädigung schnell noch ein paar andere Geschichten zu erzählen. Und die sind es, die so prächtig sind! Wie der junge an seiner Kraft noch zweifelnde Dichter mit einem Heftchen geschriebener Gedichte den alten Emanuel Geibel aufsucht, klopfenden Herzens, als träte er in die Tempelhalle zu Delphi vor den Priester des Apoll, und wie der edle wohlthätige Menschenfreund, dem der Fall, daß ein deutscher Lyriker keinen Hunger, keine Not litte, wohl noch nicht vorgekommen ist, den jungen Dichter zweimal fragt: „Kann ich Ihnen nicht sonst irgendwie dienen?" — Das ist so wunderbar erzählt, daß es wohl wahr sein muß.

Auch Richard Voß weiß dem Thema einiges Vorzügliche abzugewinnen, indem er eine thüringer Dorf-Idylle mit jähem Abschluß durch den Ausdruck des französischen Krieges erzählt, welche herzbeweglichen Ereignisse — der Abfassung seines Erstlingswerks vorhergingen.

Besser zur Sache, aber infolgedessen auch etwas langweiliger, haben Konrad Ferdinand Meyer und Ernst Wichert gesprochen; etwas lustiger ist wieder der Aufsatz von Paul Heyse zu lesen. —

Als auf ein abschreckendes Beispiel in dieser Beziehung will ich zum Schlusse hier nur noch auf den Aufsatz Felix Dahns hinweisen, der natürlich nicht umhin kann, wieder einiges weniger Geschmackvolle zu sagen. Z. B.: „Homer, Lessing, Schiller und Goethe werden uns durch die Herren Zola, Ibsen, Holz, Schlaf und Mitthäter nicht ersetzt werden." Dann über sich selbst: „Aber wenn „nur die Lumpe bescheiden" sind, bin ich von jeher ein arger Lump gewesen und geblieben bis heute, da ich mich, unerachtet mancher nicht ganz unerheblicher Erfolge, auch jetzt noch, in aufrichtiger Selbsteinschätzung, lediglich für einen Dichter dritten Ranges halte." Na, — so gar „arg" ist diese Bescheidenheit nicht. Und zum Schlusse des Aufsatzes bekommen noch die beiden um die Heranbildung der jüngeren Generation und die deutsche Litteraturgeschichte hochverdienten Kollegen des Herrn F. D., Wilhelm Scherer und Erich Schmidt, auf eine bloße Vermutung hin einen Hieb, dessen offensichtliche Unverdientheit und Gehässigkeit einen sehr schlechten Eindruck macht.

Auch der Herausgeber wäre vielleicht klüger gewesen, wenn er von sich in diesem Falle nicht gesprochen hätte — aber natürlich: die Versuchung war groß; und am Ende will ich Franzos gerne einräumen, daß ich ihn für mindestens ebenso klassisch halte, wie den guten Julius Wolff, der es mir gewiß nicht übel nehmen wird, daß er mir so gerade eben als ein Beispiel von Minderwertigkeit eingefallen ist. Daß ich mit meiner Meinung über ihn im Unrecht bin, beweist ja zur Genüge die Unzahl der Auflagen, die seine Bücher erlebt haben. „Wat den einen sin Uhl is, is den annern sin Nachtigall."

Der Name Julius Wolff hat einen vollen, vorzüglichen Klang, wie diese neunzehn Namen alle, die wir da auf dem Titelblatte lesen. Es war doch ein guter Einfall, alle diese guten Klänge einmal zu Einem Akkord auf Einem Titelblatte zu vereinigen, und dann mit diesem Titelblatte ein dickes Buch zu schmücken, das wirklich von allen diesen berühmten Männern geschrieben ist. Es sieht fast aus, wie ein Denkmal.

Walter Harlan.

Nikolaus Notowitsch: Die Lücke im Leben Jesu. Aus dem Französischen. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.) 180 S. Preis Mk. 3.—

Das Buch hat mancherlei Anfechtung erfahren. Am schärfsten ist ihm Karl Blind in London auf den Leib gerückt. Unseres Wissens hat sich der Verfasser bis jetzt schweigend verhalten. Auf uns macht der Ton der Schilderung seiner Reise nach Tibet den Eindruck der Echtheit. Aber damit ist noch lange nicht erwiesen, daß der Reisende hinlänglich geschult und gewitzigt war, um sich von den fremden Pfaffen nicht über die Ohren hauen zu lassen. Interessant sind seine Mitteilungen in jedem Falle, wenn sie auch für das Leben Jesu im Grunde wenig bedeuten. Alles Mythische steckt voll Täuschung und Betrug. Wer die Gabe des Glaubens hat, würgt alles hinunter. Ich halte die „Lücke im Leben Jesu" für Humbug, mag sie litterarisch echt oder gefälscht ausgefüllt werden. Kein Mensch weiß was Sicheres von der ganzen Geschichte, also muß man sie nicht wunderbar, sondern so menschlich als möglich nehmen. C.

Hut ab und eine tiefe Verbeugung gemacht!

Finnland im neunzehnten Jahrhundert. In Wort und Bild dargestellt von finnländischen Schriftstellern und Künstlern. (Helsingfors 1894. F. Tilgmann, Buch- und Steindruckerei.) Preis 36 Mk.

Ein gewaltiges Prachtwerk, das uns mit Bewunderung erfüllt. Wie viel wissenschaftlicher und künstlerischer Geist, welcher Schatz von Vaterlandsliebe und Heimatstreue wird uns in diesem köstlichen Riesenbuche enthüllt! Und wie modern ist alles in tadelloser Anordnung und Ausstattung! Wahrhaftig, hätten die Finnländer das Glück, politisch selbständig und durchaus ihre eigenen Herren im eigenen Hause zu sein, man müßte sie beneiden um ihre reichen Gaben des Geistes und Gemütes, um ihre kernige, herzerfreuende Frische und Tüchtigkeit, um ihren reckenhaften Charakter. Da gehe einer hin und sehe, wie dieses wenig zahlreiche Nordlandsvolk sein Leben führt und ordnet in Phantasie und Wirklichkeit, in Idealismus und Alltagsarbeit. Einfach musterhaft. Ehre und Ruhm den Finnländern für und für. Wir kommen auf dieses Jahrhundert-Denkmal zurück.

M. G. C.

Die Lokalisationstheorie angewandt auf psychologische Probleme. Beispiel: Warum sind wir zerstreut? Vortrag, gehalten in der Münchener Psychologischen Gesellschaft von Georg Hirth. (München, G. Hirths Verlag.) 73 S.

Der weitbekannte Herausgeber und Verleger der „Münchener Neuesten Nachrichten" hat sich auch als Kunstschriftsteller längst einen klangvollen Namen gemacht. Seine Abhandlung über „Die Farbe" ist in 3. Auflage, seine „Ideen über Zeichenunterricht und künstlerische Berufsbildung" sind in 4. Auflage erschienen, seine Studien über „Das plastische Sehen als Rindenzwang" und sein zweibändiges Werk „Aufgaben der Kunstphysiologie" sind in französischer Übersetzung auch außerhalb der deutschen Sprachgrenze zu verdienter Anerkennung gelangt. Diesen kraftvollen Arbeiten schließt sich die vorliegende Abhandlung würdig an. In ihr erweitert der Kunstforscher sein Gebiet, ohne den Boden der Anthropologie zu verlassen oder über die sicheren Ergebnisse der Biologie zu nebulosen Horizonten hinauszuschweifen. Hirths künstlerisches Ideal des Neu-

idealismus ist auch in seinen wissenschaftlichen Untersuchungen etwas durchaus Positives, in der Festhaltung einer fortschrittlichen Entwicklungsmechanik Begründetes. Seine Zuversicht auf den Höhergang und nie auszurottenden Höhertrieb des Menschengeschlechts kleidet Hirth in die schönen Worte: „Die Schöpfung ist noch nicht am Ende ihres Witzes angelangt, noch ist die Sonne des sechsten Tages nicht zur Rüste gegangen, — das ist der Glaubenssatz, mit dem auch Gläubigere sich wohl abfinden können, wenn sie dem Schöpfer nicht die Rolle eines unthätigen Zuschauers zuerteilen wollen. Wir halten also an der Überzeugung fest, daß alles nicht schlimmer werden muß, sondern besser werden kann, und daß der Mensch durch Selbsterkenntnis und Naturforschung in dem uralten Streben nach Gottähnlichkeit nicht gelähmt wird. Was insbesondere den Kampf gegen die Degeneration und die erbliche Belastung auf rein physischem Gebiete anbelangt, so möchte ich das Entlastungsgesetz etwa in diese Formel kleiden: Durch individuelle Einübung werden auch Ideen und ganze Werksysteme zu Reflexen; durch den dynamischen Reflex wird eine neue anatomische Disposition geschaffen, und diese Disposition wird von Geschlecht zu Geschlecht vererbt nach dem Gesetze, daß die jüngsten Erwerbungen die wenigst haltbaren sind und um so mehr immer erneuter Befestigungen bedürfen, wenn ältere (auch atavistische) Dispositionen überwunden werden müssen, welche den jüngst erworbenen gegenüber feindliche Ideen begünstigen."

Diese Stichprobe nebst den vorausgegangenen Hinweisen werden genügen, auch die jüngere Generation der deutschen Dichter- und Künstlerwelt auf Hirths durchaus wertvolle und beachtenswürdige Forschungen auf dem Gebiete der psychologischen Probleme aufmerksam zu machen. Das hier behandelte erste Beispiel „Warum sind wir zerstreut?" bietet in jeder Beziehung viele neue Anregungen und Einblicke. Was Hirth erstrebt, liegt ja auch auf dem Wege unserer Bemühung: Dichten und Denken, Kunst und Philosophie als Mittel und zugleich als Ausdruck immer stärkerer, edlerer, gesünderer und beglückenderer Daseinsgestaltung des emporschreitenden Volkstums mit allen Kräften zu fördern. M. G. C.

Die Entwickelung des Naturgefühls im Mittelalter und in der Neuzeit. Von Alfred Biese. Zweite Ausgabe. (Leipzig, Veit u. Co.) —

Es gehörte nicht wenig Mut dazu, sich an ein Thema zu wagen, vor dessen Bearbeitung Koberstein zurückschreckte. Seit sich Alfred Biese endlich daran gemacht, ist nun auch schon eine ganze Zeit vergangen, aber die vorliegende zweite Ausgabe des Werkes beweist wenigstens, daß die Arbeit nicht umsonst war.

Biese ist alles andere, nur kein „Blender". Er führt uns nicht wie Brandes auf schwindelnde Höhn, aber er ist auch ein Führer, der uns niemals fallen läßt. Im Vorwort legt er vor allem seinen Standpunkt fest: „Nur unter dem Gesichtspunkte historischer Entwickelung, nicht apriorischer Synthese schien mir die Lösung (der Aufgabe) möglich ... Suchte ich auch die Landschaftsmalerei und Landschaftsgärtnerei in ihren wichtigsten Phasen zur Vervollständigung des kulturhistorischen Bildes hinzuzuziehn, so blieb mir doch die Litteratur und besonders die Poesie, als die intimste Trägerin der Empfindungen eines Volkes, in erster Linie die Quelle einer Untersuchung, welche ein Beitrag nicht nur zur Geschichte des Geschmacks, sondern auch der vergleichenden Litteraturgeschichte sein wollte."

Interessant ist es nun zu sehen, wie das Christentum die Natur mit Füßen tritt, das Naturgefühl erstickt. Biese scheut sich hier vielleicht, die letzten Konsequenzen zu ziehn, aber die Beispiele, die er giebt, zeugen laut genug. Die Natur verliert ihre Selbständigkeit, sie ist nur

Mittel zum Zweck, d. h. zur Erkenntnis und zum Lobe der Größe des Schöpfers. Ja, sie wird auch wohl direkt feindlich empfunden als ein sinnlich-verlockendes, ablenkendes Mittel des Versuchers. Die wenigen Beispiele, die eine reine Freude am Naturschönen verraten, dürften wohl wenig in Betracht kommen. Es handelt sich doch um den Durchschnitt, um das Typische. Ebensowenig läßt sich von einem rein ästhetischen Naturgefühl in der Zeit der Kreuzzüge reden. Schön ist dort, was gut und nützlich ist. Der deutsche Minnesänger bleibt im Naturbild stereotyp, monoton; eine individuelle Auffassung des Landschaftlichen fehlt völlig. Um so mehr überrascht eine Zeile Walthers von der Vogelweide: „Nun schreit die Nebelkrähe wieder." —

Das vierte Kapitel behandelt den Individualismus und das sentimentale Naturgefühl in der Renaissance. Dante und vor allem Petrarca werden herangezogen, — die „Bahnbrecher der modernen Denk- und Empfindungsweise". Allerdings scheint Biese, durch den gewiß gewaltigen Abstand dieser Italiener von den deutschen Minnesängern verführt, ihr Naturgefühl doch zu überschätzen. Du Bois-Reymond, der skeptischer ist, scheint mir der Wahrheit näher zu sein.

Es ist nicht möglich, hier noch weiter auf die langsamen Wandlungen, auf das allmähliche Fortschreiten der Entwicklung, das Biese trefflich darstellt, einzugehn. Zu bedauern ist nur, daß er sich so wenig auf die letzte Periode deutscher Dichtung eingelassen hat. Wer scharf zusieht, erkennt in der Landschaftsmalerei einen neuen Zug, der sich zuerst bei Annette v. Droste zeigt, hier und da bei Hebbel auftaucht und von Storm und Liliencron weiter geführt wird. Möglich, daß dieser „neue" Zug nur die schärfst ausgeprägte Spitze des Individualismus ist. Eine weitere Ausbildung erfährt das Naturgefühl durch den Dänen Jacobsen („Mogens"), bis es in seiner modernsten Ausprägung wieder auf die Romantik zurückgreift. (S. Amiel: un paysage est un état d'âme.) Vielleicht macht sich Biese noch einmal an diese Weiterführung. In Summa: ein vortreffliches Buch, bei dem man nicht weiß, ob man die Kenntnisse und den Fleiß oder die geschickte Art der Gruppierung und die lebendige Darstellungskunst des Verfassers mehr bewundern soll. C. B.

Königin Marie Antoinette. Bilder aus ihrem Leben von Robert Prölß. (Leipzig, Karl Reißner.) 244 S.

Ein halbes Dutzend historischer Feuilletons, mit wirksamer Feder geschrieben. Der Gegenstand ist bedeutend genug, um heutigen Lesern, denen ab und zu der Schauer des Gedankens, daß wir der Revolution zutreiben, durchs Gehirn streicht, einige Augenblicke der Aufmerksamkeit zu entlocken. Prölß ist übrigens mit seiner Marie Antoinette sehr gnädig verfahren. Denn alles in allem war sie doch nur ein allerliebstes, allergefährlichstes H—äschen. Was die Köche der Revolution mit ihr angefangen, war ja nicht sehr schön — aber auch die gekrönten Häupter müssen sich unter Umständen auf kapitale Überraschungen gefaßt machen. Trotz aller Gesänge an Ägir und andere Schutzgottheiten. Marie Antoinette war bekanntlich sehr musikalisch. Aber auch das rettete ihr den Kopf nicht. Caligula.

Geschichte und Geschichten neuerer Zeit. Von Hans v. Zwiedineck-Südenhorst. (Bamberg, C. C. Buchner) 223 S.

Ein feuilletonistisches Potpourri eines gemütlichen österreichischen Historikers, seiner lieben Frau gewidmet. Enthält besonders nach der kulturhistorischen Seite manches Pikante, mit künstlerischem Geschmack vorgetragen. Die Gabe der Verlebendigung und Veranschaulichung ist dem Verfasser in hohem Maße eigen. Die Schreibweise österreichelt und fremdwörtelt zuweilen mehr als billig. XYZ.

Von der **Bibliothek russischer Denkwürdigkeiten**, herausgegeben von Theodor Schiemann (Stuttgart, Cotta),

deren erste Bände bereits an dieser Stelle empfohlen sind, erschienen zwei weitre Bände. Der dritte Band bringt: Nicolai Iwanowitsch Pirogow: Lebensfragen. Tagebuch eines alten Arztes. (Preis 6 Mk.) Zunächst ist das Werk für die medizinischen Fachgenossen Pirogows interessant; denn seine wissenschaftliche Entwicklung läßt die ganze Entwicklung der modernen Chirurgie verfolgen. Seine Lebensgeschichte gestattet aber auch die interessantesten Einblicke in das gesamte geistige Leben Rußlands, namentlich in der Zeit des Kaisers Nikolaus; denn Pirogow ist ein vielseitiger Mann, der alle Verhältnisse des Lebens in den Kreis seiner Betrachtungen zieht.

Der vierte Band bringt: Konstantin Kawelins und Iwan Turgenjews Sozialpolitischer Briefwechsel mit Alexander Iw. Herzen. Mit Beilagen und Erläuterungen herausgegeben von Prof. Michael Dragomanow. (Preis 3 Mk.) Dieser Band und ein weiterer, der die Korrespondenz Herzens mit Bakunin bringen wird, illustrieren den Übergang vom russischen Liberalismus zum Radikalismus. Der Herausgeber behauptet mit Recht: so drastisch und mit gleich authentischem Material wie in den vorliegenden Briefen ist jene auch für das Ausland hochbedeutsame Entwicklung noch nicht gezeichnet worden, und die naheliegende, in ihren Folgen fortwirkende Vergangenheit ein Schlüssel zugleich zum Verständnis der russischen Gegenwart.

Dasselbe gilt von dem Buche: N. G. Tschernischewsky. Eine litterar-historische Studie von G. Plechanow. (Stuttgart, J. H. W. Dietz.) Plechanow schildert zunächst in einem sehr instruktiven einleitenden Kapitel die politischen Verhältnisse, unter denen Tschernischewsky lebte, dann das Leben seines Helden. Der zweite Teil ist eine Kritik seiner nationalökonomischen Ansichten. Die Schrift ist jedem, der sich über den Verfasser von „Was thun?" orientieren will, aufs wärmste zu empfehlen. *,*

Englische Litteratur.

Die Romanfabrikation blüht in England ebenso wie in Deutschland, und wie den deutschen, so überschüttet das nicht immer „schönere" oder „sanftere", wohl aber „schnellfingrigere" Geschlecht auch den englischen Büchermarkt mit ungezählten neuen Produkten. Die Damen mögen also auch hier den Vortritt haben:

Miß Jane Barlow, die Verfasserin der sehr gut aufgenommenen und vielfach gerühmten „Irish Idylls", versuchte sich an einer breiter angelegten Erzählung Kerrigan's Quality betitelt (bei Hodder & Stoughton), ohne jedoch den Erfolg ihrer hübschen „Irischen Idyllen" wieder zu erreichen. Es scheint, als ob die größere Form des Romans die Autorin zu unliebsamer Weitschweifigkeit verleitet habe, die mit der etwas dünnfadigen Handlung nicht recht ins Gleichgewicht kommen will. — Schon der Titel des neuesten Romans der Mrs. George Corbett zeigt an, weß Geistes Kind das Buch ist; er lautet: „When the Sea Gives Up its Dead. A Thrilling Detective Story". (Tower Publishing Co.) Das mutet uns an wie eine Gartenlauben-Kriminalgeschichte von Temme. Und wir werden beim Öffnen des Buches nicht sehr enttäuscht sein; wir treffen auf dieselben, vielleicht möglichen, aber höchst unwahrscheinlichen Ereignisse und auf den gleichen übermenschlichen Edelmut, der für den unschuldig Verurteilten handelnden Personen, und wir haben auch wieder einmal alle jene unerwarteten Hindernisse zu überwinden, die sich den letzteren auf Schritt und Tritt entgegenstellen. Das Ganze glänzt im Schimmer unwahrer Rührung und bildet demnach das hochwillkommene Lesefutter für Leute, die mehr auf bewegte und „spannende" Handlung als auf wahre künstlerische Schilderung sehen. — The Vengeance of Medea von Edith Gray Wheelwright (Digby, Long & Co.) scheint das Erstlingswerk der Verfasserin zu sein.

Sie besitzt unstreitig Erzählertalent und weiß trotz der Einfachheit der Fabel — der Roman ist eine Art von Künstlergeschichte — doch das Interesse des Lesers stets rege zu halten. — Dorothea Gerard erzählte in ihrem „Lot 13“ betitelten dreibändigen Roman, der bei A. D. Innes & Co. erschien, eine Pflanzergeschichte, in der das Schicksal (im Sinne der Schicksalstragödie) die Hauptrolle spielt. Es handelt sich um eine Zuckerplantage, die schon den Unglücksnamen „Das dreizehnte Landlos“ führt, und auf welcher so etwas wie ein Fluch ruht, der dem jeweiligen Besitzer viel zu schaffen macht. Dieser Gedanke ist zwar etwas altbacken, aber die Geschichte ist flott erzählt und die Verfasserin weiß für das böse „Schicksal“ ihres Helden zu interessieren. —

„John Darker“ von Aubrey Lee (Adam & Charles Black) ist eine jener weitschweifigen, figurenreichen und abenteuerlichen Geschichten, wie sie dem englischen Geschmack immer noch zusagen. Es wimmelt darin von Originalen und verschrobenen Charakteren, aber es ist nicht mehr die starke poetische Kraft eines Charles Dickens, die dem wirklichen Leben bis in die äußersten Schlupfwinkel folgt und das Geschaute in klassischen Charaktertypen und ebenso klassischen Karikaturen ausprägt, sondern Komik und Tragik haben etwas Gemachtes, Gequältes, und in dem bunten Wirbeltanz der vorüberhuschenden Bilder finden wir nichts, woran der nach wirklich künstlerischem Genuß verlangende Leser Freude haben könnte.

In seinem neuesten Roman Olga Romanoff; or, the Syren of the Skies (Tower Publishing Co. Ltd.) setzt George Griffith seinen früher erschienenen Roman „The Angel of the Revolution“ fort. Die höchst wunderbare und „spannende“ Geschichte ist ein Gemisch von Belamy und Jules Verne, und manche seiner phantastischen, auf dem Erdboden, im Wasser oder in der Luft sich abspielenden Ereignisse würden noch viel besseren Effekt machen, wenn der Autor nicht ab und zu aus der Rolle fiele und durch trockene Anmerkungen und Erklärungen das Wunderbare in das Gebiet des Alltäglichen herabzöge.

Ein ganz anderer Zug weht durch den dreibändigen Roman von Rita: „Peg the Rake“ (Hutchinson & Co.). Hier ist Erdgeruch und Hochlandsluft. Der erste Band setzt zwar etwas düster ein, aber die Handlung steigert sich prächtig, und besonders der urwüchsige Charakter der wilden Peg, die weder Gott noch Menschen fürchtet, und die, um der Tyrannei der bitter gehaßten Stiefmutter zu entgehen, in der Ehe mit einem alten Edelmann unglücklich wird, ist mit kräftigen Strichen umrissen.

Eine Abenteurergeschichte der tollsten und unwahrscheinlichsten Art ist „The Beechcourt Mystery“ von Carlton Strange (Georges Newnes); alles dreht sich um Verbrechen, Gefangenschaft, Fluchtversuche und ähnliche Dinge. Männlein und Weiblein sind alle mit ungemein leicht losgehenden Schießgewehren bewaffnet, und es ist wirklich schwer begreiflich, daß sich in England für diese Art von Litteratur immer noch Leser finden sollen; bei uns in Deutschland sind die Nähmamsellen schon längst über diesen „Geschmack“ hinaus. — Auf das Gebiet der sozialen Kämpfe der Gegenwart führt uns Alfred Colbeck in Chertons Workpeople (James Clarke & Co.). Er schildert uns in seinem Herrn Cherton, einem Teilhaber einer großen Gießerei und Maschinenfabrik, einen jener human denkenden Männer, die das Los ihrer Arbeiter durch allerlei private Mittel zu bessern suchen. Der Roman erzählt, wie er seine Partner, die anfänglich Gegner seiner Pläne sind, für diese zu gewinnen und die ihm entgegenstehenden Hindernisse zu beseitigen weiß. Wenn in Wirklichkeit diese Bestrebungen sich auch kaum so glatt würden durchführen lassen, wie auf dem Papier, so ist Colbecks Buch doch lesenswert, weil

es manchen anregenden Gedanken enthält und des Verfassers echt humane Gesinnung darthut. Zudem scheint Colbeck für seinen Roman eingehende Studien gemacht zu haben, so daß es ihm gelingt, das Gebahren und die Redeweise der Arbeiterbevölkerung in echt realistischer Weise wiederzugeben.

Zum Schluß sei noch die sehr schöne Edison-Biographie „The Live and Inventions of Thomas Alva Edison" von W. K. L. Dickson und Antonia Dickson (Chatto & Windus) erwähnt. Der schön ausgestattete und mit ca. 200 Illustrationen geschmückte Band giebt nicht nur ein höchstinteressantes Bild von dem Leben und den Schöpfungen des amerikanischen Erfinders, sondern bietet auch, da er höchst anziehend geschrieben und eine Fülle hübscher Anekdoten enthält, eine höchst belehrende und trefflich unterhaltende Lektüre.

Percy.

The new Spirit. By Havelock Ellis. (London, W. Scott.) 250 S.

Von dem Buche ist in kurzer Zeit die dritte Auflage erschienen. Doktor Ellis ist auch in Deutschland kein Unbekannter. Zahlreiche seiner anthropologischen und psychologischen Untersuchungen sind ins Deutsche übersetzt. Man rühmt, namentlich in der in der Behandlung des Geschlechtslebens und der Frauenfrage, seine unbedingte Vorurteilslosigkeit. Er ist ein viel zu geistreicher Mann und ehrlicher Essayist, um in Parteihexerei zu verfallen. Sein Buch „The new Spirit" hat in England Aufsehen gemacht, man ist dort weniger stumpf, aber ebenso konventionell verlogen in der „guten Gesellschaft" wie bei uns. Das Werk analysiert in glänzender, origineller Weise eine Reihe litterarischer Charakterköpfe (Heine, Ibsen, Diderot, Tolstoi, Whitman) und knüpft sehr interessante Schlußfolgerungen daran.

C.

Portugiesische Litteratur.

„Allein" (Só) von Antonio Nobre. Wenn das Gedichtbuch mit diesem Titel den Einfluß in der Gesellschaft hätte, der von dem Buche erwartet wird, so würde „die Menschheit unseres Vaterlandes", wie der arme Jayme Jose Ribeiro de Carvalho sagte, für den Selbstmord reifen durch die entmutigende, verzweifelte, düstere und hilflose Form und den Ton jener Poesien. Wenn der Dichter aufrichtig ist, der in zahllosen Varianten den beständigen Gedanken des Todes besingt, und wenn diejenigen aufrichtig sind, die ihn lesen und ihn bewundern, muß der Anblick einer Stadt trostlos sein, in der „Allein" von Antonio Nobre gelesen wird.

Was würde der alte Lesage sehen, wenn er als moderner D. Cleophas die Häuser von ganz Lissabon durchginge? Gruppen junger Leute, die alle Thränen ihres Herzens über das japanische Papier des von Todessegnungen erfüllten Buches ergießen, ein Buch, das mit modernem Luxus von einer pariser Firma auf Befehl eines französischen Verlegers veröffentlicht ward! Selbstmord muß das Ende der Lesenden werden. In der That, in dem ganzen Buche tönt keine andere Saite als die des Lebensüberdrusses, der Todesbegeisterung, die Sehnsucht nach dem Sarge, den überirdischen Geistern, den Cypressen! das absolute Verzichten auf das Dasein, die unendliche, unverbesserliche Langeweile!

Wenn die Generation, der Antonio Nobre angehört, wirklich von jener Stimmung oder besser von jener Mißstimmung beherrscht wird, dekadent, saftlos, ermattet, ohne gearbeitet, entnervt, ohne gekämpft zu haben, was für eine erbärmliche Generation, was für eine wässerige, syphilitische Generation ohne Muskel, ohne Blut, die sich mit der Last der großen Traditionen der Vergangenheit und der ernsten Probleme der Zukunft zu befassen hat! Das ist eine Generation, die für Kampf und Revolution, für wissenschaftliche Arbeit und moralische Kraft unfähig ist. Sie sind als Greise geboren, ihre erste Kindheit ist somit die zweite! In dem Alter, in dem die Römer die männliche Toga nahmen, binden sie

„das Lätzchen" um. Man hat nicht übel Lust zu fragen: „Buben, wollt ihr auch — — —?"

Wenn Antonio Nobre von sich spricht, pflegt er zu sagen: „Der Antonio" . . . lieber Gott, das Baby.

„Da kommt die Charlotte, in den Armen
‚Das Morgenrot', und spricht:
„Mein schönes Kind, erbarmen
Möge Maria sich über Dich!"

An einem Dienstag ward ich geboren.
Die Glocken tönten von fern . . .

Und Antonio wuchs kräftig und gut,
Voll Glück, daß er lebte!
(Und der Schmerz durchfraß sein Blut,
Seine Seele erbebte.)

Den Bergesgrat stieg ich hinan,
An einem Dienstag war's,
Zum Sterben wollt' ich gehen. . .

Warum? ist das die Krankheit des Jahrhunderts? Musset hatte die stolze Verzweiflung des Satans, der den Verlust des Himmels seiner Kinder beweint: Schläfst du zufrieden, Voltaire? Baudelaire hatte das teuflische Lachen des Satans, der sich berauscht an den Blüten des Bösen, die neben der Hölle blühen — diese nun machen alberne Klagen, haben den Namen ‚Maria' im Munde, beten auf ihre Kosten, brauchen fortwährend Diminutive, sprechen von dem „kleinen Schattenchen des Bäumchens" (a sombrinha), von dem „reinen, engelreinen Mägdelein", und „der kleinen weißen Blume"*). Diese Dämonen von Buben machen eine Stammel-Litteratur. Wenn sie es wirklich sind, die den Seelenzustand einer ganzen Generation ausdrücken, da schau mal einer die nette Generation!

Schlimmer noch, wenn das Ganze erkünstelt und konventionell ist! Fast scheint es so. Unsere Zeit ist eigentlich keine schöpferische. Die heutige litterarische Bewegung ist Reaktion, eine Art „Kopie". Wir haben keine Gegenstände, Möbel rc., die unsere Zeit charakterisieren, nun, so versuchen wir die wunderbar gearbeiteten und geschnitzten Sachen unserer Voreltern auszubessern — suchen wir die mittelalterlichen Mysterien zu verbessern und die Naturbauten aus der Zeit der Kreuzzüge. Ebenso wie der Romantismus noch in seiner Auflösung in den Minnegesang überging, so will die moderne Poesie die Naivetät heucheln, wundervoll, wenn sie spontan, lächerlich, wenn sie erkünstelt, aus den Sohlen der alten Zeit ist . . . .

Dann ist auch die Variation des Druckes unerläßlich . . . einige Strophen in ganz kleinen Typen (siehe oben), die anderen regelmäßig. Und solch' kindischer Unsinn gilt für überaus wichtig.

Wenn all das erkünstelt und in einer Werkstätte bereitet ist, in der man mit todestraurigen Bildern und angstvollen Gefühlen arbeitet, so nenne ich das Entweihung und Geschmacklosigkeit. Der Schmerz ist heilig und nicht von Dichtereitelkeits Gnaden, die mit aller Gewalt ihn in originelle Bilder zwängt. Hie und da begegnet man in dem Buche von Antonio Nobre einem wirklichen Gefühl, einem ergreifenden Schmerz, einer aufrichtigen Wehmut. Da er ein außergewöhnliches Talent hat, erweckt diese schmerzvolle Saite, die er mit unendlicher Zartheit erzittern läßt, die übereinstimmende Saite in unserer Seele. . . Ein Gedicht ragt besonders hervor durch seine Klangfülle und seine wirklich ergreifende Stimmung: „Die Schwindsüchtige". Aber auch nur das eine ist hervorragend mit wahrem Ausdruck, den nur ein großes Talent für ein wahres Gefühl zu finden weiß.

Das Bild muß immer die leicht begreifliche und glänzendste Formel sein, durch die der Gegenstand ausgedrückt oder geschildert wird. In dem glücklichen Alter, in welchem die Einbildungskraft vorherrscht, in dem Hirn bevorzugter Völker, drängt sich das Bild spontan auf die Lippen; so

*) Ausdrücke, die sich im Deutschen schwer wiedergeben lassen: s Antonio sãozinho, a menina purinha, a flor branquinha (são-pura branca).

bildete man aus den eigenen Schauspielen der Natur die wundervolle Mythologie Griechenlands und die reiche, strahlende Mythologie des vedischen Indien. Aber, wenn die gelehrten Dichter anfangen, in ihrem Arbeitszimmer ruhig die kalten wirkungslosen Allegorien zu schmieden, diese Götter, die zwangsweise mit Feile und Hammer und den Figuren der Rhetorik geformt sind, bleiben sie nicht eindruckslos in der Einbildung des Lesers und fallen ins Lächerliche?

Wenn Antonio Nobre uns ein Bild giebt, den spontanen Ausfluß seiner glänzenden Phantasie, seiner wirklichen Sensation, nehmen wir dieses Bild freudig auf, selbst dann, wenn es uns befremdet.

— — — — — — — — — — —

Ein Gedicht ist drin, das uns vor allen außerordentlich belustigte, wenn wir nur an die Arbeit denken, die er seinem Geist geben mußte, um das zu schreiben. Dieses Gedicht heißt „Kadaver“. Schon in dem Titel ist die Originalität, die diese Herren suchen —

Ca (ro) Da (ta) Ver (mibus).

Es fängt so an:

Zu den Dämmerstunden, in der Motette,
Wenn der schöne Mond, der Milchmann,
Die Milch in die Häuser des Unendlichen
trägt . . .

Hier begegnet sich Antonio Nobre mit Eugenio de Castro, der hat aus dem Mond einen Bäcker gemacht . . . Nun galt es, eine andere Beschäftigung zu finden, in der das Weiß mitspielte, gut, der Mond ward zum Milchmeier. Was bleibt nun für die andern übrig?

Bestimmt wird die weiße Artemis der Hellenen noch zur Botenfrau des Firmaments. — Dann geht es weiter:

Zur Stunde der „Dreieinigkeit“, am Abend,
Wenn Wunder und Erhabenheit sich treffen,
Wenn Nachtigall und Schwalbe sich vermählen . . .

Dies ist das Resultat einer neuen Schweißarbeit des Herrn Antonio Nobre. In den goldenen Zeiten des Romantismus und noch zu den Zeiten der persischen Dichter „umschwärmte die Nachtigall die roten Rosen“. Eine neue Lesart mußte ersonnen werden. Antonio Nobre traute Nachtigall*) mit Schwalbe*), ganz grammatikalische Heirat, des männlichen und weiblichen Geschlechts . . . während die Schwalbe schläft, wacht die Nachtigall, — ganz natürlich kann aus solchem Verhältnis keine Nachkommenschaft entstehen.

Es ist sehr gut, ein Talent zu besitzen, wie Antonio Nobre es hat. Vielleicht geht es ihm noch wie Edmund von Haraucourt, der anfangs erzwungene und nephelibatische Verse machte und nachher kostbare Poesien schuf oder gar wie Paul Verlaine! . . .

Lissabon. Pinheiro Chagas.

Skandinavische Litteratur.

Peter Nansen: Maria. En Bog om Kærlighed. (Kopenhagen, P. G. Philipsen.)

„Es ist viel Wehmut und viel Ironie in dem Buche,“ hat ein schwedischer Kritiker von „Julies Tagebuch“ gesagt; das gilt auch von „Maria. Ein Buch von Liebe“. Dort erzählte eine junge Dame ihre Beziehungen zu einem Schauspieler: eine glückliche, jugendliche, unbekümmerte Liebe, die ein schlichtes Ende nimmt. Hier beichtet ein junger Mann, ein Dichter und Lebenskünstler, wie er „durch viele“ zu einer kam. Er ist eine Art Muselmann und in allem, was das weibliche Geschlecht angeht, wohl erfahren. Stellt den Mann vor den grünen Tisch und examiniert ihn in Liebe — er wird nie stocken und nie verlegen werden! In seinem Tagebuch giebt er die besten Lehren, z. B.: „Wer niemals der Toilette seiner Geliebten beigewohnt hat, der kennt sie nicht.“ Der brave Muselmann beweist denn auch eine staunenswerte Kenntnis weiblicher An- und Entkleidekunst. Er ist auch Philosoph. Wie verhält es sich eigentlich

*) O rouxinol (männlich), A andorinha (weiblich im Portugiesischen).

mit der berühmten weiblichen Tugend? fragt er. Auf der einen Seite verlassen ja sicherlich nur wenige Damen den schmalen Pfad der Tugend; auf der andern leiden die Männer sicherlich nicht unter einem Mangel an Geliebten, wenn auch häufig genug an Geldmangel. Und doch wird der Muselmann eingefangen von einer. Als kluger Meister der Liebe giebt er der Liebsten den Laufpaß, bevor er sich zu sehr an sie gewöhnt hat; denn das könnte gefährlich werden. Aber er hat es zu spät gethan. Vergebens fleht er: „Vergessen, du guter Vogel mit den weichen schwarzen Flügeln, senke dich herab auf das Lager, wo Maria geruht hat. Bewache meine Träume, daß sie sie mir nicht in ihrer nackten Herrlichkeit vorgaukeln. Sing deinen Sang, der meine Sehnsucht stillt, daß sie nicht erwache.“ An einem Winterabend sieht er träumend über die Straßen nach dem Hafen hinunter. Ein Matrose sitzt dort auf dem Deck eines Schiffes und spielt Harmonika. „Die Musik klagt so offenherzig wie ein Kind. Jeder muß verstehen können, welchen Kummer sie klagt. Ich höre die Melodie wie einen Gesang mit dem einfachsten Text: „Ich sitze in einem fremden Land, wo sie eine Sprache sprechen, die ich nicht verstehe. Ich bin in der großen Stadt gewesen, unter vielen geschäftigen Menschen, die sich nicht um mich kümmern. Ich weiß keinen Ort, wo ich hingehen und mich heimisch fühlen könnte. Da ging ich mit den andern ins Wirtshaus. Da waren viele Mädchen, die mich anlachten und mich gern gewinnen wollten, da ich Geld in der Tasche hatte und groß war und stark. Sie tranken mit mir, und eine setzte sich auf meinen Schoß und nannte mich ihren süßen Schatz. Und ich wurde betrunken und ging mit ihr, und sie nahm mein Geld, aber sie gab mir keine Freude. Nur eine giebt es in der Welt, die mich froh macht, und sie ist viele, viele Meilen entfernt. Ich habe mein liebes Mädchen betrogen, und ich komme arm zu ihr nach Hause. Ich bin unter fremden Menschen, die sich nicht um mich kümmern, und ich weine, daß mein armes Mädchen weit weg ist und sich vielleicht einen andern Liebsten genommen hat, während ich sie betrog.“ — Es ist schlimm, wenn ein Muselmann so sentimental wird beim Anhören einfacher Musik; und als dann die beiden sich wieder treffen, auf dem Markt, bei entsetzlichem Wetter, da ist's nur natürlich, daß sie lachen, trotz allem Wetter lachen und schleunigst zusammen nach Hause gehen. Und dann — dann kommt ein Freier, ein würdiger Bürger. Die beiden erwägen den Fall mit der nötigen Gründlichkeit; sie kommen zu dem Resultat, daß ein Korb nicht ausgeteilt werden soll. Der Muselmann ermahnt seine Dame: „Wenn Du Dich nun verheiratest, Maria, dann schuldest Du also, nächst mir, Deinem ehrenwerten Manne Gehorsam und Treue. Sei treu, so lange es Dir irgend möglich ist, selbst wenn Dein Mann offenkundig sich Geliebte in Menge hält; wird Dir aber mit der Zeit die Treue zu schwer, dann denke daran, daß Du die Hüterin der Ehre Deines Mannes bist, und sorge rücksichtsvoll dafür, daß sie nicht öffentlich besudelt wird.“ Er giebt noch viele gute Lehren und fühlt sich erhaben dabei. Aber bald wird es anders. Es kommt das merkwürdige Bekenntnis: „Ich bin verrückt vor Eifersucht,“ und dann geht es schnell. Das Weltkind spricht bald die Worte der Erlösung: „Durch die vielen zu einer!“ und der einen zum Preis, der Mitwelt zur Belehrung und Erbauung schreibt er sein Buch. „Es ist keine kunstfertig geordnete Erzählung. Es ist nur ein Haufen einzelner Blätter von einer Liebesgeschichte, wozu keine andre Kunst erforderlich ist als die, verliebt zu sein. Es handelt davon, wie ich die einfältige und doch nicht leicht faßliche Kunst erlernte.“

Nansen schreibt ein vorzügliches Dänisch. Die formvollendeten Sätze erwecken in dem Leser jede Stimmung, die der Verfasser erzeugen will. Seine Ironie wie seine

Sentimentalität kleiden sich in gleich zarte Gewänder, und es ist nicht immer leicht, die beiden Damen von einander zu unterscheiden; sie sind Schwestern.

Chr. Collin: Kunsten og Moralen. Bidrag til Kritik af Realismens Digtere og Kritikere. (Kjøbenhavn, Gyldendalske Boghandels Forlag.) — Ein dickes Buch von über 300 Seiten, das sein Thema so breit behandelt, daß es wohl eine längere Kritik vertragen könnte, als sie hier gegeben werden kann. Kunst und Moral, ihr Verhältnis zu einander, ist ein altes Thema, und es wird nicht so bald aus der Welt geschafft sein. Aber über eines sollte doch Klarheit herrschen, darüber, daß die Kunstkritik keinerlei moralischen Maßstab an ein künstlerisches Werk zu legen hat. Was heißt denn fürs erste moralisch? Herr Collin vertritt die Moral der Entwicklungslehre, er steht auf dem Boden der Moral, die die von Amerika und England ausgehende ethische Bewegung auf den Schild gehoben hat; und demgemäß wünscht er die modernen Poeten als Propagandisten dieser Lehren. Sie sollen nicht bloß ein Bild der Gegenwart geben, sie sollen darüber hinausweisen. Thun das die verruchten Naturalisten nicht? Die, die ihre Hauptaufgabe darin sehn, die gegenwärtigen Verhältnisse zu verstehn, die zeigen wollen, wie all das Elend, all der Schmutz entstehn mußte? Collin hält große Stücke auf Jonas Lie, auf den norwegischen Dichter, der der naturalistischen Forderung am besten nachgekommen ist. Aber bei Arne Garborg wird es ihm schon unheimlich; der Mann hat die Schwermut eines Teils des modernen Geschlechts zu sehr „poetisiert". Das klingt etwas merkwürdig; denn Garborg hat gezeigt, wie Gabriel Gram zu dem elenden Schlappschwanz wurde, als den er sich am Schluß der „müden Männer" darstellt. Er hat es sogar hin und wieder überdeutlich, d. h. unkünstlerisch deutlich, merken lassen, daß er einen kranken Menschen schildert. Collin hat zweifellos recht, das Buch zu schreiben war ein Bedürfnis für den Verfasser: er hat selber Stücke von Gram in sich, die er los werden wollte. Ebenso wie sich Goethe Werthers Leiden von der Seele schrieb und — gesundete. Was bedeutet es, daß einige Grünlinge sich daran gefallen, Gram'sche Manieren anzunehmen, ebenso wie sich deutsche Grünlinge im vorigen Jahrhunderte Werther'sche Manieren zulegten? Doch nur das, daß sie das Werk nicht künstlerisch verdauen konnten. Und hier hat die Kunstkritik einzusetzen. Sie hat nichts andres zu thun, als den Leser zu lehren, ein Kunstwerk aus der Zeit und dem Verfasser heraus zu verstehn. Wie kam denn Garborg dazu, seine „Müden Männer" zu schreiben? Weil er sie sah einmal, und andrerseits, weil er fühlte, daß sie bis zu einem gewissen Grade Fleisch von seinem Fleische waren. Die Kunstkritik hat zu fragen, ob er den Typus richtig erfaßt und seine Werdebedingungen richtig klargelegt und endlich und hauptsächlich, ob er den Stoff künstlerisch bewältigt hat — ob dieser Typus „moralisch" erfreulich ist, ist Nebensache. Collin ist begeisterter Björnsonianer, denn er hat ihm Zukunftsgestalten geschaffen, z. B die Svava. Es ist nun allerdings richtig, daß für einen Moralisten der Schluß des „Handschuhs" eine helle Freude sein muß. Ob aber auch künstlerisch? Hat es Björnson vermocht, seine Svava zu erklären? O nein, er hat einfach eine nach den Grundsätzen der Moral tadellose Puppe auf die Bühne gebracht, die Schritt für Schritt sich als Puppe, nicht als natürlicher Mensch erweist. Wie, wenn uns Björnson eine moralisch wohlerzogne Tochter vorgeführt hätte, die, als die große Leidenschaft über sie kommt, die ganze schöne Moral an den Nagel hängt? Wäre sein Werk dann weniger gut? Vorausgesetzt natürlich, daß er uns die Entwicklung der moralischen Tochter wahrscheinlich gemacht hätte? Dann wäre uns ja exemplifiziert worden, wie die Leidenschaft läutert, d. h. frei macht von

den der Natur aufgeimpften Krankheiten. Natur ist das Höchste, das der Dichter kennt, und solange Natur und Kultur mit einander im Streit liegen, wird er uns immer und immer wieder den Widerstreit zwischen Natur und Kultur vorführen und nie vergessen, auf welcher Seite er als Künstler zu stehn hat. Collin ist sehr ungehalten über Gunnar Heibergs Balkon; das Lob, das Heibergs Stück fand, hat ihn dazu veranlaßt, seine Studie zu veröffentlichen. Ein norwegischer Kritiker sagt: „Julie ist Weib, junges, liebefähiges Weib." Collin setzt dagegen die Behauptung: „Nach meiner Ansicht ist ihre Weiblichkeit und ihre Liebe abnorm." Ihm ist die Auffassung der Liebe in Heibergs Stück „falsch"; es erscheint ihm entsetzlich unmoralisch, daß „die kranke Liebe, die die Leute dazu treibt, den Balkonweg zu gehn, als die normale und natürliche Liebe dargestellt ist". Es ist unmöglich, die Liebe zu civilisieren, meint Heiberg; Collin betrachtet es als historisch erwiesen, daß die Liebe die Menschen civilisiert habe (welcher Gegensatz!). Die Liebe, meint Collin, habe die Familie gestiftet „und damit die Grundlage und das Vorbild für Gesellschaft und Staat". Die wahre Liebe ist ihm die, die die Familie stiftet, die andre, sagen wir die Heibergsche Liebe, ist falsch; sie verroht. Und deshalb macht er ein paar Komplimente vor Heibergs Kunst und schmeißt das Stück auf den Misthaufen. Eine Kunstkritik wird gar nicht versucht. Aber einmal davon abgesehn. Im ersten Akt ist Julie durch irgendwelche sozialen Verhältnisse an einen elenden Alten geknüpft, dem die Grundbedingung, eine Familie zu stiften, fehlt. Wie, wenn wir es höchst unmoralisch finden, daß ein alter Tropf ein junges Weib mit regem Geschlechtsleben an sich kettet? Wenn wir es sittlich finden, wenn die Dame sich einen jungen Liebhaber sucht, der die ihr von der Natur verliehene Leidenschaft auslöst? Oder ist ihre Leidenschaft krank und unnatürlich? „Natur, mein Freund, ist immer sittlich." Ich gestatte mir, den zweiten Vers etwas zu ändern: „Der Moralist ist unerbittlich," wobei ich pflichtschuldigst bemerke, daß der deutsche Dichter mit vollem Rechte für Moralist Staatsanwalt sagt; denn im heutigen deutschen Reiche ist der Staatsanwalt der staatlich genehmigte, d. h. einzig maßgebende Moralist; für Norwegen mögen es die Herren Björnson und Collin sein. Aber, man entschuldige noch eine Parenthese, Herr Björnson scheint mir nicht mehr ganz unanfechtbar. Früher, ja, da war es etwas andres, als er zum höheren Ruhme der Sittlichkeit verkündete: die Brunst muß weg. Aber jetzt, seitdem er „Absalons Haar" geschrieben? Seitdem er mit schmunzelndem Behagen die Jugendliebschaften von Rafael Kaas geschildert, die durchaus nicht darauf ausgingen, Familie zu stiften? Oder seitdem er in „Auf Gottes Wegen" die Ragni geschildert hat, die recht wenig kultiviert ist, im Grunde genommen recht dumm und nur Sinnlichkeit? Bleibt also Herr Collin allein übrig als der höchste Priester der Sittlichkeit. Und dieser sagt, wir können es nicht dulden, daß sich die Heibergsche Liebe, diese Kulturfeindin, die sich den Teufel um alle Kultur schert, daß die sich „unter der Maske der Kunst ausbreitet". Hat denn Heiberg seine Liebe angepriesen wie ein Pfuscher, der die Leute beschwindeln will? Oder ist er der erste, der die Leute gelehrt hat, daß die Liebe eine Leidenschaft ist, von der Natur eingesetzt, die kein menschliches Gesetz, keine Schranke, die Sitte und Gesellschaft aufgerichtet, anerkennt, wenn sie gesund und unverkrüppelt ist? Und wenn sie das ist, weist dann Heibergs Stück nicht ebenso gut in die Zukunft wie nur irgend eines von Björnson — in eine Zeit, wo der Leidenschaft die Fesseln abgenommen werden, die ihr jetzt Staat und Gesellschaft angelegt haben? Wo die Unnatur nicht mehr sanktioniert ist, daß zwei, deren Leidenschaft sich nicht auslöst, an einander gebunden sind? Wenn ich Collin recht verstehe, so wäre ein Stück

nach seinem Herzen, das schilderte, wie ein Mann durch seine Liebe zu allerhand schönen Thaten begeistert wird. Wie nun, wenn Antonio, der Mann, der sich das Weib unterjocht, die Herrschaftsnatur, die den Willen zur Macht hat, glücklich im Vollbesitz seiner Julie, daran geht, „Willen zu brechen und Nacken zu beugen"?

Collins Buch ist teilweise zweifellos aus dem richtigen Gefühl herausgewachsen, daß mit der Kunst und der sogenannten Kunst unserer Zeit nicht alles in Ordnung ist, aus einem Gefühle des Abscheus vor dem Atelier-Décadence-Gigerltum, aus einem Gefühl des Widerwillens gegen die Herren, die auf verstimmter Nervenguitarre herumklimpern und Gott weiß welche Großthat zu vollbringen meinen, wenn sie kleine angelernte und abgeguckte Schmerzchen ihrer Seelchen als große Schmerzen besingen, die nie einen vollen großen Ton hervorbringen können. Wohl haben wir gesunde und kranke Kunst. Aber mit moralischem Maßstabe ist da nicht auszukommen. Und vollends hat sich Collins in der Wahl seiner Beispiele vergriffen. Er ist kein Wegweiser geworden durch die Menge der litterarischen Charaktere hindurch; seine Urteile sind durchweg schief, weil moraltriefend, und so wird das Buch keine Frucht tragen. Eine klärende erziehende Überschau der modernen Litteratur muß auf rein künstlerischer Betrachtung aufgebaut sein: brave Gesinnungen sind etwas schönes, aber künstlerische Formung des Stoffes ist immer die Hauptsache.

Gunnar Heiberg: Gerts Have. Komedie i fire Akter. (Kristiania og Kjøbenhavn, Albert Cammermeyers Forlag [Lars Swanstrøm]). — In diesem Lustspiel bricht Heiberg ebenso bewußt mit der herkömmlichen dramatischen Technik wie in den „Künstlern" und im „Balkon". „Gerts Garten" würde die alte Ästhetik überhaupt nicht als Drama anerkennen. Keine Intrigue. Keine Spannung. Der Gutsbesitzer Gert hat Besuch von zwei Freunden mit ihren Frauen, dazu von drei Anbetern der einen Frau und einer Schwester der andern. Männlein und Weiblein benutzen die Ferienzeit zur Einübung des Kurmachens. Eines versteht es besser als das andre. Die einzelnen Personen sind vorzüglich charakterisiert. Die kokette Frau, die niemals in ihrem Leben ein starkes Gefühl, heiße Sehnsucht gekannt hat, ist meisterhaft gezeichnet. Ebenso die dumme Gans, die die Liebe zu ihrem Manne immer zu Markte tragen muß. Der Backfisch mit seiner Naseweisheit, seinem kecken, drauflosgehnden Wesen. Dasselbe gilt von den Männern, vor allem von der Figur des Ehemanns, der immer mit seinen polygamen Neigungen kämpft und nicht immer siegt. Die guten Leute laufen einander nach. Bild wechselt mit Bild. Eines frischer, kecker hingeworfen als das andere. Die Repliken schwirren nur so hinüber und herüber, geistreich, witzig, schlagend. Flott gespielt, wird das Stück den Zuschauer nicht zur Ruhe kommen lassen. Es streift an die Farce und ist doch immer geistreich. Es verwirrt, verblüfft und bleibt immer auf dem Boden der Wirklichkeit. Die Handlung zu erzählen, ist unmöglich. Alles Erzählen giebt keinen Begriff vom Stück, kann den Eindruck nur schwächen. Einen Übersetzer wird es wohl bald finden; es fragt sich nur, ob das Publikum für diesen leichten, graziösen Humor zu haben ist.

Im Verlage von Wahlström & Widstrand (Stockholm) erscheint seit November eine Halbmonatsschrift: Nordisk Revy för Litteratur och Konst, Politik och sociala ämnen, herausgegeben von Erik Thyselius. Die Zeitschrift umspannt also ungefähr dasselbe Gebiet wie die „Gesellschaft". Das erste Heft ist einseitig künstlerischer Natur. Welche Stellung die Zeitschrift auf dem Gebiete der Politik einnimmt, muß dahingestellt bleiben. Auf jeden Fall ist es freudig zu begrüßen, daß nunmehr die junge schwedische Litteratur ein eignes Organ gefunden hat. Glück auf!

G. Morgenstern.

Soziale Dokumente.

Die Epigonen der Raubritter. Ein Beitrag zur Entwickelungsgeschichte unseres Junkertums. (Stuttgart, Robert Lutz.) 80 S., Preis 75 Pf.

Nach einem Blick auf die Entwickelung der Leibeigenschaft wird die Beraubung der Bauern im Zusammenhang mit der sogenannten Stein-Hardenbergischen Reform dargestellt, die wachsende Ausdehnung der Latifundien und des durch Fideikommisse zusammengehaltenen Familienbesitzes, die erbärmliche Lage der Landarbeiter, die unmoralischen Zustände, die Vergewaltigung der Bauern, die Ausplünderung des Volkes durch Prämien, Zölle und Liebesgaben (vielfach durch Zahlen beleuchtet) vorgeführt, schließlich eine genaue Darstellung der neuesten agrarischen Verwaltungs-Gesetzgebung u. s. w. geboten, klar und frisch. Alles mit Hervorhebung der skandalösen Verhältnisse im ostpreußischen Junkerparadies. Die herrlichen Vorgänge im bayerischen Fuchsmühl sollten dem schneidigen Verfasser Veranlassung werden, auch einmal das süddeutsche Junkertum der Herren v. Zoller und Konsorten sachgemäß zu behandeln. XYZ.

Kuhnle, Vier Jahre unschuldig in Irrenanstalten. (Stuttgart, R. Lutz.)

Ein neuer Beitrag zu den vielen, die im modernen deutschen Rechtsstaat die Sicherheit der Person beleuchten. XYZ.

Der „Fall Sievogt" in Bayern steht einzig im heutigen deutschen Rechtsleben da, aber keineswegs deshalb, weil etwa der Oberstlieutenant a. D. Sievogt der Erste und Einzige wäre, dem Recht und Gesetz zu nehmen versucht wird, — das passiert bei uns zu hunderten und tausenden Malen, — sondern einzig deshalb, weil Sievogt nicht zu den Kleinmütigen und Schwachen gehört, die sich, in die persönliche Willkür der Hochgestellten gefügig, ihr Recht nehmen lassen. Ein Ehrenmann vom Scheitel bis zur Zehe, hat er den Kampf aufgenommen, furchtlos und unerschrocken, mit jener unerbittlichen Konsequenz, die nur der zeigt, der weiß, daß er im Recht ist. Unerhört ist der aus diesem Bewußtsein des Rechts resultierende Freimut; unerhört ist das Schweigen derer, gegen die er sich wendet. So schweigt, sollte man meinen, nur die Schuld; so schweigen die, die nicht wagen dürfen, die Wahrheit zu bekennen.

Da man mit offenem Visier, auf dem Boden des Rechts nicht gegen den an seiner Ehre schwer Gekränkten vorgehen konnte, versuchte man es mit anderen Mitteln. Man schreckte nicht vor dem Versuch zurück, den Oberstlieutenant Sievogt für geisteskrank erklären zu lassen, jedoch es wurde von der ersten irrenärztlichen Kapazität Bayerns, Prof. Grashey, die Haltlosigkeit dieses unqualifizierbaren Versuchs mit aller Entschiedenheit nachgewiesen. Die Intrigue scheiterte. Das Volk in seinen weitesten Kreisen hat sein Urteil in dieser Sache längst gesprochen; es lautet: Der Oberstlieutenant Sievogt ist in seinem Recht, und es wurde an ihm mehr als ein bloßer Gewaltakt, es wurde ein Verbrechen, ein moralischer Justizmord begangen.

Eine schwache, mit einem Mindermaß an Energie ausgestattete Natur wäre in diesem jahrelangen aufreibenden „Kampf ums Recht" längst erlegen. Es gehört ein eiserner Wille dazu, hier nicht zu erlahmen; der Oberstlieutenant Sievogt besitzt diesen Willen; er ist gesonnen, sich kein Jota von seinem Recht nehmen zu lassen. Und er wird endlich sein Recht erhalten; denn noch leben wir in einem Rechtsstaat, wo auch der Willkür Grenzen gesteckt sind.

Der „Fall Sievogt" wird also noch öfter zur Erörterung gestellt werden und die deutsche Presse wiederholt beschäftigen müssen. Es ist deshalb gut, wenn wir ihn in Kürze auch dem weiten Leserkreise der „Gesellschaft" klarzulegen versuchen.

Im August 1888 schickte der Oberstlieutenant a. D. Sievogt seine vorher angemeldete, vorzugsweise gegen Oberst Cella gerichtete Beschwerde wegen vorschriftswidriger Qualifizierung durch den-

selben vorschriftsmäßig an die 3. Infanterie-Brigade in Augsburg ein. Daraufhin wurde O.-L. Slevogt vom Vorstand des Militär-Untergerichts der k. Kommandantur Lindau, dem Major Dimroth, ohne die geringste Erforschung des Sachverhaltes wegen angeblicher Beleidigungen der Obersten Grünberger (a. D.) und Cella in strafgerichtliche Voruntersuchung gezogen; im Februar 1889 sah sich das zuständige Militär-Bezirksgericht München veranlaßt, das Strafverfahren gegen O.-L. Slevogt mit Ausschließung eines ehrengerichtlichen Verfahrens und Spruches rechtskräftig einzustellen. Trotzdem wurde darüber, ob Letzterer sich wegen der in genannter Beschwerde (angeblich) enthaltenen Beleidigungen früherer Vorgesetzter eine „dem Ehrgefühl und den Verhältnissen des Offizierstandes widersprechende Handlungsweise" hätte zu Schulden kommen lassen, das ehrengerichtliche Verfahren gegen denselben eingeleitet, wobei der von O.-L. Slevogt mitangeschuldigte Oberst Melchior ungesetzlich als Zeuge vernommen wurde. Eine ehrengerichtliche Voruntersuchung aber fand — ordnungswidrig! — nicht statt. Eine ungesetzliche Handlungsweise, eine Verletzung der Standesehre konnte dem O.-L. Slevogt, der die Obersten Cella und Melchior falscher Versicherung an Eidesstatt bezichtet hatte, selbstverständlich nicht nachgewiesen werden. Die Verteidigung Slevogts in der Spruchsitzung am 29. Juli 1889 wurde zwar angehört, aber — gesetzwidrig! — nicht gewürdigt. Im September desselben Jahres nun wurde dem O.-L. Slevogt von erwähntem Major Dimroth bekannt gegeben, daß der Prinzregent sich bewogen gefühlt habe, ihm unter Bestätigung des ehrenrechtlichen Spruches den Offizierstitel und das Recht zum Tragen der Uniform wegen Verletzung der Standesehre unter erschwerenden Umständen zu entziehen. Es hatte also der damalige verantwortliche Kriegsminister v. Heinleth den unbegründeten Antrag des inkompetenten Ehrengerichts dem Prinzregenten zur Bestätigung unterbreitet. Die angebliche „Allerhöchste" Entscheidung und das Erkenntnis des Ehrengerichts mit den Gründen selbst wurde dem O.-L. Slevogt unter Verletzung verschiedener Rechtsnormen nicht publiziert, weshalb derselbe das Eröffnungsprotokoll zerrissen und diesen Vorgang „höheren und höchsten Orts" gemeldet hat. Seine hierauf bezüglichen Bitten und Vorstellungen bis zum Kriegsministerium hinauf blieben fruchtlos.

Des Oberstlieutenants Slevogt Immediateingabe vom Februar 1890 (gemäß § 62 der Ehr.-Ger.-V.-O., wonach jedem Offizier, der sich durch einen, wenn auch bereits bestätigten ehrengerichtlichen Spruch verletzt weiß, das Recht gewährt ist, die Wiederaufnahme des Verfahrens direkt bei seinem obersten Kriegsherrn zu beantragen) wurde vom Kriegsminister Heinleth unterdrückt. Sogar die Möglichkeit, sich persönlich an den Prinzregenten zu wenden, gab man ihm nicht.

Was den ehrengerichtlichen Entscheid betrifft, so ist dazu zu bemerken:

Nach der Schrift des Majors Grafen von Schwerin über Zweck 2c. der ehrengerichtlichen Einrichtungen S. 46 Ziff. 2 liegen bei Verletzung der Standes-Ehre „unter erschwerenden Umständen" solche Umstände da vor, wo ein gänzlicher Mangel an ehrenhafter Gesinnung und soldatischer Treue trotz angewandter Belehrung, Warnung und eingreifender Befehle in die Erscheinung treten.

O.-L. Slevogt hat sich nicht einmal die geringsten Beleidigungen früherer Vorgesetzter, geschweige denn derartige Handlungen zu schulden kommen lassen, welche einen solchen entehrenden Spruch gegen ihn rechtfertigen, sondern vielmehr nur seine gesetzlichen und ehrengerichtsverordnungsmäßigen Rechte und Pflichten ausgeübt, bezw. erfüllt.

Schließlich hat O.-L. Slevogt sich gezwungen gesehen, den ihm vom Prinz-Regenten verliehenen und zufolge der obigen

Ausführungen nicht gesetzlich genommenen Offiziersstitel aus Notwehr zu führen, wodurch sich zwischen den Zivilgerichten und ihm ein Kampf von solchem Ernst und Umfang entsponnen hat, daß derselbe heute noch nicht beendet ist. F. L.

Bibliographie.

Bei der Schriftleitung der „Gesellschaft“ sind folgende Werke eingegangen:

Armand: Ausgewählte Romane. Liefr. 5 u. 6. (Weimar, Schriftenvertriebsanstalt.) Je 40 Pf.

Ernst Boetticher: Troja im Jahre 1894. Enthüllungen gegenüber dem Phantasiestück im „Deutschen Reichsanzeiger“ Nr. 222. (Schwerin i. M., Ed. Herbergers Buchdruckerei.)

A. v. Falstein: Das Eutennest. (Leipzig, Franz Wagner.)

August Forel: Gehirn und Seele. Ein Vortrag, gehalten bei der 66. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte in Wien am 26. September 1894. (Bonn, Emil Strauß.) 1 Mk.

Goethes Briefe. Mit Einleitungen und erklärenden Anmerkungen herausgeg. von Adolf Voigt. Erster Band. 1. Liefr. (Leipzig, Karl Fr. Pfau.) 50 Pf.

Olga Hallin: Evas Sohn. Eine psychologische Novelle. (Leipzig, Schaumburg-Fleischer.)

Georg Hirschfeld: Dämon Kleist. Novellen. (Berlin, S. Fischer.)

Alois John: Litterarisches Jahrbuch. Fünfter Band. (Eger, Selbstverlag des Herausgebers.)

Max Klinger: Malerei und Zeichnung. Zweite Auflage. (Leipzig, Eduard Besold [Arthur Georgi].) 1,50 Mk.

Gustav Kühn: Naturphilosophische Studien. Frei von Mysticismus. (Neuwied und Leipzig, August Schupp.)

Heinrich Löbner: Wintersonnenwende. Erzählungen aus den Kämpfen der Sachsen um Heimat und Glauben. (Berlin, Herm. J. Meidinger.) 3 Mk.

Sigmar Mehring: „Nichts.“ Reimklänge. (Berlin, Rosenbaum u. Hart.)

Oskar Mysing: Die Bildungsmüden. Roman. (Berlin W, Verein für freies Schrifttum.)

Nietzsches Werke. Erste Abteilung. Bd. VIII. Der Fall Wagner. — Götzen-Dämmerung. — Nietzsche contra Wagner. — Der Antichrist. — Gedichte. (Leipzig, C. G. Naumann.) 8,50 Mk. In Subskription 7,50 Mk.

Anton Freiherr von Perfall: Der Scharfenstein. (Berlin, Verein der Bücherfreunde [Schall u. Grund].)

Rosenblätter. Lieder und Sprüche des Volkssängers und Improvisators Assim-Agha Gül hanendé. Dem Neutürkischen nachgedichtet von Bernhardine Schulze-Smidt. (Leipzig, Schmidt u. Günther.)

Frida Schanz: Neue Gedichte. Mit dem Porträt der Verfasserin. (Leipzig, J. J. Weber.) In Originalleinenband 6 Mk.

Arthur Schnitzler: Sterben. Novelle. (Berlin, S. Fischer.)

Hermann Sudermann: Es war. Roman. Sechste Auflage. (Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf.)

Hector Sylvester: Das goldene Kleeblatt. Phantastische Komödie in einem Vorspiele und vier Akten. (Leipzig, Ernst Rust.)

Dietrich Theden: Im Banne der Leidenschaft. Novellen. (Berlin W., Deutsches Verlagshaus Bong u. Co.) 4 Mk.

Francis Vielé-Griffin: Πάλαι. (Paris, Edition du Mercure de France.)

Hermann Wette: Widukind. Drama in fünf Aufzügen. (Köln, Kimbach u. Licht.)

Dr. Ernst Fr. Wyneken: Der sozialistische Zukunftsstaat oder die Verstaatlichung der Produktionsmittel. Zeitfragen des christl. Volkslebens XIX, 6. (Stuttgart, Chr. Belsersche Buchhandlung.) 1 Mk.

☛ Wir bitten **sämtliche Manuskript-, Bücher- etc. Sendungen ausschließlich** an den **Verlag** der „Gesellschaft“:

Wilhelm Friedrich, Verlagsbuchhandlung in Leipzig,

zu richten.

Redaktion und Verlag der „Gesellschaft“.

Verantwortliche Leitung: Hans Merian in Leipzig.
Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. Druck von Carl Otto in Meerane i. S.

Holger Drachmann





Bürgerweisheit.

Von Curt Heinrich.

Die Arbeiterfrage. — „Die Dummheit, im Grunde die Instinktentartung, welche heute die Ursache aller Dummheiten ist, liegt darin, daß es eine Arbeiterfrage giebt. Über gewisse Dinge fragt man nicht: erster Imperativ des Instinktes.“ (Friedr. Nietzsche, Morgenröte.)

Manch ehrlicher, vorurteilsloser Sohn unseres zur Neige gehenden Jahrhunderts mag über dieses Wort des großen Denkers den Kopf schütteln, und manch wohlgeborener oder wohlbesitzender Herr wird, falls auch ihm jene Zeilen zu Gesichte kommen, selbstgefällig lächeln. „Bravo, ganz unsere Meinung. Wer viel fragt, bekommt viel Antwort.“

Aber wie, sollen plötzlich die Ideen, welche den größten Geistern der Neuzeit mehr oder minder deutlich vorgeschwebt haben, und an deren Verwirklichung mitzuarbeiten, viele der Besten aller Nationen zu ihrem Lebensberuf und Ziel gemacht haben, trügerische Scheinbilder sein? Soll der Strom, der nun seit mehr als hundert Jahren durch die Länder geht und zu allem, was in diesem Zeitraume Großes und Bedeutendes geschehen ist, wenigstens immer den Anstoß gegeben hat, seine Quelle im blöden Zufall haben, um sich jetzt nach zwecklosem Irrelaufen ruhmlos im Sande zu verlieren?

Nicht doch.

Hier irrt Nietzsche, und mit ihm irren (hoffentlich recht empfindlich) die vorlauten Bravorufer.

Wer den Zweck will, muß auch die Mittel wollen. Nietzsche will die Geistesaristokratie und spottet über die soziale Frage. Das ist seine große

Inkonsequenz. Denn nur eine soziale Bewegung — und diese erst in weiter Ferne — schließt die Mittel in sich, einst zu dem Ziele zu gelangen. Erst wenn jeder, der als Mensch geboren ist, in der Lage sein wird, die in ihm schlummernden Kräfte und Fähigkeiten zu wecken und auszubilden, um dann mit allen unter denselben Bedingungen, von demselben Platze aus den Wettlauf anzutreten, d. h. sich diejenige Stelle in der Gesellschaft zu erringen, welche ihm nach seinen Kräften und seinem Können zukommt, erst bei völliger sozialer Gleichheit durch Geburt und allgemeine Erziehung und ausgeprägtester sozialer Ungleichheit durch Fähigkeit und Verdienst dämmert uns die Aussicht auf eine unbestrittene Herrschaft des Geistes.

Die Tausende von Intelligenzen, welche heute durch materielle Abhängigkeit verkümmert oder doch niedergehalten werden, müssen erst ans Tageslicht gezogen werden, müssen teilnehmen an allen Kämpfen und Errungenschaften der Kultur, um dann, verbunden mit den heute begünstigteren Genossen, Front zu machen gegen die Masse des Mittelmäßigen.

Die Mittelmäßigkeit, aurea mediocritas in des Wortes eigentlichster Bedeutung, beherrscht unsere Zeit und unsere Gesellschaft. Ihrer Charakteristik sind diese Zeilen gewidmet.

Doch zuvor will ich noch auf die Opposition hinweisen, welche sich auf zwei gänzlich verschiedenen Boden gebildet hat und ebenso hier und dort mit verschiedenen Waffen kämpft.

Die eine Richtung wendet sich vor allem gegen die „aurea“, die andere gegen die „mediocritas“; die eine zeigt sich als Haß, die andere als Verachtung; die eine wird repräsentiert von den Massen der Ungebildeten, materiell Gedrückten, die andere von dem kleinen Kreise der geistig Höchststehenden und — eo ipso — ebenfalls Gedrückten. Beide Bewegungen aber haben dasselbe Ziel, die heutige Gesellschaft zu Reformen zu zwingen, welche sie freiwillig nicht vornehmen will.

Was morsch, alt, greisenhaft geworden ist, verfällt dem Tode. Morsche Eichen, greise Menschen, wie veraltete Sitten und soziale Einrichtungen, wie ganze Völker und Kulturen, sie müssen in gleicher Weise den neuen jugendfrischen Gebilden weichen. Gegen dieses Naturgesetz empört sich die herrschende Macht unserer Gesellschaft. Das konservative Bürgertum will die alten unzeitgemäßen, eine höhere Kultur hemmenden Bestandteile nicht ausmerzen, weil es den eignen Untergang mit jeder durchgreifenden Reform verbunden glaubt. Und doch ahnt es, daß gegen Naturgesetze eine Empörung thöricht und aussichtslos ist. Zu dem abwehrenden, ausschließenden Egoismus tritt daher die Furcht. Es fühlt sich selbst schwach und möchte doch die Rolle des Starken weiter spielen, d. h. herrschen.

Wirklich, ein wenig anziehendes Schauspiel! Denn die Machtstellung

des konservativen Bürgertums (im Parteipreßjargon auch „liberal" geschimpft) ist heute zu drei gleichen Teilen basiert auf bodenloser Ungerechtigkeit gegen Millionen Mitmenschen, systematischem Niederhalten oder Korrumpieren der hervorragenden Geister und widerlich feiger Heuchelei in den eignen Reihen. Besonders auf das letzte muß ich hier näher eingehen.

Zuerst das Zeugnis eines Mannes, den gewiß so leicht Keiner zu den „Umstürzlern und Stürmern" zählen wird. Heinrich von Treitschke schreibt in einem Essay „Die Freiheit" (aufgenommen in „Historische und politische Aufsätze", Leipzig 1865): „Wer irgend einen Begriff davon hat, in welcher ungeheuren Ausdehnung der Glaube an die Dogmen der christlichen Offenbarung dem jüngeren Geschlechte geschwunden ist, der kann nur mit schwerer Sorge beobachten, wie gedankenlos, wie träge, ja wie verlogen Tausende einem Lippenglauben huldigen, der ihrem Herzen fremd geworden. Nur die Wenigsten haben nachgedacht über die grobe Unwahrheit der juristischen Fiktion, in welcher Staat und Kirche bei uns dahin leben der Annahme: Jeder bekennte sich zu dem Glauben, worin er geboren ist. Wie jedes staatliche Übel die Sitten der Bürger berührt, so hat auch die lange unselige Gewohnheit, vor dem Staate zu schweigen und sich zu beugen, entsittlichend eingewirkt auf das religiöse Verhalten des Volks. Die Furcht vor einer streng-gläubigen Behörde, ja die Furcht vor dem Naserümpfen der sogenannten guten Gesellschaft reicht hin, Unzählige zum Verleugnen ihres Glaubens zu bewegen. In den vornehmen Kreisen ist man stillschweigend übereingekommen, gewisse hochwichtige religiöse Fragen nie zu berühren, und so träumen der Gebildeten Viele dahin, welche mit Absicht den Kreis ihrer Gedanken verengern, sich grundsätzlich ihres Rechtes begeben, über religiöse Dinge zu denken. In erschreckender Stärke wuchert auf dem religiösen Gebiete der Geist der Unwahrheit. Geheime Worterklärungen, Mentalreservationen zwingt man dem widerstrebenden Denken auf; damit gepanzert, geht man hin, teilzunehmen an kirchlichen Gebräuchen, deren eigentlichen Sinn man verwirft. . . . . . ." (Hist. u. pol. Auff. 1865, S. 618.)

So schrieb der deutsche Historiker im Jahre 1865. Und wie steht es heute, nach dreißig Jahren, mit unseren lieben Bürgern? Sind die „Gebildeten" weniger feige, weniger verlogen geworden? Pfui . . . .! Das Zeichen, unter welchem wir stehen, ist dem sehenden Auge deutlicher, denn je; es ist das der Angst, der blassen, krampfhaft lustigen Angst. Furcht aber hat nur, wer sich schwach oder schuldig fühlt. Nun, die gebildete Gesellschaft ist beides und fühlt sich als beides.

Wie könnte sie sich sonst durch die Verbrecherthaten einer Handvoll Verrückter in einen Schrecken versetzen lassen, der laut nach Ausnahmegesetzen gegen den Umsturz schreit?

Vielleicht aus lächerlicher Unkenntnis der wirklichen Verhältnisse, der Folge einer Vogelstraußpolitik, welche den Kopf bei allen „Fragen“ ängstlich in den Sandhaufen der Alltagsinteressen zu stecken heißt.

Gewiß, diese Unkenntnis und der Mangel einer einheitlichen festen Weltanschauung, lassen unsern friedliebenden Bourgeois Gefahren für sich erblicken, wo gar keine vorhanden sind, lassen ihn sich naiv gegen Naturgesetze auflehnen und verbinden sich mit der ihm eigentümlichen heuchlerischen Furchtsamkeit zu jener unerquicklichen Waschlappenphilosophie, die heute in der Tagespresse, im Sitzungssaal, am Biertische und überall, „wo ernste Männer sich verständig unterreden“, als patentierte Bürgerweisheit ihre Triumphe feiert. —

Allgemeine Sätze der freien Bürgervernunft:

Erstens: Die zu Recht bestehende Gesellschaftsordnung ist die einzig gute; denn in ihr hat das gebildete Bürgertum die ihm gebührende Stellung.

Zweitens: Wer I. nicht glauben kann, muß wenigstens immer so thun, als wenn er es glaubte.

Drittens: Die Bildung des gebildeten Bürgertums steht in voller Übereinstimmung mit dem erlangten Kulturgrade. Überhaupt ist der gebildete Mittelstand von jeher der Träger der Kultur gewesen (gewesen ja!)

Viertens: Siehe II.

Fünftens: Jeder Mensch muß eine positive offenbarte Religion haben und diese heilig halten. Besonders muß er an unerforschliche Ratschlüsse Gottes glauben.

Sechstens: Da Gott es in seinem unerforschlichen Ratschlusse so eingerichtet hat, daß die Menschen nicht unter den gleichen Bedingungen (!) zur Welt kommen, kann auch ihr Lebenslauf kein gleicher sein. Es muß Reiche und Arme, Hohe und Niedrige, Gebildete und Ungebildete geben. Die Armen, Niedrigen und Ungebildeten heißen auch „Volk“, während die Reichen, Hohen, Gebildeten die eigentliche Gesellschaft bilden.

Siebentens: Als innern Halt und zum Schutze der Gesellschaft brauchen wir einen starken Staat, und zwar ist der zu Recht bestehende Staat der einzig gute.

Achtens: Auch wenn man schon lange nicht mehr an Gott und an ein Königtum von Gottes Gnaden glaubt, muß man doch immer so thun, als wenn man glaubte.

Neuntens: Was die Gesellschaft in engerem Sinne für wahr, gut, schön erklärt, ist wahr, gut, schön.

Zehntens: Siehe II, IV, VIII.

Elftens: Wer die vorhergehenden Paragraphen nicht anerkennt und auch nicht so thut, als wenn er sie anerkenne, — stürzt um.

Das sind so allgemeine Sätze (nicht etwa alle), Grundsätze würde man in der Mathematik sagen, welche das Vorteilhafte haben, daß man sie nicht zu beweisen braucht. Wer in der Gesellschaft einen Platz einnehmen will, muß sie stillschweigend beschworen haben und sie zur Grundlage seines ganzen Sprechens und Handelns machen. Gedanken dagegen sind zollfrei. Das ist auch recht vorsichtig. Denn obgleich man es öffentlich täglich laut verkündet, daß ein vernünftiger, gesunder Mensch nicht anders denken könne, als die Gesellschaft es vorschreibt, so giebt es doch auch im Bürgertume eine ganze Anzahl „unvernünftiger" Geister, die von ihrem Naturrechte des zollfreien Denkens Gebrauch machen, um dann lächelnd auf das gefüllte Portemonnaie zu schlagen: mundus vult decipi; decipiatur.

Immer so thun, als ob ..., immer den Schein über das Sein setzen, ist eine Hauptforderung der Bürgermoral. Wer sich dem widersetzt, stürzt um, und die Umstürzler sind vogelfrei; wenn nicht das Leben, so wird ihnen doch die Ehre, die Stellung, der Lebensfrieden genommen. In jeder Stunde, was sie auch vornehmen, müssen sie an tausend schmerzenden Nadelstichen empfinden, daß die Gesellschaft sie geächtet hat, daß sie Menschen zweiter Klasse oder gar Kulturfeinde geworden sind. Zu einem solchen Martyrium fühlt sich kein Bürger geschaffen, er will ruhig, friedlich leben, etwas vom Leben haben. Der moralische Mut ist ihm ja schon in seiner Kindheit durch die Erziehung ausgetrieben worden, zusammen mit der Freude an der Wahrheit und am geistigen Kampfe. Das mahnende Gewissen wird leicht mit probaten Hausmittelchen, wie Tradition, Pietät, Ehrfurcht vor dem Bestehenden, Toleranz, oder frivolen, aber resigniert klingenden Gemeinplätzen, wie der ewigen Unreife des Volkes, zum Schweigen gebracht. In der Kunst des Sichselbstbelügens ist man heute zu einer staunenswerten Virtuosität gelangt. Man jammert über die verderbte aller Ideale baare Zeit, man predigt mit lautem Pathos die alten deutschen Tugenden der Tapferkeit und Wahrheitsliebe und plätschert selbst ganz vergnüglich in den verschiedenen Pfützen des fin de siècle und hütet sich selbst, jämmerlich feige und verlogen, vor jedem Worte, das einen kompromittieren, den warmen Sitz im Schoße der Gesellschaft kosten könnte.

Ja dieser Idealismus, der bei den Namen „Schiller und Goethe" verzückten Auges gen Himmel starrt, der das „Wiederaufleben des religiösen Geistes" mit innigster Teilnahme verfolgt und fördert, der vor dem heiligen Institute der Ehe, dem „Grundpfeiler jeder menschlichen Gesellschaft", seine tiefste Reverenz macht, bei jedem möglichen und unmöglichen Anlaß brausende Hochs auf seine allergnädigste Majestät ausbringt, und der jedes freie, kühn aufwärtsstrebende Talent in der lebenden Litteratur begeifert und ihm die Daseinsberechtigung kindisch, gehässig abspricht, der jede freie, starke Liebe,

die sich ohne Rücksicht auf Geld- und Wappenschacher, ohne Rücksicht auf staatliche und kirchliche Approbation nur aus Liebe giebt, voll und ganz, auf die widerwärtigste Weise in den Kot zu ziehen bestrebt ist, dieser Idealismus, der eine offene, rückhaltslose Diskussion über religiöse und soziale Fragen verdammt, ist er denn etwas Anderes, als ein euphemistisches Flitterwort, für die grenzenlose geistige Trägheit, den von einem verlogenen Egoismus diktierten Grundsatz après nous le déluge des herrschenden Bürgertums?

Denkfaul und unsäglich eingebildet auf die Errungenschaften der Kultur, die er natürlich in erster Linie dem gebildeten Mittelstande, d. h. sich selbst verdankt, wälzt heute der Einzelne grundsätzlich jede geistige Arbeit von sich ab und läßt die Gesellschaft, die „kompakte Majorität", für sich denken, urteilen, sprechen und handeln. Man ist der Meinung, man urteilt hierüber..., allgemein mißfällt er..., in der Gesellschaft gilt es... In diesen und vielen ähnlichen Ausdrücken bewegt sich der gebildete Mann, jedem die Ergänzung überlassend: folglich bin auch ich der Meinung, urteile auch ich..., gilt für mich... u. s. w.

Um ein Urteil von vornherein auf seine Kappe zu nehmen oder fest hinzustellen und standhaft fest zu halten, ist er erstens zu träge und feige, dann aber auch schon zu sehr Skeptiker. Er hat soviel zusammengelogen und geheuchelt, daß ihm ein leises Zweifeln zur zweiten Natur geworden ist, welches sich dann mit dem letzten Fünkchen von Wahrheitsliebe zu einer schwachen Opposition verbindet, die ihm in lichten Stunden zuraunen mag, nicht nur, daß er, der „gebildete Mann", ein großer Jammerlappen ist, sondern, daß er auch gar nicht über Sachen urteilen kann, von denen er nichts weiß und nichts versteht. Hat er denn jemals sich aufrichtige Mühe gegeben, der so vornehm abgefertigten sozialen Frage auch nur im geringsten Maße gerecht zu werden? Hat er jemals auch nur den guten Willen gehabt, auf einem Gebiete der modernen Kultur wirklich Sachverständiger zu werden, mit ruhigem Ernste nachzuforschen, was ist gesund, was krank? Ja, hat er jemals auf Wort und Schrift der Männer geachtet, welche heute von allen Seiten, aus allen Lagern hervortreten, hat er je tüchtige Bücher, deren Verfasser auf verschiedenen Standpunkten stehen, aufmerksam durchgelesen mit dem Wunsche vorurteilslosen Verständnisses? Fast ausnahmelos heißt die Antwort: „Nein, nein, nein."

Aber solche lichten Stunden sind wenig willkommen, und wenn man an einen modernen Teufel glaubte, er hätte sicher als Attribute rücksichtslose Offenheit und Wahrheitsdrang. Wozu auch? Man hat ja die allgemeine Meinung. Erst ein undeutliches Wispern, dann nichtssagende, wenn auch oft bedeutsam klingende Worte, aus denen der fein ausgebildete

Herdeninstinkt bald ein Ja oder Nein herauswittert. Unwichtigen Thatsachen und Meinungen gegenüber, d. h. solchen, welche den Lebensbedingungen und Grundsätzen der bürgerlichen Gesellschaft oder den verschiedenen Bildungshühneraugen nicht zu nahe treten, gilt der schöne Satz „de gustibus non est disputandum“. Doch zeigt sich auch hier die Macht der „kompakten Majorität“ im schönsten Lichte. Man braucht nur die Herren Ebers, Baumbach, Wolf zu fragen. Und die können doch wahrlich nicht wichtig genommen werden. —

Ich habe bis jetzt immer das konservative Bürgertum, die Gesellschaft im engeren Sinne, im Auge gehabt. Ihr gegenüber stellte ich vorher die Opposition, wie sie einerseits, und von Jahr zu Jahr in gewaltigerer Front, in den Massen der Ungebildeten, materiell Gedrückten, dem vierten Stande, und andrerseits in dem kleinen Kreise der geistig Höchststehenden erwachsen ist. Man könnte nun den letzteren Kreis auch weiter ziehen, wenn man die dritte Klasse der unabhängig gebildeten, offenen — die Offenheit wird hier oft zum Cynismus — aber schwachen, indifferenten Übergangsmenschen unseres fin de siècle hinzunehmen will. Ihnen fehlt vor allem das geistige Rückgrat und der frische Kampfesmut. Sie sind zum großen Teil blasierte Pessimisten, während das Bürgertum noch immer einem kindlichen selbsttäuschenden Optimismus huldigt. Sie haben die Augen aufgemacht und gesehen, daß es nicht mehr lange so bleiben kann, aber sie haben auch nicht den Mut, die Änderungsinitiative zu ergreifen. In den Großstädten besonders wächst ihre Zahl wohl täglich und mit ihren Wahlsprüchen: „Die Welt ist rund und dreht sich um, drum sind die Menschen schwindeldumm“ und „Laßt uns genießen, was noch zu genießen ist“ haben sie die Zwitterkultur der Moderne geschaffen. Viel Offenheit und wenig Kraft, ein Alles benagender Skepticismus mit einem überlegenen Lächeln der Toleranz, eine geheime zehrende Sehnsucht und eine oft ostentativ zur Schau getragene Sättigung, kurz ein äußerstes Raffinement des Seelenlebens ohne Charakter, ohne die Kraft zu einem festen „Ja“ oder „Nein“.

Die Bedeutung der Moderne liegt denn auch in ihrer Stellung als Übergangskultur und als Durchgangsstation für alle hervorragenden Geister, welche, dem Bürgertume entronnen, eine befriedigende Weltanschauung noch nicht gefunden haben. Aus ihr gehen die Männer jenes kleinen Kreises der Höchststehenden hervor, welche wissen, was sie wollen und einst berufen sind zu herrschen. In ihr speichert sich eine geheime Verachtung gegen unsere heutige Lügenkultur auf, die schon hier und da zu einem heiligen Zorne wird und den Keim zum Handeln enthält. Zum Umsturz. Ich muß hier innerlich lachen, so viele Aussprüche und Genieblitze „gebildeter Männer“ fallen mir bei diesem Worte ein.

Das große Publikum nämlich kennt nur zwei Sorten Umstürzler; die ganz Groben, unter denen es auch einige Verrückte giebt, welche mit Bomben werfen, heißen Anarchisten und Nihilisten, die Andern: Sozialdemokraten (in Deutschland). Sozialdemokrat ist ihm aber nun auch jeder, der zu den gesellschaftlichen Galimatias nicht Ja und Amen sagt. Man kann so einem braven Bürgersmann in mehrstündlicher Rede auseinandersetzen, daß man jeden kommunistischen Zukunftsstaat für baren Unsinn hält, daß man nur für Offenheit und Gerechtigkeit eintritt, man bleibt für ihn mindestens ein verkappter Sozialdemokrat. Diejenigen, welche es besser wissen und zugleich die Autorität besitzen, um kein Mißtrauen aufkommen zu lassen, hüten sich wohl, mit des Lichtes Himmelsfackel unvorsichtig, gegen den eignen Vorteil, umzugehen. —

Die Umsturzvorlage, über welche der deutsche Reichstag in der nächsten Zeit entscheiden wird, ist auf dieses quid pro quo berechnet; weniger gegen eine politische Partei, nicht gegen eine Bombenwerferbande soll vorgegangen werden, sondern gegen „den Geist des Aufruhrs, der durch die Lande geht", wie Obristlieutnant Schwarze düster klagt, gegen die freien Regungen, und die frische selbstbewußte Kritik, welche anfängt, das müde Dekadententum zu verdrängen.

Ob die Vorlage angenommen wird? Ich weiß es nicht.

Aber daß man mit ihr nicht erreichen wird, was man erreichen will, das weiß ich sicher.



Das Gottesgnadentum in der Geschichte.

Von M. Schwann.

(Zürich.)

Es ist ein Wunderbares um die Entwicklung der Erkenntnis. Sie mühet sich ab, das Seiende zu durchdringen und zu erforschen, und doch immer wieder rinnt es ihr unter den Augen dahin. Der Augenblick, der es brachte, nimmt es mit sich hinweg, er verweist des Menschen Sinnen und Denken an das Leben, das Werden und Entwickeln, an das sich Bewegende. Nichts wäre daher natürlicher, als daß unsere großen Forscher sich auch hieran halten würden, daß sie das Leben verfolgten, wie sie es finden, daß sie es aufgäben, den festen, ewig entrinnenden Punkt zu suchen,

und doch geschieht thatsächlich gerade das Gegenteil. Wie wenige blicken wirklich forschend auf das Leben selbst, und wie viele klammern sich an das Suchen der letzten Ursache! Der Bacillus kann doch geradesogut die Frucht der schon entstandenen Krankheit sein, wie er ihr Anfang sein soll, und die Zelle ist doch schon ein Produkt des Lebens, nicht aber der Ursprung desselben. Und wenn wir auch zugeben müssen, daß die Naturwissenschaften vor allen andern dem Werden ihre Aufmerksamkeit zuwenden, wie wenig geschieht dies aber noch von den andern Wissenschaften! Da wird abstrakt philosophiert und herumgestritten, aber die Art, wie es denn eigentlich zu dem streitigen Objekt gekommen, den Lebensgang desselben zu verfolgen, der uns allein über das Wesen dieses Objektes Aufschluß geben kann, daran denken die allerwenigsten. Daß aber gerade der Umstand, ob die Menschen ihr Denken an gewordene oder an werdende Begriffe knüpfen, ausschlaggebend ist für ihre ganze Lebensentfaltung, daß dieser Umstand ein Kriterium, das hauptsächlichste Kriterium für die jeweilige Entwicklung der Gegenwart bildet, kommt kaum in Betracht. (In einer gesonderten Abhandlung wollen wir auf diesen Umstand und seine Bedeutung näher eingehen, hier sei nur darauf hingewiesen, woher die Thatsache kommt.) Das Leben ist nicht nur Werden, sondern auch Vergehen, und weil es Individuen, Geschlechter, Völker giebt, deren Entwicklung in absteigender Linie sich bewegt, deren Lebensbegriffe daher eine Tendenz der Dekadenz und Deformierung in sich bergen, deshalb kommt das Werdende das Aufstrebende, das der Zukunft Entgegenstrebende nicht oder nur teilweise zu seinem Recht. Der Begriff des Gottesgnadentums sei nun einmal auf seinen Lebensgang von uns geprüft.

Es ist eine bekannte Thatsache, daß die alten Völker ihren Ursprung von Gott ableiteten. Tacitus berichtet von den Germanen, sie hätten in alten Liedern, der einzigen Art von Jahrbüchern und vergangener Zeiten Gedächtnis zu bewahren, den Tuisko, den erdgeborenen Gott und dessen Sohn Mannus als die Ahnen und Begründer des Volkes gefeiert. „Dem Mannus werden drei Söhne zugeschrieben, nach deren Namen die dem Meere zunächst wohnenden Ingaevonen, die mittleren Herminonen, die übrigen Istaevonen genannt würden.“ Andere dagegen bedienen sich der Freiheit, wie sie jenes graue Altertum gestattet und behaupten, es seien noch mehrere Göttersöhne, und daher stammten noch mehrere Volksnamen, so die der Marsen, Gambrinier, Sueben, Vandilier, welches wirkliche und alte Namen wären. Tuisco, Tivisco, Tiusco ist aber, wie schon Zeus dargethan, ein Abkömmling des uns bekannten Tius oder Zio, er ist „vom Himmel“ gefallen, wie alle die vom heitern Himmel erzeugten Götter. Sein Sohn wieder ist Mannus, d. h. der Mann. Der erste Held ist Gottes Sohn

und aller Menschen Vater. Denn Mannisko ist des Mannes Sproß und dasselbe Wort wie Mensch. Der erste Mensch war für den Deutschen natürlich der erste Deutsche, und ob nicht auch noch das Wort deutsch selbst (diutiska) in letzter Linie den gleichen Weg zu wandeln hat bis zu Tiu zurück, ist für uns eine offene Frage. Diuda aber bedeutet im eigentlichen und umfassenden Sinne „Volk".

In der glücklichen Zeit der Kindheit lebte diese himmlische Abstammung der Völker und Menschen in aller Gedächtnis, das Volk blieb sich seines Adels bewußt. Ja, vielleicht ist gerade das Gefühl der Überlegenheit, der geistigen und körperlichen Kraft eines Volkes gegenüber andern Völkern, die Erzeugerin dieser Sagen von göttlicher Abstammung gewesen; denn wie jene Mitteilungen des Tacitus belehren, suchte man eine möglichst direkte Abstammung von Gott darzuthun, man begnügte sich nicht mit den drei Söhnen des Mannus oder mit diesem allein, sondern behauptete, Gott habe noch mehr Söhne gehabt, und an diese knüpfte man alsdann den Namen des eigenen Volkes. Ein Rassevolk ist eben exklusiv, vermischt sich nicht mit andern Völkern, in seinem Rassebewußtsein drückt sich das Gefühl von etwas besserem aus, wie ja auch die Juden sich das auserwählte Volk Gottes nannten, und ehe ein Volk der Vermischung mit andern zugänglich wird, bedarf es einer langen Reihe äußerer und innerer Wandlungen. Feststeht also zuerst einmal für uns, daß in der Völkerkindheit das Volk selbst im wahren Sinne des Wortes sich „von Gottes Gnaden" nannte.

Der allgemeinen edlen Gleichheit im Volke entspricht es nun vollkommen, wenn uns Cäsar berichtet, die Germanen hätten keine Druiden, also keine Priester gehabt, ihr entspricht es ferner, wenn weiter Tacitus erzählt, daß noch in damaliger Zeit der Familienvater der Familienpriester sein konnte und war. Noch hatte sich zwischen ihn und seinen göttlichen Ahnherrn kein Priesterstand eingeschoben, obgleich uns Tacitus ebenso berichtet, daß diese Wandlung damals bereits begann. Es ist nun begreiflich, daß eine allgemeine Gleichheit mit dem Wachstum des Volkes, namentlich aber in den Zeiten der Not, nicht aufrecht zu erhalten war. Man mußte Führer haben, wenn es zum Kriege kam; man mußte Führer haben, wenn es zur Wanderung ging; man mußte Urteiler und Richter haben, wenn es zu Streitigkeiten innerhalb der Volksgenossen selbst kam. So entstanden allmähliche Trennungen im Volke, welche zu ihrer Entwicklung zu festen Ständen und Standesunterschieden natürlich einer geraumen Zeit bedurften. Persönliche Fähigkeiten waren es, welche diesen Trennungen anfangs zur Grundlage dienten, und da die Anthropologen uns sagen, daß persönliche Fähigkeiten auf der Grundlage angeborener und ererbter Keime erwachsen, daß also demgemäß ein Geschlecht, wenn es zur Ausprägung dieser bestimmten Fähigkeiten in

seinen Mitgliedern gelangen soll, unter stets normalen gleichheitlich wirkenden Zugaben eine bestimmte Zeit zu durchlaufen hat, so ist uns mit der höheren Fähigkeit zuerst einmal das höhere Alter des Geschlechtes verbürgt. Dann aber ist Exklusivität kein alleiniges Element der Völker=, sondern ebenso der Geschlechter= und Familienentwicklung. Man denke nur einmal daran, wie hoch dem alten Germanen die Sippe stand. Man denke ferner an unsere eigene Kinderzeit! Der Umstand, daß wir echte Godesberger waren, genügte uns Knaben allein, uns gegen die Rungsdorfer, Plittersdorfer, Wehlener ꝛc. abzuschließen und sie zu prügeln oder uns von ihnen prügeln zu lassen, je nachdem. Exklusivität in Geschlecht und Familie bedeutet, wie im Volke, Inzucht. Inzucht aber führt bis zu einem gewissen Grade zu einer immer vervollkommneteren Ausprägung der Volks=, Geschlechter= und Familieneigentümlichkeiten und =Fähigkeiten, und diese Entwicklung in aufsteigender Linie führt demnach ganz von selbst und immer mehr zu Unterschieden und Trennungen in der einstmals homogenen Masse. Diese Entwicklung hat ihre Grenze, und die ist da, wo der natürliche Kraftfond des Volkes, des Geschlechtes, der Familie erschöpft ist. Bleibt es nun trotzdem bei der Inzucht, so folgt naturgemäß die Dekadenz des Volkes, des Geschlechtes, der Familie, weil dieselben nun fortwährend an ihrer eigenen Kraft zehren. Das Volk, Geschlecht, die Familie werden von andern glücklicheren Kreuzungen überholt, sie geraten in Nachteil diesen Kreuzungen gegenüber, und dieser Nachteil wächst in umgekehrter Proportion mit der Erschwerung des Kampfes um die Existenz. Je größer diese, zu um so unnatürlicheren Mitteln muß der Dekadente zu seiner Erhaltung greifen, und je unnatürlicher die Mittel, um so dekadenter wird er, um so rascher schreitet er dem gänzlichen Verfalle zu.

Die Grundlage des Priestertums und Königtums, das in den ältesten Zeiten dasselbe Amt war, wenn wir begrifflich vorgreifend überhaupt von einem Amte reden dürfen, war die persönliche Fähigkeit und Tüchtigkeit. „Die Gewalt der ältesten Könige scheint im Heidentume eine oberpriesterliche, der Adel selbst mit dem Priestertum in Verbindung gewesen zu sein.“ Jornandes sagt von Comosicus, dem allerdings unhistorischen Könige der Goten: „Dieser wurde von jenen sowohl als König wie als Priester betrachtet wegen seiner Erfahrung, und in seiner Gerechtigkeit richtete er die Völker.“ Unhistorisch ist die Persönlichkeit, aber die Sage berichtet uns deshalb doch die im Volke herrschende Ansicht. Diese ist historisch. Nichts Mystisches liegt in diesem Priester= und Königtume. Es ist die einfache natürliche Anerkennung wirklicher, erkennbarer, persönlicher Vorzüge durch die Volksgenossen. Sie fügten sich dem Urteile der Erfahrung und Gerechtigkeit. Von einer Herrschaft ist nicht die Rede, und noch Tacitus

weiß nichts von einer „unbegrenzten und freien Gewalt der Könige“, wie er der Mitteilung, daß über die Friesen zwei Könige regierten, den Zusatz anhängte, „insoweit die Germanen überhaupt regiert werden“. Mit dem Königtum brauchte das Heerführeramt nicht notwendig verbunden zu sein, da es ebensowenig notwendig und möglich war, alle Fähigkeiten in sich zu vereinen. Das Walten des Königs war priesterlicher und friedlicher in jener Zeit, während der Heerführer oft nur ein ganz beschränktes und vorübergehendes Ansehen erlangte, wie uns schon Cäsar berichtet. Natürlich mußte die Person des urteilenden und richtenden Königs geschützt werden gegen etwaige Gewaltthaten der zurechtgewiesenen oder unterlegenen Partei, und so kam er ebenso von selbst zu dem ersten rechtlichen Vorrange, dem höheren Wergelde. Damit war eigentlich der erste Bann gebrochen.

Größere Fähigkeiten fordern allseitigere Bethätigung, dieser aber entspringt das Wachstum des Besitzes, und zwar zunächst nur des beweglichen Besitzes, da das Land selbst an die Volksgenossen verteilt und mit der festen Mauer des Gemeindelandes umzogen war. Der Besitz wuchs also zunächst durch die Vermehrung der Herden, dann aber durch Beutezüge, und nicht durch vermehrte und intensivere Bodenkultur; denn dazu fehlten Mittel und Kenntnisse und Neigung. „Für Trägheit hielten die Germanen, ja sogar für Schwäche, durch Schweiß zu erwerben, was man mit Blut gewinnen kann.“ Noch war also das Gleichgewicht nicht gestört; denn dieses bewegliche Eigentum floß ebenso rasch wieder dahin, wie man es bekommen hatte. Das Besitztum wird erst zur Macht, wenn es konstant bleibt und sich mehrt, d. h. wenn es unbeweglich wird, sich in Landerwerb verkörpert. Auch die natürliche Gleichheit schien noch sehr wenig durchbrochen, denn „allen ist gleiche Gestalt, allen sind trotzige und blaue Augen, blondes Haar, große und nur zum Angriff tüchtige Körper,“ berichtet Tacitus. Also ein reines, nur sich selbst gleiches Volk in seiner Kindheit, dem die Abneigung zu Anstrengung und Arbeit noch aus der natürlichen Körperbeschaffenheit erwuchs.

In der Not appellierte man an die Fähigkeiten eines Mannes. Die Not ward durch ihn gehoben. Im Sohne sah man des Vaters Tüchtigkeit sich neu beleben. Man appellierte in neuer Not auch an den Sohn. Er verstand es, wie der Vater, Klugheit und Gerechtigkeit walten zu lassen; er war vertraut mit den alten Gewohnheiten des Volkes und wußte Rat in jeder Lage. Schon waren persönliches Besitztum und persönliche Macht gewachsen, schon genoß er den Vorzug des höheren Wergeldes. Die Fähigkeiten der anderen traten zurück hinter den seinen. Überall leuchtete er voran, in dem Vertreter des einen Geschlechts schien die Tüchtigkeit des ganzen Volkes verkörpert und potenziert. Das ganze Volk ehrte den Besten seiner Söhne mit Geschenken, und so mußte es ganz von selbst kommen, daß man

ihn, der nun auch den Göttern opferte im Namen des Volkes, allmählich um einige Stufen näher an die Götter heranrückte, als das andere Volk. Entstammte er einem der ältesten Geschlechter, wie dies seine entwickelteren Fähigkeiten darthaten, und entstammte das Volk Gott, so war es klar, daß das Volk über ihn erst seinen Stammbaum zu Gott zurücklenken konnte, denn sein Geschlecht führte in direkter Linie dahin. Schon die Bezeichnung der Priester als „Angesehene und Älteste" des Volks zeigt, wie von natürlicher Fähigkeit und Erfahrung die Entwicklung des Priestertums ihren Anfang nahm. Königtum und Priestertum blieben aber nur solange vereint, als diese natürliche Grundlage in lebendigem Gedächtnisse blieb. In dem Augenblicke, wo sich ein amtlicher Charakter des Königtums und damit ein Streben nach Erblichkeit ausbildete, schieden sich Königtum und Priestertum. Und von diesem Stadium des Werdens berichtet uns Tacitus bei den Germanen.

Es ist ein demokratischer Grundsatz, die Gewalten zu teilen. Wir können natürlich von Prinzipien in jener frühen Zeit nicht reden, aber der Prozeß, dem die ersten festen Begriffe und Grundsätze im staatlichen Werden als natürliche Produkte entstammen, liegt vor unsern Augen. Als das Königtum sich erblich befestigte und in sich selbst die Berechtigung seiner Existenz, unabhängig von dem jeweiligen Träger der Gewalt, also der Persönlichkeit, suchte, blieb der allgemeinen Freiheit kein Mittel, dieser Gewalt einschränkend zu begegnen, als die Lostrennung des Priestertums vom Königtum, die Errichtung einer selbständigen Gewalt dem Königtume gegenüber. Die Grundlage der persönlichen Fähigkeit ward damit vernichtet, und die Entwicklung mehr und mehr auf jene Bahn der Abstraktion geführt, wo als natürliches Resultat am Ende der Bewegung der Grundsatz stand: das Amt verleiht dem Manne die Würde, die Fähigkeit u. s. w. Das war die vollkommene Umkehrung jener ersten natürlichen Erkenntnis, den Mann nach seiner Tüchtigkeit zu schätzen und ihm nach dem Maßstabe seiner Tüchtigkeit eine allgemeinere Waltung anzuvertrauen.

Wir haben die Entwicklung eines Geschlechtes schematisch verfolgt. Es gab aber noch andere Geschlechter, welche den gleichen Weg der Entwicklung einschlugen. Persönliche Fähigkeit und Tüchtigkeit waren ein Beweis des höheren Adels, der göttlichen Herkunft. Und so wirkte diese natürliche Anschauung auf die Hebung der Tüchtigkeit im ganzen Volke zurück. Eifersüchtig strebte jeder nach dem Beweise dieser Tugend. Auch in anderen Geschlechtern erbten daher Tüchtigkeit mit ihren äußeren Errungenschaften persönlicher Macht, Besitzes und Ansehens fort. In dem Augenblicke aber, wo das eine Geschlecht den andern den Vorrang abgewann, wo es sich zum königlichen Geschlechte befestigte, erfolgte der Rückschlag nach unten. Den andern,

mit ihm bisher rivalisierenden Geschlechtern war der Weg zu gleichem Ziele verlegt, sie konnten nicht weiter, sie mußten sich daher zunächst einmal in der Stellung zu befestigen suchen, in welche sie eingetreten, und so erhalten wir eine langsam von der obersten Spitze bis hinab zu der Masse des Volkes sich abstufende Reihenfolge nunmehr fest werdender Bildungen, welche erst durch neue Ursachen in neue Bewegung gebracht werden konnten. Diese Ursachen lagen zumeist in der nunmehrigen Hemmung des natürlichen Volkslebens. Von oben herunter dauerte das gleiche Streben fort, sich in der gewonnenen Position zu befestigen. Wie es oben zur Erblichkeit der Gewalten kam, so kam es unten zur Erblichkeit des Besitzes. Das Volk trat aus der Periode des kriegerischen Wanderlebens in diejenige der Seßhaftigkeit ein. Natürlich blieb die Bewegung nicht stehen. Die untern Volksschichten hatten sich in ihrem Besitze befestigt. Die Volkszahl wuchs, der Besitz nicht. Also ein Teil des Volkes blieb entweder besitzlos oder aber man mußte teilen. Befestigt hatte man sich in dem Besitztume nur in der Meinung, von dieser festen Grundlage zu einer höheren Position gelangen zu können. Dagegen aber zog man in den höheren Schichten die Schranken immer fester um sich, um den Eindringlingen von unten den Weg zu verlegen, und so kam es zunächst zu jenen festen Gebilden, welche wir als Standesunterschiede erkennen: Königliches Geschlecht, Adel, Freie und Unfreie; es kam aber ferner zu einem Rückgange der ganzen Volksentwicklung. Die Volkszahl wuchs, der Besitz nicht, nach oben waren die Schranken geschlossen: also mußte man den Besitz unten teilen, und je mehr man teilen mußte, um so weniger besaß der einzelne, um so macht- und rechtloser wurde er denen gegenüber, welche mehr besaßen.

Auch diesen Prozeß der Schrankenbefestigung nach oben wollen wir mit einigen historischen Thatsachen illustrieren. Tacitus erzählt: „Waffen zu tragen, ist keinem erlaubt, bevor ihn das Gemeinwesen für tüchtig erkannt hat. Dann schmückt in der Versammlung selbst entweder der Fürsten einer, oder der Vater, oder ein Verwandter den Jüngling mit Schild und Frame.“ Noch also steht die Gewalt des Familienvaters hier in Parallele mit derjenigen des Fürsten. Beide konnten den Jüngling dem Gemeinwesen zuführen. Hören wir weiter! „Dies vertritt bei ihnen die Stelle der römischen Toga, dies ist die erste Ehre der Jugend, vorher scheinen sie Glieder der Familie, jetzt Bürger des Staates. Ausgezeichneter Adel oder große Verdienste der Väter erwerben auch Knaben die Würde des Fürsten; den Übrigen, die stärker und schon längst erprobt sind, werden sie beigesellt.“ Hier also wird der Beweis persönlicher Tüchtigkeit, welchen ein Knabe nicht ablegen kann, nicht abgewartet, es wird ebenso nicht darauf gewartet, daß das Gemeinwesen ihn

für tüchtig erkennt, sondern allein der Adel des Vaters und seine Verdienste entscheiden. Das ist das Erblichkeitsmotiv, welches hier hereinzuklingen beginnt, dieser Vorgang läßt sich auf die gleiche Stufe stellen mit den Bestrebungen der späteren römischen Kaiser, noch zu ihren Lebzeiten ihre Söhne zu römischen Königen wählen zu lassen, den Söhnen also die Würde und das Amt der Väter zu sichern. Weiter! „Auch errötet keiner, unter dem Gefolge zu erscheinen." Das Gefolge ist also hier von Tacitus schon als „dienend" gekennzeichnet, und es liegt in seinen Worten der Sinn einer „Herablassung" des Fürstenknaben zu dem Gefolge seines Vaters, wenn auch die Herablassung selbst verneint wird. „Ja selbst Stufen hat das Gefolge nach dem Urteile dessen, dem man folgt." — Bei der Aufnahme des Jünglings unter die „Staatsbürger" hatte, wie wir sahen, das Gemeinwesen mitzureden, ja zu entscheiden. Der Fürst vollzog nur den Willen der Gemeinde, und selbst der Vater konnte an der Stelle des Fürsten handeln. Betreffs der Stufenreihe im Gefolge aber hatte keiner mehr mitzureden, als der Fürst allein. Das Urteil des Gefolgsherrn war ausschlaggebend. Wir erkennen die Verschiebung. Sie beginnt damit, daß man Knaben mit der Fürstenwürde bekleidet, daß der Gefolgsherr allein die Gradunterschiede bestimmt. Wir suchen die analoge Entwicklung auf religiösem Gebiete. Noch war hier der Vater der Priester der Familie, der Gemeindeälteste der der Gemeinde, der König der Priester des Volkes. Aber ein anderes floß schon hinein: Priesteramt und mit ihm das dogmatische Motiv. Die Volksversammlung der Germanen eröffnete sich selbst dadurch, daß sie sich niederließ. Dann befahlen die Priester Stille, und von jetzt ab stand ihnen das Strafrecht zu. Hinzurichten und zu fesseln, selbst nur zu schlagen, stand, wie Tacitus berichtet, einzig den Priestern zu. „Denn es geschieht nicht wie zur Strafe, noch auf des Heerführers Befehl, sondern wie auf des Gottes Gebot." Also nicht mehr in Vertretung des Volkes, noch auch auf Befehl des Herzogs übt der Priester hier sein Amt, sondern er sühnt im Auftrage des Gottes. Das Ergebnis dieser Entwicklung war also, daß Volkswille und Gottesgnadentum sich nicht mehr deckten. Die Scheidung hat auch hier begonnen.

Im Volke selbst waltet eine Gesamtkraft. Sie mehrt sich mit dem natürlichen Wachstum des Volkes. Daß von dieser Vermehrung aber jedem einzelnen sein Teil zufloß, verhinderte die Auflösung der früheren natürlichen Gleichheit. Das Wachstum der Gesamtkraft kam nur den Bevorzugten zugut. Damit gewannen dieselben allmählich die Fähigkeit, den aufstrebenden unteren Kreisen einen Widerstand entgegenzusetzen, an welchem die noch vorhandenen Einzelkräfte der unteren Schichten sich allmählich brechen mußten. Und so floß auch die ganze Kraft des Volkes nach und

nach in derselben Richtung dahin, sie ward den höher Gestellten, den Mächtigeren dienstbar. Diese Entwicklung schritt um so schneller fort, als das Volk seine Existenz auch gegen andere Völker zu behaupten hatte. Die äußere Not war die fortwährende Ursache, welche das Volk zwang, da Hilfe zu suchen, wo es sie einstens gefunden, bei den Führern seiner ältesten und tüchtigsten Geschlechter. Während also das Volk nach außen seine Existenz und Freiheit rettete, verlor es die Freiheit im Innern. Anstatt sich einem äußeren Feinde zu unterwerfen, unterwarf es sich seinen Fürsten, und noch bis in die allerjüngste Zeit blieb die Erregung eines Krieges das Mittel, wankende Throne zu stützen. Das Volk konnte nicht anders. Seine Freiheit war dahin, denn was ihm noch übrig geblieben war, wie das Recht Waffen zu tragen, Eigentum zu haben, an der Volksversammlung teilzunehmen, Steuerfreiheit, ja schließlich selbst sein ganzes Recht wanderte nach und nach den Weg, den alles andere bereits gegangen: in den Dienst des Fürsten.

Höchst anziehend und belehrend ist es nun, zugleich mit dem Sinken der Freiheit auch die Entartung von Begriffen, welche mit dem Leben des Volkes sich gebildet hatten, ja selbst des Volksnamens zu verfolgen. Die Deutschen waren die Menschen, die Söhne des Mannus, des Gottessohnes, Helden und Stammvaters. Die Erinnerung an diese Abstammung ging verloren, damit zugleich die Bedeutung des Namens selbst, und so treffen wir als den ältesten deutschen Ausdruck für servus = Diener, Sklave das Wort man. Das mittelhochdeutsche Maskulinum Man bedeutet einen unterwürfigen Dienstmann, das altnordische Femininum Man eine Magd, und das Neutrum Mensch in Oberdeutschland, das ist nun gar zu einer vollkommen verächtlichen Bezeichnung herabgesunken. Die alte Bedeutung von Mann und Mensch, als Sohn Gottes und Heldensohn war dahin, und wie sehr sie aus dem Gedächtnis des Volkes entschwunden war, zeigt, daß man ihr zur Bezeichnung eines Mannes, der für etwas besseres galt oder sich dafür hielt, eine erläuternde adjektive Bezeichnung hinzufügte: edelmann, adalmann. — Das Wort „deutsch" bezeichnet „volksmäßig", „populär", „national". „Einen besseren allgemeinen, alle germanischen Stämme umfassenden, keinen abbrechenden Namen zu erfinden, wäre unmöglich", sagt Jakob Grimm, und trotzdem kam seine Bedeutung so in Vergessenheit, daß man mit einem Fremdwort bezeichnete, was unser deutsches Wort ursprünglich schon sagte: man fand es nötig, von einer deutschen Nationallitteratur zu sprechen, wie man bis auf den heutigen Tag die Tautologie nationaldeutsch verwendet.

Erwähnen wir nun die entgegenstehende Entwicklung von unten herauf des Wortes „Leute", so haben wir die Bestätigung der Degeneration der

Begriffe vollkommen. Leute ist abgeleitet von leod und bedeutet ursprünglich das gesamte freie Volk. In der Benennung „Leute" liegt aber diese Vorstellung heute nicht mehr, sondern gerade diejenige, welche Grimm für die Entwicklung des altdeutschen Wortes Liten, die älteste Bezeichnung für den „hörigen Diener", beansprucht. Litus entstammt nach Grimm dem Worte laz, d. h. faul, träge. Der Knecht heißt träge und unfähig. Der Superlativ von laz ist das heutige „letzte", unter dem wir den Langsamsten, aber auch den Schlechtesten und Geringsten verstehen. Der Lite ist also der, der zu spät kam, dessen Recht schon vergriffen war, ihm fiel die Knechtschaft statt der Freiheit zu. Die „Leute" sind aber heute ebenso die Unfähigen und Urteilslosen, daher der Vormundschaft Unterworfenen. Hat das Wort Lite mit Leuten ursprünglich nichts zu thun, so verschmolzen dennoch im Laufe der Zeit fremder Begriff und alte Benennung in eins, und wenn heute der Herr Graf von „seinen Leuten" spricht, denkt er wohl kaum mehr an leod, die Mitglieder des ursprünglich freien Volkes, sondern er denkt an die letzten und untersten seiner Diener, an die Liten. Man erkennt die Wandlung. Ihre innere Bedeutung aber ist die, daß mit dem Verfall der Volksfreiheit und ihrer materiellen Grundlagen der Verfall der Volksmeinung und Volkserkenntnis Hand in Hand einherschreitet.

In der allmählichen Degeneration der alten Volksnamen spiegelt sich deutlich der Verlust des Volksadels, das Vergessen seiner göttlichen Herkunft. Und je mehr das Volk von seinem alten Adel läßt, ihn vergißt, um so höher erhebt sich eine neue Adelsklasse über ihn empor. Das königliche Geschlecht beansprucht die göttliche Abstammung für sich allein, und in dieser Mystifikation findet es die Macht, allen Ansprüchen der Klassen unter ihm entgegenzutreten. Mit dem Aufgeben des eigenen Adels, der eigenen Götterabstammung gab das Volk seine Freiheit auf und überließ sie denen, die auch das andere an sich genommen hatten. Nur ein Stand behauptete sich zunächst noch dem Königtum gegenüber in einer Ausnahmestellung, das Priestertum. Aber auch ihm war die Zeit gesteckt, in der es sich der königlichen Machtvollkommenheit würde beugen müssen, wenn es ihm nicht gelang, seine eigene Stellung durch irgend eine That zu befestigen. Das aber geschah mit dem Übertritt des Volkes zum Christentum.

Mit dieser Thatsache entstand in der bisherigen Entwicklung eine Lücke. Die alte Götterabstammung des Königtums wurde hinfällig. Was konnte an ihre Stelle treten? Die Bischöfe der christlichen Kirche nannten sich Dei gratia, von Gottes Gnaden, und der erste Usurpator des königlichen Thrones, der vom Papste zur Übernahme der fränkischen Königswürde ermächtigte Majordomus Pippin, nannte sich demütig „von Gottes Gnaden", ein Titel, welcher nun allmählich zum Namen der weltlichen Herrscher hin-

zutrat. Aber auch dieser Titel machte die großartigsten Wandlungen seiner inneren Bedeutung nach durch. Er entstammte dem einfachen Glauben, der alle Erfolge auf Gott, als den Urheber derselben, zurücklenkt. Die Bischöfe aber erhielten ihre Würde vom Papste, nicht mehr wie einst vom Volke, das sie sich wählte. Was Wunder also, daß auch der Papst die Verleihung jener Würde in Anspruch nahm, die sich, wie die bischöfliche, auf Gottes Gnade berief? Das Priestertum geriet in Kampf mit der weltlichen Macht, und dieser Kampf bildet bekanntlich das Leitmotiv unserer ganzen mittelalterlichen Entwicklung, es war im eigentlichen Sinne ein Kampf um das Gottesgnadentum, um das Recht der Autonomie und Volkssouveränetät, welche sich allerdings jetzt in dem deutschen Könige verkörperte. Eine charakteristische Episode sei aus diesem Kampfe hervorgehoben.

Als die Entwicklung des deutschen Volkes in jene fürchterliche Katastrophe verwickelt wurde, welche sich an den Verfall der fränkischen Monarchie, an die Degeneration des karolingischen Geschlechtes knüpfte, suchte man im Osten, wo das Deutschtum sich reiner erhalten, eine neue Anlehnung. Sachsen mit seiner jungen Volkskraft sollte eine Verjüngung nach Westen tragen, man wählte den sächsischen Herzog Heinrich zum deutschen Könige. Schon Alkuin, der Zeitgenosse und Lehrer Karls des Großen, hatte gemahnt, man solle auf diejenigen nicht hören, welche zu sagen pflegen: „Des Volkes Stimme ist Gottes Stimme“, da das lärmhafte Gebahren des großen Haufens immer sehr nahe an Tollheit streife. Das Volk sei vielmehr nach göttlichen Verordnungen zu leiten. Heinrich, der Sohn jenes Stammes, der am längsten und reinsten an alter Art und deutscher Gewohnheit festgehalten hatte, erkannte jenen alten Satz wieder an. Er wies die Weihe und Salbung der Kirche zurück und nannte sich, als das Volk seine Stimme für ihn abgegeben, „von Gottes Gnaden“. Es war ein schwacher Wellenschlag aus dem Leben des Volkes heraus über die Gefilde mystischer Abstraktion, und in die Bahnen dieser Abstraktion lenkte die Entwicklung um so mächtiger zurück, je tiefer sich die deutschen Kaiser in die kirchlichen Gedanken und Vorstellungen hineinarbeiteten, und nachdem der Kampf mit der Kirche um das Gottesgnadentum der weltlichen Herrscher resultatlos verlaufen, krystallisierte sich der Begriff „von Gottes Gnaden“ zu der Bedeutung eines unveräußerlichen Herrscherrechts, das keiner vertragsmäßigen, auch keiner kirchlichen Anerkennung mehr bedürftig sei, dem keine Rücksicht nach irgend einer Seite geboten schien. Von jener Demut, mit der einst noch Pippin diese Benennung angenommen, verschwand auch die allerletzte Spur, und der dünkelhafteste Hochmut des absoluten Herrschers trat an ihre Stelle. Doch Hochmut kommt vor dem Fall.

Die Entwicklung des Volkes hatte indessen nicht geruht. Als sich mit

dem Abschluß der Stände nach oben seiner äußeren Entwicklung ein immer festerer Damm entgegenschob, lenkte die Entwicklung nach innen zurück. Die Verfallszeit der karolingischen Dynastie ist die Vorbereitungszeit für Sachsen geworden, die diesem Volke die Möglichkeit gebar, zum ersten Male kulturfördernd in die Entwicklung Europas einzugreifen. Der Verfallszeit der sächsischen Dynastie entstammte sodann die erste Blüte der Baukunst, Malerei und städtischen Kultur in Süd- und Westdeutschland, welche unter den ersten Saliern so mächtig emporbrang. An die Degeneration der salischen Monarchie knüpfte sich die kulturelle Kraftentwicklung des sächsischen Stammes, welcher, nun von der städtischen Kultur West- und Süddeutschlands befruchtet, seine Kulturarbeit gegen Osten fortsetzte und das Deutschtum bis zu den entlegenen Gestaden des Ostmeeres trug. In derselben Zeit strebte eine doppelte Entwicklung zum Höhepunkte: das Fürstentum (Otto von Nordheim, Heinrich der Löwe) suchte den vom Königtum errichteten Damm zu durchbrechen; der deutsche Adel des Westens und Südens ward der Bahnbrecher einer inneren geistigen Kultur. Deutsche Poesie und Litteratur erlebten die erste goldene Blütezeit. Und als dann das staufische Kaisergeschlecht zu Boden sank, sprang aus dem Leben eines weitern Volksteiles heraus die Blüte einer allgemeinen städtischen Kultur, wie sie Deutschland noch nicht gesehen. Die deutschen Städte, gestützt auf die Macht einer höheren Kultur, wurden zu einer politischen Macht ersten Ranges. Die oberdeutschen Städtebündnisse, die Hansa, griffen für mehr als anderthalb Jahrhundert entscheidend in die Entwicklung Deutschlands ein. Den Städten aber traten alle andern politischen Gewalten hemmend in den Weg. Diese Hemmung ihres äußern Wachstums lenkte auch hier die Kräfte wieder nach innen zurück, und so entstand jenes mächtige geistige Wachstum, welches uns in der Humanisten- und Reformatorenzeit entgegentritt. Auch dieses Wachstum belebte sich in der Zeit des Verfalles der luxemburgischen Dynastie zuerst. Andrerseits aber handelte es sich nun darum, dieses kulturelle Wachstum hinabzuleiten bis zur Wurzel des deutschen Lebens, zum Bauerntum. Gelang dies, so hatte man den unerschöpflichen Boden zu einer neuen äußeren Entfaltung gewonnen. Denn hier lag die Fülle nationaler Kraft, aus dieser Wurzel heraus konnte nur ein neues Gottesgnadentum des Volkes erwachsen, des ganzen Volkes. Das Recht des freien Volkstums und seiner individuellen Entfaltung konnte nur hier seine bodenwurzelnde Festigkeit erlangen. Da aber begegnete die kulturelle Entwicklung einem neuen Gegner, der Kirche. Ihre Macht war zurückgewichen vor dem Andrange neuer Kulturelemente bis hinab in die unterste Schichte des Volkes. Der Kampf um diese ihre letzte, allein noch feststehende Position gab der Reformation ihre eigentliche Bedeutung. Aber als der Kampf bis zu

diesen untern Volksschichten vordrang, klang es mit andern Tönen in die Welt zurück. Das Gottesgnadentum war es, was das Volk in seinem ganzen Umfange für sich zurückzufordern begann. Luther hatte in halb mystischer Form das allgemeine Priestertum proklamiert. Die Bauern in Franken und Schwaben streiften die mystische Hülle herunter und stellten ihre realen wirtschaftlichen und politischen Forderungen. Die Bauern Thüringens blieben in der mystischen Sphäre hängen, die Bauern Sachsens und Niederdeutschlands rührten sich nicht. Sie waren noch unmündig. — Luther nennt sich selbst eines Bauern Sohn. Er war es nicht. Sein Geschlecht war mit seinem Vater der alten Bauernsphäre entwachsen. Er verstand das Bauerntum nicht mehr und wandte sich von ihm ab. So wurde die Bauernerhebung im Blute erstickt, das Gottesgnadentum des Volkes erstarb mit einem Weheruf, der ganz Deutschland durchgellte.

In dieser Entwicklung sind zwei Phasen zu unterscheiden. Als Luther die Lehre vom allgemeinen Priestertum in die Welt warf, wandte sich alles von ihm ab, was von der alten Mystik seine Legitimation erhalten hatte und seine Existenz in ihr begründet sah, alles also, was der alten Bedeutung der Worte diutisk = volksmäßig, manisco = Mensch und Gottessohn längst vergessen hatte: der Papst, der Kaiser, die katholischen Könige und Prälaten. Alles aber neigte sich Luther zu, was von der neuen Entwicklung seine Legitimation zu erhalten hoffte: die Fürsten, die Ritterschaft, das Bürgertum, das Bauerntum. Das letztere zog da, wo ihm mit dem Alter und der fortwährenden Berührung mit einer vorgeschrittenen geistigen Kultur das Selbstdenken erwacht war, die radikalste Konsequenz, und zwar wiederum die radikalste deshalb, weil es mit seinem Denken der Natur am nächsten stand, die Unnatur der bestehenden Verhältnisse daher auch am härtesten empfinden mußte. Aber dieser Protest des Bauerntums gegen die Unnatur der bestehenden Verhältnisse traf schon in der Bürgerschaft, wo eben die Entwicklung zum Kapitalismus mit verheerendem Eifer einsetzte, auf Widerspruch, und dieser Widerspruch mehrte sich, je höher man durch die Volksschichten hinaufging. Vor dieser Entwicklung des ganzen Volkes zur Freiheit, vor der Bethätigung des allgemeinen Priester- und Gottesgnadentums durch den „großen Haufen mit seinem tollen, lärmhaften Gebahren", wie einst Alkuin gesagt hatte, bebte die ganze Masse derjenigen Volksteile zurück, denen auch Luther angehörte: Bürgerschaft, Adel, Fürstentum. Luther war keine Bauernnatur mehr. Er bog ein. Seine Kraft war zu Ende, und so beauftragte er seine neuen Freunde mit der Hinschlachtung der Bauern. Die reformierte Lehre blieb auf halbem Wege stehen, die Bauernschlächter warfen sich zu ihrem Schutzherrn auf, retteten damit die Existenz des bisher Errungenen, erwarben sich damit aber auch das Anrecht darauf, in diesen

Errungenschaften sich beschützt zu sehen. An die Stelle der alten Mystik trat eine neue. Luther besorgte sie. Vom Jahre 1525 datiert seine geistige Dekadenz. Das eine große Werk hatte er im ersten jugendfrischen Anlauf, bei dem noch der Rest alten Bauernblutes die treibende Kraft in ihm war, vollbracht: er hatte dem Papst- und Kaisertum, dem König- und Prälatentum den alten Mantel des alleinigen Gottesgnadentums von den Schultern gerissen. Doch dieses Beutestück verteilte er nun unter seine Gönner. Aber diese ganze nun neu anhebende Entwicklung stand auf thönernen Füßen. Man hatte dem Volke den Kopf abgeschlagen, und mit dem Kopfe fiel der gesunde Volksgedanke, der lebendige Volksgeist. Zuerst bekam das Bürgertum dies zu empfinden. Seine alte politische Machtstellung brach krachend zusammen, die alten städtischen Freiheiten und Rechte sanken ins Grab. Dann kam der Adel: er wurde zum Lakaien der Fürsten. Dann kamen die Fürsten selbst. Das Kaisertum, von den Fürsten zurückgewiesen in die Bahnen einer lokalen und partikularistisch-nationalen Entwicklung im deutschen Südosten, verlor in Deutschland Schritt für Schritt seine einst so umspannende nationale Macht. Und mit der Macht gingen ihm auch Können und Wollen verloren, dem deutschen Leben eine gesicherte Heimstätte gegen fremde Gewalten zu erhalten. So brach die romanische Überflutung über Deutschland herein. Zuerst das römische Recht, welches sich an die Stelle des alten deutschen Rechtes setzte, dann der romanische Jesuitismus, der vor allem den neuwachsenden Volksgeist in Fesseln legte und ihn zu einer der scheußlichsten Deformationen brachte. Nicht das Gottesgnadentum mit seiner stolz beseelenden Kraft herrschte in Deutschland, sondern das Teufelsgnadentum mit den Ausgeburten des wahnsinnigsten Teufels- und Aberglaubens. Dann kam die ganze romanische Unverschämtheit des absoluten Gottesgnadentums der Fürsten mit seiner trottelhaften Nachäffungssucht, mit seinem ganzen volksverheerenden Gefolge des Alamode-Unsinns. Es lebte kein eigener Gedanke mehr im deutschen Volke, seitdem das Bauerntum zu Boden geschmettert worden war. Der dreißigjährige Krieg machte das Land zur Wüste, er decimierte das Volk um fast zwei Drittel seines früheren Bestandes. Dann kam die Elendszeit unter Ludwig XIV. von Frankreich. Wohin sollte das führen? Nun, wenn erst dem ferneren Wachstum alle Seiten versperrt sind, schlägt es sich selbst ein Loch. Jeder Druck hat einen Eindruck zur Folge, und dieser muß, wenn das Leben erhalten blieb, einmal wieder zum Ausdruck werden. Und nur da kann der Eindruck zuerst zum Ausdruck gelangen, wo der Druck hinreichte, jenen hervorzubringen, nicht aber, der freien Entwicklung dauernd den Weg zu verlegen. Diese Möglichkeit aber war im Osten Deutschlands und hier zuerst auf dem Fürstenthrone gegeben. Der Ausdruck mußte da kommen, wo der Druck des

Westens, der romanischen Verzerrung, zwar empfunden wurde, aber nicht hinreichte, das eigene Leben zu ersticken, und das war im Osten Deutschlands, in dem Teile, welcher von den romanischen Wellen nur mehr seicht überflutet wurde. Und der Ausdruck mußte ferner da kommen, wo die Stellung des empfindenden Menschen hoch genug war, die Fluten heranbrausen zu sehen, zu überblicken, ohne von ihnen verschluckt und weggeschwemmt zu werden, und das war ein starker Fürstenthron.

Wie das Volk nach und nach seine Freiheiten und sein Recht verlor und einbüßte, bis es fast auf dem Nullpunkte angelangt war, so war nach oben die Befestigung dieser Rechte und Freiheiten immer weiter und weiter bis fast zum hellen Blödsinn fortgeschritten. Von beiden Seiten mußte man wieder zurück. Mit Bewußtsein rang man nun um das, was man einst halb unbewußt aufgegeben hatte: das Menschentum, den natürlichen Menschenadel. Zu Göttern konnten die Könige und Fürsten nicht werden, darum aber auch das Volk nicht zu einer vollends leblosen, rechtlosen, freiheitlosen Bande. „Unterthan" war nun alles geworden vom höchsten Adel herab bis zum letzten Bauern, „Unterthan", nur einer noch nicht: der Fürst selbst. Auch er mußte es wieder werden, d. h. zu seinem Bewußtsein von seinem Rechte mußte das Bewußtsein von seiner Pflicht hinzutreten.

Einst hatte die frische unverbrauchte Volkskraft der Germanen ein königliches Geschlecht nach dem andern ins Volksleben geworfen, aber fast ebensoschnell erschöpfte sich in diesem frischen Lebensstrome, an der immer noch, wenn auch allmählich abnehmenden harten Kraft des Volkslebens selbst die Lebenskraft der Dynastien. Ihre jedesmalige Verfallszeit war auch jedesmal die Zeit, in welcher die Volkskraft selbst sich immer wieder teilweise regenerierte und einen neuen schöpferischen Anlauf nahm. In diesem natürlichen Auf und Nieder aber ward die Ahnung geboren, daß die Lehre vom Gottesgnadentum der Fürsten ein Loch habe. Die Vertreter der Dynastien in der Verfallszeit besaßen von dieser Gottesgnade offenbar nicht sehr viel; denn nicht von ihnen, sondern vom Volke selbst sah man nunmehr das Leben und die Gnade strömen, mit denen eine junge Dynastie sich wieder eine Zeitlang über Wasser zu halten vermochte. Und umsomehr sah man weiter das Gottesgnadentum der Fürsten zum schreckhaften Popanz werden, je mehr man von seiner alten natürlichen Grundlage persönlicher Fähigkeit und Tüchtigkeit absah. Das Loch wurde größer, immer mehr Licht drang herein, und die Ahnung mußte mit der Zeit zur Erkenntnis werden. Nicht in Deutschland zunächst, sondern in Spanien und Frankreich ward jene Lehre bis zur höchsten und unsinnigsten Konsequenz entwickelt. Und da endlich mußte die Unhaltbarkeit dieser Lehre selbst solchen einleuchten,

denen von Luthers Gnaden zwar ein Stück des alten Gottesgnadenmantels zugeteilt worden, welches aber nicht groß genug war, dem freien Luftzuge der natürlichen Vernunft und Einsicht sein Spiel ganz unmöglich zu machen. Der Mantel des Gottesgnadentums deckte die protestantischen Fürsten nicht ganz, ein Teil des Fürstenmenschen blieb nackt und unbedeckt, und auf diesen nackten Menschenteil begann die Natur zu wirken.

Ein Fürst, welcher die Zeiten Ludwigs XIV. erlebt, sagte einmal, der Fürst sei der erste Diener des Staates. Das Wort klang und verklang, wie es seit den Zeiten Dantes und Wiclifs immer wieder verklungen war. Dann aber kam wieder ein König, der größere Sohn jenes ersten, Friedrich II. von Preußen, und fand jenes Wort wieder: der Fürst ist der erste „Bediente“ des Staates. Er sagte: „domestique“ und „serviteur“. Und dieser Fürst versuchte das Wort nach seinem mächtigen Können zur Wirklichkeit zu machen. Da horchte man auf. Man sah diesen fürstlichen Bedienten um die höchste Befähigung ringen, um in tüchtigen Thaten sein persönliches Gottesgnadentum zu erweisen. Und nicht aus einer zufälligen Laune, sondern aus fester Gesinnung floß sein Handeln. Er schrieb das Wörtlein „Pflicht“ wieder in das Wörterbuch der Fürsten. Wie ihm die Kirchengeschichte als der Tummelplatz der Politik, des Ehrgeizes und der Selbstsucht der Priester erschien und er in derselben nicht die Gottheit finden konnte, sondern „nur den freventlichen Mißbrauch des göttlichen Namens, dessen sich die vom Volke hochangesehenen Priester nur als eines Deckmantels für ihre verbrecherischen Leidenschaften bedienten“, so waren ihm „die falschen Prinzipien der Fürsten die vergiftetste Quelle“, aus welcher die Übel Europas flossen. „Hier“ — sagte er — „liegt der Irrtum der meisten Fürsten. Sie glauben, daß Gott ausdrücklich und aus ganz besonderer Aufmerksamkeit für ihre Größe, ihr Glück und ihren Stolz diese Menge Menschen geschaffen hat, deren Wohl ihnen anvertraut ist, und daß ihre Unterthanen nur dazu bestimmt sind, die Werkzeuge und Diener ihrer ungeordneten Leidenschaften zu sein. Insofern das Prinzip, von dem man ausgeht, falsch ist, können die Folgerungen nur bis ins Endlose fehlerhaft sein. Daher diese untergeordnete Liebe für den falschen Ruhm, daher jenes brennende Verlangen, alles zu erobern, daher die Unerschwinglichkeit der Auflagen, mit denen das Volk belastet ist, daher die Trägheit der Fürsten, ihr Hochmut, ihre Ungerechtigkeit, ihre Unmenschlichkeit, ihre Tyrannei, und alle jene, die menschliche Natur erniedrigenden Laster. Wenn sich die Fürsten von solchen irrigen Ansichten befreiten und auf den Zweck ihrer Einsetzung zurückkommen wollten, so würden sie sehen, daß dieses Amt, auf das sie stolz sind, daß ihre Erhebung lediglich das Werk der Völker ist; daß diese Tausende von Menschen, welche ihnen anvertraut sind, sich keineswegs zu

Sklaven eines einzigen Menschen gemacht haben, um denselben schrecklicher und mächtiger zu machen; daß sie sich keineswegs einem Bürger deshalb unterworfen haben, um die Schlachtopfer seiner Launen und das Spielzeug seiner Phantasie zu sein: sondern, daß sie sich aus ihrer Mitte denjenigen gewählt haben, den sie für den Gerechtesten hielten, sie zu regieren, für den Besten, ihnen als Vater zu dienen, für den Humansten, um Anteil zu nehmen an ihren Unglücksfällen und diese zu lindern, für den Stärksten, um sie gegen ihre Feinde zu verteidigen, für den Weisesten, um sie nicht zu unrechter Stunde in zerstörende und verderbliche Kriege zu verwickeln, kurz, für den zur Repräsentierung des ganzen Staatskörpers geeignetsten Mann, an welchem die souveräne Gewalt den Gesetzeu und der Gerechtigkeit zur Stütze und nicht als Mittel, ungestraft Verbrechen zu begehen und Tyrannei ausüben zu dürfen, dienen könnte." Friedrich stellt hier deutlich und klar die Erhebung des Fürsten als Werk des Volkes hin, und zwar lediglich als ein solches; denn er setzte diesen seinen, man möchte sagen urgermanischen Wirklichkeitssinn und diese rein natürliche Anschauung in den direkten Gegensatz zu dem Glauben der Fürsten von ihrem Gottesgnadentum. Und mit solcher Gesinnung schlug er dem Zeitalter der Aufklärung in Deutschland die Thore auf. Die Antwort blieb nicht aus. „Daß jetzt den Menschen das Feld geöffnet wird, sich dahin frei zu bearbeiten, in Religionsdingen sich ihres eigenen Verstandes, ohne Leitung eines andern sicher und gut zu bedienen, und die Hindernisse der allgemeinen Aufklärung oder des Ausgangs aus ihrer selbstverschuldeten Unmündigkeit allmählich weniger werden, davon haben wir doch deutliche Anzeigen," meinte Kant, und er schuf die Kritik der reinen Vernunft, er erfand, da das fürstliche Wörterbuch wieder das Wort „Pflicht" enthielt, die Lehre „vom kategorischen Imperativ". Und auch außerhalb des religiösen Gebietes breitete sich der Geist der Freiheit aus, „selbst da", meinte Kant, „wo er mit äußern Hindernissen einer sich selbst mißverstehenden Regierung zu ringen hat". Voltaire hatte einst dem jungen Friedrich sein Entzücken ausgedrückt, in ihm einen Prinzen gefunden zu haben, „der als Mensch denkt". Als der greise Friedrlch die Augen kaum geschlossen hatte, erfolgte in Frankreich die Erklärung der Menschenrechte. Die mittelalterliche Verhunzung des Menschennamens ward durchstrichen. Ein Mensch zu sein, ward wieder zum Ideale, und als das einzige Recht wurde es empfunden, als die erste und höchste Pflicht, Mensch zu sein und nichts als Mensch zu sein.

Freilich ging man im ersten Feuereifer in Paris zu weit. Man hob die Statue der „Göttin" Vernunft auf den Altar, und das war unvernünftig, da die Vernunft keine Göttin ist, noch eines Altars bedarf. Die einfache Umkehr genügte denn doch allein nicht, und was auch immer für

Resultate und Gebilde vorliegen mögen, jedes Gebilde ist das Ergebnis eines Werdens, und in jedem Werden und zwar auch dem verhunztesten Werden streben Leben und Natur, strebt Menschliches zur Verkörperung und Entfaltung. Diesen Faktor übersah man, man übersah, daß mit dem unwirklichen Gottesgnadentum des Fürsten doch das wirkliche Gottesgnadentum „mannisco", des Menschen, der auch im Fürsten steckt, verknüpft war, und dieses durfte man nicht mit jenem vernichten; man übersah ferner, daß jedes Hervorragende ebenso das Ergebnis einer Entwicklung ist, daß eine derartige Entwicklung aber keineswegs damit aus der Welt geschafft und die frühere Gleichheit also wieder hergestellt werden konnte, indem man einfach alle hervorragenden Köpfe abschlug. Nicht eine mechanische, sondern nur eine organische That konnte helfen, und diese organische That konnte nur wieder eine Entwicklung, nicht eine Gewaltthat sein. Man hätte den Boden schaffen müssen, aus dem heraus es einem jeden einzelnen möglich gewesen wäre, zu der gleichen Höhe emporzustreben und emporzusteigen, welche die vorhandenen Entwicklungsergebnisse bereits erreicht hatten. Zu dieser That reichte die damalige Erkenntnis nicht aus, und so ward der Mangel an Erkenntnis, die Unvernunft zur Schuld der Revolution, zur Schuld, welche die Gewaltthat gebar. Aber trotzdem der Gewaltthat andere Gewaltthaten folgten, trotzdem das fürstliche Gottesgnadentum noch einmal als Schreckgespenst der Völker erschien, der Weckruf der Vernunft ist nicht verklungen. Die Völker wurden wach, die Völker sind wach geblieben, und fort wogt der Kampf des allgemein menschlichen Gottesgnadentums mit dem Gottesgnadentume der Fürsten. Aber ohne äußeren Popanz schreitet die Vernunft als Siegerin durch die Welt. Ihr Altar ist das Menschengemüt, der Menschengeist selbst, dort wohnt sie und wird weiter wohnen, und ihr erstes Gebot wird sein und bleiben: Du sollst keine fremden Götzen neben mir haben!

Das „Gottesgnadentum" ist wie jeder andere Adel, der nicht in der natürlichen menschlichen Fähigkeit, in der lebendigen Bethätigung der Menschenwürde beruht, eine Unwahrheit und als solche unhaltbar. Die mittelalterliche Gottesidee ist verwischt, und kein denkender Mensch vermag sie neu zu beleben. Ihre Lebensfähigkeit beruhte einzig und allein in der Naivität und Jugend des Volkes, und in der Zeit, wo das Volk die Schwelle überschritt, die es von der Jugend und ihren Träumen trennte, wo es seine Blicke dem realen, mannhaften Leben zuwandte, trat der Gottestraum in das Dunkel zurück, gedrängt von dem mehr und mehr erstarkenden Bewußtsein der in sich selbst ruhenden menschlichen Würde. Die Grundlagen einer früheren Entwicklung, welche das Gottesbewußtsein und Gottesgnadentum als natürliche Resultate des allgemeinen Lebens er-

scheinen ließen, sind für immer vernichtet seit dem Augenblicke, wo die Erkenntnis durchdrang, daß allen mythischen und mystischen Gebilden die Sinnenthätigkeit zu Grunde lag, eine Sinnenthätigkeit, welche die Einzelanschauungen schuf, aber nicht imstande war, die Menge analoger und sich ergänzender Einzelanschauungen zu einem kritischen Gesamturteil zu gestalten. Dazu bedurfte es eben der Zeit und des natürlichen Wachstums aus dem naiven Anschauungs- und Fantasieleben der Jugend zur Sammlung und kritischen Sichtung der Einzelerfahrungen, des Wachstums aus dem naiven Anschauungsleben der Jugend zum Erkenntnisleben des Mannes, und diese Erkenntnis besaß der naive Menschengeist nicht, konnte sie nicht besitzen, so wenig, wie ein Kind sie besitzt und besitzen kann. Wie furchtbar aber der Gesamtgeist der Menschheit seine Verleugnung durch die Menschen rächt, erkennen wir, erinnern wir uns noch einmal der Zeiten der französischen Ludwige. War das Gottesgnadentum Ludwigs XIV. immer nur eine dünkelhafte Anmaßung, eine Anmaßung, welche in der Persönlichkeit Ludwigs und der Urteilslosigkeit des französischen Volkes ihre Erklärung und teilweise auch ihre Entschuldigung findet; stieg mit dem Gottesgnadentum Ludwigs XV. die gekrönte vollendete Niedertracht auf den Thron, und verließ sie ihn nur, um der gekrönten Einfalt und Erbärmlichkeit Platz zu machen, so dürfen wir uns nicht wundern, wenn diese Komödie an ein Ende kam, welches sie zur vollen Tragödie umgestaltete. Daß das Fallbeil das Haupt Ludwigs XVI. vom Rumpfe trennte, war die natürliche Folge davon, daß der König seinen Kopf schon längst verloren hatte, den Kopf, auf den, wie man dem Volke vorlog, die göttliche Gnade ihre Strahlen ergossen, um Frankreich zu erleuchten. Die Erleuchtung blieb aus, und das Haupt fiel. Schon in der Deklaration, welche der Nationalkonvent den europäischen Mächten nach dem Tode Ludwigs XVI. übersandte, brach diese Anschauung leise durch: „Die Republik“ — heißt es da — „will durch dieses Exposé keineswegs das frühere Staatsoberhaupt beschimpfen, dessen Unglück sie beklagt, indem sie seine Fehler, welche vielleicht mehr die Fehler des Königtums als die seinen waren, verurteilt; noch weniger ist sie der Meinung, das Volk entschuldigen zu wollen, dasselbe bedarf der Apologie nicht.“

„Die Angelegenheit „de Louis-Auguste de Bourbon“ ist nicht Sache der Könige, welche den Gesetzen gemäß regieren wollen, wohl aber derjenigen, welche die Souveränetät des Volkes usurpieren, aus ihrem Königreich eine Domäne, aus ihren Bürgern Sklaven machen möchten. Das ist die Sache der Despoten und Tyrannen. Die Sache des französischen Volkes aber ist diejenige aller Völker, sie ist die Sache der Freiheit, der Welt und des Menschengeschlechts.“ Es sind dieselben Anschauungen, ja fast dieselben Worte, welchen wir oben in den Auseinandersetzungen des jungen Preußenkönigs begegneten.

Im Jahre 1587 fiel in England das erste katholische Königshaupt. Maria Stuart wurde das Opfer der noch in mystischem Gewande um die Herrschaft ringenden neuen Weltanschauung. Bis 1649 war die neue religiöse Strömung Herr der Insel geworden, und aus dem Volke drang nun der demokratische Gegenschlag herauf. Nicht mehr König und König rangen als Vertreter zweier Weltanschauungen mit einander, sondern Volk und Königtum. Es fiel das zweite Königshaupt, abermals ein katholisches. Karl I. wurde hingerichtet, als aus der religiösen Bewegung, welche das Volk zersetzt hatte, sich die politische bestimmend zum Dasein emporrang. In England zog man die Konsequenz jenes Kampfes, der in Deutschland damals noch in den höchsten Wogen ging. Zu einer politischen, vernunftmäßigen Klärung kam es in Deutschland trotz des dreißigjährigen Krieges nicht. Hier blieben religiöse und politische Anschauungen vollkommen vermengt, und der westfälische Friede ist das sprechende Zeugnis für dieses Chaos. Was dem Engländer nicht gelungen, gelang dem Franzosen. Die alte Weltanschauung errang noch einmal in Ludwig XIV. einen vollkommenen Sieg. Er sicherte sein Gottesgnadenhaupt, indem er die Bewegung auf die Spitze trieb und sich selbst als die Verkörperung der Staatsidee hinstellte: l'état c'est moi. Von dieser Spitze ging es dann abwärts. Frankreich verlor seinen Einfluß in Europa und trat in die europäische Bewegung erst wieder ein, als die Gegenströmung der neuen Weltanschauung so weit erstarkt war, um zur Aktion übergehen zu können. Nicht in Frankreich erfolgten die ersten Gegenschläge, sondern in Deutschland. Der große Kurfürst suchte den Kampf der Konfessionen, der lutherischen und reformierten, zu Ende zu bringen. Er gab die Antwort auf Ludwigs XIV. Vorgehen gegen die französischen Protestanten. Als dieser das Religionsedikt von Nantes aufhob, erließ Friedrich Wilhelm ein Gegenedikt, welches den aus Frankreich vertriebenen Protestanten eine Zufluchtstätte in den brandenburgischen Staaten versprach. Er war es auch, der die politische Macht des Adels brach, indem er das Steuerbewilligungsrecht der Stände nicht beachtete. Und dann: schon war 1506 die Universität Frankfurt a. d. Oder eingerichtet worden, 1544 die Stiftung der Universität Königsberg erfolgt. Die damals unterbrochene Bewegung setzte nun wieder ein: 1655 wurde die reformierte Universität Duisburg errichtet, 1694 die Universität Halle gestiftet, 1700 die Akademie der Wissenschaften in Berlin. Mit Friedrich dem Großen erreichte diese Bewegung ihren Höhepunkt. Er war Selbstherrscher, wie Ludwig XIV., aber er dachte „als Mensch". Er gab die Antwort auf den romanischen Gottesgnadendünkel, und diese Antwort bedeutete eine Revolution, sie bedeutete den Umschwung in allen Anschauungen, den Sieg der natürlichen Vernunft. Nur einmal geschah in der Geschichte Europas

eine That, wie sie Friedrich vor der Schlacht bei Leuthen vollbrachte, als er zu seinen Heergenossen sprach: „Wer sich fürchtet, solche Gefahr mit mir zu teilen, kann noch heute seinen Abschied nehmen, ohne von mir den geringsten Vorwurf zu erleiden.“ Als einst Heinrich I. die Zeit gekommen glaubte, Front zu machen gegen die Magyaren, gab er die Bestimmung über Krieg und Frieden dem Volke anheim. Zwei Herrscher, von denen der eine sein Gottesgnadentum aus der Wahl des Volkes herleitete und die Weihe der Kirche zurückwies, der andere sich den ersten Diener des Staates nannte und mit Bewußtsein dem alten Glauben an das Gottesgnadentum der Fürsten den neuen von dem Gottesgnadentum des Volkes entgegensetzte, waren Deutsche. Sollte dies nicht auch seine natürliche Ursache, sollte es nicht ebenso seine natürliche Wirkung haben?

In Frankreich war indes die Bewegung von ihrem Höhepunkte gesunken. Das Gottesgnadentum Ludwigs XV. und Ludwigs XVI. ward zum Ärgernisse der Welt. Da erfolgte der Gegenschlag auch hier, und diesmal aus dem Leben des Volkes heraus. Die feudalen Vorrechte wurden abgeschafft, das Priestertum wurde in den Dienst des Volkes gestellt, die Republik ward erklärt. Schon wirkten die Erfolge, welche die neue Weltanschauung in der neuen Welt errungen, herein. Die Kolonisation Amerikas, die Kolonisation Preußens entstammten derselben Ursache. In Preußen drang der neue Geist bis zur Krone empor, Friedrich der Große übernahm die Führung der Aufklärer. Er schuf die erste feste Grundlage zu einer neuen Entwicklung des deutschen Lebens. In Amerika gelangte der neue Geist zu vollem Siege und schuf sich auch die äußere politische Form, aus welcher heraus er in belebender Wirkung zu bleiben vermochte. Da fiel in Frankreich das dritte Königshaupt, wiederum ein katholisches. Friedrich der Große war tot, und Preußen machte Kehrt. Rußland, der verkörperte Despotismus, war in die Reihe der Kulturstaaten getreten. Das zog Preußen zurück. Dieses schloß sich mit seinem alten Feinde Österreich zusammen. Rußland und England traten dem Bunde bei. Aber die Heere der französischen Revolutionsmänner erfochten Sieg auf Sieg. Der Geist, der einst Friedrichs Heere beseelt, war hinübergewandert über den Rhein, und Friedrichs Heere wurden von diesem Geiste, den sie aufgegeben, geschlagen, geschlagen bis zur Vernichtung. Ein neuer Held war den Menschen erschienen: Napoleon. Sein Adel lag in seiner Persönlichkeit, in seiner Tüchtigkeit und Fähigkeit seine Legitimation. Die Welt verrechnete sich in ihm. Napoleon verfiel dem Wahne des Gottesgnadentums. Er ward zum Abstraktionsmenschen, wie seine Gegner, und heiratete eine Gottesgnadentümlerin. Da wandte sich der Geist der Freiheit und Selbstbestimmung von ihm ab. Es folgten Bayern, Aspern, Talavera, Salamanka, Viktoria,

Moskau, Leipzig, Elba, Belle-Alliance, St. Helena. Die Komödie war zu Ende. Vor dem Geiste der deutschen Jugend, der englischen Freiheitshelden, der spanischen Guerillas streckte der Völkerknechter die Waffen und verschwand. Die angeheiratete Gnade Gottes hatte ihm nicht geholfen. Der Geist der Völkerfreiheit, das Gottesgnadentum der Völker hatte sich seiner bedient, ganz Europa zu durchdringen und zu neuem Leben aufzurütteln. Als dies geschehen war, dankte er sein Werkzeug ab. Überallhin lenkte nun die Revolution ihre Schritte. Die deutsche Einheitsidee tauchte mit der italienischen auf. Deutschland trat in die Bewegung wieder ein. Dieselbe dauert bis heute fort. Das wackelnde österreichische Kaisertum suchte einen Anhalt an der neubefestigten deutschen und italienischen Macht. Aber der Kronprinz gab sich den Tod, und ein Erzherzog entsagte seinen Titeln und Würden. Für Deutschland bedeutet der Bund mit Österreich den Bund mit der Reaktion, mit der Unwahrheit der Vergangenheit. Es ist die Frage, ob wir mit in diese Unwahrheit hineingezogen werden, oder ob wir sie überwinden helfen? Noch halten ja unsere Freiheitsthaten vor, aber wie lange noch?

Daß sich der bedrohte Geist der Freiheit bereits zur Wehre setzt gegen die Hemmung seines ferneren natürlichen Wachstums, scheint man nicht zu merken. Denn am natürlichsten wäre es doch, wenn auch Rußland dem Bunde des Gottesgnadentums beiträte. Aber es steht als Gegner diesem Bunde gegenüber. Warum wohl? — Es ist doch ganz sicher, daß die Monarchie in Europa ihre letzte starke Stütze in Deutschland hat. Mit ihrem Sturze hier würden die Kronen und Krönchen allenthalben in den Sand rollen, auch die des Zaren. Und diese Frage wird brennend und mit jedem Tage brennender, und doch bleibt Rußland dieser „heiligen Alliance" fern. Warum? Weil jener Geist der Völkerfreiheit, der eben im Panslavismus nach Verkörperung ringt, mächtiger ist, als selbst der Zar.

Friedrich der Große und Ludwig I. von Bayern waren die Fürstenideale der neuen Zeit. Sie zeigten den Weg, den das Königtum in Deutschland zu gehen hätte. Geistesgröße und das unerschütterliche Gefühl, daß ein gesundes Königtum nicht in der Dummheit und Charakterlosigkeit des Volkes, sondern in dem bewußten Willen und der Charakterfestigkeit des Volkes seine festeste Grundlage hat, dazu das unentwegte Streben, die Charakterfestigkeit und Freiheit des Volkes in lebendiger Fortentwicklung zu erhalten, ihr mit der Einsetzung des eigenen Seins eine letzte Heimstätte in dem Königtum selbst, wenn es nottut, zu schaffen, das ist es, was den Ruhm dieser beiden Fürsten bildet. Charakterfestigkeit und Charaktergröße sind aber verschieden von Drill und Dressur. Sie entspringen, können nur entspringen der Freiheit und dem Geiste, den sie wirkt.

Die Aristokratie liegt in der persönlichen Würde, dem reinen, unverfälschten, nur sich selbst gleichen Menschenadel, in dem höchsten Streben nach Wahrheit und Erkenntnis. Alle andere sogenannte Aristokratie ist eine Lüge, daher ein Hindernis und keine Stütze des neuen Geistes der Menschenfreiheit, der in Europa einzog. Diese Lügenaristokratie lief davon, als in Frankreich der tiers état gegen König und Thron stürmte, sie lief davon, als die Heere der französischen Freiheitskämpfer gegen Deutschlands Grenzen anrückten, sie wird immer wieder davon laufen, wenn der Geist der Freiheit die Völker erfaßt und zum Siege führt; denn der Adel dieser Aristokratie ist kein wirklicher mehr. Wir aber werden geschlagen werden, wenn dieser Geist uns verläßt, wenn unsere Heerscharen als tote Massen, als geistlose, mechanische Werkzeuge des Egoismus ins Feld getrieben werden. Besser also, als zu warten, bis unsere „Aristokratie" vor fremden Heeren wieder davonläuft, ist es, wenn das Volk sie zwingt, sich samt dem „Geldadel" zum Geistesadel, zum wirklichen Menschenadel zu ermannen und zu bekennen.

Die Geschlechter der Inzucht sind durch glücklichere Kreuzungen überholt. Die natürliche Möglichkeit dazu lag einfach in der Erweiterung und Erleichterung des menschlichen Gesamtverkehrs. Mit dieser Thatsache verliert der Geburtsadel seine Vorzugstellung. Rechtlich sind seine Privilegien zwar abgeschafft, faktisch nicht. Also hat diese That zu erfolgen.

Das Königtum ist in Europa unhaltbar geworden, wenn es nicht mehr vermag den Zeitgeist zu erfassen. Nicht als Hemmnis, sondern als erster Vermittler des Volksgeistes mit dem Gesamtgeiste der Menschheit hätte das Königtum noch einen Beruf, niemals aber in einer Monarchenpolitik. Deren Zeit ist abgelaufen. Das Gottesgnadentum ist eine hohle Phrase, sie wird mit keinem lebendigen Inhalt erfüllt, wenn man auch noch so pompöse Feste zu ihrer Verherrlichung veranstaltet. Was den Hohenzollern die Herrschaft verschaffte, war ihr Menschenadel, ihr Streben, der europäischen Kultur und Freiheit eine Heimstätte zu schaffen, ihnen den Weg nach dem Osten zu bahnen. Eine andere Legitimation zur Herrschaft über Deutschland haben sie nicht; denn nicht aus den Pergamenten, die in den Archiven ruhen, fließt das lebendige Recht, sondern aus dem Leben selbst, aus der That, dem persönlichen Schaffen im Dienste des Zeitgeistes.

„Die Deutschen fürchten nichts als Gott." Den Nachweis möchten wir geliefert sehen, wo in der deutschen Geschichte der Umstand, daß die Deutschen Gott fürchteten oder ihn nicht fürchteten, eine That erzeugt und uns Früchte oder Nachteile eingetragen hätte. Nein, die Deutschen fürchten auch den Gott nicht, der, aus dem Grabe der Vergangenheit hervorgeholt, ihnen als totes Prunkstück auf die Altäre gesetzt wird, den Gott, der mit

todhauchendem Dunste seine „Gnade" über Deutschlands Fürsten ausgegossen haben soll. Die Deutschen fürchten nur die Unnatur, die totbringende Lüge dieses Götzen, und weil sie diese Lüge fürchten, schämen sie sich, mit Bewußtsein einen Schein für Sein auszugeben und sich und die Menschheit damit zu betrügen. Der Gott der Deutschen ist die Natur, das Leben, die Wahrheit, welche lebendige, lebenzeugende Kulturthaten zu schaffen vermag, und die Geschichtschreibung wird einmal festzustellen haben, daß von dem Augenblicke an, wo jene Entwicklung in Bismarck begann, welche mit dieser mittelalterlichen Phrase von der deutschen Gottesfurcht endete, die geistige Dekadenz des Mannes eingetreten. Ohne Gott hat er einst seine Politik gemacht mit fester Tüchtigkeit und unvergleichlichem Erfolge. Seine Berufung auf Gott war eine Lüge gegen seinen Geist, eine Verleugnung seiner ganzen großartigen Vergangenheit.

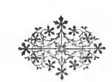
Getragen vom Geistes- und Gemütsadel des ganzen Volkes hätte das Königtum nur hier seine wahre Stütze zu suchen. Es hätte sein Streben dahin zu richten, das emporstrebende Volk zu heben und zu stützen, ihm den Weg zur Höhe aller Menschenkultur zu erleichtern. Das aber wäre nur möglich, wenn der Geistesbildung aller die erste und vornehmlichste Aufmerksamkeit zugewendet würde, wenn die Deutschen ihre Stellung in der Geschichte der Menschheit begreifen und mit Bewußtsein festzuhalten lernten: Vermittler und Mehrer der Kultur Europas für den Osten zu sein. Nicht Soldatenzucht, sondern Menschenzucht wäre das Ziel. Deshalb erwarten wir von Deutschland nicht eine abermalige Revolution, wir erwarten nicht, daß wiederum der Weltgeist die Gefäße zerschmettert, die ihn nicht zu fassen vermögen, und blutige Königshäupter in den Sand rollen läßt, sondern wir erwarten die freie That der Entsagung. Den Adel, den das Volk mit seiner Freiheit einstens seinen Fürsten zur Wahrung anvertraut hat und nun zurückverlangt, werden diese ihm wieder zugestehen. Sie werden mit dem Märchen vom Gottesgnadentum brechen, wie einst Heinrich I., wie dann Friedrich der Große mit ihm gebrochen, und eine höhere Ehre darin erblicken, die ersten unter Gleichen zu sein, als in hohlem Selbstdünkel die Vermittler für die Gnade eines Gottes abzugeben, der sich selbst als lebensunfähig erwiesen und dessen Gnade das Volk mehr fürchtet, wie die Pest. Als Ludwig I. von Bayern seine Auffassung vom Königtum im Widerspruch fand mit dem Willen des Volkes, entsagte er der Krone, um den freien Menschen zu retten. Damit aber rettete er die Freiheit der Entwicklung des ganzen Volkes. Auch er war ein katholischer König, dessen Krone fiel, aber das Haupt blieb oben, und dieses Haupt schmückte der Genius des Ruhmes mit dem unverwelklichen Kranze des reinen Menschenadels. Und sein Enkel Ludwig II.! Auch er entsagte, aber

seine Entsagung war die Frucht des Wahnsinns, der ihn zum Selbstmord trieb. Jenes Märchen vom Gottesgnadentum, dessen sein Geist nicht Herr zu werden vermochte, war der Urheber dieser entsetzlichen That. Als Jüngling hatte er den Thron bestiegen. Begeistert für alles Schöne und menschlich Große lauschte er hinaus in die Welt, aber den Hader der Kleingeister zu bewältigen, vermochte er nicht, grollend zog er sich in die Einsamkeit zurück. Und hier wuchs sein schöpferisches Menschentum zur Magie der Vergangenheit aus. Seine Ideen vom Königtum, seine Ansichten vom Gottesgnadentum erzeugten in ihm die Schwärmerei für seine Namensvettern auf dem französischen Throne, und wie jene in ihrem Nachkommen Ludwig XVI. das Gericht des Weltgeistes erreichte, so ihn, der sich jener Schicksal nicht zur Warnung dienen ließ. Das Verhängnis der Wirklichkeit drang in seine Einsamkeit, und da er die Wirklichkeit sah, brach sein kranker, umnachteter Geist zusammen. Das Gottesgnadentum hat es ihm angethan, und wir Deutsche haben Ursache, diesem Frevler das Handwerk zu legen, der einem Teile unserer Brüder den Mann getötet, der herrlich wie keiner seine jugendliche Begeisterung für Kunst und Wissenschaft, die edelsten Erzeugnisse des Menschenadels, zum Throne führte.

Und all dieses Unglück sollte die Mächtigen nicht belehren? Die Menschheit sollte nicht erfassen, warum es immer wieder gerade katholische Fürsten waren, welche das Geschick erreichte? Nirgendwo anders hat doch diese Idee vom Gottesgnadentum einen so festen Halt, als in der Lehre der romanisch-katholischen Kirche. Aber was bedeutet denn dieses Gottesgnadentum eigentlich? Pippin meinte oder gab an zu glauben, es sei die Demut des Menschen vor Gott, auf den alle Erfolge zurückgeführt werden müßten. Wenn dem so wäre, so wäre es eine falsche Demut, da Gott in der Menschenwelt nur durch die Menschen selbst zu wirken vermöchte, er also auf die Mitwirkung des Menschen angewiesen wäre. Friedrich der Große aber meinte, es sei der Hochmut der Fürsten, der Glaube, daß Gott aus besonderer Aufmerksamkeit für sie diese Masse Menschen geschaffen. Wem sollen wir nun glauben? — Der Wirklichkeit, welche jene sogenannte Demut bei Königen und Priestern stets als den teuflischsten Hochmut in die Erscheinung treten ließ! Nicht die Demut, sondern der Teufel des Hochmutes hat dieses Märchen vom Gottesgnadentum in die Welt gesetzt, und der Teufel des Hochmutes ist es, der ihm bis auf den heutigen Tag als Beschützer dient. Es ist der Egoismus, der elendeste, der sich je in einem mystischen Gewande verkroch, welcher in diesem Märchen verkörpert und verherrlicht wird, und zu seiner Bändigung hat die Erkenntnis den Sozialismus und Altruismus nunmehr unter die Waffen gerufen.

Immer und immer wieder wird eine Idee, welche nicht dem pul=

sierenden Leben selbst entnommen, sondern aus der Zurückweisung dieses Lebens entstammt, ihre Lebensberechtigung, ihre Legitimation in der Vergangenheit suchen, nicht achtend, daß sie sich und ihrem Träger damit selbst das Todesurteil spricht. Denn was vergangen ist, ist tot, und was zur Vergangenheit zieht, zieht zum Tode. Dieser Abstraktion zu verfallen, kann nur vermieden werden dadurch, daß wir auch das Vergangene in seinem Werden zu erkennen suchen, denn das Werden allein giebt Aufschluß über das Sein der Dinge. Das Vergangene entstammt dem Leben der Vergangenheit. Dieses Leben erlosch, und es neu zu erwecken, besitzen wir die Macht nicht. Das Gottesgnadentum ist ein Produkt des vergangenen Lebens der Völker; es irrt als totes Gespenst in der heutigen Welt umher, weil sein Leichnam, das absolute Herrschertum, noch unbestattet liegt. Verschaffen wir ihm und den Völkern endlich Ruhe, indem wir diesen Leichnam in dem weiten Grabe der Vergangenheit bestatten, damit uns der Weg frei werde zum Menschenadel. Denn der Mannisco ist der Sohn des Gottes Mannus und aus Menschen besteht das Leod, das freie Volk, in dem es keine Liten, keine Letzten und Untersten, keine Unterthanen giebt. Das Wort soll Fleisch werden, und wie der Vermählung des heitern Himmels, des Tiu, mit der Erde, Tiusco, der „Erdgeborene“ entstammte, wie dieser zum Stammvater aller Männer und Menschen wurde, so treibt die Sehnsucht alle Menschen zu ihrem Ursprung zurück, zu dem heitern glänzenden Himmel des freien Menschentums. Die Deutschen fürchten nichts als Gott! Ja, sie sollen es, aber nur den Gott, den jeder von ihnen in seinem Innern trägt, der ihm das Bewußtsein seines Adels und seiner Menschenwürde erzeugte. Ewigen Krieg aber den Götzen, den Gottesgnadentümlern, in Krone und Mitra, welche sich zwischen den einzelnen Menschen und seinen Ursprung stellten und ihm und seinem Leben den Anblick und Ausblick verdunkelten, den Ausblick in den Himmel des freien, nur sich selbst gleichen Menschentums.



Unser Dichteralbum.

Zitherspiel.

Als mein Freund vom Isarstrande
Zog zum schönen Pfälzerlande,
Ließ ich ihn nur ungern scheiden,
Weil ich immer mußt' beneiden
Ihn ums Spiel auf seiner Zither.

Als ich einmal in der Schenke
Vor dem Weinglas seiner denke,
Grüßt mich von der Thüre Schwelle
Unvermutet der Geselle,
In der Hand die liebe Zither.

Sprich, wie ist es Dir ergangen
In der Zeit, der traurig langen?
„Gut und schlimm, denn Schwerterklänge
Trieben mich und meine Sänge
Aus der Pfalz mitsamt der Zither.

Gut, denn manches Pfälzermädchen
Lauschte auf die Silberdrähtchen.
Lieblich sind sie, braun von Locken,
Teint so zart wie Winterflocken,
Dunkle Augen, rote Lippen,
Küsse weinfeucht drauf zu nippen,
Schlanker Wuchs und kleine Hände —
Kurz, sonst gäb' die Schild'rung Bände
Mehr als Saiten auf der Zither.

Eine aber hat vor allen
Mir am besten doch gefallen.
Brauch' den Namen nicht zu nennen,
Denn Du wirst sie doch nicht kennen,
Hast Du auch vom Deidesheimer
Dort geleert wohl manchen Eimer.
Wenn ich zog am Glockenschwengel,
Der geformt war wie ein Engel,
Ließ sie mich nicht lange warten
Und wir gingen in den Garten,
Wo des Rheinlands edle Traube,
Reifte um die Jasminlaube.
Wo sie lauschte meiner Zither.

Sprich, Kam'rad, was soll Dein Schweigen?
Und Dein träum'risch Häupteneigen?
Soll ich Dir die Lieder spielen,
Die dem guten Kind gefielen,
Bis ich endlich liebestrunken
Ihr zu Füßen bin gesunken?"

Laß das Klimperzeug im Kasten
Meinthalb nur für immer rasten,
Denn ein Jahr ist kaum entflogen,
Seit am Engel ich gezogen,
Und ich denk', daß jetzt im Leben
Mehr mich freut der Saft der Reben
Als das Spielen auf der Zither.

München. Heinrich v. Reder.

Verzweifelte Liebe.

Ich liebe dich, doch du wirst mich verraten,
Noch eh' zum dritten Mal der Hahn gekräht.
Als deinen Augen heute meine nahten,
Hab' ich mein Todesurteil ausgespäht.

Ich weiß es, Weib, daß Treubruch diese Küsse,
Und Lug das Wort, das aus dem Mund dir quillt;
Und wenn dein Herz ein Gott mich schauen ließe,
So fänd' ich heute drin ein ander Bild.

Und morgen — doch was morgen! Heut' nur, heute!
Gieb meiner Lieb' nur heute dich noch hin;
Verrätst du morgen mich, küß mich noch heute;
Verrätst du küssend mich — sei dir verzieh'n!

Wien. Emil Rechert.

Freie Rhythmen.

O Leben, Bann und Zauber,
Welch' ein ungeheueres
Riesiges Rätsel bist Du!

*

Täuschung bereitende,
Seligkeit spendende,
Seligkeit mordende,
Grausame Sphinx!

*

Wider Willen und Wissen
Geschaffen und geboren,
Verurteilt zu sicherem Tode —
Wo kommen wir her?
Wo wallen wir hin?
Stückwerk ohn' Anfang und Ende! . .

*

Religionen, Hypothesen
Baut sich der so tiefgequälte,
Jammersatte, elendmüde,
Losgehetzte, arme Mensch —
Balsam für sein blutend Herz . . . .

*

Und ich selbst hab' nie vergessen,
Daß der Grund des Lebens Leiden.
Schwer noch lastet auf den Schultern
Mir die große Last des Daseins.
Und das Rätsel muß ich denken
Jeden Tag und jede Stunde,
Und ich denke metaphysisch
Mit dem Auge des Entdeckers,
Mit dem Ohre des Propheten,
Mit der Zunge jener Flamme,
Die zum Pfingstfest über Häuptern
Der Apostel und der Jünger
Leuchten wird, wenn er geboren,
Wiederkommt, der Welterlöser,
Und ich denk' in seinem Geiste
Fühlend auch mit seinem Herzen.

*

Niemals noch hab' ich vergessen
Des Lebens Fluch und Sühne;
Nur hat sich gewandelt zur Wonne
Die Sphinx, in Deinen Armen,
Wenn wir so ganz versunken
In einander flammten.

*

Und — Vorgeschmack des Himmels,
Wie lebend Hostienblut
Der Liebe Lust uns durchloht.

*

Arme Menschen, die Sünde,
Ja, Sünde benennen können
Die Liebe! Und sie empfinden
Als Sünde! Als Sünde die Liebe!
Vieltausendmal höher stehst Du
Harmlos hier auf der Weide,
Du Katze auf samtenen Pfoten,
Ihr Vöglein und Bienen in Lüften,
Schlangen, Tiger und Fische,
Ihr unbewußt Mitschaffenden
Am Rätsel der Natur —
Als Menschen, die sich erfrechen,
Zu trennen das Hohe, das Reine,
Das Göttliche von der Liebe,
Wie Natur sie gab, die Ehe.

*

Erwählt, dem die Liebe der Sinne
Ohne Herzensliebe und Andacht
Niemals zum Ausbruch gekommen.
Erwählt, dessen Herz und Nerven,
Dessen Geist, deß Blut, deß Pulse
Eins sind als Ebenbild
Des höchsten Ideals!

*

Heilig ist die Schöpferkraft
Der ewigen Gottheit in unserem Wesen.
Darum ist jede schöne Liebe
Ein Abglanz auch des ewigen Lebens,
Ein erhebend Gefühl' ohne Gleichen,
Erlösend an Leib, Geist und Seele,
Jedwede Zeugung eine Welle voran,
Ein Schritt des Gesamtgeists nach oben.
Und jedes Nervchen zuckt: Hallelujah!

*

Der Tod ist ein Moment des Lebens.
Ein Irrtum ist im Universum —
Oder nur auf diesem Sterne? —
Ein großer Irrtum ist geschehen.
Darum müssen wir geduldig
Des Verwunsch'nen Bürde tragen,
Ketten der Gefangenschaft
Hier im unvollkomm'nen Leibe.

*

Müssen sterben, leben, sterben,
Wiederkehren, stets erneuert,
Bis der Erdball abgeleiert
Seines Liedes letzte Noten,
Bis die Menschheit reif, vergeistigt,
Die Unsterblichkeit entdeckt hat,
Wie sie selig zu genießen.

*

Darum laß uns, süßer Knabe,
Nektar der Verklärung trinken
Von den Kelchen uns'rer Lippen,
Die wie Rosen uns entgegen
Blühen, duften, leuchten, schwellen!

*

Wunder verheißende,
Seligkeit spendende,
Himmlische Sphinx!

Wien. Margarethe Halm.

Almsiesta.

Nun bin ich glücklich entronnen
Der Stadt und ihrem Qualm,
Ich und der Hirtenbub' sonnen
Uns hoch auf der würzigen Alm.

Die Almerin jodelt. Der Kühe
Behagliches Glöcklein erklingt,
Des Hirtenbub's humpelnde Base
Uns Zeitung vom Dorfe bringt.

Der russische Zar ist gestorben
Und Kaiser wurde sein Sohn,
Eine arme deutsche Prinzessin
Sucht man für den russischen Thron.

In Polen ist Ruh. Es verkrachte
In Preußen der neue Kurs,
Und Herr von Eulenburg machte
Samt Herrn von Caprivi Konkurs.

In China und Japan befördern
Die Völker einander ins Grab,
In Frankfurt wickelt Herr Bebel
Sein altes Phrasengarn ab.

Die Sonne steht hoch und ich glaube,
Nun wird es bald Mittagszeit,
Die Almerin kommt und verkündet,
Das einfache Mahl sei bereit.

Nun wollen den Schmarren wir essen,
Und jeder bete dabei,
Daß nie er in Rußland Kaiser
Und Minister in Preußen sei.

Partenkirchen. Theodor Lessing.



Verschollen.

Wozu dein Amtchen dich verpflichtet,
Das thust du als ein braver Mann,
Der ehrbar alles das verrichtet,
Was man von ihm verlangen kann.

Was sollst um and'res du dich plagen!
Das ist ja keinen Heller wert;
Und früher — nun, in jungen Tagen,
Hat jeder so sein Steckenpferd.

— Weißt Du noch, was in stillen Stunden
Die Muse liebend dir vertraut,
Und was dein Feuergeist empfunden,
Wenn in die Zukunft er geschaut? —

Und sieh, — so heute nun wie morgen
Trinkst ehrbar du dein Gläschen Bier,
In einem Leben frei von Sorgen,
Erlosch des Geistes Flamme dir.

Du bist zufrieden mit dem Leben,
Wie hohl es ist, das ahnst du kaum —
Und deine Stirn in leisem Schweben
Umrauscht ein toter Jugendtraum.

Leipzig. Walter Seeck.

Die Insel unserer Träume.

Es giebt in einem fernen, fernen Meere
Ein rosenwilddurchranktes Inselland.
Und keine Glocken läuten. Gold'ne Speere
Wirft hier die Sonne reich aus weißer Hand.

Im Lorbeerdunkel ragen Marmorhallen,
Wie sie dein Auge nimmermehr geschaut.
Versunken hören sie die Lichter fallen,
Das Schweigen geh'n auf Sohlen ohne Laut.

Und wo die kühlen Schlummerbäche fließen,
Da wandeln jung in Nacktheit Mann und Frau
Und trinken selig Duft und Klang der Wiesen,
Und alle blicken sie zum hohen Blau.

O könnten wir in jenes Land entschweben
Beim ersten Rot der Morgendämmerung.
O du, es wär' ein wundervolles Leben
Von Sorge weit und von Erinnerung.

Mit lauteren Händen wollten heiß wir pflücken
Die vollen Liebesblüten dieser Welt.
Ich würde still nach einer Frucht mich bücken,
Die heimlich zwischen Traum und Wachen fällt.

Wir brächten sie in einer Silberschale
Zum Tempel hin, um Mittag, wenn er leer.
Wir knieten nieder: dufte, Frucht, und strahle!
Aus weißer Ferne plätscherte das Meer.

Berlin. Emanuel von Bodman.

Saul.

Still, Knabe! Deine Harfe macht mich traurig!
Wie dunkle Blätter, die kein Hauch bewegt,
Steht's angstvoll schattend über meiner Seele —

O meines Herzens Braut, du süße Hoffnung,
Noch nicht vermählt zu dauernder Umarmung,
Du, flüchtig wie die Taube des Gebirgs,
Die gerne vor dem müden Wandrer tändelt
Mit buntem Federspiel und holdem Gurren
Und rasch dem Nahenden sich dann verbirgt —
O komm! O komm! Zu meinem Königssitz!
Du sollst zunächst mir an dem Herzen wohnen
Und goldne Märchen wollen wir erfinnen,
Ein Plaudern und ein Kosen soll es werden,
Daß selbst der rasche Wind am Fenster weilt,
Begierig, welch' Geheimnis drinnen flüstre,
Und all die Vögel rings um den Palast
Und in dem sommerduftgefüllten Garten
Die Stimmen halten in erstauntem Lauschen.
O komm, Geliebte! Lasse Saul genesen
Von Gram und Schwermut!

Wie? Nicht? Nicht kommst du, meine Freundin — Ach!
Ich weiß es wohl, der Saal ist nicht bereitet,
Das Brautgemach ist öd und ungeschmückt!
Wo sind die Rosen, wo die großen, dunkeln
Und jene hellen, wie die Braut sie liebt —
Und Nelken mit dem heißen, herben Duft,
Der wie Berauschung in die Seele fließt —?
Ach, keine Blume duftet hier mit Lust —
Sie schaudert — welkt — denn hier — hier ist es dumpf!
Und Bitternis hat hier die Luft vergiftet,
Daß selbst mein Wein zur Galle wird —

Was stehst du, Knabe, lächelst so in Dich?
Auf welches Hirtenmädchen sinnt dies Lächeln?
Was für ein Sommermärchen kam zu Dir,
Mit braunen Füßen durch die Haide laufend
Und Duft des Glücks in schwarzen Locken tragend?
Ach, nur zu mir kommt nimmermehr ein Märchen —
So lächle nicht — da Saul so traurig ist —
Unzeit'ger Frohsinn — da! So trifft mein Speer!

Und David flieht — Stummbrütend sitzt der König.

Karlsruhe. Albert Geiger.

Not.

Es ist der Not noch nicht genug,
Daß sie uns hungern heißt;
Das ist der Armut schlimmster Fluch:
Sie knechtet auch den Geist.

Und wahrst du auch für eine Frist
Den stolzen Mannessinn,
Wenn du erst schwach gehungert bist,
Ist auch dein Stolz dahin.

Bald löscht des Herdes letzte Glut
Des Elends eisigen Hauch;
Entbehrung drückt auf deinen Mut
Und — unterdrückt ihn auch.

Der Mangel kommt. Es kommt die Not
Und treibt dich vor die Thür.
Sie raunt: du willst ein Stückchen Brot?
Verkaufe dich dafür!

Duck' unter, mach' den Bettelmann!
Was soll die Ziererei?
Recht hündisch flehst du jeden an
Und — fühlst dich wohl dabei!

Und warst du frei, so werde Knecht,
Statt tapfer sei nun feig;
Und warst du gut, so werde schlecht;
Die Schufte werden reich! — — —

Es ist der Not noch nicht genug,
Daß sie uns hungern heißt;
Das ist der Armut schlimmster Fluch:
Sie knechtet auch den Geist.

Und faßt mich einst das Elend an,
Sei's meines Lebens Schluß,
Daß ich vor Hunger sterben kann,
Doch ihm nicht frohnden muß!

Schleswig. Rudolf Hirschberg.

Puszta-Lied.

Mein Schatz ist schwarz,
So schwarz wie der Rabe,
Und wenn er reitet,
Er reitet im Trabe.

Er reitet zu mir
Durch finstere Nacht,
Ich höre den Hufschlag,
Ich hör' wie er lacht.

Er lacht und herzt
Und küsset mich,
Ich aber weine,
Wein' inniglich.

Mein Schatz ist schwarz,
So schwarz wie der Rabe,
Er weiß gar wohl,
Wie lieb ich ihn habe.

München. Juliane Déry.

Gedichte in Prosa.

I.

Ada.

1.

Und wieder schlingt sich die düstere Nacht um mein müdes Haupt — — Allein sitz ich totenbang am dunklen See. Da drunten plätschern und spielen die tiefen Wasser, da wispert und raunt das Schilf.

Verworren und dicht starren drüben die Kiefern empor, die wiegenden Kronen baden sich in des Mondes Silberflut.

Die Sterne glühn in den fernen Höhn — Saphiren am dunklen Mantel der Nacht. Sie strahlen hell. Sie weben flimmernde Fäden, magische Ketten. Sie streuen

Rosen vor meinen Fuß, knisternde Rosen, wie leuchtende Grüße aus stillen Fernen, von stillen Welten, die droben ziehen — da droben, wo meine Heimat ist, die Heimat meiner Seele.

Ich blicke empor und ich denke an dich. Mir ist, als erblickt ich im Sternenschein dein süßes Bild. Du bist erlöst, du schwebest frei im Strahlenkranz um Sternenhöhn, und ich sitz hier an den Leib gefesselt und trage im Herzen die tiefe, brennende Sehnsucht nach dir und den stillen Höhen.

Mein Herz ruft dich in der dunklen Nacht. — Adal — Die einst du schiedest und weilst bei Gott, hörst du den Ruf? Gemahnt er auch dich an Jugend und Glück?

2.

O wohl — du schwebest hernieder aus leuchtenden Höhn über dunkle Flut. Dein weißes Gewand schleift wallend über die Wasser hin. Ich erkenne dich wohl, du schreitest im Mondenlicht —

Du rufst meine Seele mit leisem Ton; nachschauert er in des Herzens Tiefen. Du weisest empor mit weißem Arm, und meine Seele folget dir nach in Sehnsucht.

Hoch über den Wassern schwebt sie empor, hoch über den Wipfeln der Bäume hin, hoch über das Menschenleben hin, hinaus über Freude, hinaus über Schmerz — — dir nach in Sehnsucht.

Tief unten liegt in Nacht und Dunst der fiebernde Erdenball. Horch! Aufwärts ringt sich ein langer, dumpfer Schrei — der Menschheit Leid. Mit tausend Armen greift der Klang nach meiner schaudernden Seele —

Du aber weisest empor mit weißem Arm, und meine Seele folget dir nach — in Sehnsucht.

3.

Wir fliegen empor durch den Weltenraum, den weiten, unendlichen Raum. Über mir seh ich dein weißes, flatterndes Kleid; ihm folget ein schimmernder Silberstreif —

Wir fliegen dahin durch der Sterne heißglühende Pracht. Um uns ein brausendes Flammenmeer. In bläulichem Flimmern fährt durch zischende Luft das Meteor, Kometen jagen dahin. Um stolze Sonnen drehen sich Welten in klingenden Sphären. Andre grinsen uns an, erloschen in eisiger Kälte mit starren Höhn und klagenden Wassern.

Und höher und höher — —

Da tönt aus heiligen Fernen hernieder ein wundersames Klingen und Singen — so ernst und fromm, wie Orgelton. Jubelierende Harfen dazwischen und jauchzende Stimmen der Engel in seligem Loblied. Hallelujah, Hallelujah braust's durch alle Unendlichkeiten. Es lauscht meine Seele in Todessehnsucht. Sie fühlet, die Heimat naht, die stille, friedliche Heimat — sie sinnet und träumet.

Wo bist du hin? Von weitem seh ich verflatternd dein weißes Gewand. Nicht schau ich dich mehr. Die himmlischen Klänge verhauchen ersterbend. Ferner und ferner leuchten die flimmernden Feuer. Meine Seele sinket, sinket in jähem Sturz. Dichter und dichter schlägt dunkle Nacht die Rabenschwingen um meine weinende Seele.

4.

Nun sitz ich hier in der dunklen Nacht am dunklen See. Ich stiere hinab auf die düstre Flut. Ich blicke empor und ich denke an dich. Die Sterne funkeln droben so hell, so höhnisch hell — —

Ich denke an dich. Wann rufst du mich wieder? Wann führst du mich wieder empor mit dir? Wann endlich hält mein müdes Herz die Heimat, den Frieden, den Frieden?

Der Nachtwind steht auf — —

Und durch den leise klingenden Wind, durch's Rauschen und Säuseln der Bäume all, aus den dunklen Wassern tönt es empor erlösend und still — sehnsüchtig still:

— — Einst kommt die Zeit — dereinst, dereinst. —

II.

Friede.

Da ich in bangem, trostlosem Grübeln durchwachte die bange Nacht, da sich auf meine brennenden Augen nicht senken wollte erlösender Schlaf, da hab' ich sie wiedergesehen —

An mein Bett trat sie und stand zu meinen Häupten. Auf die fiebernde Stirn legte sie mir ihre kühle Hand. Sie beugte sich nieder, sie sah mich an mit den guten Augen und küßte mich leis auf die trockenen Lippen und sprach:

„Schlafe, mein armer Freund, und gräme dich nicht. In meiner Liebe Stärke wach' ich um dich, ich lasse dich nicht. Sei stark und fest, sei treu, wie ich, und ruhe, damit du stark seist."

Ihre Stimme klang so seltsam still. Friede strömte aus ihren Worten mit erlösender Kraft. Schlummer sank auf mein Haupt.

Wie all das kam, ich weiß es nicht. Doch als dahin die liebe Nacht und als mich der dämmernde Morgen weckte, eins weiß ich noch:

In dieser Nacht seit langen Jahren zum ersten Mal hatt' ich geweint.

III.

Wiedersehen.

Bist du es? Steigst du zu mir nieder an deines Todes Erinnerungstag?

Wie duften um dein heiliges Haupt die Nachtviolen so wundersüß. Wie sind deine Augen so tief und still. Wie bist du so bleich geworden!

Du schaust mich an mit trübem Blick, es weint mein Herz in müder Erinnerung. Ein totes Glück steht auf in fahlem Glanz und singt und klingt und duftet und — — versinkt.

Ja, es versank. Weißt du es noch, wie du da lagest so still und starr? Dein dunkles Haar in düstrer Flut auf weiße Kissen gegossen. Dein armer Leib im Totenhemd. Die Leichenkerzen flackerten. An deiner Brust die roten Rosen dufteten verwelkend.

Ich sah dich an und weinte nicht; ich stand an deinem Grab verdorrten Auges — thränenlos. Da blühn und glühn jetzt die Blumen in heller Pracht! Weißt du warum? Mit meines Herzens rotem Blut hab' ich sie alle getränket.

Berlin. Paul Bornstein.



Blind geladen.

Ein Kapitel aus einem Roman von Hans Merian.

(Leipzig.)

Angenehme Wärme umfing den jungen Tonkünstler Erich Lauber, als er mit Gracy von Brandten die Vorhalle der eleganten Villa betrat. Sie lag ganz draußen im Westviertel, halb versteckt in einem Garten, so daß man von der Straße das reizende Häuschen, ein wahres Schmuckstückchen leichtfertiger Rokoko-Architektur, kaum gewahr wurde.

Das Ganze glich keineswegs jenen protzigen Alarmbauten der Gründerzeit, jenem jetzt so „modernen“, aber jedem feineren Stilgefühl widerstrebenden, plumpen Rokoko à pieds d'éléphant mit seinen widersinnigen, überladenen Ornamenten, nein, alles war zierlich, leicht — ein lustiger Künstlertraum. Ein Architekt — Möring hieß er — von dessen Bemühungen, den öden Leipziger Winkel- und Kasernenstil durch originelle Schöpfungen zu unterbrechen, Häuser und Villen an den verschiedensten Stellen der Stadt Zeugnis ablegen, und der natürlich unter dem nüchternen Philisterium auf keinen grünen Zweig kommen konnte, hatte sich seinerzeit an dem Ding endgültig verbaut. Es war sein Steckenpferd gewesen. Die Geldklemme hatte ihn aber schließlich doch gezwungen, das Haus mit samt dem ebenfalls nach seinen Zeichnungen extra angefertigten Mobiliar zu verkaufen.

Die Vorhalle war durch eine Ampel erleuchtet. Von den einfachen weißen Wänden hoben sich die dunkelbraunen, mit Blumengewinden und Putten gekrönten Eichenthüren kräftig ab. Hinten, wo sich die Treppe zum Obergeschoß hinaufwand, lauschte aus grünen Blattpflanzen eine reizend gearbeitete Psyche hervor, die ängstlich suchend ihre Lampe emporhielt . . .

Den Ankömmlingen kam hier eine dunkelgekleidete, hagere Dame mit auffällig langer Nase entgegen. Sie zog ihr fatales Gesicht in möglichst liebenswürdige Falten und suchte ihrer wie ein zersprungener Topf klingenden Stimme eine möglichst süßliche Färbung zu geben, als sie sagte: „Gnädige Frau kommen viel früher, als wir Sie erwartet, der Wagen sollte eben — —“

Frau Gracy schnitt die entschuldigende Rede kurz ab:

„Schon gut, liebe Meister, es war halt heute wieder einmal langweilig. Für den Augenblick empfehle ich Ihnen diesen Herrn; seien Sie so freundlich und geleiten ihn ins Wohnzimmer.“ Dann sich rasch zu Erich wendend: „Sie, Herr Lauber, seien mir herzlich willkommen in meiner

Behausung. Vertrauen Sie sich einstweilen ruhig der kundigen Führung meiner weisen Schaffnerin Eurikleia an; für zwei Minuten müssen Sie mich schon entschuldigen —"

Damit verschwand sie.

Erich fühlte, wie ihn die unangenehme hagere Dame mit jenem kalt abschätzenden Blick musterte, den Wirte und Kellner an sich haben, wenn sie mit überlegener Unfehlbarkeit bestimmen, ob dem eben angekommenen Gaste ein Zimmer in der Bel-Etage oder in der Mansarde angewiesen werden soll. Das Weib schien ihn mit den Augen beinahe auszukleiden. Das flüchtige Examen mußte übrigens zu ihrer Zufriedenheit ausgefallen sein; denn mit einem unangenehm liebenswürdigen Lächeln öffnete sie eine Thür und sprach: „Bitte —"

Erich betrat ein mittelgroßes, durch eine Gaskrone erleuchtetes Gemach, wo ihn seine Begleiterin mit der Aufforderung, Platz zu nehmen, sofort wieder verließ.

Er blickte um sich. Es sah hier wirklich recht behaglich aus. In selbstzufriedener Behäbigkeit standen die altväterisch geschweiften Möbel da. Die blanken Messingbeschläge funkelten in rötlichem Lichte. Die Möbelüberzüge zeigten zierliche Blumenmuster. Die Wände waren mit gewirkten Seidentapeten von silbergrauer, leicht ins Bläuliche spielender Farbe bespannt. Gemälde im Stile von Watteau und Boucher in zierlichen Barockrahmen unterbrachen die Einförmigkeit der gleichfarbigen Wandflächen. Um die Decke zog sich, aus Stuck gebildet, eine äußerst zierliche Rosenranke. Das große ovale Mittelstück war als blauer Himmel bemalt mit lichten Wölkchen und spielenden Schmetterlingen. Etwas in die Ecke gerückt stand ein ebenfalls im Barockstil ausgestatteter kleiner Kapsflügel. Der Deckel des Instrumentes stand offen, und auf dem Notenpult war, als schreiender Widerspruch zu dieser leichtfertigen Umgebung, ein Klavierauszug der Götterdämmerung aufgeschlagen.

Welche Gegensätze! Das Gemach, ein Abbild jenes leichtfertigen achtzehnten Jahrhunderts, da die Welt auf eitel Rosen zu wandern schien, und da das Mittelalter in fast greisenhaft kindischem Kehraus zu Grabe getanzt wurde, so lange, bis gerade dort, wo der zierlichste Menuettschritt und die liebenswürdigsten Manieren zuhause waren, jener furchtbare Krater ausbrach, welcher der staunenden Welt plötzlich zeigte, daß unter der schimmernden dünnen Kruste noch andere Mächte walten, daß es da gährt und braust, und daß diese Mächte der Tiefe plötzlich hervorbrechen können, um die ganze tänzelnde und lächelnde Gesellschaft hinwegzufegen wie Spreu.

Wie zierlich hier der Watteau'sche Schäfer das Bein hebt! Wie nett seine geputzte Schäferin den bändergeschmückten Stab schwingt! Und rings

herum grasen die lieben Schäflein und tragen bunte Schleifen an den Hälsen. Und das Gras ist so grün, und die Bäume und Büsche mit den schlank daraus hervorwachsenden Pappeln so freundlich. Überall eitel Sonne und Lebenslust. Sollten dazu aus den Saiten des Flügels nicht die lieben einfachen Weisen des Papa Haydn erklingen, oder ein zierlich verschnörkeltes Sätzchen des alten Rameau?

Auf dem Flügel aber liegt die düstere Nornenscene aus dem gewaltigen Tonwerke des Bayreuther Meisters aufgeschlagen, und aus den Noten-Blättern tönt die immer wiederkehrende, tief schmerzliche Frage hervor: „Weißt du wie das ward?"

Erich klang die einfache Weise dieser Frage, mit ihrer unsäglich traurigen Schlußwendung im Ohr .... Wotans Speer mit den heiligen Vertragsrunen ist zerspalten .... Die Treue ist entflohen, und die Liebe sinnt auf Verrat .... Nun muß das Weltenseil reißen ....

War sein eigenes Hiersein nicht Treubruch? .... Und ach! der Vergessenheitstrank hatte seine Lippen noch nicht benetzt .... Weißt du wie das wird ....? Fort mit diesen Gedanken! —

Ja, wie kamen die Nornen in diese zierliche und vergnügte Umgebung? Ähnliche Frage: Wie konnte ein Richard Wagner aus Leipzig hervorgehen? Dieser Michel Angelo unserer Tage — und unser kleinkrämerisches, klatschsüchtiges, höfliches Leipzig. Wie erwächst ein solcher Titane aus unserem Krimskramsphilisterium? wie der freie reformatorische Geist aus unserer spießbürgerlichen Gedankenwinkelei? .... Weißt du wie das ward?

Erich schritt im Zimmer auf und ab. Die zwei Minuten dehnten sich etwas in die Länge — —

Sein Blick blieb an dem grellgelben Umschlag eines Buches hängen, der auf einem köstlich gearbeiteten Boule-Tischchen mitten unter den zierlichsten alten Meißner Nippfigürchen lag. Er nahm den Band zur Hand. Es war Zolas „Germinal".

Ein brutaler Geselle. Da hat er auch schon Unheil angerichtet unter den niedlichen Porzellan-Herrschaften. Die schöne Hand, die ihn dahin geworfen, scheint nicht eben zart zu Werke gegangen zu sein. Die ganze zierliche Gesellschaft ist dabei in bedenklicher Weise derangiert worden. Die elegante Hökerfrau ist über den seine schlafende Geliebte unter dem blühenden Fliederbaum überraschenden Seladon hingepurzelt, wobei der ärmste seine in graziöser Verwunderung über die Schläferin ausgestreckte linke Hand verlor. Auch der Fliederbaum hatte ein paar Ästchen eingebüßt, und das dem angenehm zerlumpten Bettlerfigürchen aufwartende Hündchen war bei dieser Weltkatastrophe um die beiden Vorderpfötchen gekommen. Hinten aber nickte selbstzufrieden der Chinese seinem auf schöngewölbtem Bauche

thronenden Nabel zu und streckte die Zunge heraus aus dem breiten, lachenden Munde und bewegte, wie segnend, die aus seinem runden Korpus wagerecht hervorlugenden Hände auf und nieder.

Erich mußte unwillkürlich lachen und der Pagode zunicken:

„Dich kenne ich, altes Haus! Du unsterbliche Erfindung eines längst vergessenen Humoristen, du prächtige, aus unschuldigem Porzellan gebildete, unkonfiscierbare Satire auf deine — und, warum nicht? auch auf unsere Zeit! Du nickest so vergnüglich heute wie vor hundert Jahren. Die Welt hat inzwischen verschiedenes erlebt, sie ist aus einem ungemütlichen Zeitalter in das andere getreten — du aber lachst und nickst. — Tröste dich, du invalider Seladon, tröste dich, du verstümmeltes Bettlerhündchen und auch du, Fliederbaum, wegen deiner geknickten Blüten und Blättlein; denn seht, ihr Guten, wenn einmal ein solcher „Germinal“ über die Welt kommt mit seinen unbändigen Frühlingsstürmen, da gehen noch ganz andere Dinge in die Brüche und da kommt es auf einen seidenen Ärmel, auf ein weißes Pfötchen und auf ein paar Blumenzweiglein auch nicht mehr an. Nicht wahr, mein philosophischer Freund dahinten?“

Erich stipfte die Pagode mit dem Finger auf den Kopf, daß sie stärker nickte.

„Ja du, Glückseliger, hast allerdings von solchen Umwälzungen wenig zu fürchten. An deinem wohlgerundeten Wanst gleiten alle Püffe und Stöße einfach ab. Du hast ja keine Ecken und Kanten, die du verlieren könntest. Allerdings den Kopf kann es dir kosten, oder deine hübschen weißen Hände könnten beschädigt werden; denn das sind als Zugaben zu deinem massiv-soliden Bäuchlein die einzigen zerbrechlichen Dinge an dir. Laß sie immerhin in Scherben gehn; was thut das? Man setzt dir einfach neue Hände ein und hängt dir einen neuen Kopf zwischen deine Schultern — einen neuen Kopf, der womöglich noch vergnügter lacht und die Zunge noch weiter herausstreckt — und dann bist du wieder so fröhlich wie zuvor und nickst — und nickst — —

„Wir —? ja wir haben leider Ecken und Kanten und sind auch aus zerbrechlicherem Stoff — wir zerschellen, zersplittern oder — zerkrümeln — einer nach dem andern — — Du aber bleibst hübsch glatt und ganz und nickst, ein klassisches Bild satter, wohlverdauender Behaglichkeit, in liebenswürdiger Gemütsruhe ewig deinem Nabel zu — —“

Wieder stipfte er die Pagode auf den Kopf — und der Chinese nickte, und Erich nickte ebenfalls, und beide lachten einander an — —

— —

„Was treiben Sie denn eigentlich da?“ ertönte plötzlich eine lustige Stimme hinter ihm.

Erich faßte sich schnell und erwiderte der lachenden Gracy:

„Ich verrichtete eben meine Andacht, gnädige Frau."

„Da beten Sie ja nette Götzen an — fürwahr, ein eigentümlicher Kultus!"

„Was ist aller Kultus? — ein Nicken und Beugen. Darauf läuft die Geschichte schließlich ja doch immer hinaus. Ob die Melodie dabei, oder was sonst etwa noch darum und daran hängt, etwas trübseliger oder etwas fröhlicher, das bleibt sich im Grunde genommen gleich —"

„Sie vergessen den Kultus der Schönheit —"

„Auch hier beuge ich mich nickend und bete an."

Erich ließ sich vor Gracy galant auf ein Knie nieder und küßte ihr die Hand.

Das sollte nur ein Scherz sein; aber es war doch inniger und feuriger herausgekommen, als er eigentlich gewollt hatte.

Sie sah auf ihn herab und lachte. —

„Sie sind zu komisch," sagte sie. „Stehen Sie jetzt nur wieder auf. Oder nein — bleiben Sie, damit ich Sie in dieser lustigen Pose noch ein wenig betrachten kann, Sie drolliger Schönheitspriester! Merken Sie denn gar nicht, daß Sie viel zu früh kommen mit Ihren Kniebeugungen? Warten Sie doch wenigstens bis die Altarkerzen angebrannt sind."

Sie sah wirklich verführerisch schön aus, wie sie so dastand und über ihn lachte. Sie trug jetzt einen weichen Schlafrock aus echtem indischem Kaschemir, der ringsum mit leichtem, mausgrauem Pelzwerk verbrämt war. Das in japanischer Weise einfach über der Brust übereinander gelegte und nur durch eine um die Hüften gelegte Schärpe zusammengehaltene Kleid ließ den schönen Nacken und ein kleines, dreieckiges Stückchen der schneeweißen Herzgrube frei. Die weiten Ärmel fielen bei lebhafteren Bewegungen zurück und entblößten die prachtvoll gerundeten Arme. Die Füße staken in roten, goldgestickten Saffianpantöffelchen.

„Soll ich Sie nun so auf den Knieen liegen lassen und meiner weisen Schaffnerin Eurikleia, die sogleich eintreten muß, als lebendes Bild vorführen? Verdient hätten Sie es. Doch das wäre vielleicht zu grausam, und ich will diesmal noch Gnade für Recht ergehen lassen. Ich erlaube Ihnen also aufzustehen."

Damit entzog sie ihm ihre Hand, die er immer noch in der seinen hielt und gab ihm lachend einen leichten Klaps auf die Schulter.

„Da, Sie großes Kind!"

Erich machte nicht gerade ein sehr geistreiches Gesicht, als er sich erhob.

Zu gleicher Zeit trat geräuschlos die ältliche, hagere Dame ein und fragte, ob die gnädige Frau den Thee hier befehle oder im Speisezimmer drüben.

„Ach Unsinn! Im Speisezimmer, da ist es zu ungemütlich; und hier — ist es auch nicht viel besser. Lassen Sie alles nach dem Wahnfried schaffen, liebe Meister."

Dann wandte sie sich zu Erich:

„Sie verdienen zwar die große Gunst nicht, aber ich bin nun heute einmal in meiner gnädigen Laune. So sollen Sie denn schon heute gewürdigt werden, mein Allerheiligstes kennen zu lernen. Daß Sie mir aber infolge dieses phänomenal schnellen Avancements nicht etwa übermütig werden!"

„Sonst haben die gnädige Frau nichts mehr zu befehlen?" fragte die Meister, indem sie sich an der Thür noch einmal umwandte.

„Nein, nichts mehr — gute Nacht."

Geräuschlos, wie sie gekommen war, entfernte sich Frau Meister wieder. Sie begab sich nach der Küche.

Dort hantierte die Köchin Sophie, ein nicht mehr in der ersten Blüte stehendes, aber immer noch dralles Frauenzimmer. Ein blutjunger, strammer, blondhaariger Krieger, von den 107ern, leistete ihr Gesellschaft und verzehrte in größter Seelenruhe seine Wurstbemmchen, die er ab und zu mit einem Schluck Bier anfeuchtete. In dieser seiner edlen Beschäftigung ließ sich der brave Vaterlandsverteidiger durch den Eintritt der strengblickenden Dame nicht im Geringsten stören, sondern kaute ruhig und würdevoll weiter.

Frau Meister nahm es mit solchen militärischen Besuchen nicht sehr genau. Eine Küchenfee hat halt auch ihre Gefühle. Gott sei dank kam es auf die paar Happen, die solch ein junger Mensch mit seinem stets gesunden Appetit verzehrt, in diesem Haushalt nicht an, und zudem geschah die Sache nicht hinter ihrem Rücken, sondern mit ihrem Wissen und ihrer Erlaubnis. Ihre Autorität, ihre Würde blieb gewahrt. Sogar der gnädigen Frau waren diese uniformierten Besuche nicht ganz unbekannt, und auch sie drückte gerne ein Auge zu, wenn sich der Betreffende nur unter dem schicklichen Titel eines „Bruders" oder „Vetters" einführte. Daß die Sophie in der Küche eine ziemlich zahlreiche und sehr anhängliche Verwandtschaft besaß, war ihr allerdings schon aufgefallen, doch: was that's? Sie huldigte immer dem Prinzip: leben und leben lassen. Übrigens war das Küchendepartement Sache der Meister.

Diese war, wie gesagt, nicht strenge. Sie selbst sah junge Männer gar nicht ungern, besonders wenn sie es verstanden, sich durch höfliche Liebenswürdigkeit und allerlei kleine Dienste bei ihr einzuschmeicheln.

Darin war nun allerdings Sophies gegenwärtiger „Vetter", der Gefreite Franz Kahlitzsch, groß. Er sagte ihr Schmeicheleien und überreichte ihr ab und zu ein Veilchensträußchen oder eine Rosenknospe. Kurz, er war sehr

„nett". Natürlich hatte die gute Sophie diese galanten Spenden meistens selbst besorgt, immer aber selbst bezahlt, und sie griff besonders gern zu diesem Mittel, wenn sie das Bedürfnis fühlte, bei der „Alten" gut Wetter zu machen. Das „netteste" aber an Franz Kahlitzsch war, daß er der immer noch lebensmutigen Frau Meister die Grüße ihres „Bräutigams", des schon ziemlich bejahrten Junggesellen und Cigarrenhändlers Kindlich übermittelte. Deshalb mochte sie ihn ganz gern leiden und hatte gegen seine Küchenbesuche nichts einzuwenden.

Else, die Zose, meinte allerdings, das sei gemein, die Abfütterung und Rumknutscherei in der Küche. Sie konnte nicht begreifen, daß die gnädige Frau nicht endlich einmal einschritt und dem Unfug energisch ein Ende machte. Sie selber hatte ein Verhältnis mit einem Kanzlisten „vom Gericht", mit einem „Beamten", wie sie stolz sagte. Der würde sich natürlich nie so gemein machen, wie so ein Soldat. Sie trafen sich des Abends auf der Gasse, und wenn sie einmal abkommen konnte, so mußte er sie in ein „feines Restaurant" führen, am liebsten ins Panorama. Dafür schwärmte sie. Daß sie bei dieser Gelegenheit ihren Liebhaber nicht weniger frei hielt, als die Sophie den ihren in der Küche — sie steckte ihm immer heimlich unter dem Tische ihre Börse zu, damit er bezahle —, das sagte sie freilich nicht. Nein, ihr Hugo — Hugo, was für ein romantischer Name! — ja ihr Hugo war eben ein feiner Mann, ein „Beamter", kein solch hungerleidiger Soldat. Auch heute hatte sich, sobald die gnädige Frau ins Theater gefahren war, Else davon gemacht, um trotz dem abscheulichen Wetter ihren Liebhaber an der nächsten Straßenecke zu erwarten, und war bis jetzt noch nicht nach Hause gekommen. Sophie und Franz waren darüber natürlich nicht böse, denn sie haßten die spitzen Reden der Zose. Auch Frau Meister sehnte sich nicht gerade nach ihr. Es herrschte zwischen der Wirtschafterin und der Zose eine eigentümliche Rivalität, die daraus hervorging, daß sich die in der unmittelbaren Umgebung der Herrin lebende Else der manchmal etwas strengen Diktatur der Frau Meister nicht gerne unterwarf. Dafür hielt letztere um so bessere Freundschaft mit der Köchin.

„Welches Service soll ich nehmen? das Zwiebelmuster oder das gemalte?" fragte Sophie.

Die Meister besann sich einen Augenblick.

„Die gnädige Frau hat nichts bestimmt," sagte sie dann. „Das Zwiebelmuster könnte 's ja wohl auch thun, aber — nehmen wir doch lieber das andere, Sophie, und die besseren Theegläser mit der silbernen Fassung, ich werde sie Ihnen herausgeben."

Sophie warf ihr einen vielsagenden Blick zu, dann gebot sie ihrem militärischen „Vetter":

„Franz, stell doch 'mal den „Sommerwar" 'naus, daß die Kohlen verdunsten."

Franz legte gehorsam seine eben angebissene Bemme auf den Küchentisch, faßte das echt russische Theekesselungetüm, dessen Namen die gute Sophie mit unerschütterlichem Gleichmut beständig falsch sprach, und trug es nach dem an der Hinterthür des Hauses gelegenen kleinen Vorsaal, der, abgetrennt von dem vorderen eleganten Vestibül, zu den Wirtschaftsräumen führte. Dort öffnete er, mit seinen Pflichten schon vertraut, die Hausthür, damit sich der Kohlendunst ins Freie verziehe.

„Also das Gemalte und die Gläser mit den närrischen silbernen Untergestellen! Das ist wohl was Nobles, der Besuch drin?" — brummte Sophie halb für sich, halb zur Meister gewendet.

Diese schien aber heute nicht sehr mitteilsam gestimmt zu sein; sie ging schweigend hinaus, um noch Verschiedenes herbeizuschaffen. Sie wollte vor der Köchin ihre eigene Unsicherheit inbetreff des neuen Ankömmlings nicht eingestehen. —

„Hm — die scheint diesmal selber nichts zu wissen — sonderbar," dachte Sophie.

Die Meister war nach dem Speisezimmer gegangen, um am Kredenztisch die Theegläser zu holen. Sie stellte diese auf ein Tablett und entnahm dann einem blechernen Kasten englische Biskuits und anderes feines Theegebäck, das sie möglichst zierlich auf einem flachen silbernen Körbchen von durchbrochener Arbeit ordnete.

Ihre Gedanken beschäftigten sich dabei mit Erich. Sollte sich dadrinnen im Boudoir ihrer Herrin wieder was Neues anbändeln? Seit der berühmte Dichter mit den brennendschwarzen Kohlenaugen und den gelben eingefallenen Wangen — sie hatte ihn immer scherzweise den Ritter Don Quixote genannt — nach Paris abgesegelt, war die arme gnädige Frau ja sozusagen verwaist. Der junge Herr Bärmchen, den sie selber übrigens sehr hoch schätzte, war, das wußte sie, der gnädigen Frau schon längst unausstehlich geworden, und wenn er nicht als „Geschäftsmann" zu Zeiten gute Eigenschaften gezeigt und hie und da in schwierigen Lagen Rat geschafft hätte, wer weiß? so hätte er wohl schon lange seine Besuche einstellen müssen. Daß er immer noch bei der schönen Gracy Zutritt hatte, das verdankte er auch zumeist ihrer Fürsprache. Dann der Herr Doktor Schaller, der Sklave, wie ihn die Gnädige nannte ... Mit dem alten verliebten Tugendspiegel war schon gar nichts los, der war nur noch dazu da, daß die Gnädige von Zeit zu Zeit ihre schlechte Laune an ihm ausließ. Dann die drei oder vier Musikjünglinge vom Konservatorium zum Vierhändigspielen u. s. w. Die wechselten allzuhäufig. Sie kamen ein paarmal und

blieben dann wieder weg. Aber drei oder vier waren es immer. Das war nichts Gewisses. Früher war noch das kleine, schmierige Preßjüdchen regelmäßig gekommen — Von der Kralle nannte sich der giftgeschwollene Federheld — den hatte sie, die Meister, nie leiden mögen. Aber die Gnädige schien eine Zeitlang den Narren an ihm gefressen zu haben; sie hatte sogar seine Schneiderrechnungen bezahlt, immer eine um die andere — dennoch sah er stets gleich unappetitlich aus. Einige Zeit schien es, als sollte er die Erbschaft des nach Paris entschwundenen Dichters antreten; aber na — diese Geschichte war nun auch glücklich zu Ende. Der edle Ritter hatte sich einfallen lassen, verschiedene ihm hier durchaus vertraulich und unter dem Siegel der Verschwiegenheit mitgeteilte Skandalgeschichtchen als ergiebigen Stoff für seine in dem herrlichen Winkelblättchen „Der Abendbote" erscheinenden, mehr als gepfefferten Feuilletons zu benützen, und da hatte ihn die Gnädige in ihrem Zorn eines schönen Tages höchst eigenhändig an die Luft gesetzt. Das war ungefähr vor drei Wochen gewesen. — Und nun wieder diese neue Erscheinung. Was das wohl werden wird? Der junge Mann sieht ja allerdings ganz nett aus — — aber etwas angegriffen. Ob ihm die Luft hier wohl bekommen wird? Ob das nicht wieder dumme Geschichten giebt? Die Gnädige ist oft gar zu unvorsichtig! Ja, wenn sie, die treue Meister, nicht wäre, die alles Krumme immer wieder so hübsch gerade zu richten versteht, so würde der Klatsch über die schöne Frau von Brandten in dem skandalsüchtigen Klein-Paris keinen Tag Ruhe haben. Aber an ihrer ehrbar strengen Miene, da mußte die offene Verleumdung Schiffbruch leiden. Es kann doch nicht so schlimm sein mit der Brandten, sagten die Leute, wie würde sie sonst den täglichen Umgang der Frau Meister ertragen, wie würde eine so fromme und sittenstrenge Frau ihr Hauswesen führen wollen? Denn die hält auf Ordnung und Zucht, das weiß die ganze Stadt. — Aber wirklich in der letzten Zeit war die Gnädige etwas zu leichtsinnig gewesen. — Die Geschichte mit den Feuilletons des schmierigen Von der Kralle hatte allerdings fast einen großen öffentlichen Skandal hervorgerufen, wenigstens fehlte nicht viel daran. Darum galt es die Augen und Ohren offen zu halten, damit Ähnliches nicht wieder vorkomme — —

Die fromme und sittenstrenge Frau Meister war ein raffinierter Unhold. Sie war die natürliche Tochter eines bayrischen Dorfkaplans, in dessen Hause sie als „Nichte" groß gezogen worden. Der „Onkel Kaplan", ein gutmütiger, etwas dumpfer Mensch, kümmerte sich nicht viel um die Kleine. Die „Jungfer Köchin" dagegen, ihre Mutter, war eine resolute und stramme Person. Nur zu Zeiten kriegte sie so etwas wie Gewissensbisse über ihr illegales Verhältnis zum Herrn Kaplan; dann heulte sie ganze Tage

lang und versank in abergläubische Bigotterie. Stundenlang lag sie auf den Knien und betete und bekreuzte sich unaufhörlich. An solchen Tagen zog sich der Kaplan scheu in sein Studierzimmer zurück und ließ sie ungeschoren. Die kleine Lene aber hatte es dann schlecht; denn die Jungfer Köchin fühlte in diesen schmerzensreichen Stunden fast immer das innere Bedürfnis, den „Sündenbalg" an ihrer Buße teilnehmen zu lassen. Die Kleine sollte von der ihr gleichsam von Geburt an anhaftenden Schuld gereinigt werden. Zu dem Zweck wurde sie ausgescholten, auch geprügelt und mußte eine Unzahl von Rosenkränzen herunterbeten. War die religiöse Krisis bei der Mutter wieder vorüber, dann that das Kind was es wollte, es lief auf die Gasse und trieb sich mit den Dorfjungen, natürlich mit den verwegensten und rüdesten Bengeln umher. Es geschah kaum ein dummer Streich, wo die Kleine nicht dabei gewesen war. Kam die Sache aus und wurde im Pfarrhof Klage geführt, dann setzte es wieder Schläge und endloses Rosenkranzbeten. Und immer nur hinter den Jungen war sie einher, die Mädel waren ihr zu langweilig. So nannte man sie im ganzen Dorf bald nicht anders als „des Pfarrers Buben-Lene". Wie sie allmählich älter wurde und die Sache gar nicht mehr so weiter gehen konnte, wurde sie in eine, unter der Leitung eines geistlichen Ordens stehende Erziehungs- oder Besserungsanstalt gesteckt. Dort kam sie unter ein strenges Regiment. Sie begriff, daß sie ihr Betragen ändern müsse, sie lernte sich ducken und heucheln. Das ging so ungefähr zwei Jahre. Eines schönen Tages aber war sie weg und blieb lange Zeit verschwunden. Ein paar Jahre später tauchte sie unvermutet in einem schlechten Hause in Dresden wieder auf. Von dort entführte sie ein Landsmann, Alois Meister, der als „Schnellmaler" und „Holz- und Stroh-Virtuose" in der Welt herumzog. Fast zehn Jahre lang teilte sie das Wanderleben dieses fahrenden Künstlers. Es ging ihnen zuerst gut, und sie heirateten sich sogar regelrecht. Mit der Zeit aber traten in der Kunst des Herrn Alois Meister einige geschicktere Konkurrenten auf, und die Nomadenhaushaltung ging mehr und mehr in die Brüche. Sie selber hatte, um der Wirtschaftskasse aufzuhelfen, sich auf dem Drahtseil versucht; aber es war nichts Rechtes geworden. Da traf Herr Alois Meister einmal unglücklicher Weise mit einem hübschen weiblichen Kunstschützen zusammen — und war plötzlich in Begleitung dieser neueren, zugkräftigeren Spezialität nach Amerika verduftet.

Da stand sie nun wieder ratlos. Was anfangen? Zuerst schlug sie sich noch einige Zeit auf dem Drahtseil durch; doch es wollte eben nicht gehen. Jeder „Direktor" suchte sie, nachdem er ihre Leistungen kennen gelernt, so schnell wie möglich wieder los zu werden. So nahm sie denn einmal während der Messe in Leipzig die Gelegenheit wahr und trat als „Wirtschafterin" in

eines der berühmtesten Damenpensionate der alten Pleißengasse. Schon in dieser Stellung hatte sie sich die Gunst des Cigarrenhändlers Kindlich erworben, der zu den Stammgästen des Lokals gehörte. Als bald darauf das Institut von den Stadtvätern aufgehoben wurde, verschaffte ihr dieser Herr Daniel Kindlich mit Hilfe eines ihm bekannten Stellenvermittlers eine Unterkunft bei einer ahnungslosen, halbblinden und fast ganz tauben alten Dame. Hier wollte sie in solide Verhältnisse kommen und ihre Vergangenheit in Vergessenheit bringen, auslöschen. Teils um diesen Zweck zu erreichen, teils auch aus natürlicher Anlage, und weil sich in ihrem Bewußtsein die Begriffe Frömmelei und Anständigkeit gewissermaßen deckten, kramte sie ihre alten, schon halb vergessenen religiösen Gepflogenheiten wieder hervor; und es dauerte auch gar nicht lange, so stand die ihr von Kindheit an eingeimpfte Bigotterie bei ihr wieder in schönster Blüte. Sie trug eine strenge Miene zur Schau und wurde eine eifrige Kirchgängerin. Sie versäumte kein Hochamt und beichtete alle Nasen lang. So zählte sie der katholische Geistliche bald zu seinen getreuesten Schäflein. Die bei der alten Dame ab und zu verkehrenden protestantischen Betschwestern sahen in der eifrigen Katholikin, die so streng die vorgeschriebenen Fasttage inne hielt, sich bei jeder passenden oder unpassenden Gelegenheit bekreuzte und die Jungfrau Maria nebst Gottes lieben Heiligen beständig im Munde führte, nach und nach eine Art von höherem Wesen. Der römische Glaube mit seiner geheimnisvollen Symbolik verbreitete gleichsam einen romantisch-mystischen Heiligenschein über ihre ganze Persönlichkeit. Die streng lutherischen Weiblein fühlten darum in ihrer Nähe einen wollüstig-frommen Schauer und versäumten natürlich nicht, überall von der gottesfürchtigen Helene Meister zu sprechen, die ja allerdings im Irrwahn der Papstgläubigkeit befangen sei, aber doch in unserer verderbten und weltlich gesinnten Zeit eine so rühmliche und erbauliche Ausnahme bilde. So wuchs der Ruf der Tugend und Frömmigkeit der einstmaligen „Buben-Lene“ bald ins Fabelhafte. Trotz diesen Erfolgen aber fing sie an, sich zu langweilen, zudem wurde die alte Dame von Tag zu Tag hinfälliger und wollte schließlich gehätschelt sein wie ein kleines Kind. Sie fühlte eben doch nicht den Beruf zur Krankenpflegerin in sich; sie sehnte sich nach Veränderung.

Zur selben Zeit begann Herr von Brandten, damals ein siebzigjähriger Greis, der schon lange nicht mehr fest auf den Beinen war, ganz wackelig zu werden. Gracy suchte deshalb eine geduldige und zuverlässige Person, die ihr im Hauswesen und auch in der Pflege des Gatten an die Hand gehen sollte, und da wurde ihr die fromme Helene Meister als ein Unikum empfohlen. Die Tugendsame hatte nun zwar zuerst sehr wenig Lust, aus einer Krankenstube in die andere überzusiedeln; als sie sich aber schließlich

doch dazu bewegen ließ, nach der Villa im Westviertel hinauszugehen, „um sich die Sache wenigstens anzusehen,“ da imponierte ihr die Eleganz des Haushaltes, der Glanz des Reichtums und der Vornehmheit, der über allem ausgebreitet war, nahm sie gefangen. Zudem erkannte sie sogleich mit dem Instinkt der Unlauterkeit, der einen verwandten Charakter witterte, daß die schöne Gemahlin des Herrn von Brandten wohl keineswegs gesonnen sei, ein Büßerleben zu führen. Sie sah sofort, aus dieser Frau ließ sich etwas machen. Das gab den Ausschlag — sie nahm die Stelle an.

Sie hatte es bis jetzt nicht zu bereuen gehabt, daß sie damals ihrer feinen Nase gefolgt war. Die erste Zeit mit dem kranken, alten, eigenwilligen Kammerherrn — Herr von Brandten hatte früher an einem kleinen Höfchen diese Würde bekleidet — konnte allerdings als ein böser und unangenehmer Durchgang gelten. Doch das ging ja vorüber. Mit Demut und Frömmigkeit wurde der immer noch sehr eitle und weltlich gesinnte Greis in weniger als einem Jahre zu Tode gepflegt. Die bei dieser Gelegenheit von der Frau Meister bewiesene Geduld und Aufopferungsfähigkeit war natürlich über jedes Lob erhaben.

Anfangs fand Gracy die Frömmlerin unausstehlich. Es war ihr unbehaglich, beständig an religiöse Dinge erinnert zu werden und Redensarten zu hören, die irgendwie mit Tod und Grab zusammenhingen. Und gerade d a r i n war die Meister groß. Bald aber lernte sie diesen wandelnden Tugendspiegel besser kennen und — schätzen. Sie sah, daß dieses Weib zwei ganz verschiedene Seiten hatte. Die eine streng, rauh, finster, kratzbürstig, war der Außenwelt zugewandt; die andere samtweich, geschmeidig und mit einem starken Zug ins Sinnliche ausgestattet, schien ausschließlich im Verkehr mit der Herrin hervorgekehrt zu werden. Die Meister war gegen Frau von Brandten wirklich die Sanftmut und Unterwürfigkeit selbst. Sie suchte alles irgendwie Unangenehme von ihr abzuwenden.

Als der Kammerherr auch gegen Gracy täglich unleidlicher wurde, hielt ihm die Meister stundenlang vor, wie sehr er sich an seiner jungen und schönen Frau versündige, wenn er sie, die eigentlich den gerechtesten Anspruch darauf hätte, das Leben in vollen Zügen zu genießen, die aber nun an das Krankenlager eines hinfälligen Greises gefesselt sei — wenn er diese aufopfernde und herzensgute Frau, die ihm der gütige Himmel noch in seinem Alter gewährt habe, mit seinen boshaften Launen unaufhörlich verfolge und quäle. Er möge doch bedenken, wie bald er nun vor dem ewigen Richter stehen werde, und sie könne es ihm ganz genau vorhersagen, daß er gerade für alle die bösen Redensarten, womit er sich an seiner Gemahlin versündige, in der Ewigkeit die fürchterlichsten Höllenstrafen werde erdulden müssen. Sie aber werde zur heiligen Jungfrau beten, daß diese seinen starren Sinn

wende, damit er, wenn er nun bald von seinen irdischen Leiden erlöst werde, eingehen möge zur ewigen Seligkeit.

Nach solchen Predigten geriet dann der machtlos an seinen Stuhl gefesselte Kammerherr meistens in eine blitzblaue Wut. Die mageren, abgezehrten Finger seiner weißen, schmalen, immer noch sehr wohlgepflegten und stets mit zahlreichen Ringen geschmückten Hände krampften sich nervös in die über seinen Knien ausgebreitete seidene Decke, sein glattrasiertes, eingefallenes Gesicht mit dem spärlichen, immer noch schwarz gewichsten und in zwei steife Spitzen gedrehten Schnurrbart zog sich in unzählige absonderliche Falten und Fältchen, die stechenden, grauen Äuglein züngelten wie zwei giftige Schlangen aus den zusammengekniffenen Höhlen hervor, die sorgfältig frisierte Perücke verschob sich, und mit klangloser, nach Luft schnappender Stimme gurgelte es aus dem eingefallenen, aber mit einem künstlichen Gebiß blendend weißer Zähne garnierten Munde hervor: „Schafft mir dies Weib vom Halse, sie bringt mich noch unter den Boden! Sie thut's mit Fleiß, der Satan!"

Nach solchen Ausbrüchen seufzte die Meister, warf einen langen Blick voll Ergebung zum Himmel, bekreuzte sich und rückte dem Kammerherrn die Kissen und alles was sich an ihm verschoben hatte mit unendlicher Sanftmut und wahrer Engelsgeduld wieder zurecht. Die Sorge um sein leibliches Ich pflegte immer eine beruhigende Wirkung auf den Kammerherrn auszuüben, und wenn ihm dann die Meister zum Schluß mit ergebenem Lächeln den kleinen Handspiegel reichte, und er seine, selbst im Krankenstuhl immer ‚à quatre épingles' herausgeputzte Persönlichkeit beliebäugeln konnte, dann war der Zorn zumeist wieder verraucht — und die Meister war eigentlich doch eine gute Person. Nach solchen Auftritten war er immer eine Zeitlang sanft wie ein Lamm, nur damit ihm seine Pflegerin nicht wieder vom Sterben rede; denn davor hatte er eine entsetzliche Angst.

Gracy aber hatte von dem Moralparoxismus der Meister nichts zu fürchten. Die durchtriebene Frau wußte im Gegenteil alles, was etwa im Betragen ihrer Herrin mit den von ihr selbst zur Schau getragenen, strengen Grundsätzen nicht übereinstimmte, auf äußerst geschickte Art zu übersehen. Und als nun Gracy, die bis dahin in dem engen Bannkreis ihrer freudlosen Ehe gelebt hatte, wirklich allmählich anfing, unter dem Schutze einer so vortrefflichen Deckung ihren angeborenen Neigungen nachzugehen und sich „Zerstreuung" zu verschaffen, da brachte es die Meister sogar fertig, dem in solchen Fällen fast unvermeidlichen Dienstbotenklatsch über gewisse Vorkommnisse in und außer dem Hause Schranken zu setzen. Sie hielt überhaupt das Personal in strenger Zucht, und seit sie da war ging im ganzen Hauswesen alles wie am Schnürchen.

So war Frau Helene Meister, als der Kammerherr endlich zu seinen Vätern versammelt wurde, der schönen Frau von Brandten schon ganz unentbehrlich geworden. Die Betschwester hatte das unumschränkte Vertrauen des lebenslustigen Weibes gewonnen. In einer mitteilsamen Stunde hatten die beiden Frauen sogar mit großer Offenheit ihre wechselseitigen Jugenderlebnisse ausgetauscht und waren dabei vielfach — auf verwandte Punkte gestoßen. Von dieser Zeit an hatte Gracy kein Geheimnis mehr vor der Meister — — die beiden verstanden sich.

Die Meister führte nun das ganze Hauswesen selbständig. Sie verwaltete sogar die Kasse, auf welche der Kammerherr seinerzeit bis in seine letzten Tage den Daumen so scharf gehalten hatte. Kurz sie konnte überall schalten und walten nach eigenem Gutdünken, fast als selbständige Herrin, oder wenigstens als die Intendantin und Vormünderin der gnädigen Frau. Gracy verstand sich schlecht auf Geldsachen und kümmerte sich um nichts.

Ja, sie hatte eine feine Nase gehabt, als sie einwilligte, die Pflegerin des alten Kammerherrn zu werden. — —

Wenn die gnädige Frau nur hätte vorsichtiger sein wollen. Doch diese nahm sich leider immer zu wenig in Acht. Daß die Federfuchser im Mittelbalkon sie boshafterweise „das Plüschsofa“ getauft hatten, darüber hatte auch die Meister nur gelacht. Wem sucht dieses Völkchen nicht etwas anzuhängen? Aber die bösen Feuilletons des Herrn Von der Kralle, die hatten Staub aufgewirbelt. Es war da von einer Ohrfeigengeschichte die Rede, die sich vor dem neuen Theater ereignet haben sollte; auch hatte der Verfasser nicht unterlassen, auf einen gewissen sehr interessanten und pikanten „Liebeskontrakt“ anzuspielen, den die Dame seinerzeit mit dem nunmehr nach Paris entschwundenen berühmten Dichter abgeschlossen habe, und wovon er eine beglaubigte Abschrift zu besitzen vorgab. Dieser in kalte und positive Paragraphen gegliederte Liebesvertrag sollte, nach den Andeutungen Von der Kralle's, den Gipfelpunkt und das Non plus ultra schamloser Erotik darstellen. Nun hatten sich bereits alle Klatschmäuler der Stadt der Sache bemächtigt. In den Kaffeekränzchen wurde die Geschichte breitgetreten, und in den Kneipen „mit schwerem Kulmbacher“ an der Grimmaischen und an der Peterstraße, wo besonders viel Frauenpublikum verkehrte, rümpften die strickstrumpfbewaffneten Philistergattinnen ihre mehr oder weniger langen Tugendnasen und konnten nicht genug losziehen über diese Person, die mehr sein wolle als sie, weil sie die neuesten Toiletten trage, deren Leben aber eigentlich doch nur eine einzige Schande sei und ein Skandal. Und jede suchte zu dem was sie wußte noch neue pikante Einzelheiten hinzuzudichten; und alle logen, daß sich die Balken bogen. Das alles wußte die Frau Meister wohl. — Wie ließ sich aber dem

immer mehr und mehr um sich greifenden Gerede Einhalt thun? — Das wußte sie nicht.

Sie hatte mit Frau von Brandten über den Skandal gesprochen und ihr ausführlich berichtet, was für Klatschgeschichten über sie im Umlauf seien. „Ich weiß schon, liebe Meister; lassen Sie mich nur machen,“ hatte sie achselzuckend geantwortet. — —

Als Frau Meister die Küche wieder betrat, war Else, die Zofe, eben angelangt. Sie nahm ihr triefend nasses Umschlagtuch ab, schüttelte sich die Regentropfen vom Kleid und schimpfte, weil man nicht sofort nach ihr ausgeschaut hatte, als die gnädige Frau so plötzlich und vor der gewohnten Zeit nach Hause gekommen war. Man wisse ja, daß sie nicht weit weg sei, meinte sie. Der Herr Gefreite hätte wohl einmal schnell die Straße hinunter springen können, um sie zu benachrichtigen. Wenn sie nicht ganz zufällig gesehen hätte, daß die Fenster der Gnädigen schon erleuchtet, so hätte sie noch lange nicht daran gedacht herzukommen. Gewiß habe die Gnädige schon nach ihr gefragt, und sie werde nun ihren Rüffel abkriegen. Das sei doch nicht kollegialisch gehandelt.

Die dicke Sophie wollte eben „von wegen der Kollegialität der Jungfer Kammerzofe“ antworten, als das Erscheinen der Frau Meister den Auseinandersetzungen vorläufig ein Ende machte.

Mit kurzen bündigen Worten übermittelte diese der Zofe die Wünsche der gnädigen Frau, warf einen prüfenden Blick auf die Anordnung des Theegerätes, sah nach, ob nichts fehle und verließ dann die Küche wieder, um sich in ihr Zimmer zurückzuziehn.

Nachdem sie gegangen, fuhr Else fort, ihrem Herzen Luft zu machen; nur überwog jetzt die Neugierde den Ärger.

„Also wieder ein neues Mannsbild hat sie mitgebracht? Na, mir kann's recht sein. Und das gemalte Porzellan wird genommen, und die Gnädige will den Thee in ihrem Wahnwinkel haben. Das läßt tief blicken! Wer wohl der Glückliche sein mag? Nun, wir werden ja sehen —“

Damit nahm sie das Servierbrett und ging davon.

„Eine freche Person —“ meinte Sophie, als sie draußen war.

Der Gefreite Franz Kahlitzsch sagte gar nichts; er nickte bloß und führte sich eine frische Bemme zu Gemüte.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

„So, nun machen Sie sich's bequem,“ sprach Gracy zu Erich, als sie in ihrem ‚Wahnfried‘ auf einer niedrigen Ottomane Platz genommen hatte. „Setzen Sie sich dort mir gegenüber in den ‚Amerikaner‘, und vor allen Dingen, folgen Sie meinem Beispiel und langen Sie zu. Da steht auch Rum, wenn Sie sich den Thee damit verderben wollen. Die Männer haben

ja einen so verkommenen Geschmack. Sie verschmähen das Natürliche und bevorzugen überall das Forcierte, Übertriebene und Unnatürliche. Sie können ohne künstliche Reizmittel nicht leben."

„Gestatten Sie, daß ich diesem verkommenen Geschmack ebenfalls huldige, obgleich ich sonst keineswegs ein Freund des Übertriebenen oder gar des Unnatürlichen bin," sagte Erich, indem er sich Rum in den Thee goß.

„Kein Freund davon? Das wird sich später herausstellen; warten wir's ab. Sie wären der erste! Doch hier sind noch einige natürliche, obgleich von der Kunst hie und da etwas modifizierte Gaben. Meine Köchin scheint auf dem Boden ihres Küchenschrankes in der Geschwindigkeit noch etwas Kaltaufgeschnittenes zusammengescharrt zu haben — in der That, es ist die reine Aufschneiderei. — Aber hier, in der Mitte, die Rebhühnerpastete sollten Sie doch kosten, die kann ich Ihnen empfehlen. — Oder sind Sie vielleicht gar Vegetarianer?"

„Ganz und gar nicht."

„Denken Sie, ich hielt Sie beinahe dafür. Es war mir, als ob Sie den fleischlichen Genüssen abhold sein müßten."

„Wie kamen Sie auf diese Vermutung?"

„Ich weiß es selber nicht — es schien mir so. Seit heute bin ich allerdings eines Besseren belehrt ... Ihre flüchtigen Bekanntschaften ... Aber ich sehe, es fehlt Ihnen am Pikanten, Herr Lauber. Hier hat meine gute Meister zum Glück auch einige Mixed-Pickles ausgegraben — nehmen Sie, nehmen Sie ... das beißt und schneidet und giebt Feuer ins Blut ..."

„Als Gaumenreiz sind die Dinger nicht zu verschmähen," antwortete Erich, „zu Zeiten wirkt das ganz anregend auf die Geschmacksnerven — besonders auf abgestumpfte. Bedarf es aber hier solcher Stimulantia? Ich glaube nicht. Das mag für die fischblütigen Engländer taugen, die diese gepfefferten Gemütsteufeleien erfunden haben als pikante Zugabe zu ihrem ewig gleichmäßigen Beef. Was soll uns aber hier die Erinnerung an das nüchterne Albion und seine derb-prosaischen Rinderbraten? Hat das Mahl, das Sie mir heute Abend bieten, gnädige Frau, und hier bieten, in diesem Raume, der auf den Beschauer wirken muß, wie ein phantastischer Traum, nicht eine andere, bessere Würze?"

Erich schwieg und wartete auf Antwort. Doch Frau Gracy hatte sich tief in ihre Ottomane zurückgelehnt und fixierte den Sprecher unter ihren langen halbgeschlossenen Wimpern hervor.

„Fahren Sie nur fort — Sie waren so hübsch im Zuge" — tropfte es in einzelnen Silben von ihren Lippen — „sagen Sie mir noch etwas Schönes über meinen ‚Wahnfried'."

„Was soll ich davon sagen?" erwiderte Erich feurig. „Wenn ich um

mich blicke, so frage ich mich unwillkürlich: Ist dies ein Zimmer oder das märchenhafte Zelt einer Königin, von der uns alte Sagen erzählen, vielleicht einer Semiramis oder einer Kleopatra? Keine glattgeklebten, gleißenden Tapeten, die einem langweiligen Stuckquadrat als Stütze dienen. Nein, vom Zenith des Gemaches, wo sie in Falten gerafft, wallen golddurchwirkte Purpurdecken hernieder und bilden Bedachung und Wände eines köstlichen Zeltes. Den Boden bedecken seine japanesiische Binsenmatten. Kein spießbürgerliches Sofa, kein pedantisch rechtwinkliger Stuhl beleidigt das Auge, — niedrige Divans, mit weichen Smyrnateppichen oder mit Fellen belegt, laden zur Ruhe ein, neben diesem Amerikaner, in welchem ich mich eben schaukle. Überhaupt kein einziges auf den nüchternen Nützlichkeitsbegriff abgestimmtes Möbelstück ist zu sehn. Hier das niedrige Spielzeug von japanesiischer Lackarbeit, das mit Speise und Trank belastet zwischen uns steht, kann kaum auf den Namen eines Tisches Anspruch machen, ebensowenig wie der achtkantige, mit Perlmutter ausgelegte, arabische Schemel, der die zierliche Emailleschale mit den Papyros trägt. Zum Überfluß noch ein paar phantastisch-leichte Gestelle aus Bambusstäbchen, als Träger für Buch, Fächer und die tausend dem behaglichen Lebensgenuß dienenden Kleinigkeiten. Das Ganze, eingetaucht in wollüstige Dämmerung, die von dem warmen Lichte der roten Ampel kaum verscheucht wird, scheint in seinen Purpurschatten die süßesten Geheimnisse zu bergen. Die Phantasie malt sich zwischen den Falten der Teppiche, wo geheimnisvoll die Goldfäden der Gewebe aufblitzen, neckische Amoretten, die in gaukelndem Spiel der Herrin dienen. Das Zauberhafteste aber in diesem Wunderreich ist die Herrin selbst, die holdselige, die, der Frau Venus gleich, mir, dem armen Sterblichen, Einlaß gewährte in ihrem Zauberberge — — —"

„Um Gotteswillen! Seien Sie still! Hören Sie auf!" rief Gracy mit komischer Gebärde. „Da haben wir ja das Unheil schon! Der spanische Pfeffer ist Ihnen zu Kopf gestiegen und nun ist nicht einmal ein Glas Wasser zur Hand zum Abkühlen. Doch halt, hier" — — sie kramte in dem mit Backwerk gefüllten Körbchen — „hier sind unschuldige Theewaffeln, langweilig-anständige Albert-Biskuits; das dämpft vielleicht Ihre Glut. — Oder nein... da, nehmen Sie dies ... es ist echtes Herrnhuter Konfekt, — meine Meister schätzt es sehr, — von den zarten Händen der frömmsten alten Jungfern zubereitet; es ist schneeweiß wie das Gewand der Tugend und zeichnet sich aus durch eine keusche Abwesenheit aller irgendwie weltlichen Gewürze, höchstens der fromme Anis und die säuerliche Citrone der Enthaltsamkeit haben bei seiner Erzeugung mitgewirkt. Das essen Sie schnell! Würgen Sie es hinunter, wenn es nicht anders geht. Es wird Ihre sündhafte Glut auslöschen, Ihre stürmischen Pulse wieder zur Ruhe bringen und Ihre heidnischen Venusbergträume bannen."

Sie hielt ihm das Konfektstückchen mit drolliger Treuherzigkeit hin; er nahm es und verzehrte es lachend.

„Nicht wahr, das kühlt?"

„Leider nein! Der Duft Ihrer Hände haftete dem unschuldigen Backwerk an und entfachte auf's neue die Glut."

„Das war eine Bosheit —"

Erich verstand nicht, was die schöne Frau mit der letzten Äußerung sagen wollte. Er kam sich überhaupt so furchtbar linkisch vor. Alle seine Liebenswürdigkeiten und geistreichen Bemerkungen, auf die er sich sonst nicht wenig einbildete, verunglückten heute und fielen ins Wasser. Dabei entschlüpfte ihm diese Frau von Brandten immer wieder mit aalglatter Gewandtheit.

„Eine Bosheit —? ich begreife nicht, gnädige Frau."

„Thun Sie nur nicht so! Doch streiten wir uns jetzt nicht über die größere oder geringere „Reinheit" meiner Hand, oder inwieweit durch sie die jungfräuliche Unschuld eines Gebäckstückchens beeinträchtigt werden könnte. Lassen Sie uns lieber vernünftig plaudern. Übrigens freut es mich, daß Ihnen mein „Wahnfried" oder, wie sich meine gebildete Zofe auszudrücken pflegt, mein „Wahnwinkel" so sehr imponiert."

„Er ist einzig, sinnberückend!"

„Mein Gott, nun werden Sie schon wieder überschwenglich! Wissen Sie übrigens, wie Herr Doktor Schaller mein Buon Retiro getauft hat? Trödelbude. Er ist nämlich ein furchtbarer Stilfex und findet, dies Gelaß sei die Achillesferse, der wunde Punkt, der Schandfleck meiner Behausung. Natürlich nur im ästhetischen Sinne. Ein anderer meiner Bekannten, ein gewisser Herr Von der Kralle, nannte es sogar — vermutlich der roten Farbe wegen, die ich nun einmal liebe — den Fleischerladen. Was sagen Sie dazu? Das ist doch ein wenig zu stark, nicht wahr?"

„Die betreffenden Herren besitzen zu wenig Phantasie."

„Gar keine — oder vielleicht zu viel .... verdorbene ..."

„Sie sind nicht imstande, aus ihrem eigenen Ich herauszugehen und sich in einen fremden Charakter zu versetzen."

„Beide sind die ausgesprochensten Egoisten."

„Darum haben sie auch Ihren Wahnfried nur von ihrem subjektiven Standpunkt aus beurteilt, sie haben nicht bedacht, daß ein solches Gemach vor allen Dingen mit der Bewohnerin harmonieren, gleichsam ein Ausfluß ihres eigensten Wesens sein muß. Und sehen Sie, gnädige Frau, das stimmt hier. Diese Umgebung in ihrer ganzen Ungewöhnlichkeit bildet, so scheint es mir wenigstens, den einzig stimmungsvollen, ja ich möchte beinahe sagen den einzig stilgerechten Rahmen zu Ihrer eigenartigen Persönlichkeit. Ihr sogenannter Wahnfried steht Ihnen prächtig zu Gesicht."

„Als Dank für dieses schmeichelhafte Urteil soll Ihnen erlaubt werden, mir die Hand zu küssen."

Erich wollte aufspringen.

„Das heißt nachher — später. Einstweilen bleiben Sie nur ruhig sitzen. Naschen Sie noch ein wenig Herrnhuter Konfekt oder zünden Sie sich eine Papyros an; ganz nach Belieben und — sans gêne. Ich sehe, Sie ziehen das letztere vor. Ich ebenfalls. Hier ist Feuer."

„Danke."

„Bitte. — Nun freut es mich erst, daß ich Sie in mein Heiligtum eingeführt habe. Ich erkenne: Sie sind kein Unwürdiger. Ja, Sie haben recht. Dieser Schmollwinkel, um das schöne Wort Boudoir nicht zu mißbrauchen — Sie sind doch auch Sprachreiniger, was? — ist wirklich meine eigenste Erfindung und wenn Sie wollen: ‚ein Ausfluß meines Wesens', wie Sie sich philosophisch ausdrücken. Einen solchen Raum zu besitzen, war mir einfach Bedürfnis. Ich bekomme es ja, Tag und Nacht, von allen Seiten zu hören, mein Haus sei ein Kunstwerk, jedes einzelne Zimmer sei ein Schmuckkästchen, und es wäre jammerschade, wenn nur das Geringste daran geändert würde. Ich begreife das von den Leuten. Sie freuen sich an der stilgerechten Anordnung des Ganzen und — sie müssen auch nicht hier wohnen. Doch — was wollen Sie! — man wohnt doch eigentlich nicht recht behaglich in einem Raritätenkabinett, in einem Kunstgewerbemuseum; — und dann ist man auch nicht immer auf den Rokoko abgestimmt. Es liegt darüber eine so forcierte Lustigkeit, eine so gezwungene Lebensfreude, die weder zu unserer Zeit, noch speziell zu meiner Grundstimmung paßt. Wenn ich durch diese Räume wandre, ist es mir immer, als ob mir jemand zuflüstre: Du sollst und mußt lachen. Das macht einen schließlich nervös."

„Das kann ich Ihnen nachfühlen; nur verstehe ich nicht, warum Sie die Ihnen unsympathische Einrichtung nicht ändern ließen."

„Ei, da wäre ich schön angekommen! Als mein Mann noch lebte, hätte ich einen solchen Gedanken nicht einmal andeuten dürfen, der war in seinen Zopf geradezu vernarrt. Später aber hätte ich mir bei der geringsten Änderung alle meine kunstsinnigen Bekannten auf den Hals geladen. Alles was in Stil macht in unserm lieben stillosen Klein-Paris, von Schaller angefangen bis zum trefflichen Benvenuto Schwärzlich, hätte Weh und Zeter geschrien. Letzterer wäre sogar imstande gewesen, mich in seinen Kunstberichten ganz offen als Vandalin zu bezeichnen. Zudem habe ich selber einen gewissen Respekt vor meinem Hause, das immerhin das Werk eines genialen Künstlers ist. Ich suchte also nach einem Plätzchen, wo nichts zu verderben war und kam auf diesen Winkel. Es war früher eine Art von

Garderobe gewesen, ein mehr oder minder überflüssiger Zwischenraum. Von hier sollte der weichlich-lustige Rokoko verbannt sein; es sollte etwas anders werden. Beileibe keine Renaissance, die ist mir zu düster und formbestimmt; archäologische oder ethnologische Spielereien aber habe ich von jeher gehaßt. So schlug ich denn unter Beihilfe eines anstelligen Tapezierers und eines jetzt in Paris weilenden phantasievollen Freundes dieses vielgeschmähte Purpurzelt auf. Das Zimmergeräte wurde lediglich nach Bedürfnis und Bequemlichkeit hingestellt, in absichtlicher Stillosigkeit. Es sollte ein Raum werden, der gerade durch den Mangel fester Formen zum Sinnen und Träumen einlädt. Und diesen Zweck hat er mir erfüllt.

„Aber selbst dieses unschuldige Vergnügen gönnte man mir nicht. Ich war damals noch so naiv, Freundinnen zu halten, ja ich trieb die Kindlichkeit so weit, ihnen meinen Wahnfried zu zeigen. Die Folge davon war, daß sich eine geraume Zeit die Klatschgesellschaften fast ausschließlich mit diesem Raume beschäftigten. Da hieß es, ich hätte mir ein Zimmer eingerichtet, das enthalte nur Sofas und andere Liegegelegenheiten, da empfange ich meine Freunde, es sei eigentlich nichts anderes als ein großes „Himmelbett", und so weiter in dieser Tonart, senza grazia, ad infinitum. Damals ärgerte ich mich darüber, ja ich war wütend. Nun kümmere ich mich schon lange nicht mehr darum. Ich bin nun einmal anders als die Weiber hierzulande. Glauben Sie mir, gewiß nicht schlechter, nur offener. Ich folge meinen Neigungen ohne Heimlichthuerei; und dann geht mein Horizont leider über Dienstbotenklatsch, Kinderstubengeschichten und die berühmte Leipziger Grundküchenformel ‚Rindfleisch mit Gräupchen' noch etwas weniges hinaus. Das wird man mir niemals vergeben. Ich will mich keineswegs als ‚femme incomprise' aufspielen. Davor bewahre mich der Himmel. Diese Gattung ist mir so verächtlich, wie die sogenannten verkannten Genies. Nein, ich möchte nur, daß Sie den Grundton meines Wesens kennen lernten, und inwiefern er sich von demjenigen der guten Leipzigerin unterscheidet. Das ist vielleicht weibliche Eitelkeit; wir Frauen machen vor den Männern auch gerne ‚geistig' Toilette, und das wird uns niemand verdenken. — Sehen Sie, ich bin viel allein; in letzter Zeit vielleicht sogar zuviel. Da liebe ich es nun, mich hier bequem auf meine Polster auszustrecken und meinen Träumen nachzuhängen. Dabei leistet mir allerdings zu Zeiten eine auserwählte Schar geheimer Freunde Gesellschaft. Schauen Sie einmal hieher."

Sie schob hinter ihrer Ottomane die Falten des Purpurstoffes auseinander. Ein Bücherbrett wurde sichtbar.

„Das sind meine Intimsten. Hier vor allen Dingen der große Zola und gleich daneben sein manchmal etwas ungeschickter aber braver Nachahmer Max Kretzer. Dann kommen ein paar Russen: Dostojewski, Tolstoi,

Garschin. Auch der verzwackte Norweger mit dem gesträubten Haar und dem merkwürdig verkniffenen Gesicht fehlt nicht. Hier ein paar „Jüngstdeutsche“, oft abstoßend aber immer anregend. An sie reihen sich durch ein merkwürdiges Geschick ein paar lustige alte Herren. Boccaccio, Casanova, der Demokritos und sogar der böse Schlingel Crébillon. Das sind die weltfreudigen. Als Dämpfer für den Übermut folgt hier der schöne Katzenjammer Schopenhauer. Mein Trost und meine Erbauung aber sind diese Bände hier: Friedrich Nietzsche. Kennen Sie seine Schriften?“

„Ich habe seinerzeit die ‚Wiedergeburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik‘ sozusagen verschlungen.“

„Das versteht sich von selbst. Sie als Musiker und Wagnerianer müssen dieses Buch mit ungewöhnlichem Interesse gelesen haben. Sind Ihnen auch seine philosophischen Schriften bekannt?“

„Leider noch nicht.“

„Die müssen Sie lesen. Besonders ‚Jenseits von Gut und Böse‘.“

„Ich werde das Versäumte sobald als möglich nachholen.“

Es fiel Erich ein, was er hier verspreche, sei eigentlich gedankenloser Unsinn. Ja, er hatte seine Lage wirklich einen Augenblick vergessen gehabt; nun aber stand alles wieder vor ihm. Überhaupt, was kümmerte ihn jetzt Friedrich Nietzsche und seine Philosophie? Was fragte er darnach, für welche Autoren das vor ihm sitzende Weib schwärmte? Das war ja jetzt alles so gleichgültig .... Plötzlich zuckte ihm ein ganz verzwickter Gedanke durch das Hirn: Wie wäre es, wenn du dieser schönen, nur auf vollsaftigen Lebensgenuß bedachten Frau andeuten würdest, was du morgen vorhast? Ob sie wohl erschrecken, ob sie dich bemitleiden würde? Sag' ihr's doch! sag' ihr's doch! flüsterte eine Stimme in seinem Innern unablässig. Er kämpfte dagegen an, aber der dumme Gedanke wollte ihn nicht mehr loslassen.

„Sie sind ja mit einem Male so still geworden,“ sagte Gracy. „Worüber sinnen Sie nach?“

Erich besann sich, wo er war.

„Über Nietzsche, gnädige Frau,“ antwortete er schnell gefaßt. „Es geht mir eben durch den Kopf, daß Sie nicht die erste Dame sind, die mir das Studium dieses Philosophen anempfiehlt. Eine der merkwürdigsten Frauen, die ich jemals kennen gelernt, ist eine große Verehrerin dieses Mannes, sie hat ihn persönlich gekannt, und seine Gedanken und Ansichten haben einen entscheidenden Einfluß auf ihr Leben ausgeübt.“

Erich ärgerte sich wieder über sich selber. Warum mußte ihm nun auch noch diese Dagmar Peerson einfallen. Es war ihm, als ob die asketische Gestalt der strengen, charakterfesten, in selbstgewählter Armut lebenden Frau plötzlich neben den Divan getreten sei, darauf das üppige

Weib, das verführerische Haupt auf den linken Ellenbogen gestützt, in halb liegender Stellung ruhte. Was verfolgte ihn dieses Phantom bis hierher? Wollte es ihm den Genuß der letzten Nacht vergällen?

„Eine Frau, sagten Sie?“ fragte Gracy gespannt. Sogleich aber fiel sie wieder in ihren scherzenden Ton. „Nun kommen Sie aber einmal her, Herr Lauber. So, ganz nahe! Ich erlaube Ihnen sogar, sich neben mich zu setzen — und nun beichten Sie. Ihre zahlreichen weiblichen Bekanntschaften kommen mir doch allmählich verdächtig vor. Also nur mutig heraus mit der Sprache.“

„Da ist nicht viel zu beichten,“ antwortete Lauber lachend. „Wenn Ihnen Frau Dagmar Peerson bekannt wäre, so würden Sie mir unzweifelhaft dieses Rigorosum erlassen.“

„Ach, das verdrehte Frauenzimmer mit dem Gelehrtenraptus! Die soll Ihnen verziehen werden. Aber halt, wir sind noch nicht fertig mit einander. Da wir nun einmal beim Beichten sind, so gestehen Sie auch Ihr Verhältnis zu der Dame, mit der ich Sie im Theaterfoyer sprechen sah. Rund heraus: Sie lieben das Mädchen oder haben es geliebt.“

Hatte Erich die wegwerfende Bemerkung Gracys über Dagmar Peerson schon unangenehm berührt, so empfand er jetzt die Erinnerung an Minchen Strellinger geradezu schmerzhaft. Um alles in der Welt hätte er in dieser Umgebung und vor dieser Frau seine Liebe nicht eingestehen mögen; das schien ihm eine Entheiligung seiner besten Gefühle. Zugleich mengte sich in seine Empfindungen so etwas wie falsche Scham. Sollte er dieser an Üppigkeit und Wohlleben gewöhnten Frau sagen, daß er ein armes Mädchen liebe, ein Mädchen in abhängiger, sozusagen dienender Stellung, sollte er ihr erzählen, wie er Erfolge zu erringen gehofft, nur um dieses Mädchen sein eigen nennen und ihm ein beneidenswertes Los bereiten zu können, und sollte er ihr schließlich gestehen, wie nun alles, alles aus sei? — Nein, das konnte er nicht. Wer weiß, ob sie ihn überhaupt verstehen würde. Er half sich also wiederum mit Ausreden und suchte das Gespräch mit Gewalt in andere Bahnen zu lenken. Er ergriff Gracys Rechte:

„Sie haben mir erlaubt, Ihre Hand zu küssen —“

Sie ließ ihn gewähren, bestand aber dabei auf ihrem Willen. Sie wollte durchaus wissen, wer die Dame sei.

Erich mußte ihr, so schwer es ihm auch fiel, Minchens Namen nennen, mußte erzählen, wie er sie kennen gelernt, als sie noch Verkäuferin in dem feinen Modewarengeschäft an der Grimmaischen Straße war, und daß sie gegenwärtig als Gesellschafterin bei der Gräfin Nerkow-Jansky weile.

Er saß nun ganz dicht neben der schönen Frau, deren weiche Hand er in der seinen fühlte. Den linken Arm hatte er unwillkürlich um ihre

Taille gelegt, — und sie widerstand ihm nicht. Er sah, wie sich ihre Lippen zu einem mitleidigen Lächeln verzogen und hörte die leise, fast schläfrig gesprochenen Worte:

„Also eine kleine Grisette! Das ist allerdings eine unschuldige Geschichte. Es klingt fast wie eine Primanerliebe —"

Diese Äußerung, und noch mehr die wegwerfende Art, wie sie vorgebracht wurde, gab Erich einen Stich ins Herz. Allein er war schon so sehr im Banne der schönen Frau, deren lebenswarme Formen er an seiner Seite fühlte, deren dunkle Augen in geheimnisvoll aufsaugender Glut auf ihm ruhten, daß er nicht entrüstet aufsprang, sondern nur matt und in konventionellen Worten den Ausdruck ‚Grisette' zu berichtigen suchte. Er sagte ihr, daß das Mädchen Achtung verdiene. Um ihren alten, in mannigfachen Unfällen ergrauten Eltern eine Stütze zu sein, habe sie seinerzeit die Stelle in jenem Geschäfte angenommen. Sie habe dort böse Stunden erlebt. Der Prokurist, ein unangenehm geschniegelter Mensch, habe sie mit Anträgen verfolgt, und da sie ihm nicht zu Willen sein wollte, sei ihr endlich die Stelle gekündigt worden. Seit jenen schlimmen Tagen habe sie einen Abscheu vor ähnlichen Posten und ertrage lieber die zahlreichen Unannehmlichkeiten ihrer jetzigen Stellung, als daß sie wieder in ein „offenes" Geschäft eintreten wolle, wo man nicht nur die raffinierten Schikanen der weiblichen und die lüsternen Liebenswürdigkeiten der männlichen Kundschaft, sondern überdies noch die Zudringlichkeiten der Vorgesetzten über sich ergehen lassen müsse. Und dies alles um einen Hungerlohn.

Da redete er nun doch darauf los, obgleich ihm die Worte nicht recht über die Lippen wollten. Das Weib neben ihm mußte seine warme Teilnahme an dem Geschick des Mädchens bemerken. Das war ihm peinlich. Und doch verließ ihn andererseits keinen Augenblick das Gefühl, daß er eigentlich tapferer, persönlicher für Minchen hätte eintreten oder ganz von ihr schweigen müssen. Was er sprach, erschien ihm wie ein Verrat an dem Mädchen, wie eine Feigheit und eine Erniedrigung seiner selbst. Dazwischen stieg immer wieder das merkwürdige, ungereimte Gelüste in ihm auf, Gracy über seine Lage aufzuklären. Sie hält dich für reich und glücklich, dachte er bei sich selber. Was würde sie wohl sagen, wenn sie vernähme, daß neben ihr ein Bettler sitzt, der sein letztes heute Nacht verjubelt, um morgen ..... Er wollte den Gedanken mit Gewalt abschütteln. Er vermochte es nicht. Er fühlte, daß er auf die Dauer dieser Versuchung nicht werde widerstehen können. Sie legte sich wie ein Nebel über sein Denken und keilte sich zwischen Gracys Reden und zwischen die Worte, die er mühsam in seinem Hirn zusammensuchte. Er hatte die Selbstbeherrschung verloren und befand sich gleichsam im Banne einer fremden, unheimlichen Macht.

Sie hörte seinem Bericht mit Interesse zu. Innerlich amüsierte sie sich über sein oftmaliges Stocken und seine offenbare Verlegenheit, die sie auf Rechnung seiner nicht eingestandenen Liebschaft mit Minchen Strellinger setzte. Sie suchte ihn noch mehr in Verwirrung zu bringen.

„Sie scheinen ein recht eifriger Kunde dieses Fräulein Strellinger gewesen zu sein, da Sie in allen ihren Verhältnissen so genau Bescheid wissen. Ja, ja, die jungen eleganten Herren benötigen gar oft neuer Schlipse und Manschetten. Was meinen Sie, wenn ich mir auch ein solches Geschäft zulegen würde? Ich müßte rasenden Erfolg haben. Oder nicht?"

„Das möchte wohl sein."

„Auf Ihre Kundschaft könnte ich jedenfalls auch rechnen?"

„Gewiß, gnädige Frau — das heißt — nein, doch nicht mehr — —"

Erich hielt erschrocken inne. Da war ihm das fatale Geständnis ja schon halb entfahren. Gracy streifte ihn mit einem verwunderten Blick. Da sie aber keine Ahnung von dem in seinem Innern tobenden Kampfe hatte, so fragte sie harmlos:

„Ei, warum denn nicht?"

Erich machte eine letzte Anstrengung, das immer mächtiger anstürmende Gelüste zu unterdrücken. Mit ängstlicher Hast suchte er nach irgend einem Wort, irgend einer Phrase.

„Gnädige Frau, das Schöne und Erhabene soll nicht in die Alltäglichkeit hinabsteigen — das herrlichste Bild verblaßt, wenn man es mit einem unpassenden Rahmen umgiebt."

Das klang gesucht, ergab keinen rechten Sinn. Erich hätte sich selbst ohrfeigen mögen, so wütend war er auf sich. Und immer wieder die Stimme in seinem Innern, das unheimliche andere Ich, das ihm zuflüsterte: Jetzt hilft doch kein Leugnen mehr. Deine Verwirrung muß ja auffallen. Sie hat gewiß schon alles gemerkt... Es kam wie ein Taumel über ihn. Sein Herz schlug so heftig, daß er meinte, sie müsse das überlaute Pochen vernehmen...

Gracy weidete sich an seiner Hilflosigkeit.

„Wissen Sie, daß Sie recht ungalant sind, Herr Lauber? Sie wollen öffentlich nicht mein Freund sein. Darin gleichen Sie auffällig dem guten Doktor Schaller. Ich hätte Sie eigentlich doch nicht für so — vorsichtig gehalten."

„Sie verkennen mich, gnädige Frau. Ich schwöre Ihnen — —"

„Nein, schwören Sie nicht! Wozu? Ich lasse jedem seine Freiheit. Und wenn Sie andere, stärkere Bande fesseln — vielleicht Fräulein Strellinger — wer weiß? vielleicht schon eine zukünftige Gemahlin — —"

Die hartnäckige Beharrlichkeit, mit welcher Gracy mit unverkennbarer

Schadenfreude immer wieder an die selbe Wunde rührte, brachte Erich ganz außer sich. Er gab sich nicht mehr genau Rechenschaft von dem, was er that. Nur noch zwei Wünsche beherrschten seine Gedanken: das Weib in die Arme zu schließen und ihr alles, alles zu sagen. Seiner selbst nicht mehr mächtig, klammerte er sich mit beiden Händen an Gracy und rief in leidenschaftlicher Aufregung:

„Ihnen allein will ich es gestehen, gnädige Frau. Keine Liebe, keine Pflicht sollte mich verhindern, stets zu Ihren Füßen zu liegen, und wenn wir uns heute zum letzten Male sehen, so trennt mich nur der Tod von Ihnen."

Sie lachte. Der Ausbruch schien ihr komisch.

„Das ist nicht übel gespielt. Ich merke, Sie haben Talent zum tragischen Fach. Der Tod! wie großartig das klingt! Haha! Sie wollen doch nicht etwa schon sterben?"

„Doch, gnädige Frau — morgen."

Nun war es heraus. —

Bei dem etwas hohlen, aber festen Klang der zögernd gesprochenen Worte sah Gracy erstaunt auf. Was war das? Das Antlitz des jungen Mannes erschien noch blasser als zuvor, und seine dunklen Augen leuchteten in unheimlicher Glut. Das konnte kein Scherz sein.

Gracy erschrak. Er ist wahnsinnig — zuckte es ihr plötzlich durchs Hirn. Sie sprang empor und suchte sich aus seiner Umklammerung loszumachen. Sie fürchtete sich vor ihm —

Zugleich fiel ihr ein, daß man Wahnsinnige nicht reizen dürfe. Sie zwang sich zur Ruhe, sie setzte sich wieder und sah ihm voll ins Gesicht. Nun schien es ihr, daß nicht geistige Umnachtung auf seinen Zügen liege, sondern ein großer Schmerz. Der leidenschaftliche Ausbruch, dessen sie den etwas schläfrigen Menschen, der sie beinahe schon zu langweilen begonnen, gar nicht fähig gehalten, berührte sie sympathisch und erregte in ihr ein wollüstiges Gefühl. Sie empfand plötzlich etwas wie Zuneigung zu ihrem Gaste. Sie legte die Hand auf seine Stirn. Sie streichelte ihn, wie man ein weinendes Kind streichelt, um es zu beruhigen.

„Kommen Sie zu sich, Herr Lauber, . . . denken Sie, ich sei Ihre Schwester . . . . sagen Sie mir alles, was Ihr Herz bedrückt . . ."

Ihre Stimme hatte einen weichen samtartigen Klang, der ihr sonst nicht eigen war. Leise zitterte darin eine Aufrichtigkeit und Güte, die er bis dahin in ihren Reden vergeblich gesucht hatte. Dies berührte seine aufgeregten Gedanken wie ein leichter, kühler, erfrischender Luftzug. Es beruhigte ihn wirklich. Nun ist sie dein, dachte er. Zugleich aber erwachte in ihm die Lust, ihr zu imponieren, ein gewisser, halb unbewußter Trieb, das Erbärmliche seiner Lebenskatastrophe unter einer gewissen Renommisterei

zu verbergen. Er wollte ihr zeigen, wie leicht er das alles nehme, wie furchtbar Wurst ihm das bißchen Leben sei. Er antwortete daher leichthin:

„Ach, da ist nicht viel zu sagen ... und ich nehme die Geschichte auch gar nicht so tragisch. Ich habe flott gelebt; ich wollte die Welt sehen und meine Jugend genießen ... Nun ist mir, wie man so zu sagen pflegt, die Puste ausgegangen .... Ich habe diesen Abend soeben meinen letzten Hundertmärker gewechselt ... Morgen ist auch der in alle Winde zerstoben ... dann ein kleiner Spaziergang — es wird hoffentlich morgen noch einmal schönes Wetter — ein Knall ...... und das ist alles ...."

Er schaute sie nicht an. Er hatte mechanisch nach einer Cigarette gegriffen, die er während seiner Rede in Brand setzte. Nun blies er langsam, in studierter Behaglichkeit, die Rauchwolken durch die Nase.

Seine Offenheit verblüffte sie; ebenso der plötzliche Umschlag in den burschikosen Ton, den sie unnatürlich und gemacht fand. Sie sah ihn scharf an, wie er so gleichmütig da saß und rauchte. Wie ein plötzliches Verständnis zuckte es über ihre Züge. Sie hatte ihn durchschaut .. Damit hatte sie ihre Unbefangenheit vollständig wiedergewonnen. Und nun dämmerte auch schon, wie eine plötzliche Eingebung, in ihrem Geiste ein Plan, ein Ziel, worauf sie sogleich mit der ihr eigenen Zähigkeit in gerader Linie loszusteuern begann. Ihre Stimme hatte wieder den alten, halb spöttischen Klang, als sie sagte:

„Da spielen wir also gegenwärtig das letzte Kapitel eines Romans. Es ist wirklich nett von Ihnen, daß Sie mir darin wenigstens noch eine kleine Rolle zu teil werden ließen. Ich werde mich den Umständen angemessen zu benehmen suchen .... Also ich bin wirklich Ihre letzte Freundin ....?"

Erich hatte erwartet, daß sein Bekenntnis eine ganz andere Wirkung hervorbringen werde. Der scherzende Ton irritierte ihn. Er fühlte, wie sie ihm wieder entschlüpfte. Sie glaubt mir nicht — dachte er; und alles lag ihm nun daran, sie von seinem Ernst zu überzeugen. Er kam sich aber doch furchtbar erhaben vor und meinte, seine Kaltblütigkeit müsse sie zur Bewunderung hinreißen. Er geriet immer mehr in die Renommiererei hinein.

„Nein, meine letzte Freundin sind Sie nicht," sagte er mit geflissentlich müde klingender Stimme; „meine letzte Freundin ist diese Pistole!"

Dabei holte er einen schön gearbeiteten Revolver aus der Brusttasche hervor und hielt ihn Gracy dicht vors Gesicht. Die zierliche Waffe funkelte und schimmerte; wie Blutstropfen hing das rote Licht der Ampel an ihren glänzend vernickelten Kanten und Flächen.

Gracy war instinktiv zurückgeprallt. Sie faßte sich aber schnell und nahm ihm arglos spielend den Revolver aus der Hand.

„Zeigen Sie doch einmal her — ist er geladen? Wahrhaftig! Mit sechs Patronen .. Das genügt! ..“

Sie betrachtete die funkelnde Waffe von allen Seiten .. sie zog den Hahn auf und brachte ihn wieder in Ruhe.

Erich folgte ängstlich ihren Bewegungen. Er fürchtete eine Unvorsichtigkeit, mochte es sich aber nicht anmerken lassen. Er wollte um alles nicht furchtsam vor ihr erscheinen.

Sie bemerkte wohl, wie gespannt seine Augen an ihren Fingern hingen, that aber, als achte sie nicht darauf. Sie fuhr fort mit dem Revolver zu spielen. Endlich sagte sie:

„Wissen Sie, Herr Lauber, .. Ihr einsamer Spaziergang morgen, der gefällt mir eigentlich gar nicht. Wahrscheinlich regnet es morgen wieder so recht prosaisch. Mondschein steht auch nicht im Kalender. Der gelbe Mond kann nicht durch zerrissene Wolken gucken, was zur effektvollen Inscenierung einer solchen Tragödie im Freien durchaus gehört. Mit der ganzen Romantik ist es also nichts. Das letzte Kapitel Ihres Romans wird dadurch verpfuscht. Ich rate Ihnen daher, die Sache umzudichten und will Ihnen dabei nach Kräften behilflich sein. Ich wüßte zum Beispiel einen viel besseren und sensationelleren Schluß. Machen Sie doch die Sache gleich hier ab ....“

Erich starrte mit weit aufgerissenen Augen die Sprecherin an. Er suchte vergeblich nach einer Antwort.

„Hier ... hier ....“

„Nun ja. Was ist da weiter dabei? .. Ein bißchen Mordromantik würde meinem Wahnwinkel erst die rechte Weihe geben ... Meinen Sie nicht?“

„Aber Sie würden ja ... —“

„Unannehmlichkeiten davon haben .. ? Bewahre! . Höchstens ein wenig Aufregung ... — Merken Sie einmal auf! Sie legen sich ganz bequem hier der Länge nach auf den Divan. Ich gebe Ihnen den Revolver in die Hand, richte ihn Ihnen in den Mund und, wenn's sein muß, kann ich ja auch noch selber abdrücken . ! . Natürlich lasse ich Sie hübsch in der Lage, mache Meldung bei der Polizei ... Man kommt, man inspiziert ... Und wer will mir beweisen, daß kein Selbstmord vorliege? ... Also .. wollen Sie?“

Erich war totenbleich. Er war der Meinung gewesen, er habe sich mit dem Gedanken an den Tod vollständig vertraut gemacht .. und nun packte ihn doch dieses kalte Entsetzen. Nein, so hatte er sich das Ende nicht gedacht — — — und dem excentrischen Weibe war alles zuzutrauen.

„Man würde Sie .... man würde Ihnen nicht glauben —“ stotterte er.

„Darüber machen Sie sich keine Sorgen! — Übrigens können Sie ja vorher noch einen Zettel schreiben, worin Sie sich zu der That bekennen ...

mich förmlich entlasten .... Dort drüben stehen Teint, und Feder ... in der Papeterie werden wohl noch ein paar Briefbogen zu finden sein — sie sind zwar mit kleinen roten Teufelchen geziert, aber das schadet ja nichts. — — Den Zettel stecken Sie in die Tasche, oder nehmen ihn in die Hand, damit man ihn gleich finde .. Geben Sie irgend einen Grund Ihrer That an, — je unwahrscheinlicher um so glaubwürdiger. Sagen Sie, was alle Ladenschwengel und Köchinnen sagen, unglückliche Liebe habe Sie in den Tod getrieben ... Unglückliche Liebe ... zu mir zum Beispiel ..."

„Nein ... nein! Das ist ja Wahnsinn ... !"

„Nun — überlegen Sie sich's noch. Ich gebe Ihnen ein Viertelstündchen Bedenkzeit. — Sagen Sie selbst: Besser können Sie es doch gar nicht verlangen ... Oder nicht .. ?"

Erich antwortete gar nicht. Er blickte starr vor sich hin und hielt die ausgegangene Cigarette zwischen den Fingern.

Sie betrachtete ihn einen Augenblick, wie er so in sich versunken da saß; dann legte sie den Revolver ruhig neben sich auf eines der kleinen japanesischen Gestelle.

Er schielte immer wieder nach dem Mordinstrument hinüber und überlegte bei sich selber hin und her, wie er dessen wohl auf möglichst unauffällige Weise wieder habhaft werden könnte. Das hätte sich sehr einfach bewerkstelligen lassen; er hätte nur aufzustehen brauchen und es sich ohne weiteres herüberlangen. Doch das wollte er nicht. Er genierte sich und fürchtete eine spöttische Bemerkung ihrerseits.

Es herrschte Stille in dem kleinen Gemach.

Nach einiger Zeit sagte Gracy: „Ich sehe, Sie haben kein Feuer mehr, Herr Lauber —"

Erich besah seine Cigarette: „Es ist wahr —"

„Nehmen Sie doch eine frische und lassen Sie uns ernsthaft plaudern. Reden wir von Ihrer Lage ... Nein, schütteln Sie nicht den Kopf! .. Sie wissen ja, vor mir brauchen Sie sich nicht zu genieren. Ich werde Ihnen keine Moralpredigten halten. Ihr Fall ist übrigens gar nicht so tragisch. Daß ein junger Mann ein wenig zu viel Geld braucht und dann in die Klemme kommt, was ist da weiter dabei? Sie sind der erste nicht und werden auch der letzte nicht sein, dem's so geht. Das kommt ja so oft vor. Wenn alle deshalb gleich zu Ihrer „letzten Freundin" ihre Zuflucht nehmen wollten, so würde es wohl jeden Tag ein paar Mal knallen. Bleibt Ihnen denn wirklich kein anderes Mittel?"

„Nein."

„Das wollen wir nun erst noch sehen. Haben Sie Schulden und wie viel?"

„Bis jetzt gar keine.“

„Sie Glücklicher! Da haben Sie ja den allerschönsten Kredit. Also machen Sie schleunigst welche.“

„Und dann —?“

„Dann? ... Später zahlen Sie sie eben wieder.“

„Zahlen? .. und womit?“

„Komische Frage! Mit Geld natürlich. Glauben Sie wirklich im Ernst, daß es mit Ihnen schon Matthäi am letzten? Und das bei Ihren Kenntnissen und Fähigkeiten! bei Ihrer Jugend! Sie haben ja noch alle Kräfte zu vergeuden. Das Leben fängt ja für Sie erst an ...“

Erich fühlte, daß er eigentlich keine sehr ruhmvolle Rolle spiele. Wie hatte er sich über dieses Weib — dieses „Plüschsofa“, wie man es allgemein nannte — erhaben gedünkt! Ein Spielzeug sollte sie ihm sein .. womöglich die Genossin einer letzten, tollen Liebesnacht. So hatte er sich's ausgedacht. Und nun? — — Nun schämte er sich vor ihr. Sein vergeudetes Leben, das gewaltsame Ende, das er sich nun schon seit Wochen als eine Art Heldenthat ausgemalt hatte, das alles kam ihm mit einem Male so erbärmlich vor. — Doch er raffte sich noch einmal auf. Die angenommene Rolle des blasierten Lebensverächters mußte durchgeführt werden. So verlangte es seine Eitelkeit.

„Was wollen Sie, gnädige Frau ..? Ich könnte ja vielleicht den Kampf aufnehmen .. Aber es fehlt mir die Lust dazu ... Ich will mich jetzt, nachdem ich das Leben voll genossen, nicht wieder mit den tausend und abertausend Kleinlichkeiten und Armseligkeiten eines entbehrungsreichen Daseins herumschlagen. Ich will nicht, nachdem ich in raschen Zügen den Kelch geleert, lange Jahre an der bittern Hefe zehren. Nein — weg damit! Den schalen Rest verschütten und das Gefäß zerschellen — das ist das Beste.“

„Sie bewegen sich immer in dem selben Kreise herum und wollen sich nicht daraus herausbringen lassen. Wer verlangt denn überhaupt Opfer und Entbehrungen von Ihnen? Kein Mensch. Ich gewiß am allerwenigsten, da ich selbst auf dergleichen keineswegs abgestimmt bin. Sie verkennen einfach ganz und gar, was für Kapitalien noch in Ihnen ruhen, Kapitalien, die nur flüssig gemacht zu werden brauchen. Sehen Sie, darüber möchte ich Ihnen vor allen Dingen die Augen öffnen.“

Erich seufzte leise.

„Sie meinen, ich sollte meine Kenntnisse nutzbringend verwerten, meine Kunst zur Milchkuh machen. — Ich habe auch schon daran gedacht. Leider bin ich aber zu schwach dazu. Ich fühle es, ich könnte unter Sorgen und Entbehrungen die schaffensfrohe Stimmung nicht aufrecht erhalten. — Und wie lange können die Erfolge noch auf sich warten lassen!“

„Ihre Kunst in Ehren! — aber, offen gestanden, daran habe ich augenblicklich gar nicht gedacht. Die Kunst wird bekanntlich um so schlechter honoriert, je besser sie ist. Lassen wir dies also ganz beiseite. Nein, nur Ihre Person hatte ich im Auge, Ihre hübsche, junge Person, der Sie merkwürdigerweise gar keinen Taxwert beilegen. Sagen Sie mir einmal offen, Herr Lauber, sind Sie wirklich noch niemals auf den Gedanken gekommen, sich einfach eine reiche Frau zu nehmen?"

Erich stutzte. Auf diesen Gedanken war er bis dahin wirklich noch nicht gekommen. Wie hatte er nur diese Chance so ganz außer acht lassen können? Das war ja Rettung! — In die ihn plötzlich durchzuckende Freude mischte sich indessen sofort ein bitterer Beigeschmack. Er schämte sich, daß er diesem Gedanken nur einen Augenblick Raum geben mochte.

„Sich selbst verkaufen! — niemals!" — antwortete er mit fester Stimme.

Sie blickte ihn mit halbgeschlossenen Augen von der Seite an und verzog die Mundwinkel zu einem kaum merklichen Lächeln.

„Warum denn immer gleich den häßlichsten Namen für eine Sache hervorsuchen? Kann es unter den reichen Damen nicht auch solche geben, die einem Manne wirkliche Neigung einflößen? Und dann — man muß eben nicht alles auf einmal haben wollen, dann findet sich manches ganz Annehmbare. Suchen muß man allerdings und die Augen aufsperren, — und da merkt man denn zumeist, daß einem das Gesuchte und Begehrte eigentlich schon lange dicht vor der Nase lag. So wird es auch Ihnen gehen, Herr Lauber, und nun — gute Nacht für heute."

Erich erhob sich. Er war über diese so plötzliche Verabschiedung ganz verwirrt. Stammelnd beurlaubte er sich. Sie hatte sich ebenfalls erhoben und schüttelte ihm freundlich die Hand.

„Denken Sie nur einmal nach über das, was ich Ihnen gesagt habe, und wenn Sie morgen Abend von Ihrem bewußten Spaziergang zurückkehren, sprechen Sie wieder bei mir vor, nicht wahr? Ich erwarte Sie. Das begonnene Gespräch wollen wir dann fortsetzen. Sie sollen sehn, wie viel Sie noch bei mir lernen können. Also nochmals, gute Nacht."

Erich stand schon unter der Thür, als sie ihn noch einmal zurückrief:

„Herr Lauber! Sie haben ja Ihr Mordgewehr vergessen. Da, nehmen Sie es um Gotteswillen mit, damit ich von seinem Anblick befreit werde. Ich kann Ihnen ja nun den Revolver auch ganz ruhig anvertrauen, ein Unglück passiert Ihnen wohl kaum damit, ich denke mir — er ist ja doch nur blind geladen." —

Erich stand auf der Straße, er wußte selbst nicht wie. Den Revolver hielt er noch in der linken Tasche seines Überziehers krampfhaft umfaßt.

„Blind geladen! Sie spottet über mich!"

Der Sturm hatte nachgelassen. Der Regen rieselte nun wie ein feiner Nebel herab. Erich fröstelte. Er stelzte mit langen Storchenschritten über ein paar breite Pfützen hinweg und bog dann in die Weststraße ein. Trostlos lagen die langen, öden Häuserreihen vor ihm. Das schmutzigrote Licht der wenigen noch brennenden Gaslaternen, das sich protzig in allen Kotlachen spiegelte, machte die Finsternis nur noch fühlbarer. Eintönig klangen Erichs leicht schlürfende Tritte auf den Granitplatten des Bürgersteigs. Von Zeit zu Zeit äffte sie ein in den Mauerwinkeln verborgenes Echo nach. Dann schien es Erich, als ob ein zweiter Fußgänger unsichtbar auf der anderen Seite der Straße mit ihm Schritt halte, und unwillkürlich spähte er nach dem andern Trottoir hinüber. Sonst war alles still. Kein Mensch war zu sehen. Endlos folgten sich die berußten Fassaden der langweiligen kasernenartigen Häuser. Bei der Blüthnerschen Fabrik an der Ecke der Plagwitzerstraße klingelte müde ein verspäteter Pferdebahnwagen vorbei, der mit zwei schläfrigen Passagieren nach dem Depot hinaus fuhr. Erich sah, wie das rote Licht immer kleiner und kleiner wurde und schließlich ganz verschwand. Auf dem Westplatz stand ein Schutzmann in seinen naßglänzenden Kautschukregenmantel eingehüllt. Eine Droschke humpelte in die Promenadenstraße hinein; ihr gedämpftes Rädergerassel verklang allmählich. Bei der katholischen Kirche schritt Erich an zwei behaglichen Herren vorüber, die unter ihren Regenschirmen ein am Stammtisch begonnenes Gespräch noch lebhaft fortzusetzen schienen; wenigstens schlugen Worte wie Sozialdemokraten, Umsturzvorlage an sein Ohr. Wie eine finstere, langgestreckte Masse lag die alte Pleißenburg vor ihm. Der runde Turm mit seiner flachen Kuppel, auf der ein zweites rundes Türmchen gleichsam als Deckelknopf sitzt, wuchs phantastisch in die Nacht hinein, wie eine riesige, gespensterhafte Kaffeekanne. Auf dem Cementsteig der Promenade raschelten die nassen welken Blätter, die der Sturm von den Bäumen geweht hatte, unter den Füßen des Dahinwandelnden.

Erich überlegte, ob es nicht besser wäre, wenn er geradenwegs nach Hause ginge, sich ins Bett legte und zu schlafen versuchte. Er konnte sich indessen nicht dazu entschließen; die nervöse Unruhe in ihm trieb ihn weiter. Der abenteuerliche Besuch bei der schönen Gracy von Brandten hatte seine trüben Gedanken nicht zu verscheuchen, den Vergessenheitstaumel, nach dem er lechzte, nicht in ihm zu erwecken vermocht. Wo sollte er nun noch Betäubung suchen? wie sich selbst entfliehen?

Er war die Schulstraße hinaufgeschritten. Nun leuchtete ihm die rote Laterne des Thüringerhofes entgegen. Sollte er hineingehen? Gewiß zechten da noch ein paar von seinen Bekannten. Er trat an das breite Fenster und suchte durch den dünnen Vorhang in das Lokal hineinzuspähen.

Richtig, da saß ja die ganze Gesellschaft beisammen, wie gewöhnlich eingezwängt zwischen dem Volk der Bierphilister, das, Männlein und Weiblein, Kopf an Kopf zusammengedrängt, in dichten Massen den niedrigen Raum füllte. Kein Plätzchen war mehr frei — wie immer. Erwin Horner schien eben eine seiner berühmten Bierreden zu halten; denn er gestikulierte heftig und der ganze Tisch hing an seinen Lippen. Fritz Burgmann führte mit mißvergnügtem Gesicht sein Glas zum Munde. Der Agent und Heiratsvermittler Franz Mintlich ließ seinen Affenpinscher aus einem Untersetzer Bier saufen; der Kommissionsbuchhändler Moritz Klingenhain schlief an der Seite seiner eifrig den Worten Horners lauschenden, dunkeläugigen Logiswirtin, und der Verlagsbuchhändler Max Spürig, der zu seinem flachsblonden Haar und Bart ewig ein ganz hellgraues Jacket trug, schüttelte sich vor Lachen und warf sich mit dem Oberleib auf der Bank hin und her wie eine Kasperlefigur. Nur die drei Eidgenossen und Holzschneider Wenger, Schultheß und Köberli, die auf dem denkbar beschränktesten Raum an der Tischecke ihren Skat klopften, ließen sich nicht stören. Über der ganzen Gruppe aber schwebte eine nibelungenhafte Rauchnebelwolke.

Zuerst hatte Erich nicht übel Lust hineinzugehen und mit den Freunden noch ein Glas Bier zu trinken. Schon wollte er den gewölbten Thorweg betreten. Da faßte ihn plötzlich ein Ekel vor der Enge und Schwüle, vor dem Geschrei und Gelärm da drinnen, und rasch entschlossen kehrte er wieder um. Die Lust, sich dem Zecherkreise anzuschließen, war ihm vergangen.

Dafür hatte sich ein anderes Verlangen um so mächtiger wieder hervorgedrängt, das Verlangen nach dem Weibe, das durch seinen Besuch bei Gracy von Brandten mehr angeregt als gestillt worden war. Er war in der Stimmung, die erste beste Dirne zu umarmen. Und er brauchte auch nicht lange zu suchen. Klimperten nicht die Goldstücke noch in seiner Tasche, und für Geld ist ja alles feil. Also zu! Was er schon seit Jahren nicht mehr gethan, das that er jetzt, er bog um die nächste Ecke in die Sporengasse und klopfte dort an ein freundlich angestrichenes kleines Haus, hinter dessen undurchsichtigen Milchglasfenstern er noch Licht schimmern sah. Eine runzlige Alte öffnete vorsichtig die Thür, zuerst nur spaltenweit. Erst nachdem sie einen prüfenden Blick auf den späten Gast geworfen, trat sie zur Seite und ließ Erich den Eingang frei.

„Bitte, mein Herr, eine Treppe —“ flüsterte sie und schloß wieder sorgfältig und geräuschlos die Hausthür hinter ihm.

— — — — — — — — — — — — — — — —

In der Villa der Frau von Brandten schimmerte noch einige Zeit ein Lichtstrahl durch die Fenster des Wohnzimmers. Gracy kramte dort in den Schubfächern ihres Schreibtisches.

Als sich Erich von ihr verabschiedet hatte, war ein Lächeln des Triumphes über die Züge der schönen Frau geglitten. Mit leuchtenden Augen schritt sie in ihrem Wohnzimmer auf und nieder und murmelte allerlei seltsame Reden vor sich hin.

„Er dankt mir heute sein Leben, darum ist es nur recht und billig, wenn er mir dieses Leben weiht, wenn er mein Sklave wird, der Erfüller meiner Wünsche — — — Ja, ich glaube, ich habe ihn bereits in meiner Gewalt; aber nun heißt es festhalten. — — Wenn die Meister wüßte! — Was sie unablässig herbeigesehnt, und was ich selbst schon lange gesucht, ist endlich gefunden, der richtige Schirm und Schild gegen den bösen Stadtklatsch, dem man Nahrung geben muß, um ihn niederzuschlagen — — — Ich denke, nun habe ich ja wohl wieder einen anständigen Einbanddeckel für die verflossenen und ein harmloses Titelblatt für die zukünftigen Romane meines Lebens — — — und was will man mehr? — —“

Dann setzte sie sich an ihren Schreibtisch und stöberte in alten, halbvergilbten Papieren und Briefschaften herum, in deren Inhalt sie sich ganz vertiefte.

Draußen rieselte unaufhörlich der feine, nebelartige Regen hernieder.



Die Gedankenhändler.

Von Charlotte Niese.

(München.)

Was vorher gewesen, erinnere ich mich nicht, aber dann war ich weit gelaufen in der Irre, und ich hatte mich niedergeworfen zur Erde und weinte. — Geärgert war ich worden von allen; infames Menschengelichter Warum, das habe ich vergessen. Ich lag, doch ich wurde hinweggeführt. Durch was? ich vermag es nicht mehr zu sagen. Alles, alles habe ich vergessen, was vorher war. —

Noch sah ich die Möven fliegen, und der grüne Fluß rauschte, und die kahlen Äste der Bäume reckten ihre Arme starr in die Luft. Dunkle Wolken zogen über mir, die deckten wohl alles zu? Denn es war so schwarz, und ich fürchtete mich, ich sah nicht mehr hinaus. Mein Kopf lag in den dorrenden Blättern, mein armer, müder Kopf, und sie raschelten unter ihm. Unaufhörlich entstürzten die Thränen meinen Augen, sie flossen zu beiden

Seiten meines Gesichts abwärts, immer wogender werdend, und gesellten sich, Bächen gleich, dem grünen, rauschenden Strome zu. Ich lag begraben zwischen den tobenden Wassern, es brauste und schäumte um mich herum, und die Wogen meiner unaufhaltbar entfesselten Thränen schlugen über mir zusammen. Dann war alles verschwunden und ich war fern — plötzlich.

Ich war ganz wo anders und doch meinte ich, schon 'mal dagewesen zu sein. Die weite, kahle Ebene dehnte sich unabsehbar gegen den Horizont. Keine Blumen, kein Gras, kein Baum, nur schwarzer, nackter Erdboden. Das einzig bemerkbare auf der Ebene war ein hohes, großes, ausgedehntes Gebäude, verwahrlost und zerfallen aussehend, mit hohem, drohendem Kamin. Beim Näherkommen bemerkte ich, daß sein Äußeres die Formen wechsle, bald schien es ein Riesenschädel zu sein mit einem in die Höhe stehenden Zopf, bald ein Herz mit einem Stück der Aorta. — Und plötzlich wußte ich, daß ich hin mußte.

Drei alte Juden saßen drin mit langen, grauen Bärten, verwitterten, faltenvollen Gesichtern; vermerkelte, verschrumpfte Gestalten. Die hatten meine Gedanken gestohlen, aufgelesen. Aber ich war auch so achtlos gewesen, so sorglos! Nun waren sie alle fort, die vielen, vielen Gedanken, und ich hatte keine mehr, gar keine, und in mir war es öd und leer, nur ein großes Verlangen, eine heiße Sehnsucht waren erstanden, das Weggeworfene, Verschleuderte, wiederzuerlangen. Und dort im Haus hinter dem riesigen Kachelofen, o ich wußte es genau, ohne es zu sehen, denn, o ich bin schlau! — dort in der Ecke des großen Vorderzimmers hockte die alte Hexe, sie war die Urgroßmutter der drei Juden, sie stammte noch aus dem alten Testament. Die war an allem schuld, die hatte ihre Nachkommen schlecht erzogen, sie aufgestiftet. Ein arger Groll gegen sie stieg in mir auf, ich hätte ihr den Hals umdrehen mögen. Wenn ich meine Gedanken erst wieder hätte, dann würde ich mich erinnern, wo sie im alten Testament steckt, und der ließ sich gewiß was nachweisen, und ich wollte vor sie hintreten, sie anzeigen, sie sollte ihre Strafe haben, für vor Jahrtausenden verübte Schandthaten. Aber jetzt aufpassen! denn sie hatten mein Kommen schon gewittert, alle viere, sie wußten, daß ich meinen Gedanken nachgezogen sei, daß ich sie wiederholen wollte, sie waren gefaßt. Ich wollte meine Schritte beflügeln, doch sie ließen mich nicht herankommen, die alte Hexe gab es nicht zu. —

Wie Bleigewichte hing es an meinen Füßen, nur mühsam, trotz aller Anstrengung, kam ich langsam, schrittweis vorwärts. Alle Kräfte bot ich auf, ich kämpfte, — und da, ein Ruck, ein energischwollender, vollbewußter, und ich war dort. Ich flog zur Thür herein, vorbei an einem großen, bellenden, fletschenden Tier, das Wache hielt. Ich fühlte seine Bisse, fühlte seine

Zähne sich in mein Fleisch graben, ohne daß es mir Schmerz verursacht hätte, kein Blut floß, ich achtete es nicht, schüttelte es ab.

Und ich trat vor die drei Männer, die Alte kauerte in der Ecke, ich konnte sie nicht sehen, aber sie war dort, ich wußte es, denn, o ich bin schlau!

Zwei der Juden saßen hinter dem großen, schweren, viereckigen Eichentisch, der sich mitten in der weiten, unendlichen Stube befand. Der Dritte, offenbar der Älteste, stand davor. Sein altes, verschmitztes Judengesicht mit dem langen, zerzausten Bart, dem viereckigen, grinsenden Maul, nickte mir schlau verlegen zu. „Ich heiße Nathan" und auf die beiden andern zeigend, fügte er hinzu: „und dies sind meine Brüder, Levi und Jehuda. — Mit wem habe ich die Ehre, mit was können wir dem gnädigen Herrn dienen?"

In seinem ganzen Maule befand sich nur noch ein einziger Zahn, der stak im Unterkiefer; eine gelbe, giftige Schlange. — Der mußte wohl noch recht fest sitzen, ob es ihm wohl weh thäte, wenn ihm der ausgezogen würde?

Rasch sah ich mich, ehe ich antwortete, in dem großen Gemache um. Nichts drin als der Kachelofen, hinter dem die alte Hexe lauernd sich verborgen hielt, der Tisch und einige Holzstühle von uralter Form und die drei Männer.

„Wo habt Ihr meine gestohlenen Gedanken!" fuhr ich nun Nathan an.

„Gott der Gerechte, Gott wie haißt! was will der gnädige Herr, was fragt er für unverständliche Fragen?"

Da fiel mein Auge auf einmal auf eine Thür, die vorher noch nicht dagewesen war, das wußte ich gewiß, denn, o ich bin schlau! — und hinter dieser Thür befand sich ein zweites, ein noch viel größeres, unermeßliches Gemach, und darin befanden sich viele Gedanken, und die meinigen waren auch dabei; dort waren sie versteckt worden, das wußte ich, ganz von selbst wußte ich dies, plötzlich, denn, o ich bin schlau! — Aber ich stellte mich, als hätte ich die Thür nicht bemerkt und richtete meine Blicke nach der entgegengesetzten Seite. Auch änderte ich mein Benehmen und wurde sehr höflich und artig und sagte, ich hätte eigentlich den Herren nur einen Besuch machen wollen, meine Gedanken, die ich verloren, würden sich hoffentlich schon wieder finden, vielleicht wüchsen auch neue in meinem Kopfe nach, wenn die alten ja nicht wiederkämen. Was ihre Frau Urgroßmutter mache? deren Liebenswürdigkeit und Verstand ich schon viel hätte rühmen hören. Ob ich sie nicht sprechen könne, ob sie wohlauf, ob sie zu Hause sei?

Erstaunt sahen sich die Dreie an, sie sprachen mit Blicken zusammen, drehten sich dem Ofen zu, hinter dem die Hexe den häßlichen Kopf etwas hervorgestreckt hatte. Ich wußte es, wenn ich es auch nicht sah, denn dort hinten war es dunkel, o ich bin schlau! — Als sie gerade alle wegsahen, be-

nützte ich den Moment, machte eine rasche Drehung und stürzte mit großen Sätzen zur Thür, sie aufreißen, hinein, — zu hinter mir!

Mein Herz klopfte vor Aufregung und Anstrengung, denn auch die drei Juden hatten sich sofort gegen die Thüre geworfen; trotzdem war es mir im letzten Moment noch gelungen, den dicken Holzriegel vorzuschieben. Auch die Alte war hinter dem Ofen hervorgesaust, sie heulte, sie belferte und quiekste, lamentierte und drohte, schalt die Ururenkel, stachelte dann die Brut wieder auf, die Thüre zu sprengen. Alle viere tobten, schrien, baten mich zu öffnen. Selbst das wachehaltende Tier hatte sich hinzugesellt und winselte erbärmlich, und ich hörte seinen heißen Atem durch die geschlossene Thüre pfauchen.

Ich lehnte mich gegen diese, und plötzlich sah ich durch das dicke Eichenholz, als sei es Glas. Auch die Gedanken meiner Verfolger und Widersacher sah ich krystallhell, denn, o ich bin schlau! bin geschickt! — ich sah sogar durch ihre Köpfe, sah, was sie vorhatten.

Und nun mischte ich mich dazwischen, denn ich durfte ihre Gedanken nicht weiter gehen lassen, es war Zeit, mit ihnen zu unterhandeln.

Das ganze unermeßliche Gemach hatte nur eine Thür, die, durch welche ich eingetreten. An den Wänden standen Truhen an Truhen, Säcke an Säcken, Ballen waren auf Ballen gespeichert. Oberhalb dieser befanden sich Gestelle, offenbar um darauf lagernde Gegenstände zu trocknen. Steinbildungen standen am Boden herum, große Kufen und Tonnen hier und da; regellos. — Auch eine Öffnung bemerkte ich, die wohl zum Keller führte, da herauf stieg ein gährender, betäubender Geruch, halb wie neuer Wein, halb fäulnisartig und moderig. Nahe der Thüre erhob sich eine Art Herd oder Ofen von fremdartiger, absonderlicher Gestalt, und allerlei seltsame Destillationsgefäße und Gläser waren darauf gestellt, denen widerliche Dämpfe qualmend entströmten. — Es roch nach Stroh, nach Heu, nach vegetabilischem Abfall, dann ab und zu brenzlich, als würden Haare verbrannt. Stroh befand sich auch wohlgeordnet zu ungefähr 5—6 Centimeter langen Stücken gekürzt aufgestapelt in großen Kisten; es glänzte wie eitel Gold; zuerst hatte ich es dafür gehalten, so wurden meine Augen davon geblendet. Der unermeßliche Raum, in dem ich mich befand, erhielt nur Licht von oben durch einen hohen, weiten Schacht, drin baumelten aller Art Lappen und Fetzen 'rum, die sollten wohl geräuchert werden, durch den Rauch des Ofens, der sich gerade unter diesem Schacht befand und seine Dämpfe durch denselben ins Freie sandte.

„Alle, alle diese Dinge dort in den Säcken, den Truhen, auf den Stellagen u. s. w., sind Gedanken," sagte ich mir, o ich wußte es, denn ich bin schlau! — Meine eigenen sind auch dabei, müssen dabei sein, aber wo, wo werde ich sie finden, werde ich sie überhaupt ohne Hilfe der Juden heraus-

finden aus den vielen, vielen, den fremden, den unbekannten, die mir nicht paſſen? — Meine Gedanken, meine alten, meine verſchleuderten, gebt ſie mir!" rief ich verzweifelt durch die Thür. „Sie ſind hier in dieſem Gemach, ſagt mir, wo ich ſie finde? Ich will nicht alle, nur einige möchte ich wieder haben von den vielen. Was thut ihr damit?"

„Laß uns herein," antwortete Nathan, „laß uns herein, dann ſuchen wir ſie Dir, Du ſollſt ſie alle wieder haben."

„Und ich öffne nicht, denn ich traue Euch nicht, Ihr belügt mich, Ihr würdet mich überwältigen, niederwerfen und feſſeln. Sagt mir, wo ich ſie finde, habe ich ſie erſt wieder, ſo öffne ich, denn dann könnt Ihr mir nichts mehr anhaben, durch meine Gedanken werde ich wieder ſtark und mächtig ſein und kann es getroſt mit Euch Allen aufnehmen, falls Ihr mir den freien Abzug hindern wolltet."

Ich horchte, ich erhielt keine Antwort; plötzlich konnte ich nicht mehr durch die Thüre ſehen, es war alles dunkel geworden.

Um mich herum wiſperten die vielen Gedanken, ein unentwirrbares Surren, Sumſen, Klingen und Klappern erhob ſich, dazwiſchen tönte es wie kleine Schellen, es war, als wollten ſie ſich aus ihren Hüllen löſen, ſie waren offenbar rebelliſch geworden.

„Wenn Ihr mir keine Antwort gebt, ſo laſſe ich ſie alle los," ſchrie ich jetzt durch die Thür.

„Hüte Dich, hüte Dich, ſie würden Dich töten," ertönte es zurück. Nathan hatte es gerufen, ziſchend flogen die Worte zu beiden Seiten des langen, gelben Zahnes aus ſeiner Mundhöhle. Ob es ihm wohl weh thäte, wenn ihm der Zahn ausgezogen würde?

„Hi, hi, häh, häh! Warum willſt Du eigentlich Deine Gedanken wieder, die alten, thörichten, die Dich ſo gequält haben, ſo elend machten? Die Dich plagten Tag und Nacht, Dir nie Ruhe ließen, die den Schlaf von Deinem Lager bannten?" — rief nun einer der beiden andern Alten.

„Zwar habe ich alles vergeſſen," rief ich zurück, „aber ſelbſt wenn ſie mich unglücklich machten, wenn alles ſo war, wie Du ſagſt, ſo iſt es jedenfalls noch tauſendmal beſſer geweſen, als gar keine zu haben. Dieſe Leere, dieſe Öde halte ich nicht aus, ſie erdrückt mich, tötet mich. So ſagt mir wenigſtens endlich, was thut Ihr mit den vielen Gedanken," fuhr ich fort, „mit den Gedanken und all dem Kram, der ſich hier in dieſem Gemache befindet? Wozu zum Beiſpiel dient dies klein geſchnittene Stroh? Oder ſollte es am Ende doch Gold ſein, wofür ich es zuerſt gehalten habe?"

Ein fünffaches impertinentes Lachen, denn diesmal lachte ſogar das Tier mit, tönte zu mir herüber. „Gold iſt es zwar nicht, aber Goldes wert, Freund, beſter Erſatz für Gedanken, aber leider taugt es nicht in alle

Köpfe, obgleich die meisten Menschen mit diesem Füllsel glücklicher sein würden, als mit ihren tollen, zappelnden, selbsterzeugten Gedanken."

„Aber so sagt mir doch, was Ihr mit den Gedanken anfangt, die Ihr stehlt, auflest und sammelt, wie manche Menschen Lumpen und Fetzen sammeln?" rief ich aufs Höchste erregt, „zu welchem Zwecke sind sie hier aufgespeichert?"

„Geschäft, Geschäft," nahm diesmal der Dritte das Wort; er und die Alte hatten sich bis jetzt stillschweigend verhalten. Nun aber wälzten sich die Worte mit großer Hast aus seinem Munde. „Ein feines Geschäft, ein Engros-Geschäft, der Gedankenhandel. — Unsere Ware geht immer ab, man kann nie genug davon auf Lager halten, auch benötigen wir die größte Auswahl, denn jeder Käufer hat wieder einen andern Geschmack, will sich 'raussuchen können, was ihm paßt."

„Ja — und wer, wer kauft bei Euch? Welcher Art Leute sind es denn? Gewiß geistig sehr niedrig stehende?"

„O nein, im Gegenteil, wir haben gute Kunden, treue Kunden, nur feine Leute, Schriftsteller, Dichter, Professoren, Gelehrte, wir sind Hoflieferanten; Prinzen und Prinzessinnen bedürfen unserer Ware, selbst der König bestellt ab und zu etwas bei uns. Doch benötigt er allerdings nie viel, nur bei gewissen Gelegenheiten eine kleine Neuheit; er wird schon in frühester Jugend mit einem gewissen, herkömmlichen Gedanken-Trousseau ausgestattet, er kann sich ja diese einmalige Ausgabe leisten, er hat dann für's ganze Leben genug. — Unterhändler kommen auch zu uns, kleine Leute, die das Gekaufte weiter vertreiben."

„Das ist ja ein schändliches Gewerbe!" rief ich empört aus, „das ist der helle Betrug."

„Seien Sie nicht sentimental, mein verehrtester Herr, es ist kein Betrug, denn was würde aus den vielen vergeudeten Gedanken werden, sammelten wir sie nicht? Es wäre geradezu ein Verlust für die Menschheit. Man muß die Sache nur mit Ruhe betrachten. — Auch stecken wir unser Geld nicht umsonst ein, haben Arbeit genug, wir sortieren die Gedanken, ganz roh geben wir sie auch selten ab; da wird ein bißchen gestutzt, dort ein bißchen beschnitten, wir machen aus recht starken, kräftigen oft zwei, einzelnes muß geräuchert werden oder muß ausgähren, anderes muß man ablagern lassen. Wieder andere destillieren wir, wir trocknen manche, einige werden gewaschen, vom Schmutz gereinigt, leider geht aber bei letzterem Verfahren oft das beste verloren. Wir haben Fetzen von Gedanken zum Zukleben von kahlen Stellen. Viele sieden wir zu Essenzen ein, die wir dann tropfenweise veräußern. Auch mit versteinerten können wir dienen. Es sind tausendjährige da, bittere, blut- und thränentriefende, welche meist

in Trauerspielen ihre Verwendung finden. Die süßen Gedanken kommen in Liebesbriefsteller, alles an seinen Platz; Bücher, Köpfe werden gefüllt, je hohler letztere, je mehr läßt sich hineinpfropfen; dann darf man nur dran tippen, und der Effekt ist der gleiche, wie wenn man auf einen vollgefüllten Sack mit Federn klopft, hier stäuben Federn raus, dort Gedanken, große, kleine — und die Welt jubelt und staunt."

„Sie sehen, wir verstehen unser Geschäft, ist ein schönes Geschäft," fiel nun Nathan ein, offenbar begeistert und stolz geworden durch die Schilderungen seines Bruders, und fügte noch hinzu: „Zwar haben wir auch Duplikate, wir sagen es aber ehrlich, diese stehen niedrig im Preis. Novitäten und Blitzgedanken, die zünden, die müssen schnell weg, sonst veralten sie, die lassen sich weder aussieben noch pressen, noch aufbewahren."

Ich war entsetzt und voll Angst.

„Wo habt Ihr meine Gedanken?" rief ich flehend, „sagt, sagt es mir endlich! Da Ihr die Gedanken, die Ihr raubt oder auflest, doch wieder verkauft, so kann ich ja die meinigen gewiß auch zurückkaufen. O ich will es gern thun," setzte ich hinzu, „ich will nicht feilschen."

„Er weiß gar nichts mehr, nicht mal, daß er kein Geld mehr hat, alles hat er vergessen!"

„Du hast kein Geld mehr, gar keins, armer Kerl! Einst hattest Du viel, aber Du hast es einem Weibe gegeben, alles, und in Deine besten Gedanken hast Du es eingewickelt. — Dein Geld behielt sie, Deine Gedanken warf sie weg, was hätte sie auch damit thun sollen? War sie doch eine der Glücklichen, deren Kopf Stroh enthält. Und das glänzte wie eitel Gold. Und das trotz Deiner vielen, vielen Gedanken hast Du nicht erkannt, daß es Stroh war!"

Alle diese Worte tönten zu meinen Ohren, ich war wie betäubt, eine Art Raserei kam plötzlich über mich, ich hörte nichts weiter, eine unbändige Wut befiel mich, ich stieß die Kessel vom Herde, riß Truhen und Kisten auf, stülpte Säcke um. Um mich flog und knarrte es, die gemischtesten Gedanken, die Gedanken von Welten stürmten auf mich ein. Tausende von Gedanken aller Art tanzten vor mir, sie spreizten sich, grinsten mich an, ich wurde von allen Seiten eingeschlossen und umzingelt. Die Angst stieg mir zum Herzen, ich war zu Boden gesunken. Die draußen tobten furchtbar, mit vereinten Kräften stürzten sie sich gegen die Thür, der Holzriegel barst mit einem Ruck entzwei, die Thür flog auf.

Ich fühlte mich gepackt und wurde in's Vorderzimmer geschleudert, worauf die Urgroßmutter rasch die Thüre wieder zuwarf. Von drinnen her ertönte noch das Sausen, Brausen, Flattern zu meinen Ohren, aber allmählich wurde es stiller, der Lärm legte sich. Die Männer, die im Neben-

zimmer geblieben waren, fingen offenbar die freigelassenen Gedanken nach und nach wieder ein. Ich sah und hörte alles, was um mich herum vorging, aber ich war wie gebrochen. Dann sah ich, wie die drei Juden neben mich traten; sie beratschlagten, was zu thun sei.

„Ersatz sind wir ihm zwar nicht schuldig," meinte der Eine, „da könnte jeder kommen; doch um nicht in der Leute Mäuler herumgezogen zu werden, nicht in Mißkredit zu geraten, könnten wir ihm ja seinen gedankenverlassenen Schädel mit etwas billigem füllen, es ist ja so allerlei auf Lager geblieben."

„Mit Stroh oder Häcksel am Ende, das ist das billigste?" fragte jetzt Nathan.

„Dir hätte ich mehr Erfahrung zugetraut," fuhr ihn die Alte an, „als ob für seinen Kopf Stroh taugte; wie bald wäre es verbrannt von den ewigen Gluten, die unaufhörlich aus seinem verglühenden Herzen steigen. Das müßten wir zu oft erneuern, das wäre auf die Dauer langweilig. Nein, den muß man gleich für immer unschädlich machen, sonst giebt der rabiate Gesell keinen Frieden, wir müssen uns dies gefährliche Subjekt für immer vom Halse schaffen."

„Aber seine einstigen Gedanken können ihm doch nicht ausgeliefert werden, solch kräftige, aparte, so seltene, mit denen können wir ein zu gutes Geschäft machen?"

„Das meine ich ja gar nicht," erwiderte das alte Weib, „das wäre zu sehr gegen den eigenen Vorteil gehandelt; übrigens sind seine Gedanken für meinen Geschmack ein bißchen zu ehrlich; doch das ist Modesache. Was Ihr mir von der neuen Gedankenrichtung erzählet, die jetzt durch die Welt geht, so wird das ja jetzt begehrt; mischen wir seine Ehrlichkeit mit ein bißchen Dreck, dann ist die Ware noch absetzbarer."

„Feine Idee!" riefen die alten Männer insgesamt aus und warfen sich nieder und küßten der Urahnin respektvoll die Hände.

„Ich meine," sprach die Alte jetzt, indem sie mit einer Handbewegung ihnen aufzustehen befahl, was sie gehorsam, wenn auch etwas mühsam thaten, — „ich meine, es wär' das beste, ihn mit einer „Idee", einer einzigen, großen, ausfüllenden abzufinden."

Nach einer kleinen Pause, während deren alle still sinnend sich verhalten hatten, nahm Nathan kopfschüttelnd wieder das Wort: „Thu 's nicht gern, müssen sparsam damit sein, es ist so gefährlich. Aber in Gottes Namen, man wird den Kerl schließlich nur auf diese Weise los, denn wenn er sich erst wieder erholt hat, macht er uns von neuem zu schaffen."

„So hol' was, aber gleich was rechts!" befahl nun die Hexe.

Nathan verschwand durch die Thür wieder ins Nebengemach; nach kurzer Frist kehrte er zurück, etwas blinkendes in der Hand tragend; was

es war, konnte ich nicht erkennen. — Er näherte sich mir, der ich am Boden lag, und sich über mich beugend, drückte er es gegen meine Stirne; noch war ich mehr tot, als lebendig. — Ich fühlte einen schweren dumpfen Druck, worauf mich ein brennender, stechender Schmerz durchfuhr; ein blechener Klang drang in meine Ohren; goldene Lichter und Strahlen funkelten vor meinen Augen. — Dann hörte ich alle Anwesenden, die mich umgaben, sagen: „Nun ist er König geworden."

Alle Schwäche war mit einem Male von mir gewichen; wie neugeboren fühlte ich mich; ich fuhr empor; drohend stand ich vor den Vieren: „König! — das war ich immer, seit Jahrhunderten bin ich es, beugt Euch vor mir, Elende!" — Mit einem Schlag waren meine Augen geöffnet; mit Schrecken sah ich, in welch miserabler Gesellschaft ich mich befand. Drei alte Juden, die mit alten Lumpen handelten, und diese verschrumpfte Vettel aus dem alten Testament, die mich verzaubert hatte! Und das schwarze Ungetüm, das Tier! — Pfui Teufel!"

Ich floh hinweg, hinaus. Aber ich wurde verfolgt; viele Menschen liefen hinter mir drein. Sie wollten mir nicht glauben, daß ich der König sei, sie nahmen mich gefangen und setzten mich hierher in ein Verließ. — Aber meine Getreuen werden kommen, meine Völker von nah und fern, und mich befreien. Und dann sende ich Leute fort, die müssen die drei alten schmutzigen Juden nebst der Hexe holen; denn die haben mich belogen, als ob ich je Gedanken gehabt hätte; ich ein König! Die drei Brüder lasse ich aufhängen. Vorher aber soll dem Nathan noch seine giftige, gelbe Schlange aus dem Kiefer gezogen werden, aus dem viereckigen, grinsenden Maule. — Ob es ihm wohl weh thun wird? — Und die alte Hexe soll verbrannt werden, und das Tier, das lasse ich totschlagen! — Ich der König! —

Die Enterbten.

Von Ludwig Eschwege.
(Berlin.)

Der reiche Grubenbesitzer war gestorben. Gerade vor einem Jahr hatte er sein Bergwerk, eine wahre Goldgrube, an eine Aktiengesellschaft verkauft und gedachte den Rest seines Lebens dem behaglichen Genuß zu widmen, zu dem ihn sein ungeheueres Vermögen in den Stand setzte. Aber er mußte bald einsehn, daß sich der Lebensgenuß mit Geld allein nicht erkaufen ließ. Dazu gehörten vor allen Dingen Menschen, die ihn lieb hatten

und die an seiner Freude teilnahmen, und die Menschen hatte er leider über seiner rastlosen Arbeit vergessen. Er war unverheiratet geblieben und hatte stets ein einsames stilles Leben geführt. Dabei war er nicht etwa herzlos gewesen. Im Gegenteil, was durch seine dienende Umgebung über ihn bekannt geworden war, das deutete auf einen äußerst gutmütigen Charakter. Mit seinen Arbeitern hatte er's stets gut gemeint. Schon vor vielen Jahren hatte er für jede Familie, die bei ihm im Dienst war, ein kleines Häuschen mit Gartenland herstellen lassen, das sie für einen billigen Preis bewohnen konnten. Leider hatte die neue Aktiengesellschaft ihr Regiment damit begonnen, daß sie die Pachtpreise der Häuser in die Höhe setzte, und die Arbeiter und mit ihnen fast die gesamten Bewohner des kleinen Städtchens, deren Interessen mehr oder weniger mit dem Bergwerk in Beziehung standen, merkten bald, was ihnen der alte Herr gewesen war. Jede Woche, wenn den Grubenleuten von dem sauer verdienten Lohn ein paar Mark mehr wie früher abgezogen wurden, mußten sie an ihn denken, und manch böses Wort fiel gegen die Aktionäre, die da irgendwo in der Welt lebten, und die man bisher nicht einmal zu Gesicht bekommen hatte.

Noch ein anderer Umstand war es, der ihnen den Besitzwechsel sehr unangenehm fühlbar machte. Mit der neuen Direktion wurden an Stelle der etwas veralteten Einrichtungen neue eingeführt, namentlich wurde der Maschinenbetrieb in weit stärkerem Maße wie früher angewandt und in Folge dessen eine Anzahl Arbeiter überflüssig. Die eigentliche krasse Armut, die in dem entlegenen Örtchen bisher ziemlich unbekannt geblieben war, sie fing damit an, einen Bruchteil der Einwohnerschaft mit ihrem schwarzen Schatten zu bedrohen. Das schlimmste dabei war, daß die glückliche Mehrzahl derjenigen, die arbeiten durften, von nun an die entsetzliche Sorge der Arbeitslosigkeit wie ein Beil über sich hängen sahen. Jetzt hieß es mit verdoppelter Anstrengung die Zufriedenheit der Vorgesetzten zu erwerben und namentlich den Mund zu halten; denn hinter ihnen stand eine Anzahl Menschen, die um Arbeit bettelten. Mit dem alten Besitzer schien die gute alte Zeit verschwunden zu sein, und als er jetzt gestorben war, da erweckte sein Hinscheiden im ganzen Orte eine allgemeine und wahrhaft echte Trauer.

Zu seinem Begräbnis war Jung und Alt auf den Beinen. Man erinnerte sich gegenseitig an so manchen schönen Zug aus seinem Leben, dem Einen hatte er noch vor Kurzem die Hand gedrückt, einem Andern einen Gruß freundlich erwidert. Man erzählte sich, wie einfach er zu Hause gelebt hätte, wie wenig er gebraucht, und dann kam man auf die Frage, was wohl mit dem vielen Geld geschehen würde, das er hinterlassen hatte. Er mußte viele Hunderttausende besessen haben, einzelne sprachen von mehreren

Millionen, aber das war wohl übertrieben. „Wer nur der glückliche Erbe sei?“ Das war die Frage, die die Gemüter des ganzen Städtchens für die folgenden Wochen in der lebhaftesten Spannung hielt. Von näheren Verwandten hatte man nie etwas gehört, und so würde wohl das ganze riesige Geld an irgend einen entfernten Verwandten kommen. „Ob er seine früheren Arbeiter wohl irgendwie im Testament bedacht hatte? Ob nicht irgend etwas für den Ort herauskam, in dem er so lange gelebt?“ Das waren die brennenden Fragen der nächsten Zukunft.

Wenige Tage nach der Bestattung verbreitete sich die Nachricht, daß ein Testament beim Bürgermeister deponiert sei, dessen Öffnung vier Wochen nach dem Tode vor versammelter Einwohnerschaft zu geschehen habe; die Folge davon war, daß die abenteuerlichsten Erzählungen über das Testament von Mund zu Mund gingen. Je näher der Termin heranrückte, umsomehr wuchs die Spannung, und als endlich der große Tag herankam, da hatte sich fast die gesamte Einwohnerschaft auf dem bestimmten Platze eingefunden und wartete mit Ungeduld auf die Dinge, die da kommen sollten.

In der Mitte des Platzes befand sich eine Erhöhung; auf diese begab sich in würdevoller Haltung der Bürgermeister, umgeben von dem Ortspolizisten und dem Gemeindeschreiber, rückte feierlich die Brille auf die Nase und erbrach das Dokument. In diesem Augenblick hätte man eine Stecknadel zur Erde fallen hören können. Alles sah nach dem Bürgermeister, der eben das Schriftstück flüchtig überlas. Doch welche Veränderung ging mit dem alten Mann vor! Es schien, als ob er schwankte, plötzlich entfiel ihm das Schriftstück, und er griff nach dem Arm des Gemeindeschreibers, der ihn mit allen Zeichen des Schreckens stützte. Die Versammlung wurde zusehends unruhiger, unwillkürlich drängte alles nach der Erhöhung zu, von hinten her schallten Rufe: „Her mit dem Testament, lest vor! Wir wollen wissen was in dem Testament steht!“ Nun schrie alles durcheinander, und immer enger schloß sich die aufgeregte Masse um die Gruppe in der Mitte. Der alte Bürgermeister hatte jetzt die anscheinende Schwäche überwunden, er nahm das Blatt, das der Polizist aufgehoben hatte, mit zitternden Händen zurück und schickte sich an zu sprechen. Augenblicklich trat Totenstille ein. „Mitbürger,“ begann der Bürgermeister mit vor Aufregung bebender Stimme, „der liebe Gott hat uns eine große Gnade erzeigt, er hat das Herz des nun selig Entschlafenen gelenkt.“ Und nun las er: „Ich bestimme hiermit, daß die Zinsen meines gesamten Vermögens im Betrage von ungefähr 10 Millionen Mark alljährlich unter sämtlichen Familien des Ortes gleichmäßig verteilt werden sollen und zwar anfangend vom ersten Jahrestag meines Todes.“ Die letzten Worte wurden nicht mehr gehört in dem Sturm, der jetzt losbrach. Es war, als ob die ganze Versammlung durch einen

Zauberstab plötzlich in ebenso viel Verrückte verwandelt worden wäre. Ein wahrhaft betäubender Lärm tobte während der nächsten fünf Minuten, die Luft war erfüllt von hunderten in die Höhe geworfener Mützen, einer faßte den andern und drückte ihn mit Inbrunst an seine Brust, einige wurden im Gedränge ohnmächtig und es dauerte längere Zeit, ehe es mehreren gefaßten Leuten gelang, die Ruhe einigermaßen herzustellen. Auch der Schulmeister hatte sich endlich so weit gefaßt, daß er im Kopfe einen ungefähren Überschlag machen konnte, wie viel von dem Erbe auf den einzelnen kam. Bei 4 Prozent machte es jährlich viermalhunderttausend Mark, der Ort hatte etwa 800 Familien, da kam also auf jede 500 Mark. Ihm schwindelte bei dem Resultat. Er schrie es in die Menge hinein und entfesselte damit einen neuen Orkan. „Hurrah hoch, der Schulmeister soll leben!" schrie alles, und man packte den sich sträubenden auf die Schultern und trug ihn im Triumph auf und ab.

Es dauerte lange, ehe sich die Masse zerstreute. An diesem Abend ging selbst der Nüchternste betrunken ins Bett; denn die Armut war von heute ab für ewige Zeiten im Orte abgeschafft. Der Schulmeister aber, als er in später Stunde selig lächelnd entschlummert war, flüsterte traumbefangen: „Fünfhundert Mark, fünf — hundert" — der Thor!....

Seit jenem ereignisvollen Tage ist ein Jahr verflossen, Zeit genug, um aus dem lächerlichen Traum zur Wirklichkeit zurückzukehren. Das Erwachen war schrecklich. Schon nach vier Wochen begann einem Teil der glücklichen Erben eine Ahnung über ihr Erbteil aufzudämmern. Die Sache fing damit an, daß die Grubendirektion die Pachten ihrer Häuser bedeutend erhöhte. Die Arbeiter konnten nichts dagegen machen. Ausziehen konnte man nicht; denn die übrigen Hausbesitzer hatten bald herausgefunden, welchen Wert ihre Wohnungen über Nacht erhalten hatten. Die Geschichte von dem seltsamen Testament hatte sich schnell in der ganzen Umgegend verbreitet, und die nächste Folge war, daß sich die Nachfrage nach Wohnungen ganz bedeutend steigerte. Nun war ja allerdings rings um das Städtchen eine Menge unbebauter Terrains, aber die Besitzer derselben behaupteten auf einmal mit einer ganz sonderbaren Übereinstimmung, ihre Grundstücke wären jetzt wertvoller geworden, und sie gäben sie jetzt nur noch zu einem viel höheren Preis her. Schließlich konnte man's ihnen ja nicht verdenken. Denn wenn jemand ein Haus darauf bauen würde, dann erwarb der zukünftige Mieter vermittelst seines Mietvertrages eine jährliche Rente von zur Zeit 500 Mark. Und was das merkwürdigste war, die höheren Preise für diese Terrains wurden bezahlt von Leuten, die einen noch höheren herausschlagen wollten. Da war zum Beispiel ein Schlauberger und nebenbei ein wohlhabender Mann in der Stadt, der kalkulierte so: Je mehr es draußen be-

kannt wird, welche Wohlthaten mit dem Wohnsitz hier in der Stadt verknüpft sind, umso mehr Leute wollen hierher ziehen. Überdies wächst die Einwohnerschaft schon von selbst durch die natürliche Vermehrung. Je mehr Menschen aber auf Gottes Erdboden — es war nämlich ein Mann, der an seinen Gott wahrhaft glaubte — angewiesen sind, umso mehr kann ich, der Besitzer des Erdbodens, für die Hergabe desselben verlangen, und folglich muß man sich bei Zeiten ein anständiges Terrain sichern. Er nannte das ein solides Geschäft.

Die Hausbesitzer sahen mit innigem Vergnügen, wie sich die Leute um ihre Wohnungen rissen, wer konnte es ihnen also verdenken, wenn sie beim Abschluß neuer Mietsverträge unter den verschiedenen Annehmlichkeiten der Wohnung, als da waren: Nähe der Eisenbahn, das gesunde Klima, die niedrigen städtischen Steuern u. s. w., auch die neue Erbschaftsgerechtsame mit in Rechnung stellten.

Mit ohnmächtiger Wut gewahrten alle diejenigen, welche das Recht im Orte zu leben, durch einen Tribut erkaufen mußten, wie sich ihr Erbteil zusehends verringerte — und als der Tag herankam, an dem zum ersten Mal die Zinsen an die Einwohner verteilt wurden, da stellte sich heraus, daß die Summe, die auf den einzelnen fiel, annähernd der Erhöhung ihres Mietstributs entsprach. Eine trügerische Fata Morgana hatte die Armen genarrt. Nichts hatte sich geändert.

Oder doch! Die Bäuche einiger Haus- und Grundbesitzer waren noch etwas runder geworden, und die Aktien des Bergwerks waren innerhalb eines Jahres um 100 Prozent gestiegen. In der Bilanz figurierte dementsprechend neben der wertvollen Grubengerechtsame die nicht minder wertvolle Erbschaftsgerechtsame.

„Ein tüchtiger Kerl, unser Grubendirektor," meinte der reiche Herr Heimann an der Börse und besah wohlgefällig seine schön gepflegten Fingernägel.

Da unten aber im Kohlenrevier, da gruben und schaufelten unselige Menschen um ihr karges tägliches Brot. Sie hatten das Glück aus der Ferne gesehen, nun schien ihnen ihre Armut bitterer. Sie waren um ihr Erbe betrogen worden, nun wohnte in ihren Herzen der brennende Haß der Enterbten.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Hier muß der Autor ein Geständnis machen, die eben erzählte Geschichte ist nicht passiert. Der Verfasser hat sie sich sozusagen aus den Fingern gesogen. Der intelligente Leser wird die Unwahrscheinlichkeit schon herausgefunden haben. Selbst wenn es einen Millionär gegeben hätte, der in der geschilderten Weise über sein Vermögen bestimmte, so würde sich höchstwahrscheinlich irgend ein Verwandter im siebenten oder achten Glied ge-



funden haben, der mit Hilfe eines Juristen haarscharf hätte beweisen lassen, daß der Erblasser bei Abfassung des Testaments nicht im Besitz seiner geistigen Kräfte gewesen und demnach das Erbe ihm zuzusprechen sei.

Nun wohl, wenn es also keinen Menschenfreund giebt, der bei seinem Tode seine Mitbürger in den Genuß einer Rente setzt, so giebt es aber jemand, der die ganze civilisierte Menschheit zum Erben eines ungeheuren Vermögens eingesetzt hat, das ist der allgemeine Fortschritt der Kultur, das ist unsere ungeheuer gestiegene Produktionsfähigkeit, das ist die Technik und die Indienststellung der Naturkräfte, welche den einzelnen Menschen in die Lage gesetzt hat, ungeheuer viel mehr zu produzieren als unsere Vorfahren auch nur ahnen konnten. Aber dieses Erbe an Wissenschaft und Technik, das allen Mitgliedern einer civilisierten Gemeinschaft ohne Ausnahme hinterlassen worden ist, und das mit jeder Generation wertvoller wird, es wird nur von wenigen angetreten. Dank unseren Gesetzen wird es der übergroßen Mehrzahl der Menschheit zu gunsten einer verschwindenden Minderheit unterschlagen. Und solange die Menschen das Recht, auf diesem Planeten zu leben und zu arbeiten, durch einen Tribut von einer Minderheit erkaufen müssen, so lange können sie nicht ihr Erbe antreten. Hier liegt der Schlüssel zu den seltsamen Erscheinungen unserer Zeit, daß bei dem stetig wachsenden Nationalreichtum das Einkommen der unteren Klassen eher im Zurückgehn begriffen ist, hier ist die Erklärung für die Thatsache, daß der Fortschritt der Civilisation für den weitaus größten Teil der Menschen das Leben sorgenvoller und den Kampf ums Dasein aufreibender gemacht hat. „Vernunft wird Unsinn, Wohlthat Plage," das ist das Resultat eines Zustandes, der die Mehrzahl*) der Menschen vom Besitz des Erdbodens ausschließt. Wenn wir dereinst imstande wären, alle unsere Bedürfnisse durch eiserne Sklaven zu befriedigen, ja wenn es Güter vom Himmel regnete, so würde die Erde alsdann für die Besitzer der Erdrinde zum Paradiese, für die andern aber zur Hölle werden — vorausgesetzt, daß sich die Menschen dann noch das Unrecht des Privatbesitzes**) am Grund und Boden gefallen lassen werden.

*) Zu diesen gehören natürlich auch diejenigen, welche einen unverhältnismäßig geringen Teil des Bodens besitzen, sowie diejenigen, deren Boden überschuldet ist. In letzterem Fall sind die Hypothekengläubiger die thatsächlichen Besitzer.

**) Viele Leute haben eine erklärliche Scheu vor allem Verstaatlichen; für diese bemerke ich, daß ein Privatbesitz am Grund und Boden ohne irgend welche Ungerechtigkeit bestehen könnte, vorausgesetzt, daß die Grundrente — wozu nicht die Bodenverbesserungen gehören — von der Allgemeinheit im Steuerwege eingezogen wird. Man lese hierüber das herrliche Werk von Henry George „Fortschritt und Armut".



Holger Drachmann.

Von Hans Merian.

(Leipzig.)

Es ist eigentlich merkwürdig, daß in unseren Tagen, wo die nordische Litteratur so große Erfolge zu verzeichnen hat, wo es in Deutschland Leute giebt, die viel besser bei den Russen, Dänen, Norwegern und Schweden Bescheid wissen als bei den Dichtern ihrer eigenen Sprache, und wo mancher sich in den weisesten Urteilen über Dostojewski, Tolstoi, Ibsen, Björnson u. s. w. ergeht, der einen Gerhart Hauptmann, Conrad, Liliencron kaum oder nicht einmal von Hörensagen kennt, — es ist merkwürdig, daß in unserer, in alles Nordische geradezu vernarrten Zeit, ein Mann wie Holger Drachmann, der doch schon seit zwei Decennien zu den führenden Geistern der dänischen Litteratur gehört, bei uns noch so wenig genannt und bekannt ist, und erst in allerjüngster Zeit durch die Aufführungen seines Märchen-Lustspiels „Es war einmal . . ." an verschiedenen größeren Bühnen dem deutschen Publikum etwas näher tritt. Das hat vielleicht seinen Grund darin, daß Holger Drachmann im Verhältnis zu seinen übrigen Landsleuten noch wenig übersetzt wurde. Und wir kennen ja die nordischen Litteraturen, für die wir uns so sehr begeistern, fast ausschließlich aus Übersetzungen.

Das ist ein ganz eigenartiger Fall. Als wir noch für die Franzosen oder für die Engländer schwärmten — für irgend etwas Ausländisches muß sich der gute Deutsche ja stets begeistern — da schwärmten wir nicht nur für die Dichter dieser Völker und ihre poetischen Erzeugnisse als solche, sondern auch für ihre Sprache, ja diese Begeisterung für die Sprache überwog manchmal sogar das Interesse an den poetischen Schöpfungen, ein Verhalten, das sich besonders dem Französischen gegenüber bemerkbar machte. Dies zeigte sich am deutlichsten in jener Epoche arger sprachlicher Verwilderung bei uns, die mit einer solchen hoher Sprachentwickelung jenseits der Vogesen zusammenfiel: im Jahrhundert des Roi soleil erreichte dieser Gegensatz, oder — wenn ich einen Ausdruck aus der Naturwissenschaft entlehnen darf — diese „Spannung" ihren Höhepunkt. Nach dem allgemeinen Gesetz des Kräfteausgleichs, das auch auf dem geistigen und künstlerischen Gebiete seine Geltung bewahrt, muß nun der Überschuß an Kraft von der Stelle des höchsten Druckes nach der des niedrigsten abfließen, bis das Gleichgewicht wieder hergestellt ist. Das geschah denn auch. Dieser interessante Prozeß spielte sich im 17. und 18. Jahrhundert ab, als sich unser Schrifttum aus dem verzwackten Alamode-Stil zur reifen Sprache

unserer Klassiker emporrang. Damit war der Ausgleich eingetreten; denn nun besaßen wir eine Sprache, die sich an Schönheit, Kraft und Biegsamkeit mit denen unserer Nachbarn in jeder Beziehung messen konnte. Im 19. Jahrhundert hat sich indessen wieder eine neue derartige „Spannung" bemerkbar gemacht, wo das Minus wiederum auf unserer Seite lag, und wo wir also bei dem dadurch bedingten Kräfteausgleich wiederum die Empfangenden sein mußten. Diesmal handelte es sich aber nicht mehr um die sprachlich-formelle, sondern um die geistig-intellektuelle Seite unserer Litteratur. Die moderne deutsche Sprache war geschaffen; nachdem aber die große Zeit des klassischen Aufschwunges vorübergerauscht, die hohe Begeisterung verraucht und in romantischen Träumen zu Grabe getragen worden, trat in den sechziger und siebenziger Jahren unsere Litteratur in eine Periode geistiger Versimpelung. Die Form war da, aber der Inhalt fehlte, oder wurde wenigstens immer schaaler und abgestandener; denn die Poeten begannen tausend „Rücksichten" zu nehmen. Man nahm Rücksicht auf die sogenannten gebildeten Damen, auf die höheren Backfische und schließlich auf die hochzuverehrenden gebildeten Kinder. So sank das geistige Niveau alles Geschriebenen und Gedruckten fast unter den Nullpunkt herab. Inzwischen aber hatte sich bei den andern Kulturvölkern der Geist der Neuzeit, das Kind des Dampfes und der Elektrizität, mächtig zu regen begonnen und seine Flügel naturgemäß bei jenen relativ jungen Völkern am freiesten entfalten können, wo er am wenigsten durch die Schranken einer alten Kultur behindert wurde: bei den Skandinaviern und bei den Russen. Hier wurden von wenig durch Tradition und durch Vorbilder beengten Künstlern zuerst die Konsequenzen der modernen Weltanschauung gezogen und mit kecker Hand die modernen Probleme in die Litteratur geworfen; was Wunder, wenn die jungaufblühende, kräftigere Generation in Deutschland, die von dem einheimischen litterarischen Kinderbrei, an dem sich Säuglinge und zahnlose Greise erlaben mochten, nicht mehr satt wurden, — wenn also die Jungen und Starken gierig nach jener neugebotenen Geistesnahrung griffen. Die skandinavische, die russische Sprache war uns höchst gleichgiltig, denn wir waren keine Philologen, — aber was uns die Skandinavier und die Russen zu sagen hatten, der geistige Gehalt ihrer Rede, der interessierte uns. Und so kam es, daß z. B. ein Ibsen auf diejenigen den größten Einfluß ausübte, die niemals ein Wort in seiner Muttersprache gelesen hatten.

Da wir nun aber bezüglich des Nordens auf die Übersetzer angewiesen sind, so sind wir auch von ihnen abhängig. Nicht wir, sondern sie treffen die Wahl unter den Schriftstellern, und naturgemäß wird sich ihr Augenmerk zuerst auf diejenigen lenken, welche den spezifisch modernen Gedankengehalt am deutlichsten zum Ausdruck bringen: die Dichter der „modernen

Probleme". Und da diese modernen Probleme fast ausschließlich im Pessimismus wurzeln, so sind es die Pessimisten, mit denen wir zuerst bekannt gemacht wurden, während man die fröhlichen Sänger, als „weniger begehrt", einstweilen beiseite liegen ließ.

Und Holger Drachmann gehört zu diesen fröhlichen Naturen, die mit offenen Augen durch die Welt gehen, sich an ihrer Schönheit laben — wo und unter welcher Gestalt sie ihnen auch entgegentreten mag — und in ihrer Freude am Leben und an der konkreten Gestalt der Dinge das trübselige Grübeln über die sogenannten „letzten Ursachen" gar leicht vergessen.

Dieser gesunde, rotwangige Optimismus ist in letzter Zeit vielfach über die Achsel angesehen worden; man fand eine so aufdringliche, unverschämte Lebenslust unfein, unsere Zeit urteilte darüber, wie etwa eine blasierte Modedame über eine frische Bauerndirne urteilen würde: ganz nett, aber — gewöhnlich! Der blasse Pessimismus aber, der galt an und für sich schon für „vornehm", denn der Schmerz veredelt den Charakter, wie der Herbstfrost die Trauben „kocht".

Zugegeben: der Schmerz veredelt! Doch vergesse man nicht, daß die rechte Lebensfreude — die den Schmerz nicht negiert, sondern überwindet — und der wahre Optimismus nicht erst veredelt zu werden brauchen; die Lebensfreude ist selbst etwas gar edles, wie der goldene, lachende Sonnenschein, der uns alle wärmt, nährt und erhält.

Die Freude an Natur und Welt ließ Holger Drachmann erst zum Maler werden. Als Zwanzigjähriger — er ist am 9. Oktober 1846 in Kopenhagen geboren — bezog er im Jahre 1866 die Kunstakademie. Das sein Vaterland rings umspülende Meer mit seiner wechselvollen Schönheit hatte es ihm angethan, und er suchte nun die oft geschaute Pracht auf die Leinwand zu bannen — er wurde Marinemaler.

Auch das ist bezeichnend. — Während der Pessimismus seine Wurzeln gerne tief in die Dämmergründe der Musik hinabsenkt, saugt der Optimismus seine Nahrung aus der plastischen und malerischen Welt. Dies zeigt sich nicht nur bei einzelnen Individuen, sondern bei ganzen Kulturschichten: das pessimistische, bilderscheue Christentum schwelgt in Tönen, während die lebensfrohen Griechen die größten Bildner waren.

So formte sich auch dem Künstlerauge Drachmanns die Welt zuerst zum Bilde, und erst darnach zum Gedicht. Im Jahre 1872 erschien seine erste Gedichtsammlung, die ihres kräftigen Realismus wegen viel Aufsehen erregte und beinahe noch mehr Widerspruch hervorrief. Der große Erfolg dieses Erstlingswerkes bewog den jungen Künstler, sich nun hauptsächlich der Poesie zuzuwenden, und seit dieser Zeit kämpfte er in der vordersten Reihe der dänischen Realisten. Auch als Poet bleibt er Marinemaler; denn das

Meer, das kaum einer so ergreifend besungen, wie er, begeistert ihn zu seinen schönsten Dichtungen. Er wurde im eigentlichen Sinne der Sänger des Meeres, und stolz rühmt er sich, der erste unter seinen Landsleuten zu sein, der seine Schönheit voll erkannt.

O ja, ich liebe dieses Land,
Vom Ozean umzogen,
Wo, wer da wirkt mit rühr'ger Hand,
Den Blick stets lenkt auf die Wogen.
Das ist es, was Sinne und Sehnen uns stärkt,
Daß man es bei jedem Atemzug merkt;
Das schärft und kräftigt des Sängers Ohr;
Nur seltsam, kaum jemand vernahm es zuvor.

Hier liegen nun Fjord und Sund und Beit,
Und die Sonne scheint auf die bunte Welt;
Sie strahlt, einem Freundesantlitz gleich,
Auf das dänische Inselreich.
Den blühenden Inseln erwuchs ein Schwarm
Von sangesbegabten Söhnen;
An großen Sängern sind sie nicht arm,
Sie besangen das Meiste, indessen
Vom Preisenswerten und Schönen,
Ward das Meer von den Meisten vergessen.*)

Wie Heine erblickt auch Drachmann im Meere das Abbild der eigenen Seele; aber nicht das Träumerische lockt ihn, nicht die sehnsüchtig stimmungsvollen Sonnenuntergänge und die leise murmelnden Wogen haben es ihm angethan, — nein, sein Element ist der Sturm, das wildbewegte, aufschäumende Meer in seiner ewigen Unrast. Und darum kann er auch nicht das Sanfte, das Friedliche, das Stille malen, — am allerwenigsten aber das Sentimentale; nur im Großen, Kräftigen, Leidenschaftlichen kann er sich Genüge thun. Am schönsten drückt er selbst diesen Gedanken aus in seinem Gedicht „Stürmischer Abend", das ich ganz hierher setze:

Die Sonne geht unter. Ein siedendes Meer
Von geibweißen Lavaflüssen.
Ob der Tiefe entstiegen ein Walfischheer,
Verscheucht von den Feuerküssen,
So fliehen die Wolken zerrissen.

Sie müssen entweichen und eilen
Fort mit dem nordischen, kühlenden Hauch;
Zum Himmel brodelt ein glühender Rauch:
Der Walfische schäumende Säulen.

*) Die Citate sind den trefflichen Übersetzungen von Heinrich Zschaiig entnommen.

Vom Sturme gefegt ist rings die Flut.
Ein Wrackstück allein sieht draußen man treiben,
Ein blattloser Ast, versengt von der Glut;
So schimmert es graus
Durch die feuchten Fensterscheiben. —

Du wildes Bild voll Sturmgebraus,
Wie füllst du mit immer wachsender Lust
Mir die eigne, unruhige stürmische Brust?
Wie sollte ich lernen die Kunst daraus,
Geduldig zu träumen Idyllen?

Eine friedliche Landschaft — und friedliche Seel —
Und Strohdachhütten im Abendrotscheine —
Ein Wandrer ohne Achillesfehl —
Ein strickendes Mädchen, lauschend alleine
Der Abendglocken lieblichem Klang;
Ja, könnt' ich, so schrieb ich dergleichen Gesang. —
Doch, was scheert sich das Meer um das Kleine?
Und Stürme mein Herz erfüllen.

Und wie das Meer und seine Stürme, so liebt er auch das kräftige Volk der Fischer und Schiffer, das täglich mit dem wilden Elemente um sein Leben ringt. In seinen balladenartigen Gedichten, von denen uns Heinrich Zschalig in seinen „Meerbildern" (Dresden und Leipzig, Verlag von Heinrich Minden) einige ganz vortrefflich verdeutscht hat, zeichnet er uns diese Gestalten mit verblüffender Lebenswahrheit. Dabei weiß er den Volkston äußerst glücklich zu treffen. Oft legt er seine Geschichten den Fischern oder Matrosen selber in den Mund, und dann muß man die kräftige, knappe und doch so farbensatte Darstellung und die Lebendigkeit des Vortrags bewundern. Und doch ist dieser Realismus, diese derbe Grobkörnigkeit überall in den Zauber der Poesie getaucht. Man lese z. B. die Erzählung in Versen „Die letzte Parade", wo ein Matrose den heldenmütigen Untergang einer Militärabteilung auf einem sinkenden Dampfer schildert. Wie kräftig hebt der Matrose seine Erzählung an:

„Jetzt aber sag' ich das letzte Wort,
Denn ich, müßt ihr wissen, war mit an Bord:
Der ganze Transport war verloren,
Der Dampfer zum Sarge erkoren!
Mich dünkt, als ob es erst heute geschehn,
Brittaniens Flagge noch seh ich wehn,
Auf dem Rücken den Ranzen, so seh ich sie stehn,
Mit Büchsen und Kriegsapparaten.
Wohl war da ein Feind, doch kein Rauch in der Schlacht,
Sie erlagen dem Feind, doch kein Schuß hat gekracht,
Das Meer hat ihnen die Salve gebracht;
Sie starben den Tod als Soldaten!

Und der Schluß des Gedichtes, der den furchtbaren Kampf um die Rettungsboote und die schließliche heldenhafte Resignation des Militärs schildert, gehört entschieden zum Packendsten, was je in dieser Art geschrieben wurde; denn kaum ist jemals in so kurzen Zügen und in so einfachen markigen Worten ein so furchtbares Gemälde entworfen worden.

„Schwer stampfte der Dampfer durch's Wagengetos,
Laut schlugen die Schaufeln und jagten darnieder,
Der Himmel ward schwarz, und ein Wetter brach los,
Dergleichen erlebt' ich nicht wieder.
Die See schlug Deckel und Lucken ein,
Wir wurden naß bis aufs Gebein;
Der Feuerraum füllt sich, der Kessel wird kalt,
Und Wasser zieht's Schiff mit Gewalt.
„An die Pumpen, Matrosen!" Vergebliches Mühn!
Man pumpte nach Kräften, und mehr ward geschrien:
Und Fuß um Fuß schwoll es im Schiffsraum empor,
Daß mancher Tapfre den Mut verlor.

Da trieben wir nun, wie ein hilflos Wrack.
Jetzt war auf dem Deck das Kommando vergebens!
Denn Wildheit weckt die Gefahr des Lebens,
Und bunt durcheinander, wie Hack und Pack,
Soldaten, Matrosen in würgendem Drange
Sind gestürzt zu den Booten, um die sie sich rissen,
Der griff zum Säbel, und jener zur Stange,
Das hagelte Hiebe, das gab ein Raufen, —
Unser Herrgott allein mag wissen,
Wie der grausige Kampf noch verlaufen!

Doch wie man am ärgsten sich raufte und schmiß,
Und brüllte wie wilde Tiere und biß,
Und ein Boot zu erreichen sich jeder riß,
Da hielt die bewaffnete Menge;
Sie vernahm eine Stimme, die allbekannt war:
Hoch ragt aus der ganzen verzweifelten Schar,
Kaltblütig und stolz im Gedränge,
Gerüstet und straff nach Soldatenmanier,
Ihr Oberst, ein junger Offizier.

„Richt' Euch, Halunken!" Sie wichen zurück,
Gehorchend seinem gebietenden Blick.
„Die Säbel ein, beim Fuß das Gewehr!"
Sie gehorchten und standen und muckten nicht mehr.
„Nun wohl, Soldaten, die Hoffnung laßt schwinden!
Ihr wißt, befiehlt der Herrgott: kommt her!
So gilt's. Drum soll er bereit uns finden!
Kaum fünfzig zu retten sind Boote zur Hand.

Die Schiffsmannschaft fahre! — erreicht sie das Land,
Heil ihr zur fröhlichen Stunde!
Die Arrièregarde aber, sie hält noch Stand
Wie sie kann, und geht dann zugrunde!"

Da ließen wir eilig die Boote ins Meer
Und stießen vom Wrack hinaus in die Wogen.
Der Oberst, der hielt den Degen gezogen,
Den er „Fahrwohl" salutierend ergriff.
Da fiel durch die Wolken licht und hehr
Ein Sonnenstrahl auf das sinkende Schiff,
Fiel auf die Mannschaft gerade;
Da rief er laut: „Präsentiert das Gewehr!" —

Das war die letzte Parade! —

Die gleichen prächtigen Eigenschaften zeigen die in Prosa geschriebenen Seemannsgeschichten und Strandnovellen, von denen mehrere in deutschen Übersetzungen von A. Strodtmann, E. v. Engelhart und J. C. Pöstion erschienen sind. Durch sie wurde er seinen Landsleuten teuer, und ihnen hat er seine Haupterfolge zu danken. Und nicht nur die Gebildeten kennen und schätzen ihn. Nein, Drachmann ist ein echter Volksdichter, und die dänischen Fischer und Seeleute sollen seine Dichtungen gerne lesen und viele davon auswendig wissen.

Auch in der größeren erzählenden Form des Romans hat sich Drachmann mehrfach versucht. Ins Deutsche übersetzt wurde meines Wissens erst einer seiner Romane „Forskrevet" („Verschrieben", Leipzig 1892), aber wie mir der Dichter sagte, soll die Übersetzung nicht viel taugen.

Einen ganz kolossalen Erfolg hatte in Dänemark sein Buch „Derovre fra Grænsen" („Von jenseits der Grenze"), in welchem er Episoden aus dem dänischen Kriege von 1864 schildert und dem Heldenmut der dänischen Soldaten Kränze flicht. Das Buch, das 1877 erschien, erlebte innerhalb fünf Jahren sieben Auflagen.

Drachmann ist auch Dramatiker und hat auch auf diesem Gebiete schöne Erfolge zu verzeichnen. Über seine Dramen sagt Dr. H. Zschalig, der Drachmanns „Meerbilder" und zwei seiner Märchendichtungen, „Es war einmal . . ." und „Tausend und Eine Nacht", sowie das Melodrama „Schneefried"*) vortrefflich ins Deutsche übersetzt hat: „Nicht allen — wohl nur reichlich der Hälfte — von Drachmanns Dramen ist es auf ihrem nordischen Heimatboden gelungen, sich den Weg zur Bühne zu bahnen, ein Weg, besonders schwierig immer für eigenartige Dichtungen; aber fast aus-

*) Die „Meerbilder", „Es war einmal . . ." und „Schneefried" erschienen bei Heinrich Minden in Dresden. Die Übersetzung von „Tausend und Eine Nacht" ist noch ungedruckt.

nahmslos haben diese dann auch gewußt, dort einen Ehrenplatz zu behaupten. Gleich sein Erstlingswerk, das mit Ibsens „Nora" verwandte zweiaktige Schauspiel „Puppe und Schmetterling" wurde 1882 in Kopenhagen mit warmem Beifall aufgenommen. Noch weit tieferen und fortwirkenderen Eindruck erzielte bald darauf das vieraktige Schauspiel „Strandby Folk", ein realistisch-poesievolles Gemälde aus dem Fischerleben. Weniger Glück hatte das „Glück in Arenzo", sowie die fünfaktige Tragödie „Alkibiades". Das Tragische ist nicht gerade Drachmanns Sache, wie wohl auch das Ibsensche nicht, wenigstens nicht in dem Maße, als das Sagenmäßige und Märchenhafte, das er schon vorher in so prächtige poetische Erzählungen einzukleiden verstanden. Auf diesem Gebiete scheint er berufen, das Beste und Schönste zu leisten. Das Märchenlustspiel „Es war einmal . . ." (1886) wurde für Drachmann ein Bühnentriumph, der größte nicht nur des Dichters, sondern der Modernen überhaupt seit Öhlenschläger und Heiberg. Der Dichter wurde daraufhin zum Ritter des Danebrogordens ernannt. Noch heute gehört das Stück zu den beliebtesten des dänischen Theaters und Volkes. Schon vor längerer Zeit meldeten die Blätter die 125. Aufführung. — Einen glänzenden Erfolg erzielte dann nach einigen weniger wirkungsvollen Sagenspielen das in entzückenden Versen geschriebene Märchendrama „Tausend und Eine Nacht", eine Liebesepisode aus dem Leben Harun al Raschids, das gleich in den ersten zwei Monaten vierzig Wiederholungen erlebte. — Eine der kleinsten der noch folgenden fünf dramatischen Schöpfungen ist „Snefrid"; in poetischer Hinsicht jedoch eine er eigenartigsten und köstlichsten Gaben des Dichters."

Also mit einer Märchendichtung („Es war einmal . . .") erzielte der Sänger des sturmbewegten Meeres den größten Bühnenerfolg. Diese Märchendichtungen in dramatischer und in erzählender Form — denn auch solche hat er geschrieben, und auch sie erfreuen sich in seinem Heimatlande großer Beliebtheit — enthüllen uns die andere Seite von Drachmanns dichterischem Charakter: die Romantik. Auf den ersten Blick erscheint es, als ob sich diese Romantik und dieser urkräftige Realismus in einer und derselben Dichterpersönlichkeit ausschließen müßten; dies ist aber nicht der Fall, und Drachmann liefert uns den Beweis dafür, daß beide gar wohl nebeneinander wohnen können, weil sie bei ihm beide der gleichen Quelle entstammen — dem Volkstum. Die Romantik Drachmanns ist eben nichts anderes als die Romantik seiner Heimat, seines Volkes, sie hat nichts Geschraubtes, Konstruiertes an sich, sondern fabuliert, wie ein abenteuergewohntes Seefahrervolk sich seine Geschichten und Mären erzählt. Drachmann erinnert darin an Shakespeares Märchendichtungen; die Handlung ist phantastisch, aber die Personen, die Charaktere sind vollblütig und lebenswahr, keine

hohlen Schemen. Und besonders die Volksgestalten sind überall prächtig gezeichnet. Auf dieser Realistik beruht auch zum großen Teil der Erfolg von „Es war einmal . . .“; dann aber auch auf der Tendenz des Stückes, in welchem eine verwöhnte, launische Prinzessin gezwungen wird, das Leben der niederen Klassen mit seiner Arbeit, seiner Not und seinen Sorgen durchzukosten, und das geradezu in einer Verherrlichung des Volkstums gipfelt; wenn die Prinzessin auch am Schlusse ihren Prinzen heiratet und Königin wird, wie es eben in einem echten Märchen sein muß. Schließlich aber mußte den Dänen das Stück auch durch seinen warmen vaterländischen Ton lieb werden und durch die prächtigen Schilderungen der heimatlichen Natur.

„In unserm Land zu weilen ist ein Traum,
In jenen stillen vorzeitschwangern Hainen,
Wo Buchenkronen an der Wolke Saum
Und an der Fjorde Grund zu rühren scheinen,
Wo blumenbunte Wiesen nächtlich schaun
Erlkönigstöchter, die am Tage schliefen,
Doch leicht und leis auf mondbeglänzten Au'n
Zum Tanz sich reihen an den dunklen Tiefen.

Da ragen keiner Berge steile Seiten,
Nicht finstrer Klüfte gähnendes Portal:
Zum Meer die Bäche ohne Wirbel gleiten,
Als weilten zögernd sie im sanften Thal.
Nicht Hast und Ungestüm ward ihm zu eigen,
Und das Geschlecht, das dies Land lieb gewann,
Wird sich als Sieger grausam niemals zeigen
Und selbst Verlust ertragen wie ein Mann.“

So beschreibt der Prinz von Nordland der Prinzessin von Illyrien seine Heimat, und solche Stellen, deren noch verschiedene in dem Märchendrama vorkommen, können natürlich in Dänemark ihre Wirkung nicht verfehlen. „Es war einmal . . .“ ist dadurch für Dänemark geradezu eine Art von Nationaldichtung geworden.

Es hat dem Dichter denn auch in seiner Heimat nicht an offizieller Anerkennung und äußeren Ehren gefehlt. Er hat nicht nur, wie bereits erwähnt, den Danebrogorden erhalten, sondern bezieht auch vom Staate einen jährlichen Ehrensold.

Glückliches Dänemark! Du hast für deine Dichter noch etwas übrig, während bei uns der letzte Groschen für Mordwaffen und ähnliche nützliche Gegenstände draufgeht. Und nicht einmal Schmeichelei oder Kriecherei wird von den dänischen Poeten als Gegenleistung verlangt. Beweis: „Es war einmal . . .“, siebentes Bild:

Prinz (zum Sänger): Dein Lied ist gut und verdient eine Belohnung. Du sollst künftig mein Sänger sein.

Sänger (verbeugt sich tief): Prinz! Ich bin des ganzen Volkes Sänger.

Prinz: Du schlägst es mir ab?

Sänger: Nein. Ich werde kommen, wenn Ihr mich wollt — aber ich muß die Erlaubnis haben, zu gehen, wenn eine höhere Macht mich ruft!

Prinz: Der König?

Sänger (verbeugt sich): Die Freiheit!

Kasper: Laßt ihn laufen, königliche Hoheit! Bei diesen Dichtern und Sängern ist immer eine Schraube locker . . .

Prinz (lächelt): Seine Schraube scheint mir vielmehr ziemlich fest zu sitzen. Es wäre eine Sünde, daran zu rütteln.

Des ganzen Volkes Sänger — das ist Drachmanns Wahlspruch, und darin liegt seine Bedeutung. — Unwillkürlich muß ich hierbei an den deutschen Meister denken, der an den Giebel des von ihm erbauten Hauses nicht schreiben darf: „Dem deutschen Volke.“ Armes Deutschland!

Ich hatte gehofft — und der Dichter hatte es mir versprochen —, daß er, der Fröhliche und Vielgewanderte, uns selber etwas aus seinem Leben erzählen würde, aber statt des erwarteten Manuskriptes erhielt ich soeben eine Postkarte folgenden betrüblichen Inhaltes:

„Verflucht! seit neun Tagen liege ich im Bett infolge eines Beinbruchs. Kann weder lesen noch schreiben, nur fluchen! Habe große Schmerzen beim Arbeiten. Sie müssen, lieber Herr Merian, Geduld mit einem Patienten haben. Ihr ergebener Holger Drachmann.“

Da müssen sich denn auch die Leser der „Gesellschaft“ gedulden, bis der Dichter wieder hergestellt ist. Hoffen wir, daß er bald genese, und daß sein froher Humor ihm seine Leidenszeit erleichtere. Und daran zweifle ich auch keineswegs; denn wer noch so schön und so kräftig fluchen kann, der ist noch lange nicht verloren.



Klein Eyolf.

Von Konrad Richter.

(Berlin.)

Der Alte im Norden hat wieder gesprochen. Nun stehen sie und raunen, was er wohl meine.

Denn immer feierlicher, getragener wird seine Rede. Immer leiser, wie eine Stimme aus fernem Tempel mit dichten Vorhängen, klingt sie zu uns.

Wir verargen es niemandem, der sie nicht vernimmt. Oder sagt: Ich höre einen Lärm des Windes, einen leeren Schall. Es hat seit Goethe keinen zu allgemeiner Anerkennung verpflichtenden germanischen Dichter gegeben. Von Gerhart Hauptmann erwarten viele, daß er ein solcher werde. Ibsen ist es am allerwenigsten. Es soll das kein Tadel sein.

Es ist erheiternd: erscheint ein neues Stück von Ibsen, so mühen sich in den nächsten Wochen hundert Köpfchen ab, die Idee darin zu finden. Wer sie gefunden zu haben glaubt, ist begeistert. Wer Ibsen für einen Dichter hält, ist immer gewissermaßen stolz darauf: Seht ihr, ich versteh' ihn.

Um einmal sehr obenhin und paradox, aber doch vielleicht nicht ganz unglücklich zu scheiden: Shakespeares Personen sind handelnde, Goethes empfindende, Schillers redende Charaktere. Daß es wirkliche Charaktere sind in jedem Falle, macht ihren Wert und ihre Unsterblichkeit aus. Ibsens Charaktere aber wären denkende, sinnende.

Zunächst eine Abwehr: was sagt man denn damit in Wahrheit, wenn man ergründet: das Stück hat die und die „Idee"? Man hat auch eine Idee im ersten Teil Faust, Tasso, Hamlet, Wallenstein erkennen wollen und ist nicht einen Schritt weiter gekommen mit dem Scheinbesitz solcher Erkenntnis im wirklichen Verständnis. Man sollte sich daran erinnern, wenn man es mit Ibsen zu thun hat. Aber da fallen sie über ihn her und suchen die Idee. Es giebt nichts Billigeres auf dieser Welt als Ideen.

Dann weiter: man mißverstehe den Ausdruck nicht: denkende Charaktere. Nicht als ob sie in philosophischen Systemen dächten, philosophische Schulworte hin- und herwärfen: das wäre ein schwerer Tadel. Aber in ihrem Reden und Wesen überwiegt ein intellektuelles Element. Sie handeln, empfinden, sprechen nicht wie andere Menschen, nicht wie wir im gewöhnlichen Leben, sie tragen gleichsam ihr Geschick, ihr innerstes Selbst, sein Erleiden und Erwidern beständig in den Händen, schauen es an und grübeln, was sich da vor ihren Augen vollzieht. Darum wirft man ihnen so oft vor, sie seien krank. Derartig die Leute ihr Tiefstes, Geheimstes geben zu sehen, erschreckt. Ibsens Personen gehen alle nackt, darum schreit man wohl auch über ihre Unsittlichkeit.

Es war nicht zu erwarten, daß in einem neuen Stück die Menschen bekleideter gehen würden, und kaum ist es erschienen, richtig, da tönt es rechts und links: Pfui, wie nackt, wie unsittlich, wie krank! nein, und diese Rita!

Ich will nicht sagen, daß es heute noch eine Heldenthat ist, dagegen zu protestieren. Kein Zweifel: es gehört doch schon zum guten Ton, Ibsen für einen großen Dichter zu halten. Die in der einflußreicheren Presse noch dagegen reden, denen recht zu geben, geniert man sich schon etwas.

Aber man forsche im Geheimen, man frage aufs Gewissen. Das Stück loben, seine Idee verstehen wollen, ja, natürlich: aber etwa diese Rita lieben, sein mögen — oh, bitte sehr.

Diese Rita Allmers! ein schönes, hohes, üppiges Weib, schildert sie Ibsen. Aber auch: mit blondem Haar. Damit ist sie in die Reihe der großen, „kranken" Ibsenschen Frauengestalten verwiesen, deren letzte Hilde Wangel war. Man denke sich eine schöne, hohe, üppige Römerin mit glänzendem schwarzen Haar. Oder eine Deutsche derart mit ihren ordentlich gewundenen, aufgebauten braunen Zöpfen. Ihre Sinnlichkeit und Lebenskraft würden ganz anders zu Tage treten, wie die Ritas. Sie ist die Nordländerin. Sie steht mit beiden Füßen fest auf dem Boden, dessen Frauen und Mädchen, nach den Bildern, die seine Dichter von ihnen entwerfen, und die uns oft gar fremd anmuten, so ganz andersartig sein müssen, als wir sie bei uns kennen, so germanischer, so tiefer, so meeresfrischer. Und diese nun: Mutter werden konnte sie, aber Mutter zu sein, dazu taugt sie einmal nicht; denn was kümmert sie sich darum, ob sie vernünftig ist oder nicht. Sie will das Leben genießen, ihren Mann besitzen immer, immer ganz wie in der ersten, wundervollen, schwellenden Zeit ihrer Liebe. Sie glaubt nicht an das Gesetz der Umwandlung, sie will nichts wissen von seiner stillen Innigkeit, sich nicht abspeisen lassen mit Resten und Überbleibseln. Als er verreist war und wiederkommt, kleidet sie sich weiß, löst ihr üppiges duftendes Haar, daß es hinabfließt über den Nacken und Rücken, hängt rosenrote Schirme über die Lampen und stellt Champagner auf den Tisch. Der Heimgekehrte aber sitzt ernsthaft da und redet mit der Mutter von Erziehung und Zukunft ihres kleinen verkrüppelten Sohnes. Und als sie sich zu entkleiden beginnt, geht auch er in sein Bett und schläft ganz ausgezeichnet. Und das in verlangender Sehnsucht wachende Weib an seiner Seite wünscht, daß sie ihren Sohn nie geboren hätte. Am andern Tage sagt sie's dem Vater: „Die bösen Kinderaugen trennen uns. Du solltest dich nicht so sicher fühlen: ich gehe hin und werfe mich weg. Ich werfe mich dem ersten besten in die Arme. Deine Schuld ist's, daß ich schlecht und garstig werde." Vom Strande her ertönt ein ferner Wirrwarr von Rufen und Schreien. „Wo ist Eyolf?" Sie sagten: „Dort schwimmt die Krücke!"

Diese wundervolle Exposition des ersten Aktes beruhigt über einen Zweifel und läßt eine große Frage. Was hätte aus diesem Thema des Gegensatzes der beiden Gatten unter den Händen eines französischen Dramatikers werden müssen? Ich werfe mich dem ersten besten in die Arme: in diese Drohung der Frau hätte sich ihm alles konzentriert. Ein Ehebruchsdrama, ein Ehebruchsdrama. Das Kind, der Vorwand und nicht

üble Vorwand desselben, würde im Verlaufe völlig zurückgetreten sein, allenfalls noch eine sentimentale Lösung haben herbeiführen müssen. Ibsen aber nennt sein Stück „Klein Eyolf“. Als um seinetwillen der Gegensatz zwischen den Eltern ausbricht, ertrinkt er. Was für jeden andern dem Problem die Spitze abbrechen würde, begründet es erst für Ibsen. Der tote Kleine ist lebendiger als er je im Leben war. Seine schönen klugen Augen, seine bösen Kinderaugen werden große offene Augen. Alle sehen sie, sehen sie vor sich. Klein Eyolf ist nicht der Vorwand, ist die Seele des Stücks. Wenn der Vorhang zum ersten Mal fällt, schauen wir in seine großen offenen Augen und flüstern schauernd: Was wirst du uns sagen, noch sagen, du kleiner Herzenbrecher?

Es ist bezeichnend, wie der Dichter selbst auf dieses Wichtige hinweist: Eyolf ertrinkt nicht, sondern die Rattenmamsell holt ihn. Sie lockt alle die, die von den Menschen gehaßt und verfolgt waren. Sie müssen ihr nach, weil sie nicht wollen: weiter und immer weiter hinaus aufs Wasser. Aber dann haben sie es so gut und so still und so dunkel, wie sie sich's nur wünschen können. Tief unten schlafen sie so süß und so lang. Als die kleine Alte das Haus verläßt, folgt ihr Eyolf behutsam und unbemerkt. Ihre scharfen stechenden, ihre glühenden Augen ziehen ihn nach. Bis er am äußersten Ende der Landungsbrücke steht. Bis ihn der Schwindel ergreift und er hinabstürzt. Und es kommt etwas daher und führt ihn mit sich fort.

Die Eltern aber glauben, er ist ertrunken. Warum? „So grundlos das Ganze. So rein sinnlos. Und gleichwohl will die Weltordnung das haben. Da steht Eyolf eben im Begriff, einzutreten ins bewußte Geistesleben. Er birgt so unendlich viele Möglichkeiten. Reiche Möglichkeiten vielleicht. Nein, ich kann es nicht fassen. Es scheint mir rein unmöglich — die ganze Geschichte. Am Ende geht alles aufs Geratewohl. Ist sich selbst überlassen, wie ein treibendes steuerloses Schiffswrack.“

So lastet das Geschehene als ein Unbegreifliches schwer auf den Seelen der Betroffenen. Und das ist das große, so ganz Ibsensche: auch und vor allem auf der Mutter. Auf der Mutter, die wenige Augenblicke zuvor dieses Kind ungeboren, fort gewünscht hat. Die Römerin, die Deutsche würden vielleicht heftiger klagen und leichter hinwegkommen über den Verlust, aber diese Rita Allmers ist eine Ibsensche Nordländerin. Die nicht Mutter zu sein taugte, so lange ihr Kind lebte, wird es nun, da es dahin ist. Ihr Denken, ihr Empfinden können nicht mehr los von ihm. Seine großen glühenden Augen starren, starren immerfort aus dem Dunkel heraus auf sie. Sie fragt wohl: „Wäre es nicht denkbar, daß wir ihn vergessen könnten? könnten wir es nicht versuchen? weit wegreisen? ein großes Haus machen? uns

in etwas hineinstürzen, was uns Linderung und Betäubung brächte?“ Denn sie ist eben ein warmblütiges Menschenkind! Sie kann nicht so herumgehen und duseln, mit Fischblut in den Adern. Hier im Erdenleben hat sie ihre Heimat, hier will sie das Glück finden, so wie sie's versteht. Aber die Vergeltung hat sie gepackt und läßt sie nicht mehr los, die große Rechenschaft. Sie wie den Vater. „Alle Beide haben wir uns versündigt. Und deshalb war Eyolfs Tod ein Urteilsspruch über Dich und mich. Jetzt geschieht uns unser Recht. In geheimer feiger Reue scheuten wir ihn, als er noch lebte. Und was wir jetzt fortwährend Schmerz und Trauer nennen, — das sind Gewissensbisse.“

Was die beiden Schmerz und Trauer nennen, sind zuerst doch nicht Gewissensbisse. Sind Schmerz und Trauer, ganz wirklich. Verzweiflung über die trostlose Zweckwidrigkeit des Geschehenen, über das Geratewohl der Weltordnung. Aber aus der dumpfen Verzweiflung ringen sich die Gedanken des Zweifels an sich selbst, der Selbstprüfung empor. Sie gehen in sich. Und forschen nach allem, was da drunter liegt — und dahinter steckt. Die kleinen vergessenen Ereignisse der Vergangenheit werden wieder lebendig. Der Vergangenheit, da die Frau für den Mann noch verzehrend schön war. Bald nach der Geburt klein Eyolfs. Er lag auf dem Tisch und ruhte so sanft in den Kissen und schlief so fest. „Da aber kamst du, du, du, — und locktest mich zu dir hinein. Ich vergaß das Kind in deinen Armen, du bist schuld daran, daß er so wurde, — wie er war! Es ist deine Schuld, daß er sich aus dem Wasser nicht retten konnte.“ Der Vergangenheit, da klein Eyolf noch nicht da war. Da der arme Stundenlehrer Allmers noch mit seiner Stiefschwester Asta zusammenhauste. Es war eine wunderschöne Zeit, wie hart sie sich auch abmühen mußten. Asta nahm seine abgelegten Jungenkleider, den hübschen Sonntagsanzug, und er nannte sie immer Eyolf, wenn sie in der blauen Blouse und den Kniehosen vor ihm herumging, und es dünkte sie wie ein einziger hochheiliger Feiertag von Anfang bis zu Ende. Aber der arme Stundenlehrer mußte auf Asta bedacht sein. Er begann ein Weib zu lieben und zu fürchten, das verzehrend schön war und — es kam noch etwas anderes hinzu: das in goldenem Berge saß. Der Berg erschloß sich ihm, und nun lebte er in Wohlstand und Herrlichkeit, durfte arbeiten und studieren und schrieb tagaus tagein, manchmal auch die halbe Nacht, schrieb immerfort an dem großen dicken Buch über „Die menschliche Verantwortung“. Und dieses Buch stand zwischen ihm und der Göttin des Berges wie eine Scheidewand. Sie erzeugten ihr Kind: aber es war ihnen ein fremder kleiner Junge. Keines von ihnen hatte ihn jemals so recht lieb. Der Vater hatte seine Lebensaufgabe, das große dicke Buch; die Mutter den Traum eines Glückes. Aber dann — dann fing der Vater an zu zweifeln,

ob er auch wirklich zu der großen Lebensaufgabe berufen wäre: also war er es nicht. Er zog hinauf in die unendliche Einsamkeit des Gebirges, sich eine neue Lebensaufgabe zu suchen, und droben, den Sternen näher, ging es ihm auf: das Glücksgefühl wachrufen im Gemüt seines verkrüppelten Kindes, was es an edlen Keimen bärge, zum Wachstum bringen, das sei die höhere Pflicht seines Lebens. Die menschliche Verantwortung durchführen im Leben. Als er herabsteigt, dem neuen Götzen seiner Hoffnung ein Bild in seinem Hause zu errichten, da — ertrinkt klein Eyolf.

Jawohl, die Vergeltung! Eine Ehe, die keine Ehe war, ein äußerliches Zusammenleben ohne innere Wahrheit und Notwendigkeit, das ist die Schuld dieser Leute. Eine Ibsensche Schuld. „Wir machen uns gegenseitig nur schlecht und garstig," müssen sie erkennen. Wie Totenglocken, den ganzen Tag, klingt ihnen das in den Ohren. „Rita und ich, wir können nicht weiter zusammenleben," sagt Allmers. „Ich glaube, es wäre besser für uns beide, wenn wir auseinandergingen."

Aber aus der Erkenntnis der Schuld, aus grübelnder Reue über sie, quillt die Kraft der Auferstehung. Die Liebe ist erloschen, ist tot. Das ganze, ganze Lebensglück ist den Beiden auf immer verloren. Aber schließlich sind sie doch nichts anderes als Erdenmenschen, erdgebunden, und das, wovor ihnen graut: trotz alledem, sie getrauen sich nicht, es aufzugeben. Und das Gesetz der Umwandlung hält sie zusammen. Sie sind jetzt genügsam geworden: die kein Leben weiterzuführen haben, bescheiden sich, das Leben zu ertragen. Und weil sie etwas haben müssen, was das Leben ausfüllen könnte, etwas, was gewissermaßen einer Liebe gleicht, da wollen sie alle die armen, verkommenen Kinder, alle die ungezogenen Jungen vom Strande, die ihren lahmen Eyolf höhnten und ertrinken ließen, die wollen sie zu sich nehmen, als ob sie ihre eigenen wären, an klein Eyolfs Statt. Sie sollen in Eyolfs Stube wohnen. In seinen Büchern lesen, mit seinen Sachen spielen. Sie sollen der Reihe nach auf seinem Stuhl sitzen bei Tisch. Wenn es gelingt, ihr Lebensschicksal zu mildern und veredeln, dann ist klein Eyolf nicht vergebens geboren, nicht vergebens wieder genommen worden. Dann war ein Sinn in dem allen, in dieser ganzen Geschichte. Dann werden die großen offenen Kinderaugen sich schließen. Und später, nach schwerem Arbeitstag, dann und wann, wird Sonntagsruhe über sie kommen, und die Geister derer, die sie verloren haben, werden sie besuchen.

Rita: Wohin sollen wir sehen, Alfred?

Allmers: Nach oben, — zu den Gipfeln hinauf. Zu den Sternen. Und zu der großen Stille.

Rita: Ich danke Dir. — — —

Es ist vielleicht der schönste Schluß, den Ibsen geschaffen hat: groß

und still klingt er aus. Und er schließt eins seiner schönsten, tiefsten, vollendetsten Dramen.

Ich habe mich bemüht, das empfinden zu lassen. Aus des Dichters eigenen Worten. Eine Inhaltsangabe wollte ich nicht liefern, auch nicht das Stück erschöpfen. Als ob das ginge. Nur eine Ahnung geben, wie liebenswert einem diese Rita werden kann. Auch ohne daß man etwas von der Idee des Stückes versteht.

Es ist ein alter Mann, der „Klein Eyolf" geschrieben hat. Er redet seine eigene Sprache und hat sein Recht dazu. Nicht jeder wird sie vernehmen, nicht jeder kann sie vernehmen. Wer es in redlicher Andacht versucht, wird erstaunt die jugendliche Kraft der Stimme spüren. Wie Goethes, des Unsterblichen, Haar auch weiß wurde, und er blieb der ewig Junge, Helios Apoll.

Und wir neigen uns ehrend dem Bilde des Alten: Wir danken dir!



Die psychologische Seite der kirchlichen Gottesverehrung.

Von Emil Kuhn.

(München.)

Motto: Gott ist mir nur das Symbol für die uns auf der Stufenleiter der biologischen Entwickelung jeweils gesteckte Erkenntnisgrenze.

Bei Abhandlungen der fiktiven Sphäre, etwa im Roman, verrät nichts so sehr die Meisterschaft des Autors, als wenn er hinter den Repräsentanten seines „Theatrums" völlig verschwindet.

In einer Untersuchung aber, welche den Charakter einer Diskussion über reale, vitale Fragen trägt, scheint es mir gestattet, wenn der Verfasser sich persönlich etwas in den Vordergrund drängt, ist er doch sozusagen sichtbarer Redner.

Was ich mir in meinem Thema darzustellen vorgenommen, berührt zumal den Gedankengang tausender Individuen, so daß ich an und für sich gewissermaßen nur zur Type der epochalen Intellektsevolution werde. Ganz so wie ich, hat zu einer gewissen Zeit eine Unzahl Gebildeter von der üppig in die Halme schießenden Wissenschaft alles das erwartet, was ihr die Religion vorenthielt, und ebenso wie ich, empfand sie auf ihren Rausch der

jugendlichen Begeisterung den — auf so etwas nicht leicht ausbleibenden — Katzenjammer.

Wir alle hatten von der Wissenschaft mehr erwartet, als sie geben zu können beanspruchte.

Manche sind nicht so glücklich gewesen, sich von ihrem „torpeur" zu erholen und sind entweder aus Angst vor neuen Kopfschmerzen sanft in die Arme ihrer Mutterkirche zurückgesunken, oder — was sehr schlimm war — zu hochnasigen Indifferenten geworden. Aus dieser Sorte wurde, was man mit „Atheisten" bezeichnen könnte, was aber nichts weiter heißen soll, als das Pendant zu den Orthodoxen. Was aber gemeinhin „Atheisten" heißt, ist nichts anderes, als jene noch kleine, erleuchtete, himmelstürmende Gemeinde, die sich — die Wehen nicht scheuend — auf den „Übermenschen" vorbereitet. Vorurteilslosigkeit ist eines der ersten Erfordernisse, um sich im stillen dieser unsichtbaren Loge eines neuen Maurertumes zugehörig erachten zu dürfen. Man muß den vollen Mut haben, auch da noch zu prüfen, wo etwa Päpste der Wissenschaft ihr „apodiktisches" Siegel aufgedrückt zu haben wähnen. —

Will man sich überhaupt auf das gefährliche Gebiet der Weltanschauungskritik begeben, so muß man sich mit dem von Friedrich dem Großen adoptierten Grundsatz identifizieren: Jeden „nach seiner Façon" selig werden zu lassen.

Ferner soll man zu jener Abgeklärtheit in seiner eigenen Weltanschauung gelangt sein, um sich stets selbst sagen zu können: Wissenschaft und Religion sind nicht Feinde, sondern, teils das Gleiche, teils zwei Geschwister, die sich gegenseitig ergänzen. Es wird Tieferdenkenden wohl einleuchten, daß diese Geschwisterschaft nur da zugegeben werden kann, wo man den Begriff Religion sehr hoch faßt.

Nun, zu meiner eigentlichen Aufgabe!

* * *

Meine Untersuchung wird sich in erster Linie mit demjenigen Kult zu befassen haben, welcher die „Evocation" in großartigster Weise ausgebildet hat, und das ist bekanntermaßen der katholische.

Der protestantische Gottesdienst wendet sich von vornherein direkter an den Intellekt, und wenn auch Gemeindegesang, die selten gepflogene Liturgie, neben der Predigt Mittel genug zur Andacht sind, so kommt doch wohl der Betreter des Kirchenraumes nicht so leicht in jene Stimmung, welche den Katholiken schon beim Eintritt in eine Kirche gefangen nimmt.

Dieserhalb darf ich auch füglich vorerst bei einer Betrachtung der psychologischen Seite des Katholizismus stehen bleiben.

Vom jüdischen Kult zu sprechen, ist nicht deswegen unlohnend, weil es ihm an — ich möchte sagen — esoterischen Mitteln der „Evocation" fehlte, vielmehr darum, weil es sich zumeist um Verbal-Symbolismus, um ein mehr innerliches Ceremoniell handelt, worüber zu sprechen viel zu weit führte, ohne den Zweck dieser Untersuchung wesentlich zu fördern.

Ich sprach vorhin von der Stimmung in der katholischen Kirche.

Stimmung erzeugen heißt nichts anderes, als den gelungenen Versuch gemacht zu haben, das Wirken des Objekts auf das Subjekt, oder das Hervorholen des Seelischen durch das sinnlich Wahrnehmbare zu erreichen.

Wie sehr der katholische Kult mit den „Armen im Geist" rechnete, wie sehr er den Denkschwachen Konzessionen gemacht hat, beweist er uns auf Schritt und Tritt durch seine zahlreichen an die Sinne appellierenden Mittel, als da sind: Heiligenbilder, Statuen, Altäre, kurz alle jene Ausschmückungen der Kirchen, welche erstere gefangen nehmen sollen, um den Geist gefügiger zu machen.

Daß wir dieser Kenntnis der Forderungen gewisser Intellekte die wunderbarsten Kunstwerke verdanken, wird wohl niemand bestreiten und daher schon vom künstlerischen Standpunkte aus der katholischen Kirche eine bedeutende einstige Kulturmission nicht absprechen.

Revenons à nos moutons!

Ich leugne nicht, daß es in der Zeit, als die Menschheit noch in den Kinderschuhen steckte, vielmehr aber noch, als sie ihre Flegeljahre austobte, nötig war, solche Lockmittel zu verwenden, wie sie die zahlreichen der „Evocation", oder künstlichen Andachtserzeugung gewidmeten Gegenstände sind.

Woher der Katholizismus jenen Apparat überkommen — wieweit beispielsweise „das Votiv" älteren Religionssystemen eigen war, soll hier auch nicht weiter ausgeführt werden. —

Ich bestreite ferner durchaus nicht, daß es heute noch eine Masse Menschen giebt, welche die zuvor erwähnten Kinderschuhe noch nicht ausgetreten haben, wie auch solche, welche sich in besagten Flegeljahren befinden.

Für diese thun also die „Evokationsmittel" einen trefflichen Dienst. Glücklicherweise aber ist das Durchschnittsmaß des heute in der materiellen Welt sich objektivierenden Geistesextraktes, d. h. der heutige Durchschnittsintellekt schon etwas über dieses Bedürfnis hinausgewachsen.

Ich halte dafür, daß ein Besinnen des Geistes oder der Seele auf sich selbst — d. h. was man Andacht nennt — heute schon vielmehr Individuen ohne jeglichen künstlichen Anreiz möglich ist, als je zuvor. Daher erklärt sich auch der mehr umsichgreifende Widerwille gegen Kultusgepränge, überhaupt gegen alles, was Zeremonie heißt. — Was der populären Wissen-

schaft ihre großen Erfolge schon gebracht hat, und was ihr für die Zukunft unbestreitbar den ersten Platz in der Volksunterweisung einräumt, ist, daß sie mit ihren schmucklosen Erklärungen mehr zur Umspannung des Endlichen und zur Versenkung ins Unendliche hinführt, als alle Kirchenmittel.

Der sogenannte Materialismus der breiten Masse ist nur eine Kinderkrankheit gewesen, welche teils schon überstanden, teils in der Heilung begriffen ist.

Nichtsdestoweniger möchte ich aber doch darauf hinweisen, daß die Psychologie leider eine Wissenschaft ist, welche am meisten unter den Symptomen des „Materialismus*) zu leiden hat.

Da hat das Vorurteil noch recht hemmend gewirkt.

Untersuchungsergebnisse, wie sie schon lange von Charcot und neuerdings von Bernheim in Bezug auf die Heilwunder der „Evokationsmittel" des katholischen Kultes veröffentlicht wurden, werden von der deutschen Wissenschaft vielfach noch zu gering gewertet.

Ich erkläre ganz ruhig — ohne mich vor dem homerischen Gelächter eines Teiles meiner werten Leser in eine Ecke zu verkriechen —, daß ich an die Wunderkraft des „heiligen Rockes von Trier" glaube. Auch bin ich überzeugt, daß der gebildete katholische Klerus mit mir in der esoterischen Anschauung des „Wunders" übereinstimmt: Der heilige Rock ist nur das sinnliche „Evokationsmittel", um jene Kraft in dem betreffenden Individuum auszulösen, welche nichts anderes ist, als die Heilmacht seines eigenen Geistes, seiner eigenen Seele.

Der doch sicherlich „ziemlich intelligente" Immanuel Kant hat Ähnliches schon in seiner von weiland Herrn Dr. Hufeland approbierten Schrift: „Von der Macht des Gemüts" gesagt.

Wir nennen so etwas heute mit einer Generalbezeichnung: „Erzeugung der Auto-Suggestion".

Habe ich bisher nur von mehr äußeren Mitteln der kirchlichen Gottesverehrung gesprochen, so will ich nun zur Betrachtung der mehr intellektualen Mittel derselben übergehen.

Da ist es alsdann nicht mehr nötig, sich auf den katholischen Kult zu beschränken, sondern kann das, was ich sage, als allen Religionsübungen gemeinsam erachtet werden:

Die Predigt und der Kirchengesang z. B. sind vornehmere „Evokationsmittel" als künstlerisch noch so wertvolle Werke der bildenden Kunst, weil sie vernehmbarer zum Geiste sprechen.

*) Ich hasse geradezu dieses Wort, weil es durch die Vulgärspiritualisten einen so üblen Beigeschmack erhalten hat.

Das, was Schopenhauer von der Musik*) sagt, erweist sich eigentlich nirgends so deutlich, als an der Kirchenmusik, denn ihrer beabsichtigten Wirkung — die Seele aus dem Irdischen zu erheben — kann sich auch der sogenannte Ungläubige nicht entziehen.

Die Kirchen also haben allerhand Mittel, um das Besinnen des Geistes und der Seele auf sich selbst oder die Andacht zu wecken.

Insofern haben sie einst einen erzieherischen Wert für die Trainierung des Geistes und der Seele gehabt, der ihnen teilweise heute noch nicht abgestritten werden kann.

Ich weiß nicht, inwieweit der Gottesdienst mit der Absicht in Szene gesetzt wird, das erhabene, geheimnisvolle Walten in der Natur zu verehren, wieweit — sobald man an einen hypostasierten Gott denkt — es die Menschen für nötig erachten, dem „Weltregenten" ihre Huldigungen darzubringen, welche sich nur wenig von den gewöhnlichen Prosternierungen vor irdischer Macht unterscheiden; aber ich sehe in der sogenannten Gottesverehrung gar nichts anderes, als das natürliche Bedürfnis der Gattung: „homo sapiens", ihrer eigenen Seele Flügel zu geben.

Da indessen dieser heiße Wunsch dem gebildeten Menschen durch die Wissenschaft, durch die Kunst, welche meiner Ansicht nach zu den wertvollsten „Evokationsmitteln" gehören, erfüllt, ja so recht eigentlich am Busen der Natur: in der Waldeinsamkeit, auf Bergeshöhen, vorzugsweise jedoch an der See, erreicht wird, so mag es keines besonderen prophetischen Blickes bedürfen, um zu der Meinung zu gelangen: „unsere ferneren Nachkommen werden keine neuen Kirchen zu bauen nötig haben."

*) „Weil die Musik nicht, gleich allen andern Künsten, die Ideen oder Stufen der Objektivation des Willens, sondern unmittelbar den Willen selbst darstellt; so ist hieraus auch erklärlich, daß sie auf den Willen, d. i. die Gefühle, Leidenschaften und Affekte des Hörers, unmittelbar einwirkt, sodaß sie dieselben schnell erhöht oder auch umstimmt." Schopenhauer: Zur Metaphysik der Musik.



Beschauliche Briefe eines Münchener Eremiten.

Erster Brief.

(Handelt von Worten und Stimmungen, vom menschlichen Kehlkopf, Münchenern und Berlinern, von Maximilian Harden und Frau Wurzl vom Viktualienmarkt und endet auf dem Mars.)

München! München! — Es ist doch ein eigentümlich Ding um die Stimmungen und Gefühle und Ideenassoziationen, die ein einzelnes Wort, das heißt also ein bißchen kondensierte Luft in uns erwecken kann! Eine ganze Welt von Empfindung, von Hoffnung, Freude, Furcht und Schrecken und anderen aristotelischer Stimmungskategorieen muß der armselig stammelnde Mensch in ein simpel tönendes, schnell verflutendes Wort einkerkern. — Ich greife aus dem endlosen Ozean der Muttersprache nur einige Wortperlen heraus wie „Schwiegermutter!" — „Hofbräuhaus!" „Leipziger Gose", „Berliner Weiße", „Liebestraum", „Geselchte". — Nenne das Wort „Frühling"! Und wer denkt da nicht an naßkaltes Wetter, Winterüberzieher, Influenza, deutsche Lyrik und sonstiges Regenwasser. Nenne das Wort „Liebe"! Und wer greift da nicht in seine Hosentasche nach dem Portemonnaie, denkt da nicht an Blumenhändlerrechnungen, schlechte Verdauung, schlaflose Nächte, Ohrfeigen und Katzenjammer. Und nenne das Wort „München"! „München"! — ja geht es denn nur mir so, oder ist das menschheitseigentümlich? Von jeher reagierte auf das Wort „München" mein Magen durch ein Knurrgeräusch. Das geschah so sicher wie Chlor auf Wasserstoff, positive Elektrizität auf negative, und das Publikum auf dummes Zeug reagiert. Was besagt dieses Knurrgeräusch? Äußert sich in mir das Unbewußte? Bin ich schlechtes Gefäß die Stätte einer neuen göttlichen Offenbarung? O wär ich Düntzer, o wär ich Professor Erich Schmidt, o wär ich Eduard von Hartmann! Sieben, acht, neun, zehn Bände wollt ich schreiben zur Kommentierung dieses Phänomens; ich finge an mit einer Anatomie des tractus intostinalis vom Schlund bis zum Mastdarm, ich würde zuerst philologisch, sodann physiologisch, sodann psychologisch und endlich philosophisch. Ich lieferte eine Abhandlung: „Über die Phänomenologie der Inkarnationslaute des Unbewußten im menschlichen Dickdarme!" Ha! ich wollte Kolossales entdecken! ich würde mich — freilich schweren Herzens — dazu entschließen, die Krone der Weltergründung und der Entdeckung des lieben Gottes mit Hegel und Herrn von Hartmann zu teilen. — Glaubt ihr das nicht, schnöde Zweifler? Ich erwähne hier nur ein einziges Faktum, das richtig angefaßt und ausgeführt mir unzweifelhaft die

Abonnementsquittung auf ein gigantesles, philosophisches Ingenium eintragen würde. Unser menschlicher Kehlkopf (ich kann das hier nicht anatomisch ausführen) besitzt nur eine sehr einfache Einrichtung zur Produktion des Ah! und Oh!, der Laute der Freude, dagegen einen komplizierten Apparat zur Hervorrufung des „Ih", „Uh", „Öh", „Äh" — jener Laute, die man bei der Lektüre der Philosophie des Unbewußten häufiger von sich giebt. — Man denke, wenn ich nun darauf eine neue Philosophie, ein neues Traktament der Urgrunds- oder besser Ungrundsfragen begründen würde?! „Die anatomisch-physiologische Grundlage des Pessimismus", „Der menschliche Kehlkopf als Sitz des Weltschmerzes", „Das Unbewußte und der larynx" — o! ich habe schon eine ganze Batterie ruhmverheißender Titel, und diese sind neben dem Einbande bei jedem Buche zunächst das Wichtigste.

Doch kehre zurück, mein Lied, zur nüchternen Prosa deiner ruhmlosen Erdenbürgerlichkeit! Woher der Knurrlaut meines Magens beim Worte „München"? Daher, daß mein Magen der Schallraum meiner Seele ist (bei den meisten Menschen muß der innere Schädelraum zu diesem Zwecke herhalten und kann's auch), daher, weil beim Worte „München" durch die Seele liebliche Bilder und lieblichere Düfte ziehen, Düfte von Fettnudeln und Tropfnudeln und Huhn mit Nudeln und Dampfnudeln (letztere mit Chartreuse); holder Brodem von „Radi" und „Kesten" und „Nussen, zarte Hauche von Lungenwurst und Zungenwurst und „Regensburgeln", — ach! und ein süßer Wonnehauch von Augustiner und Salvator und Löwenbräu — ein Hauch, der nicht minder lieblich ist als der Hauch, der ehemals die delphische Pythia zum wackeln brachte, und der auch ungefähr dieselbe Wirkung hat wie jener delphische, von dem das Altertum singet und sagt.

Aber nicht nur an Würste und Nudeln denk ich bei dem Worte „München" (auszusprechen „Minka"). Halte mich nicht für so erzprosaisch, geneigtester Leser! Ich weiß sehr wohl, daß München nicht nur das Paradies der Regensburger Würste, sondern auch das Eden der italienischen Malerei ist, daß hier nicht nur der Knoblauch, sondern auch die Blume moderner Mystik duftet — beide Gerüche sind für meine altfränkische Nase unzuträglich — daß die Münchener nicht nur das beste Bier sondern auch die schönsten Mädchen produzieren, beides beliebte Handelsartikel. Letztere nennt man hier übrigens „Madeln", Deandel" oder „Kellnerinnen", und sie sind in der Mehrzahl langweilig, in der Einzahl sehr interessant.

Und noch viel anderes weiß ich von München zu sagen und zu rühmen! Weißt Du was Gemüt und Gemütlichkeit ist, lieber Leser? Wenn Du in Berlin, Breslau oder Hannover an der Leine das Dunkel der Welt zu erblicken Gelegenheit fandest, so weißt Du es jedenfalls nicht! Also komme nach München, um es zu erlernen! Deutsches Gemüt ist ein Ge-

misch von Münchener Hofbräu, Richard Vossischen Dramen, einem Jahrgang Gartenlaube, Straßen- und Treppenschmutz, Tuberkelbacillen, Mangel an Intellekt und einer Mitgliedskarte der Berliner Gesellschaft für ethische Kultur! Und Gemütlichkeit ist, wenn Dir in Leipzig die Hökerin neben dem Mendebrunnen beim Einkauf eines Pfundes Kirschen auf die Frage, wo diese Kirschen denn gewachsen seien, die stereotype Antwort erteilt: „Uff die Beeme!" — Was Gemütlichkeit ist, erlernst Du, wenn Du auf der Lokalbahn von München nach Partenkirchen fährst und in Weilheim und Murnau 20 Minuten Aufenthalt hast, weil der Zugführer als echter Bayer es unter drei Maß nicht thut. — Was Gemütlichkeit ist, erkennst Du, wenn Du das Embonpoint der Stammgäste des Augustinerbräus in Augenschein nimmst, bei welchem herzerquickenden Aspekt ich beständig von Erfinderideen heimgesucht werde, indem ich schon lange bedenke, wie man dieses überschüssige Konglomerat von Speck etwa dem Staate nutzbar machen kann, ob man nicht etwa einen Teil des Fettes verseifen könnte — in welchem Falle man gar so viel Seife bekommen würde, als zur Reinigung des König Max-Monumentes erforderlich sein dürfte — und das will etwas heißen! —

Weißt Du nun noch nicht was Gemütlichkeit ist, so geh zum Oktoberfest auf „die Wiesen" (ach! ich fand's heuer arg modernisiert, das gute alte Oktoberfest!) und belausche einmal beim Werdenfelser Michl, meinem speziellen Gönner, die Gespräche der Wiesenbesucher. Da sitzt ein Beamter in städtischer Uniform neben dem Gebirgler in kurzer Wix, ein stoaboarisches, nudelsaubres Deandel im Geschnür (es giebt wahrhaftig immer noch fünf oder sechs Madeln im Geschnür auf den Wiesen) neben einem „Herrn Dukter von Minka", ein Offizier neben dem Bauer von Ehrwald oder Tegernsee. Und der dicke Dukter ergreift das Wort und spricht nach längerer Pause: „Dös Bier is guat." — Darauf zwanzig Minuten Pause. Dann erwidert langsam der Herr Registrator: „Ja, ja, guat is schon." Wiederum zwanzig Minuten Pause. Und dann bestätigt's ein biederer Gebirgler in kurzer Wix: „Dös moan i, guat!" — Das ist Gemütlichkeit! Oder ist es Dir, o Sohn der Panke oder Spree, noch nicht gemütlich genug? Nun! so geh einmal an einem Festtage wie dem heutigen — es ist, da ich schreibe, der Tag der Konzeption Mariä von seiten des lieben Gottes — über den Münchener Viktualienmarkt und den Marienplatz. Dieser Platz ist nahe meiner Wohnung, und heute war ich dort. Da steht das neue Rathaus von München, wo die Geburten der Münchener Kinder angemeldet werden, und einige Zeit früher oder später die Paare auf dem Standesamte sich kreuzigen lassen — wo also das Mutterhaus des Münchener Lebensstromes sich befindet und der Wille zum Dasein in den Windeln liegt! Auf diesem Platze, wo so viel unheilige Erbsünde sich ausbreitet, steht ein Brunnen,

und auf diesem Brunnen Mutter Maria. Dieser Brunnen spielt eine große Rolle beim Schefflertanz und Metzgersprung. — Lautes, rauschendes Leben flutet hinweg unter ihr, der hochthronenden, gebenedeiten Magd und Mutter des Himmels, und nur wenige haben ein Auge für sie, denn der hastende Blick haftet tiefer am Staube der Straße; zum Himmel blickt es nur bei Sonnenfinsternissen, das Geschlecht des Alltags. Doch wie ich heute über den Platz ging, da sah ich inmitten des wogenden Getriebes des frisch blühenden Münchener Stadtlebens ein kleines Mädchen, das vor der Statue seinen Rosenkranz betete und ein paar armselige Strohblumen auf den Sockel der Mariensäule legte.

Am Eck der Weinstraße standen zwei Herren mit schwarzen Cylindern und sehr würdigen Gesichtern, und im Vorbeigehen erlauschte ich nur die Worte „Hypotheken- und Wechselbank", „Kurse matt", „Russen". — Auf der Trambahn stand ein Jüngling mit wundervollen Hosen, eine rote Nelke im Knopfloch, und ein rotes Schnupftuch lächelte ihm schelmisch aus der Brusttasche heraus, vielleicht als ganz überflüssiges Erkennungszeichen innerer Fadesse — und dieser liebe Jüngling äugelte mit einer weltlichen Jungfrau, die mit herausfordernder Kühnheit dem staunenden Markte das Trauerspiel ihrer Waden zum besten gab — das kleine Mädchen aber hatte nur Augen für Maria und ihren Rosenkranz, und für das kleine Mädchen hatte keiner ein Auge. — Mich erinnerte das Kind lebhaft an die echte deutsche Kunst. — Doch fort mit pessimistischen Parallelen! — Ist das nicht gemütlich, dieses Verrichten der Gebete coram publico? So etwas leistet doch nur die amüsable Massenreligion des Katholizismus — in katholischen Ländern sind die Menschen naiver, kindlicher, ursprünglicher, treuer und heiterer — sie sind auch wohl dümmer, weswegen zum Beispiel die neueren Künste ihren Herd im Süden haben. Man denke sich ein solches Madonnenbild und eine solche Andachtsübung auf dem Belleallianceplatze in Berlin! Ach in Berlin! In Berlin! wo nächstens der Mensch die Bescheinigung seiner Geburt und seiner Steuerbezahlung am Rockkragen wird anheften müssen, wo ihm sein offizielles Quantum schlechter Atemluft zugemessen und besteuert wird, und wo auf fünf Referendare sechs Schutzleute kommen! Ach in Berlin, in Berlin, wo bekanntlich das Salzbergwerk der Erde ist und die Intelligenz ihren Nabel hat — weiter nördlich befinden sich ihre unteren Extremitäten — von welchem Nabel sich denn auch ablösten herrliche Geistesblumen, wie die Philosophen Hegel und von Hartmann, die Bühnendichter Raupach und von Wildenbruch, die Theologen Stöcker und Schleiermacher — alles unverkennbar echte Berliner Kohlstrunke.

Mag Berlin immerhin die Heimstätte für Helden der Uniform sein, die Stätte der Kunst, der wahren Wissenschaft und des humanen Fort-

schrittes ist Berlin nie in besonders hohem Maße gewesen. „Künstler gedeihen in Berlin wie Lachs in der Spree und Funken im See" — dichtet Wilhelm Jordan. Aber Berlin ist nicht ohne Charakter, Berlin hat Kraft, Zucht, Energie und die Größe der Energie. Doch der Berliner hat keinen Humor, sein Humor hat etwas Ätzendes, Spitziges, Ironiesierendes, er hat keinen „Geist", sondern bloß „Esprit", und selbst wo er Freiheit zeigt wird sie zur Frechheit, wo er aber Maß übt, da ist er mäßig — der Typus des Berliner Geistes ist die „Schnodderigkeit", wie sie etwa Herr Maximilian Harden und seine Zukunft darstellten, wenigstens anno dazumal, als noch der rote Jakobinermantel die offiziöse Livree verdeckte, und ehevor aus einem geistvollen, demokratischen Isidor ein recht langweiliger, stock-liberaler Maximilian hervorgekrochen war. Diese Metamorphose des Herrn Harden ist ein Verdienst des Fürsten Bismarck, der außerdem auch das deutsche Reich gegründet hat, und der — wie man in jeder Nummer der Zukunft nachlesen kann — nachdem er sich von der Einigung Deutschlands zurückgezogen hat, auf seine alten Tage das Glück genießt, Hausfreund des Herrn Harden zu sein. —

Vergleich ein Berliner Bräu mit einem Münchener Keller, ein Berliner Witzblatt mit den Münchener „Fliegenden", Herrn Nunne mit Frau M. Wurzl vom Viktualienmarkt, einen Schusterjungen aus der Ackerstraße mit einem Schneiderbuabn aus der Müllerstraß — und ihr erspart mir weitere Explikationen. Doch nicht in allen Punkten möchte ich Bayerns Hauptstadt über Preußens Metropole erheben. Ich bin kein unbedingter Preußenfresser, sondern selber Preuße, und weiß sehr genau, was auch der Süden der preußischen Disziplin zu danken hat. — Die statistische Abwägung der Vor- und Nachteile ergiebt etwa dieses Resultat: in Berlin giebt es mehr Gauner, mehr Beamte, mehr Litteraten, mehr Grobiane, weniger Flöhe, weniger Pfaffen, weniger Geisteskranke — in München mehr Nachtcafés, mehr Dreck, mehr Wanzen, weniger Schulmeister, weniger Lieutenants, weniger Schwindler und mehr Beschwindelte. Willst Du gut essen, so geh nach Berlin, willst Du gut trinken, so geh nach München, willst Du Dich anständig verheiraten, so geh nach Berlin, willst Du Dich unanständig verlieben, so geh nach München; Geld los werden kannst Du an beiden Orten.

Hier könnte ich mir eine populationistische Studie über den Charakter des Nord- und Süddeutschen leisten. Doch, ich begnadige meinen Leser! — Ich bin Menschenfreund! — Nur eines sei behauptet: Führt einen Engländer und einen Hannoveraner, führt einen Franzosen und einen Stuttgarter zusammen, und sie werden sich besser verstehen, als der Norddeutsche den Süddeutschen, der Tyroler den Allemannen, der Niedersachse den Schwaben versteht. Diese Mannigfaltigkeit ist ein Produkt unserer politischen Geschichte,

in ihr liegen die Mängel unseres politischen und die Vorzüge unseres ethnologischen Charakters. Ich bin Anhänger der Taineschen Lehre vom Milieu, die eine strikte Konsequenz des Evolutionismus ist. Der Mensch ist ein Produkt der Scholle, der Charakter der Bevölkerung ist nur die Kehrseite vom Charakter der Landschaft. Das am Meer und in der Tiefebene erwachsende Geschlecht ist ernst, dunkelgallig, zeigt sich düsterer und schwerer Denkart geneigter. In Ostpreußen, dem Nebellande, ist die Heimat der Phantasie und der Abstraktion; hier erwächst ein Geschlecht, aus dem ein T. A. Hoffmann, ein Hamann, ein Kolossal-Abstraktions-Phantast wie Kant hervorgehen konnte. Am Rhein, im Mittelgebirge ist das Blut heller und leichter, von diesem Blute ein Tröpflein floß in den Adern Heines, auch in Goethes und meinen Adern rollt davon. — Erblasse, Karl Bleibtreu! Die Krone des Größenwahns fand offenbar wieder einen neuen Prätendenten! —

Das Volkslied der Heide ist monoton, düster, melancholisch, elegisch — der Gebirgler singt lebensfrohe Schnadahüpfeln; die mehr musikalischen Talente stammen meist aus unsern Ebenen, die plastischen und realistischen aus unsern Bergländern. So wollen wir ein jeder die Kräfte seines engeren Heimatlandes nach Möglichkeit entfalten — denn unser Deutschland ist schön an allen Enden, und die bunte Mannigfaltigkeit der Panmixie ist der Organismenwelt oberster Reiz und oberstes Gesetz — so ist's in der Natur begründet, und nur der Mensch kennt Schablonen, Systeme, Verallgemeinerung, Schulen und —ismusse. — —

Das Leben der Straße dringt geräuschvoll zu meinem hochgestellten Fenster herauf und stört mich beim Niederschreiben dieses Briefes! Welch einen Lärm macht der Münchener bis neun Uhr abends; er hört auf zu lärmen, wenn der Berliner zu „radauen" beginnt. Das ist das Kompensationsgesetz der Geräusche. Wenn zweie so recht lebhaft einander anschreien, so macht es mir immer Freude zu beobachten, wie der eine immer still wird, wenn der andere zu schreien anfängt und sie sich im Schimpfen immer ablösen.

In den Adern Münchens fließt viel keltisches und romanisches Blut — daher werde ich momentan so sehr im Schreiben gestört. Ich hasse dieses Geschrei! Aufs innigste fühle ich Schopenhauer und Lichtenberg ihren Horror gegen unnützen Lärm nach. Freilich derselbe Lärm, der mich im Schreiben stört, kann einmal die Franzosen oder Russen aus dem Felde schlagen. Der Inbegriff der Schrecken für einen Geistesarbeiter ist ein mit einer Peitsche knallender Bierfuhrknecht. Ein solcher knallt jetzt seit nahezu einer Viertelstunde vor meinem Fenster. Ich bringe das zur Kenntnis des Publikums! Ich stelle diesen Unmenschen für die Ewigkeit an den Pranger. Gäb es eine Gerechtigkeit auf Erden, so müßtet Ihr den Mann lynchen, als Mörder lynchen — denn er hat mir schon drei unsterb-

liche Gedanken gemordet. Südliche, nahezu italienische Art des Lebens zeigt sich nicht nur in der leichteren Beweglichkeit der Münchener Blutkörperchen, sondern auch in dem gräßlichen Dreck in Münchener Wohnungen.

Die Straßen unseres Bierdorfes haben alle die herrlichsten Aspekte, aber auch einen schier römischen malerischen Schmutz.

Wenn Isarathen die Lieblingsstätte Apolls von jeher war, so weilte dieser unmoderne, depossedierte Gott hier jedenfalls in seiner Eigenschaft als Apollo Sminthens, den Wolfgang Goethe im Faust den Herrn der Wanzen und der Läuse und noch einiger Tiergeschlechter nennt. Das Pulver haben die Münchener nicht erfunden. Einem on dit der mit ihrer Gunst etwas freigebigen Dame Klio zufolge besorgten das die Freiburger im Breisgau. Aber diese Dame ist vielleicht schon etwas gedächtnisschwach; ich folgere das zum Beispiel aus Janssens Geschichte des deutschen Volkes und dessen Darstellung der Reformation. Herr von Treitschke sollte doch in den Archiven nachsehen, ob die Berliner nicht das Pulver erfunden haben. Jedenfalls steht in dieser Angelegenheit so viel fest, daß die Seife ebenfalls nicht in München erfunden wurde. Die Ironie der blutigen Dame Weltgeschichte schiebt diese vielfach unbekannte Erfindung den Italienern in die Sandalen. Da aber der Prophet im Vaterlande nichts gilt, so traf ich in Italien die denkbar größte Mißachtung dieser Landestochter an.

Aber an solchen Ironieen ist ja diese tragikomische Weltfarce, genannt Menschenleben, nicht arm. — Venedig ist bekanntlich die wasserreichste Stadt dieser Welt — ich nehme die litterarischen Kreise im Westen Berlins und im Centrum Münchens aus. An der Piazetta blaut bekanntlich die Adria, das heißt sie sieht grün aus, vor jedem Hause befindet sich ein stagnierender Kanal, der an ein Strindbergsches Drama erinnert; dazu brüllen dir an jeder Gassenecke — und die Gassen bestehen dort überhaupt nur aus Ecken — mindestens sechs Kerle ein „äquä“, „äquä“ entgegen — der Venetianer ist faul, und der Erwerb von Wasser ist nicht kostspielig, und der Wiederverkauf nicht mühsam; so ist jeder fünfte Venetianer ein Wasserhändler, wie jeder fünfte Deutsche ein Dichter ist. Und doch ist in keiner Stadt der Welt das Wasser ein so unbenütztes und unbekanntes Ding wie in Venedig — gerade so wie es mit der Poesie in Deutschland der Fall ist.

In Italien ist übrigens, wie ich aus besten Quellen, nämlich aus mindestens vierzig verschiedenen Gasthöfen berichten kann, alles dreckig — es sieht da aus wie in dem Herzen einer modernen Jungfrau; freilich ist es eine Wonne, dort zu leben, aber nur wenn man keinen Floh hat. Dieser Kulminationspunkt irdischer Glückseligkeit ward aber noch keinem Sterblichen zu teil. Sogar die Tauben auf dem Markusplatz sind schwarz; als Kind hatte ich sie mir stets schneeweiß vorgestellt. —

Genug für heute! In meine Fenster fällt schon Sternenschein. Dieses Licht gebrauchte mehrere tausend Jahre, ehe ihm der Vorzug zu teil ward, mir lebhaft in die Augen zu fallen. So ist die Beförderung im Weltraum! Und da klagt man noch über das sinnige Avancieren eines bayrischen Juristen oder eines Münchener Lokalbahnzuges? Die kosmischen Maßstäbe fehlen eben unserer Zeit. Ich entdecke soeben den Mars und die Venus — diese beiden stehen immer intim zusammen — dank Schiaparelli wissen wir mit relativer Gewißheit, daß auf ersterem Gestirne gleichfalls ein menschähnliches Geschlecht atmet und liebt. — Ich werde dramatisch! Habet auch ihr Steuervorlagen und Frankfurter Parteitage und Fuchsmühler Friedensschlachtfeste?

Philosofaseln auch dort droben denkende Gehirne, oder denkt man bei euch ebensowenig wie anderswo? Ist man auch bei euch zur Zeit gerade „modern“? —

O möget ihr glücklicher sein! Bewahre euch der Himmel vor der Einführung der Nibelungentrilogie! —

Ha! Ich stürze wieder hernieder aus Ätherhöhe! Das nächste Mal will ich statt von den Sternen des irdischen Himmels von den himmlischen Sternen der Erde, statt von den Flammen des Himmels von meinen himmlischen Flammen berichten. — — Das bipedische Geschlecht der Straße lärmet fort — es strömt in hunnischen Scharen zum Hofbräu herunter — Für sie steht die Venus nicht am Himmel, sondern hinterm Buffet Warum muß ich heut Abend nur immerfort des kleinen Mädchens gedenken das ich heut früh auf dem Marienplatz sah, wie es seine armseligen Strohblumen zu Füßen der Heiligen legte? — Th. L . . . g.



Aus dem Berliner Kunstleben.

Malerei.

Berlin ist nicht das Centrum der Kunst, aber das Centrum des Verkehrs. Und ein großer Verkehr ist der Nährboden des Realismus. Des Realismus Shakespeares und der Dichter des Roi soleil.

Daß uns Berlin eine solche Blüteperiode der Kunst, ein solches goldenes Zeitalter, in dem Gesundheit des öffentlichen Lebens mit Gesundheit des künstlerischen Empfindens in Eintracht lebt, bringen wird, ist noch der geheime aber unauslöschliche Ehrgeiz der Hauptstadt. „Es bildet ein Talent sich in der Stille, sich ein Charakter in dem Strom der Welt.“ Das Genie aber geht aus einer Verbindung von Talent und Charakter

hervor. Und das Talent, das von den Wirbelstürmen hauptstädtischen Lebens nicht gebrochen wird — wir erwarten es noch — wird dem Zeitalter seinen Glanz zu geben imstande sein.

Vorläufig warten wir noch darauf. Das Berliner Theater, obwohl überall angefeindet, beherrscht doch das deutsche Repertoire, wenn auch bis jetzt wenig segensreich. Darauf kommt es aber — aufs Repertoire-Beherrschen — gar nicht mal an. Berlin so gut wie jede andere größere Stadt wird in der segensreicheren Zukunft nichts anderes sein können als ein Individuum. Seine Persönlichkeit hat aber bis jetzt noch keinen einheitlichen Ausdruck finden können. Ebenso wenig wie die Deutschlands überhaupt.

Typisch dafür sind die Verhältnisse auf dem Gebiete der Malerei in Berlin. Die Säle des „Vereins Berliner Künstler" (ein geschmackvoller Titel) — — ein graues Elend. Dagegen bei Schulte, Gurlitt x. und in Sonderausstellungen — alles Fremde, zum mindesten nicht Berliner.

Im „Verein Berliner Künstler" keine Spur modernen Empfindens. Da präsidiert der Präsident Becker mit Bildern, Scenen des alten Venedigs, Dogen und Dogaressa, Pagen, Damen und Masken in Sammt, Purpur, Violett und Grau darstellend, Bildern, die aussehen wie ein in Asche gefallener Makart. Da haben die Ehrenplätze ein „Othello" von A. Weiß, mit einem sinnlich-süßlich-epigonenhaft empfundenen Desdemona Akt, und Bohrds Marine, die wie alle seine Bilder, mit ihrem großen, vielsegligen Schiffe lebendig wirkt — aber sie ist von gestern. Es ist leer in diesen Sälen, die im übrigen meist Sachen illustrativen oder dekorativen Charakters zeigen.

Schulte, Unter den Linden, dessen Salons die am wenigsten ungünstigen sind, schwingt sich von Zeit zu Zeit zu Sonder-Ausstellungen auf, die entweder auswärtigen, oder solchen Berliner Künstlern gelten, die sich mehr bemühen, die Lehren moderner Vorbilder sich zu eigen zu machen. Diese Ausstellungen sind jedoch oft sehr kritiklos, so in der oft wiederholten Vorführung eines ganz handwerkerlichen Nachahmers von Starbina und Stahl: Paul Höniger. Interessant war die Sonder-Ausstellung von Dora Hitz, Curt Herrmann, Henny Geiger-Spiegel und Philipp Frank. Der letztere hatte eine Anzahl studienartiger Strandlandschaften mit üppiger Blumen-Vegetation als Staffage, ganz natürlich empfundene und mutig wiedergegebene Naturalismen. Dora Hitz, die in München, Paris und anderswo viel gesehen hat, malt Porträts im Geschmack der Schotten: alles wie durch einen nebelartigen magischen Schleier gesehen, der Details verwischt und hinter sich wollüstige Schönheit ahnen läßt. In der Farbe aber ist sie unabhängig von Vorbildern und, z. B. in dem Porträt der Schauspielerin in ganzer Figur, von dem überraschenden dekorativen Geschmack, der Frauen oft eignet. Henny Geiger-Spiegel ist Bildhauerin; über ihre ausgestellten Sachen schweige ich ehrlich; denn in einer nur wenige Wochen dauernden Ausstellung, die drei Säle umfaßt, fand ich wirklich keine Zeit, die Werke genügend zu studieren. Die meisten wirklich modernen Bildhauerarbeiten sind kunstgewerblichen Charakters, und ihre Beurteilung dreht sich immer um dieselben herkömmlichen Fragen nach der Bewegung, den Emblemen und der Symbolik. — Über Curt Hermann habe ich mich im Dezember-Heft geäußert.

Diese Ausstellung wurde abgelöst durch eine größere, die sich großer Frequenz erfreut wegen ihres Hauptanziehungspunktes: Böcklin. Dieser große Maler-Dichter, dessen phänomenale Vollendung in unserer so unvollendeten und ringenden Zeit göttlich-fremdartig anmutet wie seine Stoffe, fesselt vor allem die Beschauer vor seinem „Triton und Nereide". Wir haben hier selten, sehr selten Gelegenheit, Böcklin zu sehen. Auch ohne das würde es freilich gerechtfertigt sein, wenn man vor diesen Mei-

sterwerken stundenlang staunend steht. „Triton und Nereide“, „Toteninsel“ (kleinere Ausführung), „Herbstgedanken“, „Sommer“, „Selbstporträt 1873“ sind bekannte Bilder. Neu ist: „Die Fischpredigt des hl. Franciscus“, ein Bild, in dem der Humorist der „Susanna“ aufersteht: Der hl. Franciscus, ein hagerer Mönch in brauner Kutte, steht — unbedeckten Hauptes bei glühendem Sonnenbrand — mit bloßen Füßen auf den Steinen am felsigen Strande und predigt mit heiligem Eifer seinen Zuhörern, die, bis weit hinaus ins Meer, die offenen Mäuler emporheben, mehr aus Verwunderung, wie es scheint, als aus Verständnis. Nur ein frommer Haifisch, wenn mich meine Naturgeschichte nicht täuscht — liegt zu seinen Füßen und scheint sich die Worte des Heiligen recht zu Herzen zu nehmen. Und eine Fußleiste deutet den Inhalt der Predigt an: wie auch im Meere, in der blauen Tiefe, Haß und Kampf herrscht, und das „Liebe deinen Nächsten“ keine Stätte fand — dem gierig fängt in seinem Maule der Hecht die kleinen Silberfische, und ihm selber stößt der Schwertfisch seine Lanze in den Bauch. Das andere „Teutonenkampf“ stellt eine Schlachtepisode dar. Auf ungesattelten, einzig genial verzeichneten Rossen stürmen blondhaarige Germanen, bärtig und unbärtig, heran gegen die entgegensprengenden Römer, die mit militärischer Pracht gekleidet sind. Auf einer primitiven hölzernen Brücke entspinnt sich der Kampf. Unten durch den reißenden Strom des Baches streben, bis an den Hals im Wasser, die Schwerter im Munde, mit Armen, die ausgestreckt sind, um das Gleichgewicht zu halten, germanische Krieger. Es liegt in dieser Kampfbegierde der Barbaren etwas von jenem unwiderstehlich instinktiven Zuge der fabelhaften Naturwesen aus Böcklins anderen Bildern. Es ist uns etwas ganz fremdes geworden, aber wir empfinden sympathisch damit. Ohne jede Spur von Pathos zwingt uns der Maler in die Empfindungswelt seiner Germanen. Das Ganze möchte ich eine Symphonie nennen, die auf das helle Blut-Rot gestimmt ist. Man kennt Böcklins Meisterschaft in der scheinbar so einfachen, in Wirklichkeit so raffinierten Farbengebung. Und namentlich ist er unvergleichlich in der Wiedergabe des blauen — hell- oder dunkelblauen — bewegten, fließenden Wassers. Etwas magischeres wie die Bewegung des Meeres auf dem Bilde „Triton und Nereide“ habe ich noch nie gesehen. Der Himmel und das Meer haben sich verdunkelt, hinten schäumen die blitzend weißen Wogenkämme, und vorne dies eigentümliche, drohende Atmen des sich erregenden Wassers. Man glaubt leise schon den Wind pfeifen zu hören. Und nun, bei dem Felsen, taucht der Triton auf, dies broncegelbe Meergeschöpf mit den Fischaugen, und die Nereide streckt sich, tollen Jagens gewärtig, auf dem nassen Stein. — Von schauerlicher Wirkung ist in seiner Einfachheit „Die Tochter des Herodias“. Auf dem Teller trägt das Mädchen den blutigen Kopf des Johannes. Sie scheint nicht zu ahnen, welches Scheusal sie ist. Der Hintergrund stellt in alter Manier einen Gefängnishof dar, in dem fern der Henker steht, sein Schwert in dem roten Mantel abwischend und dem Mädchen nachsehend, als käme ihm seine blutgierige Ruhe zwar ein wenig wunderbar vor, zwänge aber unwillkürlich ihm, dem Blutgewohnten, eine Art Achtung ab.

Die übrigen Bilder des Salons sind ungleich zahmer. In seinen Porträts — lauter Damenporträts — ergeht sich ein Münchener, Raffael Schuster-Woldan, in gewagten Experimenten mit den kältesten Farben, offenbar in der Absicht, zarte dekorative Wirkungen hervorzubringen, die er aber, mit allzukeuschem Pinsel, nur selten, so in der „An den Pforten der Dämmerung“ genannten Phantasie erreicht. Dagegen wirken die Porträts stets durch ihre eigensinnige impressionistische, aber scharfe Charakteristik. Jos. Block (München), der an Trübner erinnert, Hans Fechner (Berlin) und Robert Warthmüller (Berlin) spielen mehr nach fremden Noten. Ebenso der Norweger Frithjof Smith, der seit langem in Weimar lebt, und dessen Ibsenbildnis

wegen des Sujets Interesse erregt. Überall fügt man jetzt Interieur oder reichliche Dekoration dem Porträt hinzu, und spielt, neben dem Bestreben zu charakterisieren, mit einer meist feinen Farbenstimmung. Fühlt man sich der Aufgabe nicht gewachsen, dem Körper des Modells den täuschenden Hauch der Lebendigkeit zu geben? Kann man mit dem Charakter nicht mehr schaffen, nur mit den Nerven? In einer Weltstadt wie Berlin, wo die Kunst — namentlich die bildende Kunst — von den Salons abhängig ist, liegt die Gefahr so nahe, daß sie eine Kunst für Feinschmecker wird. Und das ist der falsche Weg: es will mir oft scheinen, als sei die ganze Malerei unserer Tage, selbst in ihrer originellsten und erstaunlichen Technik, immer noch nichts als eine Ausbeutung und Entwicklung der unerschöpflichen Kräfte und Eroberungen der Vergangenheit durch sich selbst unablässig genießende Epigonen. Und das wäre die abschüssige Bahn, die stets die Kunst in den Zeitaltern wachsender Kultur einzuschlagen pflegte. Erfreulicher erscheinen mir die Bemühungen, die in Bezug auf die Färbung von Skulpturen in neuerer Zeit sich bemerkbar machen. Freilich kann ich der Farbe am Bildwerk nur eine untergeordnete Rolle zuerkennen. Sie hat die Aufgabe, die plastischen Vorzüge ihres Gegenstandes in helleres Licht zu rücken, und das wird völlig erreicht durch eine diskrete Tönung. Wo sie weiter geht, giebt sie dem Bildwerk entweder (wenn auf die Schönheit gerichtet) einen dekorativen Charakter (wie den alten Holzschnitzereien in Kirchen mit grellen und glänzenden Farben), oder, wenn sie sich allzu aufdringlich bemüht, den Schein der Wirklichkeit zu verstärken, ein barbarisches Wachsfigurenaussehen. Das letztere beweist die Emin Pascha-Büste von Harro Magnussen, die nicht nur alle Farben der Wirklichkeit freskenartig wiedergiebt, sondern zum Überfluß noch eine richtige transportable Brille trägt. Oder das Bismarck-Bildnis mit den glänzend lackierten Augenlidern, das, obgleich das treffendere einen geradezu abstoßenden Eindruck macht, während die weiße Büste, obgleich willkürlicher, künstlerisch wirkt. Auch wird die letztere ganz von selbst gegliedert und große Schattenpartien ersetzen die Malerei. Es wäre schade, wenn Harro Magnussen, der gestaltungskräftige Porträtist von Hermann Allmers, solchen Experimenten weiter nachhängen wollte. — Zart und gemütvoll sind die Bildnereien von Lilli Finzelberg: eine Büste der Gräfin Herbert Bismarck und ein paar reizende Genres.

Zu gleicher Zeit führt uns Gurlitt in seinen leider sehr ungünstig — in Bezug auf die Lichtverhältnisse — gelegenen Salons Gäste vor, die in Berlin bisher sehr selten waren, obgleich sie leicht und viel Anklang finden: schottische Landschafter. Diesen leidenschaftlich-warmen und mit ebenso großer Technik wie Poesie schildernden Bildern hat Niemand etwas vorzuwerfen. Es sind nicht die grazlös-mächtigen, durch alle möglichen Temperamente gesehenen Werke von Künstlern, die ihrem Jahrhundert eine neue Quelle künstlerischer Labung entdeckt haben, wie die Maler von Barbizon, sondern es sind immer neue Strophen zu der uralten Melodie der Begeisterung und Liebe für eine schöne, geheimnisvoll gewaltige Heimat. Hauptsächlich vertreten sind A. K. Brown, Maler des Sonnenlichts und der Sonnenwärme, die über Felder und Wiesen, Seen und gigantische, rauschende Baumgruppen wie eine wollüstige Schwüle sich legt, die Zeit, wo die Maler-Dichter Deutschlands und Frankreichs den hellenischen Gedanken illustrieren würden: „der große Pan schläft!“ — nächst Brown Docharty, James Paterson, A. Roche mit einem unnatürlich naiv, und in blassen Farben gemalten Landschafts-„Idyll“. Der Stern des Salons aber ist das Bild des Engländers F. Brangwyn: „Gold, Weihrauch und Myrrhen.“ Es ist Abend geworden über dem Dorfe Bethlehem. Über niedrigen, weißgetünchten Häusern glaubt man das Gesumme all der Fremden zu hören, die in ihre Geburtsstadt gekommen sind, wegen der Zählung, die der Kaiser Augustus

veranstaltete. Nacht ist es geworden, eine der hellen Nächte, von denen uns die Kenner des Orientes berichten, eine nebelhafte Dämmerung liegt im Vordergrund, durch die leise der gestirnte Himmel schimmert. Und wie eine Vision spielt sich darin das liebliche Märchen ab: wie mit ihrem Gefolge in all ihrer Pracht und Majestät die weisen Könige des Morgenlandes kamen, um sich demutsvoll zu verneigen vor dem Kinde auf dem Schoße der Mutter, aus dessen großen unschuldigen Augen die Majestät Gottes spricht. Mit natürlicher, hoheitsvoller Grazie freut sich Maria, die Mutter, das einfache, bescheiden stolze Weib aus dem Volke, der Huldigungen. Und beschaulich steht Vater Joseph dabei. Er hat den ganzen Tag auf dem Felde gearbeitet. Nun freut er sich, daß seinem Hause solche Wunder beschieden sind durch Gottes Gnade. Die diskreten, in den schimmernden Schatten der Dämmerung verschwimmenden Farben sind ein wunderbares Labsal für das Auge. Und unbeschreiblich ist die einfache und doch so innige Poesie.

In separatem Salon ist das Bild von Gabriel Max, dem Maler der transcendentalen Probleme, aufgestellt, dessen Wiedergabe in keiner unsrer Kunstzeitschriften fehlte: „Pliocänmenschen". Max versucht sich zu vergewärtigen, wie etwa das Wesen zwischen Mensch und Affe ausgesehen haben müsse, an das Darwin uns und Häckel glauben machen. Natürlich geht das nicht ohne die zarten „feinen Züge" ab. Das männliche Individuum macht ein verbohrt stupides Gesicht, das weibliche hat eine Thräne im Auge. Diese banale Illustration verfehlt natürlich nicht ihre rührende Wirkung auf das Publikum.

Noch wäre zu sprechen von der neuen Erwerbung des Museums, einem Rembrandt van Rijn. „Der Prediger Cornelius Anslo, eine Witwe tröstend". Was sind alle Schulen, Richtungen, Ismen und Sensationen einem solchen Bilde gegenüber! Da fühlt man nur eine einfache und innige Wirkung aus diesen Farben und Formen herüberrieseln, eine Wirkung, die unterstützt wird durch das Bewußtsein, sich einem sicheren Menschencharakter des Künstler gegenüber zu befinden. Und das ist das Wesentliche, wenn man einmal von einem Soll und Muß der modernen Kunst reden will — und wir haben ein Recht dazu, denn die Kunst, wenn auch in zweiter Linie erst, trägt eine soziale Verantwortlichkeit — das ist das wesentliche, daß die Kunst zugrunde gehen wird, wenn nicht ihre Träger in sittlicher Beziehung wissen, was sie wollen, wenn sie nicht zu der Tugend wieder sich zwingen, die die Tugend des Staatsbürgers ist: Maaßhalten. Man kann den geheimsten Sensationen seiner Natur nachgeben, wenn man sich vergewissert hat, daß sie einem nicht die Zügel aus der Hand ringen werden. Wie die sittliche Handlung, der Genuß der Leidenschaften, so muß das Schaffen des Künstlers ausgehen und gebändigt sein vor dem berechnenden Verstand, der die Grenzen seiner Kraft kennt und hütet; in dem von ihm gesteckten Rahmen erst mag sich das ergeben, was uns mit dem Unbekannten verknüpft: die Leidenschaft, das Gefühl, die Nerven oder wie wir es nennen wollen. Nur die sittliche Kunst kann den tiefen Sinn des L'art pour l'art erfüllen, sie nur vermag nach jedem Schweigen in der Erfüllung zu ihrer ursprünglichen Kraft sich zurückzuruhen. Nicht um der Menge willen, nicht um sie zu erziehen, soll sie sittlich sein, sondern um sich nicht selber flammend zu zerschmelzen und zu verzehren, wie die Glut, die Phaëtons trunkenes Wagen unaufhaltsam entfachte.

Ein in Weimar wohnender Deutschrusse, namens Sascha Schneider, hat bei Gurlitt eine Anzahl Kartons ausgestellt, die mythologische und allegorische auf Christus bezügliche Darstellungen enthalten. Die Bilder erregen Aufsehen, und mit Recht. Es ist seiner kraftvollen Hand gelungen, in die Behandlung unserer religiösen Vorwürfe einen neuen Ton hineinzubringen und den Zügen des rätselvollen Übermenschen etwas Neues, überraschend Neues zu geben. Freilich dies Neue ist nur neu für die Malerei, und es ist in unsrer Zeit, wo von der nebelhaft stilistischen Behandlung heiliger Dinge eines

nach dem andern abbröckelt und man längst auch hier profanem Realismus den Vorzug giebt, kein moralisches, sondern nur noch ein rein künstlerisches Verdienst. Daß dies künstlerische Verdienst nun aber wieder nicht das des Einzelnen, gerade dieses Malers ist, sondern sich als das Ergebnis von Studium und kraftvollem Sich-Einleben in die Gedanken- und Formenwelt eines andern ist — ich glaube nicht, daß selbst unsere strengsten Naturalisten das heute noch dem Künstler zum Vorwurf machen werden. Und zwar ist es nicht ein Maler, sondern Shakespeare, an dem die Gedanken beim ersten Anblick der Kartons sich mir aufdrängten. — Es ist allerdings wie das pomphafte und machtvolle Einherschreiten des Blankverses, den Shakespeare zur Sprache der Könige erhob, dieser Gebrauch schroffer, unartikulierter moralischer Leidenschaft, grotesker und verblüffender Gleichnisse, elementarer Verteilung von Licht und Schatten und oft beliebter Anwendung naiver Effekte. Aber es steckt eine naive, durch Reflexion über die Moderne, durch Zweifel und Unsicherheit nicht gebrochene Kraft dahinter. Der Künstler giebt sich mit dem Denken, dem leidenschaftlichen Parteinehmen wohl ab, aber vor dem Skrupel kehrt er um, vor der Sphinx, und hält sich an die heitere, herzstärkende Kunst. So stellt er in einer kleineren, von der Dresdener Gallerie angekauften Zeichnung den „Anarchisten" dar, wie er, ein kraftvoller, gesunder Mensch, aber die Gesichtszüge von Trotz verzerrt, gegen die aus der Dämmerung hervorstarrenden Kolosse der Sphinxen, dieser ungeheuren Symbole der Überwindung der Natur durch menschliches Zusammenschaffen, die brennende Bombe schleudert. Das ist in seiner ganzen moralischen Selbstverständlichkeit, in seiner überwiegend, überwältigend künstlerischen Wirkung, kein Grübeln über Recht und Unrecht, Ursache und Wirkung, — es ist nur eine ruhig überzeugende Darstellung einer rein künstlerischen Auffassung von ungesucht symbolischer Größe. Auch die übrigen Kartons sind die geist- und kraftvolle, ihrer Mittel sichere Darstellung eines einfachen, plötzlichen und drastischen Gedankens. In einfachen und grandiosen Gegensatz bringt der Künstler die himmlische Helle, Klarheit und Liebe des Heilandes, der die Verdammten erlöst, gegen das Flammenfauchen und die Höllennacht, in die in ohnmächtiger Wut Satan und seine Diener zurückweichen. Unter dem Bilde von irdischen Königen und Machthabern, Herrschern, Dienern und Feldherrn stellt Sascha Schneider Tod, Teufel und Höllenfürst, aber auch Jesus, den König der Seligen und die flammenden Engel dar. Dem Schrecklichen des Bösen wird er mit den naiven und treuherzigen Symbolen Dürers gerecht: mit Hörnern und Eberskopf, Klapperleib und krummen Hauern, die aus den grimmigen Mäulern hervorstarren. Aber in allem wird die hoheitsvolle Grazie Shakespeares gewahrt.

An Shakespeare wiederum mußte ich viel denken in der Lenbach-Ausstellung bei Schulte, wenn auch aus anderen Gründen. Wir sehen hier eine große Gallerie teils neuer, teils für uns neuer Porträts in dem bekannten braunen, warmen Tone, in dem manchmal eine leichte und launenhafte Farbengebung regenbogenartig schillert. Die Mehrzahl der Bilder stellt den verstorbenen Professor Helmholz dar: Skizzen, Gouachen und Ölgemälde. Den Augenblickseindruck vertiefend, schafft Lenbach heroische Charakterdarstellungen, umfassend und bleibend, wie Carlyle. Mit Shakespeare und allen großen Künstlern vor unserer Zeit hat er die Kraft, seine Personen mit naiven Mitteln unvergänglich zu charakterisieren. In die Freude am rein künstlerischen mischt sich ein gut Teil Bewunderung des Virtuosen, ja des Improvisators, der, seiner Mittel nicht nur, sondern auch seines Gefühls, seines Temperamentes immer mächtig, uns nie durch das immer sich gleichbleibende Persönliche seiner Heldengesänge ermüdet. Seine Begeisterung gilt immer einem ethischen Motiv. Ganz unvergleichvoll ist das Idyll, in dem er sich selbst und sein Kind darstellt. Über das Lyrische hinaus versteigt er sich

hier zu einer episch-heroischen, man könnte sogar sagen didaktischen Verherrlichung des Verhältnisses von Vater und Kind.

Bei Gurlitt sind noch bemerkenswert die Bilder von Christian Rohlfs, eine neue, aber ungleich sympathischere Auflage von Munch. Um, wie dieser will, durch Widerspruch zu fesseln, bedarf man einer starken Dosis überwältigenden Temperaments, die Rohlfs nicht fehlt; und wenn ich mich auch immer noch nicht für diese launische Verdrehung einer hausbacken und nüchternen Farben-Auffassung begeistern kann, so gewinne ich doch diese querköpfige Persönlichkeit lieb. — Ein bedauernswerter Mißgriff ist die Ausstellung einer Anzahl gemalter Jugendstreiche mit kindischer Nachäffung Böcklins von einem jungen Maler.

Ich muß mich diesmal kurz fassen, und erwähne nur noch, daß Louis Corinth und Julian Falat sich durch eine größere Anzahl von Bildern auszeichnen (Schulte), wenn auch ohne überraschende Neuheit, Originalität, Wärme oder Tiefe. Über die dieser Tage eröffnete „Ausstellung der Münchener ‚24'" ꝛc. das nächste Mal.

Ein neuer Salon von Ugo Baruccio, genannt „Italienische Ausstellung", Unter den Linden, hat sich aufgethan. Für den Anfang sehr wenig Berühmtes, starke Betonung des Kunstgewerblichen, (auch durch Ausstellung billiger, aber golden geschmackvoller italienischer Möbel); die Bilder sehr gemischter Gesellschaft, größtenteils geradezu Dilettantismus oder Kopie fremder Mache. Am frischesten allerlei kleine, meist genrehafte Skulpturen, darunter fiel mir ein sinnlich reizender Marmorkopf auf.

Theater.

Ibsens Klein Eyolf. Am Sonnabend den 12. Januar wurde Ibsens „Klein Eyolf" am Deutschen Theater in Berlin zum ersten Male aufgeführt. Die Aufführung war im Vergleich mit dem, was man sonst von berühmten Schauspielern verlangt, sehr mäßig; Emanuel Reicher namentlich spielte sehr nachlässig und schläfrig und schien es nicht für der Mühe wert zu halten, sich um dieses Ibsen willen in Unkosten zu stürzen; die Lorma (Rita) war ihrer Rolle nicht gewachsen, einer Rolle, die das allmähliche Hinwelken von der leidenschaftlichsten weiblichen Sinnlichkeit durch alle Grauen der Seelenkämpfe hindurch bis zur erschütternd müden Resignation zum Gegenstande hat. Die Hachmann-Zipser (Asta) wurde ihrer Aufgabe am ehesten gerecht, weil sie am anspruchslosesten ist; Rittner vergriff sich im Ton, denn wenn auch Borgheim im Theaterjargon ein „Naturbursche" ist, so hat er doch als Ingenieur andere Manieren als ein Bauernbursche oder Moritz Jäger aus den „Webern". Die Rattenmamsell war eine schulgerecht deklamierte Theaterhexe.

Ich kann hier auf das Spiel nicht weiter eingehen, weil ich nicht den Raum haben würde, meine Unzufriedenheit genügend zu rechtfertigen. Ich hoffe einmal an anderer Stelle Gelegenheit zu haben, auszusprechen, was ich von einem Schauspielensemble verlange, das moderne Sachen, Hauptmann, Ibsen u. s. w. spielen will.

Mochten die Mimen auch noch so brav arbeiten — es fehlt im Deutschen Theater an der fachmännischen Leitung und der feinfühligen Regie, deren Aufgabe es nicht nur ist, die Komparsen zu schieben, sondern vor allem das Gesamtspiel zu tönen, und die den Schauspielern nicht nur ihre Stellung zu einander berechnen, sondern vor allem ihre Auffassung auf ein hohes Niveau heben muß.

Und was dieser mühseligen, endlosen und verschleppten Aufführung Ibsens vor allem fehlte, das war das entscheidend Packende an Ibsens Stücken, die grausige Zwielichtstimmung, das — wenn denn dies mißbrauchte Wort herbeimuß — das Dämonische. Ibsen erzählt keine Geschichten für „das Kränzchen" oder „die Kinderlaube", aber auch nicht Spuk- und Gruselmärchen für alte Weiber, die seine Stücke nicht

anders als mit dem Taschentuch in der Hand sehen — sondern tief grübelnd berührt er mit jedem Motiv, jedem Ausspruch, jeder symbolischen Wendung das Tiefste, was in der Menschennatur liegt. Ibsen bedarf kein krankes oder sentimentales Publikum, sondern eines mit unerbittlich hartem Verstande und reizbarster Zartfühligkeit, das für alle die unendlich feinen Töne, die er fortwährend leise erklingen macht, empfänglich ist. Und dies Publikum würde durch nichts so beleidigt werden, wie durch dies gellende Aufschreien und abgeschmackte Zubodenschlagen der Lorma am Ende des ersten Aktes, oder durch die Rede der Rattenmamsell, die so studiert ist, wie's ein Anfänger mit dem Raoul der „Jungfrau" thun würde, und nichts würde ihm läppischer vorkommen als die Ausnutzung gewisser zarter Sprechstellen zum Kokettieren mit dem Organ oder zum Augenwimperfächeln, das Emanuel Reicher jetzt beliebt, der sich noch dazu von den „Kameraden" her eine ganz abscheuliche Polnisch-Mauschelei angewöhnt. Von dem „sehr schönen Organ", dessen sich Reicher Hermann Bahr gegenüber rühmt (Studien zur Moderne, IV.), ist da auch nicht die Spur zu bemerken.

Wie eine nordische Landschaft zwischen Schneegipfeln und Eisfeldern nimmt sich Ibsens Stück aus, wo rings eine gewaltige Welt in toter Ruhe zu starren scheint, und doch arbeitet und wühlt und kracht es unaufhörlich in diesen Gletscherfeldern und rumort heimlich. Da passiert nicht viel in dem Stück. Klein Eyolf, ein hübscher bleicher Junge von neun Jahren, doch Krüppel schon, folgt, unwiderstehlich gezogen, einem alten Weibe zum Fjorduser hinab, starrt der Davonrudernden nach, stürzt ins Wasser und ertrinkt. Das ist die kleine, rührende Tragödie, und doch Episode nur, aber mit der ganzen Frische einer Episode geschildert. Und das Drama selbst? Rita, Eyolfs Mutter, hat in einer leidenschaftlichen Wallung von Eifersucht sich soweit vergessen, eine Gedankensünde gegen ihr Kind zu begehen, das ihr einen Teil von ihres Mannes Liebe entzieht. Und nun ist ihr's, als hätte sie den Tod verschuldet, den sie gewünscht hatte, und an diesem Schuldbewußtsein martert sie sich zugrunde. Nicht aus eigenem Antriebe. Alfred Allmers, ihr Mann, der sein ganzes Leben lang an dem „dicken Buche über die menschliche Verantwortung" schrieb, hat sie mit sich hinabgezerrt in diese Welt selbstzerstörender Grübelei. Und er kommt endlich zu dem Resultat, daß die Sinnlichkeit überhaupt, die ihn seinem Weibe zu Liebe verband, die Sünde sei, die Eyolf erst zum Krüppel gemacht und in den Tod getrieben. Wieder unterstützt ihn da ein zufälliges Ereignis von früher. Und nun, das ist der Inhalt des Stückes, grübeln und martern und kasteien sich diese Beiden selbst und gegenseitig bis zu wahnsinnigen Hallucinationen; und wie es zum Rückschlag kommt, ist in ihm die Liebe zu Rita tot, und Rita, eine Ruine ihres vorigen Selbst, findet Kraft, die Reste ihres Selbst zu überwinden. Da finden sie sich wieder in müder und doch inniger Resignation, um die ein Strahl heiterer Verklärung aufleuchtet, weil sie eine Art Ruhe wenigstens diesen unglücklichen und guten Menschen zu versprechen scheint.

Aber was hilft's? Ibsen ist ein bedeutender Dichter und gewaltiger Denker. Aber sein Buch wird nicht gelesen und nicht geschätzt, die Aufführung verhunzt das Ganze, bringt etwas Fremdes für das bourgeoise Kaffeekuchenpublikum des deutschen Theaters, und die Kritik, von Gymnasiasten und Gesindel bedient, treibt ganz andere Dinge, die mit Kunst nichts zu thun haben. H. Häfler.

* * *

Die freie Volksbühne in Berlin brachte am Sonntag den 9. Dezember 1894 ein dreiaktiges Schauspiel: „Hildegard Scholl" von Bernhard Westenberger und Eugen Croissant zur Erstaufführung, und erwarb sich damit den Beifall und Dank der Mitgliedschaften. Das Stück hat, wie der „Vorwärts" sagt, einen tiefen Eindruck

gemacht, der sich in lebhaftem und warmem Applaus kundgab. Die Herren B. Westenberger und E. Croissant werden in dem das Schauspiel besprechenden Artikel der von Mehring herausgegebenen Vereinszeitschrift „Die Volksbühne" als Anfänger auf dramatischem Gebiete bezeichnet. Ihre „Hildegard Scholl" hat, wie Mehring schreibt, einigen anderen größeren Bühnen vorgelegen, die das Stück alle mit lebhafter Befriedigung als eine hervorragende Arbeit anerkannt, aber doch seine Aufführung abgelehnt haben, meist mit der offenherzigen Erklärung, sie dürften eben ihrem Publikum solche Probleme nicht bieten. Die freie Volksbühne hat sich also in der That ein Verdienst erworben, indem sie das Schauspiel zur Aufführung brachte. Nicht nur wegen seiner Tendenz, sondern auch wegen seines litterarischen Wertes hat es gerechten Anspruch darauf. Das Westenberger-Croissantsche Drama geht fast mit Ungestüm der Ehe in ihrer heutigen Form zu Leibe und daraus erklärt sich die ablehnende Haltung der Theaterleitungen. Oskar Blumenthal schon, dem das Manuskript in erster Linie unterbreitet wurde, erwägt seine Aufführung, spricht sich auch über den Inhalt des Schauspiels in anerkennungsvollster Weise aus, aber er wünscht, daß eine andere Bühne ihm in dem Wagestücke, dasselbe in Szene gehen zu lassen, voranginge. Desgleichen faßt Emil Claar am Frankfurter Schauspielhause eine Aufführung der „Hildegard Scholl" ins Auge; auch ihm jedoch erscheint der Vorwurf des Schauspiels zu gewagt und — er steht von der Aufführung ab.

Hildegard Scholl ist eine der vielen der sogenannten höheren Töchter, die der falschen Erziehung zum Opfer fallen. Sie unterscheidet sich indes von den anderen Geopferten dadurch, daß sie sehend geopfert wird. Hildegard, ein früh entwickeltes hübsches Mädchen, verliebt sich in ihren Vetter, den etwas leichtfüßigen Philipp Rosching, welche Neigung aber von der Familie Scholl perhorresziert wird und dem freienden Vetter selbst eine strenge Abweisung einträgt. Rosching ist nichts und hat nichts, und Hildegard muß ja eine glänzende Partie machen. Darauf wird sie nun von Seite ihrer Eltern förmlich trainiert, sie soll zwar begehrlich erscheinen, aber sittsam dabei bleiben und bürgerlich gediegen. Das erstere erscheint sie denn auch einem abenteuernden Kavalier, dessen Adel und schneidiges Auftreten den dummstolzen Eltern schmeichelt. Nachdem dieser es dahin gebracht, daß die anerzogene Sittsamkeit der Begehrlichkeit geopfert worden ist, will er sich denn gnädig herbeilassen — der Mitgift und seiner Schulden wegen — die Gefallene zu heiraten. Hildegard jedoch verschmäht das ihren Eltern als selbstverständlich erscheinende Mittel, ihre Ehre zu reparieren. Der Abscheu, der sie nun, wo sie ihre Lage erkennt, vor dem Verführer erfaßt, macht ihr das Eingehen einer Ehe mit ihm unmöglich.

Die geschändete, entsetzte Familie will nun das Kind, das lebendige Zeugnis ihrer Schande, den Augen der Welt entrücken. Es soll von Hildegard getrennt und bei einer sogenannten Ziehmutter erzogen werden. Das erträgt denn doch die „höhere Tochter" nicht, sie geht fort aus ihrem elterlichen Hause, das ihr zur Hölle geworden ist, ins Ausland, um sich und ihren Knaben redlich arbeitend zu ernähren. Aber da macht sie die trübe, bittere Erfahrung, daß sie nichts gelernt hat, zu nichts zu gebrauchen ist. Hunger und Elend treiben sie endlich wieder zurück ins Elternhaus. Ihr Mut ist gebrochen und sie willigt jetzt ein, daß das Kind weggegeben und ihre Ehre durch Eingehen einer Heirat repariert wird. Ein neuer Mitgiftjäger Hersbrugg findet sich auch bald ein, dem zwar der moralische Makel sehr unangenehm, aber in Anbetracht der guten Dotierung nicht unverzeihlich erscheint. Er ist ein korrekter Ehrenmann und wird deshalb von Hildegards Eltern als unvergleichliche Partie erachtet. Auch Hildegard willigt ein, den ungeliebten Mann zu ehelichen, zumal sie

glaubt, auf diese Weise in den Besitz ihres Kindes zu gelangen. Aber die Aufnahme des Kindes in seiner Familie weist Hersbrugg weit von sich. Das bringt Hildegard vollends zur Verzweiflung; und im letzten Augenblick, als sie eben bereit steht, im Brautschleier dem von der Familie auserſehenen Gemahl zum Altare zu folgen, weist sie Hersbruggs Hand zurück. Die Liebe zu ihrem Knaben — das Leitmotiv des Dramas sozusagen — treibt sie in erster Linie auch zu diesem entscheidenden Schritt. Aber daneben hat sich noch ein anderes Motiv Geltung verschafft. Vetter Rosching ist als „self made man" aus Amerika zurückgekehrt. Die alte Jugendliebe ist bei beiden wieder lebendig geworden und sie läßt ihn über den Fehler Hildegards hinwegsehen. Er bietet sich erst an, den Knaben zu übernehmen, und als Hildegard den korrekten Ehrenmann Hersbrugg abweist, erneuert Rosching seine Werbung, und Hildegard sinkt in seine Arme. Das die Inhaltsangabe des Stückes.

Das Problem des Stückes ist oftmals dramatisch verwertet, mit der Klarheit und Bestimmtheit jedoch wie in Hildegard Scholl nirgends. Hildegard Scholl ist reich an tiefen und wertvollen Gedanken, deren Vortrag freilich meist etwas aus der Handlung herausfällt; das Schauspiel enthält fernerhin auch hübsche humorvolle Scenen und ist deshalb seine tiefe Wirkung erklärlich. Die Handlung selber ist nicht sehr bedeutend, und nur im letzten Akte wird in einzelnen Scenen etwas mit den landläufigen Theatereffekten gearbeitet. Dieser Akt erzielte die stärkste Wirkung. Interessant und rührend wirkten die Scenen mit dem Kinde, welch letzteres reizend dargestellt ward.

Die Aufführung war überhaupt durchaus befriedigend. Die Hauptrolle der Hildegard Scholl wurde von Clara Drucker mit Feinheit und großer Natürlichkeit wiedergegeben; aber auch der Rosching des Herrn Wessel, die Frau Scholl der Anna Rochow waren trefflich erfaßte Figuren. Den gutmütig phlegmatischen „Bierprotzen" Sebastian Scholl übertrieb Herr Samst ein wenig, gleichwohl erzielte er mit dieser Partie köstliche wirkungsvolle Scenen und Situationen.

Bemerkenswert und für die Art der Kunstkritik in unseren Tagesblättern überaus bezeichnend ist, daß in einem ausgedehnten Feuilleton der „Staatsbürger Zeitung" Milieu und Tendenz des obigen Stückes äußerst interessant, die künstlerische Gestaltung äußerst schwach geheißen wird, während die „Berliner Zeitung" nachzuweisen sucht, daß das Milieu völlig mißglückt und gewöhnlich ist, während der scenische Aufbau für das Talent der Autoren zeugt und die Leitung der Bühne sich demnach ein Verdienst erwarb, daß sie Hildegard Scholl über die Bretter gehen ließ.

Der Aufführung der „Hildegard Scholl" war eine solche des Einakters „Ehrenschulden" von Paul Heyse vorausgegangen. Die Zusammenstellung war interessant, einmal wegen der Verschiedenheit der künstlerischen Richtungen, denen die beiden Stücke angehören, andererseits auch wegen der mancherlei Berührungspunkte, die sie, nicht in der Handlung, aber in ihrem gedanklichen Inhalt miteinander haben. Auch Heyse führt uns so etwas wie einen Sumpf vor und schildert seine Gefahren. Es muß anerkannt werden, daß auch er sich nicht scheut, die Verkehrtheiten des Ehrbegriffes aufzudecken. Es handelt sich um Spielschulden und Frauenehre; ein Rittmeister Hubert v. Aldringen spielt die Hauptrolle, und das Stück schließt mit dem Selbstmorde des letzteren. Das letztere Stück wurde nicht ganz ohne Widerspruch aufgenommen, obwohl die Darstellung eine recht flotte war. In Summa: Die Aufführung der freien Volksbühne vom 9. Dezember darf als eine ebenso interessante als lehrreiche, und dies letztere insbesondere unseren öffentlichen Bühneninstituten gegenüber gelten.

Fritz Wald.



Kritik.

Romane und Novellen.

Margarethe Halm: Frau Holdings Herz. Die Geschichte einer Familie. Dresden, E. Pierson. Preis Mk. 2.—.

Über das Herz der Frau pflegt man aus Frauenromanen am wenigsten Neues und Zuverlässiges zu erfahren. Die jahrtausendlange Hintansetzung und Mißerziehung des Weibes hat ein verschlagenes, schauspielerndes Geschöpf aus ihm gemacht. Daher das tiefe Mißtrauen, das so hervorragende Denker wie Friedrich Nietzsche allem Weiblichen im Verkehr wie in der Litteratur entgegenbringen. Man überdenke doch einmal, was Nietzsche in allen Stadien seiner Entwicklung über das Weib im allgemeinen und über das schriftstellerisch und künstlerisch thätige Weib im besonderen aussagt. Es ist nun freilich so gekommen, daß trotz dieser vernichtenden Kritik gewisse Damen heute als die berufensten und intimsten Nietzsche-Kennerinnen und -Interpretinnen sich aufspielen, zum Gaudium aller lachenden Philosophen. Man betrachte sich einmal diese pikante Nietzsche-Priesterin Lou! Oder diese grandiose Klugschwätzerin Laura Marholm, deren Weisheit letzter Schluß nicht einmal ihr Gatte Ola Hansson, sondern der Frauenherzens-Rabbiner Paul Heyse ist! Oder die Frau von Suttner, die den Mann vom Tornister und von der blitzenden Waffe erlösen will! — Unter den wenigen Schriftstellerinnen, die den Mut haben, vom Weibe weiblich zu reden, d. h. aus ihrem Herzen keine Mördergrube zu machen, verdient Margarethe Halm mit Auszeichnung genannt zu werden. Was auch moderne Nüchterlinge sagen mögen: Frau Halm hat einen sicheren Zugang zu beiden, zur Realistik wie zur Mystik der Frauenpsyche, und sie besitzt Persönlichkeitsenergie und Dichtkraft in ausreichendem Maße, ihr erlebtes Wissen uns spürbar zu machen. Ihr neuer Roman „Frau Holdings Herz“ giebt ergreifende Proben davon. Einzelnes könnte in dieser Apotheose der Mutterliebe noch vertiefter sein, mit stärkeren Mitteln moderner Darstellungskunst hingesetzt. Das malerische Element kommt zu kurz. Aber die Dichterin, die so viel Persönliches in das Buch geheimnist hat, darf das Recht in Anspruch nehmen, mehr mit dem nachempfindenden Herzen als mit dem kaltwägenden Verstande kritisiert zu werden. Der Atem zärtlichster Liebe schlägt uns aus ihrem Werke entgegen. XYZ.

Elise Polko: Klingende Geschichte. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.)

Für Stürmer und Dränger, die ihre Hoffnung auf eine radikale Umwälzung der ästhetischen Erziehung unserer deutschen Familie setzen, sind Bücher wie das vorliegende und deren Erfolge böse Erscheinungen. Die alte musikalische Märchentante singt heute noch wie vor fünfzig Jahren die großen gebildeten Kinder in den allerschönsten Schlaf. Die Beharrlichkeit, mit der sie allen starken Gemütsbewegungen, allen heftigen Geistes- und Seelenkämpfen ausweicht und ewig das nämliche süße Leitmotivchen variiert, ist wahrhaft erstaunlich. Es ist leider keine Frage, daß diese musikalische Novellen- und Feuilletonsliebhaberei, die unseren schöngeistigen Damen älterer und jüngerer Jahrgänge unausrottbar anzuhaften scheint, einem gesunden Litteraturgenuß die besten Säfte entzieht. Aber da hilft kein Predigen.

XYZ.

Rudolf von Gottschall: Eine Dichterliebe, (Leipzig, Karl Reißner.)

Dieser Hofrat-Dichter ist die Elise Polko in Hosen. Eine Schillersche Liebschaft so in Syrup und Fusel zu setzen! Der arme Schiller würde sich im Grabe umdrehen, wenn er ein Grab hätte. Gottschall hat einst in „Pitt und Fox“ gezeigt,

daß die Historie seiner persönlichen Phantasiedürftigkeit bedeutend auf die Strümpfe zu helfen vermag. Muß er nun in seinen alten Tagen dem Laster der Undankbarkeit fröhnen und so grausamliche Rache an historischen Stoffen nehmen, da er heute doch weniger als je das Zeug zu selbständiger Dichtung im eigenen Busen findet?
XYZ.

Maurice Reinhold von Stern: Walter Wendrich. Roman aus der Gegenwart. Erster Band. (Zürich und Leipzig, Verlag von Sterns litt. Bulletin der Schweiz.)

Dieser erste Band umfaßt über ein halbes Tausend Seiten. Die Vorgänge spielen in den baltischen Provinzen, in Deutschland und Newyork. Es ist eine Lebensgeschichte modern heroischen Stils. Vielleicht wäre sie in der Ich-Form eindringlicher und knapper geworden. Vor allen Dingen ist aber dies festzustellen: ein Dichter und ein Charakter sind die Verfasser.
XYZ.

Hermann Heiberg: Geschichten aus der Welt. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.)

Das Buch zeigt viele Vorzüge und alle Mängel des Routiniers.

Ich erinnere mich, den Sonnenthal als König Lear gehört zu haben, — am nächsten Tage las ich, daß er die Rolle zum hundertsten Male gespielt. Und das erklärte seinen Lear. Einst mag er ihn mit wahrem Gefühle gegeben haben, vielleicht im Ausbau nicht so einheitlich und glatt, aber dafür als Künstler, der mit empfindet und mit lebt. Dann kam die Routine. Und da ward die Psychologie zum memorierten Nota-bene, die stereotype Geste wuchs an das Wort, und er kam über seine Rolle. Er kannte das alles ja so auswendig!

Und so spielte er sein auswendig gelerntes Gefühl, so gut es noch von früher in seinem Gedächtnis war — selbst kalt und über der Situation — ein unwahrer Stimmportraitist seiner besseren Vergangenheit.

Den gleichen Eindruck läßt mir dies neue Buch von Hermann Heiberg. — Es enthält zwei Erzählungen. Der Held der ersten heißt Graf Teschen, der Held der zweiten führt den geschmackvollen Namen Harro Mengelo, — in beiden Geschichten bekommt der Leser, als Prämie für seine Ausdauer, im letzten Absatz den Verlobungskuß zu hören.

Mehr über den Inhalt des Buches zu geben vermag ich nicht, denn ich habe mehr nicht daraus empfangen. K. R.

Paul Franken: Einer von der roten Fahne. Die Tragödie eines Arbeiters. (Berlin, Oskar Hacbringer, 1895.)

Ein gutes Buch, das in keiner Arbeiterbibliothek und Volkslesehalle fehlen sollte. Franken schildert das Schicksal eines Berliner Arbeiters, der noch in seinen alten Tagen zur roten Fahne übergeht, seine dadurch herbeigeführte Entlassung aus dem Dienst und seinen Untergang als arbeitsloser, verkommener Pennbruder.

Es ist viel Wahrhaftigkeit in dieser Erzählung, und wenn auch mancher Konflikt besser mehr in die Tiefe gearbeitet, und so schärfer umgrenzt worden wäre — im ganzen ist es ein gutes Buch — ein Buch für das Volk, wie wir mehr gebrauchen.
Abadon.

Eduard Schmidt-Weißenfels: Der gute Genius. Roman. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt 1893.)

Dieser Roman ist sehr langweilig, 276 Seiten stark und auf gutes Papier gedruckt. Es ist des Verfassers letztes Werk. R. I. P. K. R.

Georg Ebers: Im Schmiedefeuer. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.)

Dreizehntes Jahrhundert, Nürnberg. Der Held ein junges Mädchen. Der Verfasser eine bekannte gelehrte Dame. Natur und Milieu: Archäologie. Manches ist geschickt gemacht, namentlich in den Schilderungen. Die Charakteristik molluskenhaft. Ebers hat nunmehr anderthalb Dutzend solcher Bücher auf den Markt

gebracht. Achtung vor solchem Fleiße, aber in die Litteraturgeschichte wird Ebers doch nicht als Dichter, sondern nur als archäologische Kuriosität kommen. XYZ.

Hugo Gerlach: Die vom Hinterhaus. Novellen. (Berlin, Fontane & Co.)

Eins von den sieben Stücken des Bandes hat der jugendfrische Dichter bereits in unserer „Gesellschaft“ veröffentlicht: „Der heilige Ehestand“ — zum nicht geringen Vergnügen unserer Leser, denn der Verfasser verfügt über den kostbaren Humor des echten, künstlerisch durchgebildeten Naturalisten. Seine Berliner Lebensbilder sind durchweg scharf in den Umrissen, lebenswahr im Ton, selbst das krasse kommt ohne beleidigende Übertreibung heraus. Wir hatten Gelegenheit, zwei Stücke in Wien von dem Schauspieler John öffentlich vorlesen zu hören, wobei gerade das scheinbar gewagteste (wie ein zum Tod Verurteilter in letzter Stunde mit seinem Wächter und dem Scharfrichter noch eine Partie Skat „klopft“) die allerbeste Wirkung machte. Hugo Gerlach's Talent ist von urfröhlicher, kraftvoller Art, und darum nicht warm genug zu begrüßen. Wir können von ihm erwarten, daß sein Humor sich immer höhere Ziele sucht und nicht ins Plattkomische verflacht oder ins Spezialistische sich verfilzt. XYZ.

Karl Emil Franzos: Ungeschickte Leute. Geschichten. (Jena, H. Costenoble.

Franzos ist unstreitig ein geistvoller, gewandter Schriftsteller. Seine Entwicklung vom halbasiatischen Spezialisten zum deutschen Romandichter ist von einem Teil der Kritik mit eifrigen Tamtamschlägen begleitet worden. Über das Mittelmaß wackerer Arbeit sind seine neueren Veröffentlichungen kaum hinausgekommen. Auch in der vorliegenden Sammlung sind neben einigen Stücken, die den strengeren Forderungen moderner Ästhetik genügen, mehrere, die bei freundlichster Beurteilung als litterarisch unbedeutend bezeichnet werden müssen. Anständige Unterhaltungslektüre. XYZ.

Julius Wolff: Das schwarze Weib. (Berlin, G. Grote.)

Aber bester Herr Wolff, das langt ja bei weitem nicht! Die schwarze Hofmännin im Bauernkrieg war viel, viel dämonischer, als Sie's je in Ihren stärksten poetisierenden Träumen sich eingebildet haben. Und von unseren süddeutschen Bauern von anno dazumal haben Sie keinen Dunst. Die empfinden heute noch viel energischer und drücken sich viel wilder und urwüchsiger aus. Es ist ja spaßhaft, so was Weiches, Gewähltes in die Gefühle und Gespräche jener wundervoll revolutionären (Pardon, Umsturzvorlage!) Zeit hineinzulügen, bester Herr Wolff. Das ist kein Poetenwerk, das ist Zuckerbäckerkunsthandwerk. Und damit sollte man die heutige deutsche Litteratur und die herrliche Geschichte unseres süddeutschen Bauernvolkes verschonen. Zum Teufel auch, wissen Sie wirklich nichts anderes zu poetastern, bester Herr Wolff? XYZ.

Emile Zola: Lourdes. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.)

Die Verdeutschung ist sehr gut. Die Kritik der Ästhetischen, der Überfeinen, der absoluten „Künstler“ ist bekanntlich mit Zola schnell fertig, da wohl keiner unter ihnen ist, der diesem Schriftsteller hinsichtlich der Weite und Größe des Blicks, der Schärfe des Gewissens, der fabelhaften Arbeitsenergie das Wasser reicht. Zweifellos teilt auch dieses Werk die Vorzüge und Mängel der vorausgegangenen, denn sie fließen aus dem Grundwesen der dichterischen Persönlichkeit und aus der litterarischen Gattung des modernen naturalistischen Kulturromans. Wer das nicht einsieht, der lasse es bleiben, über eine Riesenerscheinung wie Zola und sein Lebenswerk mitzureden. Des dummen, hämischen Geschwätzes ist ohnehin genug in der Welt. XYZ.

Lyrik.

Verlorenes Leben. Modernes lyrisches Epos von Hugo Kegel. (Dres-

den, Leipzig und Wien; E. Piersons Verlag. 1895.)

Hugo Kegel war einer der ersten, der in seiner Lyrik moderne Töne anschlug und statt einem verschwommenen Idealismus nachzujagen, seine irdischen, warmmenschlichen Gefühle in Lieder goß. So erzielte er mit seiner ersten Gedichtssammlung „Gegen den Strom" einen sehr schönen Erfolg, und ein solcher wird auch seiner neuen poetischen Gabe nicht fehlen. „Verlorenes Leben" nennt der Dichter seine neue Sammlung und bezeichnet sie als ein „modernes lyrisches Epos". Diese Bezeichnung ist meines Erachtens nicht sehr glücklich gewählt, da es sich nicht um eine fortlaufende epische Erzählung, sondern um einen Cyklus dem Sinne nach nur ganz lose zusammenhängender rein lyrischer Gedichte handelt. Allerdings verfolgen diese Lieder — wenn man sie in ihrer Zusammenstellung liest — ein Menschenleben, und wenn wir genau zusehen, so schildern sie — allerdings mehr andeutungsweise — den Entwicklungsgang eines Mannes von der Studentenzeit an, durch das Amt in der Kleinstadt, dann auf ziellosen Wanderungen, durch Verbrechen, Gefängnis, harte Handarbeit und Krankheit bis zum Grabe; und es ist das Leben eines modernen Menschen, eines Unglücklichen, der in seinem Milieu verkümmert, der seine Schwingen niemals recht zu entfalten vermag, und der sein „verlorenes Leben" schließlich durch eine Rettungsthat sühnt, bei der er selbst zugrunde geht. Aber das ist alles schattenhaft, ohne bestimmte Gestalt und feste Umrisse, eben gar nicht episch, sondern durchaus lyrisch. Die einzelnen lyrischen Bilder aber, aus denen dieses Gesamtgemälde besteht, sind tief und wahr empfunden und formschön ausgestaltet, und wenn es auch weniger stürmt und drängt in diesen Liedern als in den ersten des Dichters, so klingen sie um so inniger und wärmer. Es scheint mir, die Entwicklung Kegels gehe mehr in die Tiefe, und das ist kein Fehler. H. M.

Wia d' Leut' san und wia s' sein söll'n. Gedichte in niederösterreichischer Mundart von J. G. Frimberger. (Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. 102 S. 1 Mk. 80 Pf.) — Die Dialektdichtung erfreut sich speziell bei uns in Österreich aufmerksamer Pflege. Von P. Maurus Lindemayr († Ende des vorigen Jahrhunderts) bis auf unsere Zeit herab hat sich eine ganz respektable Reihe von Dichtern bemüht, inhaltlich und formell die Anschauungsweise des Volkes poetisch einzukleiden, teils mit mehr, teils mit weniger Erfolg. Ich erwähne nur die Namen: Vogl, Seidl, Lauter, Klesheim, Stelzhammer, Hörmann, Grasberger, Heeger, Rosegger, Anzengruber, Capilleri, Carro, P. Mayr, Matosch, Strohsal, Waldbach, Schabel und Frimberger. In erster Linie ist es die niederösterreichische Mundart, die über eine große Anzahl von gelungenen Gedichtbüchern verfügt. („Flinserln" von Seidl; „Gedichte" von Stelzhammer; „Schneekaderln" und „Himmelsschlüsseln" von Hörmann; „Zeitlicht'ln" von Capilleri; „In Stielers Fußstapfen" von Carro; „Daß d' Zeit vergeht", „A bisserl 'was", „Hausmannskost", „Nehmt's mi mit" von Schabel: „Von Dahoam" von Frimberger u. a.) Frimbergers neueste Gabe zeichnet sich durch frischen, echt volkstümlichen Ton aus, was nicht hoch genug angeschlagen werden kann, zumal manche Auch-Dialektdichter ihre Gedichte zuerst hochdeutsch austisteln und dann erst in die betreffende Mundart übertragen. In Frimbergers Buch weht kräftiger Erdduft, jenes herbe Odeur von im Frühjahr aufgeackerten Feldern — mit einem Wort: Empfindungen und Gefühle, wie solche der Volkspsyche wirklich zu eigen sind, nichts angelötetes, angefirnißtes. Ein zweites Moment, das den Autor vorteilhaft von einigen seiner Auch-Kollegen unterscheidet, ist die Berücksichtigung der ernsten Empfindungen; viele Dialektdichter erblicken im Humoristischen das ganze Um und Auf der mundartlichen Poesie, oder noch präziser:

im Lächerlichen, vielleicht aus unbewußter Ironie dem eigenen Schaffen gegenüber. Frimberger bietet in richtiger Erkenntnis der Volksseele auch vorzügliche Gedichte ernsten Tons („A Bleamarl“, „'s orme Büawarl“, „In da Fruah“, „'s vadorrte Röserl“ u. a.). Trotzdem, daß die humoristischen und heiteren Pièçen überwiegen, wird der Autor doch niemals platt — eine Hauptklippe der Dialektdichtung! — und putzt auch niemals längst dagewesene Anekdoten auf, wie es vielen zur Gewohnheit geworden ist. Seine Lyrik ist intuitiv, männlich, herzlich: wie es die Lyrik des Landvolkes eben ist. („Trutzliadl“, „Wia mei Muida jung is g'west“, „Bei'n Fensta“ und die „Vierzoaligen“.) Sehr gut macht sich die Charakteristik verschiedener, durch besondere Eigenschaften hervorstechender Personen, wie „Schmalzl“ (Schmeichler), „Da Schlompatatsch“ (Schlampiger Mensch) und „Da Schmierteg'l“ (Dreckfink). — Frimbergers Humor ist nicht mit Geld zu bezahlen. Es liegt etwas überwältigend Naives, Unbeabsichtigtes darin; das Lachen kommt auch von selbst, urplötzlicher, mit elementarer Gewalt, und wenn man einmal darin ist, so giebt's nicht sobald ein Ende. Denn die humoristischen Causerien prasseln ohne Aufhören wie Sprühraketen um und um und man muß lachen, lachen zum Zerspringen seines Zwerchfells, so recht aus voller Brust und voller Kehle, so lang, bis man sich von allem Ärger dieser dummen Tagessorgen gesund gelacht hat. („D' Welt geht z' Grund“, „Ah nit schlecht“.) Besonders erwähne ich die Nummern: „Wia vül Leut' san“, „Wia a Dirndl sein söll“, „Wia a Bursch sein söll“, „Wia a Weiwarl sein söll“, „Wia a Monn sein söll“, „Wia a Schwiegamuida sein söll (hoaßt dös, wia s' vüll Monna gern hätt'n)“ und „Wia d' Leut' olle sein söll'n“. — Perlen der Dialektdichtung. Zur Probe (Seite 5):

In Ort 's letzte Häusl
Kriagt oamal mei Schotz,
'leicht fand sich do drinn
Ah für mih noh a Plotz.

In d' Fensta blüah'n Nag'ln
In Gart'l a Klee,
Und d' Mäna san weiß
Ols wia frisch g'foll'na Schnee.

Owa 's Schotzarl erscht drinn
Ist vül schöna und guit!
Hot a G'sichtarl, a runds,
Ols wia Mülih und Bluit.

Hot a Herzarl, a treu's,
Und a Köpfarl, a g'scheit's,
Owa oans ner is g'fahlt,
Wenn ih 's anrühr', so schreit's!

Das Buch sei jedermann herzlich empfohlen. Stauf v. d. March.

Dramen.

Arthur Fitger: Jean Meslier. Dramatische Dichtung. (Leipzig, A. G. Liebeskind.)

Bei dem eisigen Reaktionswind, der heute so lieblich durch die deutsche Kulturwelt fegt und uns die famose Umsturzvorlage gezeitigt hat, ist wohl nicht daran zu denken, daß diese geistig hochbedeutende, gesundheitstrotzende Dichtung von der einzig würdigen Stelle, von der lebendigen Bühne, zum Volke spreche. Die Stimmung, die über dem Werke lagert, ist der verhaltenen Spannung, der kaum erträglichen Schwüle vor dem Gewitter vergleichbar. Das war die Fermate vor der Sturmessymphonie der großen Revolution, die alles auf den Kopf stellte. Der Held des Dramas ist der französische Pfarrer Meslier in Etrepigny, der 1736 starb und dessen litterarisches Testament Voltaire veröffentlicht hat. Zwanzig Jahre hat der Pfarrer das Christentum mit solcher Wärme gepredigt und es im Leben mit solcher Hingebung ausgeübt, daß er seiner Gemeinde und weit darüber hinaus als ein Heiliger gilt. Und doch ist dieser Heilige seit langem innerlich Atheist, er sieht in der Religion eine Feindin echter Menschlichkeit, und er hat denn auch seine Überzeugung schriftlich niedergelegt. Endlich kann er die Lüge nicht länger mit sich herumschleppen, er sagt sich öffentlich vom Christentum los. Die Hoffnung aber,

daß seine Gemeinde ihm nachempfinden werde, was er gelitten und was er gewollt, daß sie das Gute und Rechte, das er gelehrt, auch weiterüben werde, ohne die Aussicht auf Himmelslohn und Höllenstrafe, wird bitter enttäuscht. Seine Gemeinde hat alles Vertrauen zu ihm eingebüßt; wenn es keinen Gott giebt, dann soll die Lust nach irdischem Genuß, die Bestie im Menschen frei herausbrechen. „Warum habt Ihr Euch nur auf die Kette der Pfafferei verlassen und ihr (der Bestie) nicht die Zucht Eurer Philosophie gebracht." Verzweifelt geht Meslier in den Tod. Sein Testament aber nimmt Voltaire an sich, damit es helfe, „die himmelanprahlende Pagode unseres Bei von Babel mit all ihren Vergoldungen und Verschnörkelungen in den Staub zu schleudern, auf daß ein würdigerer Tempel aufgerichtet werde für edlere Götter." Es ist jammervoll, daß Fitgers im edelsten Sinne kunstvoll-lebendige Ausgestaltung dieses gewaltig ergreifenden Stoffes im heutigen deutschen Reiche nur verschlossene Thüren — und wenig offene Herzen finden wird. Denn die Feigheit scheint übermächtig zu werden im Lande der blonden Recken und modernen Byzantiner.

XYZ.

Josef Ruederer: Die Fahnenweihe. Eine Komödie in drei Akten. (München, Bralls Rubinverlag.)

Wieder Einer, auf den die junge Litteratur die größten Hoffnungen setzen darf. Eine gute bajuwarische Kraftnatur und eine adelige Seele. Wie Ruederers letzter Roman „Ein Verrückter", so spielt seine erste Komödie im Hochgebirg. Und wie der Roman zeigt das Theaterstück die Klaue des Löwen. Herber, derber Naturalismus in tiefgründiger Person- und Gesellschaftsanalyse, ohne Verschleierung, ohne gefällige Zurichtung. Land- und Stadtvolk in den Intimitäten korrupter Wechselwirkung. Die Handlung, namentlich in der Exposition, hie und da vielleicht etwas zu schleppend, bei geringeren Nebendingen verweilend, aber dann wieder in prachtvollen Schlägen sich entwickelnd. Der Pfarrer, die Gemeindevorstände, die Weiber, allerlei tändliches und städtisches Raubzeug — köstlich nach der Natur.

XYZ.

Alfred Friedmann: Der Geiger von Gmünd. Ein Wunder- und Zaubermärchen in drei Akten. (Berlin, Rosenbaum und Hart.)

Zunächst ist festzustellen, daß der Dichter mit der Wahl dieses bekannten altschwäbischen Sagenstoffes eine glückliche Hand und mit der dramatischen Bearbeitung gute Witterung für das Modische beweist. Denn seit dem großen Erfolge von Fuldas „Talisman" und Humperdinks „Hänsel und Gretel" ist das Märchen- und Sagenhafte auf der Bühne über Nacht wieder stark in die Mode gekommen, eine Thatsache, die bei den neuromantischen Neigungen als Gegenbewegung zur naturalistischen Strömung nichts Verwunderliches hat. Hat doch auch Ernst Rosmer nach den außerordentlichen litterarischen Erfolgen der naturalistischen Treffer: „Dämmerung" und „Wir drei" ein Märchen-Effektstück „Königskinder" geschrieben. Freilich auf Rosmers poetische Höhe hat Friedmann seinen „Geiger von Gmünd" nicht zu erheben vermocht, wenn wir auch nicht anstehen, dieses Werk als Friedmanns beste dramatische Leistung zu schätzen. Der Aufbau ist sehr gut, die Verssprache fast durchweg ohne die bekannten Mängel, die dem Dichter von der Kritik von Werk zu Werk nachgewiesen wurden, oft mit ganz unnötigen hämischen Seitenhieben. Namentlich die Volksszenen des zweiten Aktes sind frisch und kräftig. Das anmuthige Werkchen zeigt aber dies: umgegossen in ein Opernlibretto würde der Stoff eine noch vollkommenere Wirkung üben. So etwas schreit nach der Musikbühne. Das will gesungen, gegeigt und geblasen sein.

XYZ.

Volkswirtschaft.

Dr. G. Ruhland, die „Münch. Post" und Max Nordau. Auf unsere Besprechung der „Wirtschaftspolitik des Vaterunser" im Januarheft der „Gesellschaft" sendet uns Dr. Ruhland folgende aufklärende Zeilen:

„Der „Münchener Post" selbst gegenüber hätte ich kein Bedürfnis, auf ihre Verdächtigungen zu antworten. Der „Gesellschaft" gegenüber liegt mir daran, den Thatbestand festzustellen. Es hat sich nämlich damals für mich nicht darum gehandelt, Sozialdemokrat zu werden — diese Entwickelungsstufe habe ich bereits im Jahre 1880 überwunden. Die Sache war vielmehr die folgende: Der Münchener sozialdemokratische Verlag machte mich nämlich darauf aufmerksam, daß sie wissenschaftlich bedeutende, populär geschriebene Arbeiten auch dann ihrem Leserkreis vermittele, wenn die Autoren nicht auf sozialdemokratischem Boden stehen. Man wolle dem Leser eben die Argumente von beiden Seiten bringen, um ihn so in die Lage zu versetzen, sich selbst ein Urteil zu bilden. In dieser Hinsicht — so sagte man — unterscheide sich die süddeutsche und speziell Bayerische Sozialdemokratie wesentlich von der Berliner. Mich freute dieses objektive Vorgehen. Und da ich damals mit sehr reichen Leuten wiederholt zu thun hatte, die viel von dem Kampfe gegen die Sozialdemokratie sprachen, sagte ich ihnen, daß ich diese Bewegung, sowie ich sie in München kennen gelernt, nicht mehr für bedenklich halte. Und darauf wurde mir von diesen Reichen die Antwort: „Wenn eine solche Bewegung sich wirklich aus der Sozialdemokratie ausscheiden würde, dann wäre es leicht, dafür die umfassendsten Geldmittel flüssig zu machen." Von dieser Antwort machte ich — ohne Namensnennung — Gebrauch in einem Privatgespräch, während dessen Verlauf ich auch nicht den allergeringsten Zweifel darüber aufkommen ließ, daß ich kein Sozialdemokrat bin. Ich bin vielmehr stets als offener Gegner der Marx'schen Theorien in München aufgetreten, wie mir durch mehr als einen sozialdemokratischen Zeugen bestätigt werden wird. In ihrer Besprechung meines Vaterunsers freilich zeigen sich auch die Münchener Sozialdemokraten als „gehässige Fanatiker", denen kein Mittel zu schlecht ist, um Andersdenkende herabzusetzen. Immerzu! Ich habe kein Interesse, darauf zu reagieren."

Max Nordau richtete an den Verfasser der „Wirtschaftspolitik des Vaterunser" folgendes interessante Schreiben:

Paris, 6. Jan. 1895.

Mein hochverehrter Herr Doktor!

Verzeihen Sie, daß ich auf Ihre liebenswürdige Zuschrift vom 24. v. M. erst heute antworte. Geradezu erdrückende Arbeitshäufung am Jahresschlusse sei meine Entschuldigung, die Sie sicher als ausreichend annehmen werden.

Ihre überaus anregende Studie, „Die Wirtschaftspolitik des Vaterunser", die ich mit warmer Anteilnahme gelesen, hat mich wieder einmal überzeugt, daß das, was die Menschen trennt, meist nicht Vorstellungen und Gefühle, sondern Worte sind. So z. B. ist mir aus Ihrer Arbeit klar geworden, daß Sie, der positive Christ, und ich, der ich außerhalb jedes Konfessionalismus stehe, über die Wirtschaftsfrage genau das nämliche denken, nur daß wir unsere Gedanken, verschiedener Sprachgewohnheit folgend, verschieden ausdrücken.

Sie weisen mit Recht (S. 34 u. f. f.) darauf hin, daß „die Sprache einer fortwährenden Um- und Neubildung unterworfen" ist, und tragen kein Bedenken, den von Ihnen angeführten Worten der Kirchenväter den Sinn abzugewinnen, der Ihrer heutigen Erkenntnis entspricht, wenn er auch von dem abweicht, den Ihre heiligen Gewährsmänner zu ihrer Zeit mit jenen Worten verbanden. Dulden Sie, daß ich Ihre Methode auf Sie selbst anwende und hinter Ihren Worten, die mich fremd anmuten mögen, den Sinn suche, den sie,

ohne Vorurteil geprüft, ohne Zweifel einschließen. Der Sinn dieser Worte aber, wie ich sie ohne Zwang deuten kann, ist mir vertraut, und er deckt sich vollständig mit meinen Anschauungen von den Fragen, die Sie behandeln.

Überall, wo Sie „Christentum“ und „christlich“ sagen, lese ich „Solidarität“ und „solidarisch“, und dann sind wir einig. Gewiß, die Selbstsucht ist nicht die richtige Unterlage des Wirtschaftslebens; gewiß, jeder Mensch hat Bruderpflichten gegen den Nebenmenschen, und der Staat als organische Zusammensetzung gesittet strebender Menschen hat väterliche Pflichten gegen jedes seiner Mitglieder. Gewiß, die größten Werte werden nicht individuell, sondern solidarisch geschaffen, und ihr Eigentümer hat nicht das Recht, als seinen unbeschränkten Besitz im Sinne der Definition des römischen Rechts anzusehen, was das Ergebnis des Zusammenwirkens Tausender und vielleicht Millionen seiner Mitmenschen ist. Und ganz gewiß, eine Gesittung, eine Staats- und Gesellschaftsordnung muß sich bankbrüchig erklären, wenn der Mensch, den sie in ihrem Zwange hält, erheblich schlechter gestellt ist, als wenn er sich frei und wild der Natur gegenüber befände wie das Tier des Waldes. Sein „tägliches Brot“ wenigstens müßte jeder arbeitswillige Mensch in der Gesittung mit Sicherheit finden können, wie es das Vaterunser verlangt.

Was dem Christentum Macht über die Gemüter und Dauer durch die Jahrtausende gegeben hat und noch lange geben wird, das ist nach meiner Überzeugung sein reicher Inhalt an Solidaritäts-Gedanken, die lange vor Christus von den Besten der Gattung klar gedacht worden waren. „Liebet euern Nächsten wie euch selbst“, das ist der sittliche Kern des Christentums; sein geistiger Kern ist der beständige nachdrückliche Hinweis auf das Höhere, wonach der Mensch zu ringen hat. Die Bibel nennt dieses Höhere in ihrer Sprache „das Jenseits“, es wird mir gestattet sein, statt dieses Wortes das Wort „das Ideal“ zu setzen, worunter ich ein Leben im Geiste, ein Streben nach hohen Zielen, eine Geringschätzung des Persönlichen und Vergänglichen, ein Durchdrungensein vom Dauernden und Allgemeinen verstehe.

Wenn Sie meine Definitionen gelten lassen können, dann fordern wir beide dasselbe. Sie verlangen Durchdringung der Volkswirtschaft mit christlichem Geiste. Ich verlange ihre Durchdringung mit dem Geiste des „Liebet euern Nächsten wie euch selbst“. Sie verlangen für jeden das tägliche Brot im Namen des Vaterunser, ich verlange es im Namen der brüderlichen Zusammengehörigkeit aller Menschen. Sie wollen, daß die wirtschaftlichen Fragen als sittliche Fragen gefaßt werden, ich rufe dazu einfach: „Bravo!“ Und ich glaube mit Ihnen, daß auch in den Einzelfragen, die sich am schwierigsten ansehen, die Liebe mit Leichtigkeit Lösungen finden kann, auf die die beschränkte, im Individualitäts-Dünkel befangene Selbstsucht niemals geraten wird, und wenn sie sich noch so lange den Kopf zerbricht.

Hier haben Sie in aller Offenheit den Eindruck, den ich von Ihrer Arbeit empfangen habe. Und nun wünsche ich Ihnen nur noch, daß sie überall auf fruchtbaren Boden fallen möge, und bin stets, mit aufrichtigen Grüßen und Glückwünschen zum Jahreswechsel, Ihr Sie hochschätzender M. Nordau.

Der bekannte Sozialpolitiker Karl Jentsch betrachtet im 10. Heft des von uns wiederholt empfohlenen „Sozialpol. Centralblattes“ die Fuchsmühler Bauernschlacht speziell vom sozialpolitischen Standpunkt aus. Leider ist die Ausführung zu umfangreich, um sie ihrem ganzen Umfange nach wiedergeben zu können*). Wir beschränken uns auf die Anführung der „Leitsätze“, die der Autor am Schlusse aufstellt. Sie geben nicht nur hinreichendes Material zur gerechten

*) Die betr. Nummer ist zum Preis von 20 Pfg. vom Verlag Carl Heymann, Berlin, Mauerstr. 44, zu beziehen.

Beurteilung der Lage, sondern auch beachtenswerte Fingerzeige, welche Wege zur Besserung führen.

Es heißt dort:

Erstens: Da namentlich in West- und Süddeutschland die Forstberechtigungen meist nichts anderes sind, als verkümmerte Reste des ehemaligen Eigentumsrechts der Bauern an den Markwald, der durch Usurpation an den Grundherrn übergegangen ist, so bedeutet jede weitere Schmälerung dieser Rechte einen Angriff auf das Privateigentum; und dieses Privateigentum ist bei weitem heiliger als das der Grundherrschaften, erstens seines reineren Ursprungs wegen, zweitens weil es zur Grundlage der bäuerlichen Existenz gehört, während die aus seiner Beschränkung dem Grundherrn erwachsenden Vorteile nur dem Luxus dienen.

Zweitens: Den Prozessen um Waldberechtigungen hat eine durchgreifende gesetzliche Neuordnung vorzubeugen; denn diese Prozesse tragen, wie die einander widersprechenden Urteile der Juristen beweisen, den Charakter eines Lotteriespiels, in welchem der am meisten Aussicht auf Gewinn hat, der am längsten aushält, und das ist allemal der Reichere: für den Bauernstand sind diese Prozesse ruinös.

Drittens: In Beziehung auf Ablösungen ist zu erwägen, daß das Ablösungskapital fast niemals einen wirklichen Ersatz für Naturalbezüge bildet, es verkrümelt sich, während die Naturalbezüge durch Jahrhunderte dauern, und selbst wenn das Kapitälchen erhalten bliebe und der Zinsfuß nicht fiele, würde es kaum möglich sein, eine wirtschaftliche Verwendung der Zinsen zu sichern, die den Nutzen der Naturalbezüge aufwöge. Wo von diesen Naturalbezügen oder Nutzungsrechten die Existenz der Bauern abhängt, sind die Anträge des Waldbesitzers auf Ablösung grundsätzlich abzuweisen.

Viertens: Was die wirkliche oder angebliche Unvereinbarkeit der bäuerlichen Ansprüche mit der rationellen Forstwirtschaft anbelangt, so muß daran festgehalten werden, daß die Erhaltung einer Bauerngemeinde wichtiger und wertvoller für den Staat und das Vaterland ist, als die rationelle Pflege eines Forstes; in den meisten Fällen aber, wo diese Unvereinbarkeit behauptet wird, findet man bei genauerem Nachforschen, daß der Schaden, den die berechtigten Bauern dem Walde zufügen, gleich Null oder ganz unerheblich ist.

Fünftens: Mag aufrichtige Sorge um den Wald ursprünglich der Hauptgrund gewesen sein, weshalb die Berechtigungen von den Behörden auf dem Wege der Gesetzgebung und der Verwaltung zurückgedrängt worden sind, heute, wo der Wald durch das von vornehmen Herren gehegte Jagdwild weit ärger geschädigt wird, als er jemals durch das Vieh und die Holzlieferungen an Bauern geschädigt worden ist, darf dieser Grund nicht mehr geltend gemacht werden.

Sechstens: versteht es sich auch auf diesem Gebiete wie auf allen anderen von selbst, daß das Privatinteresse, mag es das eines Waldbesitzers oder das eines Nutzungsberechtigten sein, dem Wohle des Ganzen weichen, die Nutzung also eingeschränkt werden muß, wenn sie den Bestand eines fürs Land notwendigen Waldes gefährdet, so darf doch niemals ein Privatberechtigter dem andern, am allerwenigsten der Bauer bloßen Rentabilitätsrücksichten eines reichen Waldbesitzers geopfert werden. Es ist besten Falls vollkommen gleichgültig fürs Gemeinwohl, ob das Jahreseinkommen eines Großgrundbesitzers um 100000 Mk. steigt oder nicht, und manchmal ist das Steigen geradezu ein Schaden; aber ganz und gar nicht ist es gleichgültig fürs Vaterland, ob 100 Bauern zu Grunde gehen oder erhalten bleiben.

Siebentes: Die heut beliebte Sperrung der Wälder auch für die unbedeutendsten Nutzungen, wie das Lesen von Raff-

holz, das Beeren- und Pilzesammeln, sowie für Spaziergänger und Volksbelustigungen ist eine ungeheuerliche Übertreibung des Privateigentumsrechts, die zehnfach erbittern muß in einer Zeit, wo Millionen „Reichsbürgern“ jede Möglichkeit abgeschnitten ist, jemals in den Besitz von auch nur einer Quadratrute des vaterländischen Bodens zu kommen, und die Frage wird immer lauter erschallen, ob die Paradiese unseres Vaterlandes bloß für Hirsche und ein paar Tausend reiche Herren geschaffen sind, oder ob das Volk, das diese Herren mit seiner Arbeit erhält, auch ein Recht darauf hat. Man hebt oft den idealen Wert des Waldes und der Jagd hervor: die Herzerfrischung, Nerven- und Muskelstärkung, Förderung eines kühnen männlichen Mutes, Pflege der echt deutschen Charakteranlage; nun wohl! Wir wollen Deutsche sein und wollen es bleiben, und daher sollen die natürlichen Bedingungen, unter denen allein sich ein kerndeutscher Charakter entwickeln kann, allen erhalten bleiben. Und darum

Achtens, wollen wir nicht ruhig zusehen, wie ein kerndeutscher Volksstamm, der sich seine kerndeutschen Eigenschaften: darunter auch das Bewußtsein der eigenen persönlichen Würde, Freiheitsliebe und das Pochen auf sein gutes Recht bewahrt hat, wieder im Kampfe um dieses sein Recht unterjocht und in eine sklavenähnliche Herde entweder schlapper oder tückisch katzbuckelnder Knechte verwandelt wird, nicht ruhig zusehen, wie nach englischem Vorbild, aber ohne Gewährung jener Güter, die dem englischen Arbeiter immerhin noch einigen Ersatz bieten: größere Bewegungsfreiheit und reichlichere Arbeitsgelegenheit, der Bauer von seiner Scholle gedrängt und in billiges Arbeitsvieh verwandelt wird, das man aus Gottes freier Natur in unterirdische Schächte und stinkende Celluloseund Spiritusfabriken treibt.

XYZ.

Französische Litteratur.

„Les vieilles rancunes“ die litterarische Festgabe, die Georges Ohnet seinen Verehrern, deren Zahl sich gottlob stark zu lichten beginnt, auf den Weihnachtstisch legte, ist ein geschmackvoll ausgestattetes und hübsch illustriertes Geschenkbuch, das Freunden harmloser Schmökerei willkommen sein wird, zumal es nach den Vorteil hat, daß es sich auf dem litterarischen Renommiertisch eines gutbürgerlichen Salons ausnehmend gut ausnimmt. Man muß dem Ollendorff'schen Verlage die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er mit anerkennenswertem Eifer bemüht war, das jammervolle Geistesprodukt des ausgeschriebenen Romanfabrikanten in ein Gewand zu kleiden, dessen geschmackvolle Eleganz einigermaßen Ersatz für die Armseligkeit des Inhalts bietet. Auf diesen Inhalt näher einzugehen, verlohnt sich der Mühe nicht: es ist das öde Gewäsch eines Mannes, der mit seinem Latein längst zu Ende ist und der nichtsdestoweniger krampfhafte Anstrengungen macht, die Kundschaft weiter zu bedienen. Es fällt heute keinem Menschen mehr ein, ein weiteres Wort über die Machwerke dieses klassischen Vertreters des litterarischen Bänkelsängertums zu verlieren; Ohnet ist im Laufe der Jahre auf einem Niveau angekommen, das ihn der kritischen Betrachtung entzieht. Man darf den Mann getrost seinen Lesern und seinem Schicksal überlassen.

Da hat es André Theuriet ganz anders verstanden, sich auf der bescheidenen Höhe seines Ruhmes zu behaupten. Die Vorzüge, die das Lesepublikum an dem beliebten Erzählkünstler schätzt, der wohlige Herzenston seiner Fabuliermanier, die hübsche Ausgestaltung, die er seinen Geschichten zu geben weiß, die anheimelnde Frische seiner Naturschilderung; vor allem aber die poesieverklärte Art, mit der er uns den Gottesfrieden der Waldeinsamkeit malt, das alles sind Eigenschaften, denen man in jedem Werke Theuriets begegnet. In

dieser Beziehung läßt auch „Paternité“ nichts zu wünschen übrig, Theuriets neuester Roman, der den ersten Band der „Collection Guy d'or“, einer neuen Sammlung von illustrierten Prachtausgaben moderner Romane, um die die rührige Guillaume'sche Offizin den Bestand ihrer in der Welt der Bücherfreunde geschätzten Musterausgaben vermehrte, bildet. Theuriets Roman, der, wie alle Bände der Kollektionen des Hauses Guillaume, bei Dentu in Paris zur Ausgabe gelangte, wurde von Picard und Mittis reich und ansprechend illustriert. Dieselben Künstler haben auch die Bilder gezeichnet, die Catulle Mendès' Roman „Vergerfleuri“, der im Rahmen der Guillaume'schen „Collection Euryale“ letzthin erschienen ist, schmücken. Der Garten, in den uns Mendès hier führt, zeigt die blendende Pracht einer üppigen, in allen Farben des Regenbogens schimmernden Flora, von der der betäubende Duft schwüler Sinnlichkeit ausgeht. Aber mit diesem Wohlgeruch verbindet sich leider der fatale Duft moderner Fäulnis, der nur allzu deutlich erkennen läßt, daß alle diese Blumen, so schön und farbenprächtig sie dem Auge auch erscheinen, in der heißen Atmosphäre des Treibhauses zu üppiger, vorschneller Blüte getrieben wurden. Dieses Parfum, das allen Schöpfungen Catulle Mendès eigentümlich ist, übt auf die Meisten eine ganz besondere Anziehungskraft aus, und deshalb wird es auch der neuesten Gabe des fleißigen Schriftstellers, die im übrigen in Bezug auf Form und technische Vollendung nichts zu wünschen übrig läßt, an zahlreichen, dankbaren Lesern nicht fehlen.

Unter dem Titel „Les contours du XVIII siècle“ erscheint bei Flammarion in Paris eine Sammlung von illustrierten Musterausgaben der besten Hervorbringungen der galanten französischen Erzählkunst des Jahrhunderts der Aufklärung. Die ersten beiden Bände der Kollektion enthalten „Le sopha“ von Crébillon Fils, jene berüchtigte, „conte moral“, die im übrigen weit besser als ihr Ruf ist. Die beiden Bände sind mit elf Bildern von E. P. Milio geschmückt, deren technische Ausführung die Sorgfalt erkennen läßt, die die geschätzte Verlagshandlung auf die Ausstattung ihrer Bücher verwendet.

Als Folge und Fortsetzung seiner „Essais de litterature contemporaine“ ließ Georges Pellissier bei Lecène, Oudin & Cie. in Paris „Nouveaux essais de littérature contemporaine“ erscheinen, die der kritischen Betrachtung des litterarischen Schaffens von Alexandre Dumas fils, Taine, Zola, Rosny, Marcel Prévost, Abel Hermant, Bourget, Paul Hervieu, Jules Lemaitre, Pierre Loti und Anatole France gewidmet sind. Das ernste Streben, den Dingen auf den Grund zu gehen, das verständige objektive Urteil und die neuen Gesichtspunkte, die in diesen kritischen Aufsätzen zu Tage treten, geben Pellissiers Studien ihren besonderen Wert und ihre besondere Bedeutung.

De Bricqueville, Les anciens instruments de musique (Paris Librairie de l'Art). Eine gehaltvolle Studie über die historische Entwickelung der Geigenmacherkunst im 16., 17. und 18. Jahrhundert, die Freunde des Kunsthandwerks und Musiker gleich interessieren wird. Zahlreiche Zeichnungen, die die bemerkenswertesten Exemplare aus einer der berühmtesten und vollständigsten französischen Sammlung alter Instrumente im Bilde vorführen, erhöhen die Anschaulichkeit des Textes in dankenswerter Weise. — Im gleichen Verlage veröffentlichte Marguerite van de Wiele unter dem Titel „Le Sire de Ryebeke“ eine flämische Legende. „La Grèce après la faillite“ von Basilio Couitéas (Paris, Flammarion) ist eine tüchtige Arbeit, die der Aufmerksamkeit weiterer Kreise wert ist, schon aus dem Grunde, weil unsere desolaten sozialen Verhältnisse hier eine ganz eigenartige Beleuchtung finden, denn der Autor faßt sein Thema nicht einseitig auf, sondern ist bemüht, die soziale Notlage seines Vater-

landes im Zusammenhange mit der der übrigen Nationen zu betrachten. Die Ratschläge, die hier Griechenland erteilt werden, haben für viele der europäischen Staaten Wert und Geltung.

„L'Arche de Noé" ist der Titel des elegant ausgestatteten Albums, das die Verlagsbuchhandlung von Plon, Nourrit & Cie. in Paris dem kleinen Volke als willkommene Weihnachtsgabe bescherte. Zu der hübschen Geschichte, die Guigou erzählt, hat A. Vimar eine bunte Reihe lustiger Bilder gezeichnet, die in prächtigem mehrfarbigen Farbendruck ausgeführt sind. Unter den Prachtwerken für die Jugend, die eine Spezialität des Plon'schen Verlages bilden, ist das textlich, wie illustrativ gleich treffliche Buch der besten eins.

A. G—tze.

„Le Magazine International, organe trimestriel de la société internationale artistique, Paris, Siège: 3, Place Wagram." Die Leiter sind: Léon Bazalgette, Laurence Jerrold, Serge Murat und Otto Ackermann. Erstes Heft, Dezember 1894. — Von dem großen Einfluß, den das jugendliche Frankreich von Seite der germanischen Rasse nach der künstlerischen Hinsicht bei sich gestattet, und den wir wohl in letzter Linie Richard Wagner verdanken, legt das vorliegende Heft nach mancher Richtung deutliches Zeugnis ab: Ein Citat von Goethe: „La littérature nationale n'a plus aujourd'hui grand sens; le temps de la litterature universelle est venu . . . . . ." auf der Außenseite; der starr glotzende Kopf einer englischen Schönen nach Burne Jones als Vignette; das urfranzösische Wort magazin englisch „magazine" geschrieben, und das Porträt unseres ersten Lyrikers, Karl Henckells, als Beigabe. Der gesamte Inhalt — mit Ausnahme einiger stark evaporativer Strophen von Bazalgette — sind Übersetzungen von englischen, deutschen und amerikanischen Autoren. Darunter als beste Leistung die Übersetzung Walt Whitmans durch Laurence Jerrold. Wir haben wohl alle Ursache, uns über diese Erscheinung zu freuen — ebenso wie über die „Ibis" des Pseudonymen Tristan Klingsor in Beauvais, welche besonders die deutsche symbolistische Richtung berücksichtigen. — Aber wir bezweifeln einen endgültigen Erfolg dieser und ähnlicher Unternehmungen. Die Nationen sind heute unter sich abgeschlossener wie früher. Sie verhärten sich immer mehr. Dante war noch ein Weltdichter. Schon Shakespeare war eine rein germanische Individualität, dessen Verständnis die lateinischen Rassen, wie sie gern zugeben, endgültig aufgegeben haben. Und Goethe, der alle Qualitäten zu einem Weltdichter hatte, ist es eben nicht geworden. Gerade in dem geistesverwandten England nicht. Schon heute wäre ein ähnlich tiefgehender Einfluß, wie ihn die deutsche Romantik zur Zeit Chateaubriands auf die französische Litteratur ausübte, etwa das Eindringen eines Dichters wie E. A. Hoffmann, ausgeschlossen. Der englische Präraphaelismus der vierziger Jahre hat auf uns gar nicht gewirkt, und findet erst jetzt in seinen Ausläufern Beachtung, da wir selbst im gleichen Wasser schwimmen. Was heute wirkt, ist nur noch der einzelne auf den einzelnen. Zola wirkte auf Conrad, nicht auf die Deutschen. Poe wirkte auf Baudelaire, nicht auf die Franzosen. Byron wirkte auf Lamartine, nicht auf die französischen Dichter. Heine wirkte auf Zendrini, nicht auf die Italiener. Der Blitz zündet von Kopf zu Kopf. Und der Entzündete mag sehen, wie er den Funken in seinem eigenen Vaterland verbreitet. Zu diesem Zünden aber bedarf es keiner internationalen Zeitschriften, oder einer Übersetzungs-Lyrik, wie der vorliegenden, wo mit dem Reim der feinste Duft der dichterischen Blüte verloren geht. Der empfindliche Kopf, der mit Pulver angefüllte Kopf, findet schon seine Lunte, und der einschlagende Funken wird ihn treffen. Der Weg hierzu liegt in der fremdsprachlichen Aneignung des auslän-

dischen Gedankens. Heine, der für uns der Vermittler der Byronschen Richtung war, lernte sein Vorbild im Original kennen, ging selbst nach England hinüber, und gab uns so jene unvergleichliche Mischung von germanischer Grübelei und jüdischem Witz, die uns alle mit fortriß. Der deutsche Byron in seinen drei oder vier Übersetzungen hat nichts Schöpferisches bei uns zuwege gebracht. Höchstens den frostigen Schack zu ungenießbaren Leistungen inspiriert. Voltaire, den eine glückliche Ungnade seines Königs zur Flucht nach England zwang, lernte dort auf dem Ur-Boden die freiheitliche Richtung englischer Spekulation kennen, die seinen Geist schulte und ihm — eine englische Thetis dem französischen Achill — die Waffen in die Hand gab, das verrottete Königtum und verblödete Papsttum seines Landes rücksichtslos anzugreifen. Und so war es der Engländer Locke, aus dessen Schriften Rousseau seine Ideen zum „Emile" schöpfte, wie es seine politischen Anschauungen waren, die Montesquieu zu seinem „Esprit des Lois" erweiterte. — Und umgekehrt: Wir haben Jahrzehntelang Scribe, Dumas, Sardou auf den deutschen Bühnen gesehen, ohne daß dies mehr zuwege gebracht hätte, als Kotzebuesches Amüsement. Und ich sehe nicht ab, ob die Flut skandinavischer und russischer Übersetzungslitteratur bei uns mehr zur Folge haben wird, als Kraftanstrengungen unreifer Talente und fruchtlose Diskussionen. — Also Übersetzungs-Zeitschriften sind in der Regel totgeborene Kinder. — Trotzdem ist die Absicht zu loben. Sie beweisen mindestens für das Land, aus dessen Litteratur die Übersetzungsproben genommen werden, daß dessen geistige Richtung Beachtung findet. Für Deutschland ist dies ein günstiges Zeichen. Für das schwer beeinflußbare Frankreich alles Mögliche. Und besonders dem jugendlichen, enthusiasmierten Léon Bazalgette, der auf seiner vorjährigen Inspektionsreise durch Deutschland überall Herzen eroberte, und der am liebsten über Elsaß-Lothringen hinweg deutsche und französische Geister vereinigen möchte, wünschen wir einen vollen Erfolg, wenn er singt:

„Sur tous je verse sans mesure les rayons de ma chaude amitié fraternelle,
L'ardente haleine bouillonnante de mon esprit en flamme,
L'expansive tendresse de mon coeur amoureux de vos formes, de mon coeur joyeux d'être en vous, de palpiter en vous comme en moi-même;
Sur l'aile étincelante de mes rayons flotte, vole, resplendit dans le frémissement aérien du jour un esprit d'amour impétueux,
Répandu dans vos membres, qui les colore d'une ardente lumière vitale ruisselante de force et d'aromatique chaleur.
Vos rouges corolles ne sont jamais rassasiées des ondes de mon sang
De la pourpre savoureuse de mon coeur toujours en union avec vous-mêmes;
Je m'exhale en torrents rapides d'épaisse lumière chaude;
Semblable au coeur d'un héros dont le battement large n'est sans force pour aucun,
Pareille à l'écho profond de sa voix dont tressaillent les choses silencieuses,
Tandis qu'il développe les merveilles de l'amour,
La clarté profonde de mon corps et une voix qui chante dans les espaces les merveilles de l'amour solaire."

Panizza.

Ungarische Litteratur.

Endlich sind nun auch Goethes „Wahlverwandtschaften" ins Ungarische übertragen worden. Professor Coloman Kemenczky hat durch diese höchst verdienstliche Arbeit eine schon längst fühlbar gewordene Lücke ausgefüllt und ermöglicht, daß nunmehr die gesamten Werke des deutschen Dichterfürsten dem ungarischen Lesepublikum zugänglich gemacht werden können. Die Übersetzung kann als eine wohlgelungene bezeichnet werden; sie ist mit vielem Fleiße ausgearbeitet und sucht bei aller Ungezwungenheit des Stils dem Originaltext möglichst nahe zu kommen. Prof. Kemenczky gebührt der Dank der ungarischen Lesewelt, der er durch diese schöne Arbeit einen lang ent-

behrten und längst ersehnten litterarischen Genuß vermittelte.

A század vége (Fin de siècle). — Unter diesem Titel hat Alex. Ujváry seine von der Preßburger litterarischen Toldy-Gesellschaft mit dem ersten Preis gekrönten Satiren gesammelt. Das Werk, das für eine sehr geschmackvoll zusammengestellte Gedichtsammlung gelten kann, zeigt fröhlichen Humor, schneidigen Witz und scharfe Beobachtungsgabe, womit der Verfasser die lächerlichen Verschrobenheiten und einfältigen Ausartungen des fin de siècle derb zu geißeln versteht. Dabei bekommen alle Schichten der heutigen Gesellschaft ihr Teil, und aus allen modernen Zuständen und Bestrebungen weiß der Verfasser mit großem Geschick einzelne Punkte herauszugreifen, an denen er seinen Witz üben und die er dem lachenden Leser in munteren, schalkhaften und ungebundenen Reimen vortragen kann. Trotz einiger mit unterlaufenden Formfehler kann das Büchlein doch jedem Litteraturfreunde als ebenso unterhaltende wie belehrende Lektüre empfohlen werden.

A mult századbeli hirlapirodalom (Die Journalistik des verflossenen Jahrhunderts). — Der als Journalist und Schriftsteller gleich vorteilhaft bekannte Ludwig Ürmössy bietet uns unter diesem Titel eine hochinteressante Arbeit. Er geht alle im verflossenen Jahrhundert erschienenen Zeitungen und Zeitschriften Ungarns durch, führt in diesen veröffentlichte und auch noch für die gegenwärtige Zeit interessante Abhandlungen und Mitteilungen auf und versieht sie mit erklärenden Anmerkungen, die dem Laien das Verständnis wesentlich erleichtern. Zudem unterzieht er die damalige Journalistik einer die gleichzeitigen Verhältnisse Ungarns erläuternden Kritik. Ürmössy, der sich durch seine unlängst erschienene „Neueste Geschichte Siebenbürgens" einen sehr geachteten Namen als Geschichtsschreiber erworben hat, beleuchtet in diesem seinem neuesten Werke, das mit beinahe pedantischem wissenschaftlichem Fleiße und unermüdlicher Ausdauer ausgearbeitet ist, ein bis dahin nur allzu stiefmütterlich behandeltes und lange Zeit ganz vernachlässigtes Gebiet der ungarischen Litteratur. Schon aus diesem Grunde verdient das Buch weiteste Beachtung. Da es zudem nicht nur von sehr gründlichem Wissen zeugt, sondern auch höchst geistvoll und anziehend geschrieben ist, so wird es sich bald sehr viele Freunde erwerben.

Im Verlage „Athenaeum" in Budapest wird demnächst unter dem Titel: A magyar nemzet története (Geschichte der ungarischen Nation) ein bedeutendes historisches Werk erscheinen, das in zehn Bänden ein vollständiges Bild der geschichtlichen Entwickelung Ungarns darbieten wird. Der hochgebildete und auch als Historiker und Altertumsforscher in weiteren Kreisen bekannte Fürstprimas von Ungarn, Klaus Vaszary, hat das Vorwort zu diesem monumentalen Werke geschrieben, an dessen einzelnen Teilen die berühmtesten und bedeutendsten ungarischen Geschichtsschreiber wie Fröhlich, Por, Fraknai, Thaly, Marczali und Pallegi mitgearbeitet haben. Jókai hat einen Millennium-Epilog beigesteuert, aus welchem wir ersehen, daß das Werk eine Art von Festschrift zur Feier des tausendjährigen Bestandes von Ungarn ist; die Redaktion und Herausgabe des Ganzen ruht in den bewährten Händen des verdienstvollen Gelehrten Szilágyi. Die Namen des Herausgebers und der Mitarbeiter bürgen dafür, daß etwas Gediegenes zustande kommen wird, und daß diese neueste „Geschichte der ungarischen Nation" berufen sein dürfte, den ersten Platz unter den Werken dieses Genres einzunehmen. Ein besonderer Vorzug dieses Werkes liegt noch darin, daß jede Epoche der ungarischen Geschichte von einem gerade in dieser Zeit besonders bewanderten Spezialisten geschildert wird, und daß die Ergebnisse des fachmännischen Wissens und der exakten Forschung in leichtfaßlicher und dabei doch kernhafter

Schreibweise einem größeren Publikum zugänglich gemacht werden, und so kann es besonders zur bevorstehenden Millenniumsfeier dem Gelehrten wie dem Laien bestens empfohlen werden. — Auch die Ausstattung verdient volles Lob. Die namhaftesten Künstler wie Munkacsy, Feszty, Lotz, Benczúr, Vágó, Zichy, Than, Dörre und Wagner haben es mit wohlgelungenen und stimmungsvollen Illustrationen geschmückt, von denen einzelne in sorgfältigem chromographischen Druck reproduziert wurden. Auch der Text enthält alten Dokumenten entnommene Initialen, Schriftzüge und Zeichnungen, sowie auch farbige Facsimile-Nachbildungen alter Illustrationen. Um diesen ebenso stilvollen als reichhaltigen und historisch interessanten äußeren Schmuck herzustellen, wurden eine Menge in- und ausländischer Bibliotheken, Archive und Sammlungen durchstöbert So ist denn auch durch das Zusammenwirken aller dieser Faktoren ein Prachtwerk geschaffen worden, bei welchem Inhalt und äußere Ausstattung auf gleicher künstlerischer Höhe stehen.

Im Verlage der ungarischen Akademie für Wissenschaft erscheinen Anfang Dezember neue Werke: Hüppe; A lengyel alkotmány története (Geschichte der polnischen Verfassung), übersetzt von Georg Szathmáry; der litterarische Nachlaß des berühmten ungarischen Historikers Paul Humfalvy: Az oláhok története (Geschichte der Wallachen) und Emerson: Az emberi szellem Repvisdöi (Die Vertreter des menschlichen Geistes, aus dem Englischen übersetzt von Karl Szasz.

Für das ungarische Lesepublikum bietet unter diesen Novitäten Humfalvys „Geschichte der Wallachen“ das größte Interesse, dessen Herausgabe der Litteratur- und Geschichtsforscher Lad. Réthy besorgte. Humfalvy bekämpft in diesem Werke den Chauvinismus der Rumänen, die sich der Illusion hingeben, direkt von den Legionen Trajans abzustammen und sich somit als deren Erben für die allein rechtmäßigen Herren des damaligen Daciens halten. Der Verfasser hatte beabsichtigt, die Geschichte der Wallachen bis auf die neueste Zeit fortzuführen, daran hat ihn jedoch der Tod gehindert, der ihn im Jahre 1891 ereilte. So ist das Werk also ein Bruchstück geblieben, das die Geschichte des genannten Volkes nur bis zum Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts schildert. Strenge Logik, Gerechtigkeit und Wahrheitsliebe sind die hauptsächlichsten Charakterzüge dieses interessanten Werkes, in welchem der verblichene Forscher durch unwiderlegliche Daten den Beweis liefert, daß die ungerechtfertigten politischen Forderungen gewisser rumänischer Heißsporne nichts weiter sind als grundlose und lächerliche Phantasiegebilde. A. Zwierina.

Vermischtes.

Die politischen Verbannten in Sibirien. — Während in fast allen sonstigen Staaten, welche auf den Namen eines civilisierten und gesitteten Staates Anspruch erheben, niemand seiner Freiheit ohne ein gerichtliches Urteil beraubt werden kann, besteht in Rußland die Einrichtung, daß politisch verdächtige Personen durch eine einfache Verfügung der Verwaltungsbehörden nach einem bestimmten Orte des europäischen oder asiatischen Staatsgebietes verbannt werden können. Diese Verbannung führt den Namen „Verschickung auf administrativem Wege“. Während der Regierungszeit des verstorbenen Zaren Alexander III. wurde von ihr in ausgedehntestem Maße Gebrauch gemacht, und die Zahl der kurzer Hand nach Sibirien verschickten Personen beiderlei Geschlechts beläuft sich auf viele Tausende. Eine anonyme Denunciation genügt vielfach, um einen ahnungslosen Menschen der furchtbaren Strafe der Verbannung zu überliefern; oft genug ist es vorgekommen, daß die Verbannten nicht einmal das „Verbrechen“ erfuhren, dessen sie beschuldigt wurden, erst nachdem sie an dem Verbannungsorte angekommen waren, wurde ihnen hierüber Auskunft. Da die

Verbannung nicht sowohl als Strafe, sondern als Sicherungsmaßregel betrachtet wird, so genügt die Annahme, daß eine Person in politischer Beziehung verdächtig ist, um gegen sie die Verschickung anzuwenden; der Besitz verbotener Bücher, der Umgang mit Revolutionären, der Briefwechsel mit verdächtigen Personen sind für die russischen Behörden ausreichende Beweise der politischen Unzuverlässigkeit, und es wird demgemäß, wenn diese vorliegen, von der Verbannung Gebrauch gemacht.

Die Lebensweise der Verbannten an ihrem Aufenthaltsorte ist sehr genau geregelt; ein Erlaß vom 12. März 1882, ein Jahr nach der Thronbesteigung Alexanders II. ergangen, enthält darüber sehr eingehende Vorschriften, durch welche im Vergleiche zu früher die Lage der Verbannten wesentlich verschlechtert wurde; vor dieser Zeit war es den Verbannten gestattet, den ihnen angewiesenen Aufenthaltsort auf kurze Zeit und kurze Entfernung zu verlassen, nach der erwähnten Verordnung ist dies nur auf Grund einer besonderen Erlaubnis der Behörde zulässig, welche lediglich unter der Voraussetzung eines besonders triftigen Grundes und eines untadelhaften Verhaltens des Verbannten erteilt wird. Damit sind die vielfach hochgebildeten Verbannten an die Einsamkeit eines kleinen Städtchens oder eines unter Eis erstarrenden Weilers gefesselt, wo, wie ein russischer Schriftsteller sagt, es leer und still ist, als ob ein ewiger Fluch laste auf diesen Orten der administrativen Abkühlung heißer Aufwallungen. Mit der Verbannung ist regelmäßig die Polizeiaufsicht verbunden, welche von rohen und unkultivierten Beamten in brückendster Weise ausgeübt wird. Der Verbannte ist rechtlos; zu jeder Stunde des Tages oder der Nacht kann die Polizei bei ihm eindringen, er unterliegt jeder Zeit der Möglichkeit einer Durchsuchung; sein Briefwechsel, sein Umgang und Verkehr, sein ganzes Thun und Nichtthun wird in der peinlichsten Weise überwacht, und weder auf das Alter noch das Geschlecht wird in dieser Beziehung die leiseste Rücksicht genommen; weibliche Verbannte, welche schon zur Ruhe gegangen sind, müssen den Eintritt eines Polizeibeamten in ihr Zimmer sich widerstandslos gefallen lassen. Damit nicht genug: so unterliegt auch die Erwerbsthätigkeit der Verbannten den größten Beschränkungen; es ist ihnen unmöglich gemacht, im Staats- oder Gemeindedienst irgend eine Stelle zu bekleiden, sie dürfen keinen Unterricht erteilen, nicht einmal in der Tanzkunst und Musik; es ist ihnen verboten, mit Büchern und sonstigen Druckschriften Handel zu treiben, sie dürfen keine Wirtschaft halten, kein photographisches Atelier errichten, keine Anstellung in einer Druckerei oder Leihbibliothek annehmen, die öffentliche Thätigkeit ist ihnen schlechthin untersagt, kurz, die Möglichkeit, durch irgend eine Thätigkeit etwas zu verdienen, ist ihnen zum größten Teile genommen. Da der Gouverneur die Befugnis besitzt, ihnen irgend eine Beschäftigung zu untersagen, sofern er dies im Interesse der öffentlichen Ordnung für geboten erachtet, so kann man sich leicht ein Bild von der furchtbaren Härte machen, welchen ehrenwerte, ideal angelegte Personen vielfach lediglich um deßwillen unterworfen werden, weil sie in ihrem Bildungseifer nicht vor solchen Erzeugnissen der Litteratur Halt machten, welche in Rußland verboten sind. Den Verbannten ist es nicht gestattet, den ärztlichen Beruf ohne Erlaubnis auszuüben; das Gleiche gilt bezüglich der Berufe der Apotheker und Hebammen. Ein Arzt, welcher nach einem öden Platze verbannt ist und einem Sterbenden Hilfe leistet, ohne daran zu denken, daß er dies ohne vorgängige Erlaubnis nicht thun darf, wird mit Arrest bestraft, begeht er dies furchtbare Vergehen wiederholt, so kann er sogar in die Hütten der Jakuten verbannt werden; die gleiche Strafe trifft den Apotheker, der einem Kranken, den die Schmerzen seiner Vernunft zu berauben drohen, ein schmerzlinderndes Mittel be-

reitet, und ihr unterliegt auch die Hebamme, welche einem Weibe in seiner schweren Stunde beisteht, ohne sich hierzu die Erlaubnis verschafft zu haben. Eine aus Menschenliebe und Mitgefühl vorgenommene Handlung wird also als ein strafwürdiges Vergehen angesehen. Diese Thatsache allein dürfte genügen, um die Lage und das Leben der politischen Verbannten in Sibirien zu kennzeichnen. Man könnte nun annehmen, daß die Regierung, da sie doch die Verbannten der Möglichkeit, sich einen Unterhalt zu verdienen, fast gänzlich beraubt, mit reicher Hand für sie sorgte; das Gegenteil ist der Fall. Die Unterstützung, welche den Verbannten gewährt wird, ist eine höchst dürftige, kaum reicht sie auch bei bescheidensten Ansprüchen für den notwendigen Lebensunterhalt aus, bei ihrer Verteilung spielen Gunst und Mißgunst eine große Rolle, weil der Himmel so hoch und der Zar so weit ist, entscheidet über das Maß der Verteilung der Vorsteher der Ortsbehörde, der Isspràwnik, dessen Wohlwollen zu erringen für die Verbannten die wichtigste Angelegenheit ist; denn von dem Isspràwnik hängt es schließlich ab, ob der Zwangsaufenthalt einigermaßen erträglich oder zu einer wahren Hölle auf Erden werden soll; seine Ansicht, die er höheren Ortes mitteilt, ist für die Beendigung wie auch für die fortwährende Verlängerung der Verbannung maßgebend.

So furchtbar hart nun diese Lage der politischen Verbannten auch mit Recht erscheint, so ist sie doch eine beneidenswerte zu nennen im Vergleiche zu der, in welcher sich die zu den Jakuten Verbannten befinden. Kennan, der berühmte amerikanische Schilderer Sibiriens und der Zustände der nach Sibirien Verbannten, sagt nicht mit Unrecht von dieser Strafe, daß sie härter sei als die Fesselung eines Menschen an den Schweif eines wilden Rosses, das mit der Peitsche fortgetrieben wird. Die Personen, welche die Regierung dieser furchtbarsten aller Maßnahmen unterwirft, müssen in den Hütten der gänzlich unkultivierten Jakuten leben, sie müssen ihre Speisen genießen, das Lager mit ihnen teilen. Hunderte von Meilen von dem letzten Dörfchen und kleinsten Weiler entfernt, den die Kultur errichtet hat, unfähig, sich ihren Aufsehern verständlich zu machen, deren geistige Entwicklungsstufe die der Nomaden ist, auf Schritt und Tritt von dem mißtrauischen Späherauge ihrer Wächter begleitet, ohne das Auge eines gebildeten Menschen zu sehen, ohne seine Stimme zu hören, verbringen sie endlose Tage und Nächte in schaurigster Einsamkeit. Die Leiden des gefesselten Prometheus waren nicht größer, wie die ihren, und wenn etwas die Schwere derselben vermehren kann, so ist es das Bewußtsein, diese grausame Behandlung nicht verdient zu haben. Denn zu den Jakuten wurden unter Alexander III. Personen verbannt, welche lediglich den Huldigungseid verweigert hatten.

Nikolaus II., der neue Zar, soll die Absicht haben, die Verbannung auf administrativem Wege zu beseitigen; welche Tragweite ein Ukas dieses Inhaltes hätte, braucht nach dem soeben Gesagten nicht ausgeführt zu werden. Die ganze civilisierte Menschheit würde erleichtert aufatmen, wenn dieses fluchwürdige System der Vergangenheit angehörte! N.

Im Berliner Residenz-Theater wird gegenwärtig eine neue Pariser Posse „Fernand's Ehekontrakt“ von Feydeau gegeben, die alles überbietet, was die französischen Schwankfabrikanten dem Publikum bisher vorgesetzt haben. Heinrich Hart schreibt darüber in der „T. R.“: Auf der Bühne tummelte sich ein fröhliches Völkchen von — Dirnen und Zuhältern. Und die behäbigen Bürger, die idealen Aristokraten jubelten dem Widerwärtigsten, was sich je auf die Bühne gewagt hat, mit einer Begeisterung zu, als ob ein Taumel sie gepackt. Verwunderlich ist allerdings solch ein Taumel nicht; von dem Stück geht ein Dunst betäubender Pikanterie, cynischer Frechheit aus, wie von

einer Lohgerberei Gestank. Eine Dirne mit wildem Sinnlichkeitsrausch, ein hübsches Weib, das sich aus- und anzieht, ein Held, der den ganzen dritten Akt hindurch in Hemd und Unterhosen herumläuft, Gespräche von einer Deutlichkeit, wie sie nur in Nachtcafés üblich sind, — das alles giebt ein Gemisch, wie es so nervenkitzelnd auch das Residenztheater bisher noch nicht geboten. Stücke wie „Charleys Tante“ und „Fernands Ehekontrakt“ zerstören Höheres als das, was gemeinhin Moral genannt wird; sie unterwühlen alle innere Schamhaftigkeit, sie untergraben jenes seelische Feingefühl, das in allem Ethischen und Ästhetischen den sichersten Wertfinder und Wertmesser ausmacht, das allein zur höchsten Menschlichkeit erzieht. Man wird dereinst vielleicht eine gelungene Geschichtssatire dorin sehen, daß gerade in den Tagen der Umsturzvorlage „Fernands Ehekontrakt“ gespielt und bejubelt wurde. Hauptmann's „Weber“, ein Drama, das die Gemüter aufrüttelt, den Ernst der Zeit zu empfinden und Selbsteinkehr zu halten, das wird als ein Verbrechen gegen die Gesellschaft verfehmt. Gegen „Fernands Ehekontrakt“ aber hat kein Ordnungswächter etwas einzuwenden; es greift ja die äußere Ordnung nicht an, — was liegt an der inneren?

„Das Liebeskonzil, eine Himmelstragödie in fünf Aufzügen von Oskar Panizza“ (Zürich, J. Schabelitz, 1894), wurde am 11. Januar in München vom Staatsanwalt in den dortigen Buchläden beschlagnahmt und der Autor vor den Untersuchungsrichter citiert. —

Der „Zuschauer“, 1894, Heft 23/24, wurde hoch oben im Norden, in Hamburg, wegen eines Aufsatzes „Die Wallfahrt nach Andechs“ von Oskar Panizza, worin die Wallfahrer-Sitten, -Gebräuche und -Anschauungen der bayrischen Bevölkerung tief drunten im Süden, am Ammersee, wahrheitsgetreu auf Grund eigener Beteiligung an der Wallfahrt geschildert werden — obwohl diese Schilderung der betreffenden geistlichen Behörde in Bayern bisher keinen Anlaß zur Erhebung einer Klage gegeben — beschlagnahmt, und der Verfasser auf Grund oberstaatsanwaltschaftlicher Weisung in Hamburg zunächst in München kommissarisch vernommen. —

Berichtigung. In Oskar Panizzas Besprechung von Bierbaums Gedichtsammlung „Nemt, Frouwe, disen Kranz“ hat ein jedenfalls „denkender“ Setzer den Autor in nicht gerade glücklicher Weise verbessert. Es steht nämlich dort (Januarheft 1895, Seite 119, Sp. 2, Z. 24 v. o.) zu lesen: „Aber er (Bierbaum) hat einen einzigen, süßen Gedanken in seiner Brust, eine Schalmei u. s. w.“ Nun ist es aber gewiß unrecht, von Otto Julius zu behaupten, daß er nur einen einzigen Gedanken in der Brust trage, wenn dieser noch so süß sein mag. Panizza hat das auch gar nicht behauptet, denn im Manuskript lautet die Stelle: „Aber er hat einen einzigen süßen Glockenton in seiner Brust, eine Schalmei u. s. w.“ Das läßt sich schon eher hören. — Zugleich sei noch bemerkt, daß die Sammlung „Nemt, Frouwe, disen Kranz“ nicht als eine lyrische Auswahl früher veröffentlichter Gedichte anzusehen ist, da die Mehrzahl, drei Fünftel davon neu sind. *

Bibliographie.

Bei der Schriftleitung der „Gesellschaft“ sind vom 15. Dezember bis zum 15. Januar folgende Werke eingegangen:

Lilli Arber: Totentanz. Drama in einem Akt (München, Verlagsanstalt Dr. Haas). — Pereat Amor! Novellen (ebenda). — Suzon (ebenda).

Wilhelm Emanuel Backhaus: Sittliche oder ästhetische Weltordnung? Eine Abhandlung. (Braunschweig, Albert Limbach, 1895.)

E. Bernstein und K. Kautsky: Die Geschichte des Sozialismus in Einzeldarstellungen. Erster Band: Die

(Vorläufer des neueren Sozialismus. (Stuttgart, J. H. W. Dietz.)

Oscar Bie: Zwischen den Künsten. Beiträge zur modernen Ästhetik. (Berlin, S. Fischers Verlag.)

Otto Bütow: Die Weltordnung. I. Band. Geburt und Jugend der Menschheit. (Braunschweig, Albert Limbach, 1894.)

Dora Dunker: Goldfliege. Berliner Sittenroman. (Berlin W., F. Fontane & Co.)

A. von der Elbe: Die jüngeren Prinzen. Roman. (Berlin, Verlag des Vereins der Bücherfreunde.)

Wilhelm Feldmann: Die schöne Jüdin. Eine sozial-psychologische Skizze. Aus dem Polnischen übersetzt von Sylvester Wiznerowicz. (Amsterdam, Aug. Dielmann.)

Caesar Flaischlen: Martin Lehnhardt. Ein Kampf um Gott. Fünf Scenen. (Berlin W., F. Fontane & Co.)

Hugo Gerlach: Die vom Hinterhaus. Novellen (ebenda).

Fritz Gertsch: Disziplin oder Abrüsten? (Bern, Goepper & Lehmann.)

Hans Graßberger: Ein neues Novellenbuch. (Dresden, Leipzig und Wien, E. Piersons Verlag.)

Rud. Heinr. Greinz: Christus und die Armen. Eine geharnischte Streitschrift. Heft 5 der „Deutschen Volksschriften", herausgegeben v. R. H. Greinz. 3. Aufl. (Neuwied u. Leipzig, August Schupp.)

Hugo Grothe: Menschen. Handlung in einem Vorgang. Dresden u. Leipzig, E. Piersons Verlag.)

Margarethe Halm: Frau Holdings Herz. Die Geschichte einer Familie (ebenda).

Victor Hardung: Die Wiedertäufer in Münster. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. (Glarus, Vogel.)

Carl Benedict Hase: Briefe von der Wanderung und aus Paris. Herausgegeben von O. Heine. (Leipzig, Breitkopf & Härtel.)

Wilhelm Hegeler: Und alles um die Liebe. Aufzeichnungen eines Philologen. (Berlin W., F. Fontane & Co.)

Rich. Heine: Qualm! Studentenhumoresken. (Dresden u. Leipzig, E. Piersons Verlag.)

August von Heyden: Jury und Kunstausstellungen. Separatabdruck aus d. deutschen Revue. (Berlin W., F. Fontane & Co.)

F. W. Higginson: Die Frauenfrage und der gesunde Menschenverstand. Aus dem Engl. übers. von Eugenie Jacobi. (Neuwied u. Leipzig, August Schupp.)

Leo Hildeck: Mittagssonne. Roman. (Dresden u. Leipzig, Heinrich Minden.)

Ella Hruschka: Mira. Eine erzählende Dichtung aus den Meraner Bergen. (Dresden u. Leipzig, E. Piersons Verlag.)

J. P. Jacobsen: Niels Lyhne. Aus dem Dänischen von M. Mann. (Paris u. Leipzig, Verlag von Albert Langen.)

Henrik Ibsen: Klein Eyolf. Schauspiel in drei Aufzügen. (Berlin, S. Fischer.)

A. von Krane: Von der Palette. Allerlei Lustiges, Trauriges und Boshaftes aus dem Malerleben. (Stuttgart, Levy & Müller.)

Eberhard Kraus: Germanenblut im Osten. Erzählungen und Skizzen. (Dresden u. Leipzig, E. Piersons Verlag.)

Eugen Kühnemann: Herders Leben. (München, H. Becksche Verlagsbuchh., Oskar Beck.)

La Mara: Briefe an August Röckel von Richard Wagner. (Leipzig, Breitkopf & Härtel.)

Paul Lanzky: Auf Dionysospfaden. Gedichte. (Leipzig, Rob. Claußner.)

Hanns Leonhardt: Der eigene Richter. Schauspiel in 4 Akten. (München, Max Wohlfart.)

Rudolf Lothar: Der Wunsch.

Ein Märchenspiel in Versen. (Breslau, S. Schottländer.)

Martin Maack: Eine neue Zeit. Schauspiel aus der Reformationszeit, in 4 Akten. (Leipzig, Rob. Claußner.)

Carl Marfels: Die wahre Ursache der schlechten Zeiten. Fünf Abhandlungen. (Berlin W., W. H. Kühl.)

Marie L. F. Mohr: Die öffentliche Meinung. Roman. (Chemnitz, B. Richters Verlag.)

Ferdinand Neubürger: Rußland unter Kaiser Alexander III., sowie Politik und Aufgaben Nikolaus II. (Berlin, M. Driesner.)

Anna Nitschke: Zur Pflege des Familiensinnes. Vortrag. (Guhrau b. Breslau, Max Lemke.)

O. O.: Sibirische Erzählungen. (Leipzig, Dunker & Humblot.)

Adolf Paul: Ein gefallener Prophet. (Paris u. Leipzig, Albert Langen.)

J. Pavlowsky: Aus der Welthauptstadt Paris. Autorisierte Übersetzung a. d. Russischen. (Ebenda.)

Georges Polti: Les trente-six situations dramatiques. (Paris, Edition du „Mercure de France".)

Marcel Prevost: Pariserinnen. Autorisierte Übersetzung a. d. Französischen von A. L. (Paris u. Leipzig, Albert Langen.)

Heinrich Pudor: Französische Reiseskizzen. (Leipzig, Heinrich Pudor [C. Fr. Fleischer].)

Elisabeth zu Putlitz: Gustav zu Putlitz. Ein Lebensbild, aus Briefen zusammengestellt und ergänzt. I. und II. Teil. (Berlin, Alexander Dunker.)

Léon Riotor: Les Raisons de Pascalin. Heft 1—4. (Paris, Edition du „Mercure de France"). — Sur deux Monarques. Des lettres. (Paris, Librairie de la Plume.)

Herm. Schreyer: William Shakespeare. Schauspiel in 5 Aufzügen. (Leipzig, Otto Schmidt.)

Schulte vom Brühl: Künstler, Kritik und Publikum. Heft 4 der „Deutschen Volksschriften" herausgegeb. von R. H. Greinz. (Neuwied u. Leipzig, August Schupp.)

H. Steinitzer: Honos. (Dresden u. Leipzig, E. Piersons Verlag.)

A. Vogel vom Spielberg: Das Recht der Lebenden. Roman. (Wien, Verlag der Litterarischen Gesellschaft.)

Johannes Volkelt: Ästhetische Zeitfragen. Vorträge. (München, C. H. Becksche Verlagsbuchh., Oskar Beck.)

Ernst von Wolzogen: Daniela Weert. Schauspiel in 4 Akten. (Berlin, F. Fontane & Co.)

Arthur Zapp: Der neue Don Quixote. Roman. (Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag.)

Fedor von Zobeltitz: Der kleine Pastor und andere Novellen (ebenda). — Ohne Geläut. Schauspiel in 5 Aufzügen (ebenda).

☛ Wir bitten sämtliche Manuskript-, Bücher- etc. Sendungen ausschließlich an den Verlag der „Gesellschaft":

Wilhelm Friedrich, Verlagsbuchhandlung in Leipzig,

zu richten.

Redaktion und Verlag der „Gesellschaft".

Verantwortliche Leitung: Hans Merian in Leipzig.
Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. Druck von Carl Otto in Meerane i. S.

Paul Maria Lacroma



Darwinismus und Sozialismus.

Von Heinz Starkenburg.

(Breslau.)

Der Widerstand der Bourgeoisie gegen den andrängenden Sozialismus hat im Lauf der Jahre so ziemlich jede denkbare Gestaltung angenommen. Zuerst versuchte sie ihn zu ignorieren, doch die wachsende Gefahr zwang zu seiner Beachtung; dann versuchte sie, ihn durch Lüge, Verleumdung und Karikierung zu diskreditieren, aber die stetig zunehmende Menge seiner Anhänger fand ihn weder lächerlich, noch abschreckend; dann versuchte sie, ihn mit brutaler Gewalt zu unterdrücken, machte aber die böse Erfahrung, daß sie selber dabei den Kürzeren zog; jetzt endlich scheint sie das erlösende Zauberwort gefunden zu haben: „Bekämpfung mit geistigen Waffen" heißt der neueste Schlachtruf und — die letzte Hoffnung der angstzitternden Hüter der „Religion, Ordnung und Sittlichkeit"; und alles, was an Geistesschätzen in der Rumpelkammer aufzufinden ist, wird nun ans Tageslicht geholt und blank geputzt und angeschaut, ob sich daraus nicht ein Schwertlein schmieden ließe zum letzten Aufgebot für Thron und Altar gegen die „modernen Vandalen". Aber ach, sie sind nur allzu stumpf und rostig geworden, und eine nach der anderen versagt den Gebrauch. Die Kirche? Die fängt schon lange keine Seelen mehr; das Volk, dem die Religion erhalten werden soll, besitzt erst keine mehr, die erhalten werden könnte. — Die Sozialökonomie? Sie beweist so sonnenklar, daß das Eigentum heilig, der Klassenstaat notwendig, das Los der Arbeiter glücklich, der Sozialismus eine Utopie ist; nur schade, man glaubt ihr nicht, und ihre eigenen Schüler desertieren haufenweis ins feindliche Lager, von Adolf Wagner und seinen staatssozialistischen Kollegen an bis zum „Sozialpolitischen Centralblatt"

und den ganz Radikalen. — Die Ästhetik gar sollte helfen: man appellierte an die „ihrem Wesen nach notwendig aristokratische Kunst“, um alle, die noch einen Funken von Ehrfurcht vor ihr hätten, abzuschrecken von dem Gleichheits-Moloch des Zukunftsstaates, in dem es kein Talent und kein Genie mehr geben könnte, sondern nur noch individualitätslose Fabrikarbeiter. Aber ein Hauptmann schrieb die Weber und ein Uhde übersetzte das Evangelium ins Proletarische, die misera contribuens plebs drängt sich auch hier in den Vordergrund. Da — in ihrer höchsten Not — entsann die ehrenwerte Bourgeoisie sich eines Helfers in der Not, eines Mannes, den sie bisher nicht minder verabscheut und verlacht hatte, als die Nachfolger von Marx und Lassalle; sein Schatten wird heraufbeschworen: „Samiel, hilf!“ und — Charles Darwin steigt aus der Versenkung. Und in der That, es scheint zu helfen; mit jedem Monat mehren sich die Geisteskämpfer — meist einseitig gebildete Naturwissenschaftler, die von der politischen Ökonomie keine Ahnung haben*), oder geistreichelnde Übermenschlein von Journalisten, die von beiden Disziplinen gleich wenig verstehen und sich deshalb für berufen halten, über beide zu sprechen —, der ordnungsliebende Bürger seufzt erleichtert auf, ein neues Schlagwort ist gefunden, und Darwin feiert neue Triumphe. — Da scheint es denn doch angebracht zu sein, einmal ein ernstes Wort zur Sache zu reden.

Zunächst und vor allen Dingen müssen wir es für durchaus ungerechtfertigt erklären, Lehrsätze und Methode einer Disziplin ohne eingehende kritische Untersuchung auf eine beliebige andere zu übertragen, zumal, wenn diese so himmelweit verschieden sind wie Biologie und Ökonomie. Was würde man sagen, wenn wir den Spieß einmal umkehrten und Lehren der Nationalökonomie auf naturwissenschaftliche Fakta anwenden wollten?! Wie paßt z. B. das Benehmen der Ameisen, die Blattläufe als „milchende Kuh“ zu behandeln, zu dem Prinzip: „Die regelmäßige Benutzung fremder Leistungen ohne oder ohne genügenden Entgelt setzt wirtschaftliche Abhängigkeit oder persönliche Unfreiheit voraus?“ Ich glaube, ein derartiges Beispiel zeigt schon die ganze Lächerlichkeit jener Methode; wir wollen aber nicht einen Kampf mit Beispielen führen, sondern dem Streitpunkt logisch auf den Grund gehen. Zu dem Zwecke müssen wir ausführen, was sich alle jene Männer, die den Darwinismus irgendwie gegen den Sozialismus ausspielen, sich niemals klar gemacht haben, daß die ganze Vergleichung des Darwinschen Struggle for life mit dem sogenannten Konkurrenzkampf unserer heutigen (NB. seit kaum 300—400 Jahren

*) Der neueste Jünger dieser Observanz ist ein praktischer Arzt, Dr. Plötz, der sich im Oktoberheft der „Freien Bühne“, jetzt „Neuen Deutschen Rundschau“, als Sozialistentöter produziert. — Wenn das am grünen Holz geschieht . . .! Aber man sieht, Professor Ziegler macht Schule.

überhaupt bestehenden) kapitalistischen Verkehrswirtschaft ein poetisches Bild, und noch dazu ein äußerst schiefes, oberflächliches ist. Die Unterschiede zwischen beiden sind so mit Händen zu greifen, daß die ganze Oberflächlichkeit des Ignoranten, die ganze Angst vor dem roten Gespenst dazu gehört, sie zu übersehen, und daß es völlig genügt, hier nur auf folgende wichtigsten Momente aufmerksam zu machen.

1. Während es sich bei dem biologischen Kampf ums Dasein der niederen Organismen lediglich um die Befriedigung zweier Bedürfnisse: des Hungers und des Geschlechtstriebs handelt, bedarf der Mensch nicht nur materieller Güter, zu denen aber neben Nahrung und Geschlechtsbefriedigung noch viele andere hinzukommen, wie Wohnung, Kleidung, Heizung, Beleuchtung ꝛc., sondern auch geistiger und seelischer, und zwar in desto größerer relativer Ausdehnung, je höher sich das Kulturniveau hebt; und für sämtliche Arten von Bedürfnissen heischt er nicht nur zum Leben ausreichende Befriedigung, wie Tier und Pflanze, sondern qualifizierte, verfeinerte und mit der kulturellen Entwicklung stets raffinierter werdende.

Daraus folgt, daß die Aufhebung des Kampfes ums nackte Leben noch lange nicht auch die Aufhebung jeder Konkurrenz involviert. Man könnte sich beispielsweise sehr wohl eine sozialistische Gesellschaft vorstellen, in welcher einem jeden Mitglied auf kommunistischem Wege eine genügende sorgenfreie materielle Existenz gesichert wäre (prinzipiell ist dies nach unserem Armenrecht schon jetzt der Fall), darüber hinaus aber, d. h. zur qualifizierten Befriedigung der Bedürfnisse und zur Befriedigung der qualifizierten Bedürfnisse, der heutige Konkurrenzkampf weiter bestände. Wäre dies aber auch nicht der Fall, gelangten wir selbst zum radikalen Kommunismus, wo alle und jede Produktion in die gemeinsame Kasse geschähe, so wäre erstens einzuwenden, daß, wie allgemein bekannt und in jeder alltäglichen Angelegenheit von neuem zu konstatieren ist, die Resultate einer auf ideellen Motiven basierenden Produktion (Pflichtgefühl, Standesehre, Schaffensfreude, Ruhmbedürfnis, Streben nach Anerkennung ꝛc.) bei weitem höher stehen, als die einer Produktion aus materiellen Motiven (Unfreiheit, Abhängigkeit, Hungerpeitsche ꝛc.) — der moralische Zwang leistet stets mehr als der physische —, zweitens, daß das Verteilungsprinzip noch immer genügende Möglichkeit böte, durch Berücksichtigung der persönlichen Anstrengung oder Leistung die Konkurrenz trotzdem aufrecht zu erhalten.

2. Während die tierisch-pflanzlichen Organismen absolut außer Stande sind, Quantität oder Qualität ihres Existenzbedarfs irgend wie zu beeinflussen, und deshalb ihr Leben nur auf okkupatorischem Wege fristen können, besitzt der Mensch die

Fähigkeit, die ihm notwendige Gütermenge durch technische Beherrschung der Natur seinem Bedarfe anzupassen.

Die ganze Welt- und Kulturgeschichte ist in erster Linie nichts als eine stetige „Ausweitung der Nahrungsmittelquellen" (Engels), auch der Übergang zum Sozialismus ist nur ein weiterer Schritt auf diesem Wege, insofern die kollektivistische Produktionsweise ergiebiger ist als die kapitalistische, und daß dieser Weg einmal ein Ende haben muß, ist trotz aller Einwendungen ängstlicher Gespensterseher bisher von der Theorie noch nie bewiesen, von der Praxis schon oft widerlegt worden.

Während also das okkupatorisch genießende Tier bei einer Einengung der Nahrungsmittel subjektiv keine andere Möglichkeit sein Leben zu fristen hat, als durch (direkte oder indirekte) Vernichtung seines Genossen, kann der produktiv genießende Mensch dies durch Erhöhung seiner produktiven Thätigkeit, und während das auf Beute gehende Tier objektiv überhaupt kein Mittel hat, seine Nahrungsmittelquellen zu erweitern oder intensiver auszubeuten, ist der kooperativ, gesellschaftlich arbeitende Mensch hierzu im Stande durch gemeinsame, planmäßige Umbildung seines Wirtschaftslebens. Der Übergang zum Sozialismus hebt also nicht die Konkurrenz der Individuen oder gar der Rassen auf, sondern er wird im Gegenteil zu einer Waffe in diesem Kampfe, indem diejenigen menschlichen Gemeinschaften, in denen der Sozialismus zuerst zum Durchbruch gelangt, dadurch, daß er eine bedeutende Erhöhung der Volksdichtigkeit und Volkstüchtigkeit erzeugt, ihre Konkurrenten notwendiger Weise kulturell gewaltig überflügeln müssen. Insofern ist der Kampf für den Sozialismus Postulat eines wahrhaftigen und modern denkenden Patriotismus.

3. Das Stadium der Menschheit, wo auch nur der materielle Kampf ums Dasein zwischen Individuen und Rassen durch die persönliche (resp. ethnologische) physische Tüchtigkeit entschieden wurde, liegt längst hinter uns; ersteres, seitdem an die Stelle der Blutrache und des Fehderechts ewiger Landfriede und Civilgerichtsbarkeit getreten sind, letzteres, seitdem der Besitz der technisch vollkommensten Waffen, ihre geschickte Handhabung, die Führung der Massen und Leitung des Gefechts — d. h. lauter intellektuelle Momente — zu dem allein entscheidenden Faktor in der Schlacht geworden sind, vorausgesetzt, daß die Rassenkämpfe der Zukunft überhaupt noch mit dem rückständigen Mittel der Mordwaffe ausgefochten werden.

4. Die alte malthusianische Hypothese, die angeblich Darwin zu seiner Theorie geführt hat, von der Disharmonie des Selbsterhaltungs- und Arterhaltungstriebes und ihren Wirkungen, ist nicht nur selbst falsch, sondern beruht auch auf den falschen Prämissen, daß beim Menschen (wie vielleicht beim Tiere) Fortpflan-

zung und Geschlechtstrieb konstante Größen sind, in konstantem Verhältnis stehen und sich wie einfache Wirkung zur einfachen Ursache gegenüber stehen.

Es ist somit ein Irrtum, zu glauben, die Fortpflanzung richte sich beim Menschen nach den vorhandenen Existenzmitteln, somit der ökonomischen Lage. Damit wird auch die Annahme hinfällig, daß unter dem konkurrenzwirtschaftlichen System eine geschlechtliche Zuchtwahl, durch die dabei notwendige ökonomische Basis der Ehe, stattfinde. Die Vertreter dieser Ansicht raisonnieren folgendermaßen: Im wirtschaftlichen Konkurrenzkampf haben die tüchtigeren Exemplare der Rasse die besten Chancen des Erfolges, sie kommen allein oder wenigstens früher dazu, eine Ehe zu schließen und Kinder zu erzeugen, auf welche sie ihre Eigenschaften vererben; somit steigert die freie Konkurrenz die Rassentüchtigkeit, während der Sozialismus, der jedem die Existenz sichert und damit die Ehe ermöglicht, sie untergräbt. Dies Raisonnement ist von A bis Z falsch. Erstens siegen im Konkurrenzkampf nicht die Besten, d. h. die körperlich und geistig besonders Tüchtigen, sondern die Best-Angepaßten, d. h. unter kapitalistischen Wirtschaftsverhältnissen die Gewissenlosen, die vom Glück Begünstigten, die rücksichtslosen Geldegoisten. Nach jener Theorie stiege körperliche Tüchtigkeit und geistige Beanlagung genau proportionell der Schwere des Geldbeutels, und die Kinder unserer Börsenjuden, unserer Millionenkönige wären die herrlichsten Exemplare der Rasse. Zweitens wird stillschweigend angenommen, daß jedermann, sobald er eine Familie ernähren kann, heiratet, ja mehr noch, daß dieses wirtschaftliche Kriterium für sämtliche Glieder der Gesellschaft identisch ist. Daß der Proletarier mit 800 Mark zu heiraten im Stande ist, während der Assessor oder Leutnant mit 800 Thalern Einkommen zu arm dazu ist, wird ignoriert; ebenso daß der Proletarier, der mit 20 Jahren event. mehr verdient als mit 40, durchschnittlich mit 21 Jahren ehelicht, der Beamte, dessen Gehalt mit den Jahren steigt, gut 10 Jahre später.

Wer sich im Leben umsieht, muß vielmehr zu der Erkenntnis kommen, die ihm jede Bevölkerungsstatistik bestätigt, daß im schärfsten Widerspruch mit jener angeblich Darwinschen Theorie heute grade die in guter ökonomischer Lage lebenden oberen Stände sich dauernd unterzeugen, während die in größtem wirtschaftlichen Elend befindlichen Schichten des Proletariats sich am stärksten vermehren, und daß dies sogar ein Charakteristikum grade der kapitalistisch-konkurrenzwirtschaftlichen Epoche ist, wie Karl Marx in seiner Theorie von der industriellen Reservearmee nachweist.

5. Die Waffen endlich, mit denen im Konkurrenzkampf um die wirtschaftliche Existenz gefochten wird, sind nicht organischer Natur, wie im biologischen Kampf ums Dasein, nicht — oder zum kleinsten Teil — persönliche körperliche oder geistige Eigenschaften, die das

Individuum auf seine Nachkommen überträgt, sondern selbständige Sachgegenstände (Kapitalien, Produktionsmittel, Monopole), die, ohne in irgendwelchem inneren Zusammenhang mit der Person ihres derzeitigen Besitzers und Nutznießers zu stehen, dauernd ihre Zusammensetzung, Quantität, Qualität, Nutzwert wechseln und verändern, sei es durch die mannigfachen Zufälle des Wirtschaftslebens, wie Krisen, Konjunkturen, Erkrankung, Stellenlosigkeit, Mode u. s. w., sei es gar durch die Thatsache der Vererbung selbst, insofern sie nicht physiologischen, sondern juristischen Normen unterliegen. —

Es könnte nicht schwer fallen, noch weitere Beweispunkte für die Unhaltbarkeit des von uns bekämpften Vergleiches ausfindig zu machen, doch scheint uns, daß bereits die angeführten Momente diesen Zweck reichlich erfüllen. Wer sich diese unabweisbaren Thatsachen einmal klar gemacht und in ihre Konsequenzen verfolgt hat, muß unseres Erachtens die Überzeugung gewinnen, daß jede Exemplifikation von den Vorgängen im Reiche der organischen Natur auf die Erscheinungen unseres modernen Wirtschaftslebens als irreführende Mystifikation a limino zurückzuweisen ist. Wenn wir dem einmal berührten Gegenstand noch einige Worte widmen, so geschieht das, um den Sozialismus auch positiv noch in Schutz zu nehmen gegen die von gleicher Seite erhobene Behauptung, daß seine allseitige Durchführung gleichsam die menschliche Entwicklung abschließen müsse, sofern sie den treibenden Faktor des ökonomischen Egoismus unterbinde, daß eine eigentliche Höherzüchtung des Individuums, der Rasse, des menschlichen Typus überhaupt nicht mehr möglich sei, sofern die Menschheit damit aufhöre, ein System von Selektionserscheinungen zu sein. Wir sehen davon ab, daß die sonderbaren Schwärmer, die diese Anschauung vertreten, konsequent auch die Errungenschaften unserer Heilwissenschaft verwerfen müßten, denn zweifellos unterbindet dieselbe den selektorischen Einfluß der ungehindert auf die biologische Beschaffenheit des Menschen einwirkenden Natur, daß sie mit Rousseau die Umkehr zu einem Naturzustand, d. h. einem tierischen Leben predigen müßten, bei dem wohl nur ein geringer Bruchteil der civilisierten Menschheit das neue Jahrhundert erleben würde, daß sie noch nicht dargethan haben, warum sich denn die Menschheit bis zur Entstehung unseres Wirtschaftssystems, will sagen bis etwa zum 16. Jahrhundert unserer Zeitrechnung, so tüchtig entwickelt habe. Die Hauptsache ist: Sie übersehen vollständig, daß die wirtschaftliche Konkurrenz nur ein und lange nicht einmal das wichtigste Motiv ist, das den Menschen zur Thätigkeit, zur Weiterarbeit an sich und somit an der Rasse und der Menschheit treibt. Auch wenn man sie von der Erde vertilgt, wird die Menschheit nicht auf dem heutigen Standpunkte stehen bleiben, denn die Zuchtwahl der

Individuen und die Entwicklung der Gesamtheit ist ewig, unvertilgbar, nur die Mittel derselben ändern sich im Laufe der Zeiten durch Anpassung an den besonderen Kulturstandpunkt ihres Objekts. Wie überall die Tendenz herrscht, die rohe Kraft der Muskelarbeit durch planmäßige zwecksetzende Hirnthätigkeit zu ersetzen — es liegt etwas Wahres in der Hegelschen Definition der Weltgeschichte als der Selbstentwicklung des Geistes vom Unbewußten zum Bewußten, von der Unfreiheit unter dem Gesetz zur Freiheit im Gesetz — so ist auch die Höherbildung des homo sapiens, die Züchtung des „Übermenschen" aus einer Thatsache zu einem Problem geworden, aus einer unbeabsichtigten Wirkung mechanisch thätiger Naturkräfte zu einem Ziel bewußten menschlichen Strebens. Wir brauchen die grausame Auslese der blind wirkenden äußeren Natur nicht mehr, weil die Erkenntnisse der modernen Naturwissenschaft, weil Medizin und Hygiene uns die Lebensbedingungen des menschlichen Organismus kennen gelehrt haben, weil die Errungenschaften der modernen Naturwissenschaft uns die Mittel an die Hand gegeben haben, die Stoffe und Kräfte der äußeren Natur selbstthätig zur Züchtung unserer Spezies zu zwingen ohne die rohen und vielfach zweckverfehlenden Begleiterscheinungen der natürlichen Zuchtwahl durch Klima, Nahrung und — Zufall. Wir brauchen die grausame Auslese des Krieges nicht mehr, weil die Erkenntnisse der modernen Sozialökonomie uns in Stand setzen, die relative Überspannung der Volksdichtigkeit — die regelmäßige letzte Basis aller Kriege — bewußt und planmäßig auf wirtschaftspolitischem Wege zu heben durch Weiterentwicklung eines veralteten, seine Schranken sprengenden Wirtschaftssystems. Endlich aber ignorieren jene Theoretiker eine Erscheinung, der sich unseres Erachtens kein denkender Mensch verschließen kann: nämlich die der intensiv zunehmenden Bedeutung, welche die geschlechtliche Zuchtwahl — Sitte, Recht und Form des sexuellen Verkehrs — mit der Zunahme der Civilisation erhält, die, im Reiche der niedrigen Organismen fast verschwindend, im Tierreiche nur sekundär thätig, mit der civilisatorischen Entwicklung der Menschheit einen immer höheren Einfluß ausübt und vielleicht berufen ist, die natürliche Zuchtwahl einmal gänzlich abzulösen. Einen deutlichen und charakteristischen Maßstab für diese Entwicklung giebt die stetig steigende Beachtung und Hochschätzung, welche der Institution der Ehe und der Persönlichkeit des Weibes mit dem zunehmenden Verständnis ihrer hohen Bedeutung für das Wohl der Gesamtheit im Lauf der Geschichte zu teil geworden ist, eine Entwicklung, die sich in der Gegenwart ihre letzte und höchste Stufe zu erklimmen anschickt. Was für eminente selektorische Einwirkung dieser Faktor auf die Gestaltung des menschlichen Typus ausüben kann, läßt uns eine früheren Zeiten unbekannte

psychologische Erscheinung neusten Datums ahnen: die persönliche Geschlechtsliebe. Ich sage „ahnen“, denn heute, wo das Weib eigentlich noch keine Persönlichkeit außerhalb seiner Geschlechtseigenschaften und äußeren physischen Beschaffenheit besitzt, wo selbst beim männlichen Geschlecht der Begriff der Individualität noch nicht allzu alt ist und seine grundsätzliche Bedeutung gegenüber dem Ewig-Normalen noch unter bitteren Kämpfen zu verteidigen hat, wo in ganzen großen Kreisen des Volkes jene seelische Verfeinerung, die Vorbedingung einer echten persönlichen Liebe, noch nicht eingetreten, und das Gros der Menschheit zur freien Liebesehe noch gar nicht fähig ist, während der bevorzugten Minorität die Bethätigung dieser ihrer Übernormalität unmöglich gemacht ist, — da ist die persönliche Liebe als natürliche Basis der Ehe wohl ein schöner Zukunftstraum, aber nicht eine allgemeine Thatsache, mit deren Vorhandensein oder gar mit deren Folgen und Wirkungen wir schon irgendwie rechnen könnten. Daß dieselbe zur vollen Entfaltung kommt, ist vor allem erst unter wirtschaftlichen Verhältnissen möglich, die dem Einzelnen seine materielle Existenz ohne weiteres sichern, und nicht mehr wie heute die ökonomische Lage zur Basis der Ehe machen und dadurch meist selektorisch im schlechten Sinne wirken. Erst dann kann auch in Recht und Sitte eine zeitreife Lebensauffassung entstehen, die geistig oder körperlich minderwertige Exemplare von der Fortpflanzung ausschließt und die Ehe wahrhaft betrachtet als eine Brücke zum Übermenschen, Anschauungen, die sich in dem Gähren unserer Zeit für den Sehenden deutlich genug vorbereiten*).

Alles dies ignorieren jene Pseudo-Darwinisten völlig; psychologische und ethische Erscheinungen fallen ja nicht in den Gesichtskreis ihres Spezialgebietes. Eben deshalb aber, weil wir wissen, wie einseitig fachwissenschaftlich heutzutage die Bildung unserer meisten Gelehrten leider ist, müssen wir es uns dringend verbitten, daß sie uns in eine Disciplin hereinreden, von der sie ebensowenig verstehen: die Sozialökonomie. Wie außerordentlich bescheiden ihre Fähigkeit zu ökonomischen Urteilen ist, zeigt nicht nur die laienhafte Oberflächlichkeit, mit der sie die wirtschaftliche Konkurrenz und den biologischen Kampf ums Dasein einfach gleichsetzen, sondern in weit höherem Grade noch die rührend naive Annahme, daß der kapitalistische Konkurrenzkampf die Bedeutung einer Zuchtwahl für die Menschheit habe. Sie übersehen, daß die durch ihn geschaffene Auslese, soweit man von einer solchen sprechen kann, heute nicht mehr aristokratisch, sondern kakistokratisch ist, und daß sie in weitaus den meisten Fällen dem durch andere Faktoren des Volkslebens bewirkten Züchtungsprozeß entgegen arbeitet. Wenn ich zwei

*) Vgl. Gerhart Hauptmann „Vor Sonnenaufgang“, „Einsame Menschen“; Henrik Ibsen „Nora“; Bj. Björnson „Ein Handschuh“; Friedrich Nietzsche „Von Kind und Ehe“ (Zarath. I, 98) u. a.

Beete — das eine von schwerem, fruchtbarem, nährendem Humusboden, das andere von dürftigem, trockenem, ausgesogenem Sandboden — mit gleichem Samen besäe, ersteres pflege, begieße, dünge, jäte, letzteres nicht nur vernachlässige, sondern sogar auf jede denkbare Weise am Gedeihen hindere, und dann behaupte, das erzielte Resultat sei Produkt der natürlichen Auslese, so würden sie mich höchstwahrscheinlich auf meinen Geisteszustand hin untersuchen, und doch wäre mein Thun nur das Spiegelbild des ihrigen. Eine rationelle Höherzüchtung kann eben nur stattfinden, wo für alle Individuen die gleichen Chancen des Gedeihens bestehen, sodaß thatsächlich die kulturelle Tüchtigkeit und Brauchbarkeit den Sieg erringt, nicht aber, wenn Hunderte von Talenten, Tausende biologischer Prachtexemplare hinter der Maschine in giftigen Dämpfen verkommen, während zahllose Halbidioten und Todeskandidaten künstlich aufgepäppelt und „mit der ganzen Bildung des Jahrhunderts ausgerüstet" werden.

Es wäre wirklich zu wünschen, daß ein universell gebildeter und fachwissenschaftlich geschulter Mann sich einmal die Mühe nähme, in eingehender und exakt wissenschaftlicher Beweisführung Charles Darwin und mit ihm den „Aristokraten" Friedrich Nietzsche von diesem Fluch der Lächerlichkeit in den Augen der Nachwelt zu befreien*), als ob sie, die beiden modernsten Denker unseres Jahrhunderts, mit der modernsten kulturgeschichtlichen Bewegung unseres Jahrhunderts in prinzipiellem Zwist lägen, als ob nicht vielmehr ihre Erkenntnisse, richtig verstanden, wertvolle Stützen auf idealistischem Gebiete abgäben für die Berechtigung und Notwendigkeit des Geschehens auf materiellem Gebiet; denn in Wahrheit ist für die Züchtung des Übermenschen die sozialistische Gesellschaft als reale Basis ein ebenso notwendiges Postulat, wie umgekehrt diese die Heranzüchtung einer echten Aristokratie der Leistungstüchtigkeit und eine individualistische, heroische Ethik im Sinne Nietzsches aus ihrer Eigenart heraus erzeugen muß.

Doch bis dies geschieht, werden wir es wohl manches Mal noch erleben müssen, daß Darwin-Nietzsche heraufbeschworen wird zum Kampf gegen Karl Marx und seine Jünger. Mögen diese Zeilen wenigstens dazu beitragen, daß es nicht mehr so ganz kritiklos gläubig hingenommen wird, wenn die Errungenschaften ihres Geistes in Schlagworte umgemünzt, ja „umgewertet", seitens der Reaktion als demagogische Dreschflegel geschwungen werden gegen den Segen einer ungehinderten Fortentwicklung unserer Kultur und unseres Volkes!

*) Unsere Hoffnung scheint sich erfüllen zu wollen. Soeben ist bei Heymann, Berlin, erschienen: Professor Enrico Ferri, „Sozialismus und moderne Wissenschaft" (Darwin — Spencer — Marx).



Satisfaktion.

Eine kritische Betrachtung des Duellwesens mit besonderer Berücksichtigung akademischer Verhältnisse.

Von einem alten Couleurstudenten.

I. Einleitung.

Als ich vor nunmehr fünf Jahren die Hochschule bezog, hielt ich es für selbstverständlich, daß der Student so gut wie der Offizier und der Edelmann Duelle annehmen und eine ihm zugefügte Beleidigung mit Blut abwaschen müsse. Da ich während meiner Schulzeit von akademischen Verhältnissen so gut wie nichts erfahren hatte und den Studenten damals nur aus den Bildern der Witzblätter kannte, wo er stets im „Schmucke" vieler Narben prangte, so war ich ziemlich erstaunt zu hören, daß es nicht nur einzelne Studenten, sondern ganze Korporationen gab, die das Duell grundsätzlich verwarfen und unter keiner Bedingung sich dazu bewegen ließen, einen sogenannten Ehrenhandel mit den Waffen auszutragen.

Wie das wohl bei jungen Studenten häufig der Fall ist, fiel es mir nicht ein, über die Sache weiter nachzudenken und zu prüfen, ob jene Leute wirklich so sehr unrecht hätten; es galt mir damals einfach als ein Dogma, daß der Student, wenn er beleidigt worden wäre, den Beleidiger herausfordern müsse.

Weil ich das Bedürfnis hatte, auf der Universität einen engeren Freundeskreis zu finden, und mir die Gelegenheit dazu sich darbot, trat ich in eine schlagende Verbindung ein. Was ich suchte, fand ich dort; denn alle Verbindungsbrüder, die ich allmählich kennen lernte, sind mir liebe Freunde geworden und geblieben. Auch im übrigen verdanke ich dem Verbindungsleben sehr viel Gutes.

Im Punkte der Duellfrage waren wir natürlich alle einer Meinung, und ebensowenig als ich selbst während meines Aktivseins jemals dazu kam, darüber näher nachzudenken, habe ich damals aus dem Munde meiner Verbindungsbrüder eine auch nur einigermaßen objektive Besprechung der Frage gehört. Von den nicht Satisfaktion gebenden Studenten sagten wir damals einfach, sie „kneifen" — dieser ominöse Ausdruck ist jedem akademisch Gebildeten bekannt —, und ich erinnere mich noch lebhaft, wie wir manchmal sittlich entrüstet waren, wenn unser Fechtwart vom Kartelltragen mit der Botschaft zurückkam, der und der habe gesagt, er müsse aus Überzeugung einen Zweikampf verweigern. Daß der Mann dabei noch erklärt hatte,

eine Beleidigung sei von ihm gar nicht beabsichtigt u. s. w. — man hatte sich vielleicht nachts auf der Straße angestoßen —, wurde nicht berücksichtigt. Es galt überhaupt für „unforsch", sich zu entschuldigen, und wenn jemand es that, so nahm man in der Regel an, es geschähe bloß aus Furcht vor einer Mensur und wäre selbstredend nichts als „Kneiferei".

Ich bemerke übrigens, daß es uns streng verboten war, jemanden zu provozieren; ebenso sehr war uns aber auch eingeschärft, auf jede Provokation einzugehen und uns nichts bieten zu lassen. Daß sich jedoch einer irrtümlicherweise provoziert glaubte und dann gegen einen harmlosen Menschen höchst schneidig vorging, kam auch oft vor.

Nach Verlauf von einigen Semestern ging ich als „Inaktiver" auf eine andere Universität. Hier machte ich zuerst die Bekanntschaft von Studenten aus dem anderen Lager und kam infolge meines Studiums mit ihnen vielfach in Berührung. Sie verwarfen den Zweikampf in jeder Gestalt. Mir stiegen jetzt die ersten Bedenken auf, ob denn mein Standpunkt, von dem ich bis dahin keinen Schritt gewichen war, auch in Wahrheit der richtige wäre.

Ich will mich hier von vorneherein dagegen verwahren, daß mir etwa von jenen Leuten die Überzeugung von der Richtigkeit ihrer Ansicht in der Duellfrage beigebracht worden sei. Ich habe mit ihnen vielmals eingehend darüber gesprochen. Einzig und allein die Anregung ging für mich von ihnen aus, über diese Sache nachzudenken und wenigstens den Versuch zu machen, sie möglichst objektiv zu untersuchen. Was ich gedacht, wie ich die Untersuchung geführt habe, und zu welchem Resultate ich dabei gekommen bin, zeigen die folgenden Ausführungen.

II. Philosophische und rechtliche Untersuchung des Duells.

Ich brauche hier wohl nicht zu erörtern, was ein Duell oder ein Zweikampf im modernen Sinne ist. Wer diese Ausführungen liest, wird sich im wesentlichen darüber klar sein.

Fragen wir uns nun, unter welchen Umständen ein Zweikampf entsteht, und welchen Zweck er hat, so lautet die Antwort auf die erste Frage: Der Zweikampf im modernen Sinne kommt fast nur noch in gewissen Kreisen vor und entsteht, wenn ein Angehöriger dieser Kreise die Ehre eines anderen Angehörigen derselben verletzt hat. Die zweite Frage ist nach zwei Seiten hin zu beantworten: Der Beleidiger bezweckt durch den Zweikampf die volle Vertretung der von ihm ausgegangenen Beleidigung mit seiner ganzen Person; und der Beleidigte bezweckt die Wiederherstellung seiner verletzten Ehre.

Daß es schlechthin verwerflich ist, jemandem eine Beleidigung zuzufügen, sieht auch die Mehrzahl der besseren schlagenden Verbindungen ein, denn diese Korporationen verbieten ihren Mitgliedern jegliches Provozieren.

Hat aber dennoch jemand provoziert, so verfahren wiederum die meisten — nicht alle — inkonsequent, indem sie von ihm verlangen, der Beleidigung noch mit der Waffe Nachdruck zu verleihen, Revokation aber ihm gänzlich untersagen. Ist man davon überzeugt, daß es unanständig ist zu provozieren, so muß man doch, im Falle, daß es geschieht, den Fehler, der begangen wurde, zu korrigieren suchen. Ich weiß, daß auch bei einigen schlagenden Verbindungen bester Qualität ein solches Verfahren im allgemeinen geübt wird, andere dagegen sehen es als durchaus „unforsch" an. Es giebt sogar Korporationen, die gar nicht zu wissen scheinen, daß Provozieren etwas Unanständiges ist. Die stehen gewiß sittlich auf einer niederen Stufe.

Ist es also verwerflich, zu beleidigen, so ist es doppelt verwerflich, der Beleidigung noch Nachdruck zu verleihen, indem man sie mit der Waffe vertritt. Die Handlungsweise desjenigen Duellanten, von welchem die Beleidigung ausging, muß als unmoralisch in jeder Hinsicht bezeichnet werden: er ist einerseits bereit, eine Kränkung, die er jemand zugefügt hat, noch zu verstärken, indem er mit ganzer Kraft dafür eintritt, und andererseits hat er die Absicht, dem von ihm Beleidigten neuen Schaden zuzufügen, vielleicht ihn gar seines höchsten Gutes, des Lebens, zu berauben. Oder glaubt man etwa, daß der Beleidiger besonders daran denke, dem Beleidigten Gelegenheit zu geben, die empfangene Beleidigung zu vergelten?

Der Beleidigte hingegen bezweckt durch den Zweikampf die Wiederherstellung seiner verletzten Ehre.

Über die Ehre ist besonders in letzter Zeit viel geredet und geschrieben worden; Philosophen und Dramatiker haben in ihren Werken den Ehrbegriff behandelt. Ich kann nicht umhin, meine Ansicht darüber auseinanderzusetzen, um dann zu untersuchen, ob die Ehre, wenn sie verletzt ist, durch den Zweikampf wiederhergestellt werden kann. Ich definiere die wahre und einzige Ehre als die Selbstachtung, die der edle Mensch besitzt. Ein schlechter Mensch hat keine Ehre, weil er keine Achtung vor sich selbst haben kann, und wem das Erkenntnisvermögen für das Sittliche und wahrhaft Gute fehlt, bei dem ist auch keine Ehre möglich.

Nun wird aber jedem einleuchten, daß diese wahre Ehre eines Menschen unmöglich von einem anderen verletzt werden kann. Seine Ehre kann ein Mensch nur selbst verletzen, dadurch, daß er sich einer schlechten Handlung schuldig macht und somit seine Selbstachtung zerstört.

Weil also die Ehre nicht verletzt werden kann, es sei denn durch uns selbst, so dürfen wir auch, wo sie verletzt ist, keinen zur Rechenschaft ziehen als uns selbst.

Was aber für gewöhnlich als eine Verletzung der Ehre angesehen wird,

ist nichts anderes als eine Verletzung der Gefühle, eine Erregung der Leidenschaften des Zornes, Hasses und der Rachsucht. Und was uns als Wiederherstellung der verletzten Ehre gilt, ist das Gehenlassen dieser unedlen Leidenschaften und eine Konzession an diese. Daß es aber unsittlich ist, unedlen Leidenschaften wie Zorn, Haß, Rachsucht u. a. nachzugeben, lehren nicht nur das Christentum, sondern auch alle anderen edleren Religionen und philosophischen Systeme.

Da jedoch die allermeisten Menschen nicht zu einer vollkommenen Sittlichkeit emporsteigen können, so hat die staatliche Gemeinschaft allerdings das Bedürfnis anerkannt, unter Umständen Zorn, Haß und Rachsucht zu befriedigen. Und dafür hat sie ein offizielles Mittel geschaffen, nämlich den Appell an sie selbst. Sie erlaubt dem Beleidigten, den Beleidiger bei ihr anzuklagen und übernimmt es dann selbst, ihm Genugthuung zu verschaffen, indem sie Kraft ihres souveränen Rechtes dem Beleidiger ein der Beleidigung entsprechendes Übel zufügt.

Beim Duell sucht der Beleidigte Zorn, Haß und Rachsucht dadurch zu stillen, daß er selbst sich bemüht, dem Beleidiger einen Schaden zuzufügen. Aber das ist nur naturrechtlich erlaubt. Und des Naturrechtes, welches dem Menschen zu thun gestattet, was ihm beliebt, hat sich jeder begeben, der einer staatlichen Gemeinschaft angehört. Man muß es Anmaßung nennen, wenn eine Klasse von Menschen innerhalb eines Staatsverbandes dessen Recht in einem Falle verwirft und das Naturrecht für sich in Anspruch nimmt. Es liegt sogar der harte Vergleich mit Verbrechern und Anarchisten nahe, die auch innerhalb der Gesellschaft deren Gesetze mißachten und vom Naturrechte Gebrauch machen.

Jeder wird mir zugeben, daß die Befriedigung der Affekte des Zornes und Hasses an sich verwerflich ist. Aber sie ist doch in vielen Fällen wenigstens entschuldbarer als z. B. die Befriedigung des Geizes und ähnlicher Leidenschaften. Es giebt schlechte und unleidliche Menschen in Menge, deren größtes Vergnügen es ist, andere zu reizen. Die große Mehrzahl kann, wenn sie von solchen Leuten gereizt und beleidigt wird, ihre Affekte nicht bezwingen. Deshalb gesteht der Staat jedem das Bedürfnis zu, seinem Zorne und Hasse Genugthuung zu verschaffen, aber er sorgt auch dafür, daß dies in möglichst zweckmäßiger und maßvoller Weise geschieht, indem er die Strafe, welche er über den Beleidiger verhängt, mit der Beleidigung ins richtige Verhältnis bringt. Er übt nach Kräften Gerechtigkeit und hat für leichte Beleidigungen und Schädigungen leichte Strafen geschaffen und schwere Strafen für schwere. Daneben wirkt er durch Bestrafungen bessernd und abschreckend auf diejenigen, welche es sich zur Aufgabe machen, andere zu Zorn, Haß und Rachsucht zu reizen.

Die Anhänger des Duells bemühen sich zwar auch, in ihrer Art gerecht zu sein, indem sie z. B. bei einer schweren Beleidigung die Kampfbedingungen so festsetzen, daß der Beleidigte die Möglichkeit hat, dem Beleidiger einen schweren Schaden zuzufügen, aber gleichzeitig geben sie auch dem Beleidiger die Erlaubnis und die Macht, den Mann, den er schwer beleidigt hat, noch obendrein schwer zu schädigen. Und so tritt denn oft der sonderbare Fall ein, daß der Beleidigte, welcher Zorn, Haß und Rachsucht am Gegner zu kühlen sucht, diesen Zweck nicht nur nicht erreicht, sondern sogar noch selbst von jenem Schaden erleidet.

Wir sehen also, daß das Duell auch bei der Befriedigung erregter Leidenschaften nicht immer seinen Zweck erfüllt, sondern daß dieser nicht öfter erreicht wird, als er nicht erreicht wird. Und trotzdem hat eine Anzahl von Menschen es sich zum Gesetze gemacht, auf diese Weise unter ihresgleichen ihrem gereizten Zorn und Haß Genüge zu thun. Sie vermeidet es dabei, dem Kinde den richtigen Namen zu geben und redet von „Wiederherstellen der verletzten Ehre", wo sie Befriedigung der erregten Leidenschaften sagen müßte.

Aus dem Gesagten ergeben sich bis jetzt folgende Resultate:

1. Die wahre Ehre eines Menschen kann von einem anderen nicht verletzt werden.

2. Die verletzte falsche Ehre wird durch den Zweikampf nicht immer wiederhergestellt, d. h. Zorn, Haß und Rachsucht werden im Zweikampfe nicht immer befriedigt.

3. Der Staat hat ein offizielles Mittel geschaffen, diesen Leidenschaften maßvoll zu genügen.

Mancher wird nun sagen, daß ihm dieses Mittel nicht genüge, und daß es überhaupt unvollkommen sei. Ich behaupte auch nicht, daß es vollkommen sei, aber vollkommener als das Duell ist es jedenfalls. Das Mittel, seiner Leidenschaften durch die Vernunft Herr zu werden, ist jedenfalls die edelste Beruhigung derselben, wenn sie in Erregung geraten sind. Man sollte sich gewöhnen, dieses am meisten anzuwenden. Genugthuung zu erlangen giebt es übrigens noch einen anderen erlaubten Weg, von dem ich später zu reden habe.

Die große Ungerechtigkeit des Duells beruht einerseits darauf, daß dem Beleidigenden noch die Macht in die Hand gegeben wird, dem von ihm Beleidigten Schaden zuzufügen, und andererseits darauf, daß in den Fällen, wo es dem Beleidigten gelingt, sich am Gegner zu rächen, nur selten ein richtiges Verhältnis zwischen Beleidigung und Rachehandlung vorhanden ist. Wie oft kommt es einerseits vor, daß der Beleidigte selbst im Zweikampfe sein Leben verliert oder schwer verwundet wird, und wie oft ist andererseits

die Schädigung, welche der Beleidiger vom Beleidigten erhält, viel zu groß im Verhältnis zu der Beleidigung. Niemand verdient es z. B. wegen einer Ohrfeige, die er einem anderen gegeben hat, sein Leben zu verlieren.

Ich hoffe, daß man mir nach diesen Auseinandersetzungen darin beipflichten wird, daß der Staat mit vollem Rechte den Zweikampf verbietet und mit Strafen belegt. Zu verwundern und zu beklagen ist es, daß es noch civilisierte Staaten giebt, in welchen Duelle erlaubt sind, und bedauerlich, daß sie in anderen Staaten, z. B. in Deutschland, so leicht bestraft werden, daß sie dabei kräftig weiter wuchern. Das Unsinnigste aber scheint es zu sein, daß in Deutschland manche Personen sogar gezwungen sind, Duelle anzunehmen, wenn sie nicht ihrer Stellung verlustig gehen wollen. Derartige Zustände, in denen ein Mensch gezwungen wird, sich gegen die Gesetze des Staates zu vergehen, würden komisch erscheinen können, wenn sie nicht so betrübend wären.

III. Duell und Christentum.

Wie ich schon sagte, ist die Befriedigung des Zornes, Hasses und der Rachsucht schlechthin unmoralisch. Aber die wenigsten Menschen vermögen zu der sittlichen Höhe zu gelangen, daß sie ihre eigenen erregten Leidenschaften zu unterdrücken vermögen und es vermeiden, solche in Anderen zu erwecken. Das Christentum sucht durch seine vom warmen Hauche der Liebe und des Friedens durchwehten Lehren die Menschen diesem edlen Ziele zuzuführen. Dem „Auge um Auge, Zahn um Zahn" des mosaischen Gesetzes stellte Christus ein „Liebet eure Feinde" entgegen.

Ich komme zu der Besprechung eines Punktes, der schon oft die Verwunderung und den Unwillen denkender Menschen hervorgerufen hat und wieder und wieder hervorruft: ich meine die Thatsache, daß eine große Anzahl evangelischer Theologen, deren Beruf es doch ist, die erhabenen Lehren des Christentums zu verkünden und die Menschen anzuhalten, danach zu handeln, sich nicht allein dazu versteht, den Zweikampf zu entschuldigen, sondern sogar selbst ihn unbedenklich eingeht. Wie ist das möglich? Wissen diese denn nicht, daß sie doch vor allen Dingen nicht gegen ihre eigenen Worte handeln dürfen, wenn sie früher oder später von anderen verlangen, denselben gemäß ihr Leben zu führen? Wenn sie die *Lehre verkünden wollen: „Liebet eure Feinde"*, so *dürfen sie doch nicht selbst das Gegenteil davon thun*. Ich kann aber krasse Beispiele dafür anführen. Mir sind evangelische Pastoren bekannt, die als Studenten nicht nur den Schläger geschwungen, sondern auch sich auf Säbel und Pistolen geschlagen haben. Einer von ihnen sagte mir: „Ja, das that ich als Student, seitdem aber hat sich meine Ansicht in dem Punkte geändert. Als ich Student war,

glaubte ich noch, mich schlagen zu dürfen." Ein Satisfaktion gebender Theologe, mit dem ich über die Duellfrage sprach, hatte sich allerlei Spitzfindigkeiten und Ausflüchte zusammengesucht, mittelst deren er seine Stellungnahme zum Duell und seinen zukünftigen Beruf als Geistlicher vereinigen wollte. Als ich ihm sein ganzes künstliches Gebäude mit leichter Mühe zertrümmerte, sagte er trotzig: „Ach was, es ist mir ganz gleichgültig; ich bin jetzt in erster Linie Student, und dann kommt erst der Theologe." Ja, wenn man sich so hilft, dann freilich —; aber sollte nicht der zukünftige Pfarrer vor allen Dingen Christ und Theologe und erst in zweiter Linie Student sein müssen? (In welchem Sinne hier das Wort Student gemeint ist, wird nicht mißzuverstehen sein.)

Ich bin davon überzeugt, daß die Mehrzahl der jungen Theologen, die schlagenden Verbindungen angehören, gar nicht darüber nachdenkt, wie sich ihr Christentum und ihr künftiger Beruf mit ihrer Stellung zum Duell verträgt. Mir, dem Nichttheologen, ist es ja ähnlich gegangen. Die aber darüber nachdenken, konstruieren sich meistens einen Scheinbeweis dafür, daß sich Duell und Christentum wohl vereinigen ließe. Eine dritte Klasse sieht wohl ein, daß eine solche Vereinigung unmöglich ist, und erkennt auch die Haltlosigkeit der Scheinbeweise, aber trotzdem fühlt sie sich nicht bewogen, ihrer Überzeugung nach zu handeln. Diese Klasse zeigt verwerfliche Gesinnungslosigkeit.

Wenn einem Theologen der ersten Klasse die Überzeugung kommt, daß die Duelle unsittlich und unchristlich sind, so handelt er, wenn er ein charakterfester Mensch ist, auch demgemäß und giebt keine Satisfaktion mehr. Diese Überzeugung aber kommt bei manchen erst, wenn sie schon das Studentenleben hinter sich haben.

Diejenigen, welche sich Scheinbeweise konstruiert haben, klammern sich gewöhnlich während ihrer ganzen Studentenzeit daran fest, manche sogar ihr ganzes Leben hindurch. Ich kenne z. B. einen alten Pfarrer, der von der Berechtigung des Duells noch vollständig überzeugt ist, und es giebt deren noch mehr.

Den Leuten der dritten Kategorie muß es, wenn sie später die Verwerflichkeit des Duells unbedingt zugeben, besonders peinlich sein, von jemand gefragt zu werden, wie sie als Studenten darüber gedacht hätten. Entweder müssen sie dann lügen und sagen, sie hätten damals noch gar nicht über die Duellfrage nachgedacht, oder sie müssen ihr damaliges gesinnungsloses Verhalten offenbar werden lassen.

Was ich hier von den Satisfaktion gebenden Theologen sagte, paßt **mutatis mutandis** auf jeden Anhänger des Zweikampfes, der von der Wahrheit der Lehren des Christentums überzeugt ist. Daß ich besonders

die Theologen in den Vordergrund stellte, kommt daher, weil es mir am auffälligsten und verwerflichsten zu sein scheint, wenn Leute, die es zu ihrem Berufe machen, das Christentum zu predigen und zu verbreiten, durch ihre Handlungen zum Teil mit vollem Bewußtsein gegen seine höchsten Lehren verstoßen.

IV. und V. Audiatur et altera pars. Ersatz des Duells.

Es dürfte hier am Platze sein, zu sehen, mit welchen Gründen der Zweikampf von seinen Anhängern verteidigt wird. Viele, die es zugeben, daß er gegen Christentum und Vernunft verstößt, bringen andere Argumente zu seinem Gunsten vor. Einige sagen, das Duell habe eine historische Berechtigung und beruhe auf einem durch die Tradition geheiligten Vorrechte gewisser Stände. Jemand, der diese Ansicht aussprach, antwortete auf meine Frage, ob sich z. B. Arbeiter auch duellieren dürften: nein, dieses Recht käme ihnen nicht zu.

Von einer historischen Berechtigung des Duells zu sprechen, ist weiter nichts als eine Redensart. Was heißt überhaupt in solchen Dingen historische Berechtigung? Bis ins vorige Jahrhundert hinein wurde bei Gericht die Folter angewandt; daraus könnte jemand die historische Berechtigung der Folter herleiten. Wo keine innere Berechtigung vorhanden ist, da kommt auch historische Berechtigung nicht in Betracht. Das Vorrecht, auf die denkbar unvernünftigste Weise Beleidigungen zu rächen, welches gewisse Kreise sich anmaßen, hat allerdings eine lange Tradition zu verzeichnen. Um so mehr ist es an der Zeit, endlich damit aufzuräumen.

Manche sagen sodann: „Der Krieg ist doch auch nichts anderes als ein Duell en masse. Und da der Krieg berechtigt ist, so ist jedes Duell berechtigt.“ Diesen erwidere ich: Unbedingte Berechtigung hat nur jeder Defensivkrieg; und dieser ist kein Duell, sondern ein Akt der Notwehr. Notwehr aber ist in allen Fällen erlaubt.

Ferner wird geltend gemacht, daß es schwere Beleidigungen gebe, für die kein Gerichtshof dem Beleidigten befriedigende Genugthuung verschaffe. Das ist unbestreitbar. Aber sollte nicht in solchen Fällen vernünftige Überlegung die Erregung der Leidenschaften zu mildern vermögen? Sehr oft wäre dies gewiß möglich, wenn es nur ernstlich gewollt würde. Ich nehme einen Fall von Beleidigung der schwersten Art an: Ein Gatte erfährt, daß seine Frau von einem anderen zum Ehebruche verleitet worden ist. Dadurch werden in ihm neben dem Schmerze der Zorn, der Haß und die Rachsucht erweckt, und sie durchtoben seine Seele wie Ungewitter. Er möchte den Verbrecher an seiner Ehre töten, aber das ist vor dem Gesetze Mord. Der

Staat kann ihm genügende Genugthuung nicht verschaffen. Nur die Vernunft kann ihm hier wieder zur Ruhe verhelfen, z. B. die Überlegung, daß sein treuloses Weib es nicht wert ist, ihretwegen das Seelengleichgewicht zu verlieren. Ein Duell würde ihn nur dann von Zorn und Haß befreien, wenn er den Gegner tötete. Ruhe fände er freilich auch, wenn er selbst den Tod fände; denn im Tode steht es still, das wild schlagende Herz. Erlitte der Gegner eine Verletzung, so würde damit höchstens eine Dämpfung der Affekte verbunden sein, erhielte aber der schwer Gekränkte selbst eine Verwundung im Kampfe, so wäre das ganze Duell illusorisch gewesen; Zorn und Haß des Beleidigten müßte sich sogar noch vergrößern.

Ich verkenne keineswegs, daß es für die meisten Menschen in einem Falle, wie der oben angenommene, äußerst schwer ist, die Besinnung zu bewahren und ihr aufs höchste empörtes Gemüt wieder zu beruhigen. Es mag schlechterdings nicht möglich sein, dann die Leidenschaften zu unterdrücken, und es mag das Gesetz geeignete Mittel zur Beruhigung derselben nicht bieten: ich wollte nur zeigen, daß auch das Duell in diesem Falle ein höchst unvollkommenes Mittel ist, wirkliche Genugthuung zu erlangen. Verstehen kann ich es aber wohl, wenn in solcher Lage auch ein sonst leidenschaftsloser Mann sich zum Zweikampfe oder gar zum Morde hinreißen läßt. Das erschütterte seelische Gleichgewicht vollständig wiederherzustellen, vermag nur die Vernunft.

Auch im akademischen Leben kommen Beleidigungen vor, von denen man sagt, die Gerichte könnten dafür keine Genugthuung bieten. Aber wenn das Gericht auch für alles das, was in studentischen Kreisen als Beleidigung gilt, Strafen festsetzen wollte, so würde ein ganzer Band damit gefüllt werden. Es fragt sich doch sehr, ob alle diese sogenannten Beleidigungen bei Lichte betrachtet auch wirklich Beleidigungen sind, d. h. ob sie Grund zu einer Aufregung geben müssen. Dabei kommt es natürlich sehr auf die Individualität dessen an, der von der „Beleidigung" betroffen wird. Was die Affekte des einen mächtig erregt, läßt den anderen völlig kalt. Studenten unter sich scheinen darin äußerst feinfühlend zu sein. Ein schiefer Blick beleidigt schon und erfordert Rache. Dieses feine Gefühl für Kränkungen hat der Student aber sehr oft nur im Verkehr mit „honorigen" Leuten. Sonst ist es nicht ausgebildeter als bei gewöhnlichen Sterblichen. Ein „Philister" kann sich einem Studenten gegenüber, der ihm Geld schuldet, mitunter schon ziemliche Grobheiten erlauben. Derselbe Student würde dieselben Worte aus dem Munde eines anderen Studenten blutig zu ahnden suchen. Ich leugne natürlich nicht, daß es gewiß immer sehr darauf ankommt, von wem Beleidigungen ausgehen. Aber es wird vielfach ein rein äußerlicher Unterschied gemacht: Ist derjenige, welcher das be-



leidigende Wort gesprochen hat, ein akademisch Gebildeter, ein Offizier oder ein Edelmann, so ist man schwer gekränkt und verlangt Genugthuung, gehört er aber nicht zu einer dieser Kategorien, er mag ein noch so tüchtiger und wackerer Mann sein, so fällt es einem gar nicht ein, ihn zum Zweikampfe herauszufordern.

Sehr schlimm ist es auch, daß manche Menschen die Wahrheit nicht ertragen können. Wenn sie ihnen vorgehalten wird, fassen sie es oft als schwere Beleidigung auf und verlangen Genugthuung dafür, daß ihnen die Wahrheit gesagt wurde.

In studentischen Kreisen wird das Duell zuweilen als ein notwendiges Übel bezeichnet, und der Einwand gemacht, daß nach Abschaffung der Duelle, besonders der Schlägermensuren, auf den Universitäten „Holzereien" an der Tagesordnung sein würden. Aber woher weiß man das? Es leben doch viele gebildete Menschen nebeneinander, die sich weder duellieren noch holzen. Freilich ist es erforderlich, für die Duelle einen Ersatz zu schaffen, und davon will ich nachher reden. Ich kann es aber nicht unterlassen, darauf aufmerksam zu machen, daß auch jetzt fleißig geholzt wird. Es ist dabei gewiß nicht zu leugnen, daß es nichtschlagende Verbindungen giebt, denen Takt und Anstand mangelt, und die in schamloser Weise provozieren und sich dann hinter ihre Prinzipien verkriechen. Solche Verbindungen — und losledige „Finken" sind ihnen oft ähnlich — veranlassen nicht selten Prügeleien. Es ist eben nicht jeder das Duell verwerfende Mensch auch ein anständiger Mensch, und manche verwerfen das Duell aus unlauteren Motiven. Wie oft kommt es jedoch auch vor, daß schlagende Verbindungen, die sich gegenseitig aus verschiedenen Gründen die Satisfaktion verweigern, untereinander den schönsten „Holzcomment" einführen.

Es wird sodann zu Gunsten des Duells angeführt, man könne dabei seinen persönlichen Mut beweisen. Das mag sein. Allein, ist das denn ein Grund für die Berechtigung des Zweikampfes? Fürwahr, ein trauriger Mut, der Mut des Duellanten, der sein Leben aufs Spiel setzt, um der Möglichkeit willen, es einem andern rauben zu können! Wie anders steht der tapfere Soldat da, welcher den Selbsterhaltungstrieb bezwingt im Kampfe für das bedrohte Vaterland und in Erfüllung seiner Pflicht, und wie viel herrlicher ist der Mut desjenigen, der sein Leben gering achtet, wo es gilt einen Menschen aus Gefahr zu retten. Was für Schäden auch daraus entstehen, daß man hier und da den Zweikampf als eine unfehlbare und sogar notwendige Mutprobe betrachtet, werde ich später zeigen.

Der Kuriosität halber erwähne ich noch, daß man sogar aus Dichterstellen die Berechtigung des Zweikampfes zu beweisen gesucht hat. So las ich z. B. in diesem Sinne die Worte E. M. Arndts angeführt:

Der Gott, der Eisen wachsen ließ,
Der wollte keine Knechte;
Drum gab er Säbel, Schwert und Spieß
Dem Mann in seine Rechte.

Ob Arndt hier an das Duell gedacht hat, lasse ich dahingestellt. Mag er ein Anhänger desselben gewesen sein oder nicht, es ist vollkommen irrelevant. Eine subjektive Ansicht ist nie ein Beweis. Und wenn man überhaupt die Berechtigung des Zweikampfes aus der Poesie beweisen wollte, könnte ich auch aufwarten, z. B. mit folgender Strophe:

Blei und Pulver wählt man zum Duelle,
Fühlt man sich gekränkt durch eine Schelle;
Auf wallt der Dampf
Im heißen Kampf,
Hin sinkt der Jüngling bleich,
Eine Leich'.

Es fragt sich, welcher Ersatz für den Zweikampf zu schaffen wäre; denn ein Ersatz ist notwendig. Zu ändern ist es nicht, daß, wo Menschen mit einander in Berührung kommen, es Beleidiger giebt und Beleidigte, die Genugthuung verlangen. Der gewöhnliche Bürger sucht, wie gesagt, diese durch die gesetzliche Bestrafung seines Feindes zu finden. Dieser Weg behagt aber gewissen Kreisen nicht. Doch es ist auch nicht notwendig, daß jeder unter allen Umständen auf ihm gehe, da innerhalb des Gesetzesrahmens noch andere offen gelassen sind, die beliebig benutzt werden können. Studenten und Offiziere verschmähen es, Beleidigungen, welche in ihren Kreisen fallen, vor die offiziellen Gerichte zu bringen. Dagegen läßt sich nichts einwenden; denn das mag mit Unzuträglichkeiten verbunden sein. Sie könnten aber ihre eigenen freien Gerichte bilden, welche die Sühne von Kränkungen in angemessener Weise zu bewerkstelligen sich bemühten.

„Schon wieder ein Vorschlag zur Einrichtung dieser unmöglichen Ehrengerichte," wird mancher sagen. Warum unmöglich? Meines Wissens hat bisher noch niemand die Unmöglichkeit jener Einrichtung nachgewiesen. Es würde über den Rahmen dieser Betrachtung hinausgehen, hier Entwürfe und Pläne für die Organisation von Ehrengerichten in denjenigen Kreisen, in welchen jetzt das Duell in Blüte steht, auseinanderzusetzen, und zu zeigen, wie die verschiedenen Ehrengerichte in Verbindung zu treten und Hand in Hand zu arbeiten hätten. Vielleicht macht sich jemand einmal die Mühe, solche Pläne auszuarbeiten und zu veröffentlichen. Wünschenswert wäre es wahrlich, daß sich der Gedanke bald verwirklichte, und damit dem Duellwesen und allen ihm anhaftenden Schäden ein Ende bereitet würde. Ein kräftiger Druck von maßgebender Stelle aus könnte hierbei viel wirken.

VI. Mißstände im Gefolge des heutigen Duellwesens.

Es ist überflüssig, über den Jammer und das grenzenlose Unglück zu reden, welches schon über so viele Familien durch ein verhängnisvolles Duell hereingebrochen ist. Ergreifende Erzählungen sind davon allenthalben bekannt. Fast jedes Jahr fallen in Deutschland mehrere Menschen dem Duell zum Opfer, „um Nichts", wie die Unterschrift eines bekannten in der „Gartenlaube" reproduzierten Gemäldes lautet, eines bloßen Phantoms wegen. Aber dieses Phantom, diese falsche Ehre übt über denjenigen, welcher von ihm in Fesseln geschlagen ist, einen eisernen Zwang aus, den von sich abzuschütteln er nicht den Mut und die Kraft besitzt. Er denkt nicht an Vater und Mutter, nicht an Weib und Kind, ohne Bedenken opfert er sein Leben seiner höchsten Gottheit: der falschen Ehre. —

Im Verhältnis zu den vielen Zweikämpfen, die auf den Universitäten ausgefochten werden, auch wenn man die Schlägermensuren abrechnet, kommen Duelle in Offizierskreisen seltener vor. Aber sie sind hier nichtsdestoweniger zum Prinzip erhoben und eine conditio sine qua non; jeder Offizier der Linie und der Reserve ist verpflichtet, ein Duell anzunehmen. Bedauerlich in hohem Grade ist es, daß dadurch manchem, dem seine Überzeugung den Zweikampf nicht erlaubt, die Offizierskarriere verschlossen bleibt. Denn wenn er als Offizier eine Forderung erhielte, so wäre er vor die Alternative gestellt, dieselbe entweder anzunehmen oder den Dienst zu quittieren. So wird mancher tüchtige Mann dem Offiziersberufe fern gehalten.

Daß vor allem auf den Hochschulen das Duellwesen schwere Schäden gezeitigt hat, kann kein unparteiischer Beobachter leugnen. Es ist schier unglaublich, welche Dünkelhaftigkeit nicht selten ein Student an den Tag legt, der in mehr oder minder schweren Zweikämpfen unzweifelhafte Proben seines Heldenmutes geliefert hat. Mit souveräner Verachtung sieht er auf jeden herab, der nicht „losgeht". Mit diesem Dünkel paart sich dann in der Regel eine ziemliche Rauhbeinigkeit, besonders Schwächeren gegenüber, während der tapfere Mensurheld bei Berührungen mit überlegenen Fechtern meistens ziemlich bescheiden ist. Man werfe mir nicht vor, daß ich zu schwarz male; ich behaupte nicht, daß die Schilderung, die ich entwerfe, überall zutreffe; ich sage nur, man kann oft dergleichen beobachten, ich selbst wenigstens habe Gelegenheit genug dazu gehabt. Noch widerwärtiger ist es, wenn renommierte und erprobte Schläger ihrer angeborenen Roheit die Zügel schießen lassen und jeden, der ihnen erreichbar ist, vor ihre Klopffechterklinge zu bekommen suchen, um ihn nach Herzenslust zu „verdreschen". Es gilt als Beweis des Mutes, einen Zweikampf auszufechten. Mancher Student hat das Bedürfnis, diesen Beweis recht häufig zu liefern

und sucht darum möglichst viele Mensuren zu bestehen. Denn je mehr Mensuren er geschlagen hat, um so sicherer hat er seinen Mut bewiesen. Die schlagenden Verbindungen halten es für absolut notwendig, daß ihre Mitglieder mehr oder weniger oft diese Mutprobe bestehen. Gelingt diese einem mal nicht besonders, und zeigt der Mut einen Riß, so wird er durch eine „Reinigungsmensur“ wieder zusammengeleimt.

Da das häufige Kontrahieren Unannehmlichkeiten hatte und oft gar nicht anging, so wurde von den schlagenden Verbindungen die Bestimmungsmensur eingeführt. Dies ist die jüngste und sonderbarste Ausartung des Zweikampfes. Sie ist ein Scheinduell, ein Zweikampf ohne Veranlassung, einem Gladiatorenkampfe zu vergleichen. Ein Nichteingeweihter, der so eine Mensur ansieht und bemerkt, mit welcher Heftigkeit die beiden Gegner aufeinander losschlagen, wie sie über und über mit Blut bedeckt dastehen und nicht weichen wollen, ist einfach frappiert, wenn man ihm sagt: Diese Leute haben sich garnicht beleidigt, sie sind sogar ganz gute Freunde, und das Ganze ist nur eine Erprobung ihres Mutes.

Ich verkenne nicht, daß jede Schlägermensur gewisse Vorzüge hat. Der Paukant ist gezwungen, sich ordentlich zusammenzunehmen, seine besten Kräfte zu zeigen, deren er sich manchmal erst hierbei bewußt wird, Besonnenheit, Ruhe und Ausdauer, Duldsamkeit gegen Schmerz zu beweisen und Nervosität zu unterdrücken. Daß aber viel Mut dazu gehört, eine Schlägermensur zu schlagen, möchte ich bezweifeln. Ich bin selbst öfter „losgewesen“ und habe nie Herzklopfen dabei gehabt. Man wußte ja, daß die Sache nicht besonders gefährlich war und große Schmerzen hatte man auch nicht. Am meisten fürchtete man sich noch vor den Strafbestimmungen, die bei unvorschriftsmäßiger Haltung während der Mensur drohten. Der Paukant hat während der Mensur eine Menge Vorschriften zu erfüllen, welche die Körperhaltung und Fechtweise regeln, und da diese die natürliche Bewegung des Körpers sehr hemmen, so kommt ein Verstoß gegen sie leicht vor. Durch Übung auf dem Fechtboden wurde man aber allmählich gewöhnt. Ich habe nie eine schwere Mensurstrafe erhalten, obwohl es mir anfänglich nicht leicht wurde, die verlangte Mensurhaltung zu lernen.

Warum ist es eigentlich notwendig, daß Bestimmungsmensuren geschlagen werden? Ich weiß es nicht. Meiner Ansicht nach genügt die Ausbildung und Übung, die der Fechtboden bietet, vollständig. Muß denn unbedingt jeder zeigen, daß er imstande ist, eine „genügende“ Mensur zu schlagen? Ich halte es wahrhaftig für überflüssig, sich darum das Gesicht mit Tiefquarten und Durchziehern zu verzieren und begreife mich selbst nicht mehr, daß ich einst ein verhauenes Gesicht schön fand. Gott sei Dank ver-

deckt bei mir wenigstens der Haarwuchs die meisten Spuren meiner negativen Fechterthätigkeit. Ich bedaure von Herzen die armen Leute, denen der „Beweis ihres Mutes“ die Nase oder ein Ohr gekostet hat, und bin froh, daß er mir nicht so teuer zu stehen gekommen ist.

Es wird, beiläufig bemerkt, von mancher Seite bestritten, daß die Schlägermensur als Duell zu betrachten sei. Man will sie nur als Waffenübung ansehen, als eine Art von ritterlichem Sport, und hält die Auffassung der Gerichte, welche die Schlägermensur als „Zweikampf mit tödlichen Waffen“ bestrafen, für unberechtigt. Ich kann dem nicht beipflichten. Meines Erachtens hat die Schlägermensur die Merkmale des Duelles an sich, und eine tödliche Verletzung ist dabei nicht völlig ausgeschlossen, wenn sie auch gewiß außerordentlich selten vorkommt. Ich erinnere mich wenigstens nicht, von einer Schlägermensur gehört zu haben, die direkt tödlichen Ausgang genommen hätte. Wohl aber weiß ich von Fällen, wo eine Verschlimmerung der erlittenen Wunden den Tod herbeiführte. Ganz harmlos ist also die Schlägermensur doch nicht.

Daß die Zahl der Anhänger des Duells in studentischen Kreisen mehr und mehr abnimmt, ist glücklicherweise eine nicht zu bestreitende Thatsache. Manche Nichtverbindungsstudenten werden dem akademischen Duell auch dadurch entfremdet, daß für sie die Ausfechtung eines solchen mit Chikanierungen und nicht geringen Kosten verknüpft ist. Der „Finke“ hat natürlich keinen Paukapparat und muß im Falle einer Contrahage „Waffen belegen“, d. h. er muß eine schlagende Verbindung um die Erlaubnis bitten, ihre Waffen benutzen zu dürfen. Bei den meisten Korporationen ist es Brauch geworden, sich in solchen Fällen nicht bloß die Kosten, welche ihnen eine Mensur macht, und die für eine Schlägermensur kaum höher wie 6 Mark sein werden, erstatten zu lassen, sondern sie verlangen für eine einmalige Benutzung ihrer Waffen die runde Summe von 20 Mark. Man hat mitunter eine förmliche Preisliste: Belegen auf Schläger kostet 20 Mark, auf Säbel 30; im Abonnement billiger. Bessere Verbindungen halten es natürlich für unwürdig, ein solches Leihgeschäft mit ihren Waffen zu treiben und nehmen von ihren Belegern kein Geld, sondern höchstens eine Dedication an. Hat ein „Finke“ mit einem Verbindungsstudenten eine Mensur auszufechten, so ist er dabei gewöhnlich von vorn herein im Nachteil. Er ist zwar einige Zeit lang auf dem Fechtboden der Korporation gewesen, bei der er „belegt“ hat, und man hat auch mit ihm geschlagen und ihm gesagt, daß er „gut stehen“ müsse. Aber das ist auch alles. Mit Belegern macht sich keiner viel Mühe. Als Ausnahme ist es zu betrachten, wenn der „Finke“ den Couleurstudenten „absticht“; er gehört dann vielleicht zu einer gewissen Sorte von „Finken“, die es im Pauken dem Couleurstudenten gleichzuthun sich bemühen und oft

der Schrecken aller anständigen Leute werden. Da ihnen die stramme Disciplin einer Korporation und die heilsame „Couleurerziehung" fehlt, durch die der Verbindungsstudent stets in den Schranken des Anstandes gehalten wird, so sind diese Leute oft rohe Patrone und Raufbolde niederster Art. Ausnahmen bestätigen die Regel. Ich kenne solcher Exemplare nicht wenige. — Gelingt es dem Couleurstudenten nicht, den „Finken" abzuthun, so trägt dieser zumeist doch nur einen Pyrrhussieg davon. Der „Finke" wird dann nämlich sehr oft, wie der Studentenjargon sich ausdrückt, „hinausgestänkert", d. h. man konstatiert, daß er eine Reihe der Vorschriften, die das Benehmen auf der Mensur peinlich regeln, und die ihm natürlich nicht in dem Maße bekannt und befolgbar sind wie dem Verbindungsstudenten, wiederholt übertreten hat, und führt ihn daraufhin ab. Eine solche „Absuhr" wird speziell „Abdrehen" genannt. Der Ärmste, dem so etwas passiert, weiß natürlich sehr oft gar nicht, was er eigentlich verbrochen hat, daß man so mit ihm verfährt.

VII. Schluß.

Wer meiner Auseinandersetzung bis hierhin folgte, hat gesehen, welche Gründe mich veranlaßten, meine Stellung zum Zweikampfe zu ändern und aus einem Anhänger ein Bekämpfer desselben zu werden. Sollte es mir gelungen sein, den einen oder den anderen, der bis dahin zur altera pars gehörte, von der Richtigkeit meiner Meinung zu überzeugen, so würde es mich freuen. Anerkennen muß man wenigstens, daß ich mich redlich bemüht habe, die Untersuchung objektiv zu führen. Ob mir das gelungen ist, ist freilich eine andere Sache.

Ich für meinen Teil bin fest davon überzeugt, daß allmählich die Erkenntnis von der Unsittlichkeit, Ungerechtigkeit und Unvernunft des Duells sich Bahn brechen wird. Politische Parteien haben bereits öffentlich Stellung zur Sache genommen. Centrum und Freisinn suchen auf dem Wege der Gesetzgebung die Ausrottung des Duells zu erreichen. Ein sicher wirkendes Mittel zu diesem Zwecke wäre das Verbot des Duells bei den Offizieren. Wenn diesen bei Strafe der Dienstentlassung jede Beteiligung am Zweikampfe als Duellanten, Sekundanten u. s. w. untersagt würde, wären die Duelle sicher bald überall verschwunden. Denn auch in diesem Punkte wirkt das Beispiel der Offiziere äußerst nachhaltig. So lange der Offizier sich duelliert, wird der Student nicht nachstehen, sondern sich auch duellieren wollen, mag er oft auch noch so sehr von dem Unsinn des Zweikampfes überzeugt sein. Und vollends würde letzterer aufhören, wenn das Gesetz die Teilnahme daran härter bestrafen möchte, als es bisher geschieht.

Vielleicht weiß man in künftigen Zeiten einmal mit dem selben aus Abscheu und Staunen zusammengesetzten Gefühle von den letzten in Deutschland stattgehabten Duellen zu berichten, mit dem man jetzt von der letzten Anwendung der Folter erzählt. —

Sollte es schließlich jemand der Mühe wert erachten, meine Ausführungen zu beurteilen und zu widerlegen, so würde ich gewiß keinen Augenblick zögern, Irrtümer und Fehler einzugestehen, wenn es ihm gelungen wäre, mir solche nachzuweisen. Einer sachlichen Kritik verschließe ich nicht mein Ohr; denn ich bin nicht rechthaberisch, sondern ich suche nur nach der Wahrheit.



Unser Dichteralbum.

Jugendfragmente!

I.

Das Mühlrad hört ich seufzen
Im stillen Mondenschein:
„O gönnt mir einmal Ruhe,
Ihr Wellen, groß und klein.

Gar tiefes Weh bereitet
Mir euer hüpfender Scherz,
Wenn ihr euch recket und necket,
Erbebt mir das morsche Herz."

Doch rascher, immer rascher
Dreht es die wilde Flut,
Die Wellen kichern lose
Im tollem Übermut.

Die Wellen kichern lose:
„O Nacht, wie bist du fein,
Wie tanzt sich's von Sproff' zu Sprosse
So lustig im Mondenschein. . . . ."

II.

Was suchst du lange nach dem Wege,
O Wandrer, ruhe endlich aus!
Glaub' mir, es führen alle Stege
Am Ende in das selbe Haus.

Gehst du auf stolzem Bergesrücken,
Nimmst du durchs enge Thal den Lauf,
Mußt du durch Dornen wund dich drücken,
Blüh'n dir am Pfade Rosen auf —

Dein Weg ist, wie er sich auch füge,
Wie dich auch führt dein Wanderstab,
Ein stetes Wallen von der Wiege
Ununterbrochen bis ans Grab.

III.

Über die Heide reite nicht,
O mein Geliebter, weile,
O horch, wie sich der Wind bespricht
Mit unheilvollem Geheule . . .

Dort treibt die Moorfrau böse Kunst,
Und ihre Geister kleben
Sich an dein Roß als giftiger Dunst,
Die Fäuste sie zornig erheben.

„Die Moorfrau hat uns nächtlich gebraut
In ihrem zischenden Kessel,
Der saust und braust von giftigem Kraut,
Von stinkendem Pilz und Nessel."

Sie schweben und weben und tanzen so weiß
Und murmeln berückende Lieder;
„Und folgst du nicht unserm wilden Geheiß,
Wir reißen vom Pferde dich nieder.

Wir reißen dich nieder, da liegst du kalt,
Wir jagen von dannen so schnelle . . ."
Im Nebel ein höhnendes Kichern schallt,
Fern zittert des Frührots Helle.

IV.

Willst du dir ein Herz gewinnen,
Zeige nicht zu viel Verstand,
Und bedenke, daß das Minnen
Nie mit der Vernunft verwandt.

Man verzeiht dir schlimme Thaten,
Dummheit, Bosheit auch zumeist,
Aber niemals (laß dir raten,
Freund) verzeiht man Herz und Geist.

V.

Ist einer ein großer Sündenheld,
Sie tragen's von Haus zu Haus herum,
Thust du ein Werk, das Gott gefällt,
Kein Mensch bekümmert sich drum.

VI.

Schweigen.

Geh allein mit deinen Thränen,
Einsam bleib' mit deinen Klagen,
Wag' es keinem Ohr zu sagen —
Wer versteht dein tiefes Sehnen?

Oder suchst du dir Genossen,
Die auf deine Seufzer hören?
Wähle schwarzvermummte Föhren,
Rings von Felsen eingeschlossen.

Wähle dir zu Leidsgefährten
Stürme, die in Klüften hausen,
Bäche, die zum Abgrund brausen,
Nebel, die zu Wolken werden.

Wagst du, Menschen mitzuteilen,
Was dich drückt, es wird dir scheinen,
Als ob sie aufrichtig weinen,
Möchten deine Wunden heilen. —

Aber heimlich lächelnd weiden
Sie sich gern an deinen Thränen,
Und ihr eignes wahres Sehnen
Heilen sie an deinen Leiden.

Denn der Mensch kann doch nur hassen,
Wenn er's gerne auch verhehle,
Nicht im Tod erst, arme Seele,
Bist im Leben schon verlassen.

VII.

Wie gern ich an sie denken mag,
Wie mich ihr Wesen tief erfüllt,
Wenn der erstorbne Frühlingstag
Des Mondes hohes Bild enthüllt.

Dann ist es mir, als läge ich
Wohin nicht dringt dein Locken, Mai,
Mild lächelnd dann erging sie sich
An meiner stillen Gruft vorbei.

Hörst du der Nachtigall Gesang?
Es lauscht und rauscht das Blütenmeer,
Sie schwebt dahin, stolz ist ihr Gang,
Und alles Andacht rings umher.

Darmstadt. Wilhelm Walloth.

Im Waldhaus.

Fräulein Anna Nitschke, Verfasserin „Zur Pflege des Familiensinnes", gewidmet.

Tief im Hochwald an der Straße
Steht ein stattlich Jägerhaus.
Grün die Läden, weiß die Wände,
Dicht umzirkt vom Obstgelände,
Blickt es aus dem dunklen Laube
Freundlich grüßend hell heraus.

Auf dem hohen, spitzen Giebel
Thront ein zackig Hirschgeweih.
Still verliebte Tauben sitzen
Auf den abgebleichten Spitzen,
Lauschend, wie die Schwalben plaudern
Von der Reise mancherlei.

Alte Eichen, schlanke Tannen
Und der Buchen Blätterdach
Breiten ringsum kühlen Schatten
Auf die saftig frischen Matten,
Die, gesäumt vom Kieselbette,
Rauschend tränkt ein klarer Bach.

Aus dem eingezäunten Garten
Quillt ein lieblich zarter Duft,
Rosen, Nelken und Reseden
Stehn in wohlgepflegten Beeten,
Blüt' und Frucht in üpp'ger Fülle
Würzen weit die linde Luft.

In dem Hofe ist's lebendig.
Krähend spreizt sich stolz der Hahn,
Hühner gackern, Gänse schnattern,
Bitten laut sich zu Gevattern,
Halten lustig Kückentaufe
Auf dem sandbestreuten Plan.

Naht die Nacht, dann hallen Schritte
Aus dem dunkeln Wald von fern.
Dachs- und Hühnerhunde bellen
Laut auf, daß die Ohren gellen,
Doch die treuen Wächter kennen
Freudig springend ihren Herrn.

Rasch ans Gatter vor der Thüre
Tritt ein Weib mit einem Licht,
Denn der laute Schlag der Hunde
Giebt ihr die gewisse Kunde,
Daß zurückgekehrt vom Forste
Ihr Gemahl von seiner Pflicht.

Grüßend eilt sie ihm entgegen,
Ihren Knaben an der Hand.
Heißt den Vater froh willkommen,
Schilt, daß er so spät gekommen,
Daß der Karpfen fast versotten
Und der Schmarren angebrannt.

Nach der Tasche greift der Knabe,
Sucht nach dem erlegten Wild.
Von dem Dorne schon ein Häkchen
Trägt er stolz ein grünes Jäckchen,
Dünkt sich als geborner Jäger,
Ganz des Vaters Ebenbild.

Lächelnd tritt der in die Stube,
Hängt den Zwilling an die Wand.
Stiefelzieher und Pantoffel
Schleppt herbei der kleine Stoffel,
Während die besorgte Mutter
Hält den Schlafrock in der Hand.

Im bequemen, leichten Kleide
Tritt er zum gedeckten Tisch.
Ein Gebet, das nicht sehr lange,
Spricht geschwind der kleine Range,
Nimmt den Platz vor seinem Teller
Und verspeist sein Stückchen Fisch.

Wenn ich kam des Wegs gezogen,
Macht' ich vor dem Hause Halt,
Sah als Gast das Glück, den Frieden,
Die dem Forstmann sind beschieden,
Der entfernt vom Stadtgeräusche
Lebt allein im stillen Wald!

Schweigend dacht ich jener Zeiten,
Wo ich war im Wald zu Haus,
Wo ich zwischen alten Eichen
Konnte nach dem Hochwild schleichen
Und der lieben Försterstochter
Pflücken einen Blumenstrauß.

München. Heinrich v. Reder.

Tarantella.

Sie stand vor dem Spiegel, die liebliche Dirne,
Sich ordnend die Locken auf schneeiger Stirne,
Zusprang ich zum Helfen bereit . . .
Sie schürzte die blühenden Lippen behende,
Sprach, über dem Busen sich haltend die Hände:
„Ach geh' nur, Du bist nicht gescheit!“ —

Wie, rappelt's der holden, der lieblichen Dirne
Dort unter den Locken und unter der Stirne?
So dacht' ich und habe gelacht . . .
Und habe gar sauber, es wollte nicht enden,
Mit allen zehn Fingern, mit zärtlichsten Händen
Die Locken in Ordnung gebracht.

Und als ich vorm Spiegel der lieblichen Dirne
Geordnet die Locken auf schneeiger Stirne,
Da sprach ich so ernst und entzückt:
„Ei! hättest nimmer so blühende Löckchen
Und nimmer ein Herz auch unter dem Röckchen,
Zart klingend und rein wie ein silbernes Glöckchen —
Weiß Gott! Nicht wär' ich verrückt!“

Berlin. Oscar Linke.

Einem „parnassien“.

Einst hielt ich Dich für groß als Mensch und Dichter
Und kannte Dich in jedem Bücherwort,
Heut' weiß ich's — ausgegangen sind die Lichter,
Du aber schreibst und dichtest fort und fort.

Einst glaubt' ich — eins bei Dir sei Kunst und Leben
Und schwur auf Deine Freundschaft fort und fort —
Heut' weiß ich's — was Dir Größe einst gegeben —
Nicht wiederholst Du's — als in Druck und Wort.

Und alles Kühne, alles Freie, Hohe,
Und was von Menschtum in Dir sprach und Kraft —
Erloschen ist die ganze stolze Lohe —
Dein Herzblut ward im Kreislauf Himbeersaft!

Nur prüdes Achselzucken noch und Worte,
Was im Roman Du Wahrheit nennst und Recht —
Im Leben scheint es Dir gleich einem Morde —
Du, aller Konventionen frömmster Knecht!

Rom. Hermine von Preuschen.

Die Reaktion.

Das Gespensterschiff der Reaktion,
Der Männer von Gestern naht!
Gelächter erschallt: dem Fortschritt Hohn!
Der Freiheit ein Pereat!

Die Segel, von Schwefelbrand umloht,
Aufhißt die Matrosenschar.
Gespenster sind es, politisch tot
Seit dem achtundvierziger Jahr.

Das Staatsschiff, das auf der Wogenbahn
Erschaut den höllischen Graus,
Wird nimmer sich seinem Ufer nahn,
Bald sinkt es mit Mann und Maus.

Zwar es schweigt der Lärm, wenn im Ost entbrannt
Das Licht, das Tagesgestirn,
Und sie nahn dem Strand, an den Mast gebannt,
Mit dem Nagel durch das Hirn.

An deinem Gestad, o Freiheit, sinkt
Die Schar der Toten zu Staub.
Was an Gold auf dem Schiff erglänzt und blinkt,
Den Lebenden wird's zum Raub.

Doch der Tag entflieht und das Dunkel kehrt
Der Gedankenlosigkeit,
Und es sitzt der Teufel an Bord und wehrt
Den empörten Wogen der Zeit.

Und das Schiff gelangt an das Ufer nie . . . . .
Auf dem Deck, da jauchzt es und lacht;
Mit vollen Segeln segeln sie
Zurück in die alte Nacht.

München. Raoul Hall.



Omen!

Ei was? Schon elwe? Ei Du konntest mich
Wohl auch schon eher wecken! Die Pantoffeln!
Na, dort im Kastell! — Nein, wer sollt das denken!
Als dächt' ich an das Lumpenpack, und doch!
Hör' an! Ich träum', es wär' im Winter. Grad
Komm' ich beim Bären 'raus und zieh' den Pelz
Noch fester 'nauf; es schneit Dir, daß man schier
Die Beine nicht mehr heben kann, der Schnee
Liegt meterhoch! Man sieht so schnell nicht, wie
Er wächst. Ich pfauch' Dir wie ein Roß und kann
Am Ende nicht mehr fort. Der Wind saust nur
So um mich 'rum. Hätt' ich den Pelz nicht, Mali,
Ich hätt' erfrieren müssen. Denk' ich auch
Und sag' ganz laut: „Wie froh ich bin, mein Pelzchen,
Daß ich Dich hab'." Kaum hab' ich Dir's gesagt,
Da lacht's Dir hinter mir. Ich dreh' mich um.
Da steht leibhaftig, glaubst Du's oder nicht,
Mir fuhr's durch alle Glieder, Lehnerfritz,
Den man die vor'ge Woch' begraben hat;
Den Redereien nach soll er aus Hunger —
Na, sei dem, wie dem will! er stand vor mir
Im weißen Lappen, kreidebleich und ausgemergelt,
Und klappert wie ein Hängeschild im Winde,
Daß ei'm erbarmen könnt'. „He, Thielemann,
Euch ist der Pelz ganz sicherlich zu schwer.
Was braucht Ihr's auch, das Ding, macht's so wie ich,
Ich trug mein Lebetage keinen."
So krächzt's mich heiser an und lacht dann wieder.
Hätt' ich's Dir nicht geseh'n, ich hätt' geglaubt,
Es ächzt ein dürrer Baum im Wind.
Und kaum hat's das Gespenst gesagt,
Da faßt es schon mit seinen dürren Händen
Nach meinem Pelz und bohrt die magern Finger
Ins Fell und reißt mich hin und her. Ich ruf'
Das eine über's andre mal: „Herr Jesus! Jesus!"
Doch will's mir nicht vom Leibe. Und die Haare
Von meinem Pelze flogen nur so 'rum.
Und wo es faßt, da fallen ganze Flocken
Und fliegen mit dem Schnee davon. Zuletzt
Lacht es noch auf und kreischt: „So wird's Euch allen gehn!"
Und ist davon. Ich steh' noch eine Weile da,
Dann raff' ich mich zusamm' und lauf' und lauf'.
Wie ich zu Hause bin, zieh' ich den Pelz vom Leibe.
„Herr Gott, geht das heut leicht!" denk' ich noch so,
Seh mir ihn an, — ei Teufel! Nur das kahle Leder,
Kein Härchen hängt mehr dran, — — —

Jetzt schau mir aber gleich nach meinem Pelze!
Nein laßt ich seh schon selber. Hängt er noch —
Er hängt noch hier? Was? So?? Nein, so ein — Traum!
Nein! Hat man so was? Habt Ihr faules Pack
Den Sommer über — Ach, mein schöner Pelz!
Hin! Hin! Da habt Ihr's, sind die Motten d'rin!

Berlin. Otto Fischer.

Dithyrambos.

Es starb der gebärende Gott
Und die Blätter rieseln verwelkt
Herab zur Erde.
Die Götter zogen dahin!
Venus, die liebliche,
Liegt in der Gruft als Gerippe,
Und Pan, der wilde Pan, weint an ihrem Grab,
An dem Grabe der Liebe,
Die glühende Menschen gebar.
Und die Thräne des Himmels, des drückenden,
Tröpfelt perlend ins Herz
Der schlummernden Erde . . . . . .
Es starb der gebärende Gott.

Athen. Jul. Konstantin von Hoeßlin.

Zwei Gemälde von Franz Stuck.

Der Krieg.

Auf müdem, abgetriebnem Gaul,
So stolpert er über das Feld.
Die Nacht bricht an. Der Horizont
Ist von rötlicher Lohe erhellt.

Sieht denn der Reiter das Feuer nicht,
Die Fackel zu seinem Sieg?
Ein Grinsen durchzuckt sein fahles Gesicht:
„Das Kaiserreich ist der Krieg.

„Der Menschheit komm' es nicht in den Sinn,
„Mich vor den Richtstuhl zu laden.
„Es sind ja nur Menschen, ich aber, ich bin
„Imperator von Gottes Gnaden.

„Na vorwärts, Gaul! Frisch zugetrabt
„Auf die wunden, verwesenden Bestien.
„Die Kerls da haben die Ehre gehabt,
„Den Kaiserthron zu befestigen.

„Sie mußten begeistert noch vor dem Kampf
„Ihr „salve, Caesar" schrein.
„Jetzt krümmen sie sich im Todeskrampf
„Oder stinken sogar gemein . . . .

„Na vorwärts, Gaul!" — Und weiter geht's
Durch Blut, über Kopf und Rumpf.
Der Cäsar preßt das Schwert in der Hand
Und lächelt blöde und stumpf.

Die Sünde.

O sieh mich nicht mit Deinen tiefen Augen
So gierig an, Du gleißendes Weib!
Willst Du das Mark mir aus den Knochen saugen
Und mich umringeln mit geschmeid'gem Leib?

Wozu dies freche, buhlerische Lachen,
Das Deine rote Lippe sinnlich schürzt?
Du wirst mich nie zu Deinem Sklaven machen;
Es ist ja Gift, was Deine Küsse würzt.

Du kommst mir näher? . . . Deine Blicke bohren
Sich in mein Herz . . . Dein heißer Atem fliegt . . .
Dein Busen wogt . . . Du packst mich . . . . Weh! Verloren!
Die Schlange zischt. Die Sünde hat gesiegt!!

München. B. Golz.

Dein.

Du liebst mich wohl, ich zweifle nicht daran,
Und lebte nicht, wenn mir ein Zweifel bliebe;
Jedoch Du liebst mich, liebst mich, böser Mann,
Nicht so, nicht so, wie ich Dich liebe.

Frei nach Chamisso.

I.

In den Sternen stand's geschrieben
Als urew'ger Schicksalsschluß,
Daß ich willenlos Dich lieben,
Wehrst Du's selbst, Dich lieben muß.

Nicht mein Wunsch war's und mein Wollen,
Glaube, keine Wahl mir blieb —
's war ein rätselhaftes Sollen,
Das mich wehrlos zu Dir trieb;

Das mein Herz an Deine Seele,
Mein Geschick an Deines band,
Bis ich — Schmach, daß ich's nicht hehle —
Ruh' an Deiner Brust nur fand.

In den Sternen stand's geschrieben
Als urew'ger Schicksalsschluß,
Daß untrennbar ich Dich lieben,
Aber bald verlieren muß.

Schilt drum thöricht nicht mein Weinen,
Schweig', da keinen Trost es giebt,
Vater, Mutter, keinen, keinen
Hab' ich je wie Dich geliebt!

II.

O sprich zu mir, laß Dich beschwören,
Es klingt so lieblich und vertraut,
Das eine Wort von Dir zu hören,
Das Du, der Liebe Koselaut.

Zum erstenmal sprachst Du's mit Zagen,
Fast zögernd aus, mit leiser Scheu,
Nun klingt's wie jubelnd Lerchenschlagen,
Sprichst Du's und blickst so lieb und treu.

Ich könnt' es immerdar vernehmen,
Dir endlos wieder rufen zu,
Von Lust geschwellt, gedämpft von Thränen,
Mein Glück und Leid bist Du, Du, Du!

III.

Licht meiner Augen, Herz meines Herzens,
Seele der Seele, laß mich es sagen,
Wie ich Dich liebe, hörst Du's auch ungern,
Kann's zu verschweigen nimmer ertragen.

's brennt mir wie Feuer im Mark und den Gliedern,
Kannst Du's nicht fassen und nicht erwidern,
Wie ich Dich liebe, wär' es selbst Sünde,
Laß mich, o laß mich, daß laut ich's künde.

In alle Lüfte möcht' ich es rufen,
Selbst von des Altars hochheiligen Stufen,
Daß sich entsetzten die Frommen und Reinen,
Liebe Gott nicht, wie Dich, den Einzigen, Einen!

IV.

Es naht die bange Trennungsstunde,
Lebwohl, lebwohl, wär' sie vorbei,
Fremd klingt das Wort aus Deinem Munde,
Lebwohl, mir ein Verzweiflungsschrei.

Wer blind geboren, zu beklagen
Ist wenig er, doch, o, der Pein,
Wer spät erblindend soll entsagen
Dem Licht, dem Glück, das ehmals sein.

So hab' auch ich ein Glück besessen,
Mein, mein warst Du in sel'ger Stund',
Durft' ich auch meine Lippen pressen
Verstohlen nur auf Deinen Mund.

Nun ziehst Du fort, und gleich dem Blinden
Werd' wandeln ich in ew'ger Nacht,
Bis Engelsstimmen mir verkünden
Den Heilandsruf: Es ist vollbracht.

V.

Du kehrst zurück, Du hast's geschworen,
Ich atme wieder bannbefreit,
Noch klingt Dein Wort in meinen Ohren,
„Ich kehr zurück" — o, Seligkeit!

Ein Traum von unerschöpften Freuden
Kommt über mich, von künft'gem Glück,
Ich hör', trotz Qual und Trennungsleiden,
Nur eins: Du kehrst zurück, zurück!

VI.

Verlassen sitz' ich am einsamen Herd,
Und zähle die Tage, die Wochen,
Bis er wiederkommt, bis er wiederkehrt,
Wie er fest mir beim Scheiden versprochen.

Wie langsam streichet die Zeit vorbei,
Ich zähle die Stunden, die Tage,
Ein trostloses, ödes Einerlei,
Jeder Tag eine neue Plage.

Jeder Tag ohne ihn eine Ewigkeit,
Eine Qual, ein Weh ohne Ende,
Ich drücke — wie langsam schleicht die Zeit —
Das weinende Haupt in die Hände.

Ich denke nur ihn und immer nur ihn,
Mag nichts von alle den andern,
O, könnt' ich ihm nach in die Weite zieh'n,
Über Berge, durch Thäler wandern.

Und lief ich die Füße mir blutend und wund,
Bis vom Himmel sänken die Sterne
Wollt' ich suchen ihn gehn auf dem Erdenrund,
Ihm nach in die fernste Ferne.

Doch harren muß ich am einsamen Herd,
Ich zähle die Stunden, die Tage,
Wenn er meiner vergaß und nicht wiederkehrt,
Unmöglich, daß ich's ertrage!

Wenn er mit mir getrieben vermessenen Spott,
Daß der Himmel sich meiner erbarme,
Dann nimm mich von hinnen, allmächtiger Gott,
Laß sterben, verderben die Arme!

VII.

Die Nacht hat ihre lichten Sterne,
Bringt oft auch lichte Träume mir,
Sie zeigt Dein Bild mir, der Du ferne,
Als ob wie einst Du weiltest hier.

Am Tag auch ist mir's oft geschehen,
Ich wandle trostlos her und hin,
Da plötzlich glaub' ich Dich zu sehen,
Und weiß doch, daß ich fern Dir bin.

Dann fühl' ich einsam und verlassen
Mich doppelt, stürme ruhlos fort,
Durcheile Straßen, Märkte, Gassen,
Wo Du geweilt oft, Ort um Ort.

Umsonst, umsonst, kalt eilt die Menge
An mir vorbei; o, wilde Pein,
Ich fühl' im tosenden Gedränge
Nur eins: Ich bin allein, allein!

VIII.

Der Sommer verstrich und das Herbstlaub erblich,
Gekeltert schon waren die Trauben,
Der Schwingen Flug den Zugvogel trug
Nach Südens dämmernden Lauben.

Der Nachtwind fuhr über Feld und Flur,
Ich saß im Kämmerlein drinnen,
Und dachte an **den**, den ich nicht mehr geseh'n,
Die Hand war ermüdet vom Spinnen.

Da plötzlich mit Macht erklang's durch die Nacht,
Vom Hufschlag bebte die Erde,
Die Straße entlang kam ein Reiter und schwang
Sich von laut-aufwiehernden Pferde.

Dann pocht es am Thor, und Er trat hervor,
Vom faltigen Mantel umfangen,
Das Aug' treu und schlicht, gebräunt das Gesicht,
Vom Ritte gerötet die Wangen.

Er rief: Ich bin Dein und Du bist mein,
Gelobt sei des Ewigen Namen!
Ich sank auf die Knie und schluchzte und schrie:
In Ewigkeit, Amen, Amen!

Dresden. Günther Walling.

D'r letscht Briaf.

Jetz isch v'rbei! Do schtoht's. — Jetz isch v'rbei!
Und i soll fassa, daß des möglich sei?
Und i soll glauba, i sei jetz alloi'? —
As ka' net sei', o Gott im Himm'l, noi'!

V'rbei! V'rbei! — Und älles Lug und Schei'? —
Alrscht sait'r noh: Sieh i be' ewig Dei'! —
Und jetz sei's aus? — Do schtoht's jo schwarz uf weiß.
Wia wurd m'r doch? Miar g'rinnt as Bluat zua Eis.

Ha! ha! V'rbei! — Was de'—n—'m i denn gwea'?
Ear denkt gar wohl, so wurd's noh maihner gea'. —
Es ischt v'rbei! Do schtoht's. — Barmherz'ger Chrischt!
I ka's net fassa, daß des möglich ischt!

Ulm. Wilhelm Unseld.

Schwäbische Bauernehre.

Was sich das Lumpenpack erfrecht,
Am alten Brauch zu rütteln!
Die erste Nacht ist Herrenrecht
Laut Siegel, Brief und Titeln.
Packt euch zum Teufel! Ich halt' fest:
Die Blume mir, und euch der Rest!"

Als so der wüste Junker schrie,
Da drückten sie sich alle.
Mit roten Köpfen standen sie
Verlegen vor der Halle.
„Ja: Herrenrecht! — und Bauernpack!"
Wild ballten sie die Faust im Sack.

Dem Lippold schnürt' es zu den Hals,
Ins Aug' schoß ihm das Wasser.
Er dacht': „Eh'r alles andre, als
Die Gert dem wüsten Prasser!"
Der alte Kunrat Hackenschmit
Sprach resolut: „So bleibt's halt nit!" —

Derweilen saßen die im Saal
Auf ihren Eichenstühlen.
Der Junker stürzte den Pokal,
Den Ärger wegzuspülen.
Behäbig schmunzelte der Abt:
„Ja freilich! Ihr habt recht gehabt!

Beim Sakrament! Ihr habt's nicht schlecht
Gesagt den Bauernhunden!
Die erste Nacht ist Herrenrecht,
So hab' ich's stets gefunden.
Jus primae noctis heißt der Brauch.
Bei uns am Rhein übt man ihn auch."

Der Junker drauf: „Ich möcht mich nit
Der Dirnen all erbarmen,
Doch eine, Gertrud Hackenschmit,
Die hätt' ich gern in Armen!
Sie ist des Lippold Germer Braut
Und wird im Herbst ihm angetraut." —

So saßen sie und schwatzten lang
Von ihren Herrenrechten,
Bis mählich untern Tisch sie zwang
Der Steinwein, den sie zechten.
Die Bauern aber saßen wach,
Ratschlagend unter Germers Dach.

Sie überlegten hin und her,
Die Bärte in den Händen;
Der wollte an den Herzog, der
Sich an den Kaiser wenden.
Doch Kunrat rief: „Glaubt ihr, der Schutz
Der großen Herren brächt uns Nutz?

Ich denk', ihr wüßtet's nachgerad':
Wir Bauern sind Gesindel!
Für uns giebt's nur noch Einen Rat:
Wir schnüren unser Bündel,
Und siedeln fern von hier uns an,
Wo uns kein Junker schänden kann!"

Durch manch ein junges Antlitz flog
Ein hoffnungsfrohes Flammen,
Doch manche alte Stirne zog
Nachdenklich sich zusammen.
Und wieder rief der Hackenschmit:
„Ich will euch führen! — Wer geht mit?" —

Sie sprangen auf und streckten ihm
Die Hände dar, die derben.
„Wir wollen" — klang es ungestüm —
„Im Elend lieber sterben,
Als daß des Junkers geile Brunst
Fortan die Ehre uns verhunzt!"

Noch manchen Plan mit ernstem Wort
Berieten dort die Braven. —
Der Junker ritt am Morgen fort,
Als er den Rausch verschlafen.
Er zog gen Mainz, und Mainz ist weit —
Ihr Bauern, nun benutzt die Zeit! —

Und bei des nächsten Vollmonds Nah'n
Blies hell vom Turm die Wache:
Da flatterte der rote Hahn
Wohl auf des Schlosses Dache.
Um Hilfe schrie im Dorf umher
Der Schloßvogt, doch das Dorf war leer.

Wohl ritt ein Bote aus gen Mainz
Und flog auf schnellen Hufen,
Den Herrn der Burg vom Strand des Rheins
Nach Haus zurückzurufen;
Er kam nicht weit: Ihn machte bald
Die Sense Lippold Germers kalt.

Und gute Zeit verstrich noch, eh'
Den Herrn die Mähr' erreichte.
Hei, wie der auffuhr! wie ihm jäh
Die Wange da erbleichte!
Er jagte heim — doch Mainz ist weit;
Die Bauern nutzten ihre Zeit.

Nach manchem Tagritt hielt sein Hengst
Vor einem Trümmerhaufen;
Die Bauern aber waren längst
Entronnen und entlaufen.
Er ritt ins Dorf. Öd war das Nest,
Als hätte drin gehaust die Pest.

Doch eine seltne Mähre klang
Seither aus welschen Landen:
Da war an grünem Alpenhang
Ein deutsches Dorf entstanden,
Landfahrend Volk, ein wundersam
Blondlockiger Zigeunerstamm.

Der hat sich rein und echt bewahrt
Inmitten all der Welschen,
Und ließ die deutsche Ehr' und Art
Nicht schädigen noch fälschen.
Gurin, so nennt das Volk den Ort;
Noch heute spricht man schwäbisch dort. —

M. Gladbach. Johannes Schürmann.



Das Choleragespenst.

Einer wahren Begebenheit nacherzählt von Paul Maria Lacroma.

(Görz.)

Im Süden liebt man jäher, gewaltiger, feuriger, leidenschaftlicher als im Norden, ob inniger, wahrer und hauptsächlich treuer, ist allerdings fraglich.

Eine genaue Parallele und gewissenhafte Prüfung der Empfindungs-Verschiedenheit würde jedenfalls in Bezug auf die Standhaftigkeit minder vorteilhaft für den heißblütigen, leichtlebigen Südländer ausfallen, dessen meist oberflächliches, tändelndes Gemüt ein Spiegel seiner schönen, bethörenden, lachenden Heimat ist.

Der ernste Norden hingegen schafft kernigere, gediegenere, ehrenfestere Naturen. Doch Ausnahmen giebt es ja allüberall!

Eine solche Ausnahme, und zwar eine gar seltene, vielbesprochene und vielbewunderte, bildete zu Anfang der fünfziger Jahre in einer südlichen Seestadt ein liebend Paar, dessen gegenseitige Armut den Zeitpunkt seiner glücklichen Vereinigung schier ins unendliche hinausschob.

Sie war ein reizendes kleines Schneidermädchen. Der schönste Typus jener niedlichen, charakteristischen Sartorelle-Gestalten, die das Auge des Einheimischen sowohl, als des Fremden, wahrhaft entzücken. Aber als arme Schneiderin, die um kargen Tageslohn vom Verdienst ihrer Nadel leben mußte, konnte sie eben nur leben und war weit entfernt, die nötige Summe zu besitzen, um einen wenn auch noch so bescheidenen Hausstand zu errichten. Das Geld hierzu mußte demnach mühsam und kreuzerweise zusammengespart werden.

Modesta hatte niemanden, der ihr hierin nachhelfen konnte; denn sie war eine Waise — una povera orfanella — und hauste in Gesellschaft einer mit Glücksgütern ebensowenig gesegneten Freundin in einer ärmlichen Mansardenwohnung.

Ihr Bräutigam hatte gleichfalls kein einträgliches Geschäft. Er war zweiter Sakristan bei der Metropolitan-Kirche der großen Stadt, und von dem vielen Gelde, das täglich während der kirchlichen Funktionen seitens der Gläubigen in seinen Klingelbeutel fiel, wanderte leider kein einziger Kreuzer in die eigene Tasche, die ihm seitens der Pfarre so spärlich gefüllt ward, daß er fast noch weniger imstande war, den häuslichen Herd aufzubauen.

Doch die Leutchen waren jung und warteten frohgemut auf bessere Zeiten!

Modesta nähte emsig und fleißig und erhielt ab und zu, wenn irgend ein Kleidungsstück besonders gelungen, von den ständigen Kunden, bei denen sie der Landessitte gemäß tagsüber von acht Uhr morgens bis acht Uhr abends gegen Lohn und Nahrung arbeitete, einen kleinen Zuschuß, den sie glückselig kapitalisierte.

Die banca popolare existierte damals noch nicht, aber beim Leihamt konnte man jeden Gulden „auf Zinsen" anlegen, und die anfangs so bescheidenen Ziffern ihres libretto del monte di pietà mußten denn doch allgemach zu einem hübschen Sümmchen anwachsen.

Ihr Carletto befolgte leider durchaus nicht dasselbe Sparsystem! Er war zwar kein Prasser und weit entfernt, seinen Verdienst zu „verschustern" und noch weniger zu vertrinken, aber er war fatalerweise der Mann der großen That und wollte mit einem Schlage reich werden . . . Die kleine Lotterie sollte ihm dazu verhelfen!

Zum Unglück gewann er bereits beim ersten Versuche einen „Ambo", und die paar elenden Zwanziger verdrehten ihm den Kopf dermaßen, daß er zum leidenschaftlichen Lottospieler ward.

Als Modesta das Unheil entdeckte, war es schon zu spät, und ihr Bräutigam unrettbar dem Moloch verfallen, dem er für seine Verhältnisse

wahrhafte Riesenopfer darbrachte. Er war im Stande zu hungern, um ja gewiß das nötige Geld für die nächste Ziehung zu ersparen.

In allem und jedem sah der bedauernswerte Mensch einen Fingerzeig und eine Ermutigung zum Weiterspielen, ebenso die Sicherheit „diesmal“ gewiß zu gewinnen. Bald war es ein Traum, der ihn hiezu bestimmt, da er von massenhaften Silbermünzen geträumt, die aus einem Füllhorn herauskollerten und in schwindelerregender Schnelligkeit dahinrollten, und sintemalen der Italiener sagt: argento fa il cuor contento (das Geld erfreut das Herz), sah er sich verpflichtet, frohen Herzens in die Lotterie zu setzen, um sein blutig erworbenes Geld ganz wie im Traum — davonrollen zu sehen.

Dann waren es wieder besonders beachtenswerte Tagesereignisse und Todesfälle, die ihn veranlaßten in die Lotterie zu setzen, und so ging es weiter, Woche um Woche, Monat um Monat, bis Jahre über seine Brautschaft verflossen, da sich dem Ärmsten das ersehnte Glück in Form eines Ternos absolut nicht einstellen wollte.

Die arme Modesta sparte und sparte zwar indessen auf's eifrigste; aber ihr Verdienst war und blieb ein geringer, obschon sie auch daheim an Sonn- und Feiertagen und des Nachts an weniger schwierigen Dienstbotenkleidern arbeitete.

Ihr unglücklicher Bräutigam trachtete gleichfalls in lichten Augenblicken, in denen Modestas Bitten und Thränen ihm den Lotterie-Teufel ausgetrieben, sein Einkommen auf vernünftige Weise zu erhöhen; doch der Ärmste war ein Pechvogel und ging stets leer aus, wenn es Hochzeiten, oder Taufen gab, da man in solchen Fällen meist nur dem Obermeßner ein Trinkgeld verabreichte und höchstens den vorwitzigen muli, die da die Glocken und die Weihrauchkessel schwangen, einige Soldi hinwarf. Der zweite Sakristan hatte gewöhnlich das Nachsehen, und bei Bestattungen, wo er meist allein funktionierte, flossen nur Thränen und keine mancie.

So konnte er in keiner Weise auf einen grünen Zweig kommen und seine heißgeliebte Modesta nimmer heimführen.

Die treue Liebe der Beiden, die anfangs die gebührliche Bewunderung fand, ward allmählich verhöhnt und zum Gegensatz der dazumal durch das berühmte Buch Manzonis vielgenannten und allbekannten „Promessi sposi“ nannte man das arme Pärchen: „Gli eterni sposi“, und „die ewigen Brautleute“ wurden die Zielscheibe jeglichen Spottes.

Doch gar bald kam eine Zeit, in der das Lachen und das Spotten sogar den Mutwilligsten verging!

Ein gar böser ungebetener Gast war in die blühende Seestadt eingezogen: Die Cholera.

Im Spätsommer hatte sie ihre ersten Opfer unter dem armen Volke gefunden, das meist nur von Wassermelonen und noch billigeren Feigen und Pflaumen lebt, bekanntlich lauter Obst, das von dem gefährlichen, aus milbenartigen Tierchen bestehenden Mehltau befallen wird.

In jener Zeit wußte man der mörderischen Seuche noch nicht so energisch die Stirn zu bieten, wie heutzutage, wo Stadt- und Staatsbehörden sich die Hand reichen, um die Gräßliche wirksam zu bekämpfen. Man zerbrach sich noch keineswegs den Kopf, ob die gefährlichen Choleramiasmen vegetabilischer oder animalischer Natur seien, und ob überhaupt Infusorien oder die famosen Koch'schen Cholera-Bacillen als signum pathognomicum des gefürchteten Übels zu betrachten seien. Man wußte nur, daß die Cholera da war, und wußte es leider erst, wenn das Übel bereits Wurzel gefaßt; denn man dachte ebensowenig daran, der schrecklichen Krankheit durch rechtzeitige Desinfektion Einhalt zu gebieten. Jsiol, Karbol, Chlorkalkdämpfe und die vielen sonstigen Desinfektionsmittel waren damals durchaus keine gangbaren Artikel, und am wenigsten kannte sie die dem Würgengel am allermeisten ausgesetzte Klasse der Armen und Proletarier.

Auch die Blitzesschnelle, mit der in unseren Tagen durch Telegraph und Telephon jegliche Nachricht verbreitet wird, existierte anfangs der fünfziger Jahre noch nicht, und bis das Auftreten der Cholera bekannt wurde, wütete sie bereits in einer Weise, die jeglicher Schutzmaßregel spottete.

Auch in der herrlichen, reichbevölkerten Seestadt hatte sich die schreckliche Krankheit rasend schnell verbreitet. Die Leute starben wie die Fliegen, ohne daß man anfänglich eigentlich recht wußte, woran. Und als man es nur zu gut erkannte, da ward es erst recht ängstlich vertuscht und geheim gehalten; denn man verbrannte ja den armen Leuten ihr einzig Hab und Gut, wenn es auskam, und warf überdies die Leichen der Unglückseligen in ungelöschten Kalk.

Das war es, was dem Volke am gräßlichsten deuchte!

Der Aberglaube des Italieners mengte sich hinein. Den Leuten bangte um ihre Leiber von wegen der Auferstehung, da der Südländer zwar meist fromm, aber nicht immer glaubensstark ist.

Unter solchen Umständen fiel es den Behörden doppelt schwer, dem Wüten der Seuche Einhalt zu thun. Vergeblich setzte man alle Hoffnung auf den herannahenden Winter; doch nachdem im Herbst nur noch einzelne Fälle sporadisch vorgekommen, brach das Ungeheuer mit erneuter tödlicher Heftigkeit hervor.

In dem engen Gewirr der Altstadt hauste die Cholera am stärksten und bösartigsten. Zwar ließen die Behörden und die reichen Kaufleute Kaffee, Rum und Citronen in Massen unter der armen Bevölkerung verteilen;

denn diese Ingredienzen galten, zu einem heißen Getränk zusammengebraut, als höchst wirksames Heilmittel für den ersten Anprall; doch die Kälte, die schreckliche, die sich mit der bösen Seuche zu einem fürchterlichen Bunde vereinte, tötete jeden unbarmherzig schon beim leichtesten Cholera-Anfall.

Und so nahm sie denn ihren Weg und bahnte ihn sich auch durch die schönen, breiten, luftigen und gesunden Straßen der eleganten Viertel: Tod und Verderben herrschten allenthalben.

Die Stadt bot ein Bild des Jammers. Überall sah man nur schwarze Gestalten, die ängstlich durch die Straßen huschten oder in ihren Trauerkleidern gar so bedrückt einherschlichen, weil sie ja täglich, ja stündlich an demselben Übel zu Grunde gehen konnten, an dem diejenigen, um die sie trauerten, ihnen vorangegangen waren.

Modesta hatte gar viele jener Trauerkleider verfertigt, die da so kummervoll durch die Straßen geschleppt wurden.

Das junge Mädchen war frisch und gesund und fleißiger denn je, da sie sich vor der Seuche durchaus nicht fürchtete und mutig in die Häuser ging, um den Hinterbliebenen der Cholera-Opfer schwarze Kleider zu nähen.

Modesta war die gesuchteste Schneiderin jener Tage, und da man ihre Leistungen in solch böser Zeit freiwillig besser bezahlte, fand sie den Mut, in besonders reichen Häusern, wo die Leute teils aus Mangel an Arbeitskraft, teils aus Furcht vor Ansteckung, oft Wochen lang auf ihre Trauerkleider warten mußten, ziemlich hohe Preise zu stellen.

Man zahlte sie und zahlte sie gut. Auch manch schönes Kleidungsstück, sogar Hausgerät, das man vertilgen wollte, und das sie sich bescheiden erbat, heimste sie bei solchen Gelegenheiten ein. Zu Hause putzte und wusch sie an allem und jedem mit Asche, Seife und Essig so sorgfältig herum, daß die Cholera sich an die blankgeputzten Dinger gewiß nicht heranwagte.

Wenn Modesta Zeit gehabt hätte, würde sie nun auch endlich in der Lage gewesen sein zu heiraten, da ihr bescheidenes Kapital gewaltig angewachsen war und ihre Dachstübchen mit Möbeln vollgestopft waren wie eine Trödlerbude.

Sogar ein Ehebett hatte sie sich erobert!

Sie wußte zwar, daß eine vornehme junge Frau an der Cholera darin gestorben, und hatte auch deshalb alle Fugen des eleganten, reichverzierten Bettes mit Spiritus ausgebrannt. Doch da sie zu ihrer großen Verwunderung eine auch ohne mikroskopische Forschungen zu entdeckende, ganz andere Brutstätte, als die der gefürchteten Bazillen darin gefunden, kümmerte sie sich nicht weiter um die Ansteckung und nahm auch den echten türkischen Teppich, der vor dem Bette gelegen, dankbarst an.

„L'intrigo a mi de nettar la roba, um das Reinigen der Sachen ist mir nicht bange," pflegte sie zu sagen, wenn man ihr derlei Geschenke bot.

Höchlichst erstaunt war sie aber doch, als der trauernde Witwer sie beschwor, die Ausstattung seiner Frau gleichfalls fortzuschaffen, indem sowohl er als seine Mutter sich schrecklich davor fürchteten.

So kam Modesta durch die allenthalben so viel Unheil anrichtende Cholera sowohl zu einer Mitgift als zu einer Ausstattung.

Das mußte sie ihrem Bräutigam sofort melden! Dazu mochte sie durchaus nicht volle acht Tage warten!

Das Brautpaar konnte sich in dieser bösen Zeit unmöglich täglich sehen wie ehedem, da beide durch ihren Beruf unendlich in Anspruch genommen waren. Sie mit ihrer Näharbeit und er leider mit so traurigen Beschäftigungen, die ihn meist mit Sterbenden, denen die letzte Ölung verabreicht wurde, oder mit Leichen in Kontakt brachten, so daß ihm sogar die Lottospiel-Passion gründlich vergangen war.

Carletto war Fatalist geworden und meinte: „Cosa me giova il terno, was nützt mir der Gewinn, wenn ich vielleicht in der nächsten Stunde an der Cholera sterben muß?" Denn er fürchtete sich sehr davor, und bloß weil der primo sacristano an der Cholera gestorben war und er nun seines einträglichen Amtes waltete, hielt er überhaupt auf seinem Posten aus, sonst wäre er längst durchgebrannt.

Modesta wußte von seiner Angst und trachtete auch stets, ihm Mut einzuflößen. Nur aus Liebe zu ihr, die so viele Jahre treu auf ihn gewartet, wollte er auch die gute Stelle, die ihnen eine sorgenfreie Zukunft sicherte, nicht verscherzen; aber gerne blieb er keinesfalls. Und wenn seine Braut nicht zuweilen und stets unverhofft bei der Frühmesse sein Ausharren in der fatalen Stellung beaufsichtigt hätte, würde er sie auch unfehlbar im Stich gelassen haben.

Modesta, die dies stets befürchtete, vermutete auch an jenem Morgen, an dem sie ihm von der geschenkten Ausstattung erzählen wollte, gar nichts anderes. Es gab ihr einen Stich ins Herz, als statt der wohlbekannten, großen, hageren Figur ihres geliebten Bräutigams ein kleiner Ministrant mit dem Klingelbeutel aus der Sakristeithür hereintrat.

Es war also doch geschehen: er war davongerannt!

„Spetta, spetta," sagte sie still vor sich hin, „ich will Dir schon den Kopf zurecht setzen."

Hoffentlich war er nur ausgeblieben. Sie brannte vor Neugierde, näheres zu hören, mochte aber doch nicht mitten in der heiligen Messe fortgehen, umsomehr, als sie ein Canonicus celebrierte, dem die stets in der ersten Bankreihe sitzende Meßner-Braut bestens bekannt war.

Niemals hatte ihr eine Messe so ewig lange gedünkt!

Sie konnte das letzte Dominus vobiscum kaum erwarten, und als der Ministrant sein Ite missa est gesprochen und der Priester kaum den Rücken gewendet, um das letzte Evangelium vorzutragen, war sie auch schon davon geschlichen und fragte in der Sakristei nach ihrem Carletto . . .

Zu ihrem maßlosen Schrecken erfuhr sie, daß er seinen Posten durchaus nicht feige verlassen, daß er vielmehr erkrankt sei, schwer erkrankt . . . an der Cholera.

„Non ze possibile!“ schrie sie in ihrer Verzweiflung gellend auf.

„Weshalb sollte es nicht möglich sein?“ gab man ihr fast hohnlachend zur Antwort und fügte noch hinzu: „Die Cholera verschont niemanden, meine Liebe, und wir alle können sie gleichfalls jeden Augenblick bekommen.“

Doch sie verharrte so eigensinnig bei ihrem „non ze possibile“, daß den Leuten bereits um ihren Verstand bangte.

Stieren Blickes und schwankenden Schrittes verließ die arme Modesta die Domsakristei, um in die nahe Wohnung ihres Bräutigams zu eilen. Sie schickte sich zum erstenmal an, ihn aufzusuchen; denn sie war ein gar ordentliches, sittsames Mädchen, und es bedurfte schon eines so gewaltigen Faktors, wie die Erkrankung ihres Verlobten, um sie zu ihm zu führen. Und an seine Erkrankung glaubte sie, an die Cholera jedoch absolut nicht.

„Non ze possibile, non ze possibile!“ murmelten ihre Lippen immer und immer wieder, gleichsam mechanisch ihrem Gedankengange folgend.

Es war auch nicht möglich! Es konnte, es durfte nicht sein!

Die Cholera, vor der sie sich nie gefürchtet, die Cholera, die ihr so viel Glück gebracht, die Cholera, der sie Geld und Gut verdankte und die Möglichkeit, endlich, endlich zu heiraten: die sollte ihr jetzt das Höchste, den Bräutigam rauben? Nein, nein, es war nicht möglich!

„Non ze possibile, non ze possibile,“ murmelten ihre Lippen immer und immer wieder . . . Auch als der portinaio im Hause ihres Bräutigams ihr das Schreckliche bestätigte, und auch als sie auf der steilen, im Morgengrauen doppelt dunklen Treppe zwei gräßliche Männer — becca morti — begegnete, die den gleichen Weg wie sie gingen.

Endlich waren die vier Treppen erstiegen, und sie stand am Wohnungsflur ihres geliebten Bräutigams . . . Doch welch entsetzlicher, markerschütternder Ton drang daraus hervor?

Ein Klopfen war's, ein hohles, unheimliches: man nagelte eiligst und furchtdurchbebt einen Sarg zu . . .

Carletto war nicht allein an der Cholera erkrankt, sondern auch daran gestorben.

„Non ze possibile,“ kreischte die Unglückliche fassungslos.

Mit diesem beständigen, eintönig gemurmelten Ausspruch, der bei der Unglücklichen zur fixen Idee zu werden drohte, folgte sie der Bahre ihres Bräutigams, von der man sie nur mühsam hinweggerissen, und folgte gebrochenen Herzens und schleppenden Ganges dem nur zu bekannten, mit Särgen vollgeladenen Cholera-Leichenwagen, der so schnell als thunlich durch die Straßen der durch die furchtbare Seuche arg heimgesuchten Stadt fuhr — — —

Es war ein ungewöhnlich kalter Wintermorgen. Der scharfe Nordwind, von dem man vergebens ein erlösendes Zerstieben der tödlichen Miasmen erhofft, blies eisig einher und heulte so unheimlich, als ob er mit seinem Sturmesbrausen all die Millionen Seufzer und all das unzählige Stöhnen und Röcheln der unglücklichen Cholera-Opfer durch die Lüfte trüge . . .

Es war eine grausige Melodei, und wer nicht gerade verurteilt war, sie unmittelbar mit anzuhören, der blieb hübsch daheim in seinen vier Mauern.

Der Totenwagen mit der stieren Blickes dahinschreitenden Modesta begegnete folglich nur wenigen Menschen, umsomehr als jeder dem schrecklichen Gefährte eiligst auswich.

Keuchend kämpften sich die Rosse die letzte Anhöhe hinan. Es galt, noch eine scharfe Ecke zu umbiegen, dann war der Friedhof auf ebener Straße gar bald zu erreichen. . . Aber diese letzte Biegung war bei stürmischem Wetter als eine höchst gefährliche, ja verhängnisvolle Stelle bekannt; denn das freie Feld gähnte dahinter wie ein wegelagerndes Raubtier, das sich auf offener Heerstraße Opfer um Opfer beutegierig erkiest.

Jahraus, jahrein geschahen denn auch unzählige Unglücksfälle an dieser fatalen Stelle, die man la maledetta nannte.

Der Kutscher des Leichenwagens wußte dies recht gut; dennoch entriet er sich jeglicher Vorsicht und schlug vielmehr fluchend und schreiend und überdies pietätlos, als ob er eine Fuhre Schlachtvieh zu lenken und nicht vom schrecklichsten Tode ereilte Menschen zur letzten Ruhestätte zu geleiten hätte, auf die armen Pferde ein. Begehrlichen Blickes schielte er dabei auf das vielverheißende Schild einer „Osteria", wo er gar oft einzukehren pflegte. Ein guter Schluck wär' ihm sehr erwünscht gewesen; doch wegen der Anwesenheit der in einem geschlossenen Wagen voranfahrenden Geistlichen war dies erst bei der Rückkehr möglich. Um so eiliger hatte er's nun, fortzukommen und peitschte drauf los, bis die Pferde sich wild aufbäumten. . . Zugleich schoß ein rasender Windstoß wie eine mörderische Kanonenkugel um die verhängnisvolle Ecke daher und schleuderte den schwerfälligen Leichenwagen mit solcher Gewalt an die nahe Häusermauer, daß die hochauf-

geschichteten Särge polternd herausfielen und in allen Fugen erschüttert, ächzend und krachend, rechts und links weiterkollerten.

Der oberste Sarg, in dem Modestas Bräutigam ruhte, prallte so heftig an die Thür der Osteria, daß der Deckel aufsprang und der Tote auf die Steinstufen des Einganges zu liegen kam.

Durch den Lärm der Katastrophe angelockt, eilte der Wirt herbei. . . . Entsetzt starrte er das unheimliche Bild an. Als er jedoch in dem Toten, der so tragisch an seine Schwelle gepocht, den ihm befreundeten Kirchendiener erkannte, überkam ihn ein sonderbarer Galgenhumor, wie er wohl zur Pestzeit des Mittelalters über die Orgien feiernden Einwohner der Stadt Florenz gekommen sein mochte; denn in sinnloser Verruchtheit rief er lachend aus:

„Spetta compare, wart' nur Gevatter, Du sollst nicht umsonst an meine Thür geklopft haben! Ich geb' Dir einen Gratistrunk von meinem Besten, der selbst der Hölle Feuer zu Schanden machen soll!"

Eiligst holte er ein Glas Schnaps herbei und hielt es an die starren Lippen des Toten. Erbost ob seines vergeblichen Versuches, sprach er unter rohem Lachen:

„Du willst also nicht trinken? Wart' nur, ich will Dir's schon eintrichtern . . . Meinen Schnaps hat noch niemand verschmäht." Und mit seinem Taschenmesser öffnete er gewaltsam die krampfhaft geschlossenen Kiefer des Toten und goß ihm das gepriesene Feuerwasser in den Mund . . .

O Himmel, der Tote schluckte den Schnaps.

„Misericordia!" ächzte der Wirt, an ein übernatürliches Blendwerk glaubend. „Moro del spavento, ich sterbe vor Angst!" lallte er aschfahlen Antlitzes.

Wer beschreibt den Schrecken des Übermütigen? — Jetzt kam er erst zur Besinnung seiner verruchten That und wollte — davonlaufen. Aber schon stand seine gefürchtete Gattin, die alles mitangesehen, in der Thür und kommandierte energisch:

„Sior no! Du gehst mir nicht durch. Der Mensch lebt. Siehst Du das nicht? — Der vermeintliche Tod war nur der Starrkrampf der Cholera. Hier muß geholfen werden. Issa, pack an! Der Mensch kommt in mein eigenes Bett . . ."

„O Dio!" stöhnte der zu Tode erschrockene Wirt, da ihr Bett ja auch das seine war, doch sie fuhr unbeirrt fort:

„Er kommt in mein eigenes Bett, wiederhol' ich Dir; denn er lebt, er lebt ganz gewiß!"

„Sagte ich's nicht, che non ze possibile," jubelte die inzwischen atemlos herangekeuchte Modesta, die das Erlösungswort der tapferen Wirtin

vernommen und beim Anblick Carlettos ihre fixe Idee, daß die Cholera, der sie soviel verdankte, ihr unmöglich den Bräutigam rauben konnte, in wohltätigster Art bestätigt und somit auch geheilt fand.

— —

Carletto war wirklich nur im Starrkrampf eingesargt worden, als eines der letzten Opfer jener schrecklichen Epidemie.

Er genas gar bald vollends unter der sorgsamen Pflege Modestas, und noch im selben Karneval heiratete er seine treue Braut und hielt sein fröhliches Hochzeitsfest in der Osteria seines Gevatters, der ihn unwillkürlich vermöge eines rohen Scherzes ins Leben zurückgerufen.

Der durch einen Zufall auf so wunderbare Art Gerettete blieb jedoch sein Lebenlang totenblaß, und man nannte den als typische Figur der Seestadt allgemein bekannten Sakristan: Das Choleragespenst.

Jang-kia und Tschi-sa.

Eine Liebesgeschichte aus Korea von Victor von Reisner-Čepinsky.

(Nieder-Schönhausen.)

Tschi-sa war mit ihrem Vater in Söul gewesen und hatte dort den Aufzug der aus Peking zurückgekehrten Gesandtschaft gesehen. Auch Jang-kia war unter den Auserkorenen, die dem Kaiser die jährlichen Geschenke überreicht hatten und nun als Gegengabe den auf Seide gemalten chinesischen Kalender heimbrachten.

Tschi-sa lag wieder auf ihrem Lieblingsplätzchen unter dem alten, tausendjährigen Lackbaum, und ihre Äugelein strahlten voll Glückseligkeit, als sie nun daran dachte, wie schön er in seinem blauseidenen Kimono (Oberkleid), das von einem edelsteinstrotzenden Obi (Gürtel) zusammengehalten war, ausgesehen hatte. Und er, der stolze Ka-zoku (Adelige) hatte ihr, der Tochter des Samurai (Krieger) freundlich zugelächelt!

Erschrocken war sie zusammengefahren und hatte mit den kleinen Zähnen die goldbemalte Lippe wund gebissen, sodaß ein Blutstropfen das Kunstwerk zerstörte. Ihr Vater hatte glücklicherweise nichts bemerkt, aber die um sie stehenden Japaner, ihre Landsleute, hatten sie mit teils mißtrauischen, zum Teil haßerfüllten Blicken angesehen.

Mit schmeichlerischer Gebärde verstand sie es, den Vater fortzubringen und dadurch allen neugierigen Fragen geschickt auszuweichen.

Noch jetzt mußte sie darüber lachen, wie gut ihr das gelungen war.

Doch ihre Heiterkeit hielt heute nicht lange vor, da sie sich immer wieder fragen mußte, was daraus eigentlich werden solle?!

Konnte er, der stolze Koreaner, sie zum Weibe nehmen?! Würde es seine Familie zugeben, daß er eine Japanerin ins Haus brächte, wo doch gerade sein Vater als einer der ärgsten Feinde ihres Volkes galt!

Ein Rauschen in den Zweigen des nächsten Lackbaumes ließ sie aufsehen, und nun hatte sie schnell ihre Sorgen vergessen und lachte fröhlich über den dort oben sitzenden Affen, der ihr die possierlichsten Grimassen schnitt.

„Ju-fu“ — rief sie ihm lachend zu —, „Du wunderst Dich wohl, Deine Tschi-fa so ernst zu sehen?“ — Und als ob er sie verstanden, legte sich sein Gesicht in noch bedenklichere Falten. Als sie aber daraufhin noch übermütiger lachte, da gewann er die Überzeugung, daß ihr Kummer kein all zu großer sein könne, und vergnügt grinsend zeigte er ihr vor Freude sein mächtiges Gebiß und machte die tollsten Sprünge, um sie noch mehr zu erheitern.

Es mochten wohl schon zehn Jahre her sein, seit Ju-fu, der Affe, die kleine Tschi-fa kannte. Sie war damals noch viel, viel kleiner gewesen, als jetzt, und obwohl sie keine Gespielinnen gehabt hatte, so verstand sie es trotzdem, immer heiter und lustig zu sein. Beinahe den ganzen Tag brachte sie im Walde zu, und silberhelles Lachen durchzitterte die Luft, wenn sie im vorbeirieselnden Bache badete und sich im Wasserspiegel die unsinnigsten Gesichter machte.

Ihr Gekicher und das fröhliche Jauchzen hatten Ju-fu herangelockt, der ihr verwundert und in ängstlicher Scheu zusah.

Nach und nach begreifend, daß er von ihr nichts zu befürchten habe, war er von Tag zu Tag näher gekommen und immer dreister geworden, und endlich hatte er dem Drange nicht widerstehen können und war mit ihrem Kimono in den Zweigen verschwunden.

Als Tschi-fa ihren Leib an der lauen Luft getrocknet hatte, da erst bemerkte sie den Abgang ihrer Bekleidung und sah mit Entsetzen Ju-fus Bemühen, sich mit ihrem Kimono zu schmücken.

Doch Tschi-fa war ein echtes Kind Japans, sie konnte nicht lange traurig und böse sein. Ju-fus verzweifelte Anstrengung, mit dem Kleide zurechtzukommen, trieb ihr Thränen in die Augen, und sie glaubte vor Lachen ersticken zu müssen.

Der Affe mochte es wohl fühlen, daß sie sich über ihn lustig mache, und geriet darüber in eine derartige Wut, daß er ihr das Kimono an den Kopf warf, so die kunstvolle Frisur, das Produkt stundenlanger Arbeit, in einem Augenblick zerstörend.

Aber Tschi-fa lachte auch hierüber, warf das Kleid rasch um und trippelte nach Hause.

Bald darauf kehrte sie mit einem zierlichen Körbchen voll des herrlichsten Obstes an ihren Lieblingsplatz zurück.

Der Affe saß noch immer in den Zweigen und obgleich er befürchtete, daß sie ihn wegen des Diebstahls in irgend einer Weise strafen könnte, so hielt ihn die Neugierde, was nun geschehen werde, immer noch zurück.

Verführerisch und mit koketter Gebärde hielt sie ihm eine saftige Pfirsich entgegen. Doch Ju-fu traute dem Frieden nicht. Erst als sie eine solche einige Schritte weit fortrollen ließ, sprang er in jähem Satze herab und flüchtete eben so schnell mit seiner Beute in das schützende Geäst.

Damit war der Grund zu ihrer Freundschaft gelegt. Das Verhältnis wurde ein immer intimeres, und Tschi-fa machte Ju-fu zu ihrem Vertrauten, der all ihre kleinen Sorgen und Kümmernisse mit gleich ernster Miene anhörte.

Dann, als Jang-kia der Spielgefährte der kleinen Tschi-fa wurde, lernte Ju-fu die Qualen der Eifersucht kennen. Von Hause nicht bösartig veranlagt, lag ihm wirkliche Rache fern, doch beobachtete er seinen Rivalen mit umso mißtrauischeren Blicken, da er ihm nur zu gerne wenigstens einen Schabernack gespielt hätte.

Ohne daß es die Eltern ahnten, durchstreiften die Kinder den ganzen Tag den Wald und Jang-kia spielte sich immer mehr als den ritterlichen Beschützer der kleinen Tschi-fa auf.

Sein Vater, dem höchsten Adel angehörend und einer der ersten Beamten der Provinz, hätte es nie erlaubt, daß sein Kind mit demjenigen eines Samurai (Krieger) Umgang pflege.

Zwar gehörte Tschi-fas Vater einer Familie an, zu deren Vorrechten das Harakiri (Bauchaufschlitzen) gehörte, und die schon deshalb in größerem Ansehen stand, aber immerhin noch viel zu tief unter seinem Rang, sodaß jedweder Verkehr ausgeschlossen war.

Jang-kia, der dies recht wohl wußte, aber von der Freundin nicht lassen wollte, verstand es vortrefflich zu schweigen und sein Geheimnis zu verbergen. Nur eines machte ihm ernstliche Sorge: die Nationalität seiner Tschi-fa.

Unzählige Male hatte er es zu Hause gehört, wie oft die Japaner sein Vaterland mit Krieg überzogen und verwüstet hätten. Festgewurzelt war der Haß gegen die Eindringlinge in seiner Familie seit Jahrhunderten, und doch mochte er die kleine Tschi-fa, die so herzig zu lachen verstand und die allerniedlichsten Spielsachen erdachte, nicht missen.

Die Zeit verging, und aus dem kleinen, übermütigen Spielteufelchen wurde eine liebegirrende Taube, die mit ihren schiefgeschlitzten Äugelein

ihrem verliebten Täuberich gar verführerisch zuzublinzeln verstand, bis er ihr eines Tages erklärte, sie heiraten zu wollen.

Wie zu allem, so lachte sie auch dazu. Als er aber bei den Geistern seiner Ahnen schwor, daß es sein ehrlicher Wille sei, sie zum Weibe zu nehmen, da wurde sie doch nachdenklich.

„Wirst Du mich aber, wenn Du meiner überdrüssig bist, nicht verkaufen?!" — fragte sie ängstlich-besorgt.

„Nein, nein" — beteuerte er, die flache Hand auf die Stirne legend — „Namu Budsu (der allmächtige Buddha) möge mich strafen, wenn ich meine Tschi-sa je vergesse."

In übergroßer Freude lächelte sie ihm beseligt zu und nahm in schelmischer Grazie die bizarrsten Stellungen ein, um ihm durch ihre Fröhlichkeit zu beweisen, wie glücklich er sie gemacht.

Wie und wann sich ihr Wunsch erfüllen könnte, darüber machten sie sich einstweilen nicht viel Sorgen. Sie tändelten und kosten und genossen die herrliche, schöne Zeit, ohne zu ahnen, wie schnell dies ein Ende nehmen sollte.

Jang-kia mußte fort nach Söul, um sich dort für den Hof- und Staatsdienst vorzubereiten — wie ein Blitz traf ihn dieser väterliche Befehl.

Als Tschi-sa die Nachricht vernahm, war sie recht traurig, aber gar bald lachte sie ihm fröhlich zu.

„Ich will auch nach Söul kommen" — erklärte sie bestimmt.

„Wie wolltest Du das anstellen?!" — fragte er zweifelnd.

„Nein, Du bist doch ein zu großes Kind" — lachte sie belustigt — „wie kannst Du nur so fragen. Das ist doch ganz einfach — ich werde, wie alle meine Landsmänninnen, Musme."

„Nein, das darf nicht sein" — brauste er auf — „es würde mich wahnsinnig machen, jeden Augenblick daran denken zu müssen, daß sie mit Dir im Theehause herumschäkern und daß Du Dich dazu hergeben sollst, anderen Leuten die Grillen zu vertreiben!"

„Soll Tschi-sa trauern — soll sie nicht in Deiner Nähe lustig sein?" — schmollte sie schmeichlerisch. — „Ich weiß ja, ihr Tschausians (Koreaner) verlangt, daß Euch nicht nur die Frau, sondern auch die Geliebte treu bleiben soll, und mißachtet uns Japanerinnen, weil wir gerne lustig sind. Aber" — sagte sie ernst — „Tschi-sa wird Dir auch als Musme treu bleiben, und wenn sie auch mit ihrem Lachen und ihren Schelmereien andere erheitert, so wird sie dabei stets an Dich denken, und Du wirst jeden Tag zu Deiner Tschi-sa kommen und ihr Näschereien mitbringen, damit sie keinen anderen darum bitten muß."

Das alles sprudelte mit solch drolliger Pikanterie von ihren Lippen, daß er gar nicht böse sein konnte.

„Und nun komme“ — lud sie ihn mit graziöser Verbeugung ein — „jetzt wollen wir in meiner Hütte einen Abschiedsschmaus nehmen.“ — Kokett sich wendend und drehend, hüpfte sie ihm in tändelnder Schelmerei voraus.

Wie alle Häuser der Japaner, so zeichnete sich auch das ihre durch peinliche Reinlichkeit aus.

Bevor sie eintraten, streiften sie die Sandalen von den Füßen und Jang-kia ging sofort zum Hausaltar, um den Geistern ihrer Angehörigen sein Gebet darzubringen und sich bei ihnen einzuschmeicheln, damit sie ihm nicht bös gesinnt seien.

Dann schaute er sich verwundert um. War er doch heute das erste Mal hier, überhaupt zum ersten Male in dem Hause eines Japaners.

Daß des Japaners größter Reichtum die Reinlichkeit sei, das wußte er längst, und doch überraschte sie ihn in hohem Maße, da es den Anschein hatte, als ob alles ganz neu, eben erst fertig gestellt worden wäre. Das Häuschen mit seinen zusammenzuklappenden Wänden stand aber schon mindestens zehn Jahre am selben Fleck, und trotzdem waren die Dielen so weiß, wie frisch gehobelt.

Die Wände waren zum Teil aus dünnem Holz oder aber aus leichtem Strohgeflecht und mit schneeweißem Papier beklebt, auf welchem auch nicht das geringste Stäubchen zu sehen war, und auf niedlichen, zierlichen Gestellen standen die feinsten Bibelots (Geduldarbeiten), die von dem unermüdlichen Fleiß und der unerschöpflichen Ausdauer der Verfertigerin zeugten.

Jang-kia war derartig ins Bewundern versunken, daß er Tschi-sas Verschwinden gar nicht bemerkte.

Erst ihr silberhelles Lachen erinnerte ihn an sie, und nun sah er sie hinter einem niederen, geflochtenen Perlenschirme stehen, der sie seinen Blicken kaum entzog.

Mit der nur der Japanerin innewohnenden naivsten Unschuld hatte sie ihr Kimono von sich gestreift und kramte nun in einem Miniaturschränkchen suchend umher.

„Wenn man so hohen Besuch hat, muß man sich auch putzen“ — plauderte sie unterdes harmlos und zog ein helles Kleidchen über den entblößten Leib. Dann bedeckte sie die Wangen mit Rosenfarbe und mit einer dicken Schichte Reismehl.

„Laß das Putzen“ — drängte Jang-kia — „Du gefällst mir auch so.“

„Gleich, gleich“ — lispelte sie ihm glückselig zu — „nur noch ein wenig Gold auf die Lippen, einige schöne Nadeln in die Haare, und Tschi-sa kann sich Dir zeigen.“

Mit der Toilette fertig, brachte sie winzig kleine Tellerchen mit Leckerbissen herbei und nötigte ihn, sich neben ihr auf der Matte niederzuhocken.

Geschickt führte sie mit den Stäbchen die Speisen an den Mund und zwinkerte ihm ermunternd zu. Dann, als sie satt waren, brachte sie ihre Koto (Horizontalharfe) herbei und sang ihm schwärmerische Liebeslieder vor.

Jang-kia hatte während der ganzen Zeit beinahe nichts gesprochen, und obwohl ihm so manches süße Liebeswort auf der Zunge brannte, so war er doch zu wohl erzogen, um durch seine Schwätzerei die Gastfreundschaft und das Vertrauen, das sie ihm bewiesen, zu entheiligen.

Tschi-fa ehrte des Geliebten Schweigen, aber sie wollte ihn doch nicht zu lange zwingen, stille zu sein, umsomehr, als ja dabei sie selbst der leidende Teil war; deshalb hielt sie plötzlich im Gesange inne.

„Komm, wir wollen wieder in den Wald gehen“ — forderte sie ihn auf, und ohne erst auf seine Antwort zu warten, huschte sie wie ein munteres Wiesel im Zimmerchen umher und brachte das einem Kinderspielzeug gleichende Geschirr an Ort und Stelle.

„Ein klein wenig wirst Du schon noch warten müssen“ — beruhigte sie den Drängenden und legte hinter dem Schirme ihr parfümiertes Staatskimono wieder ab.

Im selben Augenblick wurde das Rohrgeflecht, welches das Zimmerchen gegen die Straße abschloß, zur Seite geschoben, und ihr Vater trat ein.

Empört blieb er stehen. — Was hatte der Ka-zoku in seinem Hause zu suchen?! — Weshalb hatte sich Tschi-fa geschmückt?!

Aber trotz des Zornes lag auf seinem Gesichte der Ausdruck höflichen Entgegenkommens, und höchstens dem Klange der Stimme, als er Jang-kia noch zu bleiben bat, konnte man es anhören, wie mißliebig ihm der Besuch sei.

Unter höflicher, tiefer Verbeugung lehnte Jang-kia ab, und Tschi-fa, die nur noch den Obi (Gürtel) zu befestigen hatte, schickte sich an, ihn zu begleiten.

„Ehrenwertes Väterchen“ — bat sie den Alten schmeichlerisch — „bitte, binde mir die Schleife zurecht, damit ich unserem Gaste auch gefalle“ — und mit geübter Hand ordnete dieser die Schleife, welche fast bis zu den Schultern emporstieg und so das Bild eines schillernden Schmetterlings vervollständigte.

Mit graziöser Verbeugung verabschiedete sie sich von dem Vater und war gleich darauf mit Jang-kia verschwunden.

Wütend, mit geballter Faust, schaute ihr der Alte nach. Aber was konnte er thun?!

Durfte er die gute Sitte verletzen und ihr das Mitgehen verbieten? — Nein, der Gedanke allein machte ihn schon erröten.

Und konnte er dem Sohne des von seinen Landsleuten und ihm bestgehaßten Mannes ein böses Wort geben, während er doch unter seinem Dache weilte?

Wenn es ihm wenigstens möglich gewesen wäre zu fluchen! Aber seine Sprache kennt ja keine Schimpfworte, und das verhaßte Chinesisch wollte er nicht einmal dafür über die Lippen bringen.

Die Zimmer seines Häuschens wurden ihm zu eng und zu niedrig, und in ohnmächtiger Wut ging er um die Papierwände desselben herum.

Allmählich beruhigte er sich. Tschi-fa sollte nur erst zurückkommen. Er mußte doch vor allem wissen, was sich das Mädchen eigentlich für Hoffnungen machte, und was der Besuch zu bedeuten habe!

Unterdes nahmen die Liebenden von einander unter Weinen und Lachen Abschied, der ihnen umso leichter wurde, als Tschi-fa fest entschlossen war, ihm nach Söul zu folgen.

Aus ihrem Sayonara (Lebewohl) klang schon die Freude des Wiedersehens heraus.

Endlich rissen sie sich von einander los, und Tschi-fa eilte nach Hause, wo sie Miana-wotu, ihr Vater, bereits mit ernster Miene erwartete.

„Thue die Sandalen von den Füßen und komme ins Zimmer. Ich habe mit meiner Tochter ein gewichtiges Wort zu sprechen" — wandte er sich an das ihm zulächelnde Mädchen.

„Ich folge Dir, ehrsamer Vater" — neigte sie das Haupt und ließ ihm unter wiederholten Verbeugungen den Vortritt.

„Meine Tochter wird vor allem mit mir zu den Geistern unserer Ahnen beten, damit sie uns in dieser schweren Stunde beschützen und uns ihren Rat geben mögen."

Nach einer tiefen Verbeugung entzündete Tschi-fa neue Weihrauchstangen vor dem Hausaltar und kauerte neben ihrem inbrünstig betenden Vater nieder, und gleich ihm klopfte sie dabei mit den Fingerknöcheln als Begleitung des Gebetes auf den Boden.

Die um sie schwebenden Geister erfüllten sie aber mit immer größerer Furcht, und um diese zu bannen, fing sie zu lachen an, sich damit ermutigend.

Ihr Vater schaute nur mitleidig lächelnd zu ihr auf, dann, als er seine Andacht beendet hatte, sagte er ganz unvermittelt: „Es kann nicht sein — er ist ein Tschausiauer (Koreaner)."

„Aber von hohem Adel, mein ehrenwerter Vater . . ."

„Und wenn" — unterbrach sie Miana-wotu rauh — „ein jeder japanische Heimin (Mann aus dem Volke) gilt mir mehr, und Du scheinst wohl zu vergessen, daß Dein Vater ein Samurai ist, — daß das Harakiri ein Vorrecht unserer Familie seit altersgrauen Zeiten ist, und daß noch kein Miana-wotu eines unehrenvollen Todes die Welt wechselte (starb)."

„Jang-kia ist aber reich, ehrsamer Vater" — sagte Tschi-fa ehrerbietig — „und wir haben nur so viel, um die Blumen duften und die Vögel

singen zu lassen. — Er wird Tschi-fa in Brokat kleiden und ihre Kimono (Kleider) mit den lieblichsten Gerüchen tränken."

„Und wie stellt sich denn sein ehrenwerter Vater dazu?" — zerstörte Miana-wotu den holden Wahn.

Tschi-fa erschrak, aber wie alle ihre Landsmänninnen, die mit und ohne Anlaß, bei Trauer und Freude, ja selbst in den Pagoden lachen, um sich vor den umherirrenden Dämonen nicht zu graulen, so zwang sie sich auch jetzt zur Lustigkeit und versuchte sich die Besorgnis fortzulachen.

So kauerten sie eine Zeitlang nebeneinander, und nur an Miana-wotus zusammengekniffenen Augenlidern und an seinen gelegentlichen **hai, hai** (ja, ja) und ye, ye (ach!) konnte man entnehmen, daß er über etwas sehr Wichtiges nachdachte.

Endlich sagte er feierlichen Tones:

„Ich habe beschlossen, und meine Tochter wird folgen. Morgen reisest Du nach Söul und wirst Musme!"

„Mein ehrsamer Vater hat befohlen — Tschi-fa wird gehorchen." — Ihre tiefe Verbeugung verbarg das verräterische Aufleuchten ihrer kleinen, spitzbübischen Schlitzäugelein.

* * *

Das Theehaus, in welchem Tschi-fa Unterkunft fand, gehörte Herrn Takeaku und wurde am meisten von ihren Landsleuten besucht, da der in gutem Ansehen stehende Besitzer stets die reizendsten Musmes zur Verfügung hatte.

Den Gebräuchen der Heimat treu bleibend, gehen auch hier die erblühten Mädchen in die Thee- und Einkehrhäuser und bleiben, so lange die Jugend vorhält, Musmes, welche die Gäste mit ihren Schelmereien unterhalten, fesseln und sie zum Wiederkommen animieren.

Nach europäischen Begriffen geht es da oft recht unsittlich zu, aber der Japaner hat von der Schicklichkeit eine der unsern ganz entgegengesetzte Anschauung und findet an den drolligen Gewagtheiten der kleinen Musmes, die sich in bizarrer Keckheit zu übertrumpfen suchen, gar nichts Anstößiges.

Er gönnt den kleinen Mädchen, die ihm das Leben verschönern, ihre Freude, und nie wird es ihm einfallen, an seine Frau, die wahrscheinlich auch Musme gewesen, eine Frage zu stellen, die sie der Gefahr aussetzte, zu lügen. Vergangenes ist für ihn vergangen und er will gar nicht wissen, was vorher geschehen.

Jang-kia als Koreaner huldigte nicht derselben Anschauung, und obgleich er an Tschi-fas Liebe keinen Augenblick zweifelte, so erfüllte es ihn doch mit Unruhe, sie in einem Theehause zu wissen.

So oft es ihm daher seine Zeit erlaubte, wanderte er durch die

schmalen, schmutzigen Straßen nach dem Flusse Han, an dessen rechtem Ufer die Theebude stand.

Auch heute trieb ihn Sehnsucht und Unruhe dem wohlbekannten Wege zu. Da er aber nicht mit leeren Händen kommen wollte, so sah er sich nach einem Laden um, den er endlich am Ende der Straße entdeckte.

Rasch ging er hin und trat ein.

In Mitte des Verkaufsraumes stand eine Wanne, in welcher die japanische Besitzerin eben ein Bad nahm.

„Was wünscht Ihr, ehrenwerter Herr?“ — fragte sie unter vielen Verbeugungen und sprang, um ihn nicht warten zu lassen, behende heraus.

Er suchte einen silbernen Haarpfeil aus, bezahlte und ging, während ihn die Verkäuferin mit den verbindlichsten Reserenzen bis auf die Straße begleitete, um dann wieder in ihre Wanne zu steigen und ihr unterbrochenes Gespräch mit den Nachbarn fortzusetzen.

Für Jang-kia war dies kein ungewohntes Bild, und er hätte ihm auch jetzt keine besondere Beachtung geschenkt, wenn er nicht an Tschi-sa hätte denken müssen.

Er wußte, daß sie es genau so machen würde, wie die kleine Verkäuferin, und daß auch sie daran, sich den Blicken eines fremden Mannes preiszugeben, nichts Unpassendes finden würde.

Gerne hätte er mit ihr darüber gesprochen und ihr klar gemacht, daß er dies nicht passend fände, aber er ahnte, daß sie ihn nur verständnislos anschauen oder gar noch auslachen würde.

Das Nutzlose jeder Belehrung einsehend, nahm er sich vor, an ihr Herz zu appellieren und sie so seinen Wünschen gefügig zu machen.

Mit diesen Gedanken beschäftigt, kam Jang-kia am Ziele an und schob die Eingangsthüre zur Seite.

Überrascht blieb er vor dem sich ihm darbietenden Bilde stehen. — In der Mitte der Stube lag ein Mann, anscheinend im tiefsten Schlafe, und um ihn herum führten sechs Musmes, darunter seine Tschi-sa, unter lautem Lachen und Gequietsche einen tollen Reigen auf.

Als Tschi-sa den Geliebten bemerkte, kam sie ihm mit vor Freude zitterndem Körper entgegengesprungen und zog ihn, nachdem er seine Sandalen abgelegt hatte, vollends herein.

„Ach, Jang-kia, Du Wonne meiner Seele“ — schmeichelte sie und schmiegte sich an ihn — „komme doch näher und freue Dich an unserer Freude. Sieh', dieser Bozu*) des Sake**) hat Wohlgefallen an Deiner

*) Priester, } japanischer Bacchus.
**) Geistiges Getränk, }

Tschi-sa gefunden und wollte mich zur Stunde der Ratte (Mitternacht) aufsuchen, um mir dann ein seidenes Kimono (Kleid) zu schenken."

Mißtrauisch sah Jang-kia sie an, und nun erst bemerkte er, daß sie ja das neue Kleid auch schon anhabe.

„Wie kommst Du zu dem Anzuge?" — fuhr er sie an. Doch Tschi-sa war nicht in Verlegenheit zu bringen und lachte ihn nur aus.

„Du bist doch zu drollig" — kicherte sie vergnügt und ergötzte sich an seinem Argwohn — „Namu Amida Budsu (beim allmächtigen Buddha), ich würde eher meine Welt wechseln (sterben), als Dir die Treue brechen" — und als er darauf eine freundlichere Miene zeigte, zog sie ihn neben sich auf die Matte und begann zu erzählen:

„Also höre: Er versprach mir ein seidenes Kimono, und ich versprach ihn dafür zu erwarten und ihn beim Klang der Koto (Harfe) in süßen Schlaf zu singen, doch nur in dem Falle, wenn er mir das Kimono schon früher schenkte."

„Das war unvorsichtig — das war nicht schön von Dir!" schalt Jang-kia mit bebenden Lippen, da er noch immer Schlimmes befürchtete.

„So laß mich doch nur ausreden" — bat sie ungeduldig und fuhr dann fort — „ich werde Dich erwarten" — sagte ich zu ihm — „doch kommst Du nicht, so ist das Kimono verfallen, und Du mußt Dich damit widerspruchslos zufrieden geben. Lachend erklärte er sich damit einverstanden, und nun galt es, einen lustigen Schabernack auszuhecken."

„Meine Freundinnen" — sie verbeugte sich dabei gegen diese — „und ich hatten uns rasch verständigt. Wir setzten ihm den stärksten Sake vor und animierten ihn durch Gesang und Tanz zu immerwährendem Trinken. Und als dies nicht mehr half, gaben wir ihm, um seinen Durst von neuem zu wecken, gerösteten Lachs, der, wie Du siehst, seine Schuldigkeit vollauf that. — Nun liegt er da und wird wohl schwerlich früher erwachen, als bis der Hahn die Sonnenkönigin begrüßt."

Auch Jang-kia mußte über den Scherz lachen, und obwohl auch er daran glaubte, daß der Fremde nicht sobald seiner Sinne mächtig sein würde, so beschloß er doch, um vollends sicher zu sein, bis zum Morgengrauen hier zu bleiben.

Tschi-sa freute sich darüber, da ihr seine unbegreifliche Eifersucht viel Spaß machte, und sie darüber herzlich lachen konnte.

„Du bist doch zu komisch" — neckte sie ihn — „wegen dieses Schlemmers würde ich kein Quintchen Beni (Schminke) auflegen!"

„Meine Blume wäre selbst dann schön" — meinte er galant, wurde aber für diese Schmeichelei, die sie für Spott nahm, mit dem Fächer auf Hand und Mund geschlagen.

„Schäme Dich, so etwas zu sagen“ — schmollte sie — „Tschi-sa würde vor Schande vergehen, sich ungeschminkt einem Manne zu zeigen!“

Der Ton der In-kiung, der Riesenglocke, die das Zeichen zum Schließen der Verkaufsladen giebt, unterbrach ihren Disput, und nun begann sich die Theebude immer mehr zu füllen, da sich der größte Teil der Gäste aus Geschäftsleuten rekrutierte, die sich nun von den kleinen Musmes die Tagessorgen wegscherzen ließen.

Bald durchschwirrte Lachen und Singen die Luft, aber den berauschten Ka-zoku erweckte selbst der tollste Spektakel nicht. Er lag da, als ob er seine Welt gewechselt hätte und schnarchte zu dem ihn umtobenden Lärm die Begleitung.

„Wenn er nicht so schnarchte“ — machte sich Tschi-sa über ihr Opfer lustig — „so könnte man wirklich glauben, daß er Hotoke sei (im Gefilde der Seligen), und seine Frau dürfte getrost alles in der Wohnung umkehren lassen (bei Todesfall) und selbst das weiße Trauerkleid anziehen.“

„Da kommt auch schon der Bozu (Priester), um die Geister zu beschwören“ — lachte eine andere Musme und wies nach dem Thürvorhang, der eben von einem Bettelmönch auseinandergeschlagen wurde.

Mit der an seinem mächtigen Pilgerstab befestigten Glocke ununterbrochen läutend, murmelte er sein klägliches Amida, amida, amida (helft) und nahm mit Dank die ihm gereichte Schale mit Sake an.

Dann, als er diese bis zur Neige geleert hatte, ließ er sich erschöpft auf der Matte nieder, aß die ihm geschenkten Hammelschnitte mit Reis, trank dazu und versprach den Edlen, die ihm einige Rins (Heller) opferten, für sie beten zu wollen.

„Koria!“ — schrie er plötzlich erschrocken auf, da er nun erst den Schlafenden bemerkte, der von bösen Geistern geplagt, qualvoll ächzte und stöhnte.

„Was ist dem Manne geschehen?“ — fragte er besorgt.

„Er ist behext“ — log Tschi-sa mit ihr schwerfallendem Ernst.

„Namu Amida Budsu“ (hilf allmächtiger Buddha) — entrang es sich den bleichen Lippen des Bozu, und ohne an die Unheiligkeit des Ortes zu denken, zog er aus den weiten Ärmeln seines Kimono ein Kakemono (Götzenbild), welches er vor sich aufstellte, worauf er sich anschickte, die Gebete herzusagen, damit der Kranke nicht in den Leib eines Hundes oder Fuchses fahre.

„Laß Deine Kunststücke, Bozu“ — unterbrach ihn Jang-kia — „die Mädchen haben sich nur einen Scherz mit Dir erlaubt. — Dem Manne fehlt nichts weiter als die Vernunft.“

„Das ist gerade genug, ehrsamer Herr“ — erwiderte der Priester feierlich und fuhr mit seiner Beschwörung fort.

Ohne sich um die heilige Handlung zu kümmern, begannen die anderen wieder ihre Tollheiten zu treiben, und nur hie und da traf sie ein strafend-vorwurfsvoller Blick des Bozu, den sie aber absichtlich übersahen.

Erst um die Stunde der Ratte (Mitternacht) legte sich der wüste Lärm. Einer nach dem andern eilte nun seinem Hause zu, und auch die Musmes suchten ihre Schlafmatten auf, schoben das Holzgestell unter den Nacken, um die Frisur zu schonen, und verfielen bald in festen Schlaf.

Im ganzen Hause herrschte Stille, nur im Gastzimmer hörte man das leise Geflüster der Liebenden, das Murmeln des betenden Bozu und hie und da ein schweres Aufstöhnen des Schlafenden.

Tschi-sa lag auf der Matte ausgestreckt, den Kopf auf des Geliebten Schoß und lauschte stilllächelnd seinen süßen Worten.

„Wird mich mein Alles auch immer lieben?" — fragte er, ihr sanft die Wangen streichelnd.

„Ach, Du meine Sonne" — seufzte sie — „wie kannst Du nur so fragen, aber ich wollte, wir wären schon soweit, daß ich mir die Augenbrauen abrasieren und meine Zähne schwarz lackieren könnte!" (Zeichen der Frauenwürde.)

„Die Zeit wird auch kommen" — versuchte er sie zu trösten. — „Mein ehrsamer Vater wird dem Herzenswunsch seines Sohnes auf die Dauer nicht Widerstand leisten, und der Deine wird die Ehre zu würdigen wissen und gerne sein Kind dem Ka-zoku zum Weibe geben."

Unwillig richtete sie das Köpfchen in die Höhe.

„Mein ehrenwerter Vater ist ein Samurai" — sagte sie stolz — „ein Japaner!"

Die mit erhobener Stimme gesprochenen Worte erregten des Bozu Aufmerksamkeit, und mit wohlgefälligem Blick schaute er das Mädchen an.

„Hai, hai (ja, ja), der Stolz ziert" — wandte er sich an Tschi-sa — „aber dem Weibe geziemt Bescheidenheit! Du willst, wie ich eben hörte, des ehrsamen Herrn Weib werden und zeigst ihm Unehrerbietigkeit?!"

„Ach, heiliger Bozu" — klagte die Gescholtene — „ich möchte ihm ja gerne gehorsam sein — aber ich fürchte, daß er nie mein Herr werden wird, da unsere ehrsamen Eltern dagegen sind."

„Dann müßt Ihr Euch fügen" — entgegnete der Priester ernst — „denn wer nicht Vater und Mutter ehrt, dem wird es schlecht ergehen und" — fuhr er drohend fort — „wenn Ihr Eure Welt wechselt, werdet Ihr als giftiges Gewürm auf der Erde herumschleichen!"

Zitternd schmiegte sich Tschi-sa an den Geliebten, der die Geängstigte fest in seine Arme schloß.

„Kannst Du uns nicht helfen?" — fragte er nach einer Weile zögernd.

Der Bozu überlegte. Dann ließ er sich von Tschi-sa Pinsel und Tusche geben und malte auf ein Stück Papier, welches er neben dem Kakemono (Götzen) ausbreitete, mystische, unerklärliche Zeichen. Sich selbst flach auf der Erde ausstreckend, begann er voller Inbrunst Gebete zu murmeln.

In andächtigem Schweigen schauten ihm die Liebenden zu, und nur ein gelegentliches Amida (hilf), das ihnen über die Lippen schlüpfte, verriet ihre Herzensangst, ob die Beschwörung auch helfen werde!

Nach einem letzten Namu Amida Budsu (hilf allmächtiger Buddha) richtete der Priester den Kopf in die Höhe und kam zu Tschi-sa herangerutscht.

„Hier, meine ehrsame Jungfrau, nimm diesen geweihten Talisman" — sagte er mit feierlichem Ernst und überreichte ihr das bemalte Blatt — „und wenn Du fromm und gut bleibst, den armen Bozu nicht unbeschenkt von Deiner Hütte weisest, so wird der allmächtige Budsu den Sinn Eurer ehrsamen Eltern zu Euerem Glücke wenden."

Dankerfüllt lächelte ihm Tschi-sa zu, und wie sehr sie der ihr erwiesenen Gnade würdig sei, bewies sie dadurch, daß sie ihm nicht nur ihr und Jang-kias Geld gab, sondern auch noch ihren ganzen Schmuck dazu legte.

„**Ewala, ewala!**" (Dank) — flüsterte der Bozu, schob die Geschenke ziemlich rasch in seinen Sack und begann wieder für den Vernunftlosen zu beten, da er an dessen vornehmer Kleidung gar wohl ersah, daß er einen Ka-zoku (Adeligen) vor sich habe, der ihn für seine Mühe reichlich entschädigen werde.

Es war zu Beginn der Stunde des Drachen (acht Uhr), als der Berauschte erwachte.

„Sake, Sake" — verlangte er mit heißem Atem und schaute mit gläsernem Blicke verständnislos um sich.

Ohne ein Wort zu verlieren, schob ihm der Bozu eine Schale Wasser an die Lippen, das jener gierig schlürfte.

Allmählich schien er sich zu besinnen, wo er sei, und als nun gar Tschi-sa hell auflachte, da kehrte auch sein Gedächtnis wieder.

„Ist die Stunde der Ratte schon da?" — lallte er mit schwerer Zunge.

„Die ist schon längst vorüber" — lachte Tschi-sa — „und schon ist der Drache in seinem Recht."

„Du lügst, Musme" — schrie der Geprellte.

„Die ehrsame Jungfrau spricht die goldene Wahrheit" — suchte ihn der Bozu zu beruhigen — „Ihr war't sehr krank, ehrsamer Herr, und ich habe für Euch gebetet. Der allmächtige Budsu hat das Flehen seines Dieners erhört und Euch wieder die Vernunft geschenkt."

„Ihr wollt mich betrügen" — mißtraute der ernüchterte Ka-zoku.

Jang-kia, dem die Situation unangenehm wurde, mischte sich nun auch ein.

„Wenn Ihr schon dem Bozu keinen Glauben schenkt" — sagte er — „so werdet Ihr doch an dem Worte eines Standesgenossen nicht zweifeln, und ich — Jang-kia, Sohn des ehrbaren Hanaya Shi-ka — erkläre Euch, daß es sich so verhält."

„Hai, hai (ja, ja), dann wird es wohl seine Richtigkeit haben" — beruhigte sich endlich der Ka-zoku — „das Mädchen war eben schlauer als ich und hat ihr Kimono verdient. Sie soll es behalten. Aber Ihr, Freund, Ihr müßt schon so gut sein und mir nach Hause helfen, denn ich fürchte, daß meine Beine für den kranken Kopf noch immer zu unsicher sind."

Während Tschi-sa und Jang-kia das letzte Sayonara (Lebewohl) tauschten, half der Bozu dem Ernüchterten auf die Beine, der ihn für seine selbstlose Hilfe reichlich beschenkte.

Stillschmunzelnd machte sich der Bozu davon und dankte dem allmächtigen Budsu, der seinen treuen Diener nicht im Stiche ließ.

* *
*

Wieder war einige Zeit verstrichen, ohne in das Verhältnis der Liebenden eine Änderung zu bringen, aber Tschi-sa nahm sich das nicht zu Herzen.

Sie hatte ihren, in einer lackierten Schachtel aufbewahrten Talisman, vor dem stets Weihrauchstangen brannten, und war überzeugt, daß nun auch ohne ihr Zuthun alles gut enden müsse. Wenn Jang-kia trotzdem hie und da den Kopf hängen ließ, so konnte sie ernstlich böse werden, und in einem stillen Winkelchen ihres Herzchens mußte sie ihrem Vater recht geben, der die Koreaner nicht für voll ansah.

Dies war aber nicht imstande, Tschi-sas Liebe zu vermindern, sondern spornte sie nur an, den Geliebten zu sich heraufzuziehen, um ihn mit der Zeit so weit zu bringen, daß auch er aufgeklärter werde und an die heiligen Beschwörungen glaube.

Sie und ihre Freundinnen lachten und tollten den ganzen Tag, und gar oft war der ungläubige Jang-kia die Zielscheibe ihres Spottes. Ihre sich immer gleichbleibende Lustigkeit steckte ihn schließlich an, und ohne daß er eigentlich wußte wie es kam, begann auch er an die Wirkung des Talisman zu glauben und wurde ruhiger und zuversichtlicher.

Eines Abends wurde er von Tschi-sa in besonders ausgelassener Laune empfangen. Ihre Fröhlichkeit schien gar keine Grenzen zu haben, und in ihr tolles Lachen mußten alle, ob sie wollten oder nicht, mit einstimmen.

„Was ist meiner Blume für ein Glück zugestoßen? — fragte er freudig.

„Ach, Jang-kia, denke nur, ich habe die Königin gesehen!"

„Wie kannst Du die Königin gesehen haben, da sie sich doch nur in der verschlossenen Kagi (Sänfte) austragen läßt . . ."

„So laß mich doch nur ausreden, Du Zweifler" — schalt sie und lachte über sein verwundertes Gesicht. — „Also gieb acht: Um die Stunde des Pferdes (Mittag) — wir verzehrten eben unser Mahl — hören wir plötzlich die Glocken ertönen, welche das Nahen des königlichen Zuges verkündeten. Rasch warfen wir die Eßstäbchen beiseite, stürzten auf die Straße und dem Schalle entgegen.

„Neugieriges Volk" — dachte er bei sich, war aber selbst begierig zu erfahren, wieso es ihr möglich war, die Königin zu sehen, die sonst unnahbar war und sich keinem Menschen zu zeigen pflegte, am allerwenigsten dem Heimin (Volke).

„Die Läufer trieben die Menschen zur Seite" — erzählte sie weiter — „aber ich hatte einen Platz in der ersten Reihe erobert und meine Landsleute, unter die ich zufälliger Weise geraten war, waren galant genug, um mir denselben nicht streitig zu machen. Da, im selben Augenblick, als sie an uns vorübergetragen wurde und wir uns in aller Demut zur Erde neigten, giebt es einen Krach, — und das Aufschreien der Königin beweist, daß ein Unglück geschehen."

„Amida, Amida" — murmelte Jang-kia voller Aufregung.

„Scheu blinzle ich hin" — berichtete Tschi-sa weiter — „und da sehe ich zu meinem Entsetzen, daß der Boden der Kagi (Sänfte) durchgebrochen."

„Die Königin kann doch unmöglich ihre geweihten Füße auf die Erde setzen — so schießt es mir durch den Kopf — und ehe noch jemand auf die Idee kommt, Matten herbeizuschaffen, reiße ich mir, einem plötzlichen Impulse folgend, das Kimono vom Leibe und breite es vor der Kagi aus, worauf die Königin ausstieg und in unserem Hause so lange wartete, bis eine zweite Kagi zur Stelle war."

„Seltsam, seltsam" — murmelte Jang-kia erstaunt — „und was geschah weiter?"

„Wir mußten natürlich alle auf der Straße bleiben. Mein Kimono war ganz schmutzig geworden, aber da ich weiß" — sagte sie mit schelmischem Lächeln — „daß Du es nicht leiden kannst, wenn ich mich unbekleidet sehen lasse, so zog ich es trotzdem wieder an. Noch hatte ich aber die Obi (Schärpe) nicht zur Schleife gebunden, als ein Ka-zoku nach mir fragte und mich im Namen der Königin für morgen in die königliche Residenz bestellte."

„Für wann?"

„Zur Stunde des Pferdes."

„Gut, ich werde Dich am Thore erwarten und in Deiner Nähe sein" — erklärte Jang-kia.

Infolge dieses Ereignisses war das Treiben im Theehause heute toller denn je. Die Wundermär, daß die Königin dasselbe betreten, hatte sich

schnell herumgesprochen, und alt und jung eilten herbei, um die Musme zu bewundern, welche durch ihre Geistesgegenwart die Königin aus fataler Situation befreit und dafür wohl mit hohen Ehren ausgezeichnet werden dürfte.

Am nächsten Morgen begleitete fast das ganze Viertel Tschi-ka zu der von einer hohen Mauer umzogenen königlichen Residenz, an deren Hauptthore Jang-kia bereits wartete.

Ein dazu bestimmter Ka-zoku führte sie durch die Wache, und auch Jang-kia, der ja zum Hofstaat gehörte, durfte eintreten, mußte jedoch im ersten Vorhofe zurückbleiben.

Wie betäubt schritt Tschi-ka mit ihrem Führer weiter. Sie sah und hörte nichts vor Aufregung, so daß sie der Ka-zoku zweimal darauf aufmerksam machen mußte, daß sie vor den Gemächern der Königin stehe und die Sandalen ablegen solle.

Sie traten ein.

Sinnberückende Gerüche strömten ihr entgegen und raubten ihr vollends die Fassung. Mit niedergeschlagenen Augen blieb sie stehen, und als sie scheu aufblickte, bemerkte sie zu ihrem Schreck, daß sie allein, und daß der Ka-zoku, der doch ihre Ankunft melden mußte, sie verlassen hatte.

Ihre Neugierde besiegte aber bald die Furcht und mit Verwunderung betrachtete sie die Herrlichkeiten, von deren Existenz sie nie geträumt hatte.

Eben hielt sie eine hohle Elfenbeinkugel in der Hand und schüttelte über die darin befindliche Miniatur-Pagode voll Staunen den Kopf, als eine wunderliebliche, süße Stimme sie beim Namen rief.

Zitternd vor Angst stellte sie das Kunstwerk rasch an Ort und Stelle und sah sich um. Sie konnte niemand sehen und glaubte schon, von einem Geist genarrt zu sein, als sich die unsichtbare Stimme wieder hören ließ.

Zögernden Schrittes ging sie dem Vorhang zu, hinter welchem wohl die Rufende auf sie warten mochte. Schon wollte sie denselben auseinanderschlagen, als der Ka-zoku wieder auftauchte und ihr zuflüsterte: „Nicht weiter, die Königin spricht mit Dir!"

Mit einem Ruck warf sich Tschi-ka zu Boden und drückte die Stirne auf die Matte.

„Du bist ein braves Kind" — hörte sie die Stimme von vorhin — „und zum Dank für die von Dir gezeigte Besonnenheit sollst Du Dich in dem Antlitz Deiner Königin sonnen."

Tschi-ka hörte, wie der Vorhang auseinandergeschlagen wurde, aber sie getraute sich nicht aufzusehen, und erst als ihr der neben ihr kauernde, Ka-zoku unbemerkt einen Stoß gab, richtete sie den Kopf in die Höhe, verblieb aber in ihrer früheren Lage.

Vor ihr, auf einem etwas erhöhten Podium, hockte die Königin in göttlicher Schönheit. Sie war so klein und ätherisch, daß man befürchten mußte, daß sie sich in eine Wolke auflösen und verschwinden könnte. Ihre Stimme war so süß und fein, wie ein silberhelles Glöckelein, und mit ihren winzigen Händchen mochte sie wohl kaum die Eßstäbchen halten können — wenn sie überhaupt der Nahrung bedurfte! Ihre goldbelegten Lippen, aus denen die schwarzlackierten Zähnchen neugierig hervorguckten, mochten wohl nur dazu dienen, mit den Vögelein um die Wette zu zwitschern, und ihre Augen, die wie die eines Mäuseleins funkelten, um dann wieder hinter den nie ganz geöffneten Lidern zu verschwinden, waren gewiß nur dazu da, sich an der eigenen Schönheit in dem neben ihr liegenden Metallspiegel zu berauschen.

„Bedanke Dich für die Dir erwiesene Gnade“ — flüsterte ihr der Ka-zoku zu, doch Tschi-sa konnte kein Wort stammeln und schaute nur mit heiliger Scheu zu der Königin empor.

Diese stumme Bewunderung gewann ihr aber das Herz der Königin weit mehr, als es selbst die überschwänglichsten Worte vermocht hätten.

„Tschi-sa, meine Tochter“ — lispelte die sonst Unnahbare — „hast Du irgend einen Wunsch, so sprich ihn aus. Wenn es in meiner Macht liegt, so soll er erfüllt werden.“

Ach ja, sie hätte schon gewußt, etwas zu verlangen — aber durfte sie das wagen?

Die Königin mochte es ihr wohl ansehen, daß sie sich nicht getraue, mit der Wahrheit herauszurücken. Mit ihrem Stimmchen, das wie warmer Abendhauch das Ohr umschmeichelte, neigte sie sich zu ihrem Schützling herab:

„Nun, hast Du kein Vertrauen zu mir — oder hast Du wirklich keinen Wunsch?“

„O doch“ — seufzte Tschi-sa beklommenen Herzens.

„Also, wer ist es?“ — fragte die gütige Fee mit feinem Verständnis.

Nur einen Augenblick zögerte Tschi-sa, dann sprudelte es ihr von den Lippen:

„Der ehrsame Ka-zoku Jang-kia, Sohn des verehrten Ka-zoku Hanaya Shi-kia“ — und erst als sie den Namen heraus hatte, hielt sie mit hochklopfendem Herzen inne.

„Ich will sehen, was sich thun läßt. — Hast Du vielleicht noch eine Bitte?“

„Ach ja“ — erklärte Tschi-sa, nun bereits kühner geworden.

„Und das wäre?“

„Wenn ich für das verdorbene ein neues Kimono bekommen könnte.“

„Das soll Dir werden" — lächelte die Königin vergnügt über die liebe Unschuld und verabschiedete sie mit einem leichten, kaum bemerkbaren Neigen des Kopfes, worauf sich auch sofort der Vorhang schloß.

Ganz verwirrt ließ sich Tschi-ka von dem Ka-zoku zurückführen, flog, ohne auf die Herumstehenden zu achten, dem auf sie harrenden Jang-kia mit einem Jubelschrei an den Hals und flüsterte selig: „Nun mußt Du glauben — der Talisman hat geholfen!"

* * *

Die Königin hatte ihre Zusage gehalten und gleich nach der Audienz mit ihrem Gemahl Rücksprache genommen, der ihr den Wunsch zu erfüllen versprach.

Der oberste Richter, den er mit der Austragung beauftragte, faßte die Angelegenheit sehr ernst auf. Er ließ die beiden Väter verhaften und beschloß, über sie ein hals- und notpeinliches Gericht ergehen zu lassen, da sie des Königs Wunsch nicht vorausgesehen und danach gehandelt hatten.

Er gönnte sich keinen Schlaf und wartete auf die Einlieferung der Missethäter; und da der König Eile befohlen hatte, so wollte er sich die schöne Gelegenheit, seinen Eifer zu zeigen, nicht entgehen lassen.

Um die Stunde der Ratte (Mitternacht) wurde ihm endlich gemeldet, daß die Gefangenen eingetroffen und alles bereit sei.

Mit zufriedenem Lächeln ging er in die Gerichtsstube, wo der Scharfrichter mit seinen Gesellen die Folterinstrumente aufgestellt hatte.

Ordentlich liebkosend blieb sein Blick an den Zangen, Wassereimern, siedendem Öle und sonstigen schönen Dingen hangen, die ihm so manche Untersuchung erleichtert hatten.

„Bringt die Verbrecher herein" — befahl er dem Gerichtsdiener und ließ sich mit feierlicher Miene auf der Matte nieder.

„Miana-wotu" — wandte er sich an Tschi-kas Vater — „Du hast eine Tochter."

„Ja, ehrsamer Richter, doch was soll's damit. . . ."

„Schweig — und Du, Hanaya Shi-kia, hast einen Sohn."

„Ein Ka-zoku braucht in Gegenwart des Scharfrichters nicht Rede zu stehen" — erklärte dieser beleidigt.

Eine Weile sann der Richter nach.

Die Delinquenten hatten ihm die Arbeit leicht gemacht — leichter, als er es sich gedacht hatte — aber noch wußte er nicht, wie ihnen die Einwilligung abzuringen sei. Da kam ihm ein erlösender Gedanke, — wenn sie ihre Welt wechselten, so konnten sie nichts mehr gegen die Heirat einwenden, und mit würdevollem Ernst verkündete er rasch das Urteil:

„Du, Miana-wotu, hast Deine Schuld bekannt — unterbrich mich nicht — und Du, Hanaya Shi-kia, verweigerst Deine Aussage, was einem Schuldbekenntnis gleichbedeutend ist. Leider kann ich Euch nicht dem Scharfrichter übergeben, da Ihr die Vorrechte Eueres Standes genießt und das ehrenvolle Harakiri Euch ihm entzieht. — Die scharfgeschliffenen Dolche werdet Ihr erhalten, und ich bitte Euch, mir Euere Freunde zu nennen, die Euch bei der feierlichen Handlung unterstützen sollen."

„Damit kann ich wohl so lange warten, bis der König das Urteil unterschrieben hat?!"

„Gewiß, ehrenwerter Miana-wotu" — und mit diesem Troste ließ er die Beiden wieder in den Gewahrsam bringen.

Am kommenden Morgen legte er dem Könige die Urteile zur Unterschrift vor und wartete voll Stolz auf eine Anerkennung.

„Du warst wohl in die Haut des Esels gefahren" — sagte der Herrscher kopfschüttelnd und ließ sich die Gefangenen selbst vorführen.

„Warum" — sprach er zu Hanaya — „willst Du Deinen Sohn die Tochter des Miana-wotu nicht heiraten lassen?"

„Herr! Er ist ein Samurai!"

„Und wenn auch — seine Tochter hat der Königin Wohlgefallen erregt und ihr Antlitz geschaut!" — sagte der König verweisend.

„O Herr" — warf sich Hanaya zur Erde — „das wußte ich nicht. Ich küsse den Saum Deines Kleides und gebe meine Einwilligung."

„Und Du, Miana-wotu?"

Dieser überlegte einen Augenblick.

Er scheute den Tod nicht, aber das Geständnis, daß er den Koreaner nicht für voll ansah, wäre auch seinem Kinde verhängnisvoll geworden und sie — sein alles — sein Herzblatt sollte noch nicht hotoke (selig) werden, und deshalb sagte er mit dumpfer Stimme:

„Du, Herr, hast zu befehlen."

Auf einen Wink des Königs wurden die Liebenden herbeigerufen, und der selige, glückjauchzende Aufschrei, mit dem sie sich ihren Vätern zu Füßen warfen, erweichte selbst Miana-wotus Herz.

„Namu, Amida, Budsu!" (Helf Euch der allmächtige Buddha) — klang hinter dem Vorhang der guten Königin Stimme, und alle verneigten sich tief und murmelten: Amida, Amida, Amida!



Paul Maria Lacroma.

Von Hans Merian.

(Leipzig.)

Es ist eine eigentümliche litterarische Physiognomie, die ich hier mit ein paar Zügen zeichnen möchte, ein Charakterkopf, wie ihn nur jener merkwürdige Erdenwinkel im Norden der Adria hervorzubringen vermag, wo romanische, germanische und slavische Kultur zusammenstoßen, und Morgen- und Abendland sich gleichsam die Hand reichen.

Paul Maria Lacroma, mit ihrem eigentlichen Namen Frau Marie Edle von Egger-Schmitzhausen, ist von Geburt eine Italienerin und schreibt deutsch. Sie liebt ihre schöne sonnige Heimat und ihre süß-melodische Muttersprache glühend, aber dabei blickt sie mit beinahe religiöser Verehrung auf die traute Schlichtheit des deutschen Wesens, und in deutschem Fühlen und Denken sucht sie ganz aufzugehen.

Schön, feurig, elegant, geistreich, vielgewandert und vielbelesen, ist sie das gerade Gegenteil von dem, was man gemeinhin in Deutschland einen Blaustrumpf zu nennen pflegt. Trotz dem einen männlichen Vornamen ihres Pseudonyms hat sie doch in ihren Schriften nichts männisches an sich, sie schreitet auch niemals in den Hosen der Emanzipierten einher, sondern bleibt immer Weib. Wenn auch hier und da ein Schimmer jener echt weiblichen Eitelkeit hervorblitzt, oder ein bißchen Koketterie, was thut's? Sie sucht solche Regungen nicht zu unterdrücken, und ich glaube, sie weiß, daß sie ihr gut zu Gesichte stehn. Vor allen Dingen aber giebt sie sich stets natürlich; darum weiß sie auch nichts von jener Zimperlichkeit, wodurch viele ihrer deutschen Kolleginnen so unvorteilhaft auffallen. Mit der Naivität der Südländerin schaut sie ins Leben hinein und packt ihre Stoffe mit festem Griffe an. Darum gestaltet sich unter ihrer Feder alles anders als bei den meisten unserer schreibenden Damen – lebendiger, farbiger, vollsaftiger, sinnlicher — und doch sind alle ihre Gestalten von einem milden Lichte umflossen, das die grellen Farbenkontraste abtönt und die Konturen weicher, fließender erscheinen läßt. Es ist viel von der unbewußten natürlichen Grazie des Südens in ihre deutschen Erzählungen übergegangen.

Wenn man ihre kleineren Arbeiten, z. B. die in dem „Bagatellen" betitelten Bändchen zusammengestellten, vornimmt, so bewundert man auch das gründliche Wissen dieser Frau. Aber dieses Wissen, das sich besonders auf Archäologie und Geschichte erstreckt, wird nicht langweilig und griesgrämig vorgetragen, sondern stets in geistreicher, eleganter und

anregender Form; und wenn auch einmal die naive Freude an diesem reichen geistigen Besitz etwas altklug aus den Zeilen hervorleuchtet, so wird dies der liebenswürdigen Erzählerin niemand übelnehmen. Man lese einmal ein Feuilleton, wie das „Im alten Forum Julii“ betitelte der genannten Sammlung, und man wird erstaunt sein, in welch anregender Weise Frau Lacroma hier von den Monumenten und historischen Merkwürdigkeiten der alten Cividale berichtet. Es ist das ganze Wissen eines Archäologieprofessors! Aber wie weiß sie den scheinbar so trockenen Stoff vorzubringen; und wie echt weiblich: sogar das verregnete und durch den knallroten Modesonnenschirm blutig gefärbte Kleid wird nicht vergessen. Oder man sehe sich die drei unter dem gemeinsamen Titel: „Aus Euganeischen Bergen“ vereinigten Feuilletons an. Wie lebendig ist da die Landschaft geschildert, wie plastisch und naturwahr tritt alles hervor. Mit dem Interesse des neugierigen Reisenden betreten wir das alte Schloß Cattaja, halb gelangweilt durchwandeln wir seine Säle und Sammlungen, bis wir endlich über die enge dunkle Wendeltreppe nach jenem talamo dogl' Obizzi, jenem berühmten Brautgemach des alten Geschlechts gelangen, in welchem uns die Verfasserin in düsterbrennenden Farben die grausige Mär von der Ermordung der einsamen Schloßherrin erzählt — ein kleines Meisterstück epischer Kunst, eine Ballade in Prosa. Oder wir folgen ihr an das Grab und in das Sterbehaus Petrarcas, keuchen mit ihr im Sonnenbrand die steile steinige Halde empor und blicken dann aus den kleinen Fenstern des Poeten über den Unrat des Vordergrundes, über Weinstöcke und Lorbeergebüsche hinweg in die unvergeßliche Landschaft hinaus, um schließlich, müd' und matt von unsern Ausflügen zurückgekehrt, in dem „unheimlichen Klosterbad“ den gruselig-komischen mitternächtigen Spuk mit zu erleben. Wahrlich einer solchen Führerin vertraut man sich gerne an.

Es ist nicht der Zweck dieser kleinen Skizze, alle Arbeiten der Verfasserin durchzugehen und zu zergliedern, und so werde ich denn auch von ihren Erzählungen nur die wichtigsten nennen.

In einem „Kleeblätter“ betitelten Bändchen finden sich drei kürzere Novellen vereint. Die erste „Auf Räuberkommando“ ist eine etwas romantische Liebesgeschichte zwischen einem jungen österreichischen Offizier und der Tochter des gefürchteten Räubers Harambascha, in welcher besonders die halborientalische, halb abendländische Verlobungsfeier auf dem Schlosse des reichen Beg Hussein Zaikowič als ebenso absonderliches wie farbenprächtiges Bild erotischer Sitten unser Interesse erweckt. „Rote Strümpfe“, die Geschichte und Entlarvung eines schlauen internationalen Abenteurerpaares, spielt im Weltbade Baden-Baden, dessen landschaftliche Schönheiten

prächtig beschrieben sind, erinnert aber etwas an gewisse Erzählungen, die unsere Zeitungen „unter dem Strich" zu bringen pflegen. Die ausgereifteste Erzählung des Bändchens ist entschieden die dritte, „Meeresgaben" — frutti del mar in doppeltem Sinne —, die einen düsteren Charakter trägt und deren Höhepunkt die Scene bildet, wo die verwöhnte Tochter des Millionärs den gefährlichen Klippenweg beschreitet, um dem im Leuchtturme krank liegenden, zuerst verschmähten Geliebten heimlich Labung zu bringen. Hier sind besonders die Volkstypen, die alte Fischerin Baldi und ihr Sohn, trefflich gezeichnet.

In den beiden etwas größeren Erzählungen „Dosta von Drontheim" und „Die Modelltini", herrscht das romantische Element noch ziemlich stark vor. Die Erzählerin legt etwas zu viel Gewicht auf besonders merkwürdige und spannende Begebenheiten; doch fehlt es nicht an Ansätzen zu psychologischer Charakterentwicklung. Auch wird in „Dosta von Drontheim" die Spannung zum Teil durch absonderliche Fakta, die sich — wie die merkwürdige Todesanzeige — im Lauf der Erzählung natürlich auflösen, und durch Überraschungen hervorgerufen. Die Handlung bewegt sich also zum Teil auf Äußerlichkeiten und Zufällen, während in der „Modelltini" die Autorin sich bestrebt, durch kunstvolle, ja sogar etwas gekünstelte Komposition zu wirken.

In ihrem Roman „Formosa" stellt sich Frau Lacroma eine ernstere Aufgabe, sie will zeigen, daß Seelenschönheit und Geistesadel in einem häßlichen und verwachsenen Körper im Kampfe mit leichtfertiger Körperschönheit stets Sieger bleiben müssen. Man mag mit der Verfasserin rechten, ob eine Gestalt wie ihre verwachsene Formosa mit diesem neidlosen Geiste und diesem seelenvollen Gesang und Klavierspiel physisch überhaupt möglich sei — Mediziner und Psychologen mögen darüber ihre eigenen Ansichten haben —; aber jedenfalls ist in dieser Erzählung der Grundgedanke einheitlich durchgeführt, und die Handlungen gehen — das Vorhandensein einer solchen Formosa vorausgesetzt — logisch aus einander hervor. Der Zufall hat hier seine Rolle so ziemlich ausgespielt, und die Triebfeder der Begebenheiten ruht in den Charaktereigentümlichkeiten der Handelnden. Am natürlichsten gezeichnet ist die vergnügungssüchtige Frau von Odenwallt, eine Dame, die es nicht übers Herz bringen kann, alt zu werden, und die ihrer Schönheit alles, sogar das Leben des eigenen Sohnes aufopfert. Die Umwandlung dieses Sohnes, des leichtsinnigen Leutnant Bela in den schwärmerischen Verehrer der häßlichen Formosa, ist allerdings — trotz der Blattern — etwas schroff, aber nicht unmöglich; während die Thatsache, daß Belas treuer Freund Schreckenstein sich in die Singstimme Formosas und dadurch in das mißgestaltete, aber edelmütige Mädchen selbst verliebt,

fast ans Unwahrscheinliche streift. Aber die Handlung als solche, wenn sie auch stets spannend und interessant genug erscheint, ist es weniger, was uns an den Arbeiten der Frau Lacroma fesselt, sondern mehr die Art des Vortrags, und die prächtigen, treu nach der Natur gemalten Bilder von Land und Leuten. Auch „Formosa" ist an solchen Bildern reich, Bilder aus dem Ballsaal, den Modebädern, dem militärischen Lagerleben ziehen an uns vorüber und gipfeln schließlich in dem ungemein stimmungsvollen Schlußbilde von Formosas Tod in der zum Lazarett umgewandelten Moschee der eroberten Stadt Serajewo.

Als das reifste Werk der Verfasserin kann man wohl den Roman „Ein Unglücksheld" bezeichnen. Er zerfällt in zwei Teile. Der Held des ersten ist der ungarische Offiziersbursche Szeged-János, ein Prachtexemplar eines Naturgewächses, beschränkt, tapfer, treu und unterwürfig, und doch ein selbstbewußter Charakter; der Held des zweiten Teils ist der Stiefsohn des Szeged-János, der Leutnant Zavatta — eben der „Unglücksheld", in seiner Art ebenfalls eine famose Charakterfigur: der frugale, nüchterne Italiener inmitten der leichtlebigen österreichischen und verschwenderischen ungarischen Offiziere. Auch hier sind wieder die Bilder aus dem Krieg und dem Soldatenleben mit großer Lebendigkeit und mit viel Temperament hingeworfen. Frau Lacroma gehört überhaupt zu den wenigen Frauen, die Männer zeichnen können. Zwar sieht sie die Männer entschieden mit Frauenaugen und schildert sie durchaus vom weiblichen Standpunkt; aber es werden lebendige und lebensfähige Gestalten von Fleisch und Bein, mit Muskeln und Sehnen, und nicht Lattengestelle in Modeanzügen oder Uniformen mit wohlfrisierten schnurrbartgezierten Wachspuppenköpfen, die höchstens den Figuren eines Panoptikums gleichen.

Früher sind außer den genannten Werken von der Verfasserin noch die Novellenbücher „Capriccio" und „Das Pony" und der Roman „Stürme" erschienen.

In dem Schaffen der Frau Lacroma ist ein stetiger Fortschritt und Aufstieg zu erkennen. Man merkt es ihren Schriften an, daß sie geistig durchgearbeitet sind. Möge es ihr nun gelingen, wie sie es in ihren letzten Werken mit Erfolg versucht, das rein Äußerliche der Situationseffekte mehr und mehr abzustreifen und ihre Charaktere mehr und mehr psychisch zu vertiefen, so wird die deutsch schreibende Italienerin uns noch manche schöne Gabe bieten können. Und sie wird ausdauernd und mutig weiter wandeln auf ihrer Bahn, getreu ihrem Wahlspruch: **Pazienza e Coraggio.**



Vom Doktorexamen und von den Idealen.

Eine Plauderei über einiges und anderes von Beatus Possidens.

(Berlin.)

Ich erlaube mir, mich vorzustellen: Dr. Possidens.

Oh, ihr verneigt euch doch, nicht wahr?

Ich bitte mir aus, daß ihr euch verneigt. Wenn der Preis auch noch so verschieden ist: unter 500—600 Mark ist der Doktor gemeinhin nicht zu haben, und ich weiß, mein Doktor kostet mich oder vielmehr meinen Vater gute 600 Mark. Also bitt' ich mir Achtung aus!

Immerhin eine Summe, wenn man's bedenkt. Mit dem Doppelten müssen ganz kleine Leute schon ein Jahr auskommen, und mit dem Fünffachen hat man sein anständiges Beamtengehalt.

Ist der Doktor so viel wert? Wirklich? Heut noch so viel wert? Aber verriet ich nicht schon, daß ich Furcht habe — es giebt so sehr viele Doktoren. Freilich, noch hoffe ich: die Draußenstehenden, denen nie in die glanzerfüllte Examensaula zu sehen vergönnt war, hegen vor all diesen vielen Dr.-Beförderten und -Behinterten die gleiche Scheu des Leisetretens, die man in der Hauchnähe eines feinen Parfüms hat. Aber die den Vorhang lüfteten, die Wissenden, also vor allem die Betitelten selbst, haben auch sie die Resultante der Goetheschen Ehrfurchten, die Ehrfurcht vor sich selbst? Was ist ihnen ihr Doktor?

Ich bin jetzt Doktor, und es soll meine schwache Stunde sein, daß ich euch heimlich ins Ohr sage, die ihr draußen steht, warum ich meinen Doktor gemacht habe, was mir der eben erlangte Titel ist. Weil ihr noch so dumm seid, in der Nähe eines Doktors leiser aufzutreten, darum wollte ich ihn haben. Weil ich vorwärts kommen will in der Welt, darum wollte ich ihn haben. Weil ich Geld, euer Geld verdienen will, darum wollte ich ihn haben. Eine Tarnkappe ist er mir, unter der ich meine Zukunftshoffnungen spazieren führe. Aber — Achtung, Achtung vor mir, weil mein Vater mir die 500—600 Mark gab, für die sich der ausgemachteste Schafskopf im Laden nebenan die gleiche Ehre, das ebenfeine Parfüm kaufen kann? Nein wirklich, wenn ich mir nicht vorgenommen hätte, mich nicht zu schämen — —

Ich kenne ein paar junge, hoffnungsfreudige Berliner Studenten, die seit einigen Wochen die Köpfe hängen lassen wie Lilien, welche ein Sturmwind geknickt hat. An einer norddeutschen Universität starb plötzlich ein Professor am Schlaganfall. Und der Professor war ein so guter Mann,

und das Städtchen, in dem die Universität liegt, ist so nett, zwar nicht gerade zum längeren Darinleben, aber zum Examenmachen. Bei diesem guten Manne brauchte man so vieles nicht zu wissen, was man in Berlin wissen muß, und so studamüsierte man sich in Berlin und fuhr ein kurzes Sommersemesterchen hinüber nach dem norddeutschen Städtchen und tänzelte dann in die Wonnewogen der großen Sommerferien hinein mit den Badehöschen der summa laus. Ir Kleingleubigen, warumb seid ir so furchtsam? Es sollen wohl Berge weichen und Hügel hinfallen, aber die norddeutsche Universität wird immer auch ein nettes Städtchen sein, und der neue Professor ein guter Mann. Denn was wären Städtchen und Universitätchen ohne eine Reihe solcher guten Männer?

Also im Ernst: es ist eine Entwürdigung eines an sich bedeutend gemeinten Titels, wenn man ihn an einer Universität leichter erlangen kann, als an der andern. Wer sieht mir an, daß ich in Berlin doktoriert habe, wo das Examen schwerer ist als an der norddeutschen Universität und so vielen ähnlichen Prägestätten der nationalen Bildungselite? Nun, daß man mir das ansieht, auf die Erfüllung dieses Affenwunsches käm's schließlich nicht so sehr an. Aber wenn eines Tages die Leute im allgemeinen merkten, daß die eau de Cologne der Bildung eigentlich recht selten vom echten Farina stammt, sondern meist nur neben dem Jülichsplatze fabriziert wird, dann verlernten sie vielleicht das Leisetreten und hielten sich die Nase zu, sobald es nach stempelversehener Bildungseau duftet.

Was ich sage, ist nicht neu. Eine Vorwelle der großen Verachtung, von der ich bisweilen als einer bald kommenden träume, ging erst jüngst einige Wochen lang wieder durch die Zeitungen. Einer der Öltropfen, die man in die Schwellung hineinträufte, war das alte schöne Lied vom Segen unserer kleinen deutschen Kultur-, Wissenschafts-, Bildungsherde, die unsere werte deutsche Reichs-Else vor dem Aussehen der allerkeuschesten Jungfrau La France bewahren, welche nun schon Jahrhunderte mit ihrem großen ventre de Paris schwanger geht. Ein Lied als Öltropfen — Ich bin schon mißtrauisch. Weiter: Diesen Segen zugegeben — er gehört übrigens auch zu den Dingen, die nicht contra, aber wohl supra rationem sind —, so läßt sich seine Fortdauer doch nimmermehr durch anstaunende Bewunderung erkaufen. Auf dem Acker wechselt man die Fruchtfolge und bisweilen läßt man ihn brach liegen: auch jeder Segen muß vergehen, aufhören; man sorge, daß er nicht zum Fluch werde. Was kommen muß, kommt. Wir dürfen nicht stehen bleiben, aus Furcht vor dem unbekannten Land, das unser wartet.

Ein bedeutend gemeinter Titel, sagte ich. Auch im neuen Reichstagsgebäude, wie im alten, gilt er allein und kein anderer. Ein Titel, der

seinen Träger nicht allein als einen Wissenden, sondern vor allem als einen Könnenden ausweisen soll, als einen, dem sein Wissen Waffe ist, sein Aneignen Ausgeben, sein Thun Schaffen. Vielleicht Schaffen eines Versuchenden, kindisch Halttastenden, aber doch Schaffenwollenden, Schaffensehrgeizigen. Für die Handwerker des Wissens sind andere Examina da, Staatsexamina: wer sie besteht, wird als Stiftchen eingefügt in die große denkende Maschine, den Staat. Aber der Doktor soll mehr als ein Doctus sein, eine eigene wissenschaftliche Arbeit soll zeigen, daß er mehr sein will. Das zum wenigsten doch. Und nun giebt es Universitäten, an denen keine Dissertation verlangt wird, andere, an denen die Drucklegung der Dissertation nicht obligatorisch ist. Auch das wurde ja jüngst genügend bekannt. Aber auf die tiefere Bedeutung der Sache hat man nicht hingewiesen. Was bleibt von dem Titel „Doktor" übrig, wenn dem so ist? Das Dr. der Briefadresse und Visitenkarte. Eine wissenschaftliche Arbeit, auf deren Druck man verzichtet: ein Widerspruch in sich. Eine wissenschaftliche Arbeit gleichgültig beiseite legen — quiescat in pace! —: ein geistiger Justizmord. Aber freilich: Die Hüter der Universitäten, an denen solches geschieht und üblich ist, können getrost ihre Hände in Unschuld waschen, es klebt kein Blut an ihnen. Sie wissen, daß die Wissenschaft nichts verliert, wenn das ungedruckt bleibt, was nur ein Vorwand ist für einen Kauf, bei dem sich Käufer und Verkäufer augenblinzelnd verständnisfreundlich die Hände drücken. Es klebt kein Blut an diesen Händen, nein; aber darum sind sie noch nicht rein. Im Gegenteil: Sie beschmutzen das weiße Gewand einer großen Heiligen, dessen Saum sie fassen.

Denn das ist das Elende, was mit den Zähnen knirschen macht: daß das Doktorexamen, daß unser Examen eine bedeutende Einnahmequelle der Universitäten und ihrer Hüter, unserer Lehrer, ist. Daß von uns, von jedem einzelnen Doktoranden Rektor, Dekan und die ganze Folge der Universitätsbeamten zehren. Daß der Doktortitel der einzig käufliche, einzig offen käufliche Titel ist. Daß wir uns unsern Stolz kaufen sollen. Wer Ohren hat zu hören — — —

Aber ist er denn unser Stolz? Ich sagte schon: Nein. Aber soll er's denn überhaupt sein? Wie? Man „macht" den Doktor. Und wie „macht" man ihn!

355 Mark kostet der Doktor in Berlin. Ohne Druck, ohne Diplom, ohne — nun man versteht mich. 355 Mark „Gebühren". Man sollte meinen, daß, wer diese 355 Mark zu bezahlen imstande ist, auch schon vor der schließlichen Einhändigung des Diploms eine Art Mensch wäre, wenn er auch nach derselben erst Doktor ist. Und ein Mensch mit menschlichem Wesen, menschlichen Kräften, menschlichen Schwächen. Des Morgens pflegt

man etwas Warmes zu trinken, des Mittags zu Tische zu gehen und des Nachts zu schlafen, das pflegt so zu sein. Des Morgens fühlt man sich frischer und freier, des Abends abgespannt und müde. Ein jedes Examen ist eine ernste Sache. Aber ein Examen zwischen sechs und acht Uhr des Abends muß eine Grausamkeit oder eine eitle Form sein. Und ein Examen in einem großen Raume mit fünf andern zusammen, daß einem von links her syrische Brocken, von rechts chemische Formeln an die Ohren schlagen, ein Examen unter Begrüßungen und Winken der Examinatoren, im Nebenraum eine Vorlesung aktuellen Interesses, eine Zuhörerschaft beinkräftiger Kundgebungen — ja die Sache hört sich vielleicht sehr komisch an, aber ein solches Examen ist eine Unwürdigkeit, eine geistige Roheit. Und ich darf versichern, daß ich hier für viele, wenn nicht für alle spreche und protestiere, für alle, die den Doktor „machten" oder „machen" wollen, protestiere gegen eine der Wichtigkeit des Aktes, seiner Wichtigkeit für uns nicht entsprechende, in einseitigem Interesse persönlicher Bequemlichkeit gewählte Zeit und Stunde. Ja, persönlicher Bequemlichkeit! Denn nur weil am Donnerstag Abend Fakultätssitzung ist, um acht Uhr, darum ist um sechs Uhr Examen. Beides mag gleicherweise unangenehm sein, zusammengeworfen geht's in einem hin: zwei Fliegen und ein Schlag. Ich aber zahle 355 Mark für dieses Examen, nur für Durchsicht der Dissertation und mündliche Prüfung, denn Diplom 2c. rechnet sich besonders. Ich habe das Recht, zu verlangen, daß man mir zwei Stunden ansetzt zur Prüfung, in denen ich voraussichtlich nach durchschnittlicher menschlicher Lebensweise im Vollbesitz meiner geistigen Kräfte bin, d. h. vor allem des Vormittags. Man spare sich billige Witze. Man wende auch nicht ein, ich ereifere mich über eine vielleicht thatsächliche, aber jedenfalls doch nur ganz lokal beschränkte, Berlinische, zufällige und also unbedeutende Unzuträglichkeit. Nein, nein. Es ist anderwärts vielfach ebenso oder ähnlich. Noch einmal: ein Examen ist eine ernste Sache. Wird von mir verlangt, daß ich sie ernst nehme, so ist es recht und billig, daß man's von der andern Seite auch thue.

Aber freilich: soll dieses Examen, das Doktorexamen wirklich eine ernste Sache sein? obwohl es in ein lautes, schallendes Gelächter ausklingt?

Der feierliche Aktus der Doktorpromotion mit seinen lateinischen Reden und Vereidigungen, seinem Thesenkampf zwischen befrackten Kandidaten und Opponenten, seinem Scenenwechsel zwischen oberem und unterem Katheder ist eine lächerliche, verächtliche Farce. Schwüre und Verbeugungen, Antworten und Dankesworte werden in gedrucktem Formular bei der Anmeldung überreicht, sind fleißiglich eingeprägt und werden unwürdig geschäftsmäßig hergeplappert und abgethan: auch eine Rekrutenvereidigung, aber beim Militär versteht man so etwas vornehmer zu machen. Gelehrte können

nicht posieren und repräsentieren, die würdigsten Herren habe ich bei solchen Gelegenheiten zum Gespött werden sehen. Dazu: das Hin und Her der wissenschaftlichen Ansichten und Behauptungen ist vorher vom Doktoranden ausgearbeitet und den Opponenten, die meist keine Ahnung haben, um was es sich handelt, mitgeteilt worden; jeder lernt sein Teil auswendig und sagt es auf, oft genug liest er's auch einfach vor. Es mag vorkommen, daß es nicht so ist: ich habe es nicht erlebt. Von meinen Freunden und Bekannten hat es als Kandidat und als Opponent gleicherweise jeder so gehalten. Daß sie sich gegen den gemeinen Unsinn solcher Promotion nicht aufgelehnt haben, soll man ihnen nicht zum Übel anrechnen: es ist nicht jedermanns Beruf, so dumm zu sein wie ich.

Man kann diesen Unsinn komisch finden — es ist nämlich so vieles komisch, wenn man will. Z. B. die fast durchgängige Bestimmung der Prüfungsordnungen, daß die Dissertation in sprachlicher Hinsicht nichts zu wünschen übrig lassen darf: wenn man von denselben Leuten, die das fordern, etwa den Satz liest: Ist der Bewerber hinsichtlich der Dissertation und der mündlichen Prüfung für bestanden erklärt worden ... nicht? das läßt auch nichts zu wünschen übrig. Oder daß „cum laude“ an der einen Universität ein auszeichnendes und an der andern das schlechteste Prädikat ist. Oder daß das Diplom der philosophischen Fakultät in Berlin 20 Mark, das der medizinischen nur 15 kostet: wie gering muß da sein wirklicher Wert wohl sein? Ja dieses Diplom — man zahlt 355 Mark und freut sich des Kaufes — oh bitte, mein Herr, für die Quittung noch 20 Mark extra. Weiß man überhaupt, was solche akademischen Scherze extra kosten? Wie erschrecklich viel Leute es giebt, die einem gern den Überzieher anhelfen? Heut ist so vieles geheim und verboten, man würde sich wundern, wenn nicht auch beim Doktorexamen. Das Urteil der eingereichten Arbeit kommt als secretum zu den Akten, die Bestimmung der Examinatoren und des Termins steht allein dem Dekan zu: wie sich das alles ernst und würdig anhört. Aber man entsinnt sich doch, was Philipp von Macedonien gesagt hat? Ab und zu spielen wir alle goldene Esel, und wo zwei von ihrer goldenen Eselschaft sprechen, da lächeln sie und finden die Sache sehr komisch. Man kann alles komisch finden, wenn man will. Nicht aber auch unwürdig? Nicht aber auch verächtlich? — — —

Wir Jungen nun, die wir uns dem unwürdig Bestehenden unterwerfen müssen, wenn anders wir den Titel erlangen wollen, der immer noch für die große Masse, oder vielmehr gegen die große Masse Wert hat, wir gehören nach dem Zeugnis unserer Lehrer zu den Kranken der Zeit, denen es an idealem Streben mangelt. In uns ist jenes Bild vollendeter Menschlichkeit verdunkelt, dem begeisterte Jünglinge früherer, im Äußeren weniger

anspruchsvollen Perioden mit leuchtenden Augen zustrebten. Wir haben keine Ideale. Wir wollen den Umsturz. Gegen uns muß man Gesetze machen. Denn uns ist nichts heilig, nichts ehrwürdig: Religion nicht, Ehe nicht, Staat nicht, ja nicht einmal das Doktorexamen. Wir sind Sozialdemokraten, Atheisten, und was das schlimmste ist: Moralanarchisten.

Oh wir sind schlimm!

Ich stand — nicht am Thor des Himmels, aber auf dem Platz vorm Brandenburger Thor, auf einer jener kleinen hochgepflasterten Laterneninselchen. Ein paar Jungens schritten aus der Stadt dem Park zu an mir vorüber, Weltwichtiges schwatzend. Und gerade an der Küste des Inselchens dreht sich der eine um, schaut hin und her zwischen Häusern und Bäumen und ruft: „Is der Tierjarten kleen, wat?"

Das war wenige Tage bevor ich mein Doktorexamen bestand, und fällt mir heut ein. Wir etwas ältere Jungens, die wir das Doktorexamen bestehen, haben keine Ideale, heißt es. Gegen uns vor allem richtet sich das Umsturzgesetz.

Wir haben keine Ideale?

Es mag einmal sein. Vielleicht aber Tugenden. Oder wie — der ich so viel gestanden habe, wird man mir Unwahrheit vorwerfen?

Darf ich euch noch eine große schwere Wahrheit sagen? Wißt ihr, warum das alles so ist, was mich kränkt und was so viele verächtlich finden? Woher diese und noch andere Mißstände unseres Universitätslebens kommen?

Cherchez le sou! Im Namen der Wahrheit! Die zünftlerische Selbstverwaltung der Universitäten dient heute weniger der Organisation des wissenschaftlichen Betriebes, der Aufrechterhaltung der wissenschaftlichen Freiheit, als der Wahrnehmung der eigennützigsten pekuniären Interessen. Denn die Organisation des wissenschaftlichen Betriebes ist Sache des Ministeriums. Denn gegen das Umsturzgesetz, diese große kultur-, wissenschafts-, wahrheitsfeindliche Hinterlist vom Ende unseres Jahrhunderts, gegen diesen Vergewaltigungsversuch des Geistes durch die — ich werde mich hüten zu sagen wodurch — hätte ein lauter, einstimmiger, pathetischer Schrei der berufenen Genossenschaften der Geistesarbeiter sich erheben sollen: es ist alles ruhig geblieben. Warum? Weil unsere Universitätsdozenten und -Würdenträger es gar nicht ihres Amtes wähnen, hier sich einzumischen. Weil sie ihrer Pflicht zu genügen glauben, wenn sie die Einkünfte ihrer Würden ordnungsgemäß buchen und die nötigen Formalitäten, die damit verbunden sind, erfüllen, weil ihre Ämter und Würden heut eben lediglich noch Vorwände sind für ihre Einkünfte. Immatrikulationen, Exmatrikulationen, Examina und so viel andere Überkommenheiten sind die heimlichen Goldgruben, aus denen unsere Gelehrten die Mittel für eine Existenz beziehen, die ihnen der Staat und sein Gehalt nie ermöglichen würde. Aber wollt ihr's mir glauben?

Gelehrte taugen nicht zu Verwaltungsbeamten. Die rein äußerlichen Amtshandlungen, die heut mit dem Rektorat, Dekanat u. s. w. zusammenhängen, sind der Männer unwürdig, die sie zu leisten haben. Es wird immer der Fall sein, daß allerlei auf Hinterwegen geschehen kann, was eigentlich nicht sein sollte: die Selbstverständlichkeit, der ausgetretene Zustand solcher Hinterwege z. B. beim Doktorexamen erheben die Sache über das Gewicht der zufälligen Nebensächlichkeit, lassen nach den Gründen fragen und als Grund erkennen die Unfähigkeit und verständliche Unfähigkeit Gelehrter zur Ausübung rein äußerer geschäftlicher Funktionen. Organisationen gelehrter Körperschaften sind nur berechtigt zur Verteidigung der wissenschaftlichen Freiheit, zur Bewahrung der wissenschaftlichen Rechtschaffenheit, zur Behütung der wissenschaftlichen Ehre. Sie dürften keinerlei geschäftliche Interessen haben. Ich rühre da an Dinge, die viel tiefer liegen, als ich eigentlich gehen darf, wenn ich mich nicht verlieren will. Aber in diesen Tiefen liegt Erklärung und Entschuldigung des von mir gerügten Zuständlichen. Den einzelnen Dozenten, den einzelnen Körperschaften ist kein Vorwurf daraus zu machen: muß denn an allem und jedem auch immer einer „schuld" sein? Die Vergangenheit ist schuld an der Gegenwart, und die Gegenwart wird schuld sein an der Zukunft. Seht meine Ehrlichkeit: wenn ich Dozent und Examinator wäre, ich hielte sicherlich das Doktorexamen so wie es ist für eine ganz ideale Einrichtung. Davon bin ich fest überzeugt. Aber ebenso überzeugt bin ich, daß ich in der Sache, um die es sich handelt, als der, der ich heut einmal bin, kein Dozent, kein Examinator, ein Mensch ohne Amt, ohne Verdienst, ohne Ideale, recht habe.

Und behalten werde.

Denn seht. Eure Ideale habe ich nicht, haben wir Jungen nicht. Aber unsre Ideale haben auch wir, und wir sind die Jungen, und unsre Ideale werden leben.

Was sind Ideale? Die Ehe, die Religion, der Staat: sind das Ideale? In gesetzlicher Ehe erzeugten mich Vater und Mutter, in der evangelischen Religion bin ich getauft und eingesegnet, im neuen deutschen Reiche lebe ich, atme ich: das habe ich alles und das sollen meine Ideale sein? Dafür soll ich mich begeistern, kämpfen, bluten?

Ideale sind die großen Entbehrungen, die großen Schmerzen. Der Kranke weiß nicht, was ihm fehlt, aber er will Gesundheit. Den Zukunftsstaat kennen wir nicht, können ihn nicht beschreiben, aber wir wollen ihn, werden für ihn, ihm entgegen, sterben.

Wie das Doktorexamen reformiert werden soll, weiß ich nicht; daß es reformiert werden muß, weiß ich. Aus meinem unvorgreiflichen Wünschen und Hoffen heraus verlange ich, ich kann versichern: für viele.

Was folgt:

Die Anforderungen sind an allen Universitäten ohne Rücksicht auf die materielle Existenz derselben theoretisch gleichzustellen. Eine Forderung, so alt — fragt Theodor Mommsen, wie alt sie ist.

Das Hauptstück dieser Anforderungen muß bleiben eine selbständige wissenschaftliche Arbeit. Sollte es nicht möglich sein, hierauf streng zu bestehen: auf Selbständigkeit und Wissenschaftlichkeit, d. h. auf einem wenn auch kleinen durch Synthese eines Mannigfaltigen gewonnenen neuen Resultat, so ist der Titel als ein nichtssagender aufzugeben, mit diesem Examen überhaupt aufzuräumen.

Die mündliche Prüfung ist am Vormittage vorzunehmen, und zwar in Einzelklausur mit den vier resp. drei Examinatoren. Die Anwesenheit aller Fakultätsangehörigen, die in der heutigen Ordnung vorgesehen ist, um allgemeinere Fragen eines derselben zu ermöglichen, hat keinen Wert mehr. Die früher vorausgesetzten und gewünschten Kenntnisse in der lateinischen Sprache haben heut 90 % der Doktorierenden nicht. Und 91 % der ordentlichen Professoren — aller Fakultäten, meine ich jetzt — ebensowenig. Im Vertrauen erzählt: ich habe einen Dekan der philosophischen Fakultät aus der vita eines Ausländers, der versicherte, er habe so und so viele Semester „in Germania" studiert, das „in" als falsch beseitigen hören.

Resp. drei Examinatoren. Denn das eine heut noch geforderte Spezialnebenfach könnte ohne Schaden entbehrt werden. Die Kenntnisse darin pflegen sich auf ein, oft noch nicht einmal gehörtes, sondern nur von Freundeshand nachgeschriebenes Kolleg zu beschränken. Und es kann das nicht gut anders sein. Das zweite obligatorische Nebenfach der Philosophie dürfte zweckmäßig zu einer Prüfung der allgemeinen Bildung des Kandidaten ausgenutzt werden. Freilich forderte das höchst weise, nicht nur wissende Examinatoren. Wie es heut ist, oder zumeist ist, daß man sich ein paar philosophische termini von Plato oder Albertus oder Descartes oder Kant aneignet: „Herr Professor, ich habe mich vorzugsweise mit Plato, resp. Albertus resp. Descartes resp. Kant beschäftigt", in Gedankenparenthese: „Und zwar nach Ihrem Kollegheft" — hat dieses philosophische Schönheitspflästerchen auch wenig Sinn und Wert.

Die Fratze der Promotion ist abzuschaffen, punktum.

Vor allem aber und allem, zum letzten und zum ersten: Die materielle Bedingung darf nur der Druck der Dissertation sein. Alle sogenannten Gebühren müssen fortfallen. Es soll jedem ermöglicht sein, zu beweisen, daß er nahm, um zu geben. Der Staat hat seinen Beamten Ersatz zu schaffen für den Ausfall an Existenzmitteln.

Denn vor allem und allem, zum letzten und zum ersten: Der Doktortitel soll verliehen, nicht verkauft werden. Es soll auch schon der Schein vermieden werden, als ob er verkauft werde. — — —

Ideale sind auch Unzufriedenheiten. Ihr Wille ist Umsturz. Sie stürmen an gegen Bestehendes und müssen bekämpft werden. Sie sind Undankbarkeiten und müssen verziehen werden. Verziehen, begriffen, erfüllt.

Verzeiht. Verständige Leute können keine Ideale haben. Was ihr eure Ideale nennt, sind eure Trägheiten. Nicht ihr, nur wir haben Ideale, wir Armen, Entbehrenden, Hoffenden. Wir Thoren.

Begreift. Meint nicht, der Tiergarten sei klein, weil ihr, wo er aufhört, Häuser seht. Wo er aufhört, beginnt er auch. Geht hinein und meßt, oder scheut ihr seine Feuchte, so schweigt.

Und dann: Erfüllt! Unsere Ideale sind Zukunften, die kommen werden. Wir wimmern ihnen entgegen wie neugeborene Kinder dem Leben. Das Leben schreitet vor, das Leben kommt, und die es leben werden, sind die Kinder. Die Alten, die Eltern, schüttelt es ab von seinem Gewande.



Ein jüdisch-deutsches Leben Jesu.

Mitgeteilt von Hans Merian.

(Leipzig.)

Es ist nur natürlich, daß die Person Jesu Christi, an dessen Namen sich die größte aller bis jetzt bekannt gewordenen Weltrevolutionen knüpft, auch in den alten Sagen und Legenden seines eigenen Volkes, der Juden, keine geringe Rolle spielt. Nicht nur deuten verschiedene Thalmudstellen auf den Zimmermannssohn aus Nazareth hin, sondern es existieren auch eine Anzahl jüdischer Lebensgeschichten Christi, teils in hebräischer Sprache, teils in dem sogenannten Weiberdeutsch, d. h. in jenem mit hebräischen Buchstaben geschriebenen und mit zahlreichen hebräischen Worten und Wendungen untermischten deutsch-jüdischen Dialekt, der unsere Ohren nichts weniger als lieblich anmutet. Diese Tholdôth-Jeschu (Leben Jeschu), von denen die abendländischen Christen bis dahin noch recht wenig wußten, scheinen trotz verschiedenartiger, und bald reicherer, bald spärlicherer Ausgestaltung der einzelnen Episoden doch in den Grundzügen ziemlich mit einander überein-

zustimmen. Auch scheint, wenigstens in der Erinnerung der älteren orthodoxen Juden, diese legendäre und apogryphe Geschichte Christi nachzuklingen bis auf den heutigen Tag.

Dr. Erich Bischoff hat es unternommen, diese merkwürdigen Schriften auch christlichen Lesern zugänglich zu machen, und gleichsam als Einleitung in diese Studien wird in allernächster Zeit eine genaue und mit Anmerkungen und Erklärungen versehene Transskription des einzigen jüdisch-deutschen Leben Jesu erscheinen*). Es führt im Original den Titel: Tholdoth Jeschu ha-nozri, sche-hajah schenath scheloschah alaphim we-schibea meoth weschischschim libriath ha-olam (Geschichte Jesu von Nazareth, geboren im Jahre 3760 seit Erschaffung der Welt). Dr. Bischoff sagt in seiner Vorrede zu dieser Neu-Ausgabe:

„Das vorliegende Büchlein ist der Vorläufer eines größeren Werkes (Das jüdische „Leben Jesu" in seinen verschiedenen Fassungen. Erste Gesamtausgabe der hebräischen Texte mit deutschen Übersetzungen, reichhaltigem Kommentar und zwei Abhandlungen), das in Kürze folgen wird.

Vorweggenommen habe ich unser jüdisch-deutsches Büchlein hier, das die jüngste Fassung von Tholdoth Jeschu**) und eine Harmonie aus verschiedenen hebräischen Fassungen ist, teils aus dem Grunde, weil es streng genommen nicht in den Rahmen der sonst hebräischen Texte gehört, teils um auf das größere Werk vorzubereiten.

Bisher waren nur zwei Fassungen von Tholdoth Jeschu bekannt (wenn auch nur Wenigen) durch die Ausgaben Wagenseils (in Tela ignea Satanae, Altdorf 1681) und Huldreichs (Leyden 1705), mit schlechten lateinischen Übersetzungen. In meiner großen Ausgabe bringe ich, außer einem berichtigten Texte und besseren deutschen Übersetzungen dieser zwei Fassungen, die Texte und Übersetzungen 2c. bisher unedierter Oxforder Manuskripte, deren Erlangung ich ebenso, wie die der vorliegenden Fassung (Ms. Rawl, Or. 37) den Herren Professoren Strack-Berlin und Driver-Oxford, sowie dem Oberbibliothekar der Bodleiana, Herrn Dr. A. Neubauer, danke.

Wichtig sind diese Tholdôth schon dadurch, daß sie, obwohl jüngeren Datums, auf Grund alter, verloren gegangener Thalmudstellen (s. darüber die erste Abhandlung des großes Werkes) die jetzt spärlich ge-

---

*) Ein jüdisch-deutsches Leben Jesu. Zum ersten Male nach dem Oxforder Originalmanuskript herausgegeben von Dr. Erich Bischoff. (Leipzig: Wilhelm Friedrich.)

**) Vrgl. Mtth. 1, 1, was hebräisch lauten würde: Sepher tholdoth Jeschua. Letzteres ist die hebräische Form für Jesus; Jeschu dagegen ist jüdische Veränderung jenes Namens und wird erklärt aus den Anfangsbuchstaben von Jimmach schemo wesichrono. — Jede Erinnerung an ihn schwinde und sein Name auch.

worbenen Thalmud-Notizen über Jesus ergänzen*). Interessant sind ferner 1) die Bemühungen des Autors, seine apogryphischen jüdischen Quellen unter sich und mit den authentischen christlichen zusammenzureimen, sowie manches in den Evangelien Undeutliche (Jesu „Lehrjahre", u. a.) auf seine Weise zu erklären, 2) das Anerkennen der Wunder Jesu als wirklicher Geschehnisse, nur daß sie auf die magische Kraft des „Schem" zurückgeführt werden, 3) die merkwürdige Figur der Königin Helena, 4) die fast wörtliche Anführung eines Satzes des Apostolikums, 5) die deutschen Übersetzungen der hebräischen Bibelcitate, eine Ergänzung zu den bisher bekannten vorlutherischen Bibelversionen! 6) die Hinblicke auf christliche Dogmen, Feste u. s. w. — — —"

„Nicht eigentlich Jesushaß, vielmehr Christushaß finden wir in dem Buche. Das von der mittelalterlichen Kirche gezeichnete Christusbild, das auf den Panieren der Verfolger dräute, konnte auch im Juden keine Liebe erwecken. Je unbedingter die Annahme des Christusglaubens von ihm gefordert wurde, desto maßloser wurde seine Kritik der Person Jesu Christi. — Übrigens soll hiermit durchaus nicht der ganze Christushaß des Judentums erklärt sein."

Das Tholdoth-Buch hebt wörtlich folgendermaßen an:

> Jn dem Jahr, daß man hat gezehlt drei tusend sieben hundert und sechzig von Beschaffne (Erschaffung) die Welt, da is worn (worden) geboren Jeschu ha-nozri (Jesus der Nazarener) in der Stadt Bethlehem, drei Meil von Jerusalem, und in dem Jahr, das man hat gezeilt (gezählt) drei tusend sieben hundert ein un neinzig is er gehangen worn be-beth ha-sokilah (am Steinigungs-Platze), un asu (also) is es geschehn:

Zuerst wird nun die Abstammung und die Geburt des Jeschu erörtert, und zwar in einer an dieser Stelle nicht weiter wiederzugebenden Weise. Nur soviel sei angedeutet: Nach der Fassung des jüdischen Erzählers ist Jeschu der natürliche Sohn des Zimmermanns Joseph Pandira und der Mirjam (Maria), die indessen als mit einem gewissen Jochanan, einem chasid (Frommen) und großen Thalmid chacham (Gelehrtenschüler, Gelehrter) verlobt geschildert wird. Diese schimpfliche Geburt Christi ist der eigentliche Angel- und Ausgangspunkt der Erzählung, und daher stammt auch der zur christlichen Bezeichnung Jesu als „der Jungfrau Sohn" in so gehässigem Gegensatz stehende jüdische Schimpfname des Heilandes: **mamser ben haniddah** (Bastard der Unreinen).

---

*) Über diese vergl. das treffliche, Anfang 1894 auch englisch herausgegebene Buch von Laible-Dalman: „Jesus-Christus im Thalmud." (Leipzig, H. Reuther, 1891.)

„Nun wie der Jeschu grosch (groß) war, da gab sie (Mirjam) ihm zu ein Rabbi zu lernen, der hat geheißen R. Jehoschua ben Perachja. Un der Jeschu war groscher thalmid chacham (großer Gelehrtenschüler, Gelehrter)."

Aber der junge Gelehrtenschüler zeichnet sich durch frechen Übermut aus; er verschmäht es, den Sanhedrin zu grüßen, wie es Brauch und Sitte ist, und in Teberja (Tiberias) benimmt er sich in der Synagoge so anmaßend, daß sich alle Rabbiner und alle ihre Schüler entrüsten. Durch dies Betragen kommt denn auch wieder das Gerede von seiner schimpflichen Geburt in Aufnahme — denn nur ein mamser ben ha-niddah kann so ungebührlich handeln —, und seine vor die Rabbinen citierte Mutter muß ihre und des Sohnes Schande öffentlich bestätigen.

Höchst eigenartig ist nun die Art und Weise, wie die Wunderkraft Jesu — die als Thatsache angenommen wird — ihre Erklärung findet. Ich citiere den Abschnitt wörtlich:

„Wie er war hören(d), der Jeschu, das sein Schand is offenbar worn, das er ein mamser ben ha-niddah is, da ging er awek (weg) von Teberja (Tiberias) nach Jerusalem. Und zu der selbigen Zeit war ein Stein in dem beth ha-mikdasch (Hause des Heiligtums), der hat geheißen èven schathjah (Grundstein), da is der heiliger Schêm (Gottesname) darauf gestanden geschrieben, das man heißet Schem ha-mephorasch (geheimnisvoller Name), und etlicher (jeder) der dem Schem gelernet hat, da hat er alles kennen dermit thun. Nun die chachme Jisraël (Weisen Israels) haben sich geforcht, vielleicht mechten die bechure Israël (jungen Leute Israels) diesum Schem lernen, da mechten sie, chas we-schalom (was Gott verhüte!), dem olam mecharib sein (die Welt zerstören); also sein sie gegangen un haben lossen machen zwei starke mermelsteinene Seilen (marmorne Säulen) in dem Vorhaus (Vorhof), das da is gewest vor dem beth ha-mikdasch un haben gemacht zwei kupferne Leeben (Löwen) un haben sie ein Schem (wunderthätigen Namen) in das Maul gegeben*); un diese zwei Leeben waren gebunden mit eiserne Ketten an die zwei Seilen; un wenn einer dem Schem ha-mephorasch gelernet hat un asu bald as er hat wellen ausch dem beth ha-mikdasch arusch (heraus) gehn, haben die Leeben ein Geschrei gethan und haben angehoben zu brummen, da is der Mensch derschrocken un hat dem Schem wieder vergessen. — Un esch wahr, wie der Jeschu kam ken (gen) Jerusalem, da war er gehn(d) in das beth

*) D. h. ein Zettelchen, auf welchem der Schem geschrieben stand, ins Maul gesteckt, wodurch die ehernen Löwen zu Zaubertieren wurden.

ha-mikdasch (Haus des Heiligtumes) bei dem even schathjah (Grundstein) un war diesum Schem lernen(d) un schreib ihm (ihn) auf ein parmit (Pergament) un war beschweren (beschwörend) sein Fleisch, das esch soll ihm nit weh thun un war sich schneiden(d) in das Dicke vom Fleisch (des Fleisches), das da is am Diech (Oberschenkel) un war verbergen(d) darinnen das parmit, wo er dem (den) Schem darauf geschrieben hat. Un wie er aus dem beth ha-mikdasch wollet gehn, da heben die Leeben an zu brummen un schreien, da hat er dem Schem vergessen. Un wie er nach sein Haus kam, nahm er basch parmit aus sein Fleisch un war dem Schem lernen(d) un war das Fleisch heilen(d).

„Un as der Jeschu dem Schem gelernt hat, da gieng er un war sich versammeln(d) dreihundert un dreißig bachurim (junge Leute) von Israel un hebt an zu sie: Sichet (Sehet), die chachme Jisraël un Sanhedrin (die Weisen Israels und der hohe Rat) sagen auf (von) mir, das ich wer ein mamser; das thun sie darum, das sie allein die Herrschaft wellen (wollen) haben zu Ebikeit (in Ewigkeit) über Israel. Un sie seinen (sind) selbscht mamserim (Uneheliche, Bastarde). Un ihr sollt wischen (wissen) alles das die neviim (Propheten) haben gesagt von wegen Maschiach (Messias). Ich bin der maschiach, auf mir (von mir) hat gesagt Jeschajahu ha-navi (der Prophet Jesaja): „Hinneh ha-almah harah we-joledeth ben"; das is teitsch (deutsch): Esch wert weren (wird werden) ein Jungfrau tragen(d = schwanger) un wirt gewinnen (bekommen) ein Sohn*). — Auf mir hat gesagt mein Eltervater (Urahn) David ha-melech alaw schalom (der König David, der in Frieden ruhe!): „Lammah ragschu gojim u-löummim jehgu rik." — Is teitsch: Warum wellet (wollt) ihr Velker (ö) sturmen (ü) un ihr Keenigen wellen reden leere Sachen?**) — „Un auf mir hat David ha-melech gesagt: J. h. v. h. amar elaj beni atthah ani ha jom jelidthicha." — Is teitsch: Gott hat gesagt auf (zu) mir: Du bischt mein Sohn, heint hab ich dir machen gewinnen (dich geboren werden lassen = dich gezeuget***). Un es is kein Mannesch Perschon (Mannesperson) bei meiner Mutter gewesen, der sie beschlafen hat. Un alles das die neviim (Propheten) auf [den] Maschiach haben gesagt, da bin ich derselbiger Maschiach (Messias)."

*) Jesaja 7, 14: Siehe das junge Weib (die Jungfrau) wird schwanger werden und einen Sohn gebären.

**) Psalm 2, 1: Warum toben die Völker und sinnen (reden) die Leute Vergebliches?

***) Psalm 2, 7: J. h. v. h. sprach zu mir: Du bist mein Sohn, ich habe dich heute gezeugt. (J. h. v. h. weder Jehovah noch wohl auch Jahwe zu lesen, sondern wahrscheinlich mit Dr. Bernhard Fischer: Jahoveh. Luther nach dem Keri stets: „der Herr".)

„Da haben die bachurim (jungen Leute) angefangen: Wenn du jo Maschiach (wirklich Messias) bist, gieb zu uns (= uns) ein wunderlich Zeichen, allesdenn (alsdann) wollen wir glauben, daß du Maschiach bist! Da hebt Jeschu zu sie an: Wasch (was) soll das wunderlich Zeichen sein, das ich eich thun soll? Da hoben sie an zu ihm: Mir wellen Lahmen und Blinde zu dir brengen, du sollscht sie heilen, das sie sollen alle frisch un gesund sein wie mir! Da hieb (hub) Jeschu an: Jo (ja)! — Da brachten sie zu ihm Lahme un Blinde. Da war er dem Schem nennen(d) un war sein Hant (Hand) auf sie legen(d), da waren sie geheilt. Wie die bachurim das sichen (sahen), da waren sie sich zu (vor) ihm bucken (bückend) un waren fallen(d) auf ihr Gesicht zu (vor) ihm un heben zu ihm an: Nun sehen mir bewaddaj (wahrhaftig), das du bischt Maschiach."

Auf die gleiche Weise heilt Jeschu einen Aussätzigen, was wiederum fast mit den nämlichen Worten geschildert wird. Dann fährt der Erzähler fort:

„Da waren noch mehr zu ihm beheften(d) (= sich ihm anschließend), wohl dreihundert Mann von poscheim, perizim, reschaë Jisraël (Abtrünnigen, Thunichtguten und Bösewichtern Israels). — Un dieser Jeschu war gar sehr merammeh (betrügend) die Leit, das sich viel haben abgethon von Gotteschdienscht (Gottesdienst) un waren beheften (sich ihm anschließend) 12 thaschmidim thalmide chachamim gedolim (zwölf abtrünnige Schüler bedeutender Gelehrten) un das seien (sind) die selbige, das die Nozrim (Christen) sie heißen die zwelf apostolim (Apostel)."

Nun tritt die merkwürdige Gestalt der Königin Helena auf:

„Un zu derselbigen Zeit war die Gewelting von Jisrael (die Herrschaft über Israel) in der Hant (d) einer Frau, die war Keenigin ieber sie un ihr Namen war Hilani ha-malkah (die Königin Helena). Un es war, das (ß) sie sachen — die chachme Jisraël — das (ß) viel von Jisrael waren an ihm maanim seien(d), da nahmen sie ihm gefangen un brachten ihm vor die Hilani ha-malkah. — Das ganz erez Jisraël (Land Israels) war unter ihr Gewalet (Gewalt) — un heben zu ihr an: Dieser Mann is ein mekaschscheph (Zauberer), denn er kann verfihren die Leit!

Aber Jeschu verteidigt sich schlagfertig mit Bibelsprüchen*) und thut vor der Königin verschiedene Wunder. Schließlich läßt die Königin einen Toten herbeibringen, und auch diesen erweckt Jeschu durch die Kraft des Schem. Da giebt ihn die Königin frei.

*) Jes. 11, 1. — Psalm 1, 1. — 5. Mos. 18, 20. — 5. Mos. 19, 19. — Jes. 11, 14. — Jer. 23, 6. —

Darauf wendet sich Jeschu mit seinen Anhängern nach Obergaliläa, wo er wiederum als Wunderthäter das Land durchzieht und die Schar seiner Getreuen zu vermehren sucht. Inzwischen sind aber die Schriftgelehrten nicht müßig. Sie liegen der Königin so lange in den Ohren, bis diese schließlich hundert Reiter entsendet, um den Volksverführer aufzuheben. Wie nun die Reiter Jeschu entdecken, schreitet dieser mitten durch sie hindurch, ohne daß sie ihm etwas anhaben können. Auch thut er vor ihren Augen noch andere Wunder; er formt kleine Vögel aus Thon und läßt sie fliegen, dann hebt er mit der größten Leichtigkeit einen Mühlstein auf, an dem mehrere starke Männer zu schleppen hatten; diesen Mühlstein wirft er dann noch in den See, und siehe, er schwimmt auf dem Wasser und sinkt auch dann noch nicht unter, als sich Jeschu selber darauf stellt und ihn als Fahrzeug benützt.

Als die hundert Reiter dann zur Königin zurückkehren, um ihr die verunglückte Expedition zu melden, und von den geschauten Wundern berichten, da ist sie selbst sehr geneigt, an Jeschu zu glauben; aber die chachme we-sikne Jisrael (die Weisen und Ältesten Israels) reden ihr davon ab. Doch beschließt sie, eine Botschaft an Jeschu zu senden, und ihn zu sich einladen zu lassen, worauf dieser freiwillig zu ihr zurückkehrt.

Nun tritt die Peripetie ein. Die Schriftgelehrten halten großen Rat und verfallen auf ein echt thalmudisches Mittel, um Jeschu seiner Wunderkraft zu berauben. Sie lassen einen Mann namens Judas Asskirmiah (Ischarioth?) zum Grundstein des Tempels gehen und dort das Schem auf die ganz gleiche Weise lernen, wie es Jeschu gelernt hat. Dieser Judas begiebt sich nun ebenfalls an den Hof der Königin Helena und fordert Jeschu zu einer Art Wettkampf im Zaubern heraus. Jeschu spricht das Schem und fliegt in die Luft; da spricht auch Judas das Schem, aber lauter, und fliegt folglich höher. Dabei gelingt es dem Judas, den Jeschu auf eine unflätige Weise zu verunreinigen, und dadurch ist nun die Zauberkraft des Schem bei dem Sieger, wie bei dem Besiegten gebrochen, beide fallen zu Boden und haben das Schem vergessen.

Da Jeschu nun keine übernatürlichen Kräfte mehr besitzt, so ist es den Schriftgelehrten ein Leichtes, ihn gefangen zu nehmen. Sie führen ihn in den Tempel, binden ihn an eine Marmorsäule und geißeln ihn. Als ihn dürstet, reicht ihm der „schammot von beth ha-midrasch“ (der Synagogendiener) Essig mit Galle statt Wasser, wobei die Parallelstelle aus dem alten Testament „Und sie gaben mir Galle zu essen und Essig zu trinken in meinem großen Durst“ (Psalm 69, 22) angeführt wird.

Doch Jeschu wird von seinen Anhängern gewaltsam befreit und flieht nach Antiochia. Zum Osterfeste aber kehrt er heimlich nach Jerusalem

zurück mit dem Vorsatz, sich unerkannt in den Tempel zu schleichen und dort das Schom noch einmal auf die gleiche Weise zu lernen, wie das erste Mal, um dadurch seine Wunderkraft wieder zu erlangen. Unter seinen Jüngern aber befindet sich ein Verräter: Judas.

Die Art und Weise, wie die Evangelien die Scene des Verrates schildern, indem sie den Verräter seinen Meister und Heiland mit einem Kusse im Garten von Gethsemaneh seinen Feinden überantworten lassen, ist tausendmal poetischer als die Art und Weise, wie in unserem Tholdoth Jeschu dieser Verrat vor sich geht. Aber der Verrat selber, der in den evangelischen Erzählungen ziemlich unklar bleibt, da sich nach diesen Christus ja keineswegs verborgen hält und nach dem feierlichen Einzug am Palmsonntag allgemein bekannt sein muß, ist hier viel schärfer und strenger motiviert. Ich citiere wiederum wörtlich:

„Wasch thet (was that) Ha-schem jithbarech (der gebenedeite Gott)? Er gab in Gedanken einem von sein(en, Jesu) thalmidîm (Jüngern), der hat geheißen Jehudah (Judas) gajssa (Rotte), der is gekommen bei die chachamim un hieb (hub) an: Wellet ihr sehen dem Jeschu? Da hoben sie an: Wo is er denn? Da saget er: In Jerusalem mit die perizim, die seinen (sind) gekommen von Antochia (Antiochia), mithpallel zu sein (um anzubeten) in das beth ha-mikdasch (im Heiligtum); un sein deah (Sinn, Absicht) is, er will bignevah (heimlich, verstohlen) wieder dem schem ha-mephorasch lernen un asu thun, wie er zum erschten gethon hat. Da heben die chachamim zu ihm an: Willschtu ihm uns weisen? Da saget Jehudah gaijssa zu sie: Ich will eich sagen, mir seinen dreihundert un zwanzig bachurim (junge Leute, Jünger) un haben zu ihm ein grosch schevuah (Eid) gethon bei die asereth devarim (zehn Geboten), das mir wellen keinem sagen, wo er is. Aber wenn ihr wellt mir versprechen, das ihr wellt mithpallel (fürbittend) meinetwegen sein un [daß ich] soll olam ha-ba (das künftige Leben) haben un wieder bescheskath Jisraël sein la-athid la-bo (fürderhin wieder zu Israel gehören soll), derweil das ich asu ein grosche schevuah (Eid) brech(e) un hab mich behest (angeschlossen) an dem tamê (Unreinen = Jeschu) un seit (seid) mir die schevuah matthir (den Eid auflösend), so will ich eich (euch) sagen, wie ihr thun sollet. — Seit wissen (seid wissend = wißt), as (daß) Jeschu mit seine ganze chawrothah (Gesellschaft) gehn gleich gekleidet in weiße Kleider, damit das man ihm nit derkennen soll. Darum folget mir zu meine Red (wie ich sage). Morgen, wenn mir weren (wir werden) kommen von Har kasdim in das beth ha-mikdasch (Heiligtum), also gebet uns schalom (den Friedensgruß), wie eier Seder (euer Brauch) is, das ihr gebt etlichem

24*

(jeglichem) schalom, zu alle (allen) die da kommen zu feiern chag ha-pessach (das Passahfest) — asu will ich gehn be-komah (u-)sekuphah (in aufrechter Haltung); gebt wohl Achtung, zu (vor) wem, das ich mich wer bucken (bücken werde), das is Jeschu selbert (selbst)."

Und so geschieht es: Jehudah neigt sich vor Jeschu, und dieser wird gefangen. Den verzweifelten Anstrengungen seiner Anhänger gelingt es diesmal nicht, ihn zu befreien.

Nun wird Jeschu wieder vor Helena und vor Pilatus ha-schophet (den Richter, Landpfleger) geführt. Pilatus fragt ihn: „Bist du Gott oder Gottes Sohn." Jeschu schweigt. Dann fragt Pilatus wiederum: „Bist du der Messias?" und Jeschu antwortet: „Du sagscht das un nich ich." Darauf überläßt ihn Pilatus dem Sanhedrin und den chachamim; die sofort ihre Rache an ihm kühlen.

„— — — In die selbige Stund war man ihm stußen in die beth ha-sekilah un waren versteinen (stieß man ihn in die Steinigungsgrube und steinigte ihn). Das is gewesen am Freitig (Freitag) ereo pessach (Vorabend des Passah) in der sekschte schaah auf dem Tag (sechsten Tagesstunde).

Auf die Steinigung folgt die Henkung (Kreuzigung?). Bei dieser Gelegenheit erscheint nun eine Legende, die merkwürdigerweise direkt an den nordischen Baldur-Mythus und die Geschichte vom blinden Hödur erinnert. Als Jeschu noch die Macht des Schem besaß, hatte er alle Hölzer „beschworen", daß ihn keines tragen solle. Als man den Leichnam nun aufhängen wollte, brachen alle Hölzer, an denen dies geschehen sollte, entzwei.

„— — — — Und wie die perizim (Taugenichtse=Anhänger) dasch sachen (sahen), das alle Helzer zubrachen waren, meinen sie, das esch wer ein Wunder (daß es ein Wunder wäre). Die chachamim brengen (bringen nun) ein groschen Strunk von Kraut (Krautstengel) un lossen ihm draufhengen; das hat er nit maschbia gewest."

Da der Sabbath herannaht, so wird der Leichnam in Eile begraben „auf dem beth ha-kevaroth (Begräbnisplatz), wo man begräbt alle chajjave mithoth beth din (vom Gerichtshof zum Tode Verurteilten)". Dieser Begräbnisplatz liegt me ha-schiloah (beim Teiche Siloah), und daneben befindet sich der Garten Levanon, der von Jehudah gimaah (dem Gärtner) gepflegt wird. Nun ist aber das Wasser des Siloah ausgetreten und dringt durch ein Loch in den Garten ein. Der Gärtner weiß sich nicht zu helfen, da der Sabbath eben beginnt, wo er die Hände nicht mehr zu einem nützlichen Werke regen darf. Da ergreift er in seiner Verlegenheit den Leichnam des Gerichteten, der nun glücklich den Garten vor Überflutung schützt.

Inzwischen stimmen die Anhänger des Jeschu die Totenklage an.

Auch Tags darauf, am Sonntag, gehen sie nach der Begräbnisstätte hinaus; als es aber einem von ihnen einfällt, sich nach dem Leichnam umzusehn, finden sie das Grab leer.

Nun durchfliegt die Kunde von der Auferstehung das Land. Die Königin ist wieder geneigt an die Göttlichkeit des Jeschu zu glauben und erklärt den Schriftgelehrten, daß auch sie von der Wahrhaftigkeit der Auferstehung überzeugt sei, wenn es ihnen nicht gelänge, den verschwundenen Leichnam herbeizuschaffen. —

Nun geht es an ein Heulen und Klagen im Volke Israel. Ein großes Fasten wird ausgeschrieben, und alles wird um und um gewendet. Aber der Leichnam bleibt verschwunden.

Da geht Rabbi Thanchuma eines Tages nach dem Garten Levanon hinaus, und sieht, wie Jehudah, der Gärtner, behaglich sein Mahl verzehrt, während das ganze Volk Israel ob des verschwundenen Leichnams fastet. Das erscheint ihm verdächtig, und gar bald entdeckt er auch den Leichnam, der nun hervorgezogen und im Jubel durch die Straßen geschleift wird.

Hier wäre nun eigentlich die Geschichte Jeschu zu Ende. Aber unser Erzähler fügt hier noch einen Anhang an, eine Art jüdischer Apostelgeschichte, (Maasèh Apostolim), die, wenn auch mit Abweichungen, in allen Tholdoth vorhanden ist.

Nach unserem Berichterstatter verlassen die zwölf Apostel erez Jisraël (das Land Israel). Dreie gehen in das Land Erd (èred? = Elend), „drei seinen gegangen in Land Arminja, dasch is Teitschland (Deutschland)“, drei wenden sich nach Rom und drei nach Spanien. Sie wurden aber alle gefangen genommen, zu gewaltsamem Tode verurteilt und hingerichtet.

Trotz alledem minderten sich unter den Juden die Anhänger des Jeschu nicht; im Gegenteil, sie mehrten sich: „da war kein Zahl zu sie“ (sie waren unzählig). Und zwischen den altgläubigen Juden und den nozrim (Nazarener-Christen) war ewig Streit und Fehde, so daß dadurch die Ruhe des Landes und der Gottesdienst gefährdet waren. Diesem Übel suchten die Schriftgelehrten und Pharisäer abzuhelfen und hielten deshalb eine große Beratung zu Teberja (Tiberias). Hier beriefen sie nun einen Mann, namens Eliahu (Elias). Dieser mußte wiederum in den Tempel gehen und vermittelst des von Jeschu und von Judas Asskirmiah angewandten Kunstgriffes wiederum das Schem lernen. „Un diesem nennen die nozrim Polis (Paulus).“

Dieser Eliahu-Polis soll nun die Scheidung zwischen Juden und Christen vollziehen, damit die verhaßten Anhänger des Jeschu endgültig aus dem Staats- und Religionsverband der Juden ausgeschieden würden. Paulus lernt den Schem, geht zu den Christen, bei denen er sich durch die seiner-

zeit von Jeschu vollbrachten Wunder als ein Abgesandter des Auferstandenen legitimiert, und verkündet ihnen dann, daß Jeschu seinen Getreuen befehle, alle alten von Moses und dem Gesetz gebotenen Gebräuche abzulegen.

„Ach (auch) lasset er eich sagen: Itlicher (jeglicher) Mensch, der will bei ihm sein le-olam ha-ba (das ewige Leben), der soll sich as= thun (abwenden) von Kolal Jisraël (Volk Israel) un soll sich gar nit zu sie beheften, denn forwahr mein Vater von (im) Himmel [so sagt er] hat sie vor unwerdig (hält sie für unwürdig) un hat seint sie (ist ihnen feind) un will nit mehr haben ihr Dienscht (Gottesdienst) von ihr Eltern.“

Es sollen also von den Christen keine Neumonde mehr gefeiert werden, an die Stelle des Sabbath tritt der Sonntag. Statt pessach (Passah) soll kesach gefeiert werden, „das is der Tag, das (ß) er is aus sein kever (Grab) verloren worden;“ statt schevnoth (Wochenfest) Pfingsten, statt rosch ha-schanah (Jahresanfang) Neujahr (= Kreuzauffindung) u. s. w. u. s. w.

Die Predigt des Paulus ist von großem Erfolg begleitet, und die Abtrennung der Christen von den Juden vollzieht sich.

Asubald as die perizim u-reschae Jisraël (Thunichtgute und Bösewichter in Israel = Christen) das haben geheert, haben sich alle afgescheiden (getrennt) von kelal Jisraël. — Un dieser Eliáhu, der hat gemachet die chukkim lo tovim (nicht=guten Satzungen, nämlich der Christen). Hat ihm ha-schem jithbarech (Gott der Gebenedeite) alles mochel gewest (verziehen), und Eliáhu hat soche gewest (gewürdigt worden), olam ha-ba (das künftige Leben) zu haben, weil er hat gemachet, das sie haben sich afgescheiden von Jehudim. Un dem Eliáhu heißen die nozrim (Christen) Poëlis (Paulus). — Un nachdem das er hat sie (ihnen) gemacht dem jessod (die erste Grundlage gegeben), da haben sich alle afgescheiden von Israel, alle die sich haben lossen verfihren von ihm, alle perizim u-poscheé Jisraël un minim (Ketzer; — meist Name der Judenchristen), mikkelal Jisraël (von der Gesamtheit Israels) un is ba-J. h. v. h. (durch den Herrn) batel (zu Ende) gewest alle machaloketh (Zwist, Parteiung). —“

Damit schließt das Tholdoth-Buch, das gewiß als hochinteressantes Dokument jenes merkwürdigen Volkes gelten kann, das leider immer noch viele seiner Schriften ängstlich geheim hält. Ich sage „leider“, denn es ist meine feste Überzeugung, daß gerade infolge dieser Geheimniskrämerei jene absurden Sagen entstehen, die zur Schande des neunzehnten Jahrhunderts immer und immer wieder auftauchen und dann in jenen halb widerlichen, halb lächerlichen Ritualmordprozessen ihren Ausdruck finden.

In jenen finsteren Zeiten, wo die Juden in den engen dumpfen Gassen des Ghetto eingesperrt wurden, wenn die Weihnachtsglocken vom Dome erklangen und die Christfreude mit ihrem „Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen“ in die Häuser der Bürger einzog, — ja damals holte wohl der verachtete, verfolgte jüdische Hausvater das Tholdoth-Buch aus seinem Verstecke hervor und begann, während die Christen dem Weihnachtsevangelium lauschten, den Seinen voll bitteren Hohnes vorzulesen vom mamser ben ha-niddah.

Die Tholdoth-Bücher sind häßliche Ausgeburten einer finstern Zeit, sie sind Ausgeburten der jüdischen Volks- und Rabbinerphantasie, die sich hier nicht nur geschmacklos und zum Teil schmutzig, sondern auch, trotz aller Phantastik, im Grunde doch recht erfindungsarm zeigt. Wir dürfen aber nicht vergessen, daß ohne den lieblosen Verfolgungseifer der Christen niemals jene ungeheure Bitterkeit in diese Werke Eingang gefunden hätte, von der sie nun ganz durchtränkt sind. Andererseits ist nicht unwahrscheinlich, daß die Kunde vom Vorhandensein solcher geheimen christen- oder vielmehr christusfeindlichen Schriften schon in früher Zeit durch die Ghettomauern durchsickerte und bei den abendländischen Völkern jene merkwürdigen Sagen erzeugte von geheimen, den Blutritus und den Christenmord predigenden Ritualschriften der Juden; denn die Phantasie des Volkes bauscht das Unzugängliche und Geheimnisvolle gerne ins Ungeheuerliche auf. Und so mögen diese Schriften indirekt wieder Veranlassung zur Bedrückung der Juden gegeben haben. Doch jene finstern Zeiten sind vorbei und mögen für ewig begraben sein. Und wenn heute nun die alten Tholdoth-Bücher ans Tageslicht treten, so können wir sie leidenschaftslos betrachten und erkennen, daß es sich in diesen Schriften weder um Opferblut noch Christenmord handelt, sondern eben nur um Sagen und Legenden, wie sie jedes Volk besitzt, und wie sie — heiter oder finster — die lichteren oder dunkleren Zeiten gebaren. Darum wäre es auch wünschenswert, wenn sich endlich unsere Hebraisten an die Riesenaufgabe einer getreuen und gut erläuterten Übersetzung des Thalmud wagen würden, der noch immer von so vielen mit unheimlichem Grauen betrachtet wird, und in dessen Blättern der Aberglaube blutige Geheimnisse vermutet, die nirgends darin vorhanden sind. Eine gute Thalmudübersetzung würde darthun, daß wir es auch hier nur mit den aufgestapelten Weisheitsschätzen eines absonderlichen Volkes zu thun haben, mit Sprüchen, Fabeln, Parabeln, philosophischen Sentenzen und endlosen gelehrten Kommentaren in des Wortes langweiligster Bedeutung.

Zieht diese alten Gespenster ans Licht hervor — und sie zerfallen in Staub und Asche — in ein Nichts.



Anlässlich des „Hymnus an das Leben“ von Fr. Nietzsche.

Von Josef Hofmiller.
(Freysing.)

I.

Der „Hymnus an das Leben“, die einzige bisher veröffentlichte Komposition Friedrich Nietzsches, erschien in Partitur bei Fritzsch in Leipzig bereits im Jahre 1887. Der Aufsatz Georg Brandes', in dem zum erstenmale der Versuch gemacht wurde, das Gesamtwerk des Philosophen nach seiner Entwickelung und Bedeutung zu fixieren, wurde 1888 in der „Deutschen Rundschau“ veröffentlicht und erwähnt die Komposition mit einigen Worten, doch nur vom philosophischen, nicht vom musikalischen Standpunkt aus. Inzwischen sind sechs Jahre verstrichen, ohne daß irgend eine einigermaßen brauchbare Besprechung des Werkes erfolgt wäre. Aufgeführt wurde der Chor erst einmal, und zwar in Annaberg am 19. Oktober 1893, dank der Anregung des unermüdlichen und um das Lebenswerk Nietzsches hochverdienten Komponisten Peter Gast. Der Umstand, daß die Verlagsfirma E. W. Fritzsch sich endlich entschlossen hat, den Klavierauszug herauszugeben und die Komposition dadurch einem größeren Publikum zugänglich zu machen, bietet uns einen willkommenen Anlaß, einige Bemerkungen über das Werk und anläßlich des Werkes in dieser Zeitschrift niederzulegen, in der von allen deutschen Zeitschriften Nietzsches Bedeutung am öftesten und eindringlichsten betont worden ist. Es leitet uns hierbei durchaus nicht der Ehrgeiz, unsererseits etwas „einigermaßen Brauchbares“ zu bringen, sondern lediglich der Wunsch, Würdigere und Einsichtsvollere auf das Werk aufmerksam zu machen; niemand wird glücklicher sein als wir, unsere Arbeit recht bald und oft durch bessere Leistungen in den Schatten gedrängt zu sehen; einstweilen nehme man diesen bescheidenen Versuch mit nachsichtiger Güte auf!

Es mag vielleicht manchem nicht unerwünscht sein, den Wortlaut des Gedichtes kennen zu lernen. Wir lassen denselben hiermit folgen.

II.

„Gewiß, so liebt ein Freund den Freund,
Wie ich dich liebe, rätselvolles Leben!
Ob ich gejauchzt in dir, geweint,
Ob du mir Leid, ob du mir Lust gegeben,

Ich liebe dich mit deinem Glück und Harme,
Und wenn du mich vernichten mußt,
Entreiße ich mich schmerzvoll deinem Arme,
Wie Freund sich reißt von Freundes Brust,
Mit ganzer Kraft umfaß ich dich!
Laß deine Flamme meinen Geist entzünden
Und in der Glut des Kampfes mich
Die Rätsellösung deines Wesens finden!
Jahrtausende zu denken und zu leben,
Wirf deinen Inhalt voll hinein!
Hast du kein Glück mehr übrig, mir zu geben,
— Wohlan, noch hast du deine Pein" ......

III.

Stünde mir doch in diesem Augenblicke die Feder eines E. T. A. Hoffmann zu Gebot und könnt' ich, wie er, die verzauberten Schönheiten krauser Partituren mit goldnen Worten locken und ihnen traumhaft wundersame Kunde von unerhörten Geheimnissen entreißen, oder wie Schumann in zarten und doch sicheren Linien den ganzen Bau einer Komposition bis ins feinste Glied wiedergeben, wie Liszt mit liebkosender Hand einem Stück all seine glückseligen Heimlichkeiten abschmeicheln und alles bunte Sonnengeflirr in leise rauschenden Zweigen und die zitternden Zärtlichkeiten sommernächtiger Träume ......

Kennt ihr jenes wundervolle Blatt Max Klingers, „An die Schönheit" benannt? Erinnert ihr euch des unendlichen Meers und der feierlichen Waldlandschaft und des Menschen, der von all dieser stillen und hohen Schönheit bezwungen, niedergesunken ist und sein Antlitz gegen die alte, ungeheure See wendet und nimmer müde wird, ihre schauerliche Erhabenheit auszukosten .....

In ähnlich feierlicher Stimmung steht Nietzsche in diesem Werke vor uns, nur daß er nicht überwältigt ist, daß er nicht kniet, — aufrecht und kraftvoll steht er, forschenden und zugleich dankbaren Blicks, ruhig und groß, wie einer, der einen großen Sieg erfochten hat und nun sein Auge in dämmernde Zukünfte bohrt. So hatte er einst in der „Fröhlichen Wissenschaft" in überströmender Lust gejauchzt:

„Nein! Das Leben hat mich nicht enttäuscht! Von Jahr zu Jahr finde ich es vielmehr reicher, begehrenswerter und geheimnisvoller, — von jenem Tage an, wo der große Befreier über mich kam, jener Gedanke, daß das Leben ein Experiment des Erkennenden sein dürfe — und nicht eine Pflicht, nicht ein Verhängnis, nicht eine Betrügerei! — Und die Erkenntnis selber:

mag sie für andere etwas anderes sein, zum Beispiel ein Ruheakt oder der Weg zu einem Ruhebett, oder eine Unterhaltung, oder ein Müßiggang, — für mich ist sie eine Welt der Gefahren und Siege, in der auch die heroischen Gefühle ihre Tanz- und Tummelplätze haben.“

Wir hatten, aus Furcht, unsere Begeisterung möchte ein unbefangenes Urteil hindern, die Komposition einem Freunde zugeschickt, von dem wir wußten, daß ihm Nietzsches Stellung zu Wagner durchaus nicht sympathisch ist, von dem wir aber ebenso unfehlbar sicher überzeugt sein durften, daß er mit angeborner Ehrlichkeit und Strenge in künstlerischen Dingen über das Werk urteilen werde. Wir empfingen darauf folgende Antwort von ihm:

„Das ist vor allen Dingen das Werk eines Musikers, nicht eines Dilettanten; das ist auch kein Opus Eins. Nur nach langer Selbstkritik, nach strengem Prüfen, Verwerfen, Sichten erreicht ein Musiker diese Gewandtheit und Gedrungenheit in der Form. Das ist alles einfach, kurz, präzis; kein Takt überflüssig; organische und geschlossene Form. Das ist ein absolut fertiges, reifes Werk; nur ein wirklicher Musiker hat diese stolze Bescheidenheit in der Wahl der Ausdrucksformen erlangt; ein Dilettant würde zu einem derartigen Text nie diese merkwürdig zurückhaltende, fast hieratisch feierliche Musik schreiben. Ferner: Das Werk ist durch und durch selbständig empfunden und erfunden, eine ganz originelle und von jeder Nachahmung freie Tonsprache. Die Stimmführung ist von der Art, wie im „Schicksalslied“ von Brahms. Der vierstimmige Satz ist rein und sicher, die Orchestrierung hat vollauf genug mit dem klassischen Orchesterapparat (ein Dilettant würde unbedingt überladen und erstickend instrumentiert haben). Endlich: Das Werk klingt; es ist keine tote, keine Papiermusik, es sind nicht bloß Noten. Manche Stellen sind geradezu wunderschön. Alles in allem: Aufführen! Aufführen! Das Werk ist es wert.“

Wir haben diesem Urteile eines Musikers von Beruf nichts hinzuzufügen; wir wollen sein sparsames Lob nicht durch lauteren Preis in seiner Wirkung schwächen. Wir möchten nur auf ein paar feiner Züge noch hinweisen, z. B. auf die eigentümliche Harmonisierung gegen das Ende der dritten Seite, auf die Harmonien am Ende der ersten und zweiten Zeile des Gedichtes, auf die höchst originellen und energischen Schläge vor der Stelle „ob ich gejauchzt in dir“ ꝛc. ꝛc. Wer das Werk genauer ansehen wird, kann eine Fülle solcher Feinheiten entdecken.

IV.

Wir können es uns nicht versagen, noch einiges anläßlich der Dichterin des „Hymnus an das Leben“ zu bemerken. Es ist dies Frau Lou Andreas Salomé, die einige Jahre lang mit Nietzsche einen, soweit die bisher

veröffentlichten Briefe des Philosophen darauf schließen lassen, sehr lebhaften Briefwechsel führte. Ein Denkmal dieser Freundschaft ist auch der Text unserer Komposition, an dem Nietzsche lediglich ein paar Retouchen vorgenommen hat. „Das wäre so ein kleines Weglein, auf dem wir beide zusammen zur Nachwelt gelangten — andere Wege vorbehalten," schreibt Nietzsche einmal an sie über das Werk. Wir bezweifeln, ob er unter diesen „anderen Wegen" auch die Möglichkeit einer Publikation der genannten Dame über „sein Wesen, seine Wandlungen und sein System" in Erwägung zog; jedenfalls bedauern wir, daß dieses Buch erschienen ist; wir bedauern dies um so lebhafter, als das Buch in jeder Beziehung unglaublich geschickt und elegant gemacht ist; bliebe nur Eines: philosophisches Verständnis und wirklicher psychologischer Tiefblick, was dem Werke leider abgeht. Wir bestreiten die Richtigkeit jeder Behauptung in dem Buche, wir leugnen die Exaktheit jeder einzelnen Beobachtung; die zitierten Briefe Nietzsches selbst erscheinen uns sehr willkürlich und in majorem auctoris gloriam verstümmelt. Wir hoffen, bald mit dem Buche gründlich abrechnen zu können. Einstweilen jedoch müssen wir abwarten, bis die im Auftrage der Angehörigen in Aussicht gestellten wirklich authentischen Aufschlüsse über Nietzsches Leben veröffentlicht sein werden. Es bleibt nur übrig, möglichste Beschleunigung der Gesamtausgabe zu wünschen. Einstweilen verweisen wir auf den achten Band derselben, der das erste Buch der „Umwertung aller Werte" enthält — ein Buch, so ungeheuer, so großartig, wie alle hundert Jahre eines geschrieben wird, eine radikale Abrechnung mit allem, was decadent und morsch ist, — in seiner Art auch ein „Hymnus an das Leben . . . . ."



Frohschammers Weltphantasie.

Von Oskar Hellwieg.

(München.)

In der ersten Hälfte der sechziger Jahre war Frohschammer in München eine bekannte Persönlichkeit. Namentlich waren es seine gegen die römische Kirche gerichteten Streitschriften, welche damals und schon ein Jahrzehnt früher die allgemeine Aufmerksamkeit auf diesen streitbaren Geisteskämpfer gelenkt hatten. Als er der Welt in seinem Hauptwerke (die Welt-

phantasie als Grundprinzip des Weltprozesses) den gigantischen Gedankenbau seines philosophischen Systems zeigte, zollten ihm viele in Anerkennung und Würdigung der Größe und Bedeutung dieses Systems gerechten Beifall, viele hatten für Frohschammers großartige Gedanken nur ein Kopfschütteln, nur wenige machten sich mit seinem kühnen Systeme bekannt. Die römische Kirche suchte durch ihren Bannstrahl dieses hochragende Gedankengebäude zu vernichten, aber dieser Strahl beleuchtete nur, was er vernichten sollte und das allgemeine Interesse an Frohschammer wurde auf solche Weise nicht erstickt, sondern geschürt. Einst stand dieses Gedankengebäude im Vordergrunde des allgemeinen Interesses, von den verschiedensten Seiten von der Tageslitteratur beleuchtet, heute steht es einsam und verlassen im Dunkel der Vergessenheit, und doch würde es verdienen, ins vollste Licht gestellt zu werden. Dieses System bietet ja eine philosophische Weltanschauung, welche die Quintessenz der Wissenschaften unserer Zeit ist. Wohl von jeher wurde von den Denkenden eine objektive Bildungskraft anerkannt, aber verschiedenartig aufgefaßt und benannt. Der eine Philosoph nannte das Feuer das Weltprinzip, ein anderer das Wasser (Thales v. Milet), ein dritter Denken und Ausdehnung (Hegel). Frohschammer erkannte alle bisher aufgestellten Systeme als einseitig und unvollkommen und schuf ein neues System. Er hatte schon im Jahre 1854 mehrere Werke über „die Bedeutung der Phantasie in der Philosophie des Aristoteles" veröffentlicht, sich aber gleichzeitig — er war Professor für Philosophie seit 1854 — eifrigst mit naturwissenschaftlichen Studien befaßt. Nur ein Philosoph, der gleichzeitig sowohl Philosophie als Naturwissenschaften geistig umspannte, konnte jenes System schaffen. Es sei in nachstehendem versucht, dieses System in seinen Grundzügen darzulegen.

Wir nehmen durch unsern Geist von den wirklichen Dingen gewissermaßen Photographien ab, indem wir von den Dingen Vorstellungen bilden. Angenommen, wir betrachten eine reizende Thallandschaft und nehmen das Bild derselben in unsern Geist auf, Teil für Teil. Zunächst den Thalgrund, dann die das Thal begleitenden Hügelreihen, ferner den Fluß, der das Thal durchfließt, bei weiterer Betrachtung auch Bäume, Sträucher und Blumen, ferner Tiere und Menschen, welche in dem Thale sich finden. Unser Geist vermag diese einzelnen Bilder, welche er nach und nach von den Dingen abnahm, zu einem großen Gesamtbilde zu vereinigen. Dieses Gesamtbild ist das geistige Abbild, gewissermaßen die geistige Photographie des wirklichen Thales mit seinen Hügeln, Pflanzen, Tieren und Menschen.

Dieses Thal entstand vielleicht einst durch Spaltung einer Gebirgskette bei einem Erdbeben, der Fluß grub sich in dem Thale ein Bett und nagte dasselbe immer weiter aus, an den Ufern des Flusses und an den Thal-

wänden siedelten sich Pflanzen an, zunächst solche niederer Ordnung, dann höhere, später fanden sich Tiere ein, und zuletzt der Mensch. Frohschammer schloß nun folgendermaßen: Das wirkliche Thal mit allem was darin ist wurde geschaffen durch Naturkräfte mannigfachster Art. Die Vorstellung des wirklichen Thales, als das geistige Abbild desselben, schuf unsere Phantasie. Jene Bildungsmacht nun, welche das Original schuf, muß jener Kraft sehr ähnlich sein, die das Abbild schuf. Die Produkte sind sehr ähnlich, folglich müssen auch die produzierenden Kräfte sehr ähnlich sein. Frohschammer nannte auf Grund dieser Ähnlichkeit die objektive Bildungsmacht nun Weltphantasie. Die Gebilde unserer Phantasie ändern sich fort und fort. Das Bild des Baumes, den wir gestern gesehen, stellen wir uns heute anders vor, als vor 24 Stunden, und morgen wieder anders als heute. Wir können uns den Baum vorstellen als kleine Pflanze und als mächtigen Baum, im grünen Blätterschmucke und mit kahlen Ästen und Zweigen, blühend sowohl als fruchttragend. So wie in unserer Phantasie die Bilder der Dinge sich fort und fort ändern an Farbe und Form, sich gegenseitig ergänzen und stützen, zerstören und wieder neue Verbindungen eingehen, so sind auch die Dinge außer uns einem fortwährenden Wechsel unterworfen. Hier wie dort ist ein ewiges Bilden und Zerstören, Aufbauen und Niederreißen, Werden und Vergehen. Goethe hat in seiner Dichterseele geahnt, was Frohschammer wissenschaftlich klar ausgesprochen und begründet hat. Oft citierte Frohschammer noch im letzten Winter-Semester, das Walten der allgemeinen Bildungsmacht schildernd, das große Goeth'sche Wort:

> „In Lebensfluten, in Thatensturm
> Wall' ich auf und ab,
> Webe hin und her!
> Geburt und Grab,
> Ein ewiges Meer,
> Ein wechselnd Weben,
> Ein glühend Leben,
> So schaff' ich am sausenden Webstuhle der Zeit,
> Und wirke der Gottheit lebendiges Kleid."



Unweiblich.

Von Andrea Pauloff.

(Würzburg.)

Die großen Gesetze der Vererbung und Anpassung leuchten uns mit unwiderstehlicher Klarheit in die so lang verschlossenen Geheimnisse des organischen Werdens.

Das psychische Leben, auf der Basis des organischen entwickelt, ist mit seinem Werden und Wachsen den selben Gesetzen unterworfen. Und so können wir die Forderungen der Sitten verschiedener Kulturperioden als Resultate einerseits der Summe durch Generationen vererbter Erfahrung und andrerseits der durch das Milieu den Individuen aufgedrungenen Anpassung begreifen.

Je enger der Kreis, in dem das Leben die Menschen fesselte, von desto längerer Dauer waren die Gewohnheiten, welche die Gesellschaft als Gesamtorganismus zu ihrer Daseinsnotwendigkeit machte, und denen die Einzelnen sich anpassend unterordnen mußten.

Und bei der langsamen geistigen Entwicklung der Menschheit ist aus dieser langen Kette vererbter Einwirkung ein starres Festhalten an einmal notwendig gewesenen Gesellschaftsbedingungen verschleppt, das unserer Periode schnelleren Vorwärtslebens noch immer mit eiserner Zähigkeit anhängt und die hochgehenden Entwicklungsbedürfnisse des modernen Menschen mit abgelagerten Gedächtnisresten aus überwundenen Werdephasen gewaltsam zurückdämmen möchte.

Doch das große Licht der neuen Wissenschaft hat eine neue große Freiheit geschaffen, und der lebensfähige Keim unserer geistigen Wesenheit dehnt und streckt sich dieser Freiheit entgegen.

Und was am längsten gefesselt war, das strebt nun mit der Gewalt aufgespeicherter Kraft gegen den lange ertragenen Druck.

Die Psyche des Weibes, so lange im Dunkeln gehalten, will ans Licht.

Aber dieses Dunkel und diese Fesseln waren durch so viele Generationen das ihr zugewiesene Bereich, waren durch viele Jahrhunderte als gesellschaftliche Notwendigkeit anerkannt und den Geschlechtern durch das Gedächtnis des Blutes ins Bewußtsein übergegangen, daß alles, was von Zeit zu Zeit in kleineren oder größeren Stößen als neue Forderungen höher differenzierter Individuen an die Oberfläche trat, den heftigsten Widerspruch der großen Masse fand — und mit dem Worte „unweiblich" ist von jeher

jeder Versuch des Weibes, sich vom Althergebrachten, Überlebten loszumachen, in den Bannkreis des Lächerlichen und Verächtlichen gezogen worden. —

Unter fortwährenden Feindseligkeiten und stichelnden Angriffen — nicht zum wenigsten von ihrem eigenen Geschlecht — hat sich die weibliche Hälfte der Gesellschaft Schritt für Schritt eine freiere Bewegung erkämpfen müssen.

Im engsten Kreise des Hauses, hinter der schnurrenden Spindel, als gehorsam schweigende Hausehre, war die Frau so vielen Generationen der Typus des Weibideals, daß die Welt aus den Fugen zu gehen schien, als sie sich immer weiter von dem engen Ringe stumpfsinniger Ansässigkeit entfernte.

Und jeder neue kleine Schritt, jede ungewohnte Bewegung wurde als „unweiblich“ gebrandmarkt. Was ist nicht alles schon so genannt worden. — Wie lange galt es für unweiblich, irgend eine körperliche Übung zu betreiben — Turnen, Schwimmen, Schlittschuhlaufen, ja sogar das bloße Spazierengehen erregte unsern Großeltern noch starkes Kopfschütteln. Allein reisen, die Männer in Restaurationen begleiten — Bier trinken — es ist noch nicht allzu lange her, daß dies für mehr als unweiblich — für unanständig — galt.

Doch da sich Mutige fanden, die diesem Kopfschütteln keinen Einfluß auf ihre fortgeschrittenere Einsicht gestatteten, hörte es allmählich auf — und das Schreckliche von Einst ist heute etwas Selbstverständliches geworden.

Durch diese mühsam erkämpfte größere Freiheit der Bewegung aber ist die Einsicht und Erkenntnis mit Riesenschritten gewachsen und hat das Weib bisher um diese Freiheit der Bewegung gekämpft, so sind es jetzt ganz andere höhere Ziele, wonach der lebendig gewordene Entwicklungsdrang sie greifen läßt.

Daß dies Verlangen aber, zur Erreichung der höchsten Güter der Menschheit mit dem Manne gleichberechtigt zu sein — die Höhe der Unweiblichkeit erreicht, ist noch einem sehr großen Teile der Gesellschaft eine unerschütterliche Überzeugung. —

Im Lichte der großen Naturgesetze ist dies verständlich; denn noch ist diese Forderung der großen Masse zu neu, um Altes, Hergebrachtes zu überwinden. Dieser Gedanke muß sich erst durch einige Generationen hindurch weiter vererben, währenddes die großen Evolutionen, die sich immer erst in wenigen, genialen Individuen vollziehen, ein neues Milieu schaffen, denen sich das nachkommende, mit neuen Erkenntnissen befruchtete Geschlecht anpaßt, um alsdann die Kämpfe der vorbereitenden Bewegung kaum mehr begreiflich zu finden.

Aus der Einsicht in die Gesetzmäßigkeit des Verlaufes dieses Kampfes

stählt sich der Mut zum Ausharren in demselben. Das Vorurteil der Menge muß durch das Urteil der Wenigen besiegt und zu neuer Erkenntnis umgearbeitet werden.

Durch den leichtfertigen und billigen Vorwurf der Unweiblichkeit soll sich niemand abhalten lassen, der großen Sache der Frauenfrage seine Dienste zu weihen. Denn das Unweibliche von heute wird zu neuer Blüte der höchsten Weiblichkeit — vielleicht schon morgen.



Beschauliche Briefe eines Münchener Eremiten.

Zweiter Brief.

(Dieser Brief hat zwei Hälften, denn er ist sehr lang, aber gar nicht langweilig, er handelt nämlich von den Sünden seines Autors, von einem Brunnen, der keiner ist, und von einem, der einer ist, vom Hochgebirge im Winter, von Helene Böhlau und Gerhart Hauptmann, fürderhin noch von den Vorzügen und der Achillesferse Paul Heyses, den Rembrandthüten Adolf Wilbrandts und den langen Haaren Hermann Linggs, vom guten Charakter M. G. Conrads und den Herzenseigenschaften Conrad Albertis, und nachdem er endlich bei Wilhelm Jordan angelangt ist, geht ihm bei Richard Wagner die Puste und der Verstand aus.)

Erste, bessere Hälfte.

Partenkirchen (Oberbayern), Januar 1895.

O weh mir armem Erdenkloß,
O weh mir altem Menschenschund,
Wie ist doch meine Sünde groß,
Was bin ich für ein Lumpenhund.

O heiligster Imanuel,
Komm, leg Dich in mein Bette
Und rette meine arme Seel,
O rette, rette, rette!

Dieses von echt christlichem Geiste getragene Gesangerl, das schon zu jenen Zeiten, wo man Ketzer briet, Dirnen, Räuber und Raubmörder kanonisierte, sich zwei Mal im Jahre wusch und das aurum potabile, das Transmutationspulver und den Stein der Weisen suchte, so manche arme Seele erbaut hat — diese Perle christlich-germanischer Kunst will mir nun schon seit acht Tagen nicht mehr aus dem Sinn. O Abba, Abba! jammere ich. O Schaddai jischmereni, Schaddai jazznilei, Schaddai ja asreni

stöhn ich zerknirscht. Ich bin schlecht, ich bin sündhaft, ich bin der Hölle verfallen. O mich schaudert, mich gruselt, Schauer durchläuft mein Gebein. Ich seh' es schon vor mir, das große Höllenbrühfaß der Gehenna, von dem die heilige Bibel mir in der Kindheit allerlei Liebliches sang.

Es ist ein großer, großer Kessel, viel größer als der Starnberger- oder Würm-See und der große oder stille Ocean zusammengenommen. Und er ist ganz angefüllt mit warmem Wasser von 45 Grad Reaumur, und man badet doch sonst höchstens im Wasser von 28 Grad. Und in diesem Wasser sitzen in adamitischem Naturzustande die armen Seelen, die Depots unterschlugen, ihre Väter oder Onkel totmachten, Wein verwässerten oder Verse schrieben. Und da sind viel tausend kleine Teufel mit boshaften Gesichtern und schwarzen Pferdefüßen. Und die kleinen Teufel schleppen kleine Eimer voll glühendem Schwefel und siedendem Pech herbei und gießen sie den armen Seelen über den Kopf. Und die armen Seelen schreien und brüllen und wenn sie gar zu laut brüllen, so kommt des Teufels Großmutter und kneift sie in die Lenden. Und man hat kaum Zeit, sich die Körperproportionen seiner Nachbarin anzusehn. — Mon Dieu, in was für eine erlesene Gesellschaft bin ich da geraten! Lauter liebe, gute, alte Bekannte! Eigentlich befindet sich die ganze Aristokratie des Geistes, die ganze haute volée der Wissenschaft in der Hölle der Gläubigen. Da sind allerlei Leute, die ich hier am wenigsten vermutete. Den Homer beim Achill zu sehn wünschtest Du, o großer Alexander, der Du die Welt zu erobern ausgingst von jener Stätte, wo heute der kleine Alexander sich mit seiner Skuptschina herumschlägt!? O, ich sehe sie alle beieinander, Homer, Sophokles, Schiller, Shakespeare, Newton, Darwin, Sokrates und Plato. 'Ja, es läßt sich leben in der Hölle! In meiner nächsten Nachbarschaft befinden sich die Damen Helena, Aspasia, Laïs, Lady Hamilton, Lola Montez und Milka Ternina vom Münchener Opernhaus. — Ihr gräßliches Geschrei stört mich in der Betrachtung eines ernsten und hohen Mannes mit sonnigen Augen und einer Stirn, die der Thronsitz welterlösender Gedanken scheint, — das ist Wolfgang Goethe. Auch der befindet sich im großen Brühfaß, fragt nur beim Landeskonsistorium an. Und daneben der herrliche Jüngling mit dem apollinischen Gliederbau ist ein gewisser Alkibiades; er gehört in die Hölle des Christenglaubens, weil er statt vor schwarzen Talaren vor der nackten Venus seinen Gottesdienst verrichtete. Und der Kleine dort mit dem mächtigen Geniushaupt ist Arthur Schopenhauer. Der trug auch die Fackel der Aufklärung, und so fielen ihm ihre Schnuppen auf die Finger. Und da hinten der unselige Mann mit dem unruhvoll flackernden Blick ist der arme Nietzsche, unheilig, aber ehrlich. Und seitlich befindet sich ein Separatkessel, so groß etwa wie der Gardasee. Und darinnen sind die armen Seelen,

die zu Separatstrafen verdammt sind. Das ist eine phantastische Gesellschaft! Da ist Sisyphus mit dem Kalkstein, der so oft besungen wurde, an dem so oft schon Wasser abgelassen ist, und Tantalus mit dem wundervollsten Menu von Hiller (Poularde, Caviar, Austern und Sauerkraut) vor der lechzenden Nase, und die Danaïden mit ihrem Regensatz und daneben Eduard von Hartmann. Der ist dazu verdammt, tausend Jahre hindurch die „Philosophie des Unbewußten" vorgelesen zu bekommen, mag er sich auch vor Qual krümmen wie ein Wurm.

Gräßlich, gräßlich! Also auch hier die Unlogik der Weltgeschichte. Wenn einer den Himmel der Religion verdient hat, so ist es doch dieser Philosophus.

Und neben ihm ein Israelit, namens Salomo, einst König im Morgenland. Der kam wegen Vielweiberei hierher, die doch unanständig ist, und ist dazu verdammt, drei Jahrtausende hindurch nur österreichische Cigarren zu rauchen. Tausend Weiber hat er besessen. Der hat's verdient! Na — so was dumm's! Und den Mann nennt man nun schon seit Jahrhunderten den „weisen" Salomo! Und daneben befindet sich Otto von Bismarck, der muß Grüneberger Auslese trinken, wird von Ernst Scherenberg zur Strafe seiner Thaten angesungen und muß jeden Tag die Hamburger Nachrichten lesen, und hat er das alles überstanden, so kommt die alte Sarah Bernhardt und spielt ihm die Kleopatra vor. Und traulich an ihn gelehnt, den Arm um seinen Stiernacken geschlungen, sitzt Eugen Richter. Heimlich kneifen sie sich. Und drei kleine Extrateufel kitzeln Eugen Richter unter der Fußsohle, und Fräulein Meyer vom Berliner Schauspielhaus küßt ihn. Und jämmerlich tönt sein Gebrüll durch die ganze Hölle — denn er hat ein labiles Nervensystem — das halt aber auch mal einer aus! Und zwischen den Brühwannen der Hölle hindurch schreitet lieblich lächelnden Angesichts ein frommer Mann mit Hängewänglein, die von Salbung und christlicher Demut triefen, und dem folgt eine lange, lange Schar erwecklicher Gestalten in schwarzen Talaren. Das ist Adolf Stöcker. Er kommt direkt aus dem nebenan befindlichen Himmel und ist vom Kniee Abrahams — auf dem er übrigens nur mit Selbstüberwindung Platz nahm — wonnebebend herabgesprungen, um sich a bisserl davon zu überzeugen, daß seine kühnsten Erdenträume sich erfüllten, und die hinter ihm, das sind alles Gebenedeite und Erlöste, die den ganzen Tag der Maria im Schoße sitzen oder liegen dürfen. Da sind die beiden Hegel, Vater und Sohn, der Philosoph und der Konsistorialrat, die ganz vorzüglich zu einander passen wie der Deckel auf seinen Topf, und Ignatius von Döllinger, der Dogmatiker, und der heilige Strontian und Schnapsnakus und tausend andere. Und der eine heißt Meier und war Dompfaff in Posemuckel, und der andere heißt Götze

und war Bischof von Pillberg. Und die verteilen nun Traktätchen an die armen Seelen, und Döllinger und Hegel und Strontian und Stöcker stecken Wolfgang Goethen und Karl Darwin gnädiglich ein Absolutionszettelchen in die Hand, das ihnen, wenn sie brav thun, tausend Tage Ablaß der Höllenbuße verheißt. Und Hegel klopft dem stöhnenden Schopenhauer hoheitsvoll auf den Rücken und sagt: „Armer Narr! Du kennst die Welt nicht!" und Adolf Stöcker tätschelt dem wimmernden Plato — Plato der äthergeborenen, zeusgenährten, himmelstürmenden Flamme — gnädig die Achsel und vertröstet ihn mit den herrlichen Worten des protestantischen Papstes Martin Luther: „Ein Christ ist ganz und gar Passivus, der nur leidet. Der Christ muß sich, ohne den geringsten Widerstand zu versuchen, geduldig schinden und drücken lassen, weltliche Dinge gehen ihn nicht an, er läßt vielmehr rauben, nehmen, drücken, schinden, schaben, prassen und toben, wer da will, denn er ist ein Märtyrer auf Erden." Und Papst Innocenz oder Johann, oder sonst ein blutbefleckter beatifizierter Malandrine und Menschenschinder giebt der zarten Kinderseele Shelleys einen Fußtritt der Verachtung — zu den vielen übrigen Fußtritten, die sie im Leben bekommen hat. Und Hauptpastor Götze von der Kirche zum blutigen Jesuherz diktiert Friedrich Nietzsche zwanzig Rosenkränze zu. So ungefähr ist die Gerechtigkeit im Jenseits der Religion; also genau so, wie sie auf Erden auch ist. — Sokrates, der Alte, aber weist seinen Ablaßschein kopfschüttelnd von sich und spricht: „i mog net; ihr seid mir viel zu langweilig! — sage einmal, o Baculus, was denkst Du Dir über Österreich" — und nun beginnt die bekannte sokratische, erotematische Methode. Stöcker und Götze aber ziehn sich schleunigst nebenan in den Himmel zurück. — Na, und da ist erst eine gräßliche Gesellschaft! Sakradi! Lauter selig gewordene Landesväter von Reuß und Lobenstein und Kuhschnappel und wirklich geheime und geheime wirkliche Räte und Konsistorialräte und Hofräte — grad als befände man sich in einem Roman von Gregor Samarow oder in Rankes Weltgeschichte; und die einen singen Choräle, und die anderen machen einen Skat, und wieder andere unterhalten sich mit dem gräßlich langweiligen heiligen Josef, der bekanntlich neben Graf Hochberg Schutzgott der weiblichen Keuschheit ist, und dem noch langweiligeren heiligen Veit, der bekanntlich ohne Beihilfe der Ehemänner Kinder bescheren kann — der Schlaucherl, das kann ich auch und bin doch noch nicht heilig gesprochen! Und Heinrich Rickert liest aus Langerweile die süßen Espritfeuilletons des unverdaulichen Herrn Theodor Wolff im „Berliner Tageblatt", und die wackere Eugenie Marlitt küßt ihren Mops und schreibt für die „Gartenlaube", und Paul Singer mit dem Pechpflaster im verlängerten Rücken schwärmt für Gleichheit und Menschenliebe und übt sich in ihrer Bethätigung

vor der Hand an einer Konfektioneuse, die er auf dem Schoß hält. — O mein Gott, und diese Gruppenbilder! Da liest Albert Träger ein Gedicht auf die Mutterliebe, und daneben stehen Julius Wolff und Herr von Wildenbruch. Und der Wolff tätowiert dem Wildenbruch mit Kohle, Zinnober und Bleiweiß die Landesfarben auf den Rücken, indessen dieser auf dem Worte „Deutschland" herumreitet und dabei großspurig „hü hott, Pegasus" ruft. — Und Kaiser Wilhelm der Zweite reimt „beugt" auf „neigt": „O Ägir, Herr der Fluten, dem Nix und Neck sich beugt." Und eine Musikkapelle von 20000 Solisten in Galauniform und 2000 Mann Orchester führt unter Begleitung von Dampforgeln, Glocken und Kanonen das neue Musikstück auf, natürlich auf den Knieen liegend. Und Heinrich Düntzer zählt bei einer Tasse Kaffee die Hiaten in Goethes Faust nach. — Nein! nein! Außi möcht' ich! Da sind alle, alle Leute, die mich schon auf Erden nur wenig interessierten. Die ganze Geistlichkeit, die ganze Junkerschaft, die ganzen Börsenkreise, die ganze Liberalität der gefüllten Gänsebraten, der ganze neuhochdeutsche Parnaß. Einen Schnaps! — Ich will lieber ins Höllenbrühfaß neben Giordano Bruno und die schöne Helena. Bin ich doch auch sicher, daß ich Dich, o süße Therese von gegenüber, die Du so schwach bist im Glauben und in den Lenden so voluminös, ebenfalls dort wieder antreffe, und ohne Dich würde mir der Himmel eine Hölle sein. — Das Leben ist gerade jämmerlich beschränkt, kleinlich und qualerfüllt genug; in ihm muß man sich gerade genug unwillkommene Gesellschaft gefallen lassen — da will ich wenigstens im Tode meine Gaudi haben. —

Teurer Leser! Wenn Du bis hierher diese Höllenvision verfolgt hast, so thu' mir den einzigen Gefallen und rate mir für fünf Pfennig Porto, ob ich nicht gut thue, Naturwissenschaft, Kunst und Philosophie endgültig an den Nagel zu hängen und Erzbischof zu werden. Bei Gott, ich habe eine theologische Schlagader. Vielleicht lass' ich mich wirklich noch herbei, Konsistorialrat zu werden. Oder wenn ich es gar zu einem der vielen Päpste brächte? Jux auf der Alm! ich müßte einen Papst abgeben! Ich würde zu den Päpsten gehören, die die Weltgeschichte in ihr weltberühmtes „goldenes Buch" schreibt. O Gott, und mit welcher Wonne würd' ich einige meiner Bekannten aufhängen lassen! und nach meinem Tode würd' ich ein Heiliger, vielleicht der Schutzpatron der tugendhaften Jungfrauen — da hätt' ich am wenigsten zu thun. Und mit welcher Inbrunst würde man zu mir um — Vergebung bitten, und im Vergeben wär' ich groß. — — — Aber, warum Deine Höllenphantasieen, warum die Zerknirschung des Bewußtseins Deiner Sündhaftigkeit? — Du kannst fragen, teuerster Leser? Du selbst bist der Hintergangene, Dich, der Du fragst, Dich hab'

ich betrogen. Ja! ich habe eine schwarze Lüge ausgebrütet, ich habe mich einer Thatsachenfälschung anzuklagen. — Erinnerst Du Dich meines vorigen Briefes? O wie solltest Du nicht! Da erzähl ich ein langes und breites von einem Marieenbrunnen, der auf dem Marieenplatz vor dem Münchener Rathaus steht. Das ist auch ganz richtig so, aber erstens hat der Brunnen nämlich kein Wasser, und zweitens ist er überhaupt gar kein Brunnen, sondern nur eine lange spargelartige Marieensäule. Bei Gott, ich weiß wirklich nicht, woher ich das Wasser genommen habe? Ich habe wahre Reueparoxysmen. Wenn nun nach drei Jahrhunderten ein Kunsthistoriker in meinen bis dahin jedenfalls — verlegten Schriften forscht und darin diesen Marieenbrunnen entdeckt und daraufhin Ausgrabungen macht, wie Schliemann auf Grund homerischer Angaben, und den Irrtum aufnimmt, und der Irrtum sich fortpflanzt, und von da an alle Zukunftsgeschlechter bis ans Ende der Welt von dem architektonisch und historisch bekannten Marieenbrunnen zu München reden, von dem schon ein alter Klassiker in der „Gesellschaft" sang und sagte — — ach! ach! schon mancher weltgeschichtliche Irrtum ist auf solche Weise entstanden! Nein, ich weiß wirklich nicht, woher ich das Wasser habe? Ich bin doch kein Weinhändler! — Als ich, unmittelbar nachdem ich jenen ersten Brief geschrieben und aus den Händen gegeben hatte, den Marieenplatz aufsuchte, entdeckte ich erst, daß die Marieensäule ein absolut trockenes Kunstprodukt ist. Keine Spur von Wasser! Ich erschrak furchtbar. Hab' ich an jenem Tage, wo ich Wasser zu sehn meinte, halluziniert? Ist das der Einfluß eines zu gründlichen Nietzschestudiums? Ich überlegte, ob ich mich besser mit Karl du Prel associieren oder mich an Mendel in Berlin, Grashey in München oder Pelmann in Bonn wenden solle. Endlich glaubt ich die Erklärung dieses psycho-physiologisch-optischen Phänomens gefunden zu haben. Ich hatte an jenem Tage, unmittelbar ehevor ich den Platz überschritt, einige jener gräßlich bequem gedichteten Wilbrandt-Heyseschen Boudoir-Schablonenovellen gelesen (Novellen, die eigentlich niemals eine emotive Aktion darstellen, sondern immer nur berichten oder von ihrem Eigner berichten lassen — ein famoser Kunstkniff! — und von denen ich, wenn mir ein deutscher Verleger für das Stück 2000 Mark verspricht, pro Jahr ein halb Dutzend zu liefern mich verpflichte). — Ich hoffe, nun werden mir meine Leser verzeihn. Dieser Grund muß ausreichend sein zur Erklärung dafür, daß ich kontinuierlich Wasser zu sehen glaubte, wo keins war.

Da ich nun gerade von Wasserbrunnen und Denksteinen rede, fernerhin auch meine Sünde irgendwie wieder gut machen möchte, so will ich an dieser Stelle mir die Welt und in specie die Münchener zu Danke verpflichten und sie auf ein von ihnen noch gar nicht genug gewürdigtes Kunstwerk auf-

merksam machen, das sie seit lange in ihren Mauern bergen. Pinakothek, Glyptothek und Schackgallerie haben nicht dergleichen. Es befindet sich gerade am Odeonsplatz, dem Herzbeutel Münchens (die Residenz ist das Herz) und zwar hinter der königlichen Residenz, den Arkaden gegenüber. Die Arkaden sind bekanntlich für München, was die Galleria Vittorio Emanuele für die Mailänder ist. Hier poussiert, wenn die Sonne scheint, die ganze vornehme Welt, das heißt die Pflastertreter, Parthenopipen, Blasés, Libertins, Muscadins, Flanneurs und Flatteurs, die Gigerl oder wie ich sie nenne: die Bisambüstler und Liripipesenchelschwätzer, weiterhin die Kommis und ihre Putzmacherinnen und andere ehrliche Menschenkinder. Wenn es aber regnet, so läuft alles im englischen Garten spazieren, wahrscheinlich weil sie befürchten, in den Arkaden im Hinblick auf die dort befindlichen Distichen des alten Königs Ludwig — vom Regen in die Traufe zu kommen. Diese Distichen bilden den Text zu den sehr verblaßten Kopieen Rottmannscher Fresken und sie sind so wunderbar, daß ich am liebsten für diejenigen Leserscharen, die in Sidney oder San Francisko zu leben das Glück haben, einige Proben hier geben möchte, wenn mir nicht die Wahl unter den hervorragendsten gar zu große Pein machte. — Hier unter den Arkaden trinkt man im Sommer Bier, wenn man es bezahlen kann und Champagner, wenn man ihn bezahlt bekommt; hier verloben sich die Münchener Damen von 14 bis 45 Lenzen mittags von 12 bis 1 an den Tagen, wo die bayerische Militärkapelle dazu Musik — aus der Götterdämmerung — macht. Gewöhnlich verlobt man sich immer auf und ab von der Ruhmeshalle zum Kunstverein. (Ad vocem! Von besagtem Kunstverein wüßt' ich meinem Publikum allerlei Interessantes aufzutischen, wenn es Zeit und Raum nur erlaubten.) Und hier blickt auf die sich gegenseitig ans Kreuz schlagenden Pärchen mit wahrhaft gottsjämmerlichem Gesicht ein plastisches Kunstwerk, dessen eigentlichen tiefen Sinn ich überhaupt zum ersten Mal entdeckt habe. Ich habe schon mancherlei plastische Kunstwerke visitiert, aus Gips, Marmor, Bronce und rosigem Fleisch, im Norden und im Süden, aber dergleichen Naturwahrheit und Symbolik hab ich noch nie gesehn. Insonderheit empfehl' ich all meinen heißgeliebten „Jüngsten" das Studium dieses durchaus realen Werkes aufs wärmste. Es stellt dar eine Frauengestalt mit Haaren, die auf langjährigen Gebrauch der Anna Csillag deuten, eine Frauengestalt, die offenbar dem Hungertyphus verfallen ist. Mag der Himmel wissen, durch welch unbewußte Associationen ich bei ihrem Anblick immer an unsern großen Pathologen den Geheimrat von Ziemssen denken muß. Jedenfalls weil einzig bei ihm ihr noch allfallsige Rettung von einer hochgradigen Phthisis zu blühen scheint. Und diese arme Frau soll nun offenbar die Personifikation der deutschen Poesie sein; in ihrem kümmerlichen

Arme hält sie die Leyer — das Horn, die Maultrommel und die Narrenklingel hat sie offenbar gerade an einige Münchener Dichterheroen verpumpt. — Und zu ihren Füßen fleußt aus drei — sage und schreibe drei — Armen ein profuser Wasserguß hervor. Und mit schier bejammernswertem Gesicht, das auf den Genuß von Arsenik oder Hartmannscher Philosophie zu deuten scheint — schaut und zeigt die Ärmste gerade auf die herrlichen Distichen des alten Königs hin. Das Denkmal der deutschen Poesie in Gestalt eines **Brunnens** — der Gedanke allein ist goldwert, und dazu noch der Tiefsinn, eine Phthisiskranke zur zehnten Muse zu wählen — jetzt wünscht' ich nur, der alte Ibsen wäre noch hier, und ich sähe ihn ein einzig Mal an dieser Hippokrene sitzen, der Anblick müßte für meine Phantasie riesig befruchtend sein. — Hätt' ich die arme versteinerte Frau zu behandeln, so würd' ich ihr vor allem eine Luftveränderung empfehlen, zunächst müßte sie quand même aus der Zwangslage befreit werden, die Distichen König Ludwigs zu lesen; wenn sie dann etwa mit dem Gesicht nach dem Exerzierplatz gekehrt würde, so möchte sie am Ende beim Anblick unserer strammen Marssöhne ein weniger neurasthenisches Gesicht schneiden. — — Aber Gott sei Dank, daß ich nicht der Arzt der deutschen Kunst zu sein brauche.

— —

Nun setz ich diesen Brief, den ich in München begonnen hatte, im Hochgebirge fort. Ich bin dem geschäftig ruhelosen Leben, dem wogend wilden Getriebe der Großstadt entronnen, ich bin wieder in meinen Bergen. Aus Kliniken, von Krankenlagern kommend und nun wieder in meinen geliebten Bergen. Als ich euch zum letzten Male sah, geliebte Berge, da hatte der Herbst über euch seine wunderbaren Farben gegossen, all die bunten, lustigen Farben von der Palette des lieben Gottes, mit denen er die Blüte der Rose purpurn und das Laub der Wälder grün und die Wangen der Menschen rot und schimmernde Kinderaugen blau malt. Und nun hat der Winter euch über und über mit wundersam feinen Spitzengeweben umsponnen, und das glitzert wie aus Filigran, Damast und Perlen gestickt. Und die mächtige Zugspitze hat einen Königsmantel von Hermelin, und der spitze Daniel — bei dessen Anblick ich aus guten Gründen immer des früh verstorbenen trefflichen Daniel Spitzer gedenke — hat eine weiße Nachtmütze an, und nur hier und da ragt ein dunkles struppiges Tannenhaupt aus den weißen Riesenmauern der Bergketten hervor. Und diese weißen Riesenmauern umhüten ein totenstilles, weltfernes Thalgelände. Und jenseits dieser mächtigen Naturmauern bleibt alles Gemeine, alles Niedere. **Nil parvum aut humili modo, nil mortale!** Schönheit, allgewaltige Schönheit! Du bist das höchste des Lebens, denn du nur bist Wahrheit und

Güte und Reinheit alles in einem! Nicht was wir Schönes genossen, nicht was wir Großes gelebt und erlebt, macht uns das Scheiden von dieser kleinen, nichtigen Erdenwelt schwer; denn der Genuß ist nie rein und ungetrübt, und alles, alles Irdische ist — wenigstens für den Naturforscher — eine einzige große Illusion. Aber was wir Schönes gesehn auf Erden, das macht uns den Abschied schwer, und es ist doch viel, viel Schönes hier zu sehn. Wohl dem, der nichts will als schauen, wunschlos, neidlos, ohne Ehrgeiz, Haß und Willensunrast schauen. „Neidlos sich an andrer Glück erfreun, ist der Weisheit Höchstes," sagt der König Salomo Paul Heyses wunderbar schön als Inbegriff seiner ganzen Philosophie. — Und so laß mich Natur nur eine Spanne Frist wiederum jenen Dämonen des Wollens entrinnen, die so oft mir das Leben verbitterten, die „das Leben zum Krampfe machen" — wie Byron singt, die Unrast, Reue, Leid in tausend Formen gebären. Ach! mein Reisegewand ist vielleicht nicht ganz rein; euern Anblick, ihr Gletscher, kann ich nicht ganz reuefrei genießen, klein, unendlich klein fühl ich mich gegen euch, ihr Mächtigen, über Menschengeschick, Menschenkampf Erhabenen. Immer wieder habt ihr mich mächtig bewegt wie das sechste Buch der Odyssee, wie der Allmachtschor des Sophokles in der Antigone, wie die Musik Beethovens, wie die Wahnsinnsscene in Goethes „Faust", wie der „Hamlet" Shakespeares, wie die Gedichte Friedrich Hebbels und der Demiurg Wilhelm Jordans. Hier hab ich vielleicht die ungetrübtesten Stunden meines Lebens verbracht, hier ist mir in der Kindheit das Herz weit und groß geworden — ach! in einer recht kümmerlichen Kindheit — hier war ich mit meiner Mutter, einem teuern Freund, mit der lieben dicken Grete. — Ich kannt euch, als noch kein Laut überfeinerter Kultur auf Dampfesflügeln in eure Stille drang, kannte manchen noch, der dort drüben im kleinen Kirchhof unterm Schnee liegt. — — So hab ich heuer in den Bergen Sylvester gefeiert. Vor meinem Fenster lag ein weites, weißes Schneegefild, und dahinter traten die Konturen der Berge scharf hervor, und es war eine wunderbar helle Sternennacht, und in beiden Dörfern klangen Sylvesterglocken. Und dann kamen die Kinder, Maus, Frosch und Dicksack und hatten noch einmal ihr Tannenbäumchen angezündet. Und störten mich auf meinem Sofa und setzten sich mir auf die Beine und vergnügten sich damit, mir die Stiefel abzuziehen und die Strümpfe zu kitzeln, und bekamen dafür Klatsche auf die kleinen rosigen Halbkügelchen, diese prächtigen terrestrischen Hemisphären, und dann gab es vollends ein Heidengejuhe, als schwämmen sie nur so in Seligkeit. Und dann forderten sie gebieterisch „eine Geschichte" und ich wiederholte zum hundertsten Male den Bericht von „Siegfried und dem Drachen Fafnir" und wenn ich ein Wort anders setzte, als die vorigen Male, so wurde ich unweigerlich ver-

bessert: „Nein, das war gar nicht so, sondern so.“ Und dann mußt ich ihnen Tabaksrauch ins Rotznäschen blasen und wurde auf meinem Sofa mitleidlos geschunden. Und Frosch hielt mir eine Standrede über das Alter: Wenn man klein sei, so bekomme man „Gutteln“ und „Kesten“ von jedem, aber wenn man groß sei, „Watschen“ und „Tatzen“ „vom Vater und der Mutter a“. Und das ganze war ohne jede geschmackvolle Verhüllung die offenbarste Petition an meine Großmut um „Gutteln“ (= Zuckerbonbons) und „Kesten“ (= Kastanien). Denn nach Empfang der Kastanien zogen sich Maus und Frosch und Dicksack wieder zurück und begannen gerade vor meiner Thür mit viel Geheul und Herzeleid einen Krieg um Kesten, einen Bruderkrieg — und sie hatten ganz recht, die Kinder, die Weltgeschichte kennt sogar in allerneuster Zeit Kriege um noch viel größere Lappalien als „Kesten“, und darin flossen Mannesblut und Mütterthränen.

So begann das Jahr 1895. Und als ich vor Schlafengehn ans Fenster trat und die Welten da droben — oder astronomisch gedacht: da drunten — betrachtete, da hielt ich mir meinen Neujahrsmonolog: „Du stehst jetzt hoch über den Ebenen und Meeren Deiner Erde, in der Region des Eises, wo es klar ist, aber sehr kalt. Du erblickst nichts als die fernen Gestirne Dir zu Häupten. Jenseits der Gebirge aber flammen viel Millionen kleiner Lichter, viel winziger als diejenigen, die Du siehst, aber jenen, denen sie ihre Nacht durchleuchten, weit wichtiger als alle Flammen des Himmels. Das sind die Lichter in den Dörfern und Städten der Menschen, und ihr bläulicher Schimmer beleuchtet eine Welt wirrester Bewegung, eine Welt vernünftigen Wahnwitzes, eine Welt der Komödie, eine Welt von Liebe und Neid und Hunger und Haß, von Sehnsucht und Begehrlichkeit — eine Menschenwelt! — In eben diesem Augenblick öffnen sich da drunten Millionen Augen zum Licht, schließen sich wiederum Millionen als ewig überwundene Erscheinungsformen des Lebendigen, versprühen Millionen Sterne des Weltraumes, verrauschen Millionen Wogen des Weltmeeres. In Millionen Organismen pulst die endlose Welle der Wollust, die den Erdball durchzittert und Millionen winden sich in Schmerzen, Hunger und Verzweiflung. Prassende Gaumen, weinende Augen, grübelnde Hirne, Gemeinheit und Reue, Verzagtheit und Titanengetobe und auf Thronen Gaukler und Dirnen und in Hütten Erlöser und Propheten, und die gewaltige Zeit, die Menschenwillkür in Jahre und Jahrhunderte teilte, flutet — über das alles dahin! Und da sind ruhelose Herzen, die sich weise dünken, und Gedanken, scheinbar unerschöpflich und ebenso begrenzt wie das kleine Gehirn, das sie gebar, und Wonnen, scheinbar unendlich und genau so illusionistisch wie die Seelen, die danach schmachten, und Leid, scheinbar unergründlich und ebenso nichtig wie das Herz, das daran ver-

blutet. Unrast des ewig begehrenden Willens und Ruhe des befriedigten Willens, Lust des Wollens, Woll-lust. — Und da sind pathologische Abnormale, deren Individualtrieb eine „Umwertung" jahrtausendalter Werte zu fundieren sich einredet, großwortige alyktische Müßiggeher, die in der Weltgeschichte als „Genies" registriert werden, weil sie so thun, als wüßten sie Zweck und Ziel des Ganzen, und nie genannte simpel schlichte Arbeiter, die in Laboratorien, Hörsälen oder Maschinenräumen durch lebenslange, furchtbar nüchterne Minutienarbeit allgemach zu Prägern normativer Menschheitswerte werden, die uns durch die Jahrtausende, vom Urplasmodium des Weltmeeres aufwärts, zuletzt vielleicht zu schrankenloser Göttlichkeit leiten. — Aber ob sie jetzt genießen, ob sie jetzt entbehren, ob sie sich betäuben in selbstvergessener Lust, ob sie die Qual des Ich-seins schleppen, ob sie Riesen oder Zwerge, Könige oder Bettler sind — hinter allen steckt derselbe armselige Organismus mit Gallenblase und Dickdarm, mit denselben Wünschen und Notwendigkeiten — in tausenderlei bunten Formen genau dasselbe wollend, genau dasselbe erlebend — ob nun in Afrika oder in München, auf Thronen oder in Zuchthäusern — genau dasselbe seiend. — —

Schenke Dir das neue Jahr gute Verdauung, guten Schlaf, gutes Gewissen, sowie Muße und Arbeitslust zu Wissenschaft und Kunst und vor allem die Möglichkeit, von Deinen Zeitgenossen und Mitmenschen — einige liebe und einige große ausgenommen — möglichst ungeschoren zu bleiben. Amen!" — —

Zweite, beste Hälfte.

Revelabo pudenda tua!!

Unser Leben ist ein Kaleidoskop, ein Schattentanz auf Goldgrund, ein Bacchanal auf Gräbern, eine Posse, bei der man vor Weinen krank wird, eine Tragödie, bei der die Helden über ihre Hühneraugen stolpern.

Aus meiner schneeumwehten Einöde, in der ich wochenlang lediglich in der Gesellschaft der „Münchener Neuesten Nachrichten", Schopenhauers und Nietzsches gelebt habe, kehr' ich in den Münchener Karnevalstrubel zurück und stürze mich sofort in den vollsten Strudel des Künstlerballes der „Allotria". — Herr Gott, ist das nun wieder Kontrast. Im Gehirne noch die erhabenen Bilder der gigantischen Hochebenen, und hier Meere von Farben, Formen, Tönen, Düften und Linien; gestern in einem weißen weiten Friedhof lebendig begraben, seelisch verschollen, und heute bescheidene Nesselpflanze unter den Blüten der Münchener Frauenwelt, unter allerlei großen Künstlern und berühmten Künstlern und berühmten, großen Künstlern. Gestern noch auf der hölzernen Bank des Gebirgsbauern der tägliche beliebte

Gast, Eremit und Menschenverächter ex professo, und heute Nacht im Meere des Glanzes des glänzenden Scheines unter Poseurs und Faiseurs auf den Wogen der Leidenschaft und der geistreichen Thorheit mich liebevoll schaukelnd. — — Das dort ist das aristokratische Haupt Lenbachs, der stattliche, soignierte Herr da ist Paul Heyse, der dicke Gladiator mit den vorquellenden Kuhaugen ist der seit Jahren bewunderte Stuck, und das herrliche Tizianhaupt mit dem natürlichen Heiligenschein des Goldhaars, mit dem zarten Inkarnate Parmigiaminos oder Luinis, zwei Adlerfedern auf dem Taubenhaupt — o weh! wie unhöflich! die Tauben haben das kleinste Gehirn unter den Vögeln — ist die berauschende Gräfin B...... Und dann ist das Theater da und die Plastik und die Herren von der Feder und die wenigen vom Fittich — und unter all dem wandelst du selber annoch lebendig, vollbewußt, daß das beste, das bleibende von dem allen das neidlose Schauen ist, das Dichterschauen, heimlichen Palmsonntag im Herzen, im innig dankbaren Bewußtsein, in mir selber den Goldhort zu tragen, der unvergänglicher ist als die Sternenaugen, die Augensterne der Gräfin B......, als das Gold verrauschender Feste; unbeanstandet wie ein inkognito durchs Leben reisender Fürst aus dem Lande Phantasia, Menschen und Dinge erfassend, aussaugend, genießend, große und kleine.

Und zwischendurch muß ich hinaus, zur Baierstraße, bei einer Geburt zu assistieren, und da tret ich aus dem glänzenden Ballsaal in ein armselig Stübchen im vierten Stock und habe ein armes, stöhnendes Menschenkind vor mir und hebe ein neues, winziges Menschlein empor ans goldene Licht, zu Kampf und Krampf, zu Leid und Lust des Daseins. Und dann zurück in den Fasching, dort Stöhnen tiefsten Jammers, hier Stöhnen höchster Lust, und da ich durch die stillen verschneiten Straßen heimwärts streife, kommt aus der Residenzkirche Gesang an mein Ohr. Ich trete ein. Das ist die Frühmesse. Wehmütige Blicke wirft ein betendes welkes Mütterchen auf meinen Frack und stolzen Chapeau claque. Ich komme aus einer anderen Welt; einer besseren meinen sie. Und schwielige arme Menschenhände ringen sich in halbnächtiger Morgenfrühe in gläubigen Gebeten. Schauet mich nicht so haßerfüllt an; blutender Erlöser, heiliger Schwärmer am Kreuze, richte mich nicht, richte nicht uns Kinder unserer Welt. Euch erschuf der Himmel, uns die Erde. Was haben wir denn? Ihr habt immer doch eure Illusion, euren lieben Gott. Ihr seid beneidenswert, ihr seid glücklich! Wir aber, was tragen wir davon aus den Orgien durchschwärmter, aus den Thränen durchhärmter Nächte, aus Arbeit, aus Leidenschaft, aus Schaffensdrang? Einen verdorbenen Magen und die Sehnsucht nach mehr, Sehnsucht nach Dauerndem, nach Ewigem, ein Lechzen, ein Drängen, ein zermarterndes Verschmachten nach einem Glück, das mehr wäre denn eine

Illusion. Wir suchen unseren Gott an der Brust des Weibes, im Schauen und Schaffen der Kunst, in den Bergwerken der Wissenschaft, im Ruhm, in der Freundschaft, in der Ehe, in der Liebe — und alles, alles war uns nichtig, betrügerisch, illusionistisch, verlogen, morsch durch und durch. Ihr betet euren Rosenkranz und singet euren Psalm, uns aber, uns Junge, führte die Sehnsucht zur ewigen Kunst, jene Sehnsucht, die uns erlöst, wenn wir in ihr ersticken. Reinheit, Schönheit, Wahrheit, wir lechzen nach ihr, wir wollen sie erringen, wir rühren die Hände, ihr verehret sie nur und faltet die Hände. Still, stille davon!! — —

Rings Festesjubel, Freudenschwall,
Wird alles gar zu bald verpassen,
Den dauernden Profit vom Karneval,
Den haben die Hebammen und die Pfaffen.

— — — Nun hätt' ich unendlich viel über Münchener Kunst auf dem Herzen, über Litteratur, Musik und Malerei. Ich werde mich hier kurz fassen, ich werde manches nur andeuten, ich werde wahllos einzelne interessante Erscheinungen aus dem Kunstleben hier vor ein keineswegs apodiktisches, vollbewußt subjektives Tribunal citieren. Da fiel mir vor einiger Zeit ein Roman in die Hände: „Der Rangierbahnhof von Helene Böhlau". Als ich auf seiner letzten Seite angekommen war, war ich erstens von einer Antipathie kuriert, der Antipathie gegen weibliche Romanarbeiten, zweitens war ich entschlossen, nicht zu ruhen, bis ich das Naturell auch dieser mir ganz neuen Erscheinung in seinen intimsten Winkeln ergründet hätte und lieber etwas weniger Augustinerbräu zu genießen, um mir allmählich die opera dieser mich gewaltig packenden Künstlerin zu erwerben. Inzwischen hab' ich nun alles gelesen, was diese Frau bis jetzt geleistet hat, und meinen ersten Eindruck fand ich bestätigt, ja bestärkt. — Kunstwerke und Bücher sind meiner Überzeugung nach gar nicht dazu da, um kritisiert, sondern um genossen zu werden, jede Kritik ist ausnahmslos ein einseitig begrenzter, partiell beschränkter Horizont, jeder Mensch bringt seine spezifischen Maßstäbe mit zur Welt, die Kunst verstehen, heißt die Kunst lieben, und Kunstwissen haben, das heißt, von Kunstbegeisterung entflammt sein. — Auch diese Bücher werd' ich nicht kritisieren, sondern ich bin für sie dankbar. Gewißlich könnt' ich leicht den größeren Cirkel zeigen, in dem ihre kleineren Cirkel aufgehn würden; ich könnte der Verfasserin, wenn es sein müßte, auch Mängel nachweisen, Kompositionsfehler wie die Parallelität zweier ganz verschiedener Fäden in ihrem „Reines Herzens schuldig", allerlei Süßlichkeit in ihren „Ratsmädelgeschichten", psychologische Mängel in ihrem „In frischem Wasser" — doch was ist denn das alles, was thut denn das

alles? Tausendmal dankbar sollten wir sein, wo wir nur einen Tropfen Ehrlichkeit, Begeisterung, Innigkeit, Wärme spüren — bei dieser Helene Böhlau ist keine Spur Affektation, Blasiertheit, Konvention, da ist nichts gewollt, gemacht, erkünstelt, gezwungen — das ist alles warmes, heiliges Leben, da arbeitet ein mächtiges, tiefes Temperament, da pulsiert ein edles und hohes Herz, und das ist mehr, tausendmal mehr als alle Philosopheme und Systeme der Welt. Menschen giebt es, für die man kein Organ hat, die können Dinge schaffen, die imposant, groß, vortrefflich erscheinen, und trotzdem spür' ich den Drang, sie zu persiflieren, aus ihnen die komische Figur einer Satire zu machen — aber andere giebt es, die mich, sie mögen sich so viel blühenden Blödsinn leisten, wie sie wollen, immer auf ihrer Seite sehen werden. Was macht es mir denn aus, ob Gerhart Hauptmann so mattes Zeug liefert wie seine Novellen, sein Promethidenlos, sein Hannele — er hat in meinen Augen das Recht, Dummheiten zu machen; was thut's, wenn Max Nordau in seiner „Entartung" alles das verflucht, was ich selber ganz vortrefflich finde, was kümmert's mich, ob Johannes Scherr über Kunst und Künstler urteilt, wie ein Kartoffelphilister aus Winsen an der Luhe oder Wilhelm Jordan die ganze Welt in einer selbstgemachten teleologischen Symbolik unterbringt. — Erwerbt euch durch Verständnis für diese Menschen das Recht, über sie urteilen zu dürfen. Sat! Ich weise hier mit Nachdruck auf die Böhlauschen Bücher hin, lege sie in specie der Frauenwelt ans Herz. Solche Bücher gehören in die Hände unserer Mütter, Schwestern und Frauen, nicht Nana und La terre, die die Menschenwelt nicht objektiv, sondern gräßlich einseitig aus einer bestimmten, nicht mehr ganz physiologischen Sphäre wiederspiegeln. Man wirft sich heute beständig das scheußliche Liebeswort „modern" an die Köpfe. Auch ich bekam schon solche Schneeballen. Was ist denn „modern"? Doch wohl Leben von unserem Leben, Leben unserer Zeit, Herzblut unserer Zeit. Nun, das sind solche Bücher. Aber sie sind das nur deshalb, weil sie himmelweit von dem entfernt sind, was man heute ganz fälschlich als „modern" bezeichnet, weil es zu seiner Kennzeichnung das ekelhafte Wort vollauf verdient. — Warum ich diese Antipathie gegen ein Wort hege? Ganz gewißlich nicht, weil ich der Kunst, in der der Stoff überhaupt nur eine ganz sekundäre Rolle spielt, irgendwelche von ihr selbst erst abstrahierte Gesetze post festum vindizieren möchte. Die Kunst soll überhaupt nichts, sie muß noch viel weniger — die Kunst kann, daher kommt ihr Name.

Die Wirkung der Kunst basierte zu allen Zeiten auf unveräußerlichen Beziehungen zum Innersten der Menschennatur; der Wert des Künstlers war in allen Litteraturen der Welt davon abhängig, inwieweit solche Bezüge vom Accidentialismus, das heißt vom Leben des Momentes, vom bloß Gegen-

wärtigen, bloß Scheinrealen und Zeitlichen frei gemacht wurden. Das Wesen dieser tieferen Qualitäten des Künstlers zu definieren, daran arbeiten wir heute nicht mehr auf spekulativ-ästhetischem, sondern auf analytisch-psychologischem, zum Teil sogar schon auf physiologischem Wege (Fechner, Wundt, Forel, Lombroso, Nordau) in viel hundert Studierstuben und Instituten. Seit Ewigkeit nun hat man (und wir wollen und können nicht weiser sein als die Sprache, in der wir uns verständigen) im Gegensatz zum Außer- und All-Zeitlichen der Kunst das Bloß-Zeitliche mit dem Kennwort „Mode" stigmatisiert. Läge mir daran, hier ein ernstes und schweres Traktament zu liefern, so ständen mir, bei allen Göttern! noch ganz andere Waffen zu Gebote — ich wollte aus allen Litteraturen der Erde Citate beibringen dafür, daß alle, aber auch alle große Menschen unserer Geistesgeschichte in einem beständigen Kampfe lagen gegen das, was man heute „Modern" nennt und als Inbegriff neuester Weisheit in Dutzenden von Zeitschriften ausposaunt. Nützen freilich würde das nichts, denn jede Dummheit will sich so lange ausleben, bis eine neuere Dummheit sie ablöst! — Von den Athenern, deren τι νεον-Gefrage Demosthenes rügt, bis zu den Russen, diesen Modebarbaren, die wir Esel imitieren, diesen Modebarbaren, deren ganze Kunst (Turgenjew, Gogol, Dostojewskij, Tolstoi einbegriffen) ganz wesentlich eine inokkulierte, keineswegs organisch erwachsene Verstandeskunst ist (wie das am besten Viktor Hehn darthut, dieser edle, vortreffliche Mann in seinem de moribus Ruthenorum); von dem Hellas und Rom der Verfallzeit, ja von den durch Ebers verpfuschten alten Ägyptern an bis zu den Japanesen und Chinesen, die auf unseren Hochschulen heute vorzügliche Mathematiker und Chemiker abgeben, aber für alles, was nicht mit dem Gedächtnis auffaßbar ist, kein Organ haben — war das Überwiegen des objektiv-realen und kulturellen Momentes vor den idealen und individuellen sicherstes Zeichen degenerierter Verfallsperioden! — Kunststück statt Kunstwerk, Wirklichkeit statt Wahrheit, Originalität statt Simplizität, Innerlichkeit statt Innigkeit, Allegoreme statt Symbole, Virtuosität statt Maß, Flackerhitze statt Vestaflamme — das sind die Stigmata solcher Zeiten. Und in solcher Zeit geben wir auf der Erde unsere Gastrollen — das ist meine Überzeugung! Die Bühne der Chinesen, die totaler politischer Degeneration entgegengehn, die Possenbühne der Türken, die am Marasmus senilis laborieren, ist noch viel naturalistischer, als das naturalistischste opus Zolas, oder Ibsens, der überhaupt gar nichts Realistisches an sich hat, sondern in seiner Jugend ein Symboliker war, im Alter ein Schamanist wurde. Zur Zeit des dreißigjährigen Krieges klagt in Deutschland Logau über die „à la mode-rei"; der wackere Patriot Sebastian Franck verflucht die deutsche „Modischkeit", Lessing, mein großer Namensbruder und Ahn, flucht über die

„Modernität“ — Goethe und Schiller klagen darüber. — „Das ist nicht weit her,“ sagt der Deutsche, wenn er etwas tadeln will, um zu bezeichnen, daß für ihn das Gute immer erst „weit her“ kommen, d. h. aus fremden Landen importiert sein muß.

Das Wort „Mode“ bezeichnete seit jeher die auch allergrößten Kunstwerken anhaftenden zeitbedingten Mängel. Das lange Schiffsregister der Ilias war eine Konzession der Rhapsoden an die „Mode“ der Stammbaumfexerei, die entstellenden Metzgereien beim Sophokles eine Konzession für den Geschmack des Gegenwartpublikums, die Brutalitäten Shakespearischer Helden, die geschraubten Wortspiele und erkünstelten Bilderzerrereien seiner Monologe (in denen natürlich alle Nachahmer heute das Wesen Shakespearischer Kunst sehn) waren — wie ich hier nicht ausführen kann — Konzession an die damaligen Bühnenverhältnisse; das quinquilierende Zerhacken des Satzsinnes zu Koloraturen und Stakkatis in der vorwagnerschen Oper (schauderhaft entstellend bei Mozart, unerträglich bei Meyerbeer) war auch Konzession an die „Mode“ der Oper, die epische Detailschilderei und unbewußte Systematik des Hineintragens ganz anders aufzufassender sozialer Probleme bei Hauptmann &c. wird vielleicht der Kunsthistoriker der Zukunft als „Modeabstrusität“ ausscheiden. Doch wozu die Beispiele vermehren? — Da hab' ich eine große Schar gleichaltriger oder zumeist älterer Talente vor mir, einige können etwas, alle wollen etwas, die meisten wissen gar nicht, was sie wollen und können, manche möchten nur eine üppige Blutzirkulation und rege Vitalität im Leben irgendwie bethätigen. — Diejenigen aber, die uns Eigenes zu sagen haben, erfüllen selbst-unbewußt Gesetze, die schon suo modo Homer in der Odyssee erfüllte — und all diese Leute stecken sich in ein Faß und kleben daran das Plakat „Die Modernen“. — Das ist mindestens unklug, ein Wort, das von jeher eigentlich das Fadeste und Vergänglichste der Welt, nämlich das Alltägliche, Accidentielle, Unkünstlerische bezeichnete, zum Zielwort neuer Kunstbestrebungen zu wählen. So nimmt sich denn bei vielen dieser Name aus, wie das Wort „Essig“ auf einer Champagnerflasche — indessen die große Summe der Burschen mit Stiefelputzerbildung, Isarflößerstimmung und Bierkutscherhorizont vollauf diesen Paß verdient hat. —

Ob so oder so das Kriegsgeschrei,
Ob's dieser —ismus, ob's jene Partei,
's sind immer dieselben Leute
Und meistens nicht recht gescheute. —

Retournons à notre mouton. Das heißt, ich möchte jetzt, wie es am Schluß einer griechischen Tragödie üblich war, den Göttern eine kleine

Hekatombe darbringen. Ich werde jetzt die Herren Heyse, Lingg und Wilbrandt abschlachten. — Nimm vorlieb, Apoll, ein andermal stattlichere Exemplare von den Weiden Germaniens! —

— — —

Der Typus des modernen Künstlers ist ein anderer als der des Künstlers von 1850 oder 1870. Unsere Litteratur basierte bis in jüngste Zeit auf den „Klassik" genannten Vorurteilen; sie war ganz einseitig ästhetisierend, steckte in unbewußt anthropomorphen, schablonisierenden, scholastischen und theologischen Vorstellungen; ihre Vertreter waren fast durchweg Produkte unserer sogenannt „humanistischen" Jugendbildung, die uns die Köpfe heillos verseucht, sie mit Staub und Wust und Moder einer toten Scholastik und eines vollständig verlogenen Hellenismus anfüllt, sie zu Leben und Forschung unbrauchbar macht und ihnen Vorbilder giebt, die für unsere Zeit keinen Groschen wert sind. —

Leute, die nie durch ein Fernrohr und nie durch ein Mikroskop geblickt hatten, malten uns Weltbilder nach Schablonen, die ihnen aus Platons Ideologieen oder Ciceros Geschwätz angeschult waren. Der moderne Künstler aber ist prinzipiell systemfeindlich; er glaubt gar nichts, er begreift und verzeiht alles, nur nicht die Talentlosigkeit, er will nicht predigen, sondern leben, er weiß, daß alles, was ist, so sein will, wie es ist, so sein muß, wie es ist und ein Recht hat zu sein, wie es ist; er will nichts als sein Inneres veräußern und die Kunst, das Gespräch, die Debatte ist ihm ein Mittel dieser Veräußerung; er geht vom positiv Gegebenen aus, mag das sein eigenes mit ihm gesetztes Seelenleben, mag es seine Umgebung, mag es exakte Wissenschaft sein. Dieser Fortschritt ist das Verdienst unserer jungen Litteratur. An ihm haben all die diversen —ismen unserer Tage ihr Gemeinsames! Wir sind freilich entgöttert, aber nur weil wir menschlicher wurden! Wir sind heute allesamt schlichte Arbeiter, wir bilden uns keine Gegensätze mehr zwischen „profaner Wirklichkeit" und einem hyperidealen Jenseits der Kunst. Wir richten uns das Leben künstlerisch und raffiniert behaglich ein. Der Typus des Poeten und Malers im langen Gelock mit Wanderstab und Burschenränzel und Leyer sagt uns heute gar nichts mehr. Solche Leute manifestieren eine müßig verschwendete Summe potentieller Volksenergie, die zu praktischen Zwecken besser verwendet wäre. Auch sind sie im Grunde auf einen einzigen Ton gestimmte Instrumente, der moderne Mensch aber ist sehr kompliziert, sehr subtil und mannigfalt; tausend Fragen durchstürmen ihn, von denen diese Produkte Hegelscher und Carrièrescher Ästhetik (und jeder Satz dieser Herren ist dummes Zeug!) nie einen Hauch verspürten. Leben wir doch in einer Zeit, die an der Synthese des Eiweißes arbeitet, das Rätsel der Elektricität, das Wesen der Schwerkraft erkennen will; leben

wir doch in einer Zeit, in der die „soziale Frage" ihrem endgültigen Entscheidungskampfe entgegenzugehn beginnt. Unser Gehirn durchzucken in einem Monat mehr Erinnerungsbilder und =Associationen, mehr Probleme und Stimmungen als Lockes oder Kants Gehirn in einem Jahre producierte. — Man sehe selbst unsere größten an: Schiller und Goethe. Als von Frankreich die größte Revolution der Weltgeschichte ausging, als sich Fragen der Menschheit vor ihren Augen entschieden, da schrieben sie sich in ästhetisierender Wichtigkeit lange Briefe über „den Begriff der Schuld und Sühne im Drama", über aristotelische Definitionen, über tausenderlei vollkommen nichtsige Schöngeistereien und Klatschereien. Das ist ekelhaft, selbst bei einem so wunderbar herrlichen Menschenbild wie Goethe. Und unsere alte Garde, die man freilich mit einem recht dummen Wort „Epigonen" nennt, ist ebenso litterarisch verseucht. Da ließen sich diese Herren Heyse und Geibel und Lingg als hoffnungsvolle Jünglinge meae aetatis die Haarschäfte lang wachsen und liefen mit ihren Goldschnittbändchen herum und stellten sich in Professorenkreisen als „der Rhapsode Geibel", „der Sänger Paul Heyse" vor. Und da in Deutschland Kampf und Schlachtruf dröhnte und Blut und Thränen und Jammer floß und tausend edle Seelen nach Freiheit und Licht nicht nur schmachteten, sondern auch kämpften und rangen, küßte und koste und dichterte der eine in Italien herum und feierte der andere in sinnigen Poesieen die Hämorrhoiden Karls des Großen und den lieben, lieben Gott im Himmel, den Herrn der Heerscharen. Und dann dies gräuliche „Dämonisch=sein=wollen". Da begehn diese Herren die eitele Geschmacklosigkeit, ihren Dichtungen, dem Abbild ihrer seelischen Persönlichkeit, die Wiedergabe ihres leiblichen Exterieurs vorsetzen zu lassen. Da ist gar so viel Koketterie, so viel Schönmännlichkeit. Der Herr Wilbrandt entwickelt eine ganze Dämonologie; an Heyse, der ein sehr feinsinniger, proportionierter Mann ist, aber absolut nichts Dämonisches hat, sah ich mit psychologischem Vergnügen, wie er immer noch die Augen „himmlisch", „überirdisch", „dichterisch" aufreißt, sobald ihm ein weibliches Wesen in besserer Toilette auf der Straße begegnet, wenn er das Bewußtsein seiner Unsterblichkeit spazieren führt. Und welches Verhältnis haben diese unsere Zeitkoryphäen zu dem wirklichen Geiste unserer Tage? Gar keines! Allem Neuen, Jungen, Strebenden stehn sie schmollend und heimlich grollend gegenüber. Wen von uns haben sie gefördert? wer hat je ein gutes, herzerlösendes Wort von ihnen gehört? Heyse bekämpft in Dutzenden von Romanen immer wieder die Modernen. Mit Recht, oft mit vollem Recht. Aber man merkt doch zu, gar zu deutlich, daß der Mann gar nicht kritisch zu den einzelnen Neuerern Beziehungen gefunden hat, daß er gar nicht Tinte und Herzblut, nicht Affektation und Affekt zu unterscheiden vermag, daß er peremptorisch schimpft,

weil er sein eigenes Schäfchen beeinträchtigt wähnt. — Da löst der begabte Wilbrandt die soziale Frage dadurch, daß er vorschlägt, in jeder Kaffeegesellschaft sollte die Dame des Hauses (diese Herren reden nie vom Weibe, immer nur von der Dame, bestenfalls einmal von der Frau) ein Armenbüchschen herumgehn lassen — zwischen Eiscrême und Bischof. Da macht Herr Lingg, dessen ganze Poesie zu $^1/_{10}$ aus echter Stimmung, zu $^9/_{10}$ aus Floskeln besteht, eine Tenzone gegen — die Phrase. O diese Welt ist eine gräßliche Ironie! — Und konzipieren diese Herren einen tieferen, symbolischen Stoff, wie Wilbrandt im Meister von Palmyra, so bringen sie bei glänzender Einkleidung als positiven Ideengehalt die blödesten Trivialitäten. Gerade darum gefällt es. — Will man sehen, welche Beziehungen diese Herren zu den wahrhaft großen Geistern der Menschheit haben, so lese man, wie in einer Wilbrandtschen Novelle (ich meine die Novelle „Der Wille zum Leben") Schopenhauers erhabener Geist dazu erniedrigt wird, die blasierte Fadesse einiger dummer Menschen zu illustrieren. Will man sehn, zu welch beschränkt bourgeoiser, ganz philiströser Anschauung über Malerei diese Herren vom Album, vom Parfum und von der Cigarette es bringen, so lese man Heyses alberne Novelle „Marienkind". Herr Heyse trägt mancherlei über Pfaffen, Frauenemanzipation, Toleranz, Philosophie vor — reinste, unverfälschteste Schneiderweisheit — ist doch für ihn der ästhetisierende Schabloneertüftler Michael Bernays der „abgründigste (sonderbares Wort!) Denker, den er im Leben kennen gelernt hat". — A la bonne heure — kennte ich nicht einen vornehmen, hochgesinnten, geistvollen Heyse aus seinen Dramen und Dichtungen, so könnt ich ihn bei solchem Ideenfonds beinah in den großen Topf der Julius Wolffe werfen, über die man überhaupt nicht viel Tinte verschwendet. Und dann beobachte man doch einmal, mit welch endloser Bequemlichkeit der Herr Heyse seine vielen Bücher macht, wie gräßlich verdünnt darin sein Herzblut vorhanden ist. Da findet er sehr gute Probleme, nie aber entwickelt er eine Persönlichkeit vor unseren Augen, immer berichtet er nur über ihre Seelenzustände oder läßt sie selber darüber Register führen. Darum auch liebt er die bequeme Ich-Form so sehr, darum beginnt er seine Geschichten so oft damit, daß er sich selber als den Beichtvater seiner Privatdozenten, Gräfinnen und Maler ausspielt. Nun nehme man dagegen die moderne Technik. Man lese Sudermanns neuesten Roman oder einen Roman des großen Psychologen Kielland oder des feinsinnigen J. P. Jakobsen. Da wird nie von einem Helden gesagt, „er litt unsagbar", „er liebte wahnsinnig" und noch viel weniger geben die Helden selber diese Versicherung ab, da ist alles unmittelbare Emotion, da erwächst die Handlung aus der Person vor unseren Augen, und der Dichter ist Produzent, aber nicht Referent und Berichterstatter. Es giebt eine Muse, deren Mutter

die Muße ist, eine Kunst, die nur in Verbindung mit gutem Essen denkbar ist.

Heyses Bücher sind für satte Leute geschrieben. Im Boudoir, auf der Chaiselongue, da sind sie angebracht. In den ganzen dicken Bänden wird ein elender, ein hungernder, ein gemarterter Mensch kein Wort des Trostes, keinen Schimmer allerlösenden Geistes spüren. Nicht ein einziger unmittelbarer Ausdruck all des Elends, von dem Menschenwelt und Menschenherz übervoll ist, keine Spur von innerem Verständnis für Wollen und Wähnen der Armen im Golde und im Geiste. Das bleiben immer doch „die kleinen Leute", jener und der und der „Dichter" bleibt ein ästhetischer, fein gebildeter Herr „aus den besseren Ständen", dessen ganze Stimmungen, Gefühle, Gedanken — Klassengefühle und Klassengedanken sind, Gefühle für Villenbesitzer, Moral des gefüllten Gänsebratens und garnierten Kaviars, Stimmungen, die nicht dem Herzen der Menschheit entquillen, wie die Stimmungen Byrons, Heines, des Goetheschen Faust! — Er ist ein gemütvoller, ein warmherziger Egoist — aber der Nietzschesche, der Stirnersche Egoismus in all seiner Brutalität und Verrohung ist mir lieber als dieser Egoismus, der die allernettesten Prologe für Errichtung von Wärmstuben, für Rettung Schiffbrüchiger und Schwindsüchtiger dichtet, die von jungen Damen in Gegenwart des verehrten Jubelpoeten stilvoll vorgetragen werden und dem Dichter die Abonnementsquittung auf ein „echtes, tiefes Dichtergemüt" und dergleichen eintragen. — Hat nicht Gerhart Hauptmann in seinen gräßlich unpoetischen „Webern", in seinem tief-sittlichen und sehr unmoralischen „Vor Sonnenaufgang" viel mehr Herz für unser Volk, als alle Poseure und Volksbeglücker von Lassale bis Bebel haben? —

Ich will diesen Herren nicht das nehmen, was ihnen zukommt, ich will nicht, ehevor ich selber das geringste Positive geleistet habe, die Todsünde auf mich laden, verdiente Lorbeern zerpflückt zu haben. Sie haben uns viel Interessantes, Dauerndes, Gutes geschenkt, ich würde jedem opponieren, der ihnen Opposition macht, wenn ich nicht empfände, daß er geistig das Recht hat, über solche Geister aburteilen zu dürfen. Ich habe nichts dagegen, wenn diese Herren sich ihre Lorbeern aufs Haupt stülpen und so auf dem Markte umherlaufen, nur sollen sie sich nicht mit ihnen ihre Fenster verhängen, um nur ja nicht von der Sonne behelligt zu werden, weil sie sich selber gewöhnten, mit ihrem eigenen, sorglich geputzten Thranlämpchen Sonnen und Sterne zu beleuchten. — Herr Wilbrandt läßt sich in Rembrandthüten und langen Haaren von Lenbach porträtieren und das Bild auf Ausstellungen schicken und seinen Werken vorsetzen; Herr Heyse klagt am Grabe seiner Kinder in Sonetten, Terzinen, Ottaverime, die ganz kompliziert aufgebaut jeden Schrei der gequälten Natur und Leidenschaft in klingelnde

Reimketten legen. Diese Herren hängen sich selber die antike Toga um, haben im Grunde ganz akademische und systematische Begriffe von der Poesie, deren Höchstes sie in ihren Lieblingen Lenau oder Hölderlin sehn. Sie citieren sich gar häufig selber als „den Dichter", „den Künstler", „den Novellisten", „den Tragöden", sie vertreten eine Art dämonisierender Schönmännlichkeit; sie ästhetisieren alles, was in ihr Bereich kommt, weil sie gar nicht eigenartig die Dinge, sondern hinter den Dingen ihre Eigenart schaun. Sie sind leider für uns Junge unsere natürlichen Feinde, denn sie negieren uns ja prinzipiell, sie haben keine Spur von allem, was uns lebhaft durchglüht, für sie ist allmählich Mittel geworden, was unser Lebenszweck ist. Uns afficiert das Leben aufs Heftigste, wir machen keine Schranke mehr zwischen unserem Milieu und unserem Seelenleben, wir entwickeln die Gedanken aus dem Milieu. Ein Mann wie Lingg konnte noch im bürgerlichen Leben Arzt sein, während seine Poesie mit antiken Vorstellungen und uralten Helden spielert. — Der Mensch und der Dichter führen getrennte Wirtschaft — nie haben ihm die Eindrücke, die er in der Klinik, auf der Morgue, am Siechenbette gewann, mit ihrer gewaltigen Tragik einen Gedanken, einen Naturlaut erweckt, er schrieb seine Rezepte in langen Künstlerlocken und führte sein täglich geübtes Talent nach Hause und machte ein Gedicht über die Rose. An der Leiche hörte die Rose der Poesie auf zu duften. Diese Vorstellung, daß in einem Künstlernaturell alles das, was den Menschen lebenslang beschäftigte: die Klinik, die Kranken, die Münchener oder Bregenzer Umgebung, nie eine direkte Beziehung zu seinem Innenleben gefunden hat, ist nahezu unfaßlich, wenn nicht das, was hier als Kunst sich produzierte, nur eine zeitausfüllende temperamentvolle Spielerei war! — Und da schreibt sich der ehemals hochverehrte Heyse ins Münchener Adreßbuch als „Paul Heyse, Dichter" ein. Das ist ein tödlich verletzender Zug. Kann man das noch weibliche Koketterie nennen, die vielleicht jedem Künstlertemperament etwas eigen ist? Ist das nicht geradezu ein verletzender Mangel an der Eigenschaft, die überhaupt erst den Künstler macht, ein Mangel an geistiger Scham, an seelischem Erröten? Die Dichternatur dürfte schamhaft sein, delikater, mimosenhafter, ist es doch eine Art seelischer Prostitution — die allerfeinsten Züge der Menschenbrust, sein Blut, sein Leben einem banausischen Publiko im Buche zum Genuß darbieten zu müssen. „Dichter"! — Wie wird das Wort durch seinen Mißbrauch entweiht. Schon ist es geradezu ein Dolchstoß in den Augen von Leuten, die gar nicht wissen, was hinter dem Worte steckt, Dichter zu sein. —

Nicht weil diese Herren an sich noch gefährlich oder verwerflich sind, beleucht ich hier auch einmal ihrer Tugenden Kehrseite, — nur deshalb, weil sie für Tausende noch Autoritäten, Götzen, Maßstäbe sind. Wohl freu

ich mich, wenn jemand für sie Interesse und Begeisterung hat und Genuß an ihnen findet, aber niemand soll uns mit ihren Jamben die Köpfe einschlagen wollen, weil in ihnen Gedanken dämmern, die diese Herren noch nicht denken konnten. — Allerlei Niedlichkeiten errichtet Heyse in seinen Gedichten kleine Sonettenaltäre — Hebbel, man höre, Friedrich Hebbel, diesen Mann, der freilich noch sehr unbekannt ist, aber nur mit allerhöchsten Maßen gemessen werden kann, fertigt er in zwei kleinen Epigrammen ab. Das ist naiv, das ist kindlich — und Kindlichkeit macht ja den Künstler, wie man an Lingg sieht. — Das Haus, in dem Hebbel als Student hier in München wohnte — es ist das Haus Landwehrstraße 10, vor der Lehmannschen Buchhandlung — ist für mich viel interessanter als die sämtlichen Gedichte Paul Heyses, Hermann Linggs und Adolf Wilbrandts zusammengenommen. —

Über Hebbel ist noch sehr wenig Kluges geschrieben, über Heyse sind gewiß schon zweihundert unkluge Bände geschrieben. Das psychologisch Schärfste, was ich je über ihn geäußert fand, fand ich vor manchem Jahr in einem Buche M. G. Conrads „Gelüftete Masken“ — zwar von einem etwas aprioristischen Standpunkt geschrieben, aber ganz offenbar vom Standpunkt eines bedeutenden, kernigen, fein- und freisinnigen Publizisten. — Gleichfalls vortrefflich beleuchtet Conrad Alberti die Heysesche Manier in seinem „Natur und Kunst“ (Leipzig, W. Friedrich), einem merkwürdigen Buche, aus dem ich noch nicht 20 Seiten widerspruchslos unterschreiben würde, das ich aber gleichwohl als eines der allerbesten modern-ästhetischen Werke empfehlen möchte. — Jedes Ding und jeder Mensch hat nicht bloß zwei, sondern vierundzwanzig Seiten. Habe ich mir heute von der Seele geschrieben, was ich gegen die lieblich herangesprossenen Blüten der Münchener Kleindichterbewahranstalt auf dem Herzen habe, und hab' ich frei von der Leber gesagt, warum sie mir im Magen liegen, so wird mich das nicht hindern, ein andermal zu beweisen, daß ich darum keineswegs für ihr Gutes und Bestes blind und undankbar bin. Wohl weiß ich das vornehme, adlige, heitere, große Menschentum Paul Heyses, den resigniert-schönheitsdurftigen und ruheseligen Zug Wilbrandts, die kindliche Freude gestaltender Phantasie bei Lingg zu schätzen. Freilich bin ich so altfränkisch beschränkt, daß mir beim Heyse ein echter Gefühlston, der dem gemarterten Vater vor der Leiche seines Jungen entwischt (z. B. das kostbare Lied „Es steht ein Haus im Garten“), lieber ist, als ganze Bände Novellen und Jamben und Sonette, und ich für die Lieder „In goldner Morgenfrühe ꝛc.“ und „Immer leiser wird mein Schlummer“ von Lingg sein ganzes Hunnenepos hingebe. — Ich spüre sehr wohl, wie aus dieser Künstlergruppe ein Hauch aus den Zeiten unserer Klassiker auf uns niederweht, ein Zug der Wehmut, wie ihn

Niobes Antlitz trägt, oder eine jonische Heiterkeit, wie sie Anakreons Lieder beflügelt, das Abendrot einer Zeit, die freilich viel harmonischer, viel aristokratischer, viel ruhig-vornehmer war als unsre nun einmal ist. — Börne hat Goethen bekämpft, hat das Börnen kleiner gemacht oder hat es Goethens Größe geschadet? Hatten sie nicht beide recht? Die Kammerjägerei ist ein übles Handwerk, die kritische Löwenjagd in Germaniens Wäldern ist eine Wonne. Nicht mit Mistgabelstichen kämpfen Geister, aber mit Sonnenstrahlen, mit Strahlen des fernhintreffenden Gottes und mit den feinen Damaszener Dolchen des Geistes! — Ich sehe den jungen Paul Heyse vor mir, den Ölkranz im Haar. Es ist im Haine der rauschenden Egeria. Oktober ist es! Weithin streckt sich die schlafende Campagna, die Schleier des Abends hängt der Wind um die Berghäupter am Horizont; im Blute der Sonne baden die Bogenzeilen des Aquädukts. Und Feuer lodert. Velletris Wein macht die Runde. Da sind sie beisammen: Arnold Böcklin, Franz Kugler, Paul Heyse. Und dann werfen sie die Gewänder ab und verschlingen die Hände und stampfen den Boden und umjubeln die Flamme, die summende Flamme mit Liedern der nordischen Heimat. Da steckt der struppige Campagnole den buschigen Kopf durchs Gesträuch und flieht entsetzt vor den nackenden Faunen versunkener Götterzeit. Auf den Säulentrümmern der Campagna seh ich ihn, als hätt ich selber die Campagna geschaut, auf Capris Eiland, seh ihn in der stillen Rosa magna zu Sorrent Laurella-Arrabiata, die Tarantellatarantel beim dunklen Lockenschopf erhaschen. — Da wird mir fast wehmütig. Götter! Die paar Mensch-Menschen, die auf Erden herumlaufen, sind zu zählen, und da verbittert man sich und sie, indem man sie bekämpft? — Gießt das nicht Wasser auf der Philister Klappermühle? Ach — der Philister hat in der Sache eigentlich stets recht — nur die G r ü n d e sind verkehrt, und darin steckt des Lebens komplizierte Tragik. Ich schließe. — Morgen ist der 8. Februar. Der famose Sacher-Masoch beginnt seine Biographie mit der Erklärung: „Am 8. Februar wurden ich und Beethoven geboren.“ — Da weiß die Nachwelt doch, falls sie das liest, daß der Mann g e b o r e n wurde. Dementsprechend schließe ich diesen Brief mit der Versicherung, daß am 8. Februar ich und Sacher-Masoch das Licht der Welt zu erblicken das Malheur hatten. (Nein, es ist doch ein Glück! Eben fällt mir's ein, daß es doch ein Glück ist! Sonst hätte ich Eduard von Hartmann nicht kennen gelernt und das wäre gräßlich gewesen.) Außerdem passierte noch sehr vielen Menschen außer mir und Sacher-Masoch am 8. Februar etwas Menschliches, z. B. Schumann, Saphir, Auerbach, Spinoza, Frau Clara Müller und meinem Schuhmacher; weiter fallen mir keine Menschen ein. Doch einer noch, ein ganzer: Wilhelm Jordan. Morgen wird er 75 Jahre alt. Der Tag wird sang-

und klanglos vorbeigehn. Gäbe es nur eine Spur von Gerechtigkeit auf Erden, so würde das ganze deutsche Volk an diesem Tage teilnehmen als an dem Geburtstage eines der merkwürdigsten, umfassendsten ernstesten und spezifisch germanischsten Geister, die es hervorgebracht hat. Welch kolossale Lebensarbeit dieser Mann hinter sich hat, das hoff ich früher oder später an anderer Stelle erweisen zu dürfen. Hier brech ich davon ab. —

Mein nächster Brief wird böses Blut machen. Bislang ist erst seine Überschrift geschrieben, und diese lautet: Wabbele weia oder: Die verwagnerten Münchner.

München. Theodor Lessing.

Aus dem Berliner Kunstleben.

Von H. Haefker.
(Berlin)

Sonder-Ausstellungen und Experimente die Menge, jeden Tag ein neues gefälliges Arrangement, aber nichts, was Aufsehen erregte, oder auch nur den geringsten Fluß in all die Stagnation hätte bringen können. Die kleinen Pröbchen Malerei, die von auswärts her auftauchen, haben sehr problematischen Wert. Über die gewagtesten Zumutungen ärgert man sich nicht einmal mehr; man ist gleichgültig. Berlin interessiert sich für Politik, Schwebebahn und besonders Mordabenteuer, Skandale und Schiffsunglücke; die Kunst lebt von Waschzetteln. In den Theatern gab man sich den ganzen Monat mit französischen und deutschen Reprisen ab; man spielt überall, aber überall matt und ohne Lust, handwerksmäßig. Berlin tanzt und soupiert, Berlin geht im Frack und im Ballkleid, das thut Berlin schon seit Jahren, trotzdem es seit Jahren den sozialen Weltuntergang erwartet; alle Jahre trifft man sich wieder im Frack und im Ballkleid und ist wohl und munter; oder wenn Einer inzwischen umgekommen ist, so geschahs in Folge von Alter, Indigestionen, verunglückten Bankrotten oder andern natürlichen Zufällen.

Brittannische Maler waren viel zu sehn bei Schulte und Gurlitt; nachdem man sich an deutscher Mache längst ausgelangweilt und den Jongleuresprit nach französischem Muster satt bekommen, nimmt man zur Abwechslung ein wenig brittische Kunst, die absolute Garantie für Anständigkeit, Realität und Solidität bietet. Ich las dieser Zeit ein ausführliches Essay über englische Malerei in einer französischen Revue; der Verfasser bemühte sich sehr, die Formel zu finden für die Beobachtung, daß die Engländer immer absonderlich sind und doch nie unrealistisch. Sie malen immer ihre Träume: aber es sind ausführliche und behagliche Träume, die mit der wachen Wirklichkeit immer zusammenhängen, nur daß man in ihnen ungestörter ist als in ihr, und daß das, was man selber bringt und das, was von außen dazu kommt, durch eine größere oder dunklere Kluft getrennt ist. In Frankreich überwindet das Genie alle Schwierigkeiten zu Gunsten des Effekts, in England zu Gunsten des Gedankens. Alle Engländer, auch die Künstler, sind Baconianer, die nur nach der Form der Dinge fragen, nie nach dem Warum und Wozu; sie interessiert nur die Erscheinung, die Ruhe im Augenblick, nie das Vorher und Nachher. Die Franzosen sind auch Realisten, sie interessiert auch die

Erscheinung, aber die Flüchtigkeit des Augenblicks. Sie interessiert die gegenwärtige Minute, weil sie vorübergeht, weil sie eine Nuance der Zeit ist, und als solche eine flüchtige Stimmung im erhaschenden Beschauer hervorruft, die ihn mit der Vergangenheit und mit der Zukunft, d. h. mit der Ewigkeit verbindet. Die Engländer aber füllen die gegenwärtige Minute mit dem Extrakt der Zeit, sie machen sie zu einem Mikrokosmus, der unvergänglich ist, in dessen Tiefen man hinabsteigt, um in seinen Tiefen wiederum — die Ewigkeit zu finden. Die Engländer sind Baconianer, die ihr höchstes Ziel darin finden, „die Macht der Menschen zu vermehren", darum tragen sie unendlich viel Detail zusammen, arbeiten daran und suchen ihm durch emsige Geschäftigkeit einen Hauch von Gesamtleben zu geben; die Franzosen wollen sich der Macht der Menschen erfreuen, vielleicht auch als Skeptiker, ihre Grenzen erproben: darum sind sie nie geistreich, als wenn sie virtuos sind und darum marschieren sie immer an der Spitze der Könnenden.

Ich erwähne von den Ausstellern: G. Sauter mit zum größten Teil bekannten Bildnissen, die „Boyssof Glasgow", bei Schulte: Th. Millie Dow („Der verzauberte Wald"), Few, Gauld, James Guthrie, James Whitelaw Hamilton, John Lavery mit einer Porträtgruppe, renaissance-deutsch in der Interieurschilderung, französisch im Chic, schottisch in Farbe und Perspektive, englisch in der Gruppierung — James Paterson, Al. Roche, Stevenson, Thomas, E. A. Walton, dessen „englisches Mädchen" Herkomer und Sauter voraussetzt. James Pitcairn-Knowles, ein in Paris lebender Schotte, stellte eigentümliche dekorative Arbeiten von intensiver Stimmung bei größter Einfachheit der Zeichnung aus.

Hubert von Heyden hatte wieder eine Sonderausstellung von „feinen" Schweinen und anderm Alltagsvieh, an das sich die Berliner gar nicht gewöhnen wollen. Es giebt ja bei manchen Menschen Punkte, die man nicht berühren darf. Märchenbilder gab es eine ganze Masse, und es scheint, als ob die sogenannte Braune-Saucen-Technik hier ihr letztes Gebiet gefunden zu haben glaubt, wo sie aus der Not eine Tugend machen und ihr Halbdunkel und ihren Nicht-Realismus zu Ehren bringen kann. Die nötigen Gedanken sind ja von den betr. Volksdichtern vorgedacht, und so kann man bedächtig und feines Publikums sicher an die Illustration all der hübschen Geschichten gehen. Farbenmärchen sind das nicht, aber Farben sind da und Märchen auch: Farben auf der Leinwand und Märchen auf den beigegebenen Kartons. Professor August von Heyden, Berlin, bevorzugt mehr das Schauerlich-Mythologische, Hermann Neuhaus — übrigens ein ganz respektabler Poet — den Stil von Grimms Hausmärchen und eine ganze Anzahl dritter Größen hält sich an einzelne schöne Züge der Märchenwelt, an das Skizzenbuch der bereits kokettierenden Phantasie. Eine eigentümliche Ausstellung ist augenblicklich in Gurlitts Sälen, von der ich erst einen Teil besprechen kann; man sieht da sehr nordische Gäste, die sich überaus „modern" gebärden. Aus Dänemark (Kopenhagen) und Finnland kommen da ein paar Künstler. Diese Länder haben keine Civilisation, und ihre Kunst auch nicht; die Maler haben technische Geschicklichkeit, sogar Fertigkeit, aber man hat keine Achtung vor dieser Fertigkeit, weil sie keine Vergangenheit, sondern etwas Plebejisch-Autodidaktisches hat. Den Typus bildet das Bild des Finnländers Axel Gallén: „Problem." Typisch: erstens, drei oder vier sehr junge Männer sitzen um einen Tisch herum und zerbrechen sich den Kopf, und zwar sind sie damit beschäftigt, ein „Problem" zu lösen, also sagen wir mal „Die menschliche Willensfreiheit". Dergleichen bei Tabak und Getränken ist der höchste Stolz des nordischen Jünglings. Zweitens, ihre Gesichter zeigen sämtlich ein immer noch schärferes Nachdenken und sind so verzogen, als wären die Nachdenkenden bereits Märtyrer ihres Wahrheitsbestrebens, und darum ist das Bild gemalt: dem Maler ist das Verziehen der Gesichter zum Zeichen angestrengten Nachdenkens das

eigentlich Gloriose und Verewigungswürdige des Themas „Problem“. Wie wichtig kommen sich diese Jünglinge vor, daß sie so angestrengt denken, daß ihre Gesichter davon so verzogen werden! Und drittens trinken sie Punsch. Das beweist, daß die Scene im Norden spielt und beruhigt uns, daß die Herren keine Anarchisten sind, denn „böse Menschen trinken schärfre Sachen“. Auch diese andern Nordländer lösen alle Probleme, und zwar meistens durch subdividieren: sie beweisen eben, daß die schwierigsten Dinge im Grunde sehr einfach sind, wenn man genial und geschmacklos genug ist, sie auf ihre äußersten und schattenhaftesten Konturen zu beschränken. Das genialste leistet sich ein gewisser J. F. Willumsen (Kopenhagen), der fünf Bilder voller Symbolik nebst einer ellenlangen Erklärung giebt, z. B. „Aussicht über einen Hügel. Studie von der Mannigfaltigkeit und Gleichförmigkeit in der Natur. Ein Wolkenschatten huscht unten vorbei.“ Ein Bild, das von Ferne wie eine Landschaft aussieht, in der Nähe aber keine ist, wie jedes Gemälde; weil aber die Wirkung in die Ferne durch sehr einfache Mittel erreicht wird, glaubt der Maler etwas ganz Merkwürdiges entdeckt zu haben, wobei er vergißt, daß genau nach seinem Recept (— oder umgekehrt? —) die bekannten ethnographischen und geographischen Schulwandkarten hergestellt werden, sowie die plastischen topographischen Modelle. Ein anderes Bild enthält eine weittragende Allegorie — „das Bild enthält also den Gegensatz zwischen der stolzen lebensfrohen Freiheit und der erzwungenen drückenden Arbeit“. — Letztere wird durch Steinbrecher, erstere durch eine Gemse mit Flügeln und Schwimmfüßen symbolisiert, die um recht zu zeigen, wie gut es ihr geht, ganz auf eine vergoldete Metallplatte eiseliert ist, während die Landschaft und die stupiden Karrner auf eine gewöhnliche Holzplatte gemalt sind. Ich will der Arbeit durchaus nicht zu nahe treten; die Symbolik ist klar und einleuchtend (die Gemse soll die laufenden, fliegenden und schwimmenden Tiere in einem Wesen darstellen); aber die Sache hat so wenig mit Malerei zu thun, wie ein Rechenexempel mit Äpfeln und Nüssen in der Kinder-Rechenfibel mit der beschreibenden Poesie. Es ist fade Rechnerei, die sich sehr klug vorkommt.

Von Vilma Parlaghis Ausstellung das nächste Mal. Man hat in der Nationalgallerie eine Erinnerungsausstellung an Piglhein veranstaltet; im zweiten Corneliussaal sind recht hübsche Werke von ihm vereinigt. Der beigegebene Katalog belehrt über Leben und Sterben des Künstlers. Im allgemeinen scheint die Kunst des Nachempfindens bei Piglhein überwogen zu haben, und leichte Auffassungsgabe und ein wenig leichtsinniges Selbstvertrauen machten ihn schnell in jeder Technik heimisch. Er war ein schöner Mann und darum siegte er von vornherein; und die Gewohnheit zu siegen erhöht die Fähigkeit zu siegen. Sein großes Bild aus früher Zeit „Familienglück“ steht zwischen Makart und Prof. Becker, hier wie überall findet sich ein frischer, modern-persönlicher Hauch in den vermummtesten Vorwürfen. Dann malt er Damen und Kinder um des Chics willen, immer mit einem gewissen Humor, dann christliche Bilder — „Moritur in Deo“, eine Kreuzigung, die dem großen Panorama voranging, und die bekannte Madonna „Stern von Bethlehem“ —, dann Menageriestudien wie sie nur Meyerheim leisten kann; wieder psychologische Probleme — „Die Blinde“ —, die an Gabriel Max erinnert, oder Fabelwesen, die eine Ahnung von Böcklinschem Leben haben. Es charakterisiert ihn ein farbenfrohes, humorvolles Schaffen, und ein stets erfolgreiches Münzen von noch ungewerteten Schätzen aus dem Schachte der Vergangenheit. Da ist nichts im Grunde, was nicht ein anderer auch gemacht hätte, aber auch nichts ohne den Stempel „Piglhein“. Ein froher Gegenwartskünstler, an der Vergangenheit erzogen und der Zukunft nicht abhold, und von der Natur mit Gaben des Geistes und des Körpers ausgestattet, die die Herzen der Mitlebenden gewinnen und bei den Nachlebenden ein freundliches Andenken sichern.

Stuttgarter Theater.

Von Theodor Mauch.

(Stuttgart.)

Außer der Bühne des K. Hoftheaters hat die dramatische Kunst in Stuttgart keine Heimstätte: da drängen sich denn nun „Klassiker", und „Moderne", Opern und Operetten, Trauerspiele und Schauspiele, sogenannte Lustspiele und Possen in buntem Wechsel auf dieser einen Stelle durcheinander. Daß hieraus der Intendanz viele Schwierigkeiten entstehen, kann niemand, der gerecht ist, verkennen, zumal sie von jeher bemüht war, soviel dies ihr möglich ist, allen Strömungen, welche die neue Kunst und Litteratur durchziehen, Rechnung zu tragen und allen berechtigten Wünschen und Anforderungen, wie sie aus der örtlichen Tagespresse in verschiedenartiger Tonart widerhallen, entgegenzukommen. Von den doch allzu häufigen Gastspielen abgesehen, rechtfertigt es sich deshalb von selbst, wenn Herr zu Putlitz beim Ausbau seines Repertoirs im Sinne des Goethe'schen Theater-Direktors zu Werke geht: „Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen."

So hat es auch in diesem Spieljahr bis jetzt nicht an Abwechslung gefehlt. In der Oper gastierten Andrade und Marie Schröder-Hanfstängel, im Schauspiel Otto Engels, Eleonore Duse mit ihrer Gesellschaft, und zu seiner Jubiläumsfeier Ernst Possart als „Franz Moor". Eine Auferstehung erlebten „Emilia Galotti" Lindners „Bluthochzeit" und dessen glücklicheren Namensbruders Oper „Konradin." An Novitäten war gleichfalls kein Mangel: „Kollege Krampton" mit Engels in der Titelrolle verschafften Hauptmann weit mehr Beifall und Anerkennung als sich Wilbrandt mit seinem „Meister von Palmyra" errang. Die Klassiker, welche in den letzten Jahren dominierten, wurden bis jetzt auffallend vernachlässigt. Dagegen sind verschiedene Premièren zu verzeichnen und weitere sind noch in Aussicht genommen. Unter den Novitäten befinden sich „Niobe" und „Der ungläubige Thomas", ernsteren Charakters sind die beiden Schauspiele „Kriemhild" von W. Meyer und Georg von Omptedas „Algmor", beide Premièren. Meyers „Krimhild" behandelt eine Art moderner Blutrache.

Die Gebrüder Gebrügge, der ältere Bruder, Gustav, ein Getreidespekulant der erbärmlichsten Sorte und deren Schwager Erich Hartegg, der Mann ihrer Schwester Hannah, eine künstlerisch veranlagte Natur, welcher nie etwas von der Jobberei verstanden hat, stehen sich im Geschäftsleben als Gegner gegenüber. Dem Haus Gebrügge steht ein vom Vater mit dem Geschäft überkommenes Faktotum, der Buchhalter Brünning, zur Seite: seinem Töchterchen Clara zu Liebe hat der jüngere Gebrügge sein flottes Korpsstudentenleben in Heidelberg aufgegeben und ist in das Geschäft eingetreten. Infolge einer niederträchtigen Getreidespekulation seiner Schwäger unterliegt der ehrliche Erich; nur dies einemal noch wollte er den Kampf aufnehmen; wäre er als Sieger daraus hervorgegangen, dann hätte er sich mit seinem treuen, edlen Weibe Hannah von dem ihn und sie anwidernden Treiben der Börse zurückgezogen; aber er ist unterlegen, ruiniert, es ist zu spät.

Erichs Sturz hat eine Menge kleinerer Existenzen mit sich gerissen. Um ihnen, die ihm vertraut, auf ihn gebaut haben, das ihrige wiedererstatten zu können, bittet er mit Hannah vereint die Gebrügge ihm das zu geben, was er an sie verloren habe; hart und herzlos mit spöttischen Bemerkungen weisen sie ihn ab; er demütigt sich durch einen Kniefall; umsonst. Da wankt er hinaus, matt und bleich — ein Schuß kracht — vor der Comptoirschwelle sinkt Erich zusammen; die eigenen Schwäger haben ihn lieblos in den Tod getrieben. —

In Hannah erwacht der Geist der Rache, an der eigenen Sippe will sie den Tod des geliebten Gatten sühnen; nicht Leben und Ehre ihrer Brüder, ihre Existenz will sie vernichten, nicht im Blut und Gewissen sitzen bei ihnen Leben und Ehre, an der Börse und im Geldschrank, dort ist die Wahlstatt.

Saweljew, ein unermeßlich reicher Russe, wirbt als Etzel um Kriemhilds Hand; unter der Bedingung, daß er all seine Mittel, seinen ganzen Einfluß zum Sturz des Hauses Gebrügge verwenden wolle, giebt sie dem Werbenden nach. Das Haus Gebrügge verspürt bald die feindselige Hand des gegen sein Treiben aufgerufenen Russen; das Brüderpaar ahnt das Hereinbrechen der Katastrophe — es ist bei der Verlobungsfeier Hannahs und Saweljews, wo dieser selbst Hannah bittet, Einhalt zu thun; sie aber will nicht ruhen, bis sie ihr Ziel erreicht hat. Hier in diesem Zimmer, in diesem Hause hat die Mutter sie und die Brüder mit gleicher Liebe erzogen, mit gleicher Sorgfalt über ihnen gewacht — und wie haben ihre Brüder an ihrem Gatten Erich gehandelt! Als nun Gustav kommt, mit der Schwester anzustoßen auf fortwährendes gegenseitiges Zusammenstehen: Da kreuzt sie ihr Champagnerglas mit dem seinigen und indem sie ihn fest ins Auge faßt, ruft sie ihm zu: „Jawohl, wir wollen zusammenhalten, wie wir es stets gethan, im Leben und im Tod, im Glück und in der Not!“ — Bei dieser aufregenden Stelle setzte Luise Dumont ihr volles Können ein und der Eindruck, den sie hinterließ, ist schwer zu vergessen! Eine gottbegnadete Tragödin! —

Fünfter Akt! Draußen heult der Sturm, der Regen klatscht an die Fenster; fröstelnd sitzt Hannah am Kamin, in fieberhafter Erwartung. Ihr Gatte muß jeden Augenblick von der Börse kommen, heute ist der Tag der Entscheidung; Saweljew tritt ein; sie hat gesiegt, ihre Brüder liegen am Boden. Die Gestürzten kommen, sie flehen um Hilfe bei Saweljew und Hannah; Brünning soll knieen vor ihr, wie dereinst Erich vor ihm kniete, dann soll es gut sein. Aber dessen weigert sich der stolze grimmige Hagen, so bleibt auch Hannah unerbittlich und hart. Ihre Rache ist gesättigt, ihr Ziel erreicht: aber mit dem Sturz ihrer Brüder hat sie auch den Namen ihres Vaters entehrt — dies ist Brünnings Antwort. Saweljew selbst, welchem graut vor dem dämonischen Weib, das in seinem Rachedurst auch seinen guten Ruf aufs Spiel gesetzt hat, verläßt seine Verlobte; in dieser erwachen Reue und Angst. Geleitet von der Schwester Telesphora, welche sie nach dem Tode Erichs bis zur Werbung Saweljews gepflegt hatte, will sie von nun an als Krankenpflegerin in werkthätiger Liebe büßen und sühnen, was sie ihren Brüdern gethan hat; ihre Rache, menschlich begreiflich, war doch eine Schuld, denn „Die Rache ist mein!“ spricht der Herr!

Der Verfasser hat ohne Zweifel gründliche Studien gemacht, er ist wohl zu Hause in den Gebräuchen der Börse und kennt die Luft, welche durch die „Arbeitszimmer“ ihrer Matadore weht. Die Charakteristik der einzelnen Gestalten ist in der Hauptsache keine üble, während der Dialog noch manches zu wünschen übrig läßt. Daß die Schwester Telesphora dereinst einmal dem älteren Bruder Gebrügge näher gestanden hat, hätte mehr herausgearbeitet werden sollen — ich bin überzeugt, der größere Teil des Publikums hat diesen Zug gar nicht bemerkt. Ich glaube, es liegt auch darin der Grund, daß der Schluß nicht recht befriedigt. Man hat Telesphora ganz vergessen, da plötzlich taucht sie am Schlusse wieder so ziemlich unmotiviert auf, um dem jähen Umschlag in Hannahs Gesinnung zur Folie zu dienen. Daß dieser Umschlag, welcher sich psychologisch wohl erklären läßt, allzuplötzlich eintritt, das ist der Hauptmangel dieser „Kriemhild“. Immerhin hätte das Stück eine wärmere Aufnahme und mehr Wiederholungen verdient, als sie ihm zu teil geworden sind.

Gespielt wurde gut; namentlich waren es Luise Dumont (Hannah) und Karl

Salomon (Brünning), welche in Auffassung und Durchführung ihrer Rollen sich besonders auszeichneten; das hagenhafte Element, welches dem modernen Vasallen Brünning so glücklich beigemischt ist, brachte Salomon meisterlich zum Ausdruck; überhaupt was dieser Künstler in die Hand bekommt, und sei es die kleinste Rolle, verarbeitet er zu einer künstlerischen Leistung, was er spricht hat Klang, und jede seiner Aktionen zeugt von Kraft und Leben.

Ein liebenswürdiges Pärchen stellten Frl. Eysoldt (Klara) und Hugo Jessen (der jüngere Gebrügge) dar. Letzterer ist ein bildungsfähiger Künstler, welchem seine sympathische Erscheinung sehr zu statten kommt. Die Rolle des Gustav Gebrügge befand sich bei Wilhelm von Hoxar, die Saweljews bei Leo Connard in guten Händen; mit der Schwester Telesphora gab sich Olga Doppler, mit Erich Hartegg August Ellmenreich viele Mühe: beide Rollen sind nicht dankbar.

Hat Wilhelm Meyer versucht, das Institut der germanischen Blutrache zu modernisieren, so hat Georg von Ompteda in seinem dreiaktigen Schauspiel „Rigmor" die Mär vom armen alten König und seiner jungen Frau aus dem Romantischen ins Moderne übertragen. Detlev, Graf von Horsbühl, Oberst und Kommandeur des 12. Kürassierregiments, hat die schöne Dänin Rigmor von Coerby geheiratet. Zu gefühlvoller Hingabe, zu süßen Schäferstündchen, zu einer Ehe, wie sie sich die schöne junge Frau ausgemalt hat, findet der Oberst keine Zeit, ihm geht der Dienst über alles. In Rigmors Herzen bleibt eine leere Stelle; denn sie hat mehr Angst und Respekt vor dem Oberst, als Liebe und Vertrauen zu dem Gatten. Es kommt die Zeit der Manöver heran. Der Stiefbruder des Oberst, Fritz von Flinsberg, Premierlieutenant in dessen Regiment und täglicher Gast seines Hauses, bedarf infolge eines Sturzes vom Pferde noch der Erholung, so bleibt er denn zurück in dem kleinen holsteinischen Garnisonstädtchen Övelhusen und leistet hier Rigmor täglich Gesellschaft, während Detlev mit seinen Kürassieren im Manövergelände weilt. In traulichen Plauderstündchen klingen die jungen empfindsamen Herzen zusammen, und beide werden sich immer mehr bewußt, daß sie zusammengehören; sie lieben sich. Ihr Verhältnis bleibt rein, aber darum lastet auf beiden nicht weniger schwer das Gefühl einer Schuld. Um eine Lösung herbeizuführen, soll Fritz dem Obersten alles freimütig bekennen, wenn dieser aus dem Manöver zurück sei. Hier setzt die Handlung ein. Detlev kehrt zurück; aber ehe Fritz Gelegenheit findet mit ihm zu reden, kommt Detlevs Schwager Egon von Stechow und deckt ihm auf, was sich angesponnen hat. Der Oberst sieht in diesen Mitteilungen eine Verleumdung, zu welcher Stechow und seine Frau der Ärger darüber hinreiße, daß er sie durch seine späte Heirat mit Rigmor um die Hoffnung gebracht habe, ihn dereinst zu beerben; so muß Stechow, auf gute Art hinausgeworfen, unverrichteter Dinge wieder abziehen. Nachdem Detlev noch Lina, das Dienstmädchen, welches den Stechows Klatschereien über Rigmor und Fritz zugetragen hat, entlohnt und entlassen hat, setzt er sich an den Schreibtisch, um, wie er es gewohnt ist, noch einen Teil der Nacht hindurch zu arbeiten; er ist felsenfest überzeugt von der Treue seiner Gattin und der Ehrlichkeit Flinsbergs. Da erscheint Fritz, und aus dessen eigenem Munde erfährt er jetzt, daß alles wahr ist, was Stechow erzählt hat. Wie ein Schlag trifft diese Nachricht den starken Mann; zwischen Zorn und Schmerz schwanken seine Gefühle hin und her. Dahin hätte es Fritz nie kommen lassen dürfen. Als Soldat, als Offizier hätte er wissen sollen, was er zu thun gehabt hätte. Urlaub hätte er nehmen sollen — gehen! Als Fritz dann erklärt, er könne sich nicht trennen von Rigmor, da kommt die Antwort des Oberst; nicht heftig, aber eisern und scharf: „Dann hättest Du müssen ganz gehen!" „Mich totschießen?" Eine energische Bewegung Detlevs bejaht diese Frage. Für heute

soll er ihn allein lassen, jetzt finde er keine Lösung, keine Antwort auf diese niederschmetternde Nachricht, welche ihm, dem starken Manne, das Herz brechen wolle. Morgen nach seinem Dienst soll sie Fritz sich holen.

Die Nacht hat den Oberst ruhig gemacht: in der Auseinandersetzung mit Rigmor erkennt er selbst, daß diese ein gewisses Recht hatte, wenn sie sich von seiner Seite vernachlässigt fühlte, daß sie nicht allein die Schuld trifft an dem, was geschehen ist. Jetzt soll sie fort zu ihrer Mutter nach Kopenhagen, damit die Zeit alles wieder ausgleiche. Er werde ihr nie schreiben, wolle ihr nie ein Zeichen senden, wolle nur warten, ruhig und geduldig warten, denn einmal werde sie ja doch wieder zu ihm zurückkehren. „Wenn ich aber doch nicht wiederkomme?" ringt sich's schmerzvoll über die blassen Lippen der schönen Frau — sie will Fritz nie mehr sehen, aber vergessen kann sie sein Bild nicht, nicht im Leben, nicht im Sterben! — Jetzt erklingen die munteren Weisen der einrückenden Kürassiere; Detlev schrickt zusammen; jetzt ist der Dienst Fritzens zu Ende, jeden Augenblick wird er erscheinen, sich die Antwort zu holen; und er hat noch keine Lösung gefunden. Statt Fritz von Flinsberg ist sein Bursche gekommen und hat ein Schreiben gebracht; mit zitternden Händen entfaltet Detlev das Papier. „So hab ich es nicht gemeint." Rigmor bricht ohnmächtig zusammen. Fritz von Flinsberg ist gegangen, ganz gegangen!

Lobenswert ist es vor allem an dem Stück, daß der Dichter einmal auf eine Lösung gekommen ist, welche insofern befriedigen muß, als sie die einzig mögliche ist und dann, daß wir in der Ferne ein Ausklingen vernehmen, das auch Rigmor und Detlev wieder zusammenführt. Der Oberst wird Recht behalten: Rigmor wird in Kopenhagen bei ihrer Mutter die Geschehnisse verrauschen lassen, die Zeit wird darüber gehen, und endlich wird der Tag kommen, an welchem sie ins alte Haus nach Oevelhusen zurückkehrt: „Jahre heilen!"

Der Hauptfehler des Stückes dagegen ist, daß die Zuschauer von der Leidenschaft Rigmors und Flinsbergs zueinander nichts zu sehen und nichts zu hören bekommen; ihre Empfindung bleibt uns so gut wie verschlossen, wir müssen daran glauben, weil es Fritz und Rigmor so erzählen, mit ihnen empfinden und fühlen können wir schlechterdings an keiner Stelle, in keiner Situation. Und man konnte auch trotz dem vielen Beifallklatschen dem Publikum doch den Eindruck anmerken, als fehle ihm etwas, und es hatte ein Recht zu dieser Empfindung. Ompteda, welcher selbst anwesend, nach dem letzten Akt wiederholt erscheinen mußte, hatte den Proben angewohnt, um für spätere Aufführungen seines Stücks, welches er anfänglich „Nach den Manövern" betitelt hatte, aus den Ergebnissen an der hiesigen Bühne Nutzen zu ziehen. Möge er uns die Leidenschaft zwischen Flinsberg und Rigmor etwas anschaulicher und glaubwürdiger machen, dann gewinnt seine Arbeit bedeutend an Eindruck — und auch an Erfolg. Aus dieser matten Rigmor aber, an deren Leidenschaft kein Mensch recht zu glauben vermag, konnte trotz aller Mühe und mit ihrem besten Spiel auch Olga Doppler keinen zündenden Funken schlagen. Und nun gar Flinsberg — so gedrückt, so weich können wir uns doch einen jungen Kavallerie-Offizier nicht recht vorstellen — nein, das ist kein Offizier, — das ist — Fritz Brackenburg in Kürassieruniform! Anzuerkennen ist, daß August Ellmenreich auf diese Rolle viel Fleiß und Sorgfalt verwandt hat. Die Gestalt des Obersten dagegen ist gut ausgearbeitet, eine gewinnende, ehrliche, offene Soldaten- und Edelmannsnatur. Wilhelm von Hoxar gab sich alle Mühe, seiner Rolle gerecht zu werden. Die übrigen Personen dienen der Staffage, sind aber meist gutgetroffene Typen.

Am 21. Dezember zog Humperdinks „Hänsel und Gretel" bei uns ein und hat sich rasch alle Herzen erobert. Der Januar brachte als Neuigkeit „Madame sans Gêne" mit Jenny Groß vom Lessingtheater in Berlin als Gast in der Titelrolle. Was man

sonst mit einem gewissen Neid den Franzosen nachrühmt und Esprit nennt, das fehlt diesem lustigen Intriguenspiel — mehr ist es nicht — durchaus! Nicht etwa, daß es viel geistreiche Witze enthielte, die einen zum Lachen reizen, nein, es ist vielfach der Blödsinn, welcher zum Lachen zwingt. Denselben Eindruck machte das Spiel Jenny Groß', so ungeschickt und kindisch benimmt sich eine zur Herzogin von Danzig avancierte französische Wäscherin nicht, denn in Frankreich bleiben selbst an der Wiege einer solchen die Grazien nicht wohl aus. Im allgemeinen war das Spiel allerdings nicht zu tadeln. Der Napoleon Ellmenreichs war in Maske und Mimik ziemlich historisch. befriedigend spielte seinen Lafèbvre Otto Eggerth, imponierend ihre Königin Maria Karolina Sofie von Dierkes.

Ein weiterer Abend brachte drei Novitäten auf einmal! Dramatisierte Erinnerungen einer Schauspielerin — häusliche Scenen aus dem Leben des Sokrates — spaßhafte Situationen aus dem Leben eines jüngst verheirateten Leutnants! Der aus der Firma Moser und Genossen hervorgegangene Schwank „Militärfromm“ ist eine Militärposse, wie wir uns deren schon viel zu viel haben gefallen lassen. Bei ihrem mit Liebkosungen vermischtem Frühstück werden Leutnant von Hellers immer wieder gestört. Editha, die reiche Amerikanerin, ist dem Major von Linden besonders böse, weil er gleich am ersten Tage ihren Gatten auf 24 Stunden zur Wache schicken will. Den Major selbst, welcher zu Besuch kommt, hält sie für einen Leutnant, vermittelt daneben die Verlobung der hübschen Majorstochter Afra mit dem Leutnant Bob von Deyen, läßt sich von dem jungen Fähndrich Fredy von Donner das Allarmzeichen zeigen, was diesem 24 Stunden Arrest einträgt. An diesem Stoff üben von Moser und von Trotha — Gott sei Dank! wenigstens nur einen Akt lang — ihren „Witz“ und das brüllende Publikum hat seine brüllende Freude daran! Wenn etwas diese Posse genießbar machte, so war es das Spiel Käthe Klöß' als Afra und die Editha von Elsa Häberle, unserem „wachsenden Talent“. — In „Sokrates und Xanthippe“ treibt letztere eine Versammlung von atheniensischen Bürgern und Bürgerinnen, welchen Sokrates eine philosophische Vorlesung in seinem Garten hält, auseinander. Der umgeworfene Tisch, in die Luft geschleuderte Teller, Becher und Früchte geben ihren Schimpfworten erfolgreichen Nachdruck. Später findet Xanthippe ihren Mann mit seiner begeisterten Anhängerin Myrrhinna, der Frau des Landmanns Drakes beisammen — Eifersuchtsscene mit großem Geschrei und modernem Herzkrampf der Philosophengattin. Dieser verschwindet wie auf Kommando, sobald Sokrates beteuert: er habe stets nur seine Xanthippe geliebt und danke den Göttern für solch ein Weib. Schon begreiflich, wenn sich die wirkliche Xanthippe so liebenswürdig trug, wie Sofie von Dierkes. Der Sokrates Leo Connars dagegen machte mehr den Eindruck eines Tölpels als eines griechischen Philosophen. Dieser dem Publikum zum „Amüsement“ geschriebenen und aus dem Französischen übersetzten Posse ging als erstes Stück voraus „Tote Liebe“, ein dramatisiertes Feuilleton, von dem Verfasser Herrn Viktor Naumann sehr bescheiden „Schauspiel“ genannt. Handlung hat das Stück eigentlich gar keine. Die gefeierte Schauspielerin Ida Schöne hat wiederholt die Werbung des Freiherrn von Steinberg abgewiesen. Als er nochmal mit seinem Antrag kommt, erklärt sie ihm den Grund ihrer Absage: Als sie noch eine junge Schauspielerin war, lernte sie einen Mann kennen, der sein „verlorenes Leben“ weinend bereute, das Gefühl des Mitleids wurde zur Liebe:

Wir haben zusammen gescherzt und gelacht,
Wir haben zusammen geweint,
Und ehe wir selber es nur gedacht,
Hat uns Lachen und Weinen geeint

Wir gingen wohl durch den grünen Wald,
Die Sonne schien warm und lind,
An der Bergeshalde machten wir Halt,
Die Welt war still und der Wind.

Und da — ich weiß nicht wie es geschah,
Nicht weiß ich auch wie es ward,
Als Auge sich im Auge sah
Bezwang uns die sehnende Macht.

Was das Leben erzeugt und im Leben den Tod,
Geheimnisvoll trat es heran,
Der Erde entrückt und der Erdennot
So wurden wir Weib und Mann.

Die junge Liebe im jungen Hag
Verknüpft uns mit festem Band!
Die Zeugen: Du Sonne, Du leuchtender Tag,
Du Wald, der uns ragend umstand!

Und wenn sie Dich lästern und wenn sie schmähn,
Mein Lied, dann denke zurück,
Sie haben das Glück ja nie gesehn —
Und wir — wir besaßen das Glück!

So kam es, so hat es der Geliebte in seinen Versen beschrieben. Keines wollte die Gluten des lodernden Feuers durch die „kalten Wasserstrahlen der Reflexion“ dämpfen. Aber an diesen heißen Flammen ging der Mann zu Grunde und des Weibes Herz zerbrannte in Asche, unter welcher nur noch die „Funken der Erinnerung“ glimmen. Nach langer schwerer Leidenszeit ist er gestorben, aber ihre Liebe ist nicht tot; noch heute steht sein Bild vor ihrer Seele, ihr Glück, ihre Religion, ihr Heiligtum! Durch ihn ist sie zum Weibe geworden, ihm dankt sie ihre ausdauernde Kraft, mit welcher sie durchgedrungen ist von der „kleinen Komödiantin von damals zur großen Künstlerin von heut.“ — Steinberg geht kopfschüttelnd. Es kommt nun Frau Konsul Bauer. Bei einer Festlichkeit dieser Dame soll Ida mitwirken; die Frau Konsul hat verschiedene Gedichte mitgebracht — Andenken an einen geliebten Freund —, eines überreicht sie Ida zur Probe. — Was ist das? Seine Verse! Seine Schriftzüge! Sein Name! — Alle sympathische Stimmung, welche Idas Erzählung mit ihren tiefen lyrischen Tönen und ihrer zum Teil wirklich poetischen Form in der Seele des Zuhörers zu wecken begann, wird grausam wieder zerstört durch die unfreiwillige Komik, in welcher sich nun die beiden Frauen darüber herumzanken, welche von ihnen das bessere Recht darauf habe, mit der Leiche jenes „um die Ecke gegangenen Gentlemans“ auf dem Rücken fürderhin durchs Leben zu wandeln. Nach dem Abgang der Frau Konsul sind die glimmenden Funken der Erinnerung in Idas Herzen nun doch durch einen kalten Wasserstrahl ausgelöscht. Der praktische Skepticismus Steinbergs hat recht behalten: was ihm Ida erzählt hat aus ihrem Leben, „ja! es war die Geschichte einer toten Liebe!“ — Die ganze Sache würde sich besser lesen als von den Brettern herab anhören lassen. Wenn es trotzdem ohne Durchfall für Herrn Naumann abging, so dankt er dies nebst der Langmut des hiesigen Theaterpublikums ganz allein dem hingebenden und seelenvollen Spiel von Luise Dumont! Ihr galt auch in erster Linie der Beifall des Publikums, ihrem und der andern wiederholtem Hervortritt schloß sich Herr Naumann an, ob es das Publikum so gemeint hat? vielleicht war es neugierig, wieder einmal einen „Dichter“ zu sehen!

Die erste Februarwoche brachte ein Künstlerjubiläum. Rosa Steinau feierte ihr 40jähriges Dienstjubiläum. Viele Glückwünsche, Blumenspenden und Ehrengaben verschönten den Festtag der Künstlerin; mit warmem Beifall empfing sie das Publikum. Im Zwischenakt wurde sie in die Königliche Loge berufen, wo ihr unser kunstsinniger und kunstfördernder König eigenhändig ein Armband mit Brillanten überreichte. Wie sich die Jubilarin wohl an diesem Tage an vergangene Zeiten und Zustände erinnert haben mag, so wurden auch die Theaterbesucher jenes Abends in die Vergangenheit versetzt; man gab nämlich als jüngste Novität Riemanns „Wie die Alten jungen“, ein Stück, das man am treffendsten beurteilt mit dem Citate: „Als der Großvater die Großmutter nahm!“



Kritik.

Romane und Novellen.

Der neue Don Quixote, Roman von Arthur Zapp. (Dresden, Leipzig, Wien: E. Piersons Verlag.)

Die Bildungsmüden, Roman von Oskar Mysing (Otto Mora). (Berlin: Verein für freies Schrifttum.)

Maschinen. Roman von Conrad Alberti. (Leipzig: Wilhelm Friedrich.)

Drei soziale Romane. Alle drei gut gemeint, alle drei dem redlichen Streben entsprungen, der Gegenwart ihr ungetrübtes Spiegelbild vorzuhalten, — und alle drei grundverschieden, sowohl in der Art, wie sie ihr Problem anpacken, als auch in der Durchführung desselben und in den Resultaten, zu denen sie gelangen.

Am naivsten tritt Arthur Zapp seinem Stoffe gegenüber. Er stellt sich die soziale Frage höchst einfach vor: sie ist nämlich gar nicht vorhanden, beruht auf lauter Schwärmerei und Phantasterei, und jeder Versuch, hier durchgreifende Reformen zu schaffen, ist von vornherein verfehlt. Sein Reformator ist denn auch der moderne Don Quixote. Georg Dalchow heißt er, der unklare Philanthrop, der von weiten überseeischen Reisen — wo er doch die beste Gelegenheit gehabt hätte, die Augen aufzusperren und zu lernen, wie es in der Welt zugeht — zurückgekehrt und an die Spitze eines großen Geschäftes mit ausgedehntem Fabrikbetrieb berufen, nichts eiligeres zu thun hat, als seine ganze Fabrik seinen Arbeitern zu schenken und sich dabei mit einer gewissen Anna Hönicke, einer Jugendgespielin, jetzt aber sittlich schon recht verwahrlosten Fabrikarbeiterin, eine Gestalt à la Alma aus Sudermanns Ehren-Hinterhaus, allen Ernstes zu verloben. Nach seinem Plane sollen Chefs und Arbeiter, alle gleichmäßig am Arbeitsertrag beteiligt und ein noch nie dagewesener Idealzustand herbeigeführt werden. Natürlich geht diese Sache prächtig schief. Keine acht Tage hält das stolze Gebäude zusammen, und die ganze Geschichte endet in eitel Mißvergnügen. Das ist gar nicht anders möglich; wenn aber der Autor glaubt, dadurch die Unmöglichkeit sozialer Reformen oder einer gerechteren Verteilung des Arbeitsertrags zwischen Unternehmern und Arbeitern überhaupt bewiesen zu haben, so irrt er in der naivsten Weise. Denn so unvernünftig wie ein Georg Dalchow würde auch der größte Laie in den ökonomischen Wissenschaften nicht reformieren wollen, und wenn man eben ein Rechnungsexempel auf lauter falsche Zahlen gründet, so darf man sich nicht wundern, wenn das Resultat am Schlusse nicht stimmt. Trotz alledem ist Zapps Erzählungsweise nicht ungeschickt. Auch einzelne Gestalten, besonders unter den Arbeitern, wie der alte Hönicke und die Anna sind ganz hübsch charakterisiert, nur macht es den Eindruck, als ob diese „realistischen“ Gestalten mehr Frucht moderner Lektüre als nach der Natur gezeichnet wären.

Viel tiefer packt Oskar Mysing in den „Bildungsmüden“ die modernen Probleme an; aber es scheint mir, als ob dieser Roman weniger gut komponiert wäre als die letzten des Verfassers. Bildungsmüdigkeit, geistiger Nihilismus, das sind Begriffe, die uns in die schaurigsten Abgründe unserer modernen Kultur blicken lassen. Es sind eigentliche Hamletfragen in dem Buche aufgeworfen, das große Wozu? und Wohin? des gegenwärtigen Treibens grinst uns entgegen. Aber es ist, als ob der Verfasser selber vor der schauerlichen Hohläugigkeit dieser Fragen zurückgeschreckt wäre; denn er verzettelt sich in einer Fülle trefflich beobachteter und höchst geistreich wiedergegebener Gestalten, aber an sein eigentliches Grundthema, das negative Resultat

unserer Kultur, wagt er kaum zu rühren. Um dennoch seiner Erzählung eine Art von Kern- und Mittelpunkt zu geben, weiß er keinen andern Ausweg, als die Schaffung einer „Romanfigur“ in des Wortes unangenehmeren Bedeutung. Es ist dies der Salonnihilist Dr. Livas, ein Hans in allen Gassen, der trotz seinem modernen Gebahren und seiner neu modischen Kleidung doch stark an jene ebenso vielgewandten und ebenso in den verschiedensten Gesellschaftsschichten heimischen Romanhelden eines Eugen Sue und anderer derartiger Autoren spannenden Angedenkens erinnert. Es ist schade, daß ein Autor von der Beanlagung und dem positiven Können eines Oskar Mysing zu solchen Effektmitteln greift. Doch ist dieser Livas sehr interessant in seinem Einfluß, den er auf den jungen Chemiker Heinz Nielsen ausübt. Das Verhältnis zwischen dem Doktor und dem Studenten ist eine Art psychischer Fascination, einer jener Fälle von geistigem Inkubat, wie sie die Kriminalpsychologen bei Verbrecherpaarungen beobachten, wo der eine Teil eine fast übernatürliche Gewalt über den willensschwächeren Genossen erlangt und diesen als sein Werkzeug gebraucht. Dieser Heinz Nielsen ist überhaupt die best geschilderte Gestalt des Buches, eine ungemein feine Charakterstudie. Mysings Buch ist überhaupt voll der schönsten Anregungen, aber als Ganzes kann es leider nur wenig befriedigen; es ist, als ob dem Autor die Arbeit während des Schaffens leid geworden wäre, als ob er sich scheute, alles zu sagen, was er geschaut.

Weniger in die Tiefe geht Conrad Alberti, doch macht sein Roman „Maschinen“ einen abgerundeteren Eindruck. Er steigt nicht in die verborgenen Schächte des geistigen Proletariats herab, sondern bleibt auf der Oberfläche der zutage liegenden Notstände. Sein Roman spielt in den schlesischen Webergebieten, die Volkstypen sprechen zum teil sogar schlesischen Dialekt. Allein schon diese Äußerlichkeit muß die Erinnerung an die „Weber“ wecken; obgleich zwischen dem Roman Albertis und dem Drama Hauptmanns eine ganz gewaltige Kluft gähnt. Aber, man mag wollen oder nicht, der Vergleich drängt sich einem auf. Zuerst ist die Gesinnung in beiden Arbeiten eine verschiedene. Hauptmann tritt mit seinem warmen Herzen voll und ganz ein für die armen unterdrückten Weber, Alberti dagegen läßt mehr den kühlen Verstand walten, er möchte zeigen, daß beide, der Fabrikbesitzer Segonda wie die Arbeiter, Produkte ihrer Verhältnisse und, von ihrem jeweiligen Standpunkt aus, beide im Rechte sind. Aber gerade infolge dieser mehr reflektierenden Auffassung und dieses Vermittlungsstandpunktes vermag er weniger zu packen, für seine Arbeiter regt sich unser Mitleid nicht so stark wie für die Webergestalten Hauptmanns; und sogar seine Fabrikanten sind uns unsympathischer, trotzdem er sie mehr zu rechtfertigen sucht als Hauptmann seinen Dreißiger. Aus der Reflexion entspringt auch die Vermittlungsgestalt des sich emporarbeitenden Direktors Henning, die in dem Hauptmann'schen Drama kein Gegenstück findet noch finden kann. Wenn wir also mit dem Herzen immer mehr bei den Hauptmann'schen als bei den Alberti'schen Webergestalten weilen werden, so muß doch anerkannt werden, daß Alberti in seinen „Maschinen“ eines seiner besten Bücher geschaffen hat. Alberti ist besonders sehr fleißig, er schreibt nicht nach ersten Impulsen, sondern arbeitet seine Stoffe mit vieler Sorgfalt durch. Auch bestrebt er sich, wo es irgend angeht, nur nach eigener Anschauung zu zeichnen, und das ist es, was seine Arbeitergestalten z. B. turmhoch über die Zapps erhebt. Vieles ist in seinem Roman äußerst glücklich beobachtet, wie die zum Mysticismus neigende Frömmigkeit der Weber, die ihr letztes Heil im Spiritismus findet. Alles in allem: die „Maschinen“ Albertis sind ein gutes Buch. Hans Merian.

Tarantella. Roman in zwei Bänden von **Annie Bock.** (Berlin, Bibliogr. Bureau).

Als der Roman vor einigen Monaten erschien, wurde gar mächtig die Reklametrommel gerührt, und die Zeitungen brachten sofort sehr lebende Besprechungen. Da Frau Annie Bock die Gattin eines bekannten und einflußreichen Berliner Kritikers ist, konnte man sich ob des Tamtams und des Lobes nicht weiter wundern, und mit einem gewissen Mißtrauen machte ich mich an die Lektüre des Romans. Der Anfang ist nicht vielversprechend. Wir werden in ein Londoner Damenpensionat geführt, wo soeben eine Abgangsprüfung stattgefunden hat. Drei Personen erregen hier unser Interesse: Stella von Balakow, eine junge Russin, ein Genie auf der Geige, die kleine deutsche Blondine Eva, die mit Stella Schwüre ewiger Liebe und Freundschaft austauscht, und der Klavierlehrer Hartmann, der für Stella schwärmt und ihr eine von ihm komponierte Tarantella widmet. Aber bald nach dieser wenig Vertrauen erweckenden Vorgeschichte setzt die Handlung mit einer Kraft und Energie ein, die man bei einer weiblichen Feder nicht oft findet. Auf der Rückreise in ihre Heimat hält sich Stella zwei Tage in Berlin auf, und hier hat sie ein Abenteuer mit einem Herrn, was an sich zwar ziemlich harmlos ist, aber doch für die Zukunft verhängnisvoll werden soll. Zwei Jahre später — Stella ist inzwischen eine Künstlerin von hohem Rufe geworden — trifft sie diese Berliner Bekanntschaft wieder als den Gemahl ihrer Freundin Eva. Damit ist ein Konflikt geschaffen von großer tragischer Kraft. Denn Stella erkennt, daß sie diesen Mann, an dem sie bisher nur mit einem Gefühl von Haß gedacht hat, liebt, und daß auch sie wiedergeliebt wird. Um sich selber zu retten und um das drohende Unheil gestörten Eheglückes von ihrer Freundin Eva abzuwenden, entschließt sie sich, ihren früheren Londoner Lehrer, den Klaviervirtuosen Hartmann, mit dem sie gemeinschaftlich ihre Konzertreisen unternimmt, zu heiraten. Aber sie bringt dies Opfer vergeblich. Hartmann ist ein erbärmliches Subjekt, den der Künstlerneid so weit treibt, die eigne Gattin auszuziehen zu lassen, und die von Eifersucht geplagte Eva sucht sich in ihrer Verblendung an ihrem Gemahl dadurch zu „rächen", daß sie sich anderweitig schadlos hält. Es ist ein etwas trübes, aber fesselndes und durchaus lebenswahres Bild, das die Verfasserin vor uns aufrollt, nur hie und da gestört durch einige Überflüssigkeiten in der Beschreibung und Antiquirtheiten in der Technik. Künstlerisch würde der Roman durch einzelne Kürzungen bedeutend gewinnen, ein strafferes Zusammenziehen der Handlung wäre der Wirkung wesentlich von Vorteil. Eine echte weibliche Unart, die sich die Verfasserin noch wird abgewöhnen müssen, ist der Anklang an den Familienchronikenstil der Romane von anno dazumal. Wenn es auch beim Auftreten jeder neuen Person nicht immer heißt: „Der Vater von Maxens Vater war als Kind von sechs Jahren . . ." u. s. f. drei Seiten lang, so wirken doch dreißig Zeilen dieser Art störend, wenn sie die Handlung oder gar ein Gespräch unterbrechen und zudem für das Verständnis des Ganzen nicht einmal nötig sind. Aber außer solchen Kleinigkeiten ist an dem Roman nichts besonderes auszusetzen. Er ist im ganzen gut und interessant, und das sind zwei Eigenschaften, die sich nicht allzuoft vereint finden.

Paul Raché.

Lyrik und Epos.

Robespierre. Epische Dichtung von **M. E. delle Grazie.** (Leipzig, Breitkopf und Härtel).

Wohl das Gewaltigste, was in letzter Zeit auf dem Gebiete deutscher Versepik erschienen, ist M. E. delle Grazies „Robespierre". Dieses in formschönen Blankversen geschriebene Riesengedicht um-

faßt zwei stattliche Bände zu je 500 Seiten. Schon dieser äußere Umfang ist überwältigend, und man empfindet eine Art von Scheu, sich dem Kolosse zu nahen. Natürlich läßt sich ein solches Werk nicht mit einem Male bewältigen. Man muß es wieder und wieder zur Hand nehmen und sich hineinlesen. Darum soll auch in diesen Zeilen, die mehr eine Ankündigung als eine Kritik des Werkes bezwecken, kein abschließendes Urteil darüber gefällt werden, und behalten wir uns eine eingehendere Besprechung dieser monumentalen Dichtung vor. Nur soviel vorläufig: Die Verfasserin behandelt nicht nur die Gestalt ihres Helden, sondern die ganze Geschichte der französischen Revolution bis zu Robespierres Tod, und zwar mit einer Farbenglut und einer Gewalt der Sprache, die ihresgleichen suchen. Dabei ist der gewaltige Stoff in wohlgegliederte Gruppen geordnet, und die unzähligen Gestalten, die an uns vorüberziehen, sind so plastisch herausgearbeitet, daß sie sich dem Gedächtnis unwillkürlich einprägen. Die Kraft der Darstellung und die Schönheit der Bilder halten sich die Wage, und wenn man schon die Kühnheit bewundert, mit der dieses Riesengemälde entworfen, so muß man doppelt staunen, daß eine Frau solches unternommen und vollbracht. H. M.

Lilli Arber: Suzon. (München. Verlagsanstalt Dr. Haas.) Eine merkwürdige Dichterin, die sich vollständig als Mann geriert und ihre Liebe zur leichtfertigen Suzon, einem verliebten flatterhaften Dämchen besingt, deren reizend pikantes Bildchen in höchst pschütter Fin-de-siècle-Toilette den Gedichten vorangestellt ist. Die Gedichte selber, die alle Phasen einer regelrechten Liebe des Mannes zum Weibe schildern, zeigen keine neuen Töne und gehen nicht über die Mittelmäßigkeit hinaus. Jedenfalls ist das Interessanteste an dem Büchlein das psychologische Faktum, daß ein Weib sich dem Weibe gegenüber ganz in die männliche Rolle hineindenkt. Die Ausstattung ist sehr splendid, das hohe schmale Format des Büchleins mehr originell als schön. R. R.

Neue Gedichte von Frida Schanz. Mit dem Porträt der Dichterin. (Leipzig. J. J. Weber.)

„Neue Gedichte“ steht auf dem Titelblatt, und doch ist es immer wieder derselbe alte Text und die oft gehörte Melodie. Man kennt die Vorzüge der Dichterin. Sie besitzt ein sehr hübsches Formtalent und eine gewisse Gewandtheit, kleine Stimmungsbildchen zu zeichnen, die alle mehr oder weniger einen Stich ins Sentimentale haben. Die landläufige Kritik pflegt in solchem Falle gewöhnlich vom „deutschen Gemüt“ zu reden, von „zartestem Stimmungszauber“, von der „Kunst, die tiefsten Saiten des Herzens zu rühren“ und anderen schönen Dingen. Die Maler dagegen haben für dergleichen ein ganz kurzes Wörtlein, sie nennens Kietsch. Die Novelle in Versen „Sieghafte Kunst“, die den Schluß des Bändchens bildet, steht auch nicht viel höher — es ist eben Familienblätterarbeit. Auf einer der ersten Seiten dieser „Künstlergeschichte“ fällt auch wieder die rührend falsche Betonung des Namens Böcklin auf, die in Norddeutschland unausrottbar scheint; denn die Dichterin reimt sehr geschmackvoll:

> Die Seele badend, wie ihr Gott Böcklin,
> In neuen großen Farbenmelodien.

Diese ewige Verunglimpfung und Verromanisierung seines gut deutschen Namens scheint übrigens meinen großen Landsmann bereits etwas nervös zu machen; denn als Erwiderung auf jenen schönen Reim soll er folgendes drastische Verslein zum besten gegeben haben:

> „Wart, Frida Schanz, ich nehm' das Stöcklin
> „Und klopf Dir aus das Dichterunterröcklin.
> „Zum Teufel mit Böcklin; ich heiße Böcklin.“

H. Merian.

Dramen.

Sturmflut. Drama in fünf Aufzügen von Josef Grunzel. (Dresden und Leipzig. E. Piersons Verlag. 1894.)

Josef Grunzel hat mit seiner „Sturmflut" ein soziales Drama geschrieben. Die Sturmflut ist ein Arbeiteraufstand, der nicht etwa durch schlechte Behandlung der Arbeiter, sondern durch deren Solidaritätsgefühl hervorgerufen wurde. In einigen Nachbarfabriken wird gestreikt, also müssen es auch die Arbeiter in der Frankenthalschen Fabrik thun. Selbstverständlich wird dem Aufstand durch die Bajonette, der Panacee für alle Schäden im Staatsleben, ein Ende gemacht. — Wie in den „Webern" fehlt auch in der „Sturmflut" ein Held, um den die Handlung sich dreht. Der erste Akt giebt ein Bild einer vornehmen Gesellschaft bei dem Fabrikanten Frankenthal; der zweite führt uns in eine Arbeiterwohnung, wo eine Mutter, Frau Herbert, bei dem sterbenden Kinde sitzt, während ihr Mann ungerührt von dem Jammer zur Versammlung der Aufständischen eilt. Der dritte Akt spielt in der Wohnung der Beamtenwitwe Thurmann, deren Tochter Emma von ihrem braven Verlobten Josef, einem Schriftsetzer, nichts mehr wissen will, weil ihr der junge Frankenthal ein Leben, wenn auch nicht in Ehren, so doch in Reichtum verspricht. Der vierte Akt zeigt uns die Arbeiter dem Militär gegenüber. Der letzte spielt fünf Jahre später und weist die Folgen jener Sturmflut. Herbert, dessen Frau unschuldig im Aufstande fiel, kommt als Strolch nach Hause, Josef ermordet seine ehemalige Braut, die Zuhälterin des jungen Frankenthal ist, dieser hat sich mit Elsa, der Tochter des Großgrundbesitzers Haßmann, verheiratet und betrügt seine Frau, welche nun der Ingenieur Sonnenröther, der sie liebt, als Unglückliche kennen lernt. Eigentlich haben alle in der Sturmflut Unersetzbares verloren.

Das Drama ist nicht ungeschickt gemacht, es ist der Wirklichkeit abgesehen, und die Personen sind sämtlich von greifbarer Realität. Wenn uns das Stück aber doch nicht so ergreift wie Hauptmanns Weber, so liegt das darin, daß Hauptmann mit dem Herzen schreibt, mit blutwarmer Begeisterung, während Grunzel seinem Stoffe zu sehr als Mathematiker gegenüber steht und dem trockenen Kalkül zu sehr Recht läßt. Darum ergreift er uns auch nicht immer, sondern nur in einzelnen Stellen. Gleichwohl ist dem Verfasser Talent nicht abzusprechen und seinem Stück eine Aufführung trotz allem zu wünschen.

Karl Bienenstein.

Rembrandt. Lustspiel in drei Akten von Eugen Friese. (Dresden, Verlag der Penaten. [Arno Zschuppe]. 1894.)

Friese ist kein Moderner. Das Streben der Jungen nach neuen Ausdrucksmitteln für eine neue Welt- und Menschenbetrachtung ist an ihm spurlos vorübergegangen. Und doch läßt einem sein Lustspiel nicht gleichgültig. Es nimmt gefangen durch seinen feinen, köstlichen Humor, durch seine vollendete Charakterzeichnung, die auch nicht in einer Person zur Karikatur herabsinkt, durch die straffe Komposition und den raschen Gang der Handlung. Hat man das Buch zu Ende gelesen, langsam, so daß man immer die Bühne vor Augen hatte, so ist man zur Überzeugung gelangt, daß man mit einem feinsinnigen Dichter bekannt worden ist.

Aber nicht wahr, Herr Theaterdirektor von Deutsch-Böotien, Sie spielen doch lieber Blumenthal. Der Vorwurf, dem Publikum eine Ahnung von echter Kunst beigebracht zu haben, wäre Ihnen doch fürchterlich.

Karl Bienenstein.

Soziale Litteratur.

Gedanken zur Lösung der sozialen Frage. Ein bayerischer Kommerzienrat und Direktor eines hervorragenden Aktienunternehmens in München schreibt uns:

„Ich habe mich nach und nach zu der Überzeugung durchgearbeitet, daß die Lösung der sozialen Frage möglich ist ohne Sozialdemokratie. Jedenfalls sollten sich alle Gutgesinnten, deren es aber

nicht viele sind, zusammenthun, um unsere größten Krebsschäden zu beseitigen. Das größte Übel unserer modernen volkswirtschaftlichen Entwicklung ist die Spekulation: die Spekulation in Grund und Boden, in Aktien in ausländischen Staatspapieren, in fragwürdigen Objekten.

„Die Spekulation ist nicht nötig; es ist eine Lüge, daß sie nützlich sei, sie ist nur das Mittel einer gewissen zur Zeit herrschenden Klasse, um der Volkswirtschaft von Zeit zu Zeit alles Fett auszupressen. Dadurch wird die ökonomische Funktion gestört, es entstehen Handelskrisen mit all ihrem Jammer. Handelskrisen sind nur aus der Spekulation zu erklären.

„Die Ungleichheit in der Verteilung des Arbeitsertrages ist von der Spekulation verschuldet. Nur der Spekulant gewinnt ohne zu arbeiten. Daraus folgt, daß andere arbeiten müssen ohne zu gewinnen. Der Spekulationsgewinn in Deutschland beträgt jährlich weit mehr als sämtliche Steuern, ist aber selbst gar nicht besteuert.

„Eine neue Zeit wird anbrechen, wenn die Spekulation beseitigt sein wird; auch die Menschen werden weniger verderbt sein, wenn das Jagen nach Gewinn aufhört, und sie werden sich anderen besseren Interessen zuwenden. Was kümmert heute den Menschen Tod und Teufel, wenn er nur Geld gewinnt!

„Ich habe auch ein Rezept:

1. Alle Wertsteigerungen des Grundes und Bodens werden mit 100 Prozent besteuert. Das schadet niemand und bringt Hunderte von Millionen ein.

2. Der Kapitalist hat ein Recht auf 5 Prozent Zinsen; was darüber gewonnen wird, hat in erster Linie der Steuer zu dienen, der Rest wird zwischen den Kapitalisten und Arbeitern aller Art zu gleichen Teilen geteilt.

„Die Folge davon wird sein, daß das Jobbertum verschwindet und ein Wohlstand, wie ihn die Welt noch nicht gesehen hat, in den breiten Volksschichten eintritt."

Wir bringen diese Gedanken hiermit zur öffentlichen Besprechung. X.

Der Volksschullehrer ein Paria der modernen Gesellschaft. Kulturbilder aus dem Ende des 19. Jahrhunderts. Von * * * (Leipzig-Wurzen, Ad. Thiele. 192 S.)

Wir haben neulich die bedeutsamen Erlebnisse eines Lehrers von Dr. Ewald Hause angezeigt. Das vorliegende Buch ist eine wirksame Ergänzung dazu — nach der sozialpolitischen Seite. Die Schul- und Lehrerfrage ist in erster Linie eine politische und kulturtechnische Frage. Der Volksschullehrer, namentlich in Preußen, soll ein Paria der Gesellschaft bleiben, er soll sozial und wirtschaftlich, geistlich und leiblich geknebelt und geknechtet bleiben. Man will das so, geflissentlich und systematisch, in den volksausbeutenden Herrschaftskreisen. Der Staat und die Kirche, d. i. der historisch organisierte Wille zu souveräner Massenbeherrschung, die „Edelsten der Nation" und alle Protzen der Bildung und des Besitzes, alle konservativen Parteien und das römische Centrum wollen es so: Aushungerung, Niederhaltung der Schule und des Lehrers. Wer in seiner Gutmütigkeit und Schlafmützigkeit daran zweifelt, der studiere diese „Kulturbilder aus dem 19. Jahrhundert." Es sind haarsträubende Dokumente darunter. Der ungenannte Herausgeber dieser Schrift ist offenbar kein gewöhnlicher Zusammenträger böser Thatsachen aus Vergnügen am Skandal. Überall wo er selbständig zu Wort kommt, merkt man, daß ihm die Zustände der Lehrerwelt Herzenssache sind. Ja, man kann sagen, die aufrüttelndsten Kapitel hat er mit seinem eigenen Herzblut geschrieben. Der Ton, in welchem er die Forderung der Gerechtigkeit erhebt, ist groß und mächtig wie Posaunenschall. Man hört ihn leider heute nur allzuselten, in der Publizistik wie im Parlament und in Volks-

versammlung, denn es ist nicht der Ton der Mode, der Streberei und Kriecherei, der Komödianterei und Byzantinerei, ebensowenig wie der Ton der revolutionären Maulhelden, die bei ihren eigenen flammenden Tiraden kalt bleiben wie eine Hundeschnauze. X.

Pestalozzi in Preußen. Vortrag von L. W. Seyffarth. (Liegnitz, C. Seyffarth.) 70 S.

„Die Schule ist ein Politikum", hat die Kaiserin Maria Theresia gesagt. Die Geschichte Pestalozzis in Preußen ist auch ein Beweis dafür. Der freisinnige Pastor, der sie hier knapp und klar entrollt, verdient den Dank aller Volksfreunde. X.

Der Krieg zwischen Arbeit und Kapital in den Vereinigten Staaten. Mit besonderer Beziehung auf Chicago. Von W. T. Stead. Deutsche autorisierte Ausgabe von Max Pannwitz. (Stuttgart, Robert Lutz.) 214 S.

Das Werk eines Forschers und ehrlichen Mannes. Die besprochenen Verhältnisse sind an Ort und Stelle studiert, klar geschildert und durch Beifügung reichen Quellenmaterials anschaulich und nachprüfbar gemacht. Der Notschrei der Arbeitslosen in Amerika hallt durch die ganze Welt, und die Krämpfe, von denen der soziale Körper der Vereinigten Staaten geschüttelt wird, sind von symptomatischer Bedeutung. Republikanismus oder Monarchismus: die gleichen wirtschaftlichen Ursachen bringen überall die gleichen Wirkungen hervor. In allen Kulturländern ist Sturm in Sicht, der sich nicht mit Polizeigesetzen gegen den Umsturz abwehren läßt. Das vorliegende Buch entrollt ein erschütterndes soziales Schlachtenpanorama. XYZ.

Zwei Grundübel: Bodenwucher und Börse. Eine gemeinverständliche Darstellung der brennendsten Zeitfragen von Theodor Fritsch. Zweite Auflage. (Leipzig, Hermann Beyer.) 300 S.

Der bekannte antisemitische Standpunkt des Verfassers wird schwere Vorurteile gegen sein Werk rege machen. Mit Recht und Unrecht. Die Sache ist aber so ungeheuer wichtig, daß man auch diese Stimme hören muß, umso aufmerksamer hören muß, als sie in weiten Kreisen der deutschen Bevölkerung wie ein Evangelium aufgenommen wird. Es ist ganz falsch und unsäglich gefährlich, da den Tauben spielen zu wollen, wo wichtige Meinungen und Ganz- und Halbwahrheiten aus einem Lager erschallen, das einem persönlich nicht sympathisch ist. Denn gerade die extremen Dinge haben für die entnervte und wehleidende Welt die größte Verführung. Man hat das an der Sozialdemokratie erlebt und wird es auch am Antisemitismus und seinem sozialen und wirtschaftlichen Programm erleben. Wenn ein Ahlwardt spricht, kann man lächelnd oder degoutiert vorübergehen, wenn ein Fritsch spricht, ein Mann von eminentem Geist und fleckenlosem Wandel, muß man stehen bleiben und ernsthaft zuhören. Fritsch spricht allerdings auf einmal vom Hundertsten ins Tausendste, jedoch findet er immer wieder den Weg zur Sache und zum springenden Punkt mit packenden volkstümlichen Wendungen zurück. Er ist ein glänzender Sprecher, auch im Buch, kein anödender Phrasenschreiber. Wir behalten uns vor, auf seine Leitsätze und positiven Reformvorschläge gelegentlich zurückzukommen. XYZ.

Litteraturgeschichte.

Wahrheit und Dichtung in Fritz Reuters Werken. Urbilder bekannter Reuter-Gestalten von Gustav Raatz. Mit Porträts, Skizzen, Ansichten ꝛc. zum Teil nach Originalien von Reuters Hand. (Wismar, Hinstorffsche Hofbuchhandlung.)

Ich kann nicht sagen, daß mir die Urbilder besser oder so gut gefielen, als Reuters Dichtergestalten. Die Sonne, mit der des Dichters Phantasie und Gemüt sie bestrahlte, hat sie mit Eigenschaften bereichert, die sie im Leben nicht hatten, und

mit so inniger Schönheit gesegnet, wie sie ihnen in der Wirklichkeit nicht zu teil geworden. Nur das Grundwesen ist da und einige Charakterzüge. Darum ist auch dieses merkwürdige Buch, das sehr viel fesselndes auch für den Fernerstehenden enthält, durchaus geeignet, unsere Freude an dem köstlichen Dichter zu erhöhen und unsere Bewunderung seiner Kunst zu steigern. Für seine näheren Landsleute und Gaugenossen wird es natürlich manchen humoristisch intimen Reiz haben, die unfreiwilligen Mitarbeiter ihres Dichters hier vor sich aufmarschieren zu sehen. X.

Eduard Mörike als Gelegenheitsdichter. Aus seinem alltäglichen Leben. Von Rudolf Krauß. Mit zahlreichen erstmals gedruckten Gedichten Mörikes und Zeichnungen von seiner Hand. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 188 S.)

Mörikes Ruhm wächst von Jahr zu Jahr. Mörikes Lyrik gilt uns heute fast mehr als diejenige Uhlands: sie ist kraftvoller, gesunder, formenreicher. Man nehme nur einmal die 50 Lieder, die unser genialer Jungwiener Hugo Wolf ihm musikalisch nachgedichtet hat — der Eindruck ist ganz außerordentlich. Frische, Innigkeit, Anschaulichkeit — man weiß nicht, was man höher preisen soll. Rudolf Krauß zeigt uns in dem vorliegenden Büchlein den herrlichen Menschen und Dichter von der noch wenig bekannten intimsten Seite, sozusagen als den Familien-Humoristen mit Feder und Stift. Unter den Zeichnungen sind einige, welche den Fliegenden Blättern Ehre machen würden. In diesem feierlichen Pfarrherrn und Damenprofessor schlummerte ein Oberländer, ein Harburger, ein Franz Stuck. Seine Freude am künstlerischen Handwerk ging so weit, daß er als Steinmetz sich versuchte und in Lorch (im Remsthal) bei einem Hafner in die Lehre ging, als er schon ein berühmter Dichter und hoch in Jahren war. Das nenne ich eine urwüchsige Künstlernatur! Goethisch, wahrhaftig, in ganz anderem Sinne, als man's z. B. dem Atelier- und Salonkünstler Heyse nachschmeichelt. X.

Zeitiges und Streitiges. Ein litterarisches Skizzenbuch von Benno Rüttenauer. (Heidelberg, Georg Weiß. 265 S.)

Inhalt: Bei den Urnengräbern — Wilhelm Jensen — Ferdinand v. Saar — Drei Kampf-Romane (Wilbrandt, Heyse, Hopfen) — Max Nordau, eine Posaune des Gerichts — Deutsche Hiebe (Wilhelm Jordan) — Bismarck und seine Zeit — Aus einem andern Jahrhundert (Sauvenargues) — Französisch und deutsch (Paul Bourget) — Theater und Litteratur (Sudermann, Hauptmann). Wächst er sich nicht sonderlinghaft aus, werden wir einst in dem geistvollen Verfasser dieses Buches einen feinen Litteratur-Analytiker preisen dürfen. Ein reiches und belehrsames Buch. Der Blick ist interessant, aber nicht immer geradaus, sondern zuweilen etwas schielend, das Wort nervig und farbig. Die Alten und die Jungen werden mit Gerechtigkeiten und Bosheiten bedacht, und in manches gefällige Sprüchlein können sich beide teilen. XYZ.

Goethe-Litteratur.

Goethe-Brevier. Goethes Leben in seinen Gedichten, herausgegeben von Otto Erich Hartleben. (München, Karl Schüler.) 408 S.

Le Faust de Goethe. Traduction metrique par Georges Pradez. Avec le text original en regard. (Lausanne, B. Benda. Paris, Paul Ollendorf.) 509 S.

Die Nachtigall von Sesenheim. Goethes Frühlingstraum. Ein heiterernster Sang vom Rhein. Von Gustav Adolf Müller. (Leipzig, Walther Fiedler.) 171 S.

Die große Wende ist da: Goethe steht auf, die Osterglocken läuten, seine philologischen Grabeshüter werden überwältigt und in die Flucht geschlagen. Goethe wird wieder jung mit der modernen Jugend. Sein Leben in Liedern erblüht aufs neue.

Der lyrische Goethe leuchtet und strahlt und entzückt im Glanze der Mittagssonne. Otto Erich Hartleben steht als herrlicher Deuter daneben, lächelt und verzieht sich mit einem Prosit! (Porter und Champagner in einem Mischkruge) in den Hintergrund der Zeit. Der lyrische Goethe! Genügte er uns doch! Aber das wird er kaum; denn unsere Kultur ist keine lyrische mehr, oder wenigstens keine vorwiegend lyrische. In seinen Göttern malt sich der Mensch, d. h. die Menschen schaffen sich Götter nach ihrem Bilde. So schuf sich auch Hartleben den Goethe nach seinem Bilde: lebfrisch, feurig, scheimisch, geistvoll-erotisch, antispießbürgerlich. Im Gesamtbilde des großen Heiden sind alle diese Züge in imposanter Stärke richtig vorhanden. Es sind aber auch andere da — und mit diesen anderen ließe sich auch ein anderer, wenigstens in den Nuancen anderer als der Hartlebensche Goethe konstruieren. Danken wir dem Himmel, daß wir den Hartlebenschen haben, er ist eine Erquickung für alle guten, freien Geister, eine Zuflucht für alle gesunden Jungen. Man stifte das „Goethe-Brevier" als Preisbuch in allen Schulen! (Wer lacht da? Ist Goethe nicht anerkannter nationaler Oberklassiker, Abgott aller Professoren? Nehmen wir die bei'm Wort!)

Die Faustübersetzung von Pradez ist ein litterarisches Ereignis, denn sie ist ein Wunder an Treue und poetischer Wirkung. Der Rest von Nüchternheit, der für uns Deutsche in manchen Stellen der französischen Nachdichtung stecken geblieben zu sein scheint, liegt im Wesen der französischen Sprache, ist also für französische Leser nicht vorhanden. Hätten wir Deutschen eine Akademie der schönen Wissenschaften, der ehrwürdige Georges Pradez müßte den obersten Ehrensitz (Abteilung für Ausländer, die sich um die deutsche Dichtung hochverdient gemacht) darin einnehmen.

Müllers „Nachtigall von Sesenheim" ist ein neuer, wohlgelungener Versuch, dem deutschen Hause den bekannten Liebestraum in episch-lyrischer Form (à la Scheffel-Wolff) nahezubringen. Nach der Familienblatt-Verhimmelung ist der armen Friederike in den letzten Jahren von der Forschung manches Schlimme nachgerechnet worden. Der Müllersche Sang wirkt wie Öl auf Wunden. X.

Graphologie.

1. Wilhelm Langenbruch „Graphologische Studien". (Paul List. Berlin 1895.)

2. Prof. Wilhelm Preyer „Handschrift und Charakter. Zur Physiologie und Psychologie des Schreibens." (Dtsch. Rundschau. Mai-Heft 1894.)

3. Cesare Lombroso „Grafologia". (Ulrico Hoepli. Milano. 1895.)

Unser Deutschland ist ein braves, liebes Stück Erde, und unsere Landsleute sind natürlich auch brav und lieb. „Sie essen gut und trinken gut" und leben in Worten und Werken gehorsam den Geboten der Dreieinigkeit und sonstiger Götter. Was ein richtiger Deutscher ist, der glaubt an Tradition und an Autorität und macht seine urrationalistischen Bierbank Witze über jede Wahrheit, die keinen Empfehlungsbrief von irgend einem besseren preußischen Universitätsprofessor aufweisen kann. Ist aber irgend eine Wahrheit endlich in den Besitz eines derartigen Passe-partout gelangt, oder hat sich gar ein weltbekanntes „gelehrtes" Tier des Auslandes verbürgt, daß die Wahrheit eine wirkliche, richtige, echte Wahrheit sei, — dann, ja dann beginnt der richtige Deutsche von der Selbstverständlichkeit der neuentdeckten Wahrheit zu reden, und zwar in den höchsten Tönen.

Eine Wahrheit hat in jüngster Zeit das Glück gehabt, Empfehlungsbriefe von zwei Gelehrten zu bekommen, welche der braven Majorität als Autoritäten gelten. Zu dieser braven Majorität gehört selbstverständlich die gesamte übrige offizielle Wissenschaft. Prof. Wilhelm Preyer zu Berlin und Prof. Cesare Lombroso zu Torino

haben sich für die Richtigkeit der Graphologie (d. h. Lehre von der Handschriftendeutung) ausgesprochen.

Galt es bislang bei uns für ein Zeichen guter Bildung, über die Graphologie herablassend-skeptisch zu lächeln, so dürfte es jetzt nicht mehr lange dauern, und auch in Deutschland hat sich die wissenschaftliche Graphologie die allgemeine Anerkennung errungen, welche sie in Frankreich bereits Jahrzehnte lang besitzt. Allerdings war auch bei uns jedem vorurteilslos und tiefer Denkenden schon lange unmittelbar evident, daß die Handschrift eines Menschen der Spiegel seiner Persönlichkeit ist. Oder anders gesagt, daß die sogenannte Handschrift in ihren charakteristischen Zügen unabhängig von der schreibenden Hand ist, diese Erkenntnis besaßen alle, welche jemals gesprochen haben von einer ihnen unsympathischen oder sympathischen Handschrift. Sie alle werden nämlich nicht leugnen können, daß sie mit ihrem Urteil eigentlich die Persönlichkeit gemeint haben, welcher die betreffende Handschrift angehörte. Gewiß ist der Weg von der unbewußten Erkenntnis des Grundaxioms der Graphologie und von dem sehr allgemein gehaltenen intuitiven graphologischen Urteil noch recht weit, bis man zur wissenschaftlichen, wohl ausgebauten Graphologie gelangt. Dieser Weg ist aber gegenwärtig seit bereits zwanzig Jahren zurückgelegt.

Daß die große Masse erst jetzt davon erfährt, kann kaum Wunder nehmen.

Nicht-Autoritäten haben jenen Weg zurückgelegt und haben Jahrzehnte lang die graphologischen Entdeckungen einer erst kleinen, aber stetig größer werdenden Gemeinde verkündigt.

Der französische Abbé Jean-Hippolyte Michon war es, der zuerst (1873) ein „Système de Graphologie“ aufgestellt hat. Michon (1806—1879) selbst hat fast alle in jenem „Système“ angegebenen graphischen Zeichen und ihre Deutung durch induktive, über 30 Jahre betriebene Studien festgestellt. Durch den Abbé Flandrian, der seinerseits wieder aus der französischen Lavater-Ausgabe von Moreau de la Sarthe (1806) die ersten graphologischen Erkenntnisse geschöpft haben muß, durch diesen Abbé Flandrian war Michon auf graphologische Untersuchungen geführt worden. Und Michon ist es, der als eigentlicher Gründer der wissenschaftlichen Graphologie anzusehen ist. Er führte die neue Wissenschaft in Frankreich zu wahrhaft glänzenden Erfolgen. Von seinen Schülern verdienen hervorgehoben zu werden: Emilie de Vais, Adrian Varinard, Alexander Dumas fils und J. Crépieux-Jamin. Der letztere hat eine graphologische Grammatik geschrieben, in der die Michon'schen Errungenschaften mit nach-Michon'schen Erkenntnissen übersichtlich zusammengestellt werden. Zu diesen nach-Michonschen Erkenntnissen haben auch deutsche Graphologen Wesentliches beigesteuert.

1881 war die wissenschaftliche Graphologie durch Dr. Eugen Schwiedland und Schorers Familienblatt in Deutschland eingeführt worden. Wilhelm Langenbruch, der gegenwärtig bedeutendste deutsche Graphologe, war Dr. Schwiedlands Schüler. Langenbruchs Verdienst um die Graphologie ist ein außerordentliches; seine im Laufe der Jahre bei Schorer veröffentlichten Aufsätze sind reich an neuen Entdeckungen. Gegenwärtig nun hat Langenbruch diese Aufsätze gesammelt und im Verlage von Paul List, Berlin, erscheinen lassen unter dem Titel: „Graphologische Studien“.

Die Bedeutung dieser Aufsätze kann nur der Fach-Graphologe würdigen; zur Einführung in die neue Wissenschaft dürften sie kaum geeignet sein, diesem Zwecke aber wird ein Lehrbuch genügen, das Langenbruch, wie er mir schreibt, beinahe vollendet hat.

Ein Zufall machte den Berliner Physiologen Prof. Preyer mit Langenbruch bekannt. Und Preyer wurde erst zum Schüler und dann zum Apostel der Graphologie.

Ein ähnlicher Zufall dürfte Lombroso der neuen Lehre zugeführt haben. Und jetzt sitzen diese beiden Wissenschaftsautoritäten auf dem hohen Roß und stoßen ins Horn: Strömt herbei, ihr Völkerscharen; höret die Autoritäten; die Graphologie ist eine Wissenschaft!

Im Mai-Heft der „Dtsch. Rundschau" hat Prof. W. Preyer einen Aufsatz veröffentlicht: „Handschrift und Charakter. Zur Physiologie und Psychologie des Schreibens." Was der Herr Professor hier vorbringt, ist für graphologisch Gebildete nichts Neues. Es berührt also recht wunderbar, wenn im Dezember-Heft der „Neuen Dtsch. Rundschau" (Freie Bühne) ein Herr Dr. Jaensch den Professor Preyer wegen dieses Aufsatzes einen „genialen Forscher" nennt. Preyer soll zuerst die Graphologie auf eine physiologische Grundlage gestellt haben, und soll die Richtigkeit dieser zuerst durch Experimente bewiesen haben. Beides ist unrichtig. Schon lange vor Preyer hat man erkannt, daß die Handschrift in ihren charakteristischen Zügen garnicht von der Hand, sondern von dem dirigierenden Gehirn abhängig ist. Schon lange vor Preyer sind zur Erhärtung dieser Ansicht Experimente verschiedener Art ausgeführt worden, z. B. Herstellung von Schriften, bei denen die Feder mit den Zehen des rechten oder linken Fußes oder mit dem Munde gehalten wurde. Die Bedeutung des Preyer'schen Aufsatzes liegt darin, daß der Aufsatz eben von Preyer, einer Autorität, geschrieben wurde und mithin weiteste Kreise auf die Graphologie aufmerksam machen wird.

Ähnliche Bedeutung besitzt Cesare Lombrosos „Grafologia". Die als Einleitung gegebene „Storia della grafologia" ist höchst grundrißmäßig gehalten. Auch Preyer gab (a. a. O. pag. 273 ff.) eine Skizze der Geschichte der Graphologie. Recht interessant ist es, die beiden Anfänge zu vergleichen. Der deutsche Professor schreibt: „Als Begründer der Graphologie wird gewöhnlich Goethe bezeichnet ...." Der italienische Professor aber verkündigt: „Come in quasi tutte le scienze, l'italiano ebbe anche nella grafologia le prime intuizioni." (pag. 1.)

Es macht wohl nicht jedem Vergnügen, Autorität zu sein; man muß dann allerlei Rücksichten nehmen auf die lieben Gläubigen. Der Patriotismus der beiden Professoren hat mich übrigens etwas angesteckt. So muß sich Lombroso vermerken, daß der Verfasser der Chirogrammatomantie nicht (pag. 5, 243) Henze, sondern Henze hieß. Henzes völlig intuitive, d. h. nicht wissenschaftliche Handschriftendeutungen aus dem Jahre 1851 ff. (abgedruckt in der Illustrierten Zeitung) sind vielleicht einigen älteren Lesern noch in Erinnerung.

Seiner geschichtlichen Einleitung läßt Lombroso die eigentliche Graphologie in zwei Teilen folgen. Nach welchem Teilungsprinzip Lombroso verfuhr, wird sich jeder ohne weiteres denken können. Teil I behandelt „La scrittura negli individui normali" und Teil II: „La scrittura negli individui anormali". Der erste Teil bringt absolut nichts Neues. Nur die Anordnung der bisherigen graphologischen Entdeckungen ist neu. Eine Psychologie der Schrift macht den Anfang; eine Übersetzung derselben von Otto Eisenschütz findet sich im „Magazin" (Nr. 46, 1894). Man unterscheidet in der Graphologie: Hauptzeichen, Nebenzeichen und Resultanten, letztere sind Kombinationen von Zeichen. Lombrosos bezügliche Abschnitte sind inhaltlich richtig, ohne aber erschöpfend zu sein oder Neues zu bieten. Teil II behandelt die Schrift der Nichtnormalen. Dieser Teil faßt ca. 120 Seiten, wovon jedoch nur 30 Seiten Text bieten, Text zu den übrigen 90 Seiten Facsimilia von Handschriften nichtnormaler Menschen nach Lombrososcher Ansicht, als da sind: Kranke, Verrückte, Genies, Verbrecher und Hypnotisierte. Die Facsimilia sind recht interessant und wertvoll, viele bezeichnet mit einem: „ . . . della mia clinica." Aber auch hier finde ich nichts Neues. Selbst die Thatsachen der Handschriftenänderung gemäß den Suggestionen

in der Hypnose sind schon bekannt. Eine eingehendere Betrachtung dieser Thatsache wird aber nicht geboten. Summa summarum: Lombrosos „Grafologia“ ist bedeutungsvoll dadurch, daß sie die Anerkennung der Graphologie durch den großengläubigen, autoritätssüchtigen Haufen beschleunigen wird. Weiter aber geht Lombrosos — wie auch Preyers — Bedeutung für die Geschichte der Graphologie nicht.

München. Hans H. Busse.
Institut für wissenschaftliche Graphologie.

Holländische Litteratur.

Eine Eigentümlichkeit der holländischen Litteratur bildet der indische Roman. Er ist keine Erscheinung unserer Zeit. Das Interesse der Holländer an ihren Kolonien ist von jeher ein äußerst reges gewesen, und das Leben und Treiben der Europäer auf Java hat in der holländischen Litteratur schon mannigfach Stoff gegeben für Romane und Novellen. Unter den jetzigen Schriftstellern, die ihre Erzählungen mit Vorliebe in Indien spielen lassen, steht der Redakteur des „Bataviaansch Nieuwsblad“, P. A. Daum, obenan, dessen unter dem Pseudonym Maurits veröffentlichte Romane sich in Holland großer Beliebtheit erfreuen. Vor mir liegt sein neuer, zweibändiger Roman „Aboe Bakar“ (Haag, Loman & Funke), der gleich den beiden letzten Werken „Nummer Elf“ und „Ups en Downs in het Indische leven“ ein für den Europäer besonders interessantes und farbenreiches Bild aus der Welt der Tropen bietet. Eine sehr anschauliche und lebendige Schilderung des Lebens in Niederländisch-Indien in novellistischer Form bilden die beiden ebenfalls im letzten Jahre erschienenen Skizzenbände von Therese Hoven „Onder de Palmen en Waringins“ und „In Sarong en Kabaai“ (Amsterdam, L. J. Veen).

Ein sehr interessantes Buch ist der zweibändige Roman „Goetia“ von Frits Lapidoth (Leiden, S. C. van Doesburgh). Der Verfasser führt uns mitten hinein in das Pariser Leben, das er als jahrelanger Korrespondent holländischer Zeitungen genau kennt. Nicht das moderne Gesellschaftsleben der Pariser selber, die Hefe des Auslands ist es, die uns der Roman vorführt: Verbannte und Flüchtlinge, Nihilisten und Anarchisten, überzeugte Fanatiker des Umsturzes und gemeine Verbrecher und Diebe, die unter dem Deckmantel der Anarchie ihr Wesen treiben, und alle die anderen zweifelhaften Elemente, die sich in der französischen Hauptstadt zusammenscharen. Und von all diesen mehr oder weniger dunklen Existenzen hebt sich die Heldin ab, Goetia, die die Menschen bezaubert mit ihren Augen, ihrer Stimme, ihrem ganzen Wesen, die in ihrem Hotel spiritistische und hypnotische „Séancen“ veranstaltet, zu denen sich die ganze vornehme Welt von Paris drängt. Lapidoth ist in diesen okkultistischen Künsten vollständig zu Hause; das bunte und bewegte Bild dieser Soiréen gewährt uns einen interessanten Einblick in eine ziemlich unbekannte Welt, die höchst charakteristisch ist für das Paris um die Jahrhundertwende. Auch Goetia, oder vielmehr Gräfin Olga Tredjakow, ist überzeugte Nihilistin, aber das „Comité“ will von dieser Genossin auf Gummirädern, die ihre eigenen Wege geht und sich keinem fremden Willen unterordnet, nichts wissen, ihr Tod wird beschlossen, und das tragische Ende Olgas, die durch die Hand ihres früheren Geliebten fallen soll, bildet den Schluß des packenden Romans, der, wenn auch kein erstklassiges Kunstwerk, so doch immerhin ein Werk ist, das unter den Schöpfungen der holländischen Litteratur des letzten Jahres bedeutend hervorragt.

Als ein neuaufgehender Stern an dem holländischen Litteraturhimmel wurde von verschiedenen Zeitungen Karel Ridoro gepriesen, der Verfasser eines Romans „Daï“. (Amsterdam, ten Brink & de Vries.) Ich ließ mir den Roman kommen, vermochte aber in ihm nichts zu entdecken, was die holländischen Reklamekritiken auch nur einigermaßen rechtfertigte. Ich habe

wenige Bücher gefunden, in denen das Anfängerhafte so zu Tage getreten ist, wie in diesem Roman, der auch stofflich langweilt und für etwaige weitere litterarische Erzeugnisse Ridoros wenig hoffen läßt. Das einzig lobenswerte an dem Roman ist die vorzügliche Ausstattung. Es giebt eben in Holland glücklicherweise noch viel Leute, die sich ihr litterarisches Schaffen etwas kosten lassen können. Und Ridoro, der Mann mit dem vokalreichen Pseudonym, ist einer dieser Glücklichen.

Litterarisch auf so ziemlich gleicher Höhe mit „Daï“ steht „Blank en Geel“ von A. J. Wir könnten über diese Erzählung ruhig hinweggehen, wenn bei ihr nicht ein litterarhistorisch interessantes Faktum zu melden wäre. Die Initialen A. J. tauchen nicht zum ersten Mal in dem holländischen Schrifttum auf; unter ihrem Zeichen sind bereits verschiedentlich Bücher in die Welt hinausgesandt worden. Es ist ein offenes Geheimnis, daß sich hinter diesem A. J. niemand anderes verbirgt, als L. van Deyßel, der Autor des wuchtigen Romans „Liefde“, des ersten großen realistischen Prosawerkes der jungholländischen Dichterschule, van Deyßel, der gefürchtete scharfe Kritiker, dessen litterarische Essays soeben gesammelt herausgekommen sind („Verzamelde Opstellen“), Deyßel, der große Sprachkünstler, dessen Prosa Stellen aufweist, die in ihrem Reichtum an Ausdrücken, in ihrer prächtigen Wortmalerei von keiner Poesie übertroffen werden. Und dieser selbe van Deyßel schreibt einen Roman, der in Stoff und Ausführung so alltäglich wie möglich ist, und der auch in keinem Satze den Autor von „Liefde“ und der „Opstellen“ verrät.

An deutschen Übersetzungen aus dem Holländischen ist in letzter Zeit mancherlei erschienen. Die Verdeutschung von Couperus' „Extaze“ von Freia Norden ist bereits von G. Morgenstern angezeigt worden. Ich habe nur noch hinzuzufügen, daß die Übersetzung das Original vollständig ungenügend wiedergiebt und das Verständnis desselben durch einige Widersinnigkeiten in Frage stellt. Solche Übersetzungen schaden mehr als sie nützen. Glücklicherweise erscheint soeben eine brauchbare Übersetzung des Werkes von Ida Frick in der Deutschen Verlagsanstalt, Stuttgart.

Von Marcelius Emants sind in deutscher Übersetzung von Anna Crous zwei Werke erschienen, die Novellensammlung „Tot“ und das Gedicht „Lilith“. Besonders verdienstlich ist die Herausgabe des Gedichtes, das bei seinem Erscheinen vor zehn Jahren in Holland einen Sturm der Begeisterung und Entrüstung zugleich erregte. Hatte doch die holländische Litteratur bis dahin so gut wie nichts aufzuweisen, das in gleich vollendeter äußerer Form und mit solcher Glut einen etwas heiklen Stoff behandelte. Das Gedicht schildert den Kampf des ersten Menschen — Adam — mit der Wollust — Lilith. „Tot“ enthält zwei Novellen, „Sprechen“ und „Schweigen“ betitelt, die alle beide die Geschichte einer unverstandenen Ehe behandeln. Man hat Emants als Novellist oft mit Paul Bourget verglichen. Die vorliegenden Arbeiten lassen die Ähnlichkeit besonders stark hervortreten. In der psychologischen Stimmungsmalerei ist Emants Meister. Nur ist die Darstellung zuweilen doch etwas zu breit angelegt. Die Übersetzung weist ziemlich viel Mängel auf; undeutsche Wendungen wirken mehr als einmal störend. Die Übersetzung von „Lilith“ ist bei weitem gelungener und glatter. Beide Übersetzungen erschienen im Verlage des Bibl. Bureaus, Berlin.

Auf eine hochbedeutende Erscheinung sei hier noch hingewiesen, den Roman „Gottes Narr“ von Maarten Maartens (Köln, Alb. Ahn). Der unter dem Decknamen M. Maartens schreibende Verfasser ist ein Holländer, der seine Romane bisher in englischer Sprache veröffentlicht hat und der mit dem vorliegenden Werke nun auch seinen Einzug in die deutsche Litteratur hält. Obgleich der Roman als deutsches

Originalwerk betrachtet werden muß, hat er doch ein so durch und durch holländisches Gepräge, wie ja auch seine Handlung in Holland spielt, daß ich ihn ruhig in dieser Übersicht erwähnen kann. Der „Gottes Narr“ ist ein halb idiotischer, des Gesichts und Gehörs beraubter Unglücklicher, den das Schicksal zum Herrscher über Millionen bestimmt hat. Die Handlung, die sich um ihn abspielt, ist von wenig Belang, wie überhaupt das Romanhafte in dem Buche stark zurücktritt vor dem beschaulich Schildernden. Hierin liegt die Hauptstärke des Verfassers. Der Roman spielt in Koopstad und die Art und Weise, wie die Bewohner dieser Kaufmannsstadt geschildert werden, ist höchst ergötzlich. Ein vorwiegend satirischer Humor giebt diesen Schilderungen einen eigenartigen Reiz. Die Beobachtungen und Bemerkungen des Verfassers, deren docierender Charakter durch die in originellen Wendungen gehaltene Form der Wiedergabe abgeschwächt wird, zeugen von tiefer Erfahrung und Kenntnis. Es sind nicht die geistreicheinden Gemeinplätze, die wir sonst vielfach in den Romanen finden, in erneutem Aufguß, das Buch ist wirklich eine Fundgrube neuer, eigener Gedanken. Aus alledem geht hervor, daß Maartens „Gottes Narr“, nichts ist für die große Menge, aber man braucht auch nicht gerade zu den litterarischen Feinschmeckern zu gehören, um das Werk mit Genuß auf sich wirken zu lassen. Ich nehme keinen Anstand, den Roman als ein litterarisches Erzeugnis allerersten Ranges zu bezeichnen. Paul Raché.

Spanische Litteratur.

Eine poetische Einrichtung Spaniens und des spanischen Amerika sind die in unserm Jahrhundert wieder erstandenen litterarischen Turniere der Juegos Florales (Blumenspiele). Dieselben sind eine mittelalterliche Reminiscenz eines aragonesischen Königs, des D. Juan el amador de la gentileza, der sie aus der Provence herüberbrachte und sie in Barcelona in eine academia de gaya ciencia einführte. Sie entstanden in den Tagen ritterlicher Poesie, als die Liebe ein Kultus war, als der Glaube mit seinem Strahl die Seelen erhellte und ein Hauch patriotischen Geistes die Gemüter entflammte. Unterbrochen wurden sie in einer Zeit der politischen Wirren, bis ein anderer Aragonese, der Marqués de Villena, ihnen neues Leben einflößte. Zum zweiten Male welkten die Blumenspiele unter dem eisigen Wind des Absolutismus, bis sie vor 30 Jahren durch das Barceloneser Municipium, dank dem Einfluß von sieben jugendlich begeisterten catalanischen Schriftstellern, unter denen sich der hochbegabte Dichter Victor Balaguer befand, mit dem Wahlspruch: „Patria, Fides, Amor“ wieder hergestellt wurden. Die Blumenspiele vereinigen die höchsten Magistratspersonen, die Troubadoure, das Volk und die Blüte edler Damen des Landes, aus denen die noch Unbekannte hervorgeht, die, vom siegreichen Dichter zur Herrscherin ausgerufen, von allen als die Königin der Liebe, der Schönheit und der Cortesía geehrt, den Thron besteigt, während Herolde vor ihr herschreiten, die Maceros (Stabträger) der Stadt ihr folgen und Pagen sie umgeben. In unsern Tagen sind die Blumenspiele, die Jochs Florals der Catalanen, die Juegos Florales der Castellaner, zu einem großen historisch-litterarischen Wettkampf geworden, in welchem der Vers mit der Prosa, das Lied des Troubadours mit der Arbeit des Chronisten, die Sage mit der Geschichte, die Litteratur mit der Philosophie und die Wissenschaft mit dem Rechte sich eint. Die Stadt, die zuletzt die Juegos Florales, und zwar 1894, in ihren Schoß wieder aufnahm, ist das ernste, langsam wägende Zaragoza, das sich nicht vom ersten Trieb der Begeisterung hinreißen läßt, aber das, was es erfaßt hat, männlich behauptet. In Barcelona finden die Blumenspiele am ersten Sonntag des Mai statt, wobei der Sieger im Kampf seiner Königin Rose und Band überreicht; in Zaragoza aber

werden sie bei Gelegenheit der Feste zu Ehren der heiligen Patronin der Aragonesen, der Virgen del Pilar, abgehalten, von der die copla aus der Zeit des Unabhängigkeitskrieges der Spanier sagt, daß sie nicht Französin, sondern Generalin des aragonesischen Heeres sein wollte. Der König Alfonso XII. hat bei den Juegos Florales in Madrid den Vorsitz geführt und Königin der Blumenspiele in Barcelona ist die Königin-Regentin gewesen. Über ganz Spanien haben die Blumenspiele ihre Herrschaft ausgedehnt. Sie blühen heute am Fuße des Montserrat, auf dessen Felsensitz die Patronin der Catalanen, die Morenita de las montañas thront; sie blühen in der Stadt des Lichts und der Liebe, im schönen Valencia, nicht minder in Asturien am Fuße der erinnerungsreichen Grotte von Covadonga, im grünen Galicien, in den Fluren von Andalusien, wo sie ebenso vom maurischen Granada wie von Córdoba und Sevilla aufgenommen werden, und im Herzen des alten Castilien. Sie verkünden das Erwachen litterarischer Unabhängigkeit und gehorchen der Bewegung des Regionalismus, indem sie in den Provinzen blühen, die ehemals selbständige Königreiche gewesen, und ehren so mit dem großen Vaterland auch das kleine. Sie haben auch den Atlantischen Ozean überschritten und im spanischen Amerika Wurzel gefaßt.

In Buenos Aires wurden sie durch die Bemühung des Centro Gallego, auf Antrieb seines Präsidenten Joaquin Castro Arias, zuerst am 12. Oktober 1881, dem Jahrestage der Entdeckung von Amerika, gefeiert, und sie scheinen dazu bestimmt zu sein, der Stadt, die man das Athen des Plata nennt, der kosmopolitischen Gesellschaft von Buenos Aires, die als ein reines Konglomerat von verschiedenen Nationalitäten sich darstellt und mehr dem Mammon als dem Apollo huldigt, wieder ein nationales Gepräge zu verleihen und ihr den Sinn für Poesie zurückzugeben. Es lebt in der Argentinischen Republik nicht mehr die Generation der klassischen Dichter Varela, Echeverria, Josó Mármol und Doktor Gutiérrez. Auch Olegario Victor Andrade ist entschlafen, der 1881 der Sieger der Juegos Florales mit seinem prachtvollen Sang an Amerika wurde, dessen schönste Stellen ich in meinem Buche „Christoph Columbus“ veröffentlichen werde. Aber in voller Jugendkraft ist noch der poesiereiche Calixto Oyuela, der Sieger von 1882, der Dichter der preisgekrönten Ode an Eros, in der er als die ewige Muse, die süßen Duft auf seinen Sang ergieße, die Liebe nennt. Das Lob der Juegos Florales in Argentinien hat Ernesto Quesada, der am 1. Juni 1858 in Buenos Aires geborene Sohn des argentinischen Gesandten am Madrider Hofe, des auch als Journalist und Schriftsteller rühmlichst bekannten Vicente G. Quesada, in dem bemerkenswerten, echt patriotischen Buche „Reseñas y criticas“ angestimmt, das 1893 in Buenos Aires erschien und die bisher in Zeitschriften zerstreuten Aufsätze des Verfassers über argentinische Zustände zusammenfaßt. Man kann nicht deutschfreundlicher schreiben, als der Doktor Ernesto Quesada es in Bezug auf deutsche Universitäten thut, deren Leben er kennen gelernt. Man merkt es auch seinem für Feinschmecker der Litteratur geschriebenen Buche an, daß er aus der Quelle Goethes, des Königs der Kritiker, getrunken, über den er 1881 die Studie: „Goethe, sus amores, de la influencia de la mujer en sus obras literarias“ schrieb. Quesada hat einen weiten Horizont: sein kritischer Blick fliegt ebenso über die französische wie über die spanische Litteratur. Er kennt auch als Zögling des Dresdener Gymnasiums die deutsche und sagt von der bei W. Friedrich in Leipzig in Einzeldarstellungen erschienenen „Geschichte der Weltlitteratur“, daß sie ein wahres Denkmal litterarischer Kritik sei, das in Plan und Ausführung auf den Theorieen des Dänen Georg Brandes fuße. Aber sonderbar berührt es, daß ein so glänzender

Stilist wie Ernesto Quesada in einem Artikel über den argentinischen Dichter und Prosaiker Martin Garcia Mérou so verächtlich von der Prosa, von der „prosa vil" spricht, die nur vergängliche Kränze aus Worten winde, während eine einzige goldene Strophe, der Fiber einer Seele entrissen, zur Unsterblichkeit fliege. Gegen diese Verunglimpfung der Prosa werden sich alle Meister des spanischen Stils, vor allen D. Juan Valera, erheben. Aber auch er selbst sollte es thun, er, der um die Reinhaltung der Sprache des Herrera und Rioja in Buenos Aires so große Verdienste hat, und den mit seinem Vater Vicente G. Quesada, dem Verfasser des „Vireynato del Rio de la Plata", als die hervorragendsten Vertreter der argentinischen Presse am 30. August 1883 im Liceo de Artes y Oficios von Rio de Janeiro Brasilien, sein Kaiser und seine Schriftsteller ehrten. Damals wurde auch unter den Auspizien der beiden Quesadas eine „Sociedad de hombres de letras del Brasil" gegründet, für die Ernesto Quesada als Vorbild den „Deutschen Schriftstellerverband" empfahl.

Johannes Fastenrath.

Umsturz.

Gegen die Ungeheuerlichkeit der sogenannten Umsturzvorlage, die den letzten Rest deutscher Rede- und Gedankenfreiheit knechten soll, erhebt Wilhelm Jensen in der Saale-Zeitung folgenden

Weckruf:

„Etwas Unglaubliches bereitet sich vor im deutschen Land. Es scheint nur ein fratzenhaft-verzerrender Spuktraum sein zu können, und doch ist es Wirklichkeit. Wir träumen nicht toll, wir sehen und hören wachend die Verblendung handeln. Mit grinsenden Zähnen lachend, betreibt sie ein Würfelspiel um die Zukunft unseres Volkes. Diesem ein Leichenhemd zu wirken, arbeitet sie am Webstuhl.

„Was mehr als ein Jahrtausend lang Rom vergeblich angestrebt — wofür es unzählbare Kriegsgreuel heraufbeschworen, Hunderttausende hingeschlachtet, das deutsche Land verheert, Geschlechter ausgerottet, Inquisitionsgerichte geschaffen und Scheiterhaufen entzündet — wonach es dennoch immer umsonst gerungen hat – das trachtet es am Schluß unseres Jahrhunderts, nicht zunächst durch äußere Gewalt, sondern im Verband mit der protestantischen Orthodoxie und feudalem Junkertum durch ein Gesetz zu erreichen — sein unablässig gleiches Ziel: den deutschen Geist zu knechten.

„Die Freiheit des Wortes soll erstickt, die Freiheit der Wissenschaft geknebelt werden. Das ist der „Umsturzvorlage" geheime Absicht und eigentlichster Inhalt. Aus Deutschland soll ein Spanien Philipps des Zweiten gemacht werden. Ein Alba ist erstanden, den wir nicht zu solcher Rolle fähig gehalten hätten.

„Wie konnte es bei uns dahin kommen, daß dieser Plan zu einer Ausführungsmöglichkeit gelangte?

„Laßt das Witzeln und Spotten darüber, die Ironie und Satire! Sie sind keine Waffen mehr im Kampf auf Tod und Leben. Man lacht nicht mehr, wenn die Flamme aus dem Dach schlägt; wer nicht stumpfsinnig zusieht, regt den Arm, die Feuersbrunst mit bewältigen zu helfen, eh' sie das Haus rettungslos überlodert und es in Asche zusammenstürzt. Es giebt nur noch eine wirkliche Waffe: das gerade Wort, unbemäntelt, jedem laut ins Ohr gerufen, ihn aus träger Schlafsucht wachzurütteln. Der geistige Untergang droht dem deutschen Volk, droht auch dir und deinen Kindern, wenn du stumm die Achsel zuckend dreinblickst!

„Gieb dir zuerst Antwort, wie es dahin hat kommen können! Sie liegt einfach da.

„Es geschieht, weil die plumpe Masse, die Unwissenheit, der jedes Geistesbedürfnis unbekannt ist, die Herrschaft im Deutschen Reiche übt. Willenlos von Rom regiert, eine Herde, von Pfaffen

zur Urne getrieben, wählt sie den Todfeind und Verderber des deutschen Geistes sich zur Vertretung, das Centrum. Ihm verbünden sich Muckertum und Junkertum, weil beide ihre Selbstsuchtzwecke von jenem gefördert sehen. Hohnlachend schließen alle, die auf die Zertrümmerung des Deutschen Reiches sinnen, sich ihnen an; sie wissen, daß sie ihre Zukunftsernte damit bereiten. So ist die Reichstagsmehrheit für Rom und seine Helfershelfer hergestellt.

„Doch das alles hätte nicht zu solcher entscheidenden Bedeutung aufwachsen können, wäre nicht das Wesentliche dazu gekommen, wäre nicht der Boden bereitet, eine Saat in ihn gestreut worden, die tausendfältig aufgegangen.

„Das Verdienst hat sich seit einem Vierteljahrhundert unsere „große Zeit" erworben.

„Sie hat — gleichgiltig durch welche Werkzeuge, denn es ist geschehen — rastlos daran gearbeitet, im nachwachsenden Geschlecht die Selbständigkeit deutschen Geistes zu verkrümmen und zu vernichten. Sie hat aus der Jugend das Höchste getilgt, Begeisterung für ideale Lebensgüter des Gedankens und Gemüts. Sie hat dem unabhängig Selbstdenkenden die Aussicht auf ein verdientes Fortkommen verschlossen und der willenlosen Fügsamkeit gleißenden Lohn vorgehalten. Sie hat den äußern Schein und die innere Leere, die Heuchelei und die Gefühlsroheit, den knechtischen Sinn, das Strebertum und das Korpswesen als „Stütze der Nation" großgezogen. Sie hat vom deutschen Herde den Geist geächtet und zum Lebensziel das Trachten nach einem genußreichen körperlichen Dasein gemacht.

„Vor den Augen der Welt haben wir es „herrlich weit gebracht". Aber wahrlich, im besten, was wir gehabt, sind wir seit dem Jahre 1870 unabsehbar weiter zurückgegangen!

„Von dieser Saat droht Deutschland vor allem die Todesgefahr. Sie läßt an der Zukunftshoffnung verzagen. Und im Reichstage ist die Gegenwart verloren. Enthält er überhaupt noch Vertreter des deutschen Geistes, oder nur Handeltreibende, im besten Falle von Parteiblindheit und politischem Größenwahn Besessene? Das M. d. R. (Mitglied des Reichstages) auf der Visitenkarte ist eine traurige Empfehlung in Deutschland geworden. Der letzte, immer schwächer entartete Vernunfthalt, der Nationalliberalismus, hat in den jüngsten Tagen seinen Bankerott erklärt.

„Unter allen, die offiziell zur Leitung des Reiches berufen sind, suchen wir umsonst nach einem, der den Mund zu rückhaltlosem Wort öffnet, von wirklicher Erkenntnis des Drohenden und einfachem, großem, nichts anderes achtendem Trieb erfüllt, als unserem völligen Niedergange vorzubeugen.

„Schadenfroh blickt das Ausland auf unsere innere Selbstentkräftung herüber, nach deren Fortschritt, mit jenem um die Wette, die Sozialdemokratie lechzt. Sie weiß, daß die scheinbar gegen sie gerichtete „Umsturzvorlage" ihr am mächtigsten zur Förderung dient, im Begriff steht, ihren stärksten Widerhalt, die Geisteskraft in Deutschland zu zerdrücken. Wenn Pfaffen, Pietisten und Junkern diese zu vernichten gelingt, werden die Sozialdemokraten mit der Heerkraft bald fertig werden. Sie haben Augen, die einzigen, zu erkennen, was mit strotzenden Säften ihre Frucht zum Schwellen bringen muß.

„Aber sind wir denn alle blind und taub? Alle Augendiener und Streber, gefügige Werkzeuge zur Beteiligung an der Arbeit, die den „Umsturz" beschleunigt? Ist denn der Reichstag das deutsche Volk? Vertritt er den, wenn auch an Kopfzahl geringen geistigen Bestandteil desselben, die wahre Bildung, die Wissenschaft, die Kunst?

„Wir wissen, daß er in seiner gewaltigen Mehrheit einen Hohn auf sie darstellt. Aber wir wissen auch, daß außerhalb seiner Tagungsmauern noch Tausenden über Tausenden die freie Seele aufschreit, heiß und

wild das Blut bei der Vorstellung klopft, daß der deutsche Geist gebunden an seinen einzigen wirklichen Erb- und Todfeind, an Rom, Muckertum und ihre Beihelfer — an Staatsanwalt und Gerichtsspruch ausgeliefert werden soll.

„Aber sie alle sind Einzelne, Zerstreute. Ihre Stimmen verklingen wirkungslos, hier und dort, vereinigen sich nicht zum Brausen eines Sturmes.

„Und doch — vor gerade drei Jahren thaten sie's! Als dasselbe Triumvirat denselben Versuch zur Zukunftsknechtung des deutschen Geistes unternahm, da erhob sich aus diesem ein Sturmausbruch, vor dem die schleichende List erschrak, und das „Schulgesetz" fiel in nichts.

„Wo sind die Rufer von damals?

„Ist es denn möglich, daß drei Jahre sie alle mit dumpfer Gleichgültigkeit und Stumpfsinn geschlagen? Wir haben keine Salier und Staufer mehr, keine Luther und Hutten — doch auch keinen Männermut mehr?

„Die Gefahr ist diesmal näher und ungeheurer! Mit Zunge und Feder reißt die Glocken zum Mahngeläut! Jeder Zaudernde, thatlos Schweigende ladet Mitschuld auf sich!

„Ruft einen Sturm wach!

„Wem ihr zurufen sollt, weiß ich nicht. Bei der Reichsregierung wie beim Reichstag würde es nutzlos verhallen. Aber vereinigt euch überall zu gemeinsamem Ruf vor dem Gehör des deutschen Volkes, die ihr, welchen Glaubens immer „Protestanten" seid! Legt Protest ein gegen die Vergewaltigung eures höchsten Besitztums, deutscher Geistesfreiheit, durch Rom, Orthodoxie und Junkertum!"

Dieser „Weckruf" veranlaßte auch Karl Busse, das Wort zu ergreifen. Ebenfalls in der „Saale-Zeitung", die sich durch die Aufnahme dieser Kundgebungen an leitender Stelle ein großes Verdienst erworben, schreibt unser junger Mitarbeiter Worte flammender Begeisterung, die wir unseren Lesern nicht vorenthalten wollen:

„Wir haben lange genug darauf gewartet, wir haben Wochen über Wochen gehofft auf das Trompetensignal, das uns unter die Waffen rufen sollte. Aber immer näher kam die Gefahr, immer drohender ward sie, und keine Hand regte sich, die Sturmglocke zu läuten, keine Stimme erhob sich, all die Tausende, „deren freie Seele noch aufschreit," um sich zu sammeln. Das deutsche Volk soll auf unerhörte Weise geknechtet, sein Geistesleben vernichtet werden — und wo blieben die „Führer" des Volkes, die Dichter und Denker, die flammenden Protest dagegen einlegten? Mit heißem Herzen haben wir Jüngeren auf den Ruf dieser „Führer" geharrt, und die Schamröte stieg uns ins Gesicht, als alles still blieb. Nun ist wenigstens Einer gekommen, der den Bann von uns nimmt, und in unseren Herzen zittert ein jauchzendes „Endlich!" —

„Es hat wirklich den Anschein, als ob das deutsche Volk nicht weiß, was es verlieren soll. Denn sonst müßte es wie ein Sturm durch alle Herzen gehen, daß die Dunkelmänner feige in ihre Höhlen zurückkriechen. Oder aber: das Volk weiß, was mit ihm geschehen soll, und wenn es trotzdem nicht wie Ein Mann dagegen aufsteht, dann ist es reif zur Knechtung. Aber wer zur Knechtung reif ist, ist auch reif zum Untergange. Und so weit sind wir gottlob noch nicht. Was aber für das Volk, das sich alle Konsequenzen des geplanten Polizeiregiments nicht vorstellen kann, tieftraurig ist: die ruhige Gelassenheit, mit der es dem Schmieden seiner Kette zusieht — das wird schmählich, wenn die hervorragenden, weiter blickenden Geister, die das Volk aufrütteln und aufklären sollen, sich daran beteiligen. Und das ist jetzt der Fall. Wohl haben bedeutende Gelehrte ihre mahnende Stimme erhoben, aber sie konnte nicht weit dringen, weil der Kreis, in dem diese Männer gewürdigt werden, immer nur beschränkt ist. Wohl hat die „Vossische Zeitung" von einer Protestversammlung der bedeutend-

sten Vertreter der Kunst und Wissenschaft gesprochen — aber wo fand sie statt? Nein, gerade die Dichter, die hier Führer sein müßten, deren Wort in die breitesten Volksschichten dringt, gerade sie haben geschwiegen, gerade sie lassen sich das Heiligste rauben, die Freiheit ihres Schaffens. Wo sind die Herren, die sonst jeden Aufruf für ein Denkmal unterzeichnen, die sich in jedes Komitee wählen lassen? Pfui über den traurigen Mut, der dazu gehört, jetzt, wo unsere heiligsten Güter in Gefahr sind, am Schreibtisch Liebesgedichte zu drechseln und Rosenkränze zu winden! Hat diese Litteratur noch eine Existenzberechtigung? Diese Litteratur, die ihre heiligste Pflicht vernachlässigt, die jede Fühlung mit der Volksseele verloren hat, die nicht einmal gegen ihr eigenes Todesurteil rebelliert? Wo ist Ernst von Wildenbruch? Und wo ist Sudermann? Und hat Gerh. Hauptmann nur in seinen Dramen schöne Worte für Freiheit? Und Paul Heyse, Spielhagen, und die anderen Berühmtheiten? Ein dreimal heiliger Zorn muß den Vaterlandsfreund packen, wenn er die berühmten Männer unthätig verharren sieht. Und dieser Zorn hat dem jüngeren Dichtergeschlechte die Hände geballt. Wir alle, die wir die junge Litteratur vertreten, haben uns nach dem Weckruf gesehnt, haben darauf gewartet, daß jetzt wenigstens das Schwert aus der Scheide fliegen soll. Aber wer von uns durfte den Anfang machen? Mußten wir nicht hinter den älteren Poeten, die sich bereits den Lorbeer errangen, zurückstehen? Erst jetzt, wo wenigstens Wilhelm Jensen den Mut fand, für unsere höchsten Güter einzutreten, darf auch das junge Geschlecht geharnischten Protest einlegen und das Caveant consules! an seine Adresse senden. Das junge Geschlecht aber ist die Zukunft. An ihm wird es dereinst sein, die Suppe, die heute eingebrockt werden soll, auszulöffeln. Nicht die Heyse und Spielhagen werden einst den gewaltigen Kampf auszukämpfen haben, der unvermeidlich ist, wenn die Knechtung des deutschen Geistes gelingt, sondern wir Jüngeren, und unsere heilige Aufgabe muß es schon jetzt sein, in dem Kampf gegen die geplante Knechtung in erster Reihe zu stehen.

„Unsere heutige Dichterjugend ist gewiß nicht schlechter, als die der dreißiger und vierziger Jahre dieses Jahrhunderts. Auch damals „schützte“ man Religion und Eigentum, Monarchie und weiß Gott was alles durch Paragraphen. Und die Folge? Mochte Wolfgang Menzel die jungen Dichter denunzieren, mochte der Bundestag ihre Bücher verbieten, mochte man sie der Freiheit berauben — es nützte nichts. Die Heine und Gutzkow, Laube und Mundt, Wienbarg und Kühne konnte man vielleicht mundtot machen, aber um so siegreicher brachen sich ihre Ideen Bahn, und neben und hinter ihnen standen die Grün und Meißner, die Herwegh und Freiligrath, und begeisterten das ganze Volk, das den Herren am grünen Tische 1848 seine Antwort schrieb. Glaubt man wirklich, daß heute die junge Dichtergeneration weniger ideal ist? Nein — mit derselben Begeisterung wird auch heute „schwertscharf und glockentönig“ das Kampflied erklingen, und ein Herwegh wird uns ebensowenig fehlen wie ein Freiligrath. Denn die junge Litteratur, die wir seit 10 bis 15 Jahren in Deutschland haben, ist an und für sich eine Litteratur des Kampfes. Ihre bedeutendsten Vertreter traten mit blankem Schwert auf den Plan, und nicht mit Rosen in den Händen. Allmählich wurden sie ruhiger, und heute sind die revolutionären Klänge fast ganz überwunden. Aber wehe, wenn die Flamme zu neuer Glut entfacht wird. Dann wird aus dem Rosenrot der Liebeslieder wieder das Blutrot revolutionärer Dichtung, dann wird die Kelle wieder dem Schwerte weichen, dann wird jeder, in dessen Brust noch Mannesmut und Begeisterung leben, freudig ein Märtyrer der geknechteten Freiheit sein wollen, in dem großen Bewußtsein, daß immer nur der Kämpfer

unterliegt, nie aber der Gedanke. Wer die Kreise der jüngeren Poeten kennt, der kennt auch die Gährung, die sich immer sichtbarer dort bemerklich macht, der weiß, welch mühsam unterdrückte Erregung in ihnen herrscht. Ihre Gesamtheit aber wird doch einmal unsere Litteratur repräsentieren, und eine revolutionäre Litteratur erzieht ein revolutionäres Volk. Caveant consules!

„Daß sich durch solche Aussichten die älteren Poeten nicht aus ihrem Quietismus schrecken lassen, ist traurig. Vielleicht weckt sie Jensens Trompetensignal, vielleicht erinnern sie sich ihrer Pflicht dem Volke und der Kunst gegenüber. Oder wollen sie wirklich die Dunkelmänner ruhig hantieren lassen, dem Zuge sich anschließen, den Gottfried Keller so schön gekennzeichnet hat:

„Von Kreuz und Fahne angeführt,
Den Giftsack hinten aufgeschnürt,
Der Fanatismus ist Profoß,
Die Dummheit folgt als Betteltroß. . .?"

„Hier heißt es auch: wer nicht gegen die Knechtung ist, der ist dafür, und was für jämmerliche Schwächlinge müssen das sein, die sich freiwillig und ohne den Mund aufzuthun die Handschellen anlegen lassen! Schon jetzt haben sich die deutschen Dichter durch ihr Zögern zum Gespött gemacht — ein längeres Schweigen muß sie so brandmarken, daß kein späterer Litterarhistoriker, trotz der schönsten chemischen Reinigungsmethode, den Schandflecken von ihnen abwaschen kann. Wie das jüngere Geschlecht denkt und fühlt, wurde gesagt. Ich weiß, daß ich hier im Namen dieses Geschlechtes gesprochen habe. Vielleicht hätte dieser oder jener mehr Berechtigung gehabt, als Sprecher der jungen Generation aufzutreten — aber einer muß eben den Anfang machen. Und wir fragen die älteren und berühmteren Poeten, ob sie noch weiter die Hände in den Schoß legen, ob sie wirklich warten wollen, bis alles verloren ist. Dann wird die Weltgeschichte auch für sie das Weltgericht bedeuten. Denn dann werden sie abgelöst und abgeurteilt werden von einer Zeit, die ihre rein ästhetischen Ideale nicht mehr versteht, von Dichtern, die ein Jüngerer, Hermann Conradi, für die Zukunft geweissagt hat:

Sie singen eine einz'ge Weise nur:
Die Weise der Empörung gen Despoten!
Sie flammen wild zusammen zu dem Schwur:
Licht den Lebendigen — die Nacht den Toten!"

Ja, es ist wahr, das deutsche Volk sieht der Henkerarbeit, die an seinen edelsten Gütern vorgenommen wird, mit unheimlicher Gelassenheit zu; aber gar so still und tot, wie Karl Busse meint, ist es denn doch nicht geblieben. Von einem Paul Heyse, einem Sudermann, einem Wildenbruch ist in dieser Frage allerdings wenig Heil zu erwarten; dafür aber steht unser Michael Georg Conrad schon lange auf seinem Posten und läßt in Wort und Schrift seine Warnungsrufe ertönen. Ein Beweis dieser Thätigkeit ist die Schrift „Wetterleuchten der Reaktion". Zwei Betrachtungen über die Umsturzvorlage von L. Quidde und M. G. Conrad. (München, Staegmeyersche Verlagshandlung.)

Die Broschüre enthält zwei Abhandlungen, nach in einer Münchener Volksversammlung am 4. Januar d. J. gehaltenen Reden bearbeitet. In der ersten zergliedert Prof. Quidde die Umsturzvorlage mit feinster Dialektik. Er deckt die verborgenen Fallstricke der scheinbar so harmlosen Paragraphen und Zusätze mit unerbittlicher Rücksichtslosigkeit auf und zeigt, daß die Vorlage nicht nötig, weil die wirklichen Verbrechen alle durch das alte Gesetz getroffen werden, und daß alles, was der alten Gesetzesfassung entgehen würde auch für die erneute schärfere Form unfaßbar sein würde. Er legt es klar und deutlich dar, daß die Umsturzvorlage viel weniger Anarchisten, Mordbrenner und solche schlimmen Elemente als die friedlichen Bürger aller Parteien bedroht; daß sie erst recht den Umsturz fördern würde.

Betrachtet Prof. Quidde die Vorlage mehr vom juristischen und legislatorischen Standpunkt, so donnert Conrad in seinem Lapidarstil dagegen. Er bezeichnet sie mit Recht als die größte Gefahr, die dem deutschen Volkstum, der deutschen Kultur jemals gedroht hat. Er deckt die ungeheure Kluft auf, die heute zwischen der Regierung und dem Volke gähnt und auf beiden Seiten unheilvolles Mißtrauen erzeugt. Auch seine Worte sind flammende Weckrufe. „Wo sind die Männer" — fragt er — „die unter dem vollen Einsatz ihrer Persönlichkeit zu den Monarchen oder zum Kaiser die Sprache des Volkes sprechen und die Wahrheit sagen, die Wahrheit rücksichtslos auch da sagen, wo der Herrscher selbst menschlich irrt und menschlich fehlt? Wo sind die Männer, die auf die lateinischen Sprüche des Kaisers mit deutschem Munde deutsche Antwort geben?"

Oder weiter:

„Diese Umsturzvorlage zerstört mit der Freiheit denn auch weiter alle Tugenden der alten Germanen, Tugenden, die wie die begleitenden Fehler, Tugenden waren eines Herrenvolkes und niemals eines Sklavenvolkes; sie zerstört die Ritterlichkeit der Gesinnung, sie zerstört den Stolz und den Unabhängigkeitssinn, sie zerstört die Ehrlichkeit, die mannhafte Überzeugung. Bei diesem Umsturzgesetze muß aller feinere Sinn für Recht und Gerechtigkeit, alle edlere Empfindung für die Idealität des Volks- und Rechtslebens in die Brüche gehen. Und da lamentieren noch diese Leute, die uns mit solchen Gesetzesvorlagen herabzuwürdigen und unsern geistigen und moralischen Ruf vor aller Welt zu schänden wagen, dem deutschen Volke, der deutschen Jugend sei der Idealismus verloren gegangen!

„Gewiß, bald wird nicht mehr die Spur von Idealismus zu finden sein, von dem Idealismus, der mehr ist als läppische Phrase, von dem Idealismus, der nur einer wirklichen, lebendigen Persönlichkeit in der Fülle ihrer Reinheit und Größe auf der Höhe der echten Volksart entströmen kann. Was unser Volk jetzt auf der Höhe sieht, das sind eben statt dieses verkörperten Ideals nur — Ausdenker und Verfasser von Umsturzvorlagen und Knebelgesetzen."

Er schließt mit den wuchtigen Worten: „Die soziale Idee gehört heute zum eisernen Bestande jeder Kultur, die ihren Namen verdient.

„Mit Gewaltmaßregeln auf ihre Entwicklung einschlagen, heißt gegen das junge, bessere Leben, gegen die Gerechtigkeit, gegen die Nächstenliebe, gegen das Göttliche in der Menschheit die staatliche Gewalt ausrücken lassen — die Gewalt eines Staates, der sich mit Vorliebe selbst den Christlichen nennt, ein Maskenspiel, das ernst zu nehmen allerdings kein ehrlicher, einsichtiger Mensch verpflichtet ist.

„Mit einem Gesetz in solchem Zusammenhang wie das Umsturzgesetz in der heutigen wissenschaftlichen und wirtschaftlichen Weltlage, streicht man jedes Volk aus der Reihe der Kulturnationen und treibt es der Barbarei oder dem Umsturz aller sinnvollen Lebensgesetze entgegen. Und was dann? Dann wird die Natur ihr letztes Wort gegen den thörichten Absolutismuswahn der Menschen sprechen. Auf Druck antwortet sie mit Gegendruck, auf das Wetterleuchten der Reaktion antwortet sie mit Donnerkeilen der Revolution." —

Und Conrad hat den stillen Arbeitstisch verlassen und ist hinausgezogen in die Welt, um mit seinem lebendigen Worte, mit seiner ganzen Persönlichkeit zu wirken.

Es giebt unter den Dichtern und Denkern des deutschen Volkes wohl solche, die ihre Pflicht thun; es giebt immer noch Rufer im Streite — möge sie das deutsche Volk hören! H. Merian.

Vermischtes.

Herr Karl Bleibtreu schreibt uns bezüglich seines Dramas „Die Weltbefreier":

„Vielleicht hat der Dichter die Gewogenheit, seine ratlosen Kritiker aufzuklären." Also erging an mich der Aufruf im Januarheft der „Gesellschaft", angesichts der seltsamen Auslegung, welche Herr Maurice v. Stern dem Mißerfolg meines Schweizer Schauspiels „Die Weltbefreier" angedeihen ließ. Ich kenne Stern garnicht. Seine Denunziation meines Stückes als einer unerhört frechen Satire auf die Schweiz kann ich nur bemitleiben. Sein Schlußsatz hingegen „Es flackert wie Irrsinn darüber hin" ist so ge—schmackvoll, daß ich mir mal persönliche Beantwortung in Zürich vorbehalte. Im übrigen habe ich gegen seine entrüstete Recension nichts einzuwenden, sie entbehrt wenigstens nicht der sonstigen Achtung vor dem Autor. Meine politische Absicht habe ich klar genug in der Vorrede herausgeschält; hier von einer Glorifikation des Adels zu faseln ist einfach sinnlos. Das Drama enthält umgekehrt eine deutliche Absage an den Adel. Hingegen habe ich allerdings zu schildern versucht, welcher Hochgenuß den armen Sterblichen durch demokratische Weltbefreier meist zu blühen pflegt. Dieser Schandthat bekenne ich mich schuldig. Das naive Theaterpublikum hat aber blutwenig davon verstanden, sondern im Gegenteil wirr und wüst alle Vorgänge durcheinandergeworfen und immer an unrechter Stelle mißverstanden. So waren denn Schweizer und Deutsche, Sozialisten und Bourgeois in gleicher Weise wütend. Jeder fühlte sich getroffen, nach dem Satze: Wer keiner Partei angehört, beleidigt alle. — Über den dichterischen Wert der halb festspielmäßigen Arbeit erlaube ich mir kein Urteil. Der 4. Akt, dessen Gräßlichkeit die Geduld der Züricher Philister erschöpfte, ist theatralisch gerade der beste. Jedenfalls mag ich mich damit trösten, wie ein deutsches Blatt wohlwollend über die Buchausgabe schrieb, daß schon ein so großes Wollen mich ehre, selbst wenn es nicht vollkommen gelungen sei. Das „Berl. Tagebl." ließ sich aus — Bern telegraphieren, mein Stück sei ausgepfiffen. Dem „Lokalanzeiger" schrieb jemand aus Zürich, der lokalpatriotische Inhalt (also doch!) habe die Kritik nicht versöhnen können, nur der 1. Akt habe vereinzelten Beifall gefunden. Das ist unrichtig. Der 1. Akt fand einen Beifall, wie ihn das kalte Züricher Publikum noch nie gespendet hat, und erst nach dem 3. Akt meldete sich vereinzelter Protest. Irre ich nicht, so hat dieser Korrespondent des „Lokalanzeiger" im „Zürich-Anzeiger" umgekehrt auf den nichts weniger als lokalpatriotischen Inhalt geschimpft! In Berlin aber wirkt das Umgekehrte herabsetzender für mich, also!

Wenn ich nun in eigener Sache bezüglich der Ablehnung meines Dramas „Die Weltbefreier" das Wort ergreife, so soll dies keine oratio pro domo, sondern eine allgemeine lehrreiche Betrachtung sein, der man die Objektivität nicht absprechen wird. Ich schicke voraus, daß der geistvolle Kritiker der „Züricher Post" bei weitem am ruhigsten und klarsten den Thatsachen gerecht geworden ist. Doch hat auch er sich nicht dem bekannten hypnotischen Einfluß entziehen können, den eine zischende Menge, mag sie auch aus den urteilsunfähigsten Elementen bestehen, allemal ausübt. Er versicherte mir vor der Aufführung, daß er nach Lektüre des Buches, das ihm zugänglich geworden war, einen großen dauernden Erfolg prophezeie. Wenn nun diese Überzeugung bei ihm nach der Aufführung wankend wurde und in das Gegenteil umschlug, so würde dies nur die alte bekannte Thatsache beweisen, daß man über dramatische Dichtungen — wohl zu unterscheiden von den üblichen Theaterfabrikaten — am sichersten nach der Lektüre urteilt. Selbst jedes Shakespearischen Dramas Aufführung blieb stets weit hinter dem Lefeeindruck zurück, wo eigene Phantasie nachhilft, während beim grellen Lampenlicht der kleinste Fehler nicht genügender Verkörperung ärgerlich stört. Doch hat der geistvolle Kritiker am Schluß seiner Besprechung ja selber erklärt: leidenschaftslose Prüfung werde nicht zögern, den

„reichen dramatischen Effekt" zuzugestehen, und auch vorher die „seltene poetische Kraft" anerkannt, die sich nur „leider überstürzt" habe. Ich erkenne gern die Berechtigung seines Tadels, daß der 1. und 5. Akt einen zu matten Gegensatz der „wahren Demokratie" zu dem grellausgemalten Bild der „Falschen" in den Mittelalten bilde; möchte aber darauf hinweisen, daß sehr wichtige historische Einzelheiten am Anfang des 2. Aktes und im 5. Akt das wertvolle Privatgespräch des deutschen Gesandten mit Werdenberg gestrichen worden sind. Die völlig unzulängliche Darstellung des Lopacher und im 5. Akt der lähmende Eindruck des Niederzischens von Akt 4 auf die sonst tapfer kämpfenden Schauspieler thaten sein Übriges, um den weihevollen Schluß matt verklingen zu lassen. Daß die Zisch-Clique es fertig brachte, auch diesen echtpatriotischen Hymnus unter absichtlicher Böswilligkeit zu begraben, ist das Einzige, was mein sittliches Empfinden tief empört hat. Denn für den Widerspruch, den die ultra-naturalistischen Hauptakte bei einem litterarisch ungeschulten Publikum fanden, liegt die natürliche Erklärung in Gründen, die mit der Kunst nichts zu thun haben. Wer die grimmige Satire auf atheistischen Anarchismus als eine ernstgemeinte Versöhnung der Religion auffaßt, obschon ich gern zugeben will, daß ich beim „Abendmahl der Freiheit" zu grelle Farben für naive Zuschauer griff, — wer die furchtbare Verhöhnung der „falschen" Demokratie in den bewußten beiden Gestalten, die sogar eine sonst ganz absprechende Recension als „klassisch" rühmt, als eine Beleidigung der Schweiz ansieht und von Verhöhnung republikanischen Empfindens redet, wie der „Züricher Tagesanzeiger", mit dem ist einfach nicht mehr ernst zu streiten. Letzteres Blatt klagt: „Von einem Bleibtreu hatte man ganz etwas anderes erwartet," nachdem kurz vorher ebendort für das Buch, welches der Referent angeblich gelesen hatte, Propaganda gemacht worden war! Ich vermag mir diesen „Zwiespalt der Natur" nicht zu erklären. Wohl aber muß ich konstatieren, daß der wahre Zisch-Orkan, wie es scheint, nicht von Schweizern ausging, sondern von reichsdeutscher Seite, wo wohl umgekehrt eine Beleidigung reichsdeutschen Empfindens vermutet wurde. Auch hierzu fehlt natürlich jede Berechtigung, und so muß ich denn offen heraus die Behauptung wagen, nach übereinstimmenden Aussagen, daß von vornherein eine gewisse Clique im Hause gesessen hat, die nur auf ein Signal wartete, um loszubrechen. Von welcher Seite — im 4. Akt wurde zuerst ostentativ aus einer gewissen Loge gezischt — diese Animosität stamme, darüber habe ich eine sehr bestimmte Vermutung. Daß sich dann später unter dem peinlichen Eindruck der Hartische-Naturalismen andere Elemente beigesellten, natürlich selber von den Zischern à outrance fortgerissen, leugne ich nicht. Doch ist es eine Unwahrheit in der sonst sehr anständigen Besprechung der „Neuen Züricher Zeitung", vom Publikum im allgemeinen zu reden, als ob dasselbe am Schlusse durchweg den Zischern beigetreten sei. Ein Blatt konstatierte ja auch ausdrücklich, daß die Anstrengungen mancher, „wer immer sie gewesen sein mögen", den Erfolg nicht hätten retten können. Das Zischen, dessen widerliche Ausübung überhaupt aus Anstandsgründen verboten werden sollte, dringt natürlich schärfer durch als das Klatschen und täuscht somit das Ohr. Maximilian Harden schrieb einmal über die Première von Hauptmanns „Hannele", das Stück sei ausgezischt worden, und das Publikum habe entrüstet die Bänke geleert — thatsächlich hatten nur wenige den Mut gewonnen, zu zischen und ein paar Personen waren aufgebrochen! So sieht die unparteiliche Wiedergabe des Premieren-Eindrucks aus! Vollkommen unrichtig ist die Insinuation des verehrten Kollegen Fleiner in der „N. Z. Z.", der mich im Beisein von Zeugen in höchst auffälliger Weise vor einem Durchfall warnte,

als wisse er mehr, als er sagen dürfe: daß man am Schlusse gelacht und gehöhnt habe. Herr Fleiner schien freilich selber in sehr heiterer Stimmung an diesem Abende, und so mag er denn einen „großen Heiterkeitserfolg“ genossen haben . . . für sich persönlich. Im übrigen kann ich seiner Besprechung nur meinen vollen Beifall zollen. Sie war, mit Ausnahme solcher Entstellungen, objektiv gehalten, und ich bin weit entfernt, sein und anderer Urteil antasten zu wollen. Das ist ihr gutes Recht, so lange diese subjektive Meinung eben eine ehrliche ist, und so lange man wenigstens versucht, die meinetwegen mißlungenen Intentionen des Dichters zu verstehen. Und dies hat Herr Fleiner wirklich gethan, indem er den Hauptpunkt hervorhob, daß diese symbolische Dichtung gleichsam erst in der Zukunft spiele. — Mit Recht hat die Kritik allgemein die Aufführung anerkannt. Hier und da ist zwar der Text mißhandelt worden; im 3. Akt spielte gegen jede Angabe des Dichters unbegreiflicherweise die Handlung unter Zwischenaktsmusik ohne jede scenische Unterbrechung fort, und der einzig passende Schluß: „Das ist der Weltbefreier!“ mit Hinweis auf das Christusbild wurde durch einen trivialen „patriotischen“ Zusatz entweiht. Sonst aber muß ich dem glänzenden Regietalent Herrn Friedaus und der Begabung insbesondere der Herren Grube und Christopf öffentlichen Dank sagen. Weder ihnen noch . . mir ist im letzten Grunde der „Durchfall“ zuzuschreiben. Ich kann nur schließen mit dem Urteil der „Frankfurter Zeitung“, deren Korrespondent den regelrechten Theaterskandal konstatiert und dann erklärt: „Gewiß enthält das Stück einige Scenen, die geeignet sind, schwachbesaitete Gemüter zu verletzen. Andrerseits aber ist das Ganze von einem großen dramatischen Zug belebt, wie ihn kaum eines der Stücke aufweisen kann, wie sie jahraus jahrein anstandslos vor dem Publikum passieren.“ Sapienti sat!

Karl Bleibtreu.

Bibliographie.

Eufemia von Adlersfeld-Ballestrem: Lady Melusine. Roman, 2. Aufl. — Berlin, R. v. Deckers Verlag (G. Schenk, kgl. Hofbuchhändler).

Armands Ausgewählte Romane, Lieferung 7 und 8. — Weimar, Verlag der Schriftenverbreitungsanstalt.

Annie Bock: Der Auserwählte. Deckelornament und Zeichnung von Hans Baluschek. — Verlag des Bibliographischen Bureaus.

Carola Belmonte: Mozart-Novellen. Mit einem Vorwort von Gustav Karpeles. — Berlin, Hugo Schildberger.

Hedwig Bender: Luise von François (Samml. gemeinverst. wissenschaftl. Vorträge. Heft 208). — Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).

Gustav Bunzel: Revolution zum ewigen Frieden. Erster Teil, mit einem Vorspiel. — Zürich, Verlag Adler.

Waldemar Cotell: Liebesleben deutscher Mädchen. Gedichte, Lieder und Romanzen. — Leipzig, C. G. Naumann.

Theodor Duimchen: Kupfer. Lustspiel in 3 Akten. — Leipzig, Rob. Friese, Sep.-Cto. (Arth. Cavael).

Ego: Liebe. Vier Novellen. — Berlin, Bibliographisches Bureau.

D. Havelock-Ellis: Mann und Weib. Anthropologische und psychologische Untersuchungen der sekundären Geschlechtsunterschiede. Mit Illustrationen. Autorisierte deutsche Ausgabe von Dr. Hans Kurella. — Leipzig, Georg H. Wigands Verlag.

Hans Eschelbach: Wildwuchs. Gedichte. 2. vermehrte Aufl. — Köln a. Rh., Paul Neubner.

Prof. Enrico Ferri: Sozialismus und moderne Wissenschaft (Darwin, Spencer, Marx). Mit Genehmigung des Verfassers übersetzt und ergänzt von Dr. Hans Kurella. — Leipzig, Georg H. Wigands Verlag.

Jeremias Gotthelf: Ausgewählte Werke. Erste illustr. Prachtausgabe. Nach dem Originaltext herausgegeben von Prof. Otto Sutermeister. Mit 200 Illustrationen von Anker, Bachmann und Vigier. Lieferung 1—5. — München, Carl Rupprechts Verlag.

Prof. Dr. Grashey, Prof. Dr. Hirt, Dr. Freiherr von Schrenk-Notzing, Prof. Dr. Preyer: Der Prozeß Czynsky. Thatsachenbestand und Gutachten über Willensbeschränkung durch

hypnotisch-suggestiven Einfluß. — Stuttgart, Ferdinand Enke.

M. E. delle Grazie: Robespierre. Ein modernes Epos. Zwei Bände. — Leipzig, Breitkopf und Härtel.

Prof. Dr. Max Haushofer: Die Ehefrage im deutschen Reich. — Berlin, Richard Taendler.

O. Heller: Der Weg zum Frieden. Roman. — Berlin, Bibliographisches Bureau.

Graf Paul von Hoensbroech: Ultramontane Leistungen. — Berlin, Hermann Walther.

Hugo Kegel: Verlorenes Leben. Modernes lyrisches Epos. — Dresden, E. Piersons Verlag.

Dr. Gustav Könnecke: Bilderatlas zur Geschichte der deutschen Nationallitteratur. 2. Auflage. Lieferung 2 und 3. — Marburg, N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung.

Dr. Eduard Lange: Athen im Spiegel der Aristophanischen Komödie. Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge. Hamburg: Verlagsanstalt und Druckerei, A.-G. (vormals J. F. Richter).

Ludwig Lessen: Vignetten. Gedichte. — Dresden, Leipzig und Wien, E. Pierson's Verlag.

Johann Lewalter: Deutsche Volkslieder in Niederhessen. Aus dem Munde des Volkes gesammelt, mit einfacher Klavierbegleitung geschichtl. und vergleichenden Anmerkungen herausgegeben. — Hamburg, Verlag v. Gustav Fritzsche.

Cesare Lombroso: Die Anarchisten. Eine kriminalpsychologische und soziologische Studie. Deutsch von Dr. Hans Kurella. — Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).

Th. Marx: Der dichterische Entwickelungsgang Shakespeares. (Samml. gemeinverst. wiss. Vorträge. Ebenda.

Friedrich Masson: Napoleon I. und die Frauen. Mit 11 Vollbildtafeln. Übertragen von Marschall von Bieberstein. — Leipzig, Heinrich Schmidt und Carl Günther.

Hero Max: Das Buch Eros. Gedichte. — Leipzig, Dresden und Wien, E. Piersons Verlag.

Anna Mayer-Bergwald: Oberbayrische Dorfgeschichten. — Ansbach, C. Brügel & Sohn.

Dr. J. Nover: Die Faustsage und ihre poetische Gestaltung. Samml. gemeinverst. wissensch. Vorträge. — Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).

W. Popper: Altmodische Leute, Novelletten und Skizzen. — Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag.

Prof. W. Preyer: Ein merkwürdiger Fall von Fascination. — Stuttgart, Ferdinand Enke.

Em. Ranzoni: Moderne Malerei. Eine Studie. — Wien, Pest, Leipzig, A. Hartlebens Verlag.

Reinheit? Einakter. — Roßla a/Harz, R. Braune.

Léon Riotor: L'ami inconnu. 2. éd. — Paris, Alphonse Lemerre.

Maximilian Schmidt: Der Prälatenschatz oder Der Student von Metten. Erzählung. — Regensburg, J. Habbel.

Rochus Schmidt: Deutschlands Kolonien. Berlin, Verlag des Vereins der Bücherfreunde (Schall & Grund).

Schulte vom Brühl: Otto Müller. Ein deutsches Dichterleben. — Stuttgart, Adolf Bonz & Co.

Dr. M. Schwann: Das Gottesgnadentum in der Geschichte. (Sonderabdruck aus der „Gesellschaft“). — Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Anna Seuron: Graf Leo Tolstoi. Intimes aus seinem Leben. Herausgeg. und m. einer Einleit. versehen von Eugen Zabel. — Berlin, Siegfried Cronbach.

H. Siegfried: Privat-Brevier Goethescher Aussprüche. — München, Carl Rupprechts Verlag.

August Strindberg: Meister Olaf. Schauspiel in 5 Akten. Deutsch von O. A. Palme. — Berlin, Bibliographisches Bureau.

☞ Wir bitten **sämtliche Manuskript-, Bücher- etc. Sendungen ausschließlich** an den **Verlag** der „Gesellschaft“:

Wilhelm Friedrich, Verlagsbuchhandlung in Leipzig,

zu richten.

Redaktion und Verlag der „Gesellschaft“.

Verantwortliche Leitung: Hans Merian in Leipzig.
Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. Druck von Carl Otto in Meerane i. S.

Die Gesellschaft

Monatschrift

für

Litteratur, Kunst und Sozialpolitik.

Begründet von M. G. Conrad.

Schriftleitung:

Hans Merian.

Jahrgang 1895. Zweites Quartal.



Leipzig.
Verlag von Wilhelm Friedrich.

Inhaltsverzeichnis.

Porträts:





Richard Strauss



Die Mausefallen.

Von Hans Merian.

(Leipzig.)

Ein eisiger Winterhauch fuhr über die Gipfelhöhen der Menschheit, und eine furchtbare, knochenschüttelnde Angst erfaßte alle die Thalmenschen, denen des Lebens Zufallspiel den Wohnsitz angewiesen, hoch oben auf den ragenden Bergen.

Die Söhne der Höhe aber lächelten; denn sie wußten, es war ein Lenzhauch, der durch die Lande ging, und der buntbebänderte Mai würde ihm folgen mit Blumensträußen in den Händen.

Und während die Thalmenschen in ihrem Bergschlösser zitterten, wanderten die Söhne der Höhe durch das Thal und freuten sich des Föhnes, der mit glühender Zunge die Schneefelder hinwegleckte, und der Wildbäche, die mit schaumweißen Armen ihre graue Eisdecke zu sprengen begannen.

Die Thalmenschen aber verschlossen sorgfältig alle Thüren und Fenster ihrer Burg, verstopften alle Ritzen, ließen die schweren damastseidenen Vorhänge nieder und warfen dicke Eichenklötze ins Kaminfeuer, daß die Glut hell aufloderte, und sich behagliche Wärme verbreitete im reichen Gemach.

Draußen fuhr unterdessen der Sturm um die vier Ecktürme der Burg und sang ein böses Lied.

Auf der Spitze des ersten Turmes ragte ein goldenes Kreuz; darunter standen die Worte zu lesen: „Liebet eure Feinde, segnet, die euch fluchen, thut wohl denen, die euch hassen, bittet für die, so euch beleidigen und verfolgen, auf daß ihr Kinder seid eures Vaters im Himmel"; und: „Es ist leichter, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe, denn daß ein Reicher ins Reich Gottes komme".

Auf dem zweiten Turme glänzte eine Kaiserkrone, und darunter stand: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist"; und: „Ihr sollt Gott mehr fürchten als die Menschen".

Der dritte Turm trug einen goldenen Pflug und die Inschriften: „Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen"; und: „Der Herr giebt es den seinigen im Schlafe".

Auf dem vierten Turme endlich erblickte man eine goldene Wiege, auf der zwei ineinander verschlungene Ringe nachgebildet waren. Die Sprüche aber lauteten: „Wer ein Weib ansiehet, ihrer zu begehren, der hat schon mit ihr die Ehe gebrochen in seinem Herzen"; und: „Ihr Weiber seid unterthan euern Männern".

Und der Sturm fuhr um die vier Ecktürme und sang ein böses Lied:

„Ragendes Schloß, prahlendes Schloß! Deine Türme wanken, die Mauern sind morsch!

Im ersten Turme, da wohnen die Dohlen, die schwarzen, diebischen, zänkischen Dohlen. Sie beißen, sie kratzen, sie zausen und rupfen, sie hacken sich wild in die Schelmenaugen; sie scharren nach Schätzen mit blutiger Kralle, sie gieren nach Golde und köstlichen Steinen, und was sie erspähen, wird ihnen zum Raube, und was sie berühren, bleibt ewig befleckt.

Und mitten im feierlich runden Gemache erhebt sich ein Bild, eines Mannes Haupt. Von edlem Marmor erglänzet die Stirne, drauf hehre Gedanken die Hände sich reichen; wie Abendrot umspielt's die sanften Wangen, des Mundes zwiegespalten Kirschenpaar; und milde lächelt unter dunkler Wimper ein träumerisch und sanft Türkisenauge, zwar ohne Stern und doch voll stiller Glut. Der zwiegeteilten Locken Goldgespinst vereint sich mit dem zarten Flockenbarte und flutet frei zum edlen Nacken nieder. Doch auf den Locken liegt der Dornenkranz und treibt die Spitzen in die Marmorstirne; und wo sie ihren Stachel eingesenkt, da quillt ein blitzender Rubin hervor.

Die Dohlen schwirren und hacken ins Antlitz, ins lächelnde Dulderantlitz und fahren mit wildem Gekreisch in ein altes Buch, des gilbe Blätter die Schnäbel zerhacken, des Weisheitssprüche die Klauen zerfetzen und achtlos in alle Winde zerstreun.

Und vor dem Gitter da gaffen die Sklaven mit blöden Gesichtern und tückischem Grinsen, — und keiner wehrt der abscheulichen Brut.

Der Holzwurm, der alte, der tickt im Getäfer, und in den Wänden wächst der Schwamm."

Hui! hebt da der Sturm die behenden Flügel; hui! pfeift er durch alle Ritzen und Luken:

„Ragendes Schloß, prahlendes Schloß, deine Türme wanken, die Mauern sind morsch.

Im zweiten Turme da steht ein Stuhl mit gleißendem Golde und Purpur beschlagen, auf stolzen Stufen, — der Stuhl ist leer. Die Sklaven umkreisen mit tänzelnden Schritten, mit Neigen und Beugen den leeren Hochsitz; sie streuen Rosen und brennen Rauchwerk, die säuerlich bittere Würze des Weihrauchs durchzittert die schwüle, stickige Luft.

Der Holzwurm, der alte, der tickt im Getäfer, und in den Wänden wächst der Schwamm!"

Hui! hebt da der Sturm die behenden Flügel; hui! pfeift er durch alle Ritzen und Luken:

„Ragendes Schloß, prahlendes Schloß, deine Türme wanken, die Mauern sind morsch.

Im dritten Turme, da schwirrt und rauscht es, wie dumpfes Summen im Bienenstocke; da sitzen die Schreiber in langen Reihen, mit spitzen Nasen und spitzen Knieen, mit steifen Kragen und welken Manschetten, und schreiben mit ruhelos fliegender Feder beständig die Wörtlein „Mein" und „Dein". Und das „Mein" wird groß und protzig und dick — und das „Dein" kaum flüchtig nur hingehaucht. Bei jedem „Mein" da löst aus dem Kasten sich flugs eine goldene Doppelkrone und gleitet mit hellem, fröhlichem Klimpern gerad in das schöne, bequeme Becken, so vor des Schloßvogts Bäuchlein steht. Bei jedem „Dein" entgleitet der Spalte ein kleiner bescheidener schmieriger Nickel und summt um eine der Schreibernasen, bis diese sich rümpft und, ohne die Arbeit auch nur einen Augenblick liegen zu lassen, den Reiz dem breitgespaltenen Maule vertraulich mitteilt, und dieses zuschnappt, gleichwie ein Frosch, der Fliegen fängt. Und sollten der Schreiber Kräfte erlahmen, so braucht ein erprobtes Mittel der Schloßvogt: er greift einen Nickel mit spitzen Fingern und schlägt ihn, ganz leise nur, gegen ein Goldstück, und wieder fliegen die flüchtigen Federn, und wieder schnappen die Mäuler die Nickel, und wieder klimpern die Doppelkronen. Doch düsterer Singsang durchzittert die Halle zum Takte der Federn, die traurige Weise: Eigentum stammet von eigenem Thun! Heilig! Heilig das Eigentum!

Der Holzwurm, der alte, er ticket das Tempo, — und in den Wänden wächst der Schwamm."

Hui! hebt da der Sturm die behenden Flügel; hui! pfeift er durch alle Ritzen und Luken:

„Ragendes Schloß, prahlendes Schloß, — deine Türme wanken, die Mauern sind morsch.

Im vierten Turme, da wird gehandelt, gefeilscht und geschachert um Leib und Seele; da werden die Menschen zusammengeschmiedet mit ehernen Banden und goldenen Ketten, der müde Greis an die blühende Jungfrau, der kräftige Mann an die welke Vettel. „Was zahlst du? was giebst du?

was hast du? was bringst du?" So schwirrt es und summt es im innern Gemache. Doch tritt man hinaus zu den harrenden Freunden, dann tönt es von ewiger Liebe und Treue. Und während die bindenden Schwüre sie tauschen, da schielt schon der Mann nach der neckischen Zofe, da äugt schon das Weib nach dem strammen Lakaien. Und Honigworte entströmen den Lippen, — und Haß und Verachtung erfüllen die Herzen. Doch feierlich tönet der Jubelhymnus: Die Liebe vereinigt, die Liebe ist heilig!

Der Holzwurm, der alte, der tickt im Getäfer, und in den Wänden wächst der Schwamm."

Hui! hebt da der Sturm die behenden Flügel, — hui! pfeift er durch alle Ritzen und Luken:

„Ragendes Schloß, prahlendes Schloß, — deine Türme wanken, die Mauern sind morsch."

Also fuhr der Wind um die vier Ecktürme und rüttelte höhnisch daran.

Der Herr der Burg aber versammelte seine Getreuen im großen Mittelsaale und sprach zu ihnen:

„Der Wind fährt um unser Haus und singt freche Lieder, er rüttelt an den vier Ecktürmen und macht sie wanken. Wie wehren wir dem Winde?"

Da rieten sie hin und her und kamen auf absonderliche Ideen und Einfälle. Der Eine wollte eine große Segelleinwand rings um das Schloß herumspannen, der andere schlug vor, eine chinesische Mauer zu bauen, damit sich der Wind den Schädel daran einrenne; wieder ein anderer wollte durch große Dampfblasebälge einen Gegenwind erzeugen, der die Strömung paralisieren sollte. Doch keiner dieser Pläne ließ sich durchführen, weil sie zu schwierig und zu kostspielig waren — und der Sturmwind spottete ihrer.

Aber Eines stand bei Allen fest: Die sorglosen Söhne der Höhe, die sie von den Bergen vertrieben hatten, und die nun im Thale wanderten, die waren zum Windloch gegangen und hatten den Sturm geweckt, — aus Rache.

Wie wäre es, wenn man das Windloch verstopfte?

Das Windloch lag zwischen zwei hohen Felsen. Und die Bewohner der Burg stellten alle ihre Sklaven an und all ihre Lasttiere, die mußten unzählige Ladungen von Erde und Steinen hinaufschleppen; aber es nützte nichts. Das Windloch ließ sich nicht verstopfen.

Zur selben Zeit aber war ein Fahrender auf die Burg gekommen, aus dem fernen Osten. Er war ein kleiner Mann mit struppigem Haar und listigen Schlitzäuglein und hatte allerhand Blechgeschirr und Gedräht um seinen Leib herum hängen. Und als er nun in der warmen Gesindestube hinter dem dampfenden Suppennapfe saß, da erzählte er den erstaunt aufhorchenden Burgknechten von seinen Wanderfahrten und pries ihnen seine Waren an, seine schönen funkelnagelneuen Mausefallen.

Und der Küchenjunge erzählte es der Kammerzofe, und die Kammerzofe dem Pagen, und der Page dem Edelfräulein, und das Edelfräulein dem Stallburschen und der Stallbursche der Köchin, und die Köchin dem Amtmann, und der Amtmann dem Ratsherrn, und der Ratsherr dem Burgvogt, und der Burgvogt aller Welt: die Geschichte von den schönen funkelnagelneuen Mausefallen.

Und wieder versammelte der Burgherr alle seine Getreuen im großen Mittelsaale — und der Fahrende war auch darunter. Und sie sprachen einmütig: „Lasset uns Mausefallen machen; große und kleine, starke und zarte, grobe und zierliche, auf daß sich der böse Wind darin fange. Und auf alle Wege die zum Windloch führen, laßt sie uns legen, hübsch ins Gras und ins Gebüsch versteckt, damit keiner mehr hingehe und den bösen Wind wecke." Und weise Historiker hielten gelehrte Vorträge, worin sie erzählten, wie vor Zeiten die ehrwürdigen Ratsherren von Schilda, als sie die Fenster an ihrem Rathause vergessen hatten, den widerspenstigen Tag in Mausefallen fingen, und daß man aus der Geschichte etwas lernen müsse. Und die noch gelehrteren Mechaniker und Mathematiker erklärten, wie man die Mausefallen zweckdienlichst zu konstruieren habe, wie stark sie in jedem einzelnen Falle zuschnappen müßten, ob sie ein- oder zweimal zwacken sollten, und wie sie am sinnvollsten zu verstecken wären, damit der böse Wind sie nicht bemerke und sich auch wirklich darin fange. Und es war eine Zeit reger Arbeitsfreude.

Nun war das ganze Land mit einer Unzahl von Mausefallen gesegnet; in allen Winkeln und Ecken, auf allen Wegen und Stegen lauerten sie.

Da kam der Wind und pfiff hindurch: Die Mausefallen schnappten zu — einmal, zweimal, je nach ihrer Natur und Bauart, aber sie konnten den Wind nicht fassen.

Aber wer da wandelte harmlos seines Weges, der fiel in die Mausefallen, und wer in frommem Sinne pilgern wollte zur Burg mit den vier Türmen, der trat unversehens auf eine der Teufelsmaschinen und ward gepackt. Wer sich aber in den Mausefallen fing, der galt für einen Genossen des bösen Windes und man steckte ihn ins finstere Burgverließ. Und wer sich unvorsichtigerweise hinauswagte vor die Burg, der wurde gepackt: Räte und Kammerherrn, Pagen und Zofen, Troßbuben und Sterndeuter; — und das Schloß vereinsamte mehr und mehr auf seiner winterlichen Höhe, und die morschen Mauern begannen abzubröckeln.

Der Lenz aber hatte im Thale seinen Einzug gehalten. Die Apfelbäume blühten, die Wiesen dufteten, und in den Rosenbüschen flötete die Amsel. Und als die Sonne brannte, da machten sich die Leute auf, um zur Winterburg hinanzusteigen.

Als sie sich aber der Burg näherten und schon die vier Türme winken

sahen, da zeigte sich ihnen ein gar sonderbares Schauspiel. Die Straße war zu beiden Seiten mit Menschen geziert, die sich mit irgend einem Gliede in einer der versteckten Mausefallen gefangen hatten und sich nun nicht mehr davon befreien konnten, wie sehr sie sich auch wanden und krümmten. Denn alle Mausefallen hatten zugeschnappt, und jede hatte ihr Opfer gefunden. Da nun sämtliche Bewohner der Burg in den Mausefallen steckten, so war niemand da, der sie aus ihrer üblen Lage befreien oder als Genossen des bösen Windes ins Burgverließ abführen konnte.

Das ganze Schloß war wie ausgestorben. Nur im Keller schnarchte behaglich der Fahrende. Er hatte sich über die vollen Fässer hergemacht und einen tiefen Trunk gethan.

Und die sorglosen Söhne der Höhe, die nun im Thale wohnten, traten in den großen Mittelsaal.

Da saß der Burgherr einsam auf einem Stuhle und hatte das Haupt in die Hand gestützt.

Und sie redeten ihn an und fragten ihn: „Warum sitzest Du hier grämlich auf deinem Winterschloß? Warum steigst du nicht mit uns hinab, um im blühenden Thale zu wohnen unter glücklichen Menschen und läßt den morschen Bau zerfallen, als ein Raub der Dohlen und der anderen Turmgespenster?"

Der Burgherr antwortete: „Ich möchte wohl, aber ich kann nicht." Denn er selber hatte sich mit der großen Zehe festgeklemmt in einer seiner Mausefallen.

Da befreiten ihn die sorglosen Söhne der Höhe aus seiner bedrängten Lage, und befreiten all sein Gesinde, und nahmen die Mausefallen, und schichteten sie zum Scheiterhaufen rings um die Burg.

Dann gingen sie allesamt hinaus; nur der trunkene Fahrende schnarchte in seinem Keller weiter.

Der Burgherr aber ergriff selbst eine Fackel und wollte sie in den Scheiterhaufen hineinschleudern. Doch er zögerte und rief schmerzlich: „Meine Türme! dürfen meine vier Türme verderben?"

Der Führer der sorglosen Söhne der Höhe, die aus dem Thale heraufgekommen waren, antwortete ihm und sprach: „Schleudere mutig den Feuerbrand, laß aufleuchten die züngelnde Lohe. Das Haus, das wir bauen wollen am blumigen Rain bei glücklichen Menschen wird auch seine Ecktürme haben; aber die Sonne wird warm hinein scheinen, und wird kein Raum darin sein für dumpfe Gespenster.

Der Feuerbrand sauste durch die Luft, die Lohe leckte empor und der Wind pfiff sein lustiges Lied dazu:

„Ragendes Schloß, prahlendes Schloß, — heut feiern wir beide das Hochzeitsfest." —

Die Auferstehung des deutschen nachwagnerschen Dramas in Richard Strauss' „Guntram".

Von Wilhelm Mauke.

(München.)

Was deutsch und ächt, wüßt' keiner mehr,
Lebt's nicht in deutscher Meister Ehr'.
Hans Sachs in d. „Meistersinger".

Als Richard Wagners Lichtgestalt durch das dämmernde Thor der Ewigkeit zu Walhalls seligen Freuden aufgestiegen war, da wurde es eine Zeit lang dunkel auf dem „runden Rücken der Erde". Schwarz wie der schaurige Schlund der Neidhöhle grinste uns die Zukunft der dramatischen Musik an.

Den einen waren die Äpfel Freias längst entfallen; alternd, fahl und grau entlockten sie ihren mit Spinnweb überzogenen Instrumenten kindische Weisen; die anderen wieder, welche wohl das Feuer des heiligen Geistes verspürten, deren Hauch aber zu schwach war, die Lohe im Brennen zu erhalten, erhoben ein mißtönendes Geheul und rissen mit verzückten Geberden an den Saiten ihrer verstimmten Harfen und Geigen. Sie fingen an, irre zu reden, wie nach dem Turmbau zu Babel. Sie warfen sich aus total „mißverstandenem Wagner" in den Strudel des „falschen Pathos". Es zeigten sich die bekannten Verirrungen à la Schjelderup oder à la neuitalienischer Operettenveristen. Es war die Klippe der **äußeren Unselbständigkeit**, an welcher diese letzteren fast alle scheiterten. Zu dieser äußeren Unselbständigkeit zwang die Epigonen ihre zu schwache geistige Individualität. Sie hatten diesen Mangel durch eine gewisse unfertige Verarbeitung des neuen Stilprinzips und durch eine überdies falsche Anwendung der typischen Äußerlichkeiten desselben der Welt nur noch eindringlicher zum Bewußtsein gebracht. Wohl waren einige deutsche Meister, welche dem heiligen römischen Reiche wie den französischen „Wagnerianern" zum Trotz bewiesen, daß auf dem von Richard Wagner vorgebauten und vorgepflügten Felde der **Neuen Deutschen Kunst** in erster Linie die deutschen Künstler weiter zu arbeiten berufen waren — wir nennen nur **Hans Sommer, Alexander Ritter** und **Cyrill Kistler**, — aber die Umstände waren so gelagert, daß die hochmögenden Herren Theaterintendanten besagten Meistern zuriefen: „Hungert nur noch ein Weilchen oder nährt Euch von idealen Gedanken und Klavierstunden, wir müssen unsere

Kassen jetzt noch mit den Einnahmen der Reklameoperetten der Sonzogno-sprößlinge oder der Liedertafelkomponisten füllen!" — und alles blieb beim alten!

„Und alles blieb beim alten!" Bis Einer kam, der Licht in das ungewisse Dunkel brachte und dem nachwagnerschen Drama seine Stellung wieder gab. Und dieser Eine ist Richard Strauß, der erste jetzt lebende Kapellmeister, und — seltsamer Fall! — der genialste Komponist in einer Person! In Richard Strauß steht in harmonischer Verschmelzung der Erbe Liszts und Wagners vor uns. Bis jetzt hat der Lisztsche Geist in Strauß vorgeherrscht — in seinen sinfonischen Dichtungen: „Wandrers Sturmlied", „Aus Italien", „Don Juan", „Macbeth", „Tod und Verklärung", welche sich, abgesehen von einer bewundernswürdigen Feinheit der Stimmung und von einer stupenden Farbenpracht der instrumentalen Palette, schon äußerlich durch konsequente Anwendung des Leitmotivprinzips, innerlich durch psychologische Vertiefung dieser Charakter, Natur und Landschaft, Seelenstimmung, materielle Handlungen und transcendentale Ideen schildernden Tonsymbole auszeichneten.

Es ist charakteristisch, daß in diesem starken Künstlergeiste erst die Lisztsche raffiniert sinnliche und zugleich träumerisch-mystische Deklamationsweise ihren Einfluß zeigen mußte, ehe die Wurzeln Wagnerscher Kraft und Einfachheit zu keimen begannen. Da diese Wurzeln nur im Boden künstlerischer Lebens- und Menschenspiegelung haften, zeigten sie sich in ihrer ganzen Triebkraft zum ersten Male in der dramatischen Erstgeburt Richard Strauß' in „Guntram".

In „Guntram" hat die deutsche nachwagnersche „Oper" sich zum ersten Male wiedergefunden. Lügen gestraft ist die pessimistische Ahnung vieler Musiker, daß der Begründer des „Kunstwerkes der Zukunft" es selber zu seinen Lebzeiten, also in seiner Gegenwart erreicht und zum Abschluß gebracht habe und somit die Entwicklung der dramatischen Musik ins Stocken geraten sei, bis ein neuer, Wagner ebenbürtiger Genius mit neuen, ungeahnten Kunstgesetzen käme. Nein, ihr Schwarzseher, der Fall „Guntram" beweist uns allen klar, daß nur eine starkgeistige Künstlerindividualität, ein Denker mit einer abgeschlossenen Weltanschauung, ein Dichter mit plastischem Darstellungsvermögen (mit dem herkömmlichen Usus, daß Komponist und „Librettist" zwei verschiedene Personen sind, mußte das Drama als Gesamtkunstwerk aus leicht ersichtlichen Gründen ein für alle Mal brechen), ein Musiker mit großer melodischer Erfindung und moderner Harmonik ausgestattet, notwendig ist, um ein Drama zu schaffen, in dem das Wagnersche Stilprinzip vollkommen zum Ausdruck kommt (ja sogar, wie wir sehen werden, noch weiter entwickelt wird) und doch von

einer äußeren Unselbständigkeit nichts zu merken ist. Und diese seltenen Eigenschaften vereinigt der 31jährige Kapellmeister Richard Strauß in sich.

— Zunächst eine textliche Analyse des Dramas. Die Handlung spielt im XIII. Jahrhundert in Deutschland. Das treibende Motiv in „Guntram" ist wie im „Parsifal" der Sieg der altruistischen Selbstüberwindung nach Kämpfen gegen die Ichgelüste und Ichtriebe. Eine doppelte Selbstüberwindung, denn auch das herdenmäßige vom Bunde der „Streiter der Liebe" geforderte Mitleid überwindet der Held und setzt an seine Stelle das geläuterte, weil „wissende", durch Welt, Leben und Menschen hellsichtig gewordene Mitleiden der Selbstentsagung, welches keinen strafenden Bundessatzungen, sondern dem „freien" Willen der Individualität entspringt. Und die Devise dieses hellsichtigen Guntram lautet: „Mein Leben bestimmt meines Geistes Gesetz."

In diesem Sinne sehen wir in Guntram eine anachronistische Verkörperung des Nietzscheschen weich-harten Höhenmenschen vor uns, der die nur für die Masse gegebenen Gesetze bricht, dessen Herz sich nicht nach Regeln leiten läßt, der allerdings mit dem modernen Übermenschen nichts gemein haben kann; denn Strauß ist ein Realist, und als solcher läßt er seinen Helden niemals den Rahmen des betreffenden kulturellen Milieus, also hier der mittelalterlichen asketischen Daseinsauffassung, der mittelalterlichen Transcendenz verlassen. „Guntram" ist ferner die Schöpfung eines modernen Realisten, weil die Wurzeln realer Kunst: Nationalität, Demokratie, subjektiver und objektiver Realismus (C. Alberti) in ihm klar zu Tage treten. Die Charaktere der handelnden Personen sind durchaus aus dem eigentümlichen Geiste ihrer Kulturepoche empfunden und geboren, sind mit tausend Fäden aufs innigste mit dem ästhetischen, religiösen, ja (wenn das Wort mutatis mutandis genommen wird) sozialen Fühlen ihrer Zeit verflochten. Der Dichter hat keine mit den Problemen aller Zeiten vollgestopften Phantasiegeschöpfe am Schreibtisch ausgeklügelt, er läßt Menschen, wirkliche Menschen einer ganz bestimmten Zeit mit objektiv-kulturhistorischen Wahrheitstreue vor uns leben. Und nur von diesem Gesichtswinkel aus betrachtet, würde auch der Ausklang des Dramas in schlaffer, Körper — und Geist vermodernder Askese, das brünstige „Versenken der Seele im Anschauen des Göttlichen", das auf uns Moderne unbefriedigt wirkt, richtig verstanden werden können.

— Schon die Exposition des Dramas ist meisterhaft. Wir sehen zu Beginn des ersten Aufzuges eine Waldlichtung im leuchtenden Frühlingsmorgen vor uns. Mühselig, ihre letzte Habe in Bündeln fortschleppend, naht eine Schar armer Leute. Den Elenden begegnet der jugendstarke

Guntram an der Hand seines älteren Genossen Friedhold. Beide sind „Streiter der Liebe"*). Friedhold führt den jungen Guntram auf Befehl des Bundes hinaus, damit er sich in der Feuerprobe des Lebens als treu seiner beschworenen Pflicht bewähre. Seine erste Aufgabe soll sein, im nahen „Lager der Sünde" am üppigen Hofe des rohen Herzog Robert (ein trefflicher Typus einer verrohten Feudalgestalt der Ritterzeit) zu wirken. Erstaunt fragt der Unkundige:

„Die teure Heimat wollt Ihr verlassen?
Was trieb Euch, zu wandern?"

„„Bitterste Not, Hunger, verwüstete Fluren,
Verbrannte Dörfer."

„Meiner jungen Söhne frühes Grab,
Des erschlagenen Gatten finstre Gruft,
Entehrter Töchter höhnende Zeugen —
Sahst Du sie, unsre teure Heimat?""

Guntram:
„Wer schuf solches Elend?"

„„Strafe der Empörung nennen's die Fürsten,
An deren Ohr, von Schmeichlern bethört,
Vergebens schlug des Volkes Notschrei.
Geknechtet darbt es; die Herrscher
Verschwenden unsrer Arbeit Ertrag.""

(Als Zeichen der Zeit ist dieses starke Betonen des sozialen Moments in einem modernen Musikdrama gewiß beachtenswert.)

Friedhold verläßt den Helden, der nahe seinem Ziele ist. Dieser, erschüttert durch die Not des Volkes und voll beginnender Ahnung, wie schwer die Aufgabe sei, von Bruderliebe, Mitleid, Entsagung an solchem Orte zu singen, verteilt an die Weiterwandernden sein Brot und Früchte. —

Die folgende Scene, welche innerlich (philosophische Reflexionen eines zum Leben erwachenden Jünglings) wie äußerlich (landschaftlich) so unverkennbare Ähnlichkeit mit dem „Waldweben" im „Siegfried" hat, daß sie von ihm inspiriert scheint, bietet namentlich musikalisch große Schönheiten. In sanften Tonfluten ergießt sich die Erkenntnis vom Kampfe des Schlechten mit dem Guten, von der Ausbeutung der Schwachen durch den Starken, von der erlösenden Kraft des Waldfriedens seliger Stille, der „rauschenden Tannen Dankeshymnen, des friedlichen Singens der Vöglein zu dunklem

*) Dieser mystische Bund ist eine historische Thatsache. Zur Zeit des Verfalles des Katholizismus that er sich in Deutschland auf. Sein Ziel: in begeistertem Gesang des Heilandes Wort und Werk zu künden. Seine Symbole: Leyer, Kreuz und Schwert.

Akkord vereint mit der Quelle sanftem Getön", in ein ans weltvergessener Zelleneinsamkeit aufgescheuchtes Menschenherz. Da — ein grelles Quintenmotiv ertönt, wie ein gehetztes Reh in die Knie brechend, taumelt Freihild, des Herzogs Gemahlin, zum Waldsee im Hintergrund, um in seinen klaren Fluten das Weh eines ruhelosen, verfehlten Daseins zu begraben. Im Begriff, sich in die Flut zu stürzen, wird sie von Guntram erfaßt. In dem nun folgenden erregten Austausch zwischen dem Retter und dem jungen schönen Weibe, das von neuem dem Erlösung winkenden Wasser zueilen will, wuchtet sich ein weiteres Stück Erkenntnis und Menschenkunde, kindliche Unschuldsträume zerstörend, in die Seele des naiven Jünglings. Er kann's nicht fassen, daß „des Lenzes Genosse in knospend schwellender Hoffnung" durch kein Verlangen, durch kein Hoffen an das Leben gefesselt werden konnte.

Finster und wie geistesabwesend zu Boden starrend, beginnt Freihild: „Verhaßter Minne schrecklicher Zwang! Reichtum und Macht, wie tief mir verhaßt, da geraubt mir der Trost, den sie einzig gewährten: der Dank meiner Armen, die ich beschenkt."

Freihild, die Holde, ist die Mutter der Armen, auch in ihr glüht das selbstlose Mitleid mit den leidenden Menschenbrüdern, sie ist die alleinstehende Vertreterin der vom Bunde gepflegten und in die That umgesetzten christlichen Caritas. Ihr Lebenszweck: „zu weiden den Blick an der Freude der Mütter, lächelnd zu schauen in der Kinder Augen, die heller erglänzten vor ihren Gaben". Sie wollte aufrichten, was ihres Gemahls tyrannische Roheit zerschmetterte.

Doch ihre Kräfte waren zu schwach: das Volk, bis aufs Blut gepeinigt, hatte sich erhoben. Die eisengepanzerten Vasallen des Herzogs jedoch, leichten Spieles mit der zerlumpten Schwäche, schlugen blutig die Empörung nieder. Was nicht fiel, versuchte zu entkommen. Der milden Helferin „tönte kein Gruß mehr entgegen aus rauchenden Trümmern; ihre Väter erschlagen! Allüberall Öde!" — Und da winkte Freihild dem fessellösenden Tode.

Guntram:

„Aus schweren Leidens schmerzvoller Kunde
Entdämmert mir leise wonnige Ahnung." —

Jagdgetön naht. Aus Guntrams Arm, der sich als Sänger zu erkennen giebt, nimmt der alte Herzog seine schon verloren geglaubte Tochter entgegen. Guntram aber, aufs tiefste ergriffen, als er in der von ihm Geretteten Freihild, die Mutter der Armen, erkennt, von deren menschenfreundlichem Herzen ihm schon die Flüchtlinge sagten, raunt der in höchster Erregung zu ihm Aufschauenden zu:

„Zum Heil Dir erkoren sandte mich Gott!
Ein hoher Stern leuchtet zum Ziel:
Deinen Leiden Beistand, Deinen Qualen Trost,
O höre mich, vertraue, um Deines Volkes willen.“

Peitschengeknall und wilder Hetzlaut dröhnt aus dem Walde. Herzog Robert treibt die „armen Leute“ mit Jagdspeeren vor sich her. Schon die ersten Worte zeichnen den Charakter dieses brutalen Tyrannen zur Genüge: „Verdammtes Volk! Hab' ich Euch gefaßt? Fluchtgelüste will ich Euch schon vertreiben! — In den Turm sperr' ich Euch ein, dort sitzt Ihr mir sicher und fest.“

Die Gunst, welche Guntram sich vom alten Herzog für Freihilds Rettung erbitten durfte, läßt ihn sein Mitleid für die „armen Leute“ verwenden. Trotz des Wutschnaubens Roberts, der über die Frechheit, mit welcher ein pöbelhafter „fahrender Sänger“ sein fürstlich Gemahl zu retten wagte, obendrein ergrimmt ist, willfahrt in Wahrung seines gegebenen Wortes der seinem edlen Schwiegersohn ziemlich ebenbürtige Alte die Freilassung der Gehetzten: „Laßt die Bettler laufen! Nun kommt, meine Freunde! Auf, nach Hause! Zum fröhlichen Mahle. Zum rauschenden Feste, zu Freude und Jubel.“

Mit einem unwillkürlichen Blick auf Guntram läßt sich Freihild bestimmen, an der Festfeier zur siegreichen Niederwerfung des Aufstandes teilzunehmen. Auch Guntram zieht mit auf das Schloß, um dort seine Kunst zwiefachem Werke zu weihen: Freihildens Trost und des Volkes Heil.

Mit Guntrams Worten: „Nun, Streiter der Liebe, bald naht Deine Zeit, aus Minnesängers Maske frei Dich zu enthüllen! Dann verleihe mir Gott Tugend und Kraft, siegreich zu künden der Menschenliebe Gebot“ schließt der erste Aufzug, den wir nennen wollen: Der Entschluß Guntrams, des idealen Streiters der mitleidsvollen Menschenliebe.

Rauschende Fanfaren, wilde Jubelweisen, in die aber grell das Stöhnen des geknechteten Volkes sich hineinmengt, schildern das Siegesfest am prunkvollen Hofe des Herzogs. Ein buntes Durcheinander von Blumen, Wein, Waffen, zechenden Vasallen, glühenden Frauen, bedientenhaften Minnesängern ex officio, goldgewirkten Teppichen, Schlachtgemälden und weinschänkenden Pagen.

Nachdem die schmeichelnden Tiraden der um Gold buhlenden Zunftsänger verklungen, tritt Guntram, nach innerem Kampfe an Freihilds Blicken erstarkt, in die Mitte des lärmumtosten Prunksaales und beginnt zu den bald sanften, bald stürmischen Klängen der Leyer jenen gewaltigen Gesang, der die Herzen der Mächtigen erschüttern und in die Seele der Mutter der

Armen Trostesbalsam gießen soll. Mit der Kraft glaubensstarker Empfindung, welche schon äußerlich ihn von der feilen Zunft der Bänkelsänger unterscheidet, die auswendig gelernte Phrasen mit gleichgültiger Stimme daherleiern, schildert der sich seiner Mission zum ersten Male vollbewußte Sänger die Segnungen des Friedens: „Am rosigen Abendhimmel schwebt er mit Engelsflügeln, ein Seraph, Länder und Meere schirmend, dahin. Ein segenspendender weicher Hauch beugt die Halme, den Landmann zu grüßen, weht verheißend auf spielende Kinder des Obstbaumes blühende Farbenpracht; auf häuslichem Herde entfacht er das Feuer, das sorgsam gebannt in der Mutter Dienst; des heimkehrenden Arbeiters heiße Stirne umweht er kühle als Feierlohn. Holder, beglückender Friede." Doch der milde Hauch wächst zum wütenden Brausen, in blutiger Wolke erscheint ein gewaltiger Würger. „Muß ich ihn nennen, des Krieges Dämon, des Todes schaurig düstern Knecht?" Und seine Stimme erhebt sich zu furchtbarer Anklage wider den fürstlichen Mörder im Kriege, dessen „Gebet Fluch, dessen Glaube Blutgier, dessen Wonne Raub und Mord sein Werk." Von der „Macht des Gesanges" sind alle im Saale erschüttert worden. In ergriffenem Schweigen verharrt der alte Herzog. Erwartungsvoll sieht die ganze Festesversammlung auf den begeisterten „Streiter der Liebe". In grausamem Hohne unterbricht ihn jetzt Robert, der sich nicht länger beherrschen will:

„Ich soll die Frevler wohl noch belohnen?
Ihre schmutzigen Hütten besuchen,
Ihre Rangen füttern, wie meine Frau?"

Guntram:

„O ließest Du Dich lehren vom Herzen der Frau,
Deren reine Seele in Mitleid erglüht."

Robert (höhnisch):

„Hörst Du, Freihild, Du sollst uns lehren,
Wie des Staates Steuer zu führen."

Doch sein Maß ist voll. Diesmal erheben sich die eigenen Vasallen wider den unbändigen Trotz des volksverachtenden Tyrannen. Sie drängen sich zwischen Guntram und die Knechte des Herzogs, welche den kühnen Wahrheitssänger greifen sollen. In dem Tumult stürzt ein abgehetzter Bote in den Saal: „Krieg! Krieg von neuem! Die Empörer, Herr, die schon vernichtet Du wähntest, umzingeln neu gesammelt Dein Schloß." Während die Knechte, durch diese Unheilsbotschaft verwirrt, zurückweichen, dringt Guntram, hinter sich die Vasallen, vor: „Nie wird Ruhe dem blutenden Volke! Aller Frevel stammt von ihm, des Friedens Feind. Greift ihn, Männer! Befreit das Volk." Die Peripetie des Dramas naht. Mit dem

Wutschrei: „So stirb, Du Hund!" stürzt Robert der Teufel mit gezücktem Schwerte auf Guntram. Dieser, ihm zuvorkommend, durchbohrt ihn mit seinem Schwerte. Robert fällt tot nieder. Allgemeines starres Entsetzen. Guntram steht, das blutgerötete Schwert in der Hand, regungslos im Anblick des Toten. Allmählich lassen Gesichtsausdruck und Haltung die innerste Erschütterung wahrnehmen, das Schwert entfällt seiner Hand, die furchtbare Erkenntnis bricht sich Bahn: Er, der Sänger des Mitleids, der Liebe und der Menschenverbrüderung, mordete den irrenden Bruder; er, der Friedensstifter, säete den Haß; er, der mit glühenden Worten den Menschen einen Paradieseszustand wies, der „nach oben in trefflichstem Wirken strebte", erlag der ersten Versuchung und zeigte sich an die Erde gebunden mit tausend Banden. Und während der alte Herzog, der nur die äußere Seite des Geschehenen erkennt, in meisterhafter Rede die schwankenden Vasallen überzeugt, daß hier nichts wie ein politischer Verrat vorliege, daß der heuchlerische Liebesmahner nur nach der Herzogskrone gestrebt, fängt der Wurm an, Guntrams Gewissen zu zerfleischen, die Unreinheit seiner Motive raunt ihm die innere Stimme zu: „Ein bedrücktes Volk vom Bedrücker zu erretten, bedroht ich wütend der Geliebten Gatten; nicht der Fürst war's, den mein Haß bekämpft — ich erschlug den Mann, dem das holdeste Weib zu eigen." Den nicht Widerstrebenden ergreifen die Knechte auf des alten Herzogs Geheiß und schleppen ihn ins Burgverließ, zur Folter, zum qualvollsten Tod. Die wiedergewonnenen Vasallen folgen dem energischen Alten zur glorreichen Schlacht. Eine wilde Kriegsmusik erdröhnt; dem abziehenden Heere starrt in der nun todesstillen Halle Freihild wie geistesabwesend nach. Mit dem brünstigen Bekenntnis*), daß ihre Bewunderung des eigentümlichen Charakters Guntrams in leidenschaftliche glühende Liebe zum Manne sich umgewandelt hat, die in ihm nur leben, in ihm vergehen will, schließt der zweite Aufzug: Das Selbstvergessen Guntrams, des durch die sinnliche Liebe unfreien schwachen Menschen.

Das Wiederfinden, die Erkenntnis und Sühne Guntrams, des hellsichtigen, freien, starken Menschen, zeigt uns der letzte Aufzug, welcher die Höhepunkte des ganzen Dramas nach der musikalischen Seite hin und namentlich hinsichtlich der psychologischen Ausarbeitung der beiden Hauptcharaktere Freihild und Guntram enthält. Das scenische Bild: Fackelbeleuchteter Kerker, der Held unruhig träumend auf einem Felsblock, in der

*) Ein Bekenntnis, welches fast vor den gebrochenen Augen des ermordeten Gatten abgelegt, in seiner Unmittelbarkeit und im Zusammenhange der Situation den Anschein einer psychologischen Unmöglichkeit oder mindestens einer Abnormität im seelischen Empfinden der holden Freihild erwecken wird.

Schloßkapelle über dem Kerker psalmodierende Mönche, erzeugt (gleiche Bilder aus „Aïda" und „Troubadour" dämmern empor) in der Seele des Beschauers eine grauenvoll düstere Gesamtstimmung. Guntram ist sich bewußt geworden, daß die von ihm besungene Göttin des Friedens Freihilds schöne Gestalt angenommen, daß sündige Liebe in sein Herz gezogen ist. Unter diesen Selbstqualen erscheint ihm schon Herzog Robert nicht mehr als Opfer der Notwehr gefallen zu sein. Wie der von den Schreckbildern der Erinnerung an das Furchtbare zerquälte Guntram im Fieberparoxysmus aufschreit, tritt Freihild in die Thüröffnung der schauerlichen Kerkergruft. Sie bringt ihm Liebe und Befreiung. Er weicht entsetzt zurück. Freihild (im überströmenden Gefühle die Arme nach ihm ausbreitend):

„Guntram, was ist Dir? Du fliehest mich,
Die herbeigeeilt, Dich zu befreien,
Dir sich zu einen, Dir nur zu leben
In flammender Liebe: Dein Weib! Guntram!"

Der Sänger, zur Besinnung gekommen, empfängt die Glühende in seinem Arm. Freihild, aller weiblichen Scheu im Angesicht des zitternden Herrlichen ledig, beschwört ihn:

„Frei — bist Du, frei;
Erschlossen Dein Kerker!
Komm hinweg in rasender Flucht
Zu ewiger herrlicher Wonne."

Guntrams seelisches Empfinden hat während dieses konvulsivischen Ausbruches alle Phasen durchlaufen. Vom Ausdruck „der vollsten Hingebung ist es in den der Unruhe, Angst, Qual und zuletzt in den Ausdruck freudigster Bestimmtheit des einer hohen Erkenntnis entsprungenen Entschlusses übergegangen". Er springt auf, sein Gesicht von der unabweisbaren Macht einer innern Wendung durchglüht; er stößt die Versucherin von sich; der Mann in ihm erhebt sich zum freien „geschlechtslosen" („homosexualen" würde Panizza wieder sagen) Menschen. (Parsifal!) Mit den Worten:

„Ja — hinweg in schneller Flucht, fern von Dir —
Ewig einsam. Folge mir nicht! Leb' wohl!"

reißt er sich von der Erstarrenden los, stürzt zur Thür, — da tritt ihm, dem wie vom Blitze geblendet Zurücktaumelnden, Friedhold, der strafende Mahner der verletzten Bundesgesetze, entgegen:

„Gegrüßt Guntram, großer Sünder,
Hellsichtig heil der Versuchung Sieger;
Der hohe Bund harret Dein,
Zu Deinen Richtern folge dem Führer!"

Doch was können dem hellsichtigen Einsamen die herdenmäßigen Gebote eines von schwachen Menschen konstruierten Dogmas noch sein! Heftig auffahrend zerbricht er die menschlichen Symbole des Bundes Schwert und Leyer. Dann ergreift er voll inbrünstiger Glut das göttliche Zeichen, das Kreuz:

„Doch dich, dessen Sinn ich heute gefaßt,
— Ich berge ihn tief in des Busens Raum —
Vor zager Deutung aus der Schwachen Hand
Rett' ich dich kühn in starke Erkenntnis."

Wie von plötzlicher Müdigkeit läßt er sich auf sein Lager nieder und ruft ruhig mit gleichgültiger Ironie Friedhold zu, welcher, den „Irrenden", den „verlorenen Sünder" der Bundesgemeinschaft zurückzugewinnen, sich durch leises Gebet gestärkt hat:

„Umsonst mühst Du Dich, Streiter der Liebe,
Doch rede nur; ich will versuchen zu hören."

Sehr feierlich beginnt Friedhold:

„Zu treuem Schutz, der Sünde Trutz
Gaben Streiter der Liebe sich strenge Gesetze,
Daß der Bruder nicht strauchle auf des Bundes Bahn
Hellen das Ziel ihm helfende Zeichen."
„Friedlich sei des Sängers Sendung,
Nicht frommt zum Angriff das schützende Schwert:
So lautet unser Gesetz. — Du trotztest dem Gesetz,
Dafür trifft Dich die Strafe."

Guntram, ihn lebhaft unterbrechend:

„Schweig mit dem Bund, nie folg' ich Dir zu ihm!"

Immer rätselhafter wird Guntrams Sinnesänderung dem schlichten, nach vorgeschriebenen Normativen denkenden Alten, der in Guntram auch nur den fürstenmörderischen Thronräuber zu erblicken vermag. Und Freihild, im Wahn, Guntram verlasse nur den Bund, um der Geliebten für immer zu folgen, ist kaum mehr fähig, ihre Freude zu bergen. Doch der Nebel vor den Augen der Beiden zerreißt, als Guntram das Rätsel seiner seelischen Wandlung, die Ursachen seiner geistigen Isolierung für alle Zeit, die Art der selbstbestimmten Buße für den Treubruch an sich selbst aufklärt:

„Arm an Erfahrung, glaubt ich wohl einst,
Ein Herz sei durch Regeln zu leiten,
Ein Leben sei nach Gesetzen zu führen,
Der Masse nur billig, dem Vereine nur tauglich!
Eine einzige Stunde hat mich erleuchtet;
Doch jetzt bin ich einsam, allein mit mir selbst!

Meinem Leid hilft einzig nur meines Herzens Drang,
Meine Schuld sühnt nur die Buße meiner Wahl*):
Mein Leben bestimmt meines Geistes Gesetz.
Gott spricht durch mich selbst nur zu mir. —
Im Vereine nur stark, geh' heim zu den Brüdern,
Des Abtrünnigen Gedächtnis nicht stör' Euren Bund.
(sanft) Träumet fort, Ihr Guten, von der Menschheit Heil.
Nie könnt Ihr's erfassen, was mich bewegt."

Tief ergriffen, wehmütig und milde, weil ein leuchtender Strahl der Erkenntnis doch in die Seele des Normalmenschen fiel, geht der Alte — für immer. —

Mit dem Bunde ist Guntram fertig; doch der schwerste Kampf bleibt ihm noch zu bestehen: mit eigenen Händen das Grab seiner Liebe zu graben und so durch starker Selbstentsagung freiwillige Buße seine Schuld zu sühnen.

In bangem Schauder des Kommenden weicht die liebende Fürstin zurück vor dem blassen Jüngling, der, ein Sieger seines sinnlichen Ichs, ein Willensverneiner zwar und doch ein Lebensbejaher in göttlicher Askese, starr verzückt vor dem offenen Grabe seiner Minne steht, den Blick leuchtend zum Himmel gewandt, als danke er ihm für die erlösende Erkenntnis der wahrsten göttlichen Liebe, des stärksten christlichen Mitleids, die ihm Gott selbst gesandt:

„Das ist des Lebens grausiger Fluch:
Wir fühlen das Göttliche tief in der Brust;
Wir streben nach Oben in trefflichstem Wirken:
An die Erde gebunden mit tausend Banden." —
„O gräßlicher Zwang verruchter Sinne,
Süßesten Sehnens qualvollster Trieb!
Erlöstseinwollens einziger Feind.
Gottähnlichwerdens furchtbare Strafe."

Und jetzt bricht endlich von seinen Lippen das Bekenntnis von der Unreinheit seiner Motive; er, der das reine Mitleid und die Freiheit aller Menschenbrüder in gegenseitiger Liebe predigen wollte, ließ sich vom Haß, der geschlechtlicher Quelle entsprang, selber zur Unfreiheit knechten. Als scheinbar entrüsteter Freiheitssänger zückte er im heiligsten Zorn des Altruismus den Stahl wider den Feind des Mitleids und der Liebe: in Wahrheit war es der Mann im Herzog, den der egoistische Trieb der sinnlichen Leidenschaft zum Opfer kürte.

„Mitleid heischt ich von dem Tyrannen,
Der Liebe Feind, ich, in der Selbstsucht Zwang!
Für geknechtete Freiheit sang ich dort,
Minnebethört, meiner Triebe Knecht!

*) Die Geistesverwandtschaft Guntrams mit den sensualistischen Höhenmenschen Wagners: Tristan, Parsifal und Wotan wird namentlich an dieser Stelle klar.

Ein bedrücktes Volk vom Bedrücker zu retten,
Bedroht ich wütend der Geliebten Gatten;
Nicht der Fürst war's, den mein Haß bekämpft —
Ich erschlug den Mann, dem das holdeste Weib zu eigen."

Er umarmt mit sanfter Glut, wie eine Schwester, Freihild. Plötzlich sehr ruhig und ernst, doch mit tiefster Empfindung:

„Dir entsagend, die so innig ich liebe,
Ewig Dir fern, von Glut verzehrt,
Will ich sühnen meines Daseins Schuld.
Ewig einsam, im Anschaun des Göttlichen die Seele versenkt,
Will ich mich nahn des Heilands Gnade!"

Freihild, die seinem Fluge nicht zu folgen vermag, bricht in bitterliche Thränen aus. Allmählich weicht auch in ihren Zügen der Ausdruck tiefsten Schmerzes um verlorene Minne einer dumpfen nachdenklichen Starrheit. Die beginnende Wandlung in der Seele des Weibes muß durch eine äußere Katastrophe zum versöhnenden Ausklang geführt werden. Ein Bote tritt in den dämmerungsfahlen Kerker und meldet Unheil und Glück. In nächtlicher Schlacht fiel der alte Herzog, Freihilds Vater, besiegt von den „Aufrührern". Doch: „Es lebe Freihild, die Mutter der Armen, des Volkes Engel" rufen die Rebellen, rufen die führerlosen Herzoglichen. Schon naht die begeisterte Menge, die Fürstin mit der Krone zu schmücken, deren Blut die liebende Milde der Wunderthäterin, der Allgeliebten bald abwaschen wird.

Da fällt auch in des Weibes Geist der helle Strahl der Erkenntnis, die, jetzt hochaufgerichtet vor ihr im Strahl der jungen Morgensonne stehend, Guntram in die rechten Worte kleidet:

„Ich preise Dich, Freihild, die Fürstin vermag,
Was keinem Sterblichen die Erde beschieden:
Walt'rin der Liebe, Dein ist eine Krone,
Trag' sie in Schmerzen, zum Heil Deines Volkes
— Gönn' mir die Wonne trostreichen Wissens,
Daß nicht in Trauer Du von mir gehst!
Erlöse den Frevler durch beglückende Kunde:
Ein Scheidegruß für die Einsamkeit:
Durch der Menschenliebe Macht von sünd'ger Minne erlöst,
Freihild, entsagst Du mir?"

Unfähig eines Wortes der Erwiderung senkt Freihild langsam das Haupt, neigt sich mit schmerzlicher Demut zu Guntram nieder und drückt einen inbrünstigen Kuß auf seine Hand*). Dann erhebt sie sich und blickt

*) Die starke innere Beziehung dieser letzten Scene zu Parsifal, III. Aufzug, II. Scene, wie die Ähnlichkeit zur psychischen Metastase Kundrys (Fußkuß Parsifals) ist unverkennbar.

Guntram in ruhiger Versöhnung klar und fest ins Auge. Mit den feierlichen Worten: „Freihild, leb wohl, leb wohl auf ewig. Du reinste Frau! Gott sei mit Dir!“ schreitet der Überwinder langsam dem Ausgang zu. Der Vorhang schließt sich vor der starken Fürstin, die sich mit größter Energie zu einem von selig-schmerzlichen Erinnerungen durchfluteten neuen Leben aufrafft, welches sie frei von sündiger Minne in reiner Menschenliebe zum Heil ihres Volkes zu Ende führen wird. —

So läßt der Dichter das tief philosophische Drama ausklingen, das Drama, in dem Caritas über Eros siegt und das Weib über den Mann. Guntram und Freihild, beide stark gegen sich selbst in Entsagung; aber das Weib tritt am Ende mit neuer Kraft in ein Leben voll segensreicher Pläne und Aufgaben für ihre Mitmenschen; der Mann, dessen Charakter im Sturm der Leidenschaft geläutert wurde zur wahren Erkenntnis von Mitleid, Liebe und Freiheit, versenkt sich am Ende in schlaffe körper- und geistabtötende Askese, im „brünstigen Anschauen des Göttlichen“, thatenlos als Einsiedler dahinvegetierend. Ist das nicht ein moralischer Sieg des Weibes über den Mann?

Verliert der im geistigen Stillstand vor allen weiteren Anfechtungen sich in ein thatenloses Büßerleben verlierende Guntram nicht unsre Sympathie, die der Guntram gewann, der durch seine Selbstbefreiung aus den Schranken seiner tierischen Instinkte sich zu einem tragischen Helden erhob? Denn durch dies Genügethun des sittlich natürlichen Zweckbewußtseins (durch die „mittelbare Selbstvernichtung“ der einen geschlechtlichen Wesenheit Guntrams, wodurch die andere, die rein menschliche, von unerträglichem Seelenleid befreit wird), war der Begriff des Tragischen gegeben. Er wird vom Helden genommen, als dieser, von mystischen Motiven übermannt, den Konflikt der Pflichten nicht bis ans Ende siegreich auszukämpfen vermag, sondern die Waffen aus der Hand legt. Seine Rolle spielt das stärkere Weib weiter, die eigentliche Befreiung von dem durch das seelische Ringen in uns erzeugte Mitringen, Mitfürchten, Mitleiden erfahren wir nicht durch den, der diese Gefühle in uns erweckte, sondern durch das Weib, das erst durch diesen stark und hellsichtig geworden.

Richard Dehmel sagt in seiner „endgiltigen Definition des vielumstrittenen Begriffs der tragischen Wirkung,“ daß, wenn das tragische Schicksal im Drama begreiflich gemacht werden, ergreifend und doch befreiend (durch die Aussöhnung unsrer Lebensfreude mit dem tragischen Ende) wirken soll, vor allem „der Glaube des Menschen an seine Ausnahmsstellung und die Folgerungen, die der Einzelne daraus zieht, zur vollen Darstellung gebracht werden müsse.“

Auch wenn wir berücksichtigen, daß der Dichter die Idee des Guntram, aus einer mittelalterlich-mystischen Weltanschauung geboren, durch ihre

Träger in realistischer Weise, d. h. unter Wahrung des Gesamtmilieus zur Darstellung bringt, daß auf uns modern Empfindende diese Idee wegen ihrer metaphysisch-spekulativen Einkleidung nicht unbedingt wirkt, so müssen wir doch die Behauptung aufstellen, daß das Ende des Dramas nicht befriedigend, daß der Charakter Guntrams nicht — im Dehmel'schen Sinne des Wortes wenigstens, den auch wir zu dem unsrigen machen, — tragisch, also nicht befreiend wirkt, denn Guntram hat die Folgerungen, welche er an seine sich wohl bewußte Ausnahmestellung knüpfen durfte, nicht bis zuletzt in die entsprechende That umzusetzen vermocht. Und zum mindesten müssen wir von einer zwiespältigen tragischen Wirkung sprechen. Uns befreit nicht, wie es analog der organischen Entwicklung des Dramas der Fall sein sollte, Guntram: Uns und sich selbst befreit endgültig Freihild, das stärkere Weib.

Warum ließ Strauß nicht, um einen völlig harmonischen und natürlichen Schlußakkord anzuschlagen, Guntram seine menschenbefreiende und menschenerzieherische Caritas in einem andern Wirkungskreis bethätigen, fern von Freihild, da es ihm versagt bleiben mußte, neben ihr in Liebe zu walten?

Doch genug von diesen Sachen, „die wir nur berührten," wie Freund Falke sagt, „um in den Augen der Nüchterlinge und Unbestechlichen auch als gewissenhafte Kritiker zu bestehen". Und gerade wir „Modernen" müssen, solange das Gekläff der Philistermeute noch währt, bei Wertschätzung und Rechtsprechung über moderne Kunstschöpfungen die Devise: Nil admirari! „nichts blindlings bewundern!" im ureigensten Interesse auch fernerhin streng im Auge behalten.

Über die poetischen Schönheiten des Werkes, über den Gedankenreichtum der durch kräftige Stabreime gehobenen Sprache, welche durchweg den philosophischen Geist der letzten Wagnerdramen atmet, brauchen wir nach den angeführten Stilproben gewiß nichts Rühmendes weiter zu erwähnen.

Und nun zur Musik des „Guntram"!

Auf dem Titelblatt der Partitur steht op. 25. Fürwahr ein würdiger Abschluß des ersten Viertelhunderts Werke des jungen Meisters, dieses machtvolle Tondrama. Sollte es nicht auch der glückverheißende Anfang einer neuen Epoche im Kunstschaffen Strauß' sein, die ihn in sein eigentliches Gebiet verweist? Man sollte es kaum für möglich halten, daß „Guntram" das dramatische Erstlingswerk eines Komponisten sein konnte. So vollkommen ist alles darin.

Eine solche Plastik der Motive, eine solche Innigkeit des Melos, eine solch ausdrucksvolle und vielgestaltige Polyphonie (ohne aufdringliche Schulkontrapunktik notabene!), eine so vollkommene dramatische Selbst-

beherrschung, eine so absolute Einfügung und Unterordnung der Musik unter die höheren dramatischen Gesetze, eine solche Meisterschaft der Instrumentation, eine solche psychologische Intimität der Tonsprache fanden wir bisher nur in den gigantischen Partituren der sieben Dramen des Meisters der Meister!

Schon aus den frühern Orchesterwerken Strauß', namentlich aus den großen sinfonischen Tondichtungen erhellte, daß der Komponist entschlossen war, das Prinzip des Leitmotivs in einer bisher ungeahnten Konsequenz anzuwenden und auszubauen. Waren die Tonsymbole in der absoluten Instrumentalmusik einer dem natürlichen Charakter der instrumentalen Programmmusik, welche nur vage Allgemeingefühle, nur subjektive Stimmungsbilder zeichnen kann, entsprechenden Mehrdeutigkeit ausgesetzt, so treten uns hier im Rahmen des Dramas die Naturmotive, die Charakter-, Stimmungs- und psychologischen Motive mit objektiver Deutlichkeit der Auslegung, mit ganz bestimmter Schärfe der Charakteristik und mit einer genialen Plastik der musikalischen Gestaltung entgegen, daß wir sofort erkennen: hier redet ein Auserlesener zu uns.

Es ist selbstverständlich nicht möglich, ohne beigegebene Notenbeispiele, mit bloßem Wort die mannigfachen Tonfiguren nachzuzeichnen. Wir müssen uns deshalb auf ganz kurze Andeutungen einiger Hauptmotive beschränken.

Die Idee des Ganzen ist gezeichnet durch das „Motiv der göttlichen Liebe". Es steht an der Spitze des Vorspiels. Es ist ein Naturmotiv, welches stets, den lichten Glanz, die himmlische Milde des Urwesens versinnbildlichend, im hellen G-dur, leise wie Äolsharfengesang im ätherischen Tremolando der zu Grunde liegenden Harmonien ertönt. Es besteht als Urmotiv nur aus den drei Tönen d, g (Quarte), h (Sexte). Seine Wirkung ist unbeschreiblich. Das Gegenmotiv hierzu, welches wie ein roter Faden das Ganze durchzieht, ist das „Bundesmotiv der Streiter der Liebe", ganz einfach aus vier harmonischen Tönen g, a, e, d gebildet. Seine Umkehrung ist das „Motiv des liebenden Mitleids"*). Von süßer melodischer Einfachheit und Größe ist die herrliche Weise der „jugendlichen Hoffnung Guntrams". In diesen Tönen spiegelt sich der Abglanz einer reinen naiven Seele, deren schwellende Hoffnungsknospe durch das Leben schmählich geknickt wird. (Ich wünschte, in meiner Sterbestunde klängen diese Töne in mein Ohr!) Ein wenig an den „Tannhäuser" erinnert das „Motiv des Entschlusses Guntrams". Doch wozu die nackten Namen dieser Motive nur aufzählen, ohne die Notenbilder beigeben

*) Diese Umkehrung ist, wie wir aus Strauß' eigenem Mund wissen, unbeabsichtigt und unwillkürlich. Ein Einblick in die tiefgeheimnisvollen Vorgänge beim künstlerischen Schaffen des Genies!

zu können! Wer sich für dieselben, ihre musikalische Struktur, ihre künstlerische Zusammenführung und ihre symbolisch-philosophische Bedeutung interessieren sollte, dem empfehlen wir eine genaue Analyse von Max Hasse, welche demnächst im „Musikal. Wochenblatt" erscheint. Jetzt nur noch wenige allgemein musikalische Bemerkungen.

Wie sehr der Meister auch in den Geist des modernen Melos eingedrungen ist, wie er eine erfundene innige Tonreihe in immer interessanter Weise fortspinnen, entwickeln und steigern kann, davon legen tönendes Zeugnis ab die sich in geschlossenen Formen bewegende „Hymne auf den Frieden:" „Ich sehe den Frieden, am rosigen Abendhimmel schwebt er mit Engelsflügeln" und die große in tristanisch-überirdischer Gefühlsekstase sich steigernde Liebesscene im dritten Aufzug mit jenem charakteristisch unruhigen chromatischen Motiv in den Mittelstimmen: „Sieh, du Lieber, ich bin bei dir". Stets aber ist die Melodie nur das Spiegelbild des Verses und schmiegt sich innig an den poetischen Stimmungsgehalt desselben an, und dieser ist*) das „eigenste Gedicht des Künstlers der Gegenwart, das er nur aus seinem besondersten Vermögen, aus der Fülle seiner Sehnsucht erzeugte."

Ein Moment, welches namentlich dem „Fachmenschen" sofort auffällt, ist die große Polyphonie, die sich aber stets frei und ungezwungen giebt und den Regeln und Tabus der bezopften Konservatoriumsbeckmesser gar oft kräftig ins Gesicht schlägt. Wir verweisen auf den Mittelsatz des Vorspiels, welcher eine geniale Zusammenführung aller „Bundesmotive" in lebendigem Fluß und großer Steigerung bringt. Hier sei gleich bemerkt, daß im Gegensatz zu gewissen hypermodernen „Auchdramatikern" Strauß nie seine dramatische Selbstbeherrschung verliert, nie in das hohle Pathos mit Bumbum-Effekten à la italienischer Operettenveristen verfällt, daß die Wirkung wuchtiger orchestraler Leidenschaftlichkeit nur zu Tage tritt, wenn sie aus inneren dramatischen Ursachen geboren ward.

Ein Wort noch über die schon erwähnte Psychologie dieser Musik, welche sich häufig in einem verinnerlichten entochromatischen Melos äußert, und nur bei einem offenen Ausbruch glühender Leidenschaft vor großen seelischen Sensationen und dramatischen Katastrophen seine chromatischen Wellen auf der Oberfläche des harmonischen Meeres emporschlagen läßt: Höhepunkte, welche Strauß wie sein Vorbild Wagner in nervenpeitschender Spannung minutenlang festhält, während doch der Augenblick schon erwürgen will. Diese zahllosen tönenden Formeln für die feinsten Seelenregungen erschweren ein sofortiges Erkennen und Eindringen in die Guntrammusik und werden es auch verhindern, daß dieses Kunstwerk

*) Die Erfüllung der Forderung, die R. Wagner am Schluß seines künstlerischen Glaubensbekenntnisses: „Oper und Drama" stellt.

volkstümlich wird. Strauß dichtet in Worten und Tönen, wie der Bayreuther im „Tristan" und „Parsifal", nur für eine kleine Gemeinde gläubiger, feinorganisierter und eindrucksfähiger Kunstmenschen und teilt so das Los anderer geistesaristokratischer Adeliger aller Zeiten, die dem seichten Philistergeschmack ewig unverständlich geblieben sind.

Der uns bemessene Raum soll noch durch wenige biographische Zeilen über den großen Künstler, dem dieses Heft gewidmet ist, abgeschlossen werden. Deshalb müssen wir leider „Guntram" verlassen, ohne den Anspruch zu erheben, dieses Riesenwerk auch nur annähernd erschöpfend besprochen zu haben. Da könnte man ja händedicke Monographien darüber schreiben!

Aber daß nun endlich einer gekommen ist, der mit Wagner in einem Atem genannt werden kann, der, an der Schwelle der Mannheit stehend, ein Gesamtkunstwerk schuf, welches den Vergleich mit „Tristan und Isolde" nicht zu scheuen braucht, und welches den hoffnungsvollen Ostermorgen des deutschen nachwagnerschen Dramas bedeutet, — dieser Nachweis ist mir hoffentlich gelungen!

Meister Richard Strauß ist ein „Münchner Kindl". In der großen Bier- und Kunstmetropole machte er seine Lehrjahre*) durch, ehe der Wandertrieb, das Erbteil aller Musikanten seit Jubals Zeiten, ihn mit einem Segenskuß Liszts auf der Stirne zunächst als 20jährigen Hofmusikdirektor nach Meiningen verschlug. Sein Gönner Bülow führte damals — 1884 bis 1885 — mit der Meininger Kapelle überall seine Es-dur-Serenade für Blasinstrumente (op. 7) auf. In dieser Kammermusik größten Stiles, — 13 Instrumente! —, zeigte sich zuerst Strauß' Selbständigkeit und Originalität des musikalischen Satzbaues. Schon 1886 rief die Münchner Hofoper den Jüngling als dritten Kapellmeister zurück. Er ging nach kurzer Zeit wieder: Er war den erbeingesessenen wohlbeleibten Herren da unten im Orchester zu strudelköpfisch, zu feurig und wild-genial. Sie inscenierten mit wenig Witz und viel Behagen eine „Palastrevolution", d. h. sie kamen ein wenig auffällig aus dem Takt bei einer, — lies und staune, — „Troubadour"-Aufführung! Strauß mußte „abklopfen" und der Skandal war fertig. — Die freundliche Stadt der Goethomanen in Thüringen konnte ihn besser brauchen. Der 25jährige Hofkapellmeister war hier am rechten Ort innerer Sammlung und künstlerischer Ausreife. Die Stille Weimars, das bekanntlich in allen anderen Dingen außer der Musik noch in seiner „großen Zeit" steckt, und sich jetzt dank der gütigen Fürsorge einiger sehr ehrenwerter deutscher Litteraturprofessoren damit befaßt, Goethes Spucknäpfe zu photo-

*) Wie wenig und gewiß nur Formales das geborene musikalische Genie im eigentlichen Sinne des Wortes zu „lernen" hat, beweist, daß Jung Richard mit 16 Jahren eine große Sinfonie in F-moll schreiben konnte! (Aufgeführt unter Levi.)

graphieren und seine Waschzettel den Archiven einzuverleiben, that den angespannten Nerven Strauß' wohl. Hier entstanden die schönsten seiner Liederperlen, ferner seine große sinfonische Landschafts- und Naturschilderung: „Aus Italien“. Vorher hatte er sein bis dato bekanntestes Werk sich von der Seele geschrieben. Die geniale sechsstimmige Chorballade: „Wandrers Sturmlied“ mit dem bedeutungsvollen Refrain: „Wen du nicht verlässest, Genius“ erinnert in den großen Zügen des stets polyphon sich verschlingenden Chorsatzes, in der festgehaltenen Prometheusstimmung und dem begeisterten echten Pathos der Deklamation an Liszts Chöre zu Herders entfesseltem Prometheus. — Doch das Leiden fraß sichtlich an dem zarten Körper des Sängers. Auf den dringenden Wunsch seiner ihn vergötternden Eltern und Freunde zog er 1892—1893 südwärts, zu den Wundern des heiligen Nils, nach Ägypten.

In jener Zeit, da es so schlimm stand mit dem Heißblütigen, sah ich manchmal seinen greisen Vater, den Königl. Kammermusikus und Hornvirtuosen Franz Strauß, auf der großen Treppe der Akademie sinnend und schwermutsvoll stehen, die Sonne Ägyptens anbetend, daß sie seinen großen Sohn gesund machen möge. Und die Sonne Ägyptens erhörte den Alten. Und zum Heil der deutschen Kunst erhörte sie ihn.

Richard Strauß kam zurück, heil und gesund, den Kopf voll neuer Gedanken, die Brust voll Lebensmut. Vielleicht hat aber diese unheimlich sengende Sonne Ägyptens auch noch innerliche Wirkungen auf den jungen Maestro gehabt? Hat ihm jenen sinnenden, schwärmerisch-asketischen Zug aufgeprägt? Hat ihm jenen theosophisch-buddhistischen Okkultismus in die Seele gelegt, deren Niederschlag die Guntram-Weltanschauung ist?

Vor Guntram entstand damals noch als op. 24 die sinfonische Dichtung: „Tod und Verklärung“. Das immens komplizierte Werk*) zeichnet sich durch meisterhafte Charakterisierung des Todes aus: realistisch, furchtbar, düster und doch wieder ideal-verklärt, mild und versöhnend. Das Werk, das in allen größeren Musikstädten aufgeführt wurde, zeigt Strauß' Eigenart auf dem Gebiet der tonmalenden Programmmusik am besten.

Am „Guntram“ hat Strauß wohl anderthalb Jahr geschaffen. Die erste Anregung dazu erhielt er merkwürdiger Weise aus einer Notiz der „Neuen Fr. Presse“ über den „Liebesstreiterbund“. Gelegentlich der XXX. Tonkünstlerversammlung zu Weimar im Mai 1894 erblickte der Liebesstreiter zum ersten Male das Licht der kritischen Welt. Vor einem Parterre von Musikern! —

*) Als Komponist, der alles zu „schwer“ und vieles zu „undankbar“ schreibt, ist Strauß überhaupt bei dem bequemen Teil der Kapellmeister, Sänger und Musikkritiker schwarz angemerkt.

„Leider konnte man aber mit erschreckender Deutlichkeit wahrnehmen, wie wenig selbständig im Grunde genommen selbst Musiker in ihrem Urteile über Neues sein können." „Die geistigen Zeugungsfaktoren des mitleidsvollen Thoren sind Tristan und Parsifal, der reinere Thor." „So sehr ꝛc. — — so glauben wir doch, daß der nächste Fortschritt des Komponisten eine Rückkehr zum Einfacheren sein wird." „Die Zumutungen, die Herr Strauß hier der psychischen und physischen Ausdauer der Sänger stellt, sind ungeheuerlich, noch nie dagewesene." „Was Strauß vom Orchester verlangt, übersteigt fast Menschenkräfte." Solches und ähnlich blühendes Blech wurde damals in den politischen und den Fachblättern verarbeitet.

Das ist doch natürlich, ihr Lieben und Fürsorglichen, daß ein deutsches Singspielchen oder ein Lortzing'sches Lustspiel-Operchen oder eine Meyerbeer-Bumbum-Große-Oper mit ihren respektiven klaviermäßigen Orchesterbegleitungen oder ihren tändelnden Ariettchen und Tafelchörchen oder ihrem schablonisierten Pathos, ihren marionettenhaften Massenbewegungen, ihren Trillern und Koloraturen und ähnlichen formalistischen Selbstzwecken weit weniger Mühe und Anstrengung, weit weniger künstlerische Menschen, als vielmehr Singmaschinen bedarf, wie ein Drama, wo alle Schwesterkünste gemeinsam frei, vereinzelt unfrei wirken, wo es keine „Haupt- und Nebenrollen", keine „Theaterspielerei", keine „Primadonna", keinen „ersten lyrischen Tenor" und „ersten Heldentenor", keine „Statisten und Komparsen" giebt, wo nur durchaus gleichwertige „darstellende künstlerische Menschen" vor uns leben, die sich nach der höchsten Fülle ihrer Fähigkeiten an die höchste Empfängniskraft mitteilen. Satis superque!

Genug, „Guntram" wurde bei seiner ersten Darstellung nicht so verstanden und so gewürdigt, wie man es von dem patentierten Kunstverstand der Musikauguren in Zopf, Amt und Würden, die dort nach Weimar zusammengeströmt waren, doch am ehesten hätte erwarten sollen. (Wer lacht da!) Seitdem hat sich nichts geregt, weder Karlsruhe noch Hamburg, die doch sonst nicht mit Unrecht als Bahnbrecher für dramatisch musikalische Neuheiten ersten Ranges angesehen wurden. „Alle Intendanten schwiegen" — bis auf — Possart. Dessen durch Levis Brille geschärfter Napoleonsblick erkannte die ungeheure Bedeutung „Guntrams" für das nachwagnersche Drama wohl zuerst im ganzen Umfang und erwarb das Werk für die Münchner Oper. Am 20. April 1895 findet die bayrische Première statt. Hüte Dich, verschlafenes Weimar, hüte Dich, denkfaules Publikum! — —

In Weimar sang der jugendliche Heinrich Zeller mit sieghaftem Stimmglanz bis ans Ende den „Guntram"; ob er auch den Schopenhauerschen Zug der gottbrünstigen Willensnegation in Guntrams Charakter herausfand und poetisch glaubhaft interpretierte, darüber kann ich keinen Aufschluß geben.

Daß aber Strauß sich keine bessere Freihild wünschen konnte und auch niemals — wenigstens auf den Brettern — eine bessere erhalten wird, als seine Schülerin, das anmutige Fräulein Pauline de Ahna, die gefeierte „Elisabeth" Bayreuths, das weiß ich genau. Denn sie ist ihm die Freihilde seines Lebens geworden! Glücklicher als Guntram, freite er sie im September 1894 in München. Seine alte Vaterstadt hatte ihn nämlich wieder von Weimar geholt. Der 30jährige Mann stand jetzt als erster bayrischer Hofkapellmeister (alternierend mit Levi) wieder an dem Pulte, wovon den Jüngling, den Hofmusikdirektor, die Troubadourkabalen verjagt hatten. Die Erbeingesessenen geigen, blasen und fiedeln mit harmlosen Gesichtern weiter zu seinen Füßen, als wäre nichts geschehen. Sie haben in der Jahre Spanne inzwischen ihre Stühle ein bißchen weiter durchgesessen und Hunderte von Opernpartituren heruntergespielt — er aber ist inzwischen „Hofkapellmeister" geworden.

„Jetzt heißt's hübsch sich ducken! Da verfangen keine Intriguen mehr. Königlicher Hofkapellmeister! Alle Achtung!!" So mögen sie gemurmelt haben die Braven, als Richard Strauß wieder kam als „Hofkapellmeister".

Ha, ha — als wenn er nichts weiter wäre als Hofkapellmeister als ein Dirigent, der höchstens Mottl neben sich duldet! —

Unser großer Dichterkomponist ist ein bescheidener, liebenswürdiger Mensch mit stillen, abgrundtiefen Augen, die freilich auch in einem überirdisch schönen Glanze der Begeisterung lodern können. Er lebt mit seiner Pauline in glücklichster, harmonischer Künstlerehe, wie sie leider so selten sind. Als künstlerisches Hochzeitsangebinde widmete er der Geliebten sein letztes opus 27: „Vier Lieder moderner Dichter" (Henckell, Heinrich, Hart, Mackay). Diese Lyrik ist so wunderschön, daß sie unsere Konzertprofessionals gewiß recht lange — nicht singen werden. — —

Doch nun genug des Persönlichen und Biographischen! Strauß wird gewiß mit dem einsamen Höhenmenschen Robert Franz sagen: „Schweigt mir nur vom Persönlichen! Dort sind meine Lieder, da steht alles drin, was ich gewesen."

Hauptmann der Dramatiker, Klinger der Maler, Dehmel der Lyriker, Maison der Bildhauer, Strauß der Musiker! Ist das nicht die neue deutsche Kunst? Bedeutet das nicht einen Weltsieg des „Realismus", will sagen der wahren Lebensdarstellung? Wüßten wir noch in diesen jammervollen Zeitläuften des politischen und sozialen Chaos was deutsch und echt, zeigten es uns nicht diese deutschen Meister?



Der Kapitalismus in der Litteratur.

Von Heinz Starkenburg.

(Breslau.)

Es giebt wohl kaum ein Gebiet produktiver Lebensthätigkeit, welches heute der Kapitalismus nicht mehr oder minder in den Bereich seiner Gewaltherrschaft gezogen hätte, und wenn wir schon überall, wo er seine Sklavenpeitsche schwingt, nur mit Unlust den Blick verweilen lassen, so berührt seine Tyrannei uns am widerwärtigsten auf dem Gebiete, wo die Thatsache selbst am wenigsten klar vor Augen liegt, dem der geistigen Produktion.

Man halte es nicht für eine Phrase, wenn wir auch diese als einen Bestandteil des gesamten kapitalistischen Wirtschaftssystems bezeichnen. Da das Kriterium des „wirtschaftlichen Gutes" lediglich in seiner relativen Seltenheit und seinem Gebrauchswert als Bedürfnis-Befriedigungsmittel liegt, die Trennung von Hand- und Kopf-Arbeit aber nicht nur sich nicht durchführen läßt, sondern auch keineswegs mit der Unterscheidung sachlicher und immaterieller Güter zusammenfällt, so ist m. E. absolut kein Grund vorhanden, die Erzeugnisse einer vorwiegend gedanklichen Produktion aus dem Bereich der Nationalökonomie auszuschließen. Es ist demnach bereits logisches Postulat, daß wir die Gesetze und Erscheinungsformen des jeweiligen Wirtschaftslebens auch in der Sphäre der geistigen Produktion herrschend finden, eine Thatsache, die uns die Erfahrung bestätigt.

Das typische Wirtschafts-System unserer neuzeitlichen Kultur-Epoche ist der Kapitalismus, d. h. jenes System, nach welchem die Produktion erfolgt, durch das notwendige Zusammenwirken zweier sozialer Klassen: der kapitalistischen Unternehmer und der proletarischen Lohnarbeiter. Erstere sind kaufmännisch geschulte Besitzer der Produktionsmittel, deren die produktive Arbeit bedarf, um Güter zu erzeugen (also Grundstücke, Maschinen, Werkzeuge, Gebäude 2c.), letztere sind besitzlose, meist in einer bestimmten Branche geschulte Arbeiter, die zur Erhaltung ihrer wirtschaftlichen Existenz genötigt sind, ihre körperliche, geistige, selbst seelische Thätigkeit (Gesinnung) dem Kapitalisten zu verkaufen, der seinerseits durch Verbindung derselben mit den ihm gehörenden Produktionsmitteln Güter erzeugt, deren Verkauf ihm nach Abzug der Auslagen seinen „Unternehmergewinn", „Profit" oder „Mehrwert" einbringt.

Das Gebiet, auf das wir hier exemplifizieren wollen, ist die Litteratur, d. h. die zum Zweck öffentlichen Vertriebs durch Druck fixierte Gedanken-

arbeit. Die geistige Produktion an sich ist uralt, in der Art ihrer wirtschaftlichen Verwendung hat sie mit dem Wechsel der Wirtschafts-Systeme sich den typischen Formen dieser angepaßt. So finden wir im ältesten, rein naturalwirtschaftlichen Zeitalter der Gentilwirtschaft den Sänger wandernd von Hof zu Hof, seine in freier Rede gebotene Produktion austauschend gegen körperliche Verpflegung und Geschenke. So zeigt die Welt Homers, so das alte germanische Epos uns die Kopfarbeiter seiner Zeit, zugleich Künstler, Historiker, Philosophen und Neuigkeiten-Verkünder.

Mit Erfindung der Schreibkunst wird die intellektuelle Thätigkeit zum Handwerk. Die Schreibhandwerker des Mittelalters, die Mönche, sind es in erster Linie, in deren Händen die geistige Produktion der Feudalzeit ruht. Der Vertrieb erfolgte hauptsächlich an Wallfahrtsorten und großen Messen. Da kam die Periode der Renaissance mit ihrem rapiden Steigen der geistigen Thätigkeit — extensiv und intensiv. Dem schnell zunehmenden Bildungsbedürfnis des Volkes genügte nun auch diese Form nicht mehr, der Buchdruck wird erfunden, und wir treten in die Periode des Kapitalismus ein.

Die ursprünglichste Betriebsform, in der uns die kapitalistische Produktion entgegen tritt, ist das „Verlags-System" (auch Haus-Industrie genannt), wobei seitens der Hausindustriellen die Produktion noch handwerksmäßig bleibt, der Absatz aber nicht mehr direkt an die Konsumenten, sondern an den Verleger erfolgt, der dann die eventuelle Fertigstellung und den Vertrieb der Produkte besorgt. Dieser Form, die auf industriellem Gebiet in Hauptmanns „Webern" gekennzeichnet ist, schloß sich auch die um die Wende des 15. Jahrhunderts mächtig aufblühende geistige Produktion an, und hat sie in der Buch-Produktion noch bis zum heutigen Tage beibehalten. Die Branche der Neuigkeiten-Verbreitung dagegen machte die weitere Entwicklung des Kapitalismus mit, zunächst als Manufaktur, d. h. kooperative Zusammenarbeit unter Aufsicht und Leitung des Verlegers — die geschriebenen Zeitungen des 15. und 16. Jahrhunderts — und endlich, bei immer größerer Expansion des Maschinenwesens, als Fabrik — die moderne gedruckte Zeitung. Der heutige Zeitungsverleger ist der ausgeprägte Typus des Kapitalisten, er hat einen doppelten kapitalistischen Betrieb unter sich: den manufakturartigen der Redaktion mit seiner weitgehenden Differenzierung des Personals und den fabrikmäßigen der Druckerei. Der Bücherverleger ist ihm gegenüber in einer Beziehung rückständig, indem der intellektuelle Abschnitt der Bücherproduktion, wie erwähnt, noch hausindustriell ist. Doch scheint auch auf diesem Gebiete eine Wandlung vor sich zu gehen, indem „das Buch von Jahr zu Jahr mehr an Produktionskraft verliert" (cf. Bücher, Entstehung der Volkswirtschaft IV) — eine Folge seines notwendig konservativen Charakters, der in unsere schnell fortschrei-

tende Zeit nicht mehr hineinpaßt — und an seine Stelle eine neue Erscheinung jüngsten Datums tritt: die (wissenschaftliche, künstlerische oder politische) Zeitschrift.

Daneben scheint in allerneuester Zeit noch eine andere eigentümliche Form der Geistesproduktion zu treten, die ich etwa als Vereinsschriften bezeichnen möchte. — Je morscher die Schranken werden, welche bisher die Menschheit in äußerlich abgegrenzte Gruppen des Berufes und Standes, der Klasse, des Besitzes teilten, desto deutlicher treten neue, auf innerlichen subjektiven Gleichheiten beruhende Verbände in den Vordergrund: die freiwilligen Vereine. Wo diese nicht rein geselliger Natur sind, macht sich gar bald das Bedürfnis litterarischer Bethätigung geltend, die sich teils allerdings in zeitschriftengleichen Vereinsorganen kundgiebt, zum großen Teil aber auch in einer von der Gesamtheit geleiteten mehr oder weniger periodischen Herausgabe selbständiger Druckschriften, die denn — dem Zuge der Zeit folgend — meist schon nicht mehr Buchform, sondern Broschürenform haben. Hierher gehören also die Schriften des Vereins für Sozialpolitik, der Gesellschaft für ethische Kultur, der sozialdemokratischen Partei und vieler ähnlicher Vereinigungen. Der große Vorteil einer solchen Entwicklung ist wohl klar. An Stelle der planlosen, dem Zufall anheim gegebenen, individuell hilflosen Produktion tritt eine planmäßige, bei aller individuellen Freiheit einheitlich von bestimmten Gesichtspunkten geleitete, rationell verteilte und unterstützte Thätigkeit, mit einem Wort: die geistige Kooperation, die namentlich auf wissenschaftlichem Gebiete einen außerordentlichen Aufschwung zur Folge haben kann. Ferner werden dank dauernder Abmachung mit einer bestimmten Verlagsbuchhandlung die Preise verbilligt, die Honorare erhöht, beide gleichmäßig und angemessen gemacht, der Absatz und Vertrieb (durch die Autorität der bekannten Vereinigung) geregelt und erhöht, guten Arbeiten die Aufnahme gesichert, schlechte ausgeschlossen, endlich durch Konzentrierung auf ein bestimmtes Gebiet die Auffindung einschlägigen Materials für den Konsumenten erleichtert.

Es braucht wohl kaum darauf hingewiesen zu werden, daß in diesen beiden neuen Formen der intellektuellen Produktion bereits die Keime eines neuen Wirtschafts-Systems gegeben sind: des Sozialismus. Es muß sich hier notwendigerweise dieselbe Tendenz wie auf rein ökonomischem Gebiete geltend machen: Der Kollektivismus der Produktion muß auch einen Kommunismus der Konsumtion zur Folge haben, sozialistische Wert-Erzeugung (seitens der Vereinsmitglieder) und kapitalistische Wert-Aneignung (seitens des Verlegers) sind auf die Dauer unvereinbar. Hat sich erst einmal ein genügend großer, durch Vereinigung kapitalkräftiger Stamm von Mitgliedern eines Vereins, resp. Mitarbeitern einer Zeitschrift zusammen-

geschlossen, so ist kein Grund abzusehen, weshalb dieselben jährlich dem Verleger eine unverhältnismäßig große Summe von ihrem Verdienst schenken sollen, weshalb sie nicht sich direkt mit einem Druckereibesitzer in Verbindung setzen oder lieber noch, selbst eine Druckerei ankaufen und die Produkte ihres Geistes im Genossenschaftsverlag des Vereins, der Zeitschrift herausgeben und den Gesamtgewinn nach Analogie unserer Konsumvereine prozentual oder gleichmäßig verteilen sollten. Da die weitere Folge dieser Entwicklung zweifellos die wäre, daß nicht nur sie ihre selbständig geschriebenen Werke im Verlag ihrer Genossenschaft erscheinen ließen, sondern daß auch die außerhalb derselben stehenden guten Schriftsteller sich mit ihren Werken lieber an diesen Verlag, der ihnen angemessene Beurteilung, höhere Honorare und weitere Verbreitung und Beachtung sichert, wenden würden, als an einen der kapitalistischen Privatverleger, so würde in relativ kurzer Zeit das überaus drückende Monopol dieser Klasse gebrochen und den daraus resultierenden Hauptschäden unserer Litteratur der Boden abgegraben sein. „Die Expropriateure werden expropriiert," aber nicht durch äußerliche Gewalt, sondern durch das Prinzip der freien Konkurrenz selbst, auf demselben Wege, auf dem sie historisch ihre Machtstellung errungen haben. Daß in der That lediglich unser Wirtschafts-System die Quelle dieser offenkundigen Übelstände ist, ergiebt sich bei genauerer Betrachtung wohl unabweisbar. Wir können dieselben wohl zusammenfassen in folgende Punkte: Hohe Bücherpreise bei niedrigen Honoraren, Überhandnehmen von Schundlitteratur bei schwierigem Anbringen gediegener Werke, unverhältnismäßiger Einfluß der Reklame bei immer seltener werdender objektiver, eingehender Kritik. Daß diese Mißstände vorhanden sind, daß sie sich mit jedem Jahr schärfer herausbilden und indirekt unsere litterarische Produktion selbst korrumpieren, wird wohl niemand leugnen, der je einen Einblick in die Fabrikation unserer Litteratur gethan hat. Es ist aber völlig vergeblich und ein Verkennen der Sachlage, die Persönlichkeiten unserer Verleger für diese Zustände verantwortlich zu machen; es ist völlig vergeblich, sich an sie zu wenden und an ihre ethischen Gefühle zu appellieren, wie das im Dezemberheft der „Gesellschaft" geschehen ist. Denn sie befinden sich in der Zwangslage, sie können, selbst wenn sie den besten Willen haben, wenig oder nichts daran ändern, weil sie selbst unter dem unbarmherzigen Gesetz der kapitalistischen Konkurrenz stehen, die sie zwingt, in erster und zweiter und dritter Linie aufs Geld zu sehen, auf den Profit, den der Verlag eines Buches ihnen einbringt.

Wir sehen hier wieder einmal, wie die Gestaltung der ökonomischen Verhältnisse zurückwirkt auf den psychologischen und ethischen Charakter ihrer Zeit. Die moderne jedem selbstverständlich erscheinende Herrschaft des

„Erwerbs-Prinzips“ im Wirtschaftsleben, d. h. jene seelische Grundrichtung, die alles wirtschaftliche Handeln unter dem Gesichtspunkt der Gewinn-Erzielung, des Gelderwerbs betrachtet, die die Fragen der Kosten, des Profits, des Risikos in jeder Berufssphäre, ja bei der Berufswahl selbst in den Vordergrund stellt, ist eine durchaus moderne Erscheinung, eine Schöpfung des Kapitalismus, d. h. des Eindringens des Kaufmanns-Kapitals in die Sphäre der Produktion. Wir finden diesen „mammonistischen Zug“ des modernen Lebens früher nicht, weder in der Oiken-Wirtschaft der antiken Kulturreiche, noch in der kommunistischen Wirtschaft des Urchristentums, weder in der Gentil-Wirtschaft des früheren, noch in der Feudal-Wirtschaft des späteren Mittelalters. Überall ist die Konsumtion alleiniger Zweck der Produktion, Thätigkeit zum Zweck des Gelderwerbs, Streben nach Gewinn unbekannt oder gilt als gemein, der Handelsstand ein verachteter Beruf. Erst mit der wirtschaftlichen Macht, der sozialen Bedeutung, dem gesellschaftlichen Ansehen, das der Kaufmann seit Erschließung der neuen Welt durch die plötzliche, schnell anschwellende Konzentration der Kapitalien in den europäischen Kulturstaaten gewinnt, dringen auch seine Maximen, seine sozialen und ethischen Anschauungen in die Gesellschaft ein und werden zu herrschenden. In dem Maße, wie der feudale Grundbesitz, das zünftige Handwerk, Macht, Einfluß und Bedeutung an das Kapital verliert, siegt kapitalistisches Talent und kaufmännisches Streben nach Reichtum über die ungeschlachte Raubritterehre des Grundherrn, die spießbürgerliche Moral des Kleinstädters. Das Geld wird der Machtfaktor des Lebens, vor dem sich alles beugt, der Maßstab, an dem alle Verhältnisse gemessen werden, das Hasten nach Gewinn das treibende Motiv aller wirtschaftlichen Thätigkeit. Auch Kunst und Wissenschaft geraten in Abhängigkeit von diesem „Erwerbsprinzip“, werden, wie alle anderen Thätigkeiten „milchende Kuh“ des Kaufmanns.*) Der moderne Verleger ist, wirtschaftlich angesehen, nichts als ein kapitalistischer Mehrwerterzeuger; ob er mit Büchern handeln oder mit Hasenfellen, ist für seine ökonomische Stellung ohne Belang. Was ihm allein von Wichtigkeit, sind die Marktverhältnisse, auf sie bezieht sich seine Kalkulation und Spekulation, die litterarische Konjunktur ist das einzige regelnde Prinzip seiner Handlungsweise. Wohl giebt es Verleger, — ich selbst kenne solche —, die andere, ideologische Momente mitspielen lassen; das sind vielleicht gute Litteraturfreunde, aber schlechte Geschäftsleute, und die Resultate, die sie damit erzielen, sind stets die nämlichen: Entweder sie machen pleite oder sie stecken Hunderttausende hinein in den Verlag, die sie auf andere Art

*) Vergleiche hierzu die charakteristischen Stellen in Martin Luthers Werken: „Bücher vom Kaufhandel und Wucher“, Wittenberg 1524 und „An die Pfarrherrn wider den Wucher zu predigen“, Wittenberg 1540.

und Weise wieder herausbringen müssen, etwa im Sortiment-Geschäft oder durch Massenabsatz billig erworbener Sensationsbroschüren oder auch dadurch, daß sie sich von drucksüchtigen aber unfähigen Litteraten die Verlagnahme ihrer „Werke" teuer bezahlen lassen, d. h. sie überwälzen die Verluste auf die Schultern der Konsumenten und Urproduzenten. Daher sind die nüchternen, kaltverständigen, gemütsarmen Juden, denen der „mammonistische Zug" von Rasse wegen angeboren ist, auch die Kaufleute und Kapitalisten κατ' ἐξοχήν, in ausgeprägtester Gestalt; daher ist es andrerseits kurzsichtig, von dem unter Zwang der Konkurrenz stehenden Verleger Einschränkung dieses Prinzips zu fordern, während das hastende Wirtschaftsleben unserer Zeit ihn immer mehr zur alleinigen Hervorkehrung desselben zwingt, gerade so kurzsichtig, wie wenn man zur Lösung der sozialen Frage von unseren Großindustriellen patriarchalische Fürsorge für ihre Arbeiter fordert, die nicht mehr im patriarchalischen Wirtschafts-Verhältnis zu ihnen stehen.

Der moderne Verleger **kann** nur in seltenen Fällen „die eingereichten Manuskripte von verständigen Leuten prüfen lassen", denn die wissenschaftlich oder künstlerisch gebildeten Kräfte, die dazu erforderlich wären, würden kolossal teuer sein, und wie viel solche Rezensenre soll er sich bei der derzeitigen Anarchie der litterarischen Produktion halten, wo im gleichen Verlage die verschiedensten Schriften erscheinen, wo Roman und Lyrik, Drama und Biographie, naturwissenschaftliche und religiöse, militärische und sozialistische Schriften bunt durcheinanderlaufen? Außerdem hat es aber auch absolut keinen Zweck für ihn, ein eingereichtes Manuskript auf seinen Wert zu prüfen, denn dieser hat mit dem Absatz nicht nur nichts zu thun, sondern steht sogar meist im umgekehrten Verhältnis zu ihm. Und wenn er es wollte, welches sollte der Maßstab sein? Schreiber dieses würde vielleicht ein theosophisches Werk als überspannte Faselei zurückweisen, das vielen — und durchaus nicht reaktionären — Geistern als Quelle tiefster Gedanken erscheint. Deshalb prüft der Verleger das Manuskript lediglich auf seine Marktfähigkeit, seinen Warencharakter hin. Lyrik, sie mag noch so gut sein, wird heute, wenn nicht ein bedeutender (d. h. Absatz sichernder) Name dahintersteht, a limine zurückgewiesen, weil wir uns für sie in absteigender Konjunktur befinden; ein philologisches Werk, es mag ein Produkt jahrelanger fruchtreicher Arbeit sein, wird, wenn es überhaupt anzubringen ist, jedenfalls dem Verfasser und Verleger keine Reichtümer eintragen, weil das öffentliche Interesse dafür außer bei wenigen Fachfreunden gleich Null ist. Aber man bringe ein seichtes Schriftchen über soziale Verhältnisse, einen wertlosen, aber geschickt gemachten Roman, und wenn gar der Titel noch anlockend gewählt ist, strecken die Verleger alle Hände aus.

Eine weitere Folge dieser Zustände ist die viel (wenn auch lange noch nicht genug) geschmähte und gebrandmarkte Korruption unserer Kritik. Jeder, der nur ein klein wenig in unserer Litteratur-Branche bewandert ist, weiß, daß — wenn es hoch kommt — 20 % aller Bücher-Rezensionen wirkliche ehrliche Kritiken sind. Da günstige und möglichst laute Kritik ein Haupterfordernis schnellen und großen Absatzes ist, so sorgt der Verleger nach Kräften dafür, nur solche und möglichst viel solche in die Welt zu schleudern, ein Versuch, bei dem ihm die Eitelkeit und Ruhmsucht der Autoren, sowie die Überlastung unserer gewerbsmäßigen Rezensenten nur allzusehr in die Hände arbeitet. „Die Hälfte der Kritiken," sagte mir vor kurzem ein mir befreundeter hiesiger Verleger, „werden in der Verlagsbuchhandlung gemacht, und von dem Rest wird der eine Teil von guten Freunden des Verfassers oder Verlegers verfertigt, der andere Teil von Skribenten, die vom Buch bloß Titel, Verlag und Autor sehen, ohne es überhaupt aufgeschnitten zu haben." Mag dies nun auch selbst ein wenig pessimistisch „aufgeschnitten" sein, es zeigt jedenfalls, wie man in den maßgebenden Kreisen denkt und was wir vom Werte unserer Kritiken zu halten haben.

Von dieser Art des Rezensierens bis zur marktschreierischen Reklame ist nur ein halber Schritt. Die Reklame ist ein Kind der praktischen Psychologie. Der Geschäftsmann weiß sehr wohl den Wert der psychischen Assoziation zu schätzen, er weiß, daß sich Namen, die man immer und immer wieder vorgekaut bekommt, trotz allen Widerwillens schließlich gewaltsam ins Gedächtnis einbohren, eine hypnotische Wirkung ausüben; und speziell auf dem Gebiete der Litteratur ist der Durchschnittsmensch am Ende außer Stande, zwischen „berühmt" und „bekannt" zu unterscheiden und bei der ihm eigenen Unfähigkeit selbst ein Werk zu beurteilen, schwärmt er endlich für den Mann, der ihm in Annoncen und Prospekten hundertmal als „geist- und gemütvoller, gottbegnadeter Poet", als „bedeutendster Forscher seines Gebietes" ꝛc. anfoktroyiert ist, und wenn ihm mit genügender Regelmäßigkeit und Unverschämtheit einige Dutzend Mal unter die Nase gerieben wird: „Jeder Gebildete muß August Schulzes epochemachende Schriften besitzen," so ist er im Stande hinzugehen und zu Weihnachten August Schulzes sämtliche Werke" zu — verschenken. Man nehme sich einmal die Mühe, die rührenden Geleitworte, welche die Verlagsbuchhandlungen ihren Kindern mit auf den Lebensweg geben, durchzulesen, und man wird erstaunt sein über den nichtssagenden Phrasenschwall, mit dem jede Winkelbroschüre als bedeutendstes Werk mindestens des Jahrhunderts ausposaunt wird, ohne daß man in der Regel von ihrem eigentlichen Inhalt das geringste erfährt.

In gleicher Weise richtet sich der Ladenpreis (oder gar das Honorar) keineswegs nach dem litterarischen Wert oder auch nur nach dem Umfang

des Werks, sondern lediglich nach der Absatz-Wahrscheinlichkeit im Verhältnis zu den Produktionskosten. Hat der Verleger seiner Spekulations-Erfahrung nach die Wahl, von einem Buch 1500 Exemplare à 1,00 Mk. oder 1000 à 2,00 Mk. oder 800 à 3,00 Mk. abzusetzen, so fixiert er ohne irgend welches Bedenken den Preis auf 3 Mk. Denn ob eine wissenschaftliche Anschauung oder der Genuß eines Kunstwerks in weite Kreise dringt, ist ihm, soweit es nicht Reklamezwecke hat, vollständig gleichgültig, dagegen wird im letztangenommenen Fall der Rohertrag bedeutend erhöht und außerdem die Wahrscheinlichkeit einer anlockenden „Zweiten Auflage" vergrößert, und im Mehrwert gipfelt ja sein ganzes Sinnen und Trachten.

Hierzu kommt noch ein anderes Moment: In den anderen Branchen unserer Wirtschaft kommen gerade diese Folgen des Kapitalismus vielfach nicht so kraß zum Ausdruck, weil die Konkurrenz der gleichen Betriebe zum gegenseitigen Unterbieten im Preise der Produkten-Einheit diese bis zur geringsten gesellschaftlich-möglichen Billigkeit herabdrückt; diese für den Konsumenten wohlthätige Folge der kapitalistischen Konkurrenz kann im Buchhandel niemals eintreten, weil der Druck jedes einzelnen Werkes eine besondere Produktions-Sphäre, und zwar je eine Gruppe der „nicht beliebig vermehrbaren Güter" darstellt, deren numerischer Umfang noch dazu nicht wie die übrigen dieser Art (Antiquitäten, Agrarprodukte, Edelsteine 2c.) von äußerlichen, unbeeinflußbaren Umständen abhängt, sondern (als Höhe und Anzahl der Auflagen) durchaus in der Willkür des Verlegers liegt. Dieser besitzt also thatsächlich mit dem Momente, wo der Verlags-Kontrakt unterzeichnet ist, ein unantastbares und unentreißbares Monopol. Da es nun, wie erwähnt, im Wesen der kapitalistischen Produktion liegt, daß „das Produkt, um das es sich in der That handelt, nicht das handgreifliche Produkt selbst, sondern der Wertüberschuß des Produkts über den Wert des in ihm konsumierten Kapitals" ist (Marx), so liegt es ökonomisch nicht nur in seinem Berufs-Interesse, sondern auch willkürlich in seiner Gewalt, durch Anpassung der Auflage und des Ladenpreises (nicht an den speziellen Bedarf, sondern) an die zahlungsfähige Nachfrage die Absatzbildung so zu beeinflussen, daß der erreichbar höchste Profit ihm zu Teil wird. Er befindet sich also thatsächlich genau in derselben ökonomischen Situation, wie die Leiter der wirtschaftlichen Kartelle und Trusts, nur mit dem Unterschied, daß er, weil ein einziger, sämtliche „Dividenden" auf sich selbst vereinigt. Von ihm, dem Produzenten, verlangen, daß er sich auf den Konsumenten-Standpunkt stelle, heißt verlangen, daß er die ökonomischen Grundlagen seines Gewerbes preisgiebt, sich selbst ausbeutet, heißt — den Kapitalismus negieren, ignorieren.

Der Einwurf, daß eine Konkurrenz zwischen den Verlegern ja auch bestehe, nur vor Abschluß des Verlags, ist hinfällig; denn das Wesen der

Konkurrenz besteht darin, daß die Summe der Konkurrenten jederzeit dasselbe Produkt unter gleichen Umständen herstellen und dem in Frage stehenden Produzenten die Abnehmer abspenstig machen können, aber nicht in der Möglichkeit sich „seinen Henker selber wählen“ zu können. Ebenso täuschend ist die Annahme, durch Selbstfestsetzung der Bedingungen die Absatzverhältnisse beeinflussen zu können, denn jeden Pfennig, den der Autor am Preise abhandelt, zieht ihm naturgemäß der Verleger, multipliziert mit der Höhe der Auflage, am Honorar ab; die Abhängigkeit des Preises von den Produktionskosten, zu denen das Honorar ganz ebenso gehört, wie die Abnutzung der Maschinen, die Setzerlöhne und Kosten des Papiers, kann der Verfasser nicht um ein Atom verringern, und bei der geringen Höhe des üblichen Honorars wird er in den meisten Fällen weder imstande, noch gewillt sein, durch unverhältnismäßige Preisgabe des eigenen Verdienstes den Bücherpreis um ein weniges zu erniedrigen. Daß aber thatsächlich Hand in Hand mit den hohen Bücherpreisen niedrige, ja unwürdige Honorare gehen, ist wohl weiter auszuführen nicht nötig. Das ist jedem Litteraten, der nicht in der beneidenswerten Lage ist, selbst Bedingungen stellen zu können, weil er berühmt geworden und somit Reklame-Gegenstand für den Verlag ist, sattsam bekannt. Wir müssen uns eben darein ergeben, proletarische Lohnarbeiter zu sein, die von ihren Kapitalisten genau nach denselben Maximen ausgebeutet werden, wie unsere Genossen von der Industrie und Agrikultur. Und ehe dieses proletarische Solidaritätsgefühl nicht in uns allen erwacht ist, so lange wir uns noch mit dem eingebildeten Wahn unseres geistigen Aristokratismus über die materiellen Zustände unserer wirtschaftlichen Ausbeutung hinwegzutäuschen suchen, werden auch diese „Schäden unserer Litteratur“ nicht gebessert werden, durch einen Appell an das ethische Gefühl der Verleger gewiß nicht. Sie, die einzelnen Kapitalisten, können nichts dazu thun, und sie anklagen, heißt dieselbe Froschperspektive proklamieren, wie der Antisemitismus, der die Personen schmäht für das Prinzip, das sie vertreten müssen. Wenn das in Ungarn und Italien anders ist*), so liegt das einfach daran, daß der Kapitalismus in diesen Ländern noch in den Kinderschuhen steckt, in England aber, wo die Bücher übrigens noch immer teuer genug sind, an der ganzen andersartigen Gestaltung des buchhändlerischen Geschäftsbetriebs. In der Entwicklung des Buchhandels ist Deutschland (neben Holland) der führende Staat, und deshalb befinden wir uns grade jetzt in der ärgsten kapitalistischen Korruption drin.

Ich könnte diesen Aufsatz noch ins Endlose ausdehnen, ich könnte

*) cf. „Gesellschaft“ 1894, Heft XII, p. 1644 ff.

exemplifizieren auf die Zustände in der Tagespresse, im Theaterwesen, in der bildenden Kunst, auf die Agenturen, Kunsthändler und ähnliche erfreuliche Produkte unserer kapitalistischen Wirtschaftsordnung. Aber der Artikel trägt die Überschrift „Der Kapitalismus in der Litteratur" und nicht „in der Kunst", so will ich denn die Grenzen nicht überschreiten, die ich mir gesteckt habe, obgleich es heilig Not thäte, daß auch auf dem weiteren Gebiete der Kunst die heutige Mißwirtschaft einmal gehörig gebrandmarkt werde. Ich will aber diese Zeilen nicht schließen, ohne im Ernst noch einmal auf den Weg hinzuweisen, der m. E. allein den unwürdigen Zuständen von heute ein Ende macht: Die Bildung freier Schriftstellergenossenschaften mit eigenem gesellschaftlichem Besitz der Produktionsmittel.



Unser Dichteralbum.

Mein Heine-Denkmal.

Ich danke dir, Bildhauer, daß du dich
für deinen Fürsten noch bemühn willst; bitte,
nimm Platz! — Du weißt, ich bin der Krone müde,
zu Neujahr geb' ich sie dem Volk zurück,
es mag versuchen, selbst sich zu beherrschen,
mir ist es teils zu reif und teils zu schlecht.
Mein Hingang aber soll mein Volk und mich
noch Einmal in beglückter Ehrfurcht einen
und unsern Enkeln eine Ehrfurcht bleiben
durch ein Geschenk fürstlicher Menschenliebe;
dazu entbot ich dich.

Ich weiß, dich drängt dein großes Lebenswerk:
„der deutsche Michel, aus dem Schlaf erwachend".
Ich danke dir, daß Mein Gesuch dir vorgeht.
So höre, was ich ausgesonnen habe,
du bist der Einzige, der es schaffen kann:
ein Denkmal für Herrn Heinrich Heine.

Erlaube, daß ich uns das Fenster öffne,
der Märzgeruch der Großstadt thut mir wohl;
dort auf dem Platze vor der Kathedrale
möcht' ich das Denkmal aufgerichtet sehn,
mitten im Kranz der Linden.

Da soll er sitzen, wie er wirklich war,
der kranke Jude und der große Künstler,
der unsre Muttersprache mächtiger sprach
als alle deutschen Müllers oder Schultzes.
Verziere reich mit Gold den Krankenstuhl,
bunt soll das Denkmal sein, ein Schmaus den Sinnen;
Fußdecke, Rock, Symbole, alles Beiwerk
soll sich in dunklen Tönen unterhalten,
von ungewissen Lichtern überlacht;
aus dem gedämpften Rot und Grün der Broncen,
aus Porphyr. Syenit, Basalt und Schiefer
soll marmorklar nur sein Gesicht herleuchten,
nur seine blassen Dichterhände.

Und rück ihn nicht zu hoch vom Boden weg,
nicht in die Luft, damit ihm Volk und Erde
nah bleiben, wie es großen Künstlern lieb ist.
Nur eine einzige Stufe von Granit,
in mächtigem Geviert, gieb ihm als Sockel,
daß man sein Lächeln deutlich sehen kann,
dies müde Lächeln des getauften Juden,
mit dem er sich nach neuer Liebe sehnt,
dies bittre Lächeln, das zu sagen scheint:
O Moses, du gefällst mir nicht,
du bist mir überflüssig,
und dein vergrämtes Angesicht
ist längst mir überdrüssig.

Zu seinen Füßen aber laß – nein, so:
in seine Linke gieb ihm einen Stock
und eine himmelblaue Schellenkappe,
und links zu Füßen des getauften Juden
und lüstern in die Lüfte schnüffelnd hockt
— ich schlage vor, aus rheinischem Eisenquarz —
ein fettes Schwein, das echte deutsche Hausschwein.
Mach mir dies Schwein ja wahrhaft wahr und schön,
wie's dieser große Künstler wert ist; und
vergiß mir auch die Borsten nicht!

Und rechts zu Füßen dieses großen Künstlers
laß einen flügelstolzen Greifen liegen,
mager, die Geiernase möglichst krumm,
den edeln Pantherleib zum Sprung gereckt.
Ich sehe, wie des Dichters blasse Rechte
liebkosend nach dem stählern hochgeschwungnen,
dem nordseegrauen Flügelpaare tastet,
ich sehe seinen meerblau stillen Blick,
die dunklen Amethysten der Pupillen,
in sich gekehrt, heimkehrend aus der Ferne,
er träumt ein Lied.

Über die finstern Furchen der Nordsee,
über die fliehenden Schäume her
sieht er ihn kommen,
seinen Ahnherrn Ahasver:
er sucht den Messias.
Der Wind jagt seinen Bart,
morgendlich funkelt ein Strand:
seit Jahrtausenden so — der arme Alte —
sucht er den Tod.
Plötzlich spei'n ihm alle Wellen Blut,
fern am Strand sitzt Einer, der reckt sich,
jünglingshoch,
und blickt und lacht, blickt in die Sonne,
Sonne:
der deutsche Michel, aus dem Schlaf erwacht!
Und Ahasver schreit auf,
daß sein Schrei die Möven vor ihm herschreckt
über das blutrot spritzende Wasser,
und ans Land stürzt er und bricht zusammen
und Jahrtausende schluchzen
dem erstaunten Michel ins dumme Herz:
Mein Heiland Du,
mein heimlich erstandener
Herr Israels!
Hinten aber auf den Dünen steht
mit verwunderten Mienen
das versammelte deutsche Publikum,
den Sonnenaufgang erwartend,
Christen- und -Judenpöbel,
und Jemand sagt:
Ja, Herr Geheimrat von Schultze,
davon ahnten Sie nichts! —

So bilde mir, mein Freund, den Blick des Dichters;
und hinter seinen goldnen Krankenstuhl
stell auf die rechte Seite einen Greis,
zerlumpt, ins Knie gebrochen, arbeitskrüpplig,
der seinem Enkel eine Krone aufsetzt
und seine marmorn blühende Nacktheit segnet,
nimm Meine Krone als Modell!

Links aber hinter seinen Krankenstuhl,
das Schwein des Vordergrundes überragend,
setz auf die Sockelstufe eine Jungfrau,
im Myrthenkranz, im Silberschleier, bräutlich,
so bräutlich, wie es nur der Deutsche träumt,
die soll nachsichtig einem Affen wehren,
der grinsend, mit unzüchtiger Geberde,
dem Dichter in den Rücken glotzt.

Mach mir den Affen ja schön wahr und schön,
wie's dieses großen Künstlers würdig ist,
dann gieb ihm braune Augen, wie dem Greise,
dem Knaben aber und der Jungfrau blaue,
wie sie der große Künstler selber hatte,
doch so von Dir, Bildhauer, deutsch verklärt,
daß ich den kranken Dichter stammeln höre:
O Venus, alte Frau Sünderin,
verneige dich der Reinen,
o könnt ich noch mit Kindersinn
zu ihren Füßen weinen! —

So, Freund und Herr, möcht' ich das Denkmal haben,
so, Meister, bis ins Kleinste lebensgroß
das Einzelne, — das Ganze aber so,
daß uns der Schauder ängstigt und beglückt
vor unsrer menschlichen Tiergöttlichkeit.
Dann um das Alles, wie um einen Friedhof,
zieh mir ein schmiedeeisern Gitterwerk
von hohen Lilien, deren Blütenköpfe
ein Dornenkranzgewinde eint.

Und eile dich mit deiner Arbeit, Freund;
schon weil dein großes Lebenswerk dich drängt,
„der deutsche Michel, aus dem Schlaf erwachend";
sonst schilt mich noch das deutsche Publikum.
Nimm dir Gehilfen nach Belieben! horch, .
der Märzsturm braust vom Turm der Kathedrale;
wenn der Dezemberreif die Linden schmückt,
möcht' ich das Werk vollendet sehn, ich will's
dem deutschen Volk zu Weihnachten bescheren.
Leb wohl, mein Künstler!

Pankow bei Berlin. Richard Dehmel.

Lenzsturm.

Erhabener als die Reliefs
Am großen Altarbau zu Pergamon
Sah ich ein Bild am Frühlingshimmel:
Ein Kampf zwischen Nacht und Licht,
Feuer und Kälte,
Wildleidenschaftlich geführt
Nach der Weise der alten Recken,
Und Götterpfeile klangen
Und Giganten schwangen die Fäuste . . .
Es strahlte die uralt junge Sonne
Herrlich und einzig und groß
Im Siegerglanz erhörter Liebe
Herab auf die dampfenden Schollen
Und lachte und girrte nach
Dem lüsternen Atem der Erde,
Der jauchzend und lohend in sinnlichem Übermut
Von ihr ein Brautbett zu fordern kam.
Freilich war alles noch schüchtern verschämt,
Doch man ahnte die löwenhaft stöhnende Brunst. —
Der erregt wellende Leib der Felder
Sandte zitternde Seufzer aus des Schoßes
Geheimster Stelle,

Und die Flammen der Sonne leckten und
züngelten
Und kosten und suchten die schöne Stelle
So leichthin unter dem Küssen . . .
Aber da jagt es heran, die Freude zu stören.
Schwarze Fittige durchspannen den blauen
Raum,
Und es ächzt in den Tannen
Und peitscht vor der Sonne vorüber . . .
Dann fliegt es herunter
Dichter und dichter.
Die Sonnenkrone verliert den Schein,
Flimmert wie flüssiges Silber
Und endlich ist sie verschwunden.
Der Erde Leib wird sündenrein weiß ge-
kleidet,
Als wär sie verdammt zu Klostergelüb-
den. —
Wie das an den Wäldern vorüberbrandet!
Hurrah! Da doch wieder ein Sonnenblick,
So ein heimlicher Wink, getreu zu bleiben! —
Nun wieder ein Raufen und Kämpfen,
Und dazu weint die Erde, und an den
Dürren Halmen und Tannennadeln
Hängen leuchtende Tropfen.
Wie hat sie den Ernst der Sonne ersehnt!
Und hie und da lüftet sie keck das Kleidchen
Und zeigt ihre Schöne. — —
Wahrhaftig, es nützt! —

Hu, wie werden die Wolken zusammen-
geballt!
Zerschmettert fliegt ein Teil hinauf,
Ein anderer erdwärts und liegt
Wie ein schwarzgrau finsteres Heer
Vorm fernen Bergtann.
Hurrah! Durch den zerstobenen Schnee-
schaum
Blickt die Sonne glutfeuriger
Und heischt mit doppelter Lust des Schatzes
Hüpfenden Leib.
Durchs dünne Byssuskleid
Leuchtet des Fleisches zarte Farbe
Und lockt so mehr wie die glattwarme
Nacktheit
Und steigert die Glut der heiligen Stunde
Durch lustweinendes Sträuben
Und hastig geduldiges Lösen der Schleier . . .
Weit weg jagen die Wolken.
Am Waldsaum hängt des Brautbetts
Duft'ge Draperie, —
Und Kuß auf Kuß flammt herab
Und saugt sich fest an der Schönen Leib,
Der emporbebt dem Lieb:
Empfangen! Empfangen! — —
Wie könnte es wohl sonst auch Frühling
werden,
Der Erde Schoß die Keime schwellend nähren
Und junges Leben mutterfroh gebären?

Rauschenberg. Valentin Traudt.

Lied des Steuermanns.

Kühne Segler, Fahrtgenossen,
Unverdrossen
Nach dem Ziel, noch nicht erschlossen,
Fern aus heil'ger Dämm'rung blinkend,
Mahnend, winkend,
Oft in Nacht des Zweifels sinkend,
Laßt uns steuern, laßt uns steuern
Und befeuern
Soll uns unser Losungswort:
Wie wir landen?
Ob wir stranden?
Keiner frage! Fort, nur fort!

Laßt die Bonzen, laßt sie eifern,
Uns begeifern,
Jene Würdevollen, Reifern,
Die aus leergesog'nen Knochen
Lange Wochen
Sich ein mager Süpplein kochen!
Uns begeistert die Minute,
Denn vom Blute
Unsrer Herzen zehrt sie Kraft.
Aber „leise,
Fromme Weise“
Ist, was Greisenart erschafft.

Mahnt euch nicht ein fernes Klingen,
Durchzudringen
Zum Gelingen, zum Vollbringen?
Nur den Blick hinausgerichtet,
Wo sich's lichtet,
Wo sich alles Streiten schlichtet.
Schwesterkünste sich vereinen
Zu dem reinen,
Welterlösenden Akkord! —
Wie wir landen?
Ob wir stranden?
Frage keiner! Fort! Nur fort!

Karlsruhe. Albert Geiger.

Der Besuch im Kloster.

Willst Du in unsern Garten treten?
Schwer hängt voll gelber Frucht der Apfelbaum,
Auch glänzt unweit vom Wiesensaum
Im weißen Sonnenschein
Ein goldnes Kreuz, da kannst Du knien
Und beten.
So sprach der Mönch und wies hinein.
Der Ritter senkte in die Hand das Kinn:
Ich folge Deinem freundlichen Gebot,
Die Äpfel duften in den Sinn,
Und dort winkt mir schon einer rot.
Auch will ich drüben bei der Flur
Gern niederknien,
Doch vor der Sonne nur.
Ist es vom Kreuz der matte Wiederschein,
Der Deinen Garten grünen macht?
Die Früchte schwellt zu reifer Pracht?
Mit ewig jungem Blick in unser Leben lacht?

Berlin. Emanuel von Bodman.

Morgenkampf.

Flaumfederweichen Fußes schlüpft
Die Morgendämmerung durch mein Zimmer;
Durchs Fenster übermütig hüpft
Ein kampfgemuter Sonnenschimmer,
Ein weißer Strahl, und bohrt ins Vließ
Der Dämmerung seinen Silberspieß,
Daß sie aus tausend Wunden blutet
Und Purpur durch mein Zimmer flutet.

Sommernacht.

Blauweißes Mondlicht rieselt keusch
Ins Kräuterbecken der Oase,
Ein heimlich drängendes Geräusch
Erwacht im schlummertrunknen Grase.

Und leise bebt der Kronensaum
Von vielen hundert Blütenkerzen,
Ein weicher Schmerz, ein Sonnentraum
Durchzittert kranke Blumenherzen.

Wintermorgen.

Wie Hermelin auf grünem Samt
Liegt auf der jungen Saat der Schnee,
Aus dem Gestrüpp, das glitzernd flammt
Von Eiskrystallen, tritt ein Reh.

Sein Körper bebt, das Äuglein blitzt,
Ob irgendwo ein Unheil droht — —
Auf tausend Zweigen lauernd sitzt
Und lacht der kalte, blanke Tod.

Herbstabend.

Im Schwarzwald kauert längst die Nacht,
Der Stunde harrend, wo der Tag
Die letzten Atemzüge macht,
Wo still steht seiner Pulse Schlag.

Im Thale tanzt um Baum und Strauch
Der Nebelgeister düstrer Kranz
In Wolkenflor, in blauem Rauch
Dem Tage schon den Totentanz.

Nesselwitz, o/S. Carl Klings.

Der neue Odysseus.

Schon als Knabe las ich gerne
Von den Menschen, welche dulden
Wie Odysseus. Doch Odysseus,
Lebt' er von zweihundert Gulden?

Durfte nicht als stolzer König
Er den Fuß auf Marmor setzen?
Doch ihn trieb es, in Gefahren
Seine Königslust zu wetzen.

Ja, ein Dulder war Odysseus,
Doch sein Dulden war freiwillig.
Und er kam in den Homeros —
Dafür dulden war nur billig.

Und es wurde merklich kühler
Meine Lieb' für den Ithaker,
Seit ich hört', zweihundert Gulden
Zahlt die Eisenbahn dem Racker,

Der bei Tag und Nacht bewachen
Muß das stählerne Geleise.
Zwischen zwei Signalen geht ihm
So jahraus, jahrein die Reise.

Nicht die Welt in ihren Weiten,
Vieles Volk und bunte Sitten
Sieht der Mann; 's sind zwei Signale,
Und sein Häuschen steht inmitten.

Zwischen zwei Signalen wandert
Täglich er in Sonn' und Regen.
Kein gekrümmtes Meerschiffruder,
Eine Fahn' muß er bewegen.

Und statt stolzer Segel zieht er
Nächtlich auf ein rotes Glühlicht.
Was der Mann dort muß erdulden,
Ist 'ne Odyssee in Spülicht.

Kein Phäakenland in Freuden,
Keine Grotte der Kalypso
Nimmt ihn auf; zweihundert Gulden
Schließen aus das eo ipso.

Und die treue Penelope
Mit den arbeitsharten Händen,
Was sie heute ausgelöset,
Muß sie morgen neu verpfänden.

Und sein Büblein Telemachos,
Grasen läßt es ein paar Ziegen:
Abends darf es sich mit ihnen
In das Stroh des Stalles schmiegen.

Also lebt dort mein Odysseus
Früh und spat in schwerem Dienste;
Mit dem göttergleichen Sauhirt
Tauschen wär' ihm zum Gewinste.

Das Sirenenlied ertönt ihm
Sehnsuchtsvoll bald und voll Seele,
Bald auch wieder schrill gebietend
Aus der Dampfmaschine Kehle.

Singt Sirenen! ist zum Glücke
Doch Odysseus festgebunden!
Denn sein Dienst währt seelenkränkend
Täglich sechzehn runde Stunden.

Wie er mit zweihundert Gulden
Jährlich lebt, sagt kein Homeros;
's ist die bange Odyssee
Eines anonymen Heros.

Wien. Emil Rechert.

Falscher Frühling.

I.

Nun ist es Ostern und die Glocken klingen,
Vom Himmel bricht ein heller Frührotschein;
Nun sproßt's im Wald und singt es aller Orten,
Und aller Orten zieht der Frühling ein.

Nun ist mir wohl. Noch sind es wenig Tage,
Da war es Winter noch in Land und Haus;
Da kam ein lauer Wind her von den Bergen
Und Frost und Eishauch zogen eilig aus.

So geht's auch mir: Ein leis verstohlen Lächeln
Vertrieb die Grillen mir und macht mich weich;
Und in mir klingt's von tausend Melodien,
Und wie ein König fühl' ich mich im Märchenreich.

Noch ist es mir, als sei mein Aug' geblendet,
Noch atm' ich zögernd nur den süßen Duft.
Ist's nur ein Traum, ein Ton im Raum verloren,
Ein irrer Vogelschrei aus hoher Luft?

II.

Nun geh' ich wieder einsam meine Straße,
Verzeih'n ist schwerer, als ich mir gedacht,
Und ach, die Bilder, die die Sehnsucht malte,
Hab' ich sie selber nicht voll Hohn verlacht?

Du gehst an mir vorbei, den Kopf im Nacken,
Ein spöttisch Lächeln um den feinen Mund,
Und ich — ich sollte mich voll Demut neigen?
Hast Du zum Zorn mehr, als ich selber, Grund?

Und wieder denk' ich, wie so oft, der Stunde,
Die uns zum erstenmal zusammenführt:
An einer Abendtafel ist's, und unter all den Schönen
Schwer scheint's zu sagen, wem der Preis gebührt.

Ich seh' nur Dich, Dein Aug', auf schlankem Halse
Dein Köpfchen mit dem weichen, blonden Haar,
Die knospende Gestalt, Dein frohes Lachen,
Dein stolz geschwelltes, rotes Lippenpaar!

Wir sprechen von der Heimat fern im Norden,
Unheimisch noch wir beide hier im Land;
Mir aber ist's, als hätten wir uns immer
Vom Urbeginn der Zeiten an gekannt.

Und dennoch kann ich, sonst zu Scherz und Lachen,
Zu jeder Thorheit gleich und gern bereit,
Befangen nur und stockend zu Dir reden,
Und dieser Tag schon trennte uns im Streit. —

Ich sah den Unmut wohl auf Deiner Stirne,
Als ich mich fernhielt, scheinbar nicht verstand —
Wenn mich Dein Auge rief und zürnend fragte:
Was hat er nur, was will er nur, der Fant?

Mich aber trieb der Stolz und ein geheimes Fürchten,
Dich, der so oft und gern mein Sinnen galt,
Zu flieh'n, wenn ich Dich hätte suchen sollen,
Und ob ich gleich mich einen Thoren schalt. —

Ich lebte wild und doch beim Zechgelage,
Wenn stürmend mir das Blut zu Kopfe stieg,
Dann sah ich plötzlich Dich, Dein süßes Antlitz,
Und Friede kam ins Herz mir — und ich schwieg.

Wie die Madonna warst Du mir und gläubig
Verehrt' ich Dich als meinen guten Stern.
Ich fühlte Dich, ich hörte Deine Stimme,
Du warst mein eigen und mir dennoch fern. —

Da kam der Tag, der wieder uns vereinte.
Jetzt warst Du mein und dennoch mir so fremd,
Das Wort der Liebe, das mein Herz schon stammelt,
Ein ungestümer Zweifel plötzlich hemmt.

Was bin ich Dir? Nur Freund und nicht Geliebter;
Du scheinst so ruhig — sicher —! Welche Qual!
Die Eifersucht verzehrt mich: Unter so viel Werbern
Weshalb wär' grade ich denn Deine Wahl? —

Und wie ein Rausch schien's Dich zu überkommen,
Wie die Bacchantin standest Du vor mir,
Ich zögerte im Vollgenuß des Sieges,
Da war's zu spät — als Feinde schieden wir. —

Ein Jahr verging seitdem — mir schienen's hundert,
Du rächtest Dich — und schwer hast Du gebüßt,
Schwer litt ich selbst, doch meine bittre Sühne —
Ein Trostgedanke hat sie mir versüßt.

Du littest mit mir und auch Du warst schuldig.
Das Spiel ist gleich, und Du und ich sind quitt;
Komm' nur, uns winkt dieselbe Hölle,
Und meinen Marterweg — Du gehst ihn mit!

III.

Wie lieb' ich Dich! Ein süßer Traum,
So liegt der Frühling auf der jungen Erde.
Wer dächte noch an Sorge, Angst und Plag',
Und an des Winters Mühsal und Beschwerde.

Ich aber seufze nur. Der Kirchenglocke Klang
Sagt mir nur Eines: Schnell, sie könnte kommen!
Ich eile fort und seh ich endlich Dich,
So folg ich Dir, halb selig, halb beklommen.

Dein Name schon ist Aufruhr für mein Blut,
Und hör' ich meine Freunde von Dir reden,
Hängt meine Seele, gleich wie toll und voll
An ihrem Munde, wie mit tausend Fäden.

IV.

Ich liebe Dich und muß Dich dennoch hassen,
Ich hasse Dich und kann Dich nicht entbehren,
Ich sehne mich nach Dir und muß Dich lassen,
Du strebst mir zu und ich — ich muß Dir wehren.

Weißt Du, wie diesen Widerstreit wir enden?
Aus diesem Labyrinthe uns erretten?
Wir tragen unser Schicksal in den Händen
Und liegen dennoch fest in Eisenketten.

So narren wir uns selbst und möchten lachen,
Und dennoch steigen uns ins Aug' die Thränen,
Und ob wir uns zu Thoren, ob zu Helden machen,
Nichts tötet unsern Haß und unser Sehnen.

V.

Verblendete sind wir. Ich seh das Leid,
Das schon sich eingräbt tief in Deine Lippen!
Weshalb denn sollen ruhlos alle Zeit
Vom Glück wir trinken nie, nur leise nippen.

Wie hell die Alp dort in der Sonne liegt!
Im Thale aber drängen sich schon Abendschatten,
Auf Silberwölkchen schon der Mond sich wiegt,
Und Tag und Nacht in einem Glanz sich gatten.

Weshalb denn sollen wir, wenn uns das Licht,
Ort, Zeit und Menschenwelt nicht wollen gönnen,
In wohliger und heit'rer Dämm'rung nicht
Das Glück und uns traumhaft genießen können?

VI.

So bist Du mein und dennoch, dennoch mein!
Ich küsse Dich auf Mund und Stirn und Wangen.
Ein Feigling schein ich mir und wie ein Zwerg so klein,
Daß ich um uns so elend konnte bangen.

Was kümmert uns der Menschen Schwall und Rauch,
Wir sind uns selbst genug, nichts kann uns scheiden.
Von dieses Augenblickes Wonne nur ein Hauch
Wiegt reichlich auf ein abgrundtiefes Leiden.

Nie können ganz wir uns verloren gehn,
Wir sind uns Sonn' und Mond für alle Zeiten;
Und bleibt von diesem Sturme mir ein Wehn,
Er trägt mich über alle Wüstenweiten.

VII.

Ob ich vor Dir schon andre Mädchen küßte?
Ja, wie ich Wein trank oder aß das Brot!
Doch weh mir, wenn ich Dich entbehren müßte!
Du bist mein Leben und Du bist mein Tod.

Du bist die Luft mir, meiner Seele Seele,
Ich atme und ich lebe nur in Dir;
Und ob ich Dir's gestehe, ob verhehle,
Du weißt es ja, Du bist das Schicksal mir.

Und dennoch zweifelst Du, daß ich Dich liebe?
Du zweifelst, denn Du bist ein Weib!
Ihr heuchelt oft aus angebornem Triebe
Und weil ihr Sklaven seid an Geist und Leib.

Nicht seid Ihr Eures eignen Loses Meister,
Und Eure Gunst verschenkt Ihr, weil Ihr müßt;
Ihr opfert selbst dem höchsten Geist der Geister,
Nur weil in ihm Ihr seine Stärke küßt.

So seid Ihr oft betrogene Betrüger,
Und Eure eigne Unzulänglichkeit
Rächt Ihr mit wilder Tücke an dem Sieger,
Und weil Ihr thöricht unter Thoren seid.

VIII.

Du willst wohl Deine Kraft an mir erproben?
Versuch es nicht, denn ich bin hart wie Stahl;
Du zwingst mich nicht mit Tadeln und mit Loben!
Wär ich ein Schwächling, wär ich Deine Wahl?

Was suchst Du denn in mir? — Zum Liebesgirren
Bist weder Du, noch bin ich selbst gemacht;
Wir fanden müde uns nach Streit und Streites Wirren;
Wär's anders — wohl, Du hättest mich verlacht!

Nun soll ich, wie ein Täuber seine Taube,
Umschmeicheln Dich und zärtlich schön Dir thun?
Mit der Guitarre in der Fliederlaube
Und süßem Lächeln Dir zu Füßen ruhn?

Wär ich ein Knabe — ja! Doch bin im Lauf der Zeiten
Der Prüfungen, die Du mir auferlegt,
Ich längst entwöhnt so süßer Heimlichkeiten,
Und wie ein Geißler, der sich täglich schlägt.

Wir können nur wie gute Kameraden
Stät und zusammen unseres Weges ziehn,
Und was uns trifft zu Nutze oder Schaden
Gemeinsam tragen und gemeinsam fliehn.

IX.

So lache doch! Warum denn lachst Du nicht?
Wenn ich Dich quäle, willst Du Dich nicht rächen?
Du bist ja trotzig! Ich verliebter Wicht
Verströme meine Kraft in tausend Bächen.

Vielleicht bezähmst Du mich! Hast Du mich lieb,
Wirst meine Schwäche Du sehr leicht entdecken.
Doch weißt Du sicher, was Dich zu mir trieb?
Oft scheint es mir, Du wolltest mich nur necken.

Wenn das die Liebe ist, sich wehe thun,
Und dann mit Sturm und Thränen sich versöhnen,
Bald lachend Wang' an Wang' und Herz an Herz zu ruhn,
Dann nieder sich zu schmähn in allen Flötentönen,

So haben alle Dichter sich geirrt,
Und Stümper sind's in allerhöchster Blüte,
Die unsere Empfindungen verwirrt
Und uns verstört im innersten Gemüte.

X.

Wo find ich Worte, jene Last zu schildern,
Die täglich tiefer auf mich niedersinkt,
Ach, selbst die Nacht kann meine Qual nicht mildern,
Wo ist ein Stern noch, der mir freundlich blinkt?

Wem soll ich glauben noch und wem vertrauen?
Die Fundamente wanken uns'rer innern Welt.
Willst Du vielleicht auf Gottes Hilfe bauen?
Bist Du ganz sicher, daß sie Stand Dir hält?

So giebt's nur Eines, um Dich fest zu stützen,
Das bist Du selbst und Deine eigne Kraft!
So wolle nur Dir selber einmal nützen!
Du bist es selbst, der Dir den Himmel schafft!

XI.

Was sagst Du? Wie? — Wer war an Deiner Seite
Der fremde Mann, und warum zitterst Du?
Und warum sucht er gleich vor mir das Weite? —
Und einem Feigling, so wie dem, neigst Du Dich zu?

Der Flitter lockte Dich! Geh Deiner Wege!
Kaum trag ich noch des Ekels Übermaß!
Was wolltest Du von mir? — Daß ich das Püpplein lege
Als stummer Knecht hinein ins Haus von Glas?

Zum Teufel, ja! Schon liegt das Haus in Scherben!
Nimm Dich in acht, denn meine Hand ist stark!
Komm' nur, hast Du den Mut, mit mir zu sterben?
Ich pfeife auf den ganzen Dunst und Quark!

Für mich giebt's nur ein abgrundtief Verachten!
Schon bist Du reif, verkaufe Dich für Geld!
Das ist ja doch der Held in allen Schlachten,
Der diesen Plunder noch zusammenhält.

Mich aber bitt ich in ein Irrenhaus zu stecken,
Ich passe wirklich nicht in den Bazar!
Dort find ich noch Genie und Seelenrecken.
Das Stück ist aus — aus, aus — und ganz und gar.

Stuttgart. Ludwig Thaden.

Ein Dummkopf.

Ein Dummkopf ist der Held! Warum denn nicht!
Genug Gescheite wurden schon besungen.
Und wirft mir jemand vor, daß mein Gedicht
Sich nicht zu Höherem emporgeschwungen,
— Du guter Gott! — nicht jeder legt Gewicht
Darauf, daß ihn die Welt mit vollen Lungen
Gleich einem Ebers preist. — Kurz, Nane Swin,
So hieß der Held, studierte Medizin.

Sein Vater war ein biedrer Schultyrann
In einem Dorfe, dessen grüne Fluren
Der Menschenfleiß dem Meere abgewann.
Doch nicht bis dorthin folg' ich Nanes Spuren.
Nur sei erwähnt, daß hier sein Lauf begann
Mit Gänsehüten, und die meisten schwuren,
Die Nane je gekannt, daß den Beruf
Gott augenscheinlich seinetwegen schuf.

Auch hätt' er selbst nichts lieberes als dies
Sein Lebelang gethan, hätt' nicht dem Alten
Weiß Teufel was den Kopf verdreht. Er hieß
Sein Söhnchen sich an etwas andres halten,
Das wen'ger lustig war. Der Junge ließ
Den lieben Gott und Eselsbrücken walten
Und saß sich stillvergnügt durch alle Klassen,
Um sie zuletzt als Studio zu verlassen.

Nach München zog er drauf, der Medizin
Und andren, muntrern Dingen nachzurennen.
Von der Natur war gütig ihm verlieh'n
Ein Angesicht, das Männer fade nennen,
Doch Weibern reizend schon von jeher schien.
Wer wird nicht solche Angesichter kennen!
Bewundernd hab' ich sie als Kind begafft
In den Journalen, welche Mode schafft.

Dann war er schlank gebaut, just zwanzig Jahr,
Die Zähne blendend weiß, und dazu kamen
Ein blonder Schnurrbart, blondgelocktes Haar.
Was will man mehr? Zu Münchens dunklen Damen
Der reizendste Kontrast! Natürlich war,
Daß sie an ihm den regsten Anteil nahmen,
Und all die Ladenmädchen, Kellnerinnen
Und manche noch ihn suchten zu gewinnen.

Jedoch umsonst! Er war so kalt wie Stein,
War es darum, daß ihn noch Unschuld zierte?
Die ging in Hamburg drauf. So pflegt's zu sein.
Man kommt dort durch, und dann —. Was denn genierte

Noch Nane Swin? fragt mancher wohl. Allein
Vergessen ward, was unser Held studierte.
Auch sah er anatomische Museen,
Und München soll in schlechtem Rufe stehn.

Vergeblich girrten Nannerl und Babett,
Gewappnet blieb er gegen alle Pfeile.
Ob blond, ob braun, ob schmachtend, ob kokett,
Es galt ihm gleich. So ging es eine Weile.
Da machte ihm ein Kirchenbaulos fett
Den magern Wechsel. Zwar vom zehnten Teile
Der Summe nur, die jenem Los entstammte,
Schrieb er dem Alten, der Lottrien verdammte.

Ein solch Geschenk ist just kein schlechter Streich.
Zwar von den Freunden wurde er beneidet.
Erst ward er kalt, dann mied er sie, zugleich
War ihm die alte Lebensart verleidet.
Er rauchte nur Havannas, aß bei Schleich
Und ging in jener holden Tracht gekleidet,
Die ungewiß läßt, ob der Mensch ein Lord,
Ob er Friseur ist, und so weiter fort.

Bald fand er Freunde auch vom rechten Schlage.
Es war zur Faschingszeit im Wittelsbach.
Dort tollen Masken bis zum hellen Tage.
Der Kaffee hält die müden Sinne wach.
Die meisten sind berauscht, — die beste Lage
Für Freundschaft, Vaterschaft, für einen Krach.
Kurzum, mit seinen neuen Freunden ward
Auch unser Held bekannt auf diese Art.

Jetzt ging für ihn das wahre Leben an.
Er lernte bald, was ihm an Schliff noch fehlte,
Der Welt zu zeigen den blasierten Mann
Durch müde Mienen; ein Monokel zählte
Natürlich auch zur Ausstattung; sodann,
Daß er jedweden schnarrend ankrakehlte,
Der aus Versehn, aus Absicht, weiß der Henker,
Aus welchem Grund, fixiert den kleinen Stänker.

Im übrigen war er so weich wie Wachs
Und ließ sich von den Freunden gern verlachen.
Den halben Tag verschlief er wie ein Dachs,
Dann galt's den Katzenjammer mürb zu machen
Mit span'schem Wein, mit Kaviar und Lachs,
Mit Cognac, Bock und andern schönen Sachen.
An Kurzweil litt er dabei niemals Mangel,
Und abends ging es in den Tingeltangel.

Herr Naue fand dies Leben ganz charmant,
Sein Angesicht bedeckte sich mit Schmissen.
Er hielt sich für blasiert und int'ressant.
Zwar plagte ihn zuweilen das Gewissen,
Wenn er sich just nicht in Gesellschaft fand.
Doch ward er bald den Grübelein entrissen.
Auch pflegte man ihn kräftig anzupumpen,
Indes ein Gentleman läßt sich nicht lumpen.

Doch sollt sich jetzt das Josephspielen strafen.
In Brust und Magen fühlte Nane Swin,
Wenn ihn der Weiber Feuerblicke trafen,
Ein eigentümliches, fatales Ziehn.
Oft konnte er vor letzterem nicht schlafen,
Und wenn er schlief, so quälten Träume ihn,
Pikant wie ein Roman von Emil Zola.
Die Heldin war zumeist die Säng'rin Lola.

Einst bei der Oper sah sie beff're Stunden,
Doch ging der Reiz nicht mit der Stimme hin.
Noch lange ward sie liebenswert gefunden
Von jungen Herrn als Tingelkönigin.
Zwar nahm sie meistens ältere zu Kunden.
Jetzt nannt' sie sich Charaktersängerin
Und sang in Tönen eigenster Erfindung.
Ungarisch taufte sie die Klangverbindung.

Sie räumte achtundzwanzig Jahre ein,
Doch machte ihre Schönheit noch Parade,
— Ein ros'ger Teint, — zwar konnt' es Schminke sein,
Ein voller runder Arm, die drallste Wade,
— Die Knöcheln waren dabei schlank und fein, —
Ein üpp'ger Busen, kurz, sie war nicht fade.
Das Aug' war brennend schwarz, Gebiß und Haar
Gleichfalls zu loben, wenn's nicht unecht war.

Dazu voll Mutterwitz! — Auf alle Fälle
War unser Held verliebt, doch ging's ihm schlecht.
Er wünschte sich an eines Freundes Stelle.
Der letztre galt als großer Weiberhecht,
Ein schmucker, welterfahrener Geselle.
Wovon er lebte, wußte niemand recht.
Gern zeigt' er sich gefällig jedermann
Und pumpte ihn diskret zum Schlusse an.

Bei ältern Witwen war er wie zu Haus.
Doch griff er dazu nur in magern Tagen.
In fetten hielt er eine Dame aus.
Jetzt war's die Sängerin. Er sah die Plagen,

D'ran unser Junge litt, und wußte d'raus
Sofort für alle drei Profit zu schlagen.
Für's erste war er Colas satt, jedoch,
So dann und wann, wer weiß, trifft man sich noch.

Er sprach mit Cola, und sie sagte: „Ja." —
Trat er sie Nane ab, war's nicht ihr Schade.
Man schied in Frieden, auch blieb man sich nah,
Und unser Held war sein Bankier gerade
Um diese Zeit. Eh der sich's nun versah,
Befand er sich schon auf dem Liebespfade,
Und nicht erst führt' er ihn durch Dornenhecken,
Um sein Dornröschen aus dem Schlaf zu wecken.

— Des Leibes Unschuld will nicht viel bedeuten.
Ein Rausch nimmt sie uns fort, man weiß nicht wie.
Du lieber Gott, man hört die Glocken läuten
Und weiter nichts. — Die tolle Poesie
Der Liebesglut, die manche zwar bereuten, —
Die Gründe sind bekannt, — man lernt sie nie
Durch jenen dunklen Drang, der uns bei Nacht
Nach weißem Fleisch im Rausche lüstern macht.

Der Seele gilt der wahre Unschuldsraub,
Wenn ihr das Händchen eines schönen Weibes
Vom Flügel kosend streift den Blütenstaub.
Wer bliebe nicht so holden Zeitvertreibes
Noch eingedenk, würd' er auch blind und taub.
Er träumte noch vom Reiz des Frauenleibes,
Spräch' er auch öffentlich wie Schopenhauer:
„Die Welt ist grau, die Lust am Weib noch grauer!"

— Ein Boudoir, mit all dem bunten Tand,
Den Weiber lieben, reichlich ausgestattet,
Kostüme rings verstreut, wie sie die Hand
Just niederwarf, vom Tagesdrang ermattet;
Mit rotem Plüsch die Möbel überspannt,
Von schwerem Vorhang wird die Thür beschattet,
Die Fenster ebenfalls. Das grelle Licht
Des Tages stört in Liebesträumen nicht.

Ein ganzes Lager von Toilett'geräten
Liegt durcheinander auf dem Spiegeltisch,
Von weißen Handschuhn mit geplatzten Nähten,
Von Billetdoux, Bouquetten, welk und frisch,
Und als Pendant ein Rosenkranz zum Beten.
Die Luft durchzieht ein reizendes Gemisch
Von Heliotrop und Puderduft. Kokett
Grüßt aus der Ecke noch ein Himmelbett.

Dies Zimmer ward des Helden Paradies.
Hier lernte er die tausend Narreteien,
Worin ihn Cola lächelnd unterwies,
Und eifrig war er wie die meisten Laien,
Bis sich zuletzt nichts weiter lernen ließ.
Der Bursche hatte alle sieben Weihen, —
Und daß die ars amandi ihm geläufig,
Bewies ein Umstand, doch der Fall ist häufig.

Die Lehrerin verliebte sich in ihn,
Und daß sie's that, läßt sich gar wohl begreifen.
Zwar litt sie sonst durchaus nicht an dem Spleen,
Zur selben Zeit nur einen einzuseifen.
Jetzt aber war es Ernst. Die Dame schien
Hartköpfig sich auf ihn allein zu steifen.
Juwelen, Kleider und noch etwas machen
Die Weiber oft konfus in Liebessachen.

So lebten sie denn wie zwei Turteltauben.
Der gute Hausfreund sah voll Ärger ein,
Er wäre auf dem Holzweg in dem Glauben,
Die Säng'rin würd' ihm mehr als Freundin sein.
Zwar wußt' er Nane um so mehr zu schrauben,
— Und dies mit ihr im zärtlichsten Verein —.
Die Sache war somit im besten Fluß.
Da machte der Bankier des Helden Schluß.

„Der letzte Posten ist's!" sagt's Dein Bankier,
Dann folge Heines Rat, laß Dich begraben.
Held Nane kannt' noch nicht das ABC.
Er unternahm's, von Freund zu Freund zu traben.
Zwar ward nicht voller drum sein Portemonnaie.
Die guten Freunde waren nicht zu haben,
Seit sich sein goldner Strom im Sand verlief,
Und Cola — schrieb ihm einen Abschiedsbrief.

Der Junge las und las, und konnt's nicht fassen.
Er flog zu ihr, und sie war nicht zu Haus.
Kaum aber hatte er's bestürzt verlassen,
So fiel vor ihm herab ein welker Strauß.
Er sah empor, der Hausfreund schnitt Grimassen,
Sie lächelte, und — Nane spuckte aus.
Jetzt wird es tragisch! — Stuß! — Herr Nane Swin
Studierte wieder fleißig Medizin.

New-York. Gottlieb Steger.



Die „Gausse".

Von Fürst Friedrich Wrede.

(Salzburg.)

Es schlug ein Uhr nach Mitternacht. Die letzten Gäste des Café de la Paix rüsteten zum Aufbruch. Die weißgeschürzten Kellner eilten geschäftig auf die Terrasse, um die dort aufgestellten Tische und Stühle zu verwahren. Der Verseur Tetis stellte seine beiden mächtigen, metallenen Kannen, deren eine den Kaffee, die andere Milch enthielt, auf die marmorne Platte des Büffets; für heute war Feierabend, und er brauchte keine demi-tasse mehr zu füllen.

Tetis war ein großer, kräftiger Junge, dessen glattrasiertes Gesicht mit den dunklen, bürstenförmig geschnittenen Haaren lebhaft an die Bildnisse der römischen Kaiserzeit erinnerte. Bedächtig schickte er sich an, seine Rechnung mit der Kasse zu schließen. Inzwischen hatten die Kellner die eisernen Rollläden vor die mächtigen Spiegelscheiben gezogen und die Gasflammen gelöscht.

Einer nach dem anderen verließ dann das Café.

Der letzte, der aus der dunklen Thüre trat und den menschenleeren Boulevard hinabeilte, war der Verseur.

Nur die niederen Fenster des Entresols einzelner Restaurants waren noch beleuchtet. Lustige Nachtschwärmer hielten dort ihre lichtscheuen Gelage. Sonst herrschte überall Friede, Dunkelheit und Ruhe.

Tetis hatte den Rock über der weißen Hemdbrust zugeknöpft und schritt rasch der Seine zu. Trotzdem man erst Anfang November schrieb, war es doch schon bitter kalt. Wie er über die Brücke eilte, blies der Sturm mit so vollen Backen vom Trokadero herab, daß der kräftige Bursche einen Augenblick stehen blieb, mit der rechten Hand nach seinem Filzhute griff, und mit der linken den dünnen Rock fester um den Körper zog, um das Eindringen der eisigen Luft zu verhindern.

Die rauhe Liebkosung des Windes schien ihm indes Freude zu bereiten. Denn als die Scheiben der Laternen auf den Brückenpfeilern durch den Anprall des Sturmes leise klirrten und die Flammen flackernd zu verlöschen drohten, lächelte er, daß man seine großen weißen Zähne zwischen den rasierten Lippen blitzen sah.

Und in der That weckte dieses dumpfe Brausen in der dunklen Nachtluft und das Plätschern der Seine zu seinen Füßen im Verseur des Café de la Paix freundliche Erinnerungen. Er gedachte seiner am Ufer des

Meeres verlebten Jugend. Dort hatte er den Sturm und das Wellengetose lieben gelernt. Waren sie ja doch sein Wiegenlied und die befruchtenden Gefährten seiner Kinderträume gewesen! Ihrem Einfluß und der salzigen Luft, die er mit der Muttermilch eingeatmet, schrieb Tetis es zu, daß er über einen gesunden Körper und gestählte Nerven verfügte, denen selbst das aufreibendste und erschlaffendste Leben nichts anhaben konnte.

Und es war zweifelsohne keine Kleinigkeit, jahraus jahrein vom grauenden Morgen bis spät in die sinkende Nacht die heiße, von allerhand Düften geschwängerte Atmosphäre eines eleganten Restaurants einzuatmen und so und so viel tausend Tassen und Gläser mit sicherer Hand bis an den Rand zu füllen.

Wie viele starke Menschen hatte Tetis eine naive Freude an seinem von Gesundheit strotzenden Körper. Seit vier Jahren lebte er in Paris und war noch kein einziges Mal krank gelegen. Nicht einmal einen Erholungsurlaub, wie ihn sich so viele seiner Kollegen in der heißen Jahreszeit gönnten, hatte er benötigt. Und darauf war er nicht wenig stolz.

Allerdings mutete er seinen Kräften keine Unmöglichkeit zu. Er vergeudete nicht den Rest seiner Nächte bei Gelagen und lustigen Freunden, sondern kehrte stets, sobald das Café geschlossen war, in sein Zimmer, das er in der rue belle chasse inne hatte, zurück.

Gleich bei seiner Ankunft in Paris hatte er sich dort einlogiert und war da geblieben, trotz des weiten Weges, den er allabendlich und allmorgendlich zurückzulegen hatte. Denn einerseits hielt er diese Bewegung in der frischen Luft für seinen Körper zuträglich, anderseits aber steckte in ihm auch ein gutes Stück jenes starren Konservativismus der Provinz, der am Großen und am Kleinen mit gleich starker Zähigkeit hängt.

In seinen vier Wänden führte der junge Verseur ein so asketisches Leben, wie es kein Mönch in seiner Zelle reiner und strenger zu leben vermag. Allerdings war die Gottheit, der man in der rue belle chasse opferte, nicht so sehr die Tugend an sich als die Erhaltung der physischen Kraft des Körpers.

Mit vollen Zügen atmete Tetis die kalte Nachtluft ein.

Statt seinen Weg durch die geschützteren Gassen zu nehmen, schritt er den Quai hinauf, um sich den Wind noch einige Zeit ordentlich um die Ohren blasen zu lassen.

Tiefes Dunkel umfing ihn hier.

Selbst bei Tag herrscht in diesem Viertel mit seinen Trödlerbuden und Bücherläden verhältnismäßig geringes Leben.

Zu so später Stunde aber begegnet man höchstens einem verspäteten Wanderer oder einem Stadtsoldaten, der in seinen dreieckigen Mantel

gehüllt in einer dunklen Ecke Wache steht, ob nicht ein voreiliges Menschenkind in den Armen der Seine Vergessen und Trost zu suchen beabsichtigt.

Des Sturmes halber, der ihm mit erneuter Kraft entgegen heulte, hatte Tetis die Augen halb geschlossen. Da stieß er plötzlich mit den Füßen so heftig gegen einen Gegenstand, daß er fast gefallen wäre.

Ein leises Wimmern ertönte.

Tetis beugte sich unwillig über den dunklen Körper, der im Schatten der Mauer ausgestreckt lag.

„Heda," rief er, „das ist kein Platz zum Schlafen!"

Es war ein junges, kaum sechzehnjähriges Mädchen, das sich das harte Lager ausgesucht hatte. Das Gesicht hatte sie in den Armen vergraben und das eine Bein gegen den Körper angezogen, während das andere, wahrscheinlich im Schlafe ausgestreckt worden war und so Herrn Tetis fast zu Falle gebracht hätte. Das Mädchen rührte sich nicht. Selbst der Fuß, gegen den der Verseur unsanft gestoßen, blieb in seiner Lage. Ihr dünner Kittel war emporgerutscht und zeigte eine nur zur Hälfte mit einem wollenen Strumpfe bekleidete Wade und einen in einem unförmlichen, plumpen Schuh steckenden Fuß.

Der erste Gedanke Tetis' war, daß er es mit einer Betrunkenen zu thun habe. Gegen betrunkene Weiber empfand er heftigen Widerwillen. Er begnügte sich daher, die Regungslose leicht mit dem Fuße zu stoßen und anzurufen „Allons! Sie werden hier nicht übernachten wollen, denke ich!"

Als noch keine Antwort erfolgte, beugte er sich nieder und blickte ihr, mit beiden Händen ihre Schultern packend, ins Gesicht.

„Lassen Sie mich liegen," wimmerte die Kleine leise.

Ihr blasses, schmales Gesicht mit den großen dunklen Augen und der klagende Ton ihrer Stimme rührten den braven Jungen.

„Aber das geht nicht," meinte er freundlich, „Du wirst Dir hier den Tod holen. Allons! Steh auf!"

Sie aber sträubte sich und bettelte: „Nein — um Gotteswillen — führen Sie mich nicht auf die Polizei — ich habe Ihnen ja nichts gethan!"

„Wer spricht denn von der Polizei?" entgegnete er. „Nur nach Hause sollst Du gehen. Wo wohnst Du denn?"

„Ich habe keine Wohnung."

Auf diese Antwort war der Verseur nicht gefaßt. Er wußte wohl, daß es in Paris Tausende giebt, die kein Dach über ihrem Kopfe haben, aber noch nie war ihm ein solcher Beklagenswerter so nahe getreten wie dieses Mädchen.

„Na — aber Deine Eltern?" warf er ein.

„Ich habe keine Eltern," entgegnete die Kleine.

„Ja — wo bist Du denn aufgewachsen?“ fragte Tetis immer erstaunter.

„Auf dem Boulevard Montmartre!“ erwiderte das Mädchen ruhig, als sei das die selbstverständlichste Sache der Welt.

Das Mitleid war im Verseur rege geworden.

„Ja — aber hier kannst Du doch nicht bleiben,“ überlegte er. „Weißt Du was! Komm mit mir! In meinem Zimmer findet sich schon ein Winkel für Dich! Und besser als auf dem Pflaster wird es immer sein!“

Das Mädchen blickte ihn erstaunt an. Es schien sie zu befremden, daß ein Mann so zu ihr sprach. Aus seinen Worten klang nur Mitleid — nichts als Mitleid.

Da sie noch zögerte, hob er sie einfach in die Höhe und stellte sie auf die Beine. „Na also,“ lachte er gutmütig, „auf den Füßen wären wir ja! Jetzt tüchtig marschiert, damit das Blut wieder in Wallung kommt!“

Er ging voran. Sie reichte ihm kaum bis zur Achselhöhle und vermochte nur schwer mit ihm Schritt zu halten. Aber sie thut ihr Bestes. Scheu wie ein geschlagener Hund ihn anblickend und in ihre kleinen, erstarrten Hände hauchend, folgte sie ihm.

Bald war das altersgraue Haus, das Tetis beherbergte, erreicht. Der Portier lag bereits in der zweiten Hälfte seines Schlafes und begnügte sich damit, als der Verseur seinen Namen durch das Fenster der Loge rief, etwas wie „gute Nacht“ zu grunzen, ohne es für nötig zu erachten, den späten Gast zu kontrollieren.

Seit vier Jahren störte ja jede Nacht um diese Stunde der Ruf „die Schnur wenn ich bitten darf“ seinen Schlummer, ohne daß je eine Ungehörigkeit vorgekommen wäre. So gelangte die Kleine unbeanstandet ins Haus. Beim Scheine eines Wachskerzchens erklommen sie die vier Treppen, die zu Tetis’ Klause führten.

Wie in den meisten Zinshäusern des alten Paris lagen auf derselben Flur zwei kleine, völlig getrennte Wohnungen, von denen die eine ihren Eingang rechts, die andere links von der Treppe hatte, während die Mittelwand eine graue, kahle Mauer bildete.

Das ganze Stockwerk war von einer Witwe gemietet worden, die durch das Wiedervermieten der einen Wohnung und Bedienung ihrer Mieter nicht nur den ganzen Zins deckte, sondern sogar auch einen kleinen, willkommenen Zuschuß zu ihrer kümmerlichen Rente erwarb.

Der einen so guten Ertrag abwerfende Teil der Wohnung bestand nur aus zwei Gelassen und einem finstern, küchenartigen, nach dem schmalen Hofe zu gelegenen Raum. Das eine der Zimmer war lange Zeit von einem jungen Geistlichen bewohnt gewesen, der endlich doch vor kurzem eine Pfarre erhalten hatte. Da sich noch kein neuer Mieter gefunden, war Tetis,

der das andere, etwas schmälere Zimmer inne hatte, zur Zeit unbeschränkter Herr der ganzen Wohnung.

Die Einrichtung seines Zimmers unterschied sich in nichts von der aller übrigen Zimmer, die monatweise vermietet werden. Es herrscht darin fast dieselbe Gleichheit wie in den verschiedenen Regimentern derselben Waffengattung. Im Großen und Ganzen ist es immer die gleiche Einförmigkeit, Nivellierungssucht, ermüdende Öde.

An der Wand ein kleiner Kamin mit Gesimse aus falschem Marmor — darüber ein erblindeter Spiegel in schadhaftem Goldrahmen. Ein Tisch mit einer grünen Decke. Ein bequemer, niederer Lehnstuhl — zwei Stühle — ein Schiebkasten. An der Wand eine Lithographie: Napoleon über ein Schlachtfeld reitend.

Auf dem Kaminsimse stand außer der obligaten Uhr ein Schnellsieder und eine blecherne Büchse mit geriebener Schokolade. Den Boden bedeckte ein stark abgenutzter Teppich, auf dessen gelblichem Grunde sich große rote Blumen mehr schreiend als malerisch abhoben.

Das Prachtstück dieses Zimmers aber bildete das an der Breitseite der Wand stehende Bett.

Ein breites, hohes, behäbiges Bett, aus poliertem Holze und mit einer großen Zahl Matratzen, weißen Polstern und bauschigen Federdaunen reich ausgestattet.

Ein Bett, das einem Altare oder einem Monumente gleicht und wie es sich der wohlhabende französische Bürgerstand zurecht gezimmert hat.

Tetis hatte zwei Kerzen auf dem Kaminsimse angezündet. Das ungewisse, rötliche Licht erhellte den Raum und fiel auf das Mädchen, das scheu und unbeholfen in der Mitte des Zimmers stehen blieb.

Dem Verseur fiel es auf, wie bleich sie aussah.

„Hast Du Hunger?" fragte er.

Sie nickte, und ein Schauer durchflog ihren schmächtigen Körper. Es war kalt im Zimmer, und da Tetis nicht die Gewohnheit hatte, Feuer in seinem Kamine zu sehen, war weder Holz noch Kohle im Hause.

Das fiel ihm jetzt ein. Was war zu thun? Er konnte doch das erfrorene, kleine Geschöpf nicht in der kalten Stube auf der Diele übernachten lassen, wie er es anfangs beabsichtigt hatte.

„Leg' Dich ins Bett," meinte er nach kurzer Überlegung mitleidig, „Du wirst doch nicht etwa Ungeziefer an Dir haben?"

Sie schüttelte verneinend den Kopf.

„Warte, ich werde Dir etwas Warmes kochen," versprach der Verseur, da er sah, wie sie fror. Damit nahm er den Schnellsieder vom Kamin und ging in die Küche, wo auf dem Fensterbrett eine Flasche mit Milch

stand, die er gewöhnlich morgens trank. Er schüttete die Hälfte in das blecherne Gefäß und kehrte in das Zimmer zurück. Er fand allmählich Gefallen an seiner Rolle.

Das Mädchen war seinem Befehle gefolgt und stand bis auf das Hemd entkleidet bei seinem Eintritt zähneklappernd neben dem Bette.

„Schau, daß Du unter die Federn kommst!" rief er ihr zu, während er Spiritus auf die Maschine goß.

Die Kleine gehorchte und lugte, bis an die Ohren zugedeckt, auf den Burschen, der bedächtig das Kochen der Milch überwachte. Als die ersten Blasen im Schnellsieder aufzusteigen begannen, entkleidete auch er sich langsam und brachte ihr dann das dampfende Getränk ans Bett.

Er behandelte sie ganz als Kind. Der Gedanke, daß sein Schützling eigentlich ein Mädchen war, und ein hübsches Mädchen obendrein, lag ihm völlig fern.

Er legte sich zu ihr mit derselben Unbefangenheit, mit der er sein Lager mit einem Kameraden geteilt hätte.

Die Kleine trank mit gierigen, großen Zügen und wischte sich dann mit der Rückseite der Hand die blaß-roten Lippen, an denen einzelne weiße Tröpfchen wie gefrorene Tautropfen haften geblieben waren.

„Jetzt laß uns schlafen," riet Tetis und löschte das Licht aus.

Tiefes Dunkel herrschte in der Kammer.

Ein seltsames Gefühl überkam ihn. Obgleich die Kleine ganz ruhig neben ihm lag, fühlte er doch, daß sie nicht schlief. Nach einer Weile fragte er: „Sag mal — wie heißt Du denn eigentlich?"

„Nanette!" antwortete die Kleine kurz.

„Und was treibst Du denn in Paris?"

„Ich helfe den Verkäuferinnen in der Halle."

„Warum hast Du denn dann so hilflos am Quai gelegen?" forschte er weiter, sich behaglich dehnend.

„Ich bin meinem Liebhaber davongelaufen," erwiderte die Kleine unbefangen.

Eine Stille folgte. Tetis wußte nicht, was er auf dieses freimütige Bekenntnis erwidern sollte. Behagliche Wärme hatte sich im Bette verbreitet. Im Dunkeln hörte er das regelmäßige, tiefe Atemholen ihrer Brust.

„Sag — war er hübsch, Dein Liebhaber?" frug er plötzlich ziemlich unvermittelt.

„Ein großer Junge," meinte die Kleine geringschätzig, „aber nicht so stark wie Du. Du mußt wohl sehr stark sein?" Dabei bewegte sie sich ein wenig, so daß sich ihre Körper berührten. Er fühlte, wie sich die Hand des Mädchens unter sein Hemd schob, und ihre fünf gespreizten Finger sich in den Haaren seiner Brust vergruben.

„Ah — seht die kleine Kröte," murmelte der Verseur gedämpft, „und ich dachte — es wäre noch ein Kind!"

Er holte tief Atem — dann aber legte er den Arm um sie und zog sie fest an sich.

* * *

Als sie am Morgen erwachte, fand sich Nanette im großen Bette allein. Tetis hatte bereits das Haus verlassen, um seinen Dienst anzutreten. Es war vielleicht unvorsichtig gewesen, die kleine Landstreicherin allein in der Wohnung zurückzulassen, aber der brave Junge hatte sich nicht entschließen können, ihren festen Kinderschlaf zu stören.

Da die Hausfrau erst gegen Mittag das Zimmer ihres Mieters in Ordnung zu bringen pflegte, hatte Nanette alle Zeit. Langsam kleidete sie sich an und legte sogar ein wenig Sorgfalt auf ihr Äußeres.

Es war schon Spät-Vormittag, als sie das Haus verließ.

Sie empfand den Wunsch, ihren Gastgeber zu sehen. An seiner Kleidung und an seinem bartlosen Gesichte hatte sie seinen Stand erraten. Die Aufgabe, im großen Paris mit seiner Unzahl Restaurants und Cafés einen Kellner ausfindig zu machen, schien sie nicht zu erschrecken. Es galt nur einen Spaziergang von einigen Stunden und die Augen offen zu halten! Da er über die Brücke gekommen war, mußte er im jenseitigen Stadtteil bedienstet sein. Das erleichterte die Sache.

Gegen Mittag schlenderte Nanette den großen Boulevard hinab, vor allen Caféhäusern stehen bleibend und höchst unverfroren durch die großen Spiegelscheiben in das Innere starrend. Es dauerte nicht lange, so waren ihre Bemühungen von Erfolg gekrönt.

Tetis schenkte gerade einem am Fenster sitzenden Gaste seinen Kaffee in die Tasse, als das Mädchen auf ihrem Entdeckungszuge vor dem Café de la Paix angelangt war. In seiner weißen Schürze und seinen Filzschuhen, die großen, blitzenden Kannen in der Hand, erschien er ihr sehr vornehm und schön.

Tetis warf einen Blick auf die Straße und erkannte die Kleine. Wie zum Teufel hatte sie ihn so rasch gefunden! Es war doch groß genug, dieses schmutzige Paris!

Was war zu thun? Wenn er sie nicht beachtete, so war sie imstande, ihm hier vor aller Welt einen Auftritt zu machen, und er verlor seinen Posten! Es war schon zu wiederholten Malen vorgekommen, daß verlassene Geliebten auf diese Weise zu ihrem vermeintlichen Rechte zu gelangen suchten!

Wenn einer ein ruhiges Leben führen will — so soll er sich nur mit den Weibern einlassen!

Es war jedenfalls besser, er fertigte sie ab. Er stellte daher seine Kannen nieder und trat einen Augenblick auf die Straße, sich am Zeitungs-Kioske zu schaffen machend.

Auf der Terrasse saßen noch keine Gäste. Die Bäume streckten ihre entlaubten Äste kahl und starr in die Luft. Nur einzelne Büschel gelber Blätter trotzten noch dem Tode. Aber bei jedem stärkeren Windhauche fielen einzelne von ihnen langsam und feierlich zur Erde, um raschelnd auf dem Asphalte zertreten zu werden.

Nanette hatte das Manöver des Verseurs verstanden und trat wie zufällig hinter den Kiosk, wo sie den Blicken aus dem Café verborgen war.

Tetis reichte ihr ein Fünffrankstück und hieß sie gehen.

Nur zögernd nahm sie das Geld. „Heute Abend erwarte ich Dich,“ flüsterte sie ihm zu. „Ich will Dich und nicht Dein Geld!“

Ihre Stimme verwirrte ihn. Ohne zu überlegen, stammelte er: „Nun ja — aber mach es nicht auffällig!“

„Ohne Sorge,“ erwiderte die Kleine mit dem gönnerhaften Tone der Pariser Straßenjungen, die sich ihrer Geschicklichkeit bewußt sind, und schlenderte ihren Weg weiter.

Ein Windstoß verfing sich in ihrem Kittel — sie achtete nicht darauf.

Tetis blickte ihr verdrossen nach. Weshalb hatte er ihr zugesagt? Es war keineswegs seine Absicht gewesen.

Ihr Körper war reizlos und hager wie der eines Jungen, ihre Bewegungen, wenn nicht gerade unschön, so doch unwellig und eckig.

Der wehmütige Schleier des Elendes und der Hilflosigkeit, der sie gestern umwoben, war heute geschwunden. Ihr Benehmen drückte Sorglosigkeit und spöttischen Übermut aus. Anziehend an ihr war das schmale, blasse Gesichtchen mit den frischen Lippen und den großen dunklen Augen. Die Stirn war auffallend niedrig, die Haare dunkelblond und in kurzen Locken getragen.

Man hätte sie für einen hübschen Straßenjungen, wie sie zu Dutzenden auf den Boulevards herumlungern, der Weiberröcke angelegt, halten können.

Tetis war viel zu urwüchsig veranlagt, als daß er an diesem Typus hätte Gefallen finden können. Und doch hatte er nicht vermocht, „nein“ zu sagen.

Das monotone „Versez“, das in regelmäßigen Zwischenräumen aus den Räumen des Cafés zu ihm drang, riß ihn aus seinem Brüten und mahnte ihn, zu seinen Kannen zurückzukehren.

Aber unzählige Male im Laufe des Tages legte er sich immer und immer wieder die Frage vor: „Weshalb hast Du eigentlich ja gesagt?“

Im Stillen hoffte er, da sie den Ort der Zusammenkunft nicht be-

stimmt hatten, das Mädchen zu verfehlen. Dabei ertappte er sich aber öfters, wie er den Boulevard auf und ab spähte, was sonst nicht in seiner Gewohnheit lag. Er gestand sich jedoch keineswegs ein, daß dies mit der Hoffnung geschähe, im Gewühle der eleganten Spaziergänger die schmächtige Gestalt des kleinen, weiblichen Gassenbuben zu erblicken.

Abends zog er seine Abrechnung absichtlich in die Länge, um als letzter das Lokal zu verlassen. Es wäre ihm höchst peinlich gewesen, mit einem seiner Kollegen auf die Straße zu treten und in Gesellschaft Nanette zu begegnen. Ehre war wahrhaftig mit dem Mädchen nicht einzulegen. Zu seinem Erstaunen war indes von der Kleinen nichts zu sehen.

Tetis empfand es fast wie eine Enttäuschung. Er blieb sogar eine Weile stehen und trat dann bis auf den Opernplatz vor.

Vielleicht harrte Nanette seiner am andern Ausgange. Aber auch hier war kein Mensch zu entdecken.

Was die Kleine abgehalten haben mochte? Vielleicht war sie inzwischen von der Polizei aufgegriffen worden.

Fast mißmutig schlug Tetis die Richtung gegen die Madeleine ein. Er gewahrte es nicht, wie sich aus dem Schatten des Cercle militaire eine dunkle Gestalt loslöste und ihm vorsichtig folgte:

Wie er aber über die Place de la Concorde schritt, stand Nanette plötzlich an seiner Seite und wünschte ihm unbefangen einen guten Abend.

„Zum Teufel! Wo kommst Du her?“ fuhr er sie an.

„Ich bin Dir gefolgt,“ erwiderte die Kleine, „weil ich dachte, es wäre Dir unangenehm, mit mir über den Boulevard zu gehen. Und ich will Dir keine Unannehmlichkeiten bereiten!“

Das rührte den großen Jungen und schmeichelte seinem Selbstbewußtsein. Er lächelte ihr freundlich zu.

Sie nahm ohne viel Umstände seinen Arm und vergrub ihre kleine Hand in seine Faust.

An einer Ecke hatte sie für einige Sous geröstete Kastanien gekauft, die sie nun im Gehen verzehrte.

Tetis mochte keine Kastanien — aber um sie nicht zu kränken, aß er doch eine, von der sie ein Stückchen abgebissen hatte.

Dabei wurde sie nicht müde zu plaudern — in jenem Gassenbuben-Jargon, der neben vielen Unflätigkeiten manchen gesunden Witz birgt.

Tetis mußte oft über ihre drolligen Redensarten lachen. Sein tiefer Baß und ihre helle Kinderstimme klangen prächtig zusammen.

Als sie aber oben in seinem Zimmer standen verminderte sich plötzlich ihr kameradschaftliches Wesen.

Mit leidenschaftlicher Glut stürzte sie sich auf ihn, riß, als der beinerne

Knopf Widerstand leistete, den Kragen seines Hemdes entzwei und bedeckte ihm Hals und Nacken mit so heißen Küssen, als könne sie aus den Poren seiner Haut ewiges Leben saugen.

Sie glich auch in ihrem Liebesrausche mehr dem Manne als der Frau. Es genügte ihr nicht, geliebt zu werden, sich hinzugeben und zu gewähren — sie wollte vielmehr selbst lieben, ihren eigenen Durst stillen.

In ihrer Leidenschaft lag eine erschreckende Elementarkraft, die mit ihren sanften Augen und dem schmächtigen Körper nicht in Einklang zu bringen war.

Aber auch in Tetis erweckten ihre Küsse die schlummernden Quellen der Sinnlichkeit, und es entspann sich zwischen diesem kraftstrotzenden sechsundzwanzigjährigen Burschen und dem hageren Mädchen ein Kampf flammender Leidenschaft, in welchem jeder Teil der stärkere, mächtigere und herrschende zu sein bestrebt war.

Noch spät in der Nacht, als er zwischen seinen zerwühlten Kissen und Polstern keinen Schlaf finden konnte, murmelte der Verseur: „Und da habe ich diesen Racker für ein Kind gehalten!"

* * *

Als Tetis am anderen Morgen einige Augenblicke das Zimmer verlassen hatte, um seine Frühstücksmilch zu holen, fand er bei seiner Rückkehr Nanette mit angezogenen Knieen in der Mitte des Bettes liegend und gemächlich eine Cigarette rauchend.

Gestern hatte er aus Mitleid ihren Schlummer nicht zu stören gewagt, heute aber ergriff ihn, als er sie so träge und bubenhaft ruhen sah, während er sich mit dem kleinen Haushalt plagte, plötzlich die Wut.

Er war ein leidenschaftlicher Bursche. Zum Überflusse konnte er rauchende Frauenzimmer nicht ausstehen.

Ohne lange Vorrede trat er deshalb auf Nanette zu und versetzte ihr eine so kräftige Ohrfeige, daß die Cigarette in weitem Bogen aus ihrem Mundwinkel auf die Erde flog.

„Ich werde Dich lehren, die Faule spielen!" schrie er sie ganz rot vor Zorn an. „Gleich stehst Du auf und kochst das Frühstück!"

Sie gehorchte. Seine Roheit schien sie nicht verletzt zu haben. Sie war es so gewöhnt, geschlagen zu werden!

Während er nun auf dem Bette sitzend seine Socken anzog, stand sie am Kamine und überwachte die brodelnde Milch im Schnellsieder, von Zeit zu Zeit ein wenig Schokolade aus der blechernen Büchse hinein rührend. Ein leiser Schauer durchflog ihren schmächtigen Körper. Es war kalt im Zimmer, und sie nur mit einem an Hals und Armen ausgeschnittenen Hemde bekleidet.

Während Tetis ihre dünnen, nackten Arme, ihren platten Busen und ihre Knabenhüften betrachtete, dachte er bei sich: Es ist wirklich gar nichts an ihr!

Und er war über sich selbst ärgerlich, sie in seine Wohnung aufgenommen zu haben.

Als sie ihm aber stumm und zähneklappernd die Milch reichte, überkam ihn wieder das Mitleid, und er nickte ihr gutmütig zu: „Du mußt Dich nützlich machen, Kleine, wenn Du hier bleiben willst, und das Rauchen lassen. Eine Frau, die raucht, ist mir ebenso widerwärtig, wie ein Soldat, der stickt."

Nanette blickte ihn mit ihren großen Gassenjungen-Augen forschend an. Dann versprach sie alles gerne thun zu wollen, was er sie heißen würde. Aber er müsse anfangs Nachsicht mit ihr haben — denn sie könne nichts dafür, daß sie eine „Gausse"*) sei.

Dieses freie Selbstbekenntnis gefiel ihm. Er gestand zu, daß ein gewöhnliches Mädchen kaum so viel Aufrichtigkeit gezeigt haben würde. Väterlich klopfte er ihr auf die Schulter und befahl ihr, wieder unter die Federn zu kriechen, bis sie warm geworden. Dann solle sie aufstehen und das Zimmer in Ordnung bringen. Inzwischen wollte er beim Vorübergehen die Hausfrau von ihrem Bleiben verständigen. Damit ging er.

Beim Abschied nannte er sie selbst zum erstenmale „Gausse!"

Daß er so rauh und herrisch gegen sie gewesen, fesselte Tetis an das Mädchen. Seine ehrliche und aufrichtige Natur sagte ihm, er habe schlecht an der Kleinen gehandelt und müsse seinen Fehler wieder gut zu machen versuchen! Hätte sie sich gegen seinen tyrannischen Befehl gesträubt, so hätte er sie wahrscheinlich durchgeprügelt und für immer vor die Thüre gesetzt. Ihr duldender Gehorsam jedoch entwaffnete und beschämte ihn. Am ärgsten demütigen uns eben die Schulden, an die wir nicht gemahnt werden, während uns Hohn und Trotz leicht gegen den Mann erfüllt, der auf seinen Schein pocht.

Während er durch den kalten Morgen dem Boulevard zuschritt, fiel ihm ein, wie sehr die Kleine unter der Kälte litt. „Man wird der Gausse Kohlen schicken müssen," sprach er zu sich und gab in einem Geschäfte den Auftrag, einige Kübel in seine Wohnung zu senden.

Die nächsten Monate brachten ihnen ein eigentümliches Leben. Die Gausse, wie er sie kurzweg nannte, war bei ihrem Freunde geblieben; ein stilles Abkommen war zwischen ihnen anfangs auf Tage, dann auf Wochen, aus welchen schließlich Monate wurden, geschlossen worden. Das seltsamste Verhältnis verband diese zwei in ihren Gewohnheiten, Anschauungen und Neigungen so grundverschiedenen Menschen. Obgleich sich das Mädchen

*) Volkstümliche Bezeichnung für Kind, wie wir im Deutschen etwa „Bengel", „Balg" oder „Göhre" sagen würden.

redlich bemühte, es ihrem angebeteten Freunde in allen Stücken recht zu machen, kam doch ihr knabenhaftes Wesen, das ihm so verhaßt war, immer wieder zum Durchbruch. Mancher heftige Auftritt war dadurch hervorgerufen worden. Da aber Tetis im Grunde mehr an der Kleinen hing, als es den Anschein hatte, machte er ihr diesbezüglich mit der Zeit einige Konzessionen. So war sie z. B. nicht zu bewegen, gewöhnliche Frauenkleider zu tragen. Sie hatte sich eine eigene Tracht erdacht, die aus einem allerdings kurzen Mädchenrock und einer Knabenbluse bestand. Sie sah darin wirklich hübsch aus. Aber Tetis konnte solche Absonderlichkeiten nun einmal nicht leiden, und es war ihr schwer gefallen, seine Einwilligung zu erbetteln.

Gewöhnlich verkehrten sie wie zwei gute Kameraden mit einander. Sie sprachen selten von Liebe und verschwendeten keine Zärtlichkeiten.

Tetis wäre es fast lächerlich erschienen, diesem Gassenjungen im Weiberrock, mit seinen eckigen Bewegungen, dem kurzgelockten Haar und spitzbübischen Lachen, zärtliche Worte ins Ohr zu flüstern. Er plauderte mit ihr wie mit einem Kollegen über das Geschäft, die Politik und die, das Interesse seiner Standesgenossen in so hohem Grade erregenden Pferderennen.

Von Zeit zu Zeit aber erfaßte beide eine lodernde, sinnliche Glut, die sie dann, wie von einem Sturmwind getrieben, sich gegenseitig in die Arme trieb.

Die Gausse verstand sich gerne dazu, bei grauendem Morgen das Lager zu verlassen, um das Frühstück zu bereiten, das sie dann gemeinsam im großen, warmen Bette verzehrten.

Wenn aber der Verseur das Haus verlassen, dann träumte die Kleine noch einige Stunden inmitten der durchwühlten Kissen bis spät in den Tag hinein.

Nachdem sie ihre häuslichen Verpflichtungen erledigt hatte, trieb sie sich stundenlang auf den Straßen herum.

Am liebsten aber verträumte sie die Nachmittage auf einer Bank des Luxemburg-Gartens, die Spaziergänger müßig betrachtend und ihre Corporal-Cigaretten dampfend.

Im Zimmer hatte ihr Tetis das Rauchen streng untersagt. Sie hielt sich daher auf ihren Wanderungen schadlos.

Mochte es stürmen und noch so kalt sein, regelmäßig erwartete sie ihren Freund abends auf der Place de la Concorde und kehrte mit ihm nach Hause zurück.

Oft hatte Tetis sie gebeten, ihn in ihren vier Wänden zu erwarten. Aber davon wollte die Gausse nichts hören.

Die Rolle der Frau, die geduldig zu Hause auf ihren Mann harrt, sagte ihr nicht zu. Sie wollte als Kamerad an seiner Seite bei Nacht und Sturm heimkehren.

Das waren so kleine Züge, die ihr Gassenbubenblut verrieten.

Fünf Monate hatten sie es so gehalten.

Der März war ins Land gezogen mit trügerischem Sonnenschein und eisig-kalten Schatten. Vor den Kaffeehäusern schickte man sich an, Tische und Stühle wieder auf den Terrassen aufzustellen, wenn auch nur tollkühne Waghälse dem heimtückischen Wetter stand zu halten sich erkühnten.

Da klagte Tetis eines Abends beim Nachhausegehen über ein Stechen zwischen den Schulterblättern, und als er sich zu Bette legte, überfiel ihn ein so heftiger Schüttelfrost, daß das ganze Lager unter den Konvulsionen seines mächtigen Körpers erzitterte.

Die Gausse meinte anfangs, er treibe Scherz. Als sie aber erkannte, daß ihr Freund in Wahrheit litt, warf sie sich über ihn und wollte mit ihrem eigenen Leibe seine vom Fieber geschüttelten Glieder erwärmen.

Tetis fühlte, daß er ernstlich krank wurde. Da ihm der Gedanke an diese Möglichkeit noch niemals gekommen, verlor er allen Mut und trug sich mit Todesahnungen. Das angstvoll verzerrte, schmale Bubengesicht der Gausse rührte ihn. Er schob die Kleine sanft beiseite und fuhr ihr mit der fieberheißen Hand über die kurzen Locken.

„Arme Gausse," meinte er traurig, „es hilft nichts! Sie werden mich einscharren!"

Da schrie das Mädchen wild auf und warf sich von neuem über ihn. Ihre Thränen rieselten auf sein Gesicht und liefen in dicken, schweren Tropfen über seine glühenden Wangen.

Dann aber sprang sie plötzlich mit einem Satze aus dem Bett, warf nur die nötigsten Kleidungsstücke über und lief aus dem Zimmer.

Nach einer halben Stunde kehrte sie mit einem Arzte wieder. Tetis erkannte sie nicht mehr. In wirren Fieberträumen wälzte er sich auf seinem Lager. Die Krankheit war leicht zu erkennen. Eine heftige Entzündung, sagte der Arzt, die sich auf beide Flügel der Lunge erstreckte und der der Patient wahrscheinlich erliegen würde.

Zwei lange, leidenvolle Wochen folgten. Tag und Nacht pflegte die Gausse aufopferungsvoll den wilden Kranken. Als gelte es ihr eigenes Leben, horchte sie auf den röchelnden Atem des Gefährten.

Dabei war sie ängstlich bemüht, den Ernst des Leidens im Hause geheim zu halten. Der Gedanke, man könnte den Geliebten ihrer Pflege entreißen und einem Spitale übergeben, erfüllte sie mit Raserei.

Wenn irgend jemand dem Tode diese Beute abzutrotzen vermochte, so war es sicherlich niemand anders als sie — die Gausse!

Für alle Mühe und Aufopferung fühlte sie sich überreich entschädigt, wenn manchmal in stillen Nächten, die sie auf dem Lehnstuhle neben seinem

Lager zu verbringen pflegte, der Kranke seine heiße, feuchte Hand auf die ihre legte und ihr leise die zwei Worte zuraunte: „Meine Gausse!“

Endlich, nach zwei vollen Wochen, stellte sich eine Besserung ein.

Aber war nun auch die Gewalt der Krankheit gebrochen, so folgte eine nicht viel minder qualvolle Rekonvalescenz mit kleinen Rückfällen, mit Zweifeln und allerhand Sorgen.

Tetis lag müde und abgezehrt in dem breiten Bette und blickte sehnsüchtig nach dem kleinen Stückchen blauen Himmel, das durch das niedere Fenster hereinlugte.

Qualvoll empfand er die entsetzliche Hinfälligkeit seines Körpers. Er, der stets auf seine Kraft und Gesundheit gepocht hatte, litt unaussprechlich unter dem Bewußtsein der Schwäche seiner vom Fieber durchwühlten Glieder. Wohl zehnmal im Tage wies er auf seine blassen, abgezehrten Hände und klagte dann der Gefährtin: „Da, sieh doch, Gausse, was sie aus mir gemacht haben.“

In solchen Augenblicken der Entmutigung vergaß die Kleine dann manchmal ihr knabenhaftes Wesen und ihre kameradschaftliche Rolle. Mit der ganzen Zärtlichkeit des liebenden Weibes griff sie nach seiner Hand und preßte jeden einzelnen Finger an ihre warmen, roten Lippen, als könne sie ihnen auf diese Weise neue Lebenskraft einhauchen.

Da die Krankheit lange währte, zog die Sorge in das kleine Hauswesen ein. Tetis hatte sich im Laufe der Jahre eine runde Summe erspart. Bei dem Mißtrauen des Provinzlers gegen die Hauptstadt schien ihm jedoch sein Geld in Paris nicht sicher, und so sandte er seinen Schatz stets zur Verwaltung und Vermehrung an den ihm von Jugend an bekannten Notar seines Heimatsortes. Gegen die Gausse hatte er mit keinem Worte seines kleinen Reichtumes Erwähnung gethan.

Die paar hundert Frankscheine, die im Kasten lagen und die ihrer Meinung nach sein ganzes Um und Auf bildeten, waren in den Tagen der Not bald verschlungen, und eines schönen Morgens sah sich die Gausse, deren schwächste Seite ohnedies der Haushalt war, mit ihrem Kranken völlig mittellos dem Gespenste der Not gegenüber. Dabei betrugen die laufenden Ausgaben eine beträchtliche Summe, da der Kranke nach Ausspruch des Arztes kräftiger Speisen und starken Weines bedurfte.

Nicht einmal das beliebte Auskunftsmittel des Versatzamtes konnte in Anwendung gebracht werden, da ja kein einziges Stück des Hausrates ihnen gehörte.

Das Schlimmste aber war, daß Tetis von der Notlage kein Wort erfahren durfte, da Erregungen und Sorge seinen Zustand verschlimmern und jedenfalls die Genesung verzögern würden.

Selbst der Hauswirtin verheimlichte die Gausse ihren Kummer. Bisher hatte sie nur die erbarmungslosen Unterstandsgeber der Ärmsten der Armen kennen gelernt, die keine Stunde Kredit gewähren. Sie sah sich schon mit Tetis auf die Straße gesetzt.

Es waren herbe, bittere Tage.

Seit der Erkrankung ihres Freundes hatte die Gausse das Zimmer nur verlassen, um das Dringendste und Notwendigste zu besorgen. Tetis war daher nicht wenig erstaunt, als eines Nachmittags das Mädchen ihr bestes Kleid und ihren neuen Mantel anlegte. Auf sein Befragen erklärte sie fast unwirsch, sich ein wenig Bewegung machen zu wollen. In längstens einer Stunde sei sie wieder zurück.

Sie blieb lange aus.

Als sie heimkehrte, glühten ihre Wangen wie nach einem raschen Laufe. Sie hatte ihm eine Zeitung und ein Veilchensträußchen, wie sie an allen Straßenecken feilgeboten wurden, mitgebracht. „Als Zeichen, daß ich die ganze Zeit an Dich gedacht habe," sprach sie herb und legte ihm ihre kleinen Geschenke auf die wollene Decke.

Tetis war für solche Aufmerksamkeiten sehr empfänglich. Er wollte sie gerührt an sich ziehen. Sie aber wehrte ihm. „Laß," herrschte sie ihn ungeduldig an. Dabei vermied sie es, ihn anzusehen.

Den ganzen Abend über war sie traurig und einsilbig. Sie hockte auf der Erde neben dem Kamin und schaute zu ihm hinüber.

Im Zimmer war es allmählich dunkel geworden. Man vermochte kaum mehr die einzelnen Gegenstände zu unterscheiden. Tetis lag auf dem Rücken im Bette und schlummerte.

Das Veilchensträußchen hielt er in den Händen. Im Abendgrauen erschienen die eng aneinander gebundenen violetten Blumen wie ein häßlicher, schwarzer Fleck. Und es waren doch duftende Blüten!

Ein unterdrücktes Schluchzen störte den leisen Schlaf des Genesenden. Es war die Gausse, die in ihrer Ecke weinte.

Befremdet richtete er sich im Bette auf. „Gausse," rief er, „was ist Dir denn?"

„Nichts," klang es mit thränenerstickter Stimme zu ihm herüber.

„Wirst Du wohl herkommen und mir sagen, warum Du flennst?" befahl er.

Sie war gewohnt, ihm zu gehorchen. Widerwillig wie ein Kind, sich die Thränen aus den Augen wischend, trat sie an das Bett. Wie sie aber in seine großen, ehrlichen Züge blickte — da fiel sie ihm plötzlich um den Hals und raunte ihm leise, aber leidenschaftlich, fast drohend ins Ohr: „Ich habe Dich lieber als mein Leben — das mußt Du mir glauben!"

* * *

Zwei Wochen vergingen. Drei oder viermal hatten sich die Ausgänge der Gausse wiederholt. Die Tage, die einem solchen Spaziergange vorangingen, war die Kleine jedesmal so erregt und reizbar, daß Tetis, der diesen Zustand der Zimmerluft zuschrieb, ihr selbst zu ein wenig Bewegung riet.

Seine eigene Gesundheit machte die erfreulichsten Fortschritte. Er verbrachte bereits den größten Teil des Tages außer Bett und machte sogar schon zur Mittagsstunde, wenn die Sonne recht warm schien, kleine Spaziergänge. Mit Anfang übernächster Woche hoffte er sich um einen neuen Posten umsehen zu können.

Das Wiederkehren der Kraft bereitete ihm unbeschreibliche Wonne. Wenn er so in der warmen Sonne auf einer Bank des Quai saß, auf das Tuten der Trambahn und das Pusten der Dampfschiffe wie auf die Stimmen lieber, alter Bekannten, die man lange nicht vernommen, lauschend, da meinte er es fühlen zu können, wie sich seine Muskeln neu belebten, anschwollen und die Haut straffer spannten. Er glaubte, das raschere Rollen des Blutes in seinen Adern, das Befruchten und Erwachen aller Organe zu verspüren. Es war kein Zweifel, er würde kräftiger und gesunder werden als je zuvor.

Die Tage der Krankheit hatten in seinem Verhältnisse zu Nanette einen tiefgreifenden Umschwung herbeigeführt. Wie er die Kleine wochenlang so sanft und ernst zwischen seinem Bette und dem Kaminsimse, der als Apotheke diente, walten und leben sah, ihm bald einen Löffel Medizin, bald einen Schluck Tisane reichend, unermüdlich und aufopferungsvoll — da hatte sich seine sinnliche Liebe allmählich in eine tiefe, ernste Neigung verwandelt.

Er trug sich allen Ernstes mit dem Gedanken, die Gausse zu seinem Weibe zu machen. Nicht ihr sprudelnder Frohsinn, ihr kecker Lebensmut, noch seine sinnliche Glut hätten ihn so zu fesseln vermocht, wie es die sanfte Hingebung gethan, mit der sie über dem wilden Kranken gewacht. Er hatte sich ganz in den Gedanken verliebt, das schmale, blasse Bubengesicht der Gausse von der weißen Haube, wie sie in seiner Heimat die Hausfrauen trugen, beschattet zu sehen.

Mit der Lebenskraft kam ihm allmählich auch wieder der Sinn und das Interesse für die gewöhnlichen Erfordernisse des Daseins. Da fiel es ihm zum erstenmale ein, daß sein Geldschrank längst erschöpft sein mußte. Wie hatte die Gausse ihren Unterhalt nur so lange bestreiten können?

Als er sie darüber frug — wurde sie sehr verlegen, und eine dunkle Glut schoß ihr in die Wangen. Es hätte eben gereicht, meinte sie dann und er solle sich keine Sorgen machen, sie würde mit Sparsamkeit schon auskommen, bis er wieder verdienen könne.

„Aber das ist ja nicht nötig," lachte er mit dem Selbstbewußtsein eines Mannes, der seine blanken Goldfüchse ins Trockene gebracht, „wir werden eben nach Hause um Geld schreiben!"

Die Gausse blickte ihn an, als fürchte sie um seinen Verstand.

„Wie — Du — hast — Geld?" stammelte sie dann mit bleichen Lippen, sich an den Bettpfosten klammernd.

„Natürlich habe ich Geld," entgegnete Tetis selbstgefällig. „Siehst Du, das ist der Lohn, wenn man fleißig und ehrbar war!" Er legte den Arm um sie und flüsterte einschmeichelnd: „Und weißt Du, Kleine, was wir mit dem Gelde anfangen? Einrichten thun wir uns — und heiraten thun wir uns! Ja — heiraten, wie zwei rechtschaffene Christen!"

Die Gausse verbarg ihr Gesicht an seiner Brust. Ihr Atem flog keuchend. Dann plötzlich packte sie ihn wild mit beiden Händen an den Schultern und starrte ihm ins Gesicht. „Wie — sag es noch einmal — Du hast Geld?"

Er nickte. Da riß sich das Mädchen plötzlich aus seinen Armen und stürzte aus dem Zimmer. Die Wohnungsthür fiel krachend ins Schloß.

Auf diese Wirkung seiner Eröffnung war Tetis nicht gefaßt. Er schrieb ihre Erregung der Freude, sich vermögend zu wissen, zu. Was war das wieder? Da sollte einer aus dem Mädchen klug werden! Wer hätte je gedacht, daß die kleine Gausse so am Gelde hing?!

In einer menschenleeren Allee des Luxemburg-Parkes lehnte inzwischen das Mädchen an einem Baume. Sie preßte die heiße Stirne an die rauhe Rinde des Stammes und weinte! Einzelne ihrer Thränen fielen in schweren, dicken Tropfen auf die Erde.

Dunkle, wohlriechende Veilchen blühten dort im grünen Moose.

* * *

Nach abermals zwei Wochen kam Tetis wieder seinem Berufe nach. Da sein Platz im Café de la Paix anderweitig besetzt war, trat er einen Posten im Café Americain, der sich ihm gerade darbot, an. Man schrieb Mai, und Paris war in der schönsten Blüte. Die großen Boulevards boten in ihrem jungen Blätterschmuck und im Gewoge der frühjahrgestimmten Menschen ein frisches, lebensfreudiges Bild.

Über die Terrasse des Cafés war die breite Marquise herabgelassen worden, und in ihrem Schatten hatten trotz der ersten Nachmittagsstunden bereits eine Anzahl Müßiggänger Platz genommen.

Tetis lehnte in der breiten Thüre und blickte träumerisch-erwartungsvoll auf die vorüberziehende Menge.

Nur die bleiche Farbe seines Gesichts verriet die überstandene Krankheit. Es war verabredet worden, daß die Gausse um diese Stunde an der

Terrasse vorübergehen sollte, um ihn bei der Arbeit zu sehen. Unbemerkt von den übrigen wollten sie einen Blick des Einverständnisses tauschen und sich des gemeinsamen Glückes freuen.

Die Gausse war pünktlich. Schon von weitem erkannte er sie an ihrem knabenhaften Gang, der im lichten Sommerkleide noch mehr als gewöhnlich auffiel. Aber gerade wie sie an Tetis vorüberschritt, zuckte sie plötzlich wie unter dem Biß einer giftigen Schlange zusammen. Eine jähe Blässe überzog ihr Gesicht und sie wandte gleichzeitig, ihren Schritt beschleunigend, den Kopf ab.

Im gleichen Augenblicke ertönte in einer Fensternische dicht neben Tetis eine tiefe Männerstimme: „Da sehen Sie doch die Kleine dort, im lichten Kleide, mit den kurzen Haaren — das ist auch so ein Großstadtkind!“

Tetis wandte den Kopf nach dem Sprecher. An einem kleinen Tischchen saßen dort zwei Herren bei ihrem Absinth. Der mit der tiefen Stimme fuhr fort: „Da gehe ich vor etwa vier Wochen über den Boulevard St. Germain und begegne ihr. Nun — sie war nicht spröde und wir fuhren zusammen ins Hotel de Rome. Als ich sie verließ, war ich um zwei Louis ärmer. Einen hatte ich ihr gegeben, den zweiten hatte sie sich selbst genommen. Aber jetzt kommt die Pointe der Geschichte! Gestern begegne ich ihr wieder. Aber Sie hätten sehen sollen, wie mich die kleine Kröte abfallen ließ! Eine Herzogin aus dem Faubourg hätte nicht hochmütiger sein können!“

„Wahrscheinlich eine kleine Entretenue auf Ferien,“ meinte der andere Herr phlegmatisch seine Cigarre rauchend.

„Sehr wahrscheinlich,“ bestätigte der erste, „aber Sie werden gestehen, daß man seine Freunde nicht so verleugnet! Es ist blöde, die Tugend zu spielen, nachdem man einem das Geld aus der Westentasche stibitzt hat!“

Dabei schlug er ein breites, putziges Lachen an.

Tetis lehnte stumm und fassungslos an seiner Säule. Die Verwirrung der Gausse gab Zeugnis für die Wahrheit der Beschuldigung!

Ein scharfer, schriller Klang riß ihn aus seiner Betäubung. Es war der „Freund“ der Gausse, der mit einem Geldstück auf das Marmortischchen klopfte, um seine Aufmerksamkeit zu erregen.

„Garçon, bringen Sie mir noch einen Absinth,“ herrschte er ihn an.

Als Tetis an das Büffett trat, um das Verlangte zu holen, fragte ihn die Patronin, ob er krank sei. Die Leichenblässe seines Gesichts hatte sie erschreckt.

Er verneinte und wagte sogar einen Scherz. Wie er aber das Getränk auf den Tisch seines Nebenbuhlers stellen wollte, zitterte seine sonst so kräftige Faust in dem Grade, daß die Gläser auf der Tasse leise klirrten und einige Tropfen vergossen wurden.

„Wie ungeschickt!“ brummte der Herr mit der tiefen Stimme. Weiter

achtete er jedoch nicht darauf. Was ging es ihn an, weshalb die Hand eines Kellners zitterte!

Der Rest des Tages verging Tetis wie im Traum. Er verrichtete seinen Dienst wie eine gute Maschine. Alle seine Gefühle, der Zorn, der Haß, die Rache und die Liebe gingen in eines auf, das ihn ganz erfüllte: den Ekel! Während er krank gelegen, hatte sie gesündigt — gestohlen! Die Treue, die sie dem Gesunden zu halten bereit war, empörte ihn fast mehr als der Verrat an dem Kranken! Und diese Verworfene hatte er zu seinem Weibe machen wollen!

Als er spät in der Nacht den Heimweg antrat, wartete die Gausse nicht wie gewöhnlich seiner auf der Place de la Concorde. Seit jenem Abend, wo er sie aufgelesen, betrat er zum erstenmale allein das Haus.

Oben aber im Zimmer fand er sie halb entkleidet vor dem Kamine kauern.

Ohne den Hut abzulegen, fuhr er sie an: „Was suchst Du hier?"

Sie schien alles Vorgefallene mit dem feinen Spürsinn der Frauen erraten zu haben. Als sie schwieg, packte ihn eine grenzenlose Wut. Mit beiden Fäusten faßte er sie bei den nackten Schultern und brüllte ihr ins Gesicht:

„Hörst Du nicht, wenn ich frage! Außerdem weiß ich alles! Das Leugnen hilft Dir nichts!"

Sie warf den Kopf in den Nacken. „Ich leugne auch nicht!" war alles, was sie erwiderte.

Ihre Ruhe reizte ihn noch mehr.

„Dirne — eine Dirne bist Du — hörst Du!" schrie er, sie wie einen leblosen Gegenstand schüttelnd. „Sag, was Du bist!"

Und er wollte sie zwingen, sich selbst zu beschimpfen.

Sie riß sich von ihm los und kreischte ihm zu: „Du warst krank, und wir hatten kein Brot!"

„Lügnerin," brüllte er wie ein Stier und schlug ihr ins Gesicht, „ich werde Dich lehren!"

Damit schleuderte er sie auf den dunklen Gang hinaus, riß aus dem Kasten ihre Kleider und warf ihr diese nach. Dann sperrte er die Thüre.

Die Gausse kleidete sich draußen langsam an. Sie weinte nicht. Ein herber Trotz hatte sich ihrer bemächtigt. Sie wußte, daß er ihr nicht glauben würde und sie konnte ihm nicht auf den Kreuzer vorrechnen — daß sie für ihn — nur für ihn gesündigt hatte!

Einige Augenblicke später verließ sie das Haus.

Erst nachdem Tetis die Wohnungsthür sich hinter ihr hatte schließen hören, legte er sich zu Bette.

Er umschlang das Kissen mit beiden Armen und vergrub darin stöhnend den Kopf. „So eine Gausse!" klagte er. „So eine Gausse!"

Mit fest aufeinander gepreßten Lippen, damit ja kein Wehlaut ihren Schmerz verriete, betrat die Gausse die Gasse. Auf irgend einer Bank des Boulevard St. Germain wollte sie den Rest der Nacht verbringen.

Sie hatte es geahnt, daß es so kommen würde. Sie hatte sogar die Möglichkeit erwogen, daß er sie im ersten Zorne töten würde.

Sie wußte, daß sie eine Handlung begangen, die ihn kränken mußte. Sie hatte es auch damals gewußt, als sie sich zu jenem verhängnisvollen Gange rüstete.

Aber was hätte sie anders thun sollen? Wäre es besser gewesen, sie hätte ihn aus keuscher Liebe und Ehrbarkeit verhungern lassen? Warum hatte er ihr auch verschwiegen, daß er Goldfüchse in der Provinz vergraben hielt! Ihr hatte die Sünde bei Gott keine Freude bereitet.

Aber so waren die Männer! Nun konnte er die Suppe ausbrocken! Oder besser gesagt sie — denn er lag im bequemen Bette, während sie mit einer hölzernen Bank vorlieb nehmen mußte.

Das war beiläufig der Gedankengang, mit dem sich die Gausse zu beweisen suchte, daß an der ganzen Sache eigentlich wenig gelegen sei und das bittere Weh, das sie durchzuckte, im Grunde genommen nur der Wut über die ihr widerfahrene schimpfliche Behandlung entspringe. Sie fror und an verschiedenen Stellen schmerzte sie der geschlagene Körper. Seit sechs Monaten hatte sie keine Nacht mehr im Freien zugebracht. Die Bettwärme hatte ihren Körper verzärtelt.

Sie war klug genug, um zu wissen, daß Tetis ihr Vergehen nicht so bald vergessen würde. Einige Monate konnten darüber hingehen, und es war besser, sie trat ihm die nächsten Tage nicht unter die Augen.

Bis dahin mußte sie eben sehen, sich auf irgend eine Weise durchzuschlagen.

Sie machte es sich auf ihrer Bank bequem so gut es ging, und da sie das Lager doch recht hart fand, sprach sie, um sich selber Mut einzuflößen, halblaut vor sich hin: „Allons! Man wird von vorne anfangen und sich wieder daran gewöhnen müssen! Im Mai war doch sonst die Sache nicht so schlimm!“

Und wirklich nahm sie am folgenden Tage das alte Leben wieder auf. Sie strich durch die Hallen, sich da und dort nützlich machend und alte Bekanntschaften erneuernd. Weder besondere Trauer noch besondere Reue war ihr anzusehen.

Aber bei sich dachte sie öfters: „Wie so ein Maientag lang währt!“ Dann blickte sie wieder gegen den klaren, wolkenlosen Frühjahrshimmel und spottete in ihrer alten Gassenbubenlaune: „Eh da, ist man da oben mit dem Sonnenball stecken geblieben, daß es heute nicht dunkel werden will?“

Was sie wohl eigentlich vom Abend erwartete? Sie wußte es selbst kaum.

Als endlich die Dunkelheit doch anbrach, schlenderte sie auf die Boulevards. Wie die Motte vom Licht angezogen wird, so trieb es sie immer wieder in die Nähe des Café Americain.

Sie wußte, daß er vor den Kameraden ihr Verhältnis ängstlich geheim hielt und wollte es daher vermelden, die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Nur im Vorübergehen wollte sie ihn eine Sekunde lang erblicken.

Als sie aber einen Blick durch die hohen Spiegelscheiben in das Innere warf, blieb sie wie angewurzelt stehen. Was sie sah, machte ihr Blut erstarren.

Und doch war es nur eine Scene, wie sie sich hundertmal in jedem Café abspielt.

An einem Tischchen saß eine junge Dame in auffälliger Robe, und vor ihr stand, mit ihr sprechend, ein Zeitungsblatt in der Hand, der junge Kellner. Er mußte etwas Drolliges erzählen, denn er lächelte gerade.

Aber dieser Kellner war Tetis und dieses Lächeln war der Gausse nur zu wohl bekannt.

In diesem Augenblicke vergaß sie ihre bubenhafte Natur. Sie fühlte, daß sie jenen Mann dort liebte, und daß das Weib an seiner Seite ihn ihr entreißen wollte.

Sie blieb stehen und starrte auf den Geliebten, unbekümmert um die Folgen ihrer Unbedachtheit, unbekümmert um die neugierigen, mißtrauischen Blicke, mit denen man sie zu betrachten begann.

Selbst nachdem er lange von der Seite jenes Weibes gegangen war, blieb sie noch stehen und folgte ihm mit den Augen, wie er geschäftig von Tisch zu Tisch eilte.

Auch er hatte sie bemerkt. Anfangs schien er sie nicht zu beachten. Dann aber sah sie ganz deutlich, wie er auf sie zeigend einem Kollegen etwas zuflüsterte.

Beide lachten dann.

Und das — das traf sie wie ein Peitschenhieb!

Sie kannte ihn genügend, um zu wissen, daß, wenn er noch das Geringste für sie fühlte, er sie nicht dem Spotte der Kameraden ausgeliefert hätte.

Tetis hatte sie geschlagen, mißhandelt — sie hatte ihm kaum gezürnt. In den Augen der Gausse bildete dies ein Teil der Rechte des Mannes.

Aber daß er ihr das anthat, was in seinen Augen der größte Schimpf war — das hatte sie nicht verdient!

Sie wandte dem Café Americain den Rücken und lief mehr als sie ging an der Madeleine vorbei, der Place de la Concorde zu. Am Thore

eines Klubhauses der rue royale lehnte ein kleiner Chasseur. Es war noch ein Kind, das in seiner Livree mit den vielen blinkenden Knöpfen und dem schläfrigen Gesichtchen einen traurigen Eindruck hervorrief.

Im Vorübergehen rief ihm die Gausse ein unflätiges Wort zu. Sie wußte nicht, weshalb sie es that! Aber da alle Leute sie verachteten, wollte sie wenigstens das ganz sein, was sie war.

Die dunklen Gebüsche der Elyseeischen Anlagen grüßten verheißungsvoll und verschwiegen zu ihr herüber. Gleich dem verwundeten Tiere, das das tiefste Dickicht aufsucht, um seinen Schmerz zu verbergen, eilte die Gausse instinktiv auf sie zu.

Auf einer Bank in der Nähe des Industriepalastes ließ sie sich erschöpft nieder.

Das Dunkel und die Stille thaten ihr wohl.

Jenseits der Fahrstraße, die wie ein breiter Fluß die Anlagen durchschneidet, ertönte die gedämpfte Musik der Restaurants, und durch das frische, dunkle Laubwerk der Bäume und Sträucher leuchteten die Gasflammen gleich großen Johanniswürmern hervor.

Die Gausse holte aus ihrer Tasche eine Cigarette und eine Zündholzbüchse hervor und lehnte sich dann, mit beiden Armen die Lehne der Bank nach rückwärts umschlingend, so weit es ging mit dem Kopfe zurück.

Über ihr bildeten die dichten Kronen zweier Kastanienbäume mit ihren großen grünen Blättern und weißen, aufrecht stehenden Blüten eine dichte Laube.

Behaglich blies die Gausse den Rauch ihrer Cigarette durch die gespitzten Lippen in die Luft und betrachtete aufmerksam, wie die weißen Wolken in dünnen Streifen das Blattwerk durchzogen um sich allmählich zu verlieren.

Dabei dachte sie an ihre Vergangenheit, an Tetis und an die Zukunft.

Ein entsetzlicher Überdruß überfiel sie.

Ein Überdruß der Welt und ihrer selbst!

Ein jugendlicher Strolch schlich scheu vorbei. Sie rief ihn an und gab ihm die halbausgerauchte Cigarette, die der Knabe sogleich in den Mund steckte.

Dann stand sie auf, spie verächtlich auf die Erde und schlenderte in ihrer knabenhaften Art, leise pfeifend, der Seine zu.

An der Stelle, wo der Verseur sie damals aufgelesen, blieb sie stehen und blickte lange in die rasch dahinströmende Flut.

Nachdem sie sich überzeugt, daß kein Polizeisoldat in der Nähe, trat sie einen Schritt zurück, legte eine Hand auf die Steinbrüstung und sprang dann mit einem kühnen, knabenhaften Satz in die dunkle Tiefe.

Ein plätschernder Fall — und tiefe Stille!

* * *

Keiner hat sie vermißt. Die Wenigen, denen sie einst nahe gestanden, schämten sich, nach ihr zu forschen.

Sie wird wie so viele andere im Schlamme eine Ruhestätte gefunden haben — zwischen Perlen und Algen — die kleine Gausse!

Wie sich ihr Viehstand vermehrte.

Eine Geschichte von drei Pfarrerstöchtern von Fritz Stoffel.

(Elberfeld.)

Ihr Vater war nun schon dreißig Jahre tot. —

Seit der Zeit lebten die drei Pfarrerstöchter allein in dem großen Hause, das ihnen ihr vorsorglicher Vater als Jungfernsitz am Ende des Hunsrücker Bauerndorfes hatte erbauen lassen, einen Tag wie den andern, die fünfundfünfzigjährige Rosalie, die achtundfünfzigjährige Emma und die kleine Ida mit ihren einundsiebzig Lenzen.

Es war recht einsam um sie geworden.

Ja früher! Da war noch dieser oder jene Verwandte aus der „Stadt" bei ihnen eingekehrt, und manche bräutliche Hoffnung war mit ihnen eingezogen. Aber das war schon lange — lange her. Seit geraumer Zeit pochte kein zierlich gekrümmter Finger mehr an ihre Thür, und wenn ein Fremder ihr Haus betrat, so steckte sein Fuß in schwergenagelten schmutzigen Schuhen. Puh! dieses Bauernvolk!

Die Bauern ihrerseits erwiderten diese Antipathie mit aller ihnen zur Verfügung stehenden Grobheit. „Die Pfaffendunzeln!"

Verdrießliche Tage waren unter diesen Umständen keine Seltenheit in dem Jungfernstift; aber so untröstlich wie heute hatte sich das Leben doch nur selten angelassen. —

Die stattliche Rosalie steckte eben in dem Wohnzimmer die alte Familienlampe an und warf sich schwer seufzend auf das knackende Sofa.

Da öffnete sich die Thür; die zierliche Emma und die kleine Ida schoben mit vieler Anstrengung einen schweren Holztrog in das Zimmer.

„Mein Gott!" — sagte Rosalie, indem sie die Hände überm Kopf zusammenschlug — „hier ins Zimmer!"

„Ja — ja! — hier ins Zimmer!" keifte Ida.

„Aber Emma! Du solltest doch verständiger sein!" — brachte Rosalie mühsam hervor, ihre „Zufälle" waren im Anrücken.

Die beiden waren aber schon hinaus und erschienen im nächsten Augenblick wieder in der Thür, diesmal mit einem großen Korb voll Rüben und einem Stoßeisen.

Angesichts solcher Umstände fand es Rosalie gerechtfertigt, ihre „Zufälle" zu beurlauben.

„Nein — der Schmutz in der Stube! — Ida — bist Du denn ganz aus dem Häuschen?"

Aber Ida ließ es sich nicht anfechten. Sie schüttete die Rüben in den Holztrog, daß der Staub flog, und fing an, dieselben mit dem Stoßeisen zu zerkleinern.

„Wenn das unser Vater sähe!" — fuhr Rosalie mit weinerlicher Stimme fort. „Ida, Du bist doch das reinste Kind!"

„Ja — ja! — ich weiß es wohl!" — zürnte Ida mit ihrer tiefen Stimme — „die gnädige Mamsell sitzt im Zimmer und liest Romane, und ich kann draußen in der Küche auf den kalten Steinfließen stehen und Rüben stoßen! Ich weiß es wohl — ja — ja! Ich bin der Aschenputtel!"

„Aber Ida!" — diese Verdächtigung schien Rosalie mitten ins Herz getroffen zu haben. „Aber — Ida!" Und dabei wiegte sie ihr lockengekröntes Haupt wie trostlos hin und her.

„Kinder, Kinder!" — mischte sich nun Emma in den aufkeimenden Zwist — „denkt doch, ist das christlich, sich so zu zanken?" — Dabei trat sie auf die stattliche Rosalie zu und strich ihr behutsam über den Scheitel. „Kind, thu' mir den Gefallen und reg' Dich nicht auf! Mir zu gefallen!"

„Ja — ja! — ich weiß es wohl! Ich bin der Aschenputtel!" — höhnte Ida herüber und stieß ingrimmig in die Rüben.

Da sprang Rosalie, rot vor Zorn, auf. „Du gottloses Geschöpf! Wer hat heute die Magd so geschlagen, daß sie uns verlassen hat? Du — Du kleines Ding! Und das gerade heute, wo — wo — ja, wo unser Viehstand sich vermehren muß!"

Da war es ausgesprochen, was sie alle drei bedrückte, seit die mißhandelte Magd gegangen war.

Ihr Viehstand würde sich vermehren — und da war keine Hilfe! Ja, wenn man nur jemand hätte!

„Wenn uns die Kuh zugrunde ging!" seufzte die weichmütige Emma und faltete dabei ihre knochigen Hände mit den dicken blauen Adern.

Rosalie blickte zum Himmel auf und sagte nichts.

Ida füllte die kleinen Rübenstücke in den Korb und warf einen stechenden Blick auf Emma, die schnell herbeitrippelte und den Korb hinaustragen half zum Stall.

Rosalie las in ihrem Roman.

Nach einer Weile traten die beiden wieder ein.

„Wie steht's?“ — fragte Rosalie etwas schüchtern.

„Ich weiß es nicht — Schwester!“ — erwiderte Emma sehr niedergeschlagen. „Ich war ja auch noch nicht dabei.“

Dann stockte das Gespräch wieder.

Es war unterdessen Zeit geworden, das Abendessen einzunehmen.

Ida erschien mit einem großen Teller voll Bratkartoffeln und ihrem geliebten Kaffeetopf. Sie setzte sich nieder — und aß.

Nach einer Weile, nachdem sie in der Küche etwas hin- und hergetrippelt war — trat auch Emma ein; vorsichtig setzte sie ein Gläschen Wein und verschiedenes Gebäck auf den Tisch — und aß auch.

„Rosalie, willst Du nicht auch essen? Vielleicht ein Stück vom Has'?“ — fragte die besorgte Emma.

„Als wenn man unter solchen Umständen essen könnte!“ Rosalie sah die liebevolle Schwester sehr vorwurfsvoll an.

„Aber Schwesterchen!“ — Emma hielt erschrocken im Essen inne, als ob sie etwas sehr Pietätloses gethan hätte — „Du meinst, man könnte nicht“ — —

„Ach, iß doch meinetwegen! Wenn man das nicht selber fühlt — — ich kann nicht essen.“

Damit griff Rosalie in die Ecke neben dem Sofa. Würdig förderte sie eine Champagnerflasche, noch halb mit Bier gefüllt, und ein großes Trinkglas daraus hervor, schenkte ein und that einen langen — langen Zug.

„Trinken kann sie doch!“ — knurrte Ida leise und kaute wütend an ihren Kartoffeln.

Die bissige Bemerkung war Rosalie nicht entgangen.

„Ach — das nichtsnutzige Geschöpf!“ — stöhnte sie und ließ sich — scheinbar kraftlos — in die Sofaecke sinken.

„Ida — Ida!“ — Emma stand schon wieder an Rosaliens Seite — „und Du weißt doch, daß der Doktor der Schwester Bier verordnet hat — nein, Ida!“ —

Und behutsam richtete sie Rosalie auf, die sehr leidend die Augen aufschlug.

„Ja — ja! ich weiß schon, was ich weiß: die eine Schwester säuft Bier und die andere Wein — und wenn sie nachher gestorben sind, dann kommen die Leute und wollen von mir Geld haben!“

„Was? Was weißt Du?“ — Rosalie sprang blitzschnell auf und eilte elastischen Ganges um den Tisch, an die Seite Idas: „Was weißt Du?“

„Daß Ihr beide Schulden macht — ich soll's ja nicht wissen. Und daß ich länger lebe, als Ihr beide, das weiß ich auch. Neulich — als ich

krank war! Ihr saßt im Nebenzimmer beim Doktor, und der Doktor sagte, ich würde Euch beide überleben! Seht Ihr nun, ich weiß es!"

Langsam kehrte Rosalie zu ihrem Sofasitz zurück, und Emma schaute sie an mit einem Blick, der scheinbar sagen wollte: „Man kann bei dem kleinen Ding nicht vorsichtig genug sein!"

Endlich hatte sich Rosalie von ihrem Staunen erholt. Aber Ida wurde diesmal nicht ausgescholten.

„Emma, sollen wir es ihr sagen?" -- wandte sich Rosalie an die Schwester — „das mit dem — Du weißt ja! — von Frankfurt!"

Emma nickte.

„Nun — dann hör', Ida! Wir haben Dir etwas sehr schönes zu sagen, aber — Du mußt uns auch einen Gefallen thun!"

Ida kaute, als höre sie nichts.

„So hör' doch, Ida! Etwas sehr wichtiges!"

„Ja — ja — ich weiß es schon — einen Gefallen! Nein — ich will nichts wissen!"

„Ida — Du wirst — Du hast ja den größten Vorteil davon!"

„Ja — das sagt Ihr doch nur —"

„Ida — Du wirst reich! Du bekommst Geld! Viel Geld!"

Das wirkte. Nun wurde Ida doch neugierig.

„Sagt mir's!"

„Ja — zuerst mußt Du uns einen Gefallen thun! Willst Du?"

„Ihr — was soll ich denn?"

„Geh' zum alten Scherer, und sag' ihm einen schönen Gruß — er möchte doch so gut sein, und mal nach unsrer Kuh sehen!"

„Ja — ja! Ich bin der Aschenputtel! — Zum alten Scherer? Der lacht mich aus."

„Geh' doch, Ida!" — nahm nun auch Emma das Wort — „Du weißt ja — das viele Geld!"

Halb widerwillig nahm Ida den leeren Teller samt Kaffeetopf und ging in die Küche.

Die Schwestern lauschten ihr mit angehaltenem Atem nach. — Jetzt trippelte es im Flur — die Hausthüre wurde geöffnet —

„Sie geht, sie geht!" — jubelte Rosalie auf, und auch Emma formte ihren zahnlosen Mund zu einem kleinen, jungfräulichen Lächeln.

„Du könntest mir doch ein Stück vom Has' ans Feuer setzen" — meinte Rosalie.

„Gewiß — gleich, Schwester! Soll ich Dir nicht auch ein paar Eier in die Pfanne schlagen?"

„Thu das immerhin, Emma — die Aufregung könnte mir sonst schaden!"

Emma ging in die Küche, und Rosalie fing ein neues Kapitel ihres Romans an. —

Nach einer Weile hörte Rosalie, wie Ida draußen nach Emma rief. Sie hörte, wie diese hinausging; draußen war auch eine Männerstimme laut geworden.

Nun legte sie doch ihren Roman zur Seite. —

Die Stallthür wurde geöffnet — Rosalie hörte alles genau. Dann blieb's drei Minuten ganz still draußen. —

Jetzt kam's wieder aus dem Stall — eine Männerstimme lachte laut und sagte: „Gute Nacht!"

Ida kam herein.

„Nun, was sagt der Scherer?" begann Rosalie neugierig.

„Ja — ja! Wär' ich doch lieber nicht gegangen! Mit der Kuh, das wär' nichts, hat er gesagt" — Ida schüttelte ihre Fäuste drohend in der Richtung des Dorfes — „aber, wenn wir so ängstlich wären, dann könnten wir drei ja im Stalle Wache halten — wir hätten ja doch nichts besseres zu thun!"

„Das grobe Bauernvolk!" — Rosalie schlug entrüstet mit der Hand auf den Tisch. Dann lehnte sie sich wieder in die Sofaecke und träumte mit bitterer Wehmut ihren alten Traum von einem glänzenden Leben — in der Stadt — an der Seite eines stolzen Mannes — fern von allen Kühen, Ziegen, Hühnern und anderem Bauernzubehör.

Ida lief indessen im Zimmer hin und her, zuweilen derb aufstampfend: „Ja — ja!"

Die Thür öffnete sich ein klein wenig; verschüchtert trug Emma auf, was sie eben bereitet hatte: ein Stück vom Has' und gebackene Eier.

„Liebe Emma!" — wisperte Rosalie sehr leidend — „ich kann nun wirklich nicht essen!"

„Liebes Kind!" — wollte Emma einwenden. Als sie aber auf das Dulderantlitz auf dem Sofa blickte — da nahm sie ihre Siebensachen vom Tische und trug sie still hinaus. — —

Die Viertelstunden dehnten sich zu Ewigkeiten. Ratlos saßen die drei Schwestern um den Tisch und sagten kein Wort. Der Bauer hatte sie ja doch verhöhnt — ihre Kuh war am anderen Morgen zu schanden gegangen. Das waren die Gedanken, die sich schwer durch die drei Köpfe wälzten. —

Die Kuh! Und der Spott des alten Scherer!

Rosalie konnte endlich die Stille nicht mehr ertragen, die wie ein Gespenst über dem Zimmer schwebte. Sie wiederholte das Manöver mit der Bierflasche — nur daß sie diesmal eine noch nicht entkorkte aus der Ecke zog, und wandte sich dann mit sehr weicher Stimme an Ida:

„Du fragst ja gar nicht nach dem Gelde?"

„Ja — ja! — Das war ja doch nur so — ich sollte wieder Aschenputtel sein!"

„Nein, Ida! Du denkst zu schlecht von mir!" Rosalie stand auf, froh, irgend etwas thun zu dürfen, und entnahm einem alten Pulte ein großes Schriftstück.

„Und nun paß auf, Ida!" — Sie entfaltete das Dokument. „Ich will's nicht ganz lesen — aber hör! Du weißt doch, daß vor einem halben Jahre der Onkel Hugo in Frankfurt gestorben ist —"

Ida that, als ging sie das gar nichts an.

„— und dieses Schreiben teilt uns mit, daß wir von ihm 2400 Mark erben!"

Ida hörte immer noch nicht; Emma saß still da mit gefalteten Händen. Nur das nervöse Zucken in ihrem Gesicht verriet, daß sie keine Mumie war.

„Nun, Ida?" — fragte Rosalie triumphierend, weil sie Idas Schweigen fälschlich auf eine große Überraschung zurückführte.

„Ja, ja! es kann mir schon recht sein," — begann endlich Ida ungerührt — „die eine Schwester säuft Bier und die andere Wein — ich bekomme ja doch nichts! Aber die Kuh!"

In diesem Augenblick klang ein so jämmerliches Brüllen vom Stalle herüber, daß die drei unwillkürlich von ihren Sitzen emporschnellten. — Und noch einmal das klagende Brüllen — nur noch viel deutlicher und qualvoller. Die zitternde Emma rückte dicht an die wankende Rosalie — und Ida stampfte wieder durchs Zimmer: „Ja — ja!"

„Wir müssen zum Stall!" — hauchte endlich Emma.

„Wer — wir?"

Rosalie brach in ein krampfhaftes Schluchzen aus — „‚wir' müssen zum Stall! Ida, ich bitte Dich! — Du kennst doch das Tier! Thu mir den einen Gefallen und geh zum Stall! Ach Gott, unsre Kuh!"

„Ja — ja! Ich kann's auch nicht!" — Ida rannte ruhelos auf und ab.

Wie leises Stöhnen klang es vom Stall herüber.

Rosalie hielt sich die Ohren zu und sank ins Sofa. — Emma stand starr mit gefalteten Händen.

Im Stall wurde es still.

Wieder saßen die drei beieinander — lange — lange. Niemand sagte ein Wort, aus Furcht, die andern würden dadurch veranlaßt, aufs neue in Klagen auszubrechen. —

Es war bald Mitternacht! —

Da tönte es vom Stall herüber — hell und laut!

„Wir müssen zum Stall — der Gerechte erbarmt sich seines Viehes!" — Rosalie erhob sich in ihrer ganzen Würde — „kommt zum Stall!"

„Ach, Schwester, Du wolltest wirklich —" Emma drückte der mutigen Rosalie die Hände.

„Kommt zum Stall! Der Gerechte —"

„Aber es könnte lange dauern — ein paar wollene Decken, Schwester! Es liegt genug Stroh da — was meinst Du, Rosalie?" frug die weitschauende Emma.

„Das ist vernünftig!" stimmte Rosalie bei, der ein Aufschub so sehr willkommen war.

Dann wurden Decken ausgewählt — wiederum lange — lange. Durch alle Räume des Hauses irrte das Licht, und hinterdrein die drei Schwestern, wählend, verwerfend, suchend. Endlich konnte man ein längeres Zögern mit dem Aufsuchen von Lagerstücken nicht wohl rechtfertigen. Das Haus wurde verschlossen — langsam bewegte sich die kleine Karawane zum Stall. Rosalie voraus. Sie hatte das Kreuz nun einmal auf sich geladen. Mit einem Griff, als ging es um eigenes Sein oder Nichtsein, um Tod oder Leben, und mit festgeschlossenen Augen — öffnete sie die Thüre. Da schrie Ida, die hinter ihr her mit der Laterne ging, auf — mit ihrer tiefen Stimme — einen lauten Schrei! Unwillkürlich öffnete Rosalie die Augen, und Emma drängte ebenso unwillkürlich nach durch die Thüre: An der Seite der Kuh stand ein schönes, stattliches Kälbchen, ganz vertieft in die Genüsse des strotzenden Euters, und die Kuh sah stolz bald auf den Sprößling — bald auf das staunende Kleeblatt. Da weinte Rosalie Freudenzähren; Emma wischte sich die Augen und stützte die thränenreichere Schwester. Ida aber tätschelte an dem Kälblein und strich der Kuh sanft über den Rücken: „Warte — morgen sollst du die besten Rüben haben! Und im Wohnzimmer sollen sie wieder klein gestoßen werden!"

Sozusagen Kulturästhetik.

Polemische Epistel von Richard Dehmel.

(Pankow-Berlin.)

Der schöpferische Wert der Einzelkreatur ist ihre Bedeutung für die Zuchtwahl der Gattung, für die natürliche oder künstliche Zuchtwahl, je nachdem der Mensch die Gattung schätzt auf ihre wilden oder veredelten Eigenschaften hin. Daran läßt sich nicht tippen; du müßtest denn als Engel oder Pavian geboren sein.

Demnach muß man sagen: die Kraft eines Menschen zur Entwickelung der Menschheit, das ist sein Wert.

Also auch den höchsten Wert des Künstlers macht sein Wert als Mensch aus; zumal des Dichters, da sein künstlerisches Gestaltungsmittel, die Sprache, das allgemeinste menschliche Ausdrucksmittel ist. Was ist denn Künstlerschaft im Grunde andres als die Fähigkeit, die Welt vom Ich aus so zum Ausdruck zu bringen, daß diese Ichwelt nun auch Andren sinnliches Besitztum wird, werden kann oder muß.

Diese Fähigkeit hat jeder vollkommene Künstler in gleichem Grade; denn Grade der Vollkommenheit giebt es nicht. Aber ein vollkommener Künstler bleibt trotz allem ein unbedeutender Künstler, wenn er nicht auch ein bedeutender Mensch ist, ein Mensch für die Menschheit, nicht bloß für den Liebhaber; um so bedeutender, je tiefer sein Empfinden, je weiter seine Wahrnehmung, je höher sein Gedanke geht, also je mehr er Entwickelungskraft besitzt.

Darin liegt schon, daß man auch an Menschenwert sich nichts geben oder nehmen kann; nur seine Selbstanschauung kann man üben. Nie wird der Künstler in den Stunden seiner Vollkommenheit einen edleren Willen kennen, als eben die Empfindungen, Wahrnehmungen, Gedanken, die grade ihn nach seiner menschlichen Beschaffenheit am heftigsten bewegen, jedesmal getreu zum Ausdruck zu bringen; ob er dann ein Künstler für die Menschheit oder nur für wenige, ihm wahlverwandte Liebhaber sein wird, das steht nicht in seiner Macht, das entscheidet die Zukunft.

Es ist ja nicht das einzelne Werk, was eines Künstlers höchste Geltung und Bedeutung ausmacht: es ist das Ganze seiner Lebensarbeit. Sieh dir Goethe an. Welcher Kenner kennt nicht auch von Andren Gedichte, die an künstlerischer Vollkommenheit den vollkommenen Goethes ebenbürtig sind! viele. Und welcher Kenner sieht nicht, daß in künstlerischer Hinsicht allerlei an Goethes Werken, grade auch am „Faust“, gar nicht vollkommen, ja dilettantisch ist. Aber: Goethe der Dichter, der Seher, der Weisheitsmann und Meister des Lebens, Goethe der Mensch — **here was a Caesar, when comes such another!**

Diesen Unterschied zwischen wirklich schöpferischer und bloß gestaltender Darstellungskraft hat die Menschheit ausdrücken wollen, indem sie die schwankende, aber deutliche Wertlinie zog zwischen Genie und Talent. Sie schwankt nur in der Gegenwart; die Zukunft legt sie immer deutlicher fest, und schließlich wird kein Mensch mehr drüber streiten, ob Michelangelos Weltgenie den glänzenden Fachtalenten Raffaels überlegen war.

Das macht allein die Bedeutung, die wir Nachlebenden unwillkürlich darauf legen, welchen Einfluß ein Meister auf die seelische Gesamtentwicke-

lung der Menschheit, d. h. auf unsre Weltanschauung geübt hat. Man kann im ganzen wohl sagen: Genies nennen wir Talente, die über ihre eigentliche Berufsvollkommenheit hinaus machtvollkommen genug sind, das allgemeinere Geistesleben umzugestalten. Und für die Kunst darf folgendes gelten: Empfindungskraft, Wahrnehmungskraft, Vorstellungskraft, Einbildungskraft und Stimmungskraft, diese bezeichnen die Darstellungskraft; nach ihrem Grade schätzt man das Talent und nennt es stark oder schwach. Nur am Genie beschweigt man sie als selbstverständlich; dieses schätzt man nur, ob Freund ob Feind, nach seiner Weltauffassung und nennt es göttlich oder verrückt.

Alle Wirkungskraft ist Gottesgabe: ohne mein Verdienst und Würdigkeit, wie Luther sagte. Aber Eines kann der Künstler dazu thun, und muß er thun, damit die Kunst dem Laien immer mehr Bedürfnis wird: nicht die Augen verschließen gegen diesen hohen Wert des Willens zur Entwickelung der Menschheit. Auch Kulturgewissen muß im Kunstgewissen stecken.

Was hat die Kunst der Renaissance so wirkungsmächtig gemacht? Nicht ihre Bildkraft bloß, auch ihre Bildungskraft. In dem wütenden Aufruhr ihrer Zeit ging sie den rohen Gattungslüsten auf den Grund, die diesen Aufruhr bewirkten: der Machtsucht, dem Glaubenshunger, der Geschlechtsgier — und vergeistigte sie durch jenes klar aristokratische Ideal der willensfreien Selbstbeherrschung, das auf Jahrhunderte hinaus die europäische Welt veredelte, jene raffinierte Ruhe des Selbstbewußtseins, die den brutalen Instinkt in ihrer Gewalt zu haben meinte und dadurch erst in ihre Gewalt bekam.

Das ist die einzige „Rückkehr zur Natur“, die wert der Rede ist: Rückkehr zur Natur der Gattung! Was man sonst Ersprießliches lehrt, heißt richtig Einkehr in die Natur, ist für den Künstler selbstverständlich. Und ihre menschliche Besonderheit empfangen selbst die Gattungstriebe, die wir gemein mit andern Kreaturen haben, erst aus dem zwar bewußten, aber drum nicht minder „natürlichen“ Triebe zur Kultur.

Was wir als Menschen Unnatur nennen, ist stets nur das, was unseres Erachtens die Entwickelung der Gattung hemmt. Daher der Mensch den Menschen niemals heftiger der Unnatur beschuldigt, als in Zeiten neuen kulturellen Entwickelungsdranges.

Hier steht ein Einzelner auf, da tritt ein Häuflein zusammen, dort ballt sich eine Masse: Jeder wirft dem Gegner Verkennung natürlicher Pflichten vor, jeder wirbt Genossen durch Verkündung natürlicher Rechte, keiner sieht die Sonne mehr, die vormals auf Gerechte wie Ungerechte schien. Bis sich eines Tages all die dunkeln Sehnsuchten der Gattung voll

emporgesammelt haben; und aus den feindlichen Wolken springt Blitz auf Blitz die neue Klarheit, Schlag auf Schlag, und gleicht die Spannung aus, sodaß man wieder die Sonne sieht, die Tod und Leben triefende Sonne. Ah, ihr Herren Virtuosen: Symbolisten und Naturalisten, mit und ohne Stil: was wird die Menschheit dann zu euern Künsten sagen, die ihr euch verkrochen habt in die „Natur", „die" oder „eure" Natur, verkrochen vor dem Gewitter! Ja, sie ist sehr groß, die große Natur, und reich an Winkeln für Masturbanten.

Freilich, mancher kommt uns heute mit sozialer oder nationaler oder sonst marktfähiger Entwickelungskunst und glaubt der Menschheit was vorgeblitzt zu haben oder gar ein Sonnenstrahl zu sein. Oh, ihr Herren Wolkenschieber: Die Menschheit lebt über den Leuten, für die ihr so von Mitleid dampft, und über dem Stande, dem ihr euern Weihrauch oder Baldrian streut, die Gattung über der Spielart. Einst wird jeder, der Lust hat, sehen können, was hinter den Kämpfen der Rassen und Klassen heute als neuer Wert für jeden Einzelnen aufbegehrte: dann gnade Gott und Schulze-Cohn den Aposteln der Tagesparolen, mögen sie noch so ehrlich gewesen sein.

Du Dichter vor allem, der du nicht Gemüt und Sinnlichkeit und Geist der Zukunft bilden hilfst durch eine schöpferische Sprache, nur unsre Mißkultur und Halbnatur nachlallst, die schon von selbst zum Himmel schreit: was wirst du einer Zeit bedeuten, die keine Lust mehr dran empfinden wird, diesen Skandal zu beklagen! Es kritisieren heute schon genug Handwerker des Geistes an den Völkern herum; der Künstler sehe den Menschheitswillen, der jene antreibt zur Kritik, dann sieht er die Zukunft.

Ihr habt kein Publikum, schreit ihr? Schafft es euch! Wozu habt ihr eure Phantasie?! Seht ihn vor euch, den Menschen eurer Sehnsucht: dem zu Liebe dichtet, bildet, malt, setzt Töne, und selbst die Menge wird endlich begreifen, daß sie eurer bedarf, sich lebenslustiger zu fühlen.

Vollzieht nicht alle Kunst nur immer wieder das Schöpfungswunder der Natur: Gestalt aus dem Chaos, Form aus Unform, Wesen aus Unwesen, — und welches Wesen däucht dem Menschen wesensvoller als der Mensch, welches Wunder wundersamer als die Seele des Menschen, welche Schöpfung schöpferischer als die werdende Seele, die umso sinnlicher wird, je wissender, umso naturempfänglicher, je zuchtbewußter, umso entwickelungswilliger, je willensklarer: solch Wesen gestaltet, dann helft ihr es schaffen! Das ist der Menschheitswert der Kunst: der Ausdruck unsres Entwickelungswillens, Erhaltung und Züchtung der Lebenslust.

Nur durch solchen menschheitswertigen Entwickelungswillen gelangt die Kunst einer Zeit in eine Richtung der Stoffauslese, Stimmungswahl und

Darstellungsweise, die auch den künftig Genießenden zum Schaffenden von vornherein in willige Beziehung setzt, aus Erbgemeinschaft, aus Kulturinstinkt. Nur Künstler, die solcher Wille zum Schaffen treibt, sind die wahrhaft schöpferischen Individuen, die der Menschheit die Kunst zum Bedürfnis machen; denn nur Werke solcher Künstler reizen den Laien, der nicht geborener Liebhaber ist, sich auch das eigentliche Kunstverständnis zu erwerben. Und so werden auch die Reize einer eigentümlichen Technik nur dann Entwickelungswert behalten, wenn sie mehr als Liebhaberwert, d. h. nicht bloß den Selbstzweck haben, irgend eine Wahrnehmung, Vorstellung oder sonst was möglichst sinnfällig auszudrücken, sondern sie müssen dem Gattungstrieb entsprungen sein, der uns jeden sinnlichen Eindruck nach seiner Bedeutung für unsre seelische Verfeinerung und Kräftigung schätzen heißt.

Ich will gewiß nicht irgend einen „ismus“ predigen; die Ideale einer Zeit sind nichts Ewiges. Nur übersehe man nicht, daß sie etwas in der Natur Vorhandenes sind, also für den Künstler ebenso gut ein Rohstoff wie irgend ein „Gegenstand“, bloß feinerer Art. Eine Sehnsucht ist nicht minder wirklich wie ein Zustand; beide ergänzen sich und sind „das Leben“. Der Gegensatz von Innenwelt und Außenwelt ist philosophischer Schulwitz, ein ästhetischer Unsinn. Was sinnlich wahrgenommen werden kann, ist für den Künstler Wirklichkeit; ich wüßte nicht, daß meinem mystischen Ich der sogenannte Zeitgeist durch andre Sinne vermittelt würde als der Eindruck etwa einer Katzenmusik oder Frühlingswiese, und eine Hallucination bringt dies mein Ich nicht weniger außer sich als der Genuß eines Frauenzimmers.

Das Alles, wie gesagt, ist Rohstoff für den Künstler, schwankende Oberfläche, die sich von Grund aus in ihm umgestaltet, sobald sie ihn gereizt hat, ihr feste Gestalt zu geben. Und diesen Umgestaltungsvorgang in sich selbst erfaßt der künstlerische Wille höchster Ordnung auch in der zeitgenössischen Menschheit; das sichert ihm die Ewigkeit, oder nüchterner gesagt, die Zukunft.

Nicht als solche also fesseln den Künstler die Entwickelungsideen der Zeit; er weiß, sie sind nur Utopieen; sondern als Äußerungen menschlicher Naturkraft. Sie sind nichts Bleibendes, Erfüllbares; aber der Gattungstrieb, dem sie entspringen, ist bleibend, erfüllt ewig sich selbst. Sie haben keine allgemeine Geltung; aber das Gefühl, an das sie sich richten, ist uns Allen gemein. Diese Triebe, diese Gefühle, in ihren Wandlungen von gestern zu morgen, die stellt uns klar, ihr Künstler — wenn ihr's könnt!

Dann werden, o gewiß, die Leute von heute euch unklar schelten; denn sie fühlen nicht, wohin die Menschheit treibt. Aber, meine Freunde, ihr Wenigen: was geht die Gegenwart Den an, der ein Werkzeug der Gattung ist, nicht Spielball einer Spielart! Es ist nicht würdig zu klagen, daß wir

im Leben nur von Unseresgleichen gewürdigt werden. Wie soll die Gattung denn ihr Werkzeug schätzen, ehe es fertig ist?! Es ist ja selbstverständlich: erst der Tod vollendet das Leben. Sich als Gattungswerkzeug fühlen: das giebt dem schöpferischen Menschen seine Bescheidenheit und seinen Stolz.

Wenn dagegen heut so mancher ernste Künstler mit ausgesprochener Absicht bloß für die sogenannte kleine Gemeinde schafft: ist das nicht im Grunde, so vornehm auf den ersten Blick es aussieht, nur verkappte Knechtschaft? Buhlschaft um die Gunst des Käufers!

Freilich, auch der Künstler der Renaissance pflegte im Auftrag eines Mäcens zu arbeiten. Aber damals war auch der Mäcen noch wirklich Vertreter einer Kulturgemeinschaft, fühlte sich als solcher, wurde als solcher empfunden. Der reiche Aristokrat repräsentierte noch den Willen der Zeitgenossen, war noch anerkannt als der natürliche Sachwalter ihrer materiellen Kräfte und hatte darum ein natürliches Pflichtgefühl gegen die Sachwalter ihrer sensuellen Bedürfnisse. Mäcen und Künstler stützten einander wie Souveräns verbündeter Gebiete.

Schon aber löste sich dies Band und wurde immer loser, seit durch die religiösen Reformationen mit ihren sozialen Begleiturfachen die Furcht vor dem „Volk" in die Welt kam. Da verlor der Aristokrat das Gefühl der Freiheit und Sicherheit, da fing er an, die geistigen Produkte als eine luxuriöse Schutzwehr gegen demokratische Gleichheitsgelüste auszunützen und die Freiheit des Künstlers materiell zu beschränken, wo sie seiner Sicherheit gefährlich schien; und so entfremdete der Druck des Marktes immer mehr das Kunstgewissen dem Kulturgewissen. Noch bis heute.

Zwar ringt heute die aristokratische Kultur in den letzten schweren Zügen, aber fast noch schwerer die demokratische in der Pubertätsperiode, und der Künstler, dem sein Schicksal den klaren Willen zur Menschheit versagte, sieht sich schmählich hinundhergeworfen zwischen der kleinen Gemeinde der überreifen Adelsnaturen von Ehemals und dem großen Haufen der unreifen Machthaber der Zukunft.

Das sind zur Zeit die ernsteren Künstler ohne Menschheitswert; die, denen eine reifere Zeit diesen Wert verleihen würde. Und um sie her in widerlicher Fülle der Troß der Kunstknechte, der dem Kapitalsanwalt des 19. Jahrhunderts, dem Bildungsplebejer, diesem kläglichen Zwitterbastard aus dem lebensmüden Adelsgeist und der unmündigen Volksseele, sein impotentes Dasein zu versüßen trachtet, mit Erfolg auch für sich selbst. Schade um die Energie, die mancher ehrlich einsame Geist, aus dem Gleichgewicht gebracht durch dies Mißverhältnis zwischen Wert und Preis, an den krampfhaften Abklatsch all der Verzerrtheit vergeudet.

Denn was soll das? Glaubt der Künstler plötzlich die Welt verbessern zu können, gar die Welt des Augenblicks? Das überlasse er den Ethikern. Oder hält er solchen Abklatsch wirklich für den Ausdruck unsrer Zeit und Zeitentwickelung? Hat trotz der Mißkultur nicht jede Nation in diesem Jahrhundert ihre vier, fünf Menschen gezeitigt, denen sich schon heute die europäische Jugend jeden Standes in Liebe oder Haß verpflichtet fühlt! Freilich, sie sind alt und grau geworden, ehe sie zu Ehren kamen, und mancher ist darüber gestorben oder auch verrückt geworden; aber für die Menschheit bleiben sie jung, und die Zukunft wird selbst ihrem Wahnsinn noch den Sinn entnehmen.

Denn alle Unnatur im Schooß der Menschheit ist nur ein Kunstgriff ihrer Natur, durch den sie sich zu neuer Kultur steigert; jede Dekadenz geht Hand in Hand mit einer Ascendenz, jede Entwertung mit Neuwertung. Wirkliche Entartung giebt es für die Menschheit nicht, wenigstens noch nicht soweit wir sehen können, nicht für die Menschheit als Ganzes. Entartung einer Gattung tritt erst ein, wenn andre Gattungen da sind, die eine höhere Ordnung des irdischen Lebens bedeuten, und die wird auf die Menschheit wohl so bald nicht folgen. Entartung einer Spielart ist noch nicht Entartung der Gattung. Rassen und Klassen der Menschheit entarten, nicht die Menschheit selbst, und müssen entarten, weil die Gattung sich züchten, neue Spielarten zeitigen will. Aus der Sintflut ist noch immer eine neue Welt getaucht, und deren Keime waren doch schon in der Flut.

Und so muß ich meinen Satz vom Hemmungsfaktor der Kultur nun erweitern: Unnatur am Menschen nennen wir, was unseres Erachtens die Entwickelung der Menschheit hemmt und uns dadurch reizt zu weiterer Entwickelung.

Das mag Mystik sein; aber, wie Lagarde einmal sagt, Mystik ist allemal die Vorbotin der Revolution, und ich für mein Teil kenne kein Naturgesetz, das nicht im Grunde mystisch ist. Seht zu, ihr Künstler! Unter all der Unlust heute ringt die neue Lebenslust. Allerdings, die reizt und lockt ihr auch, wenn ihr nur die Unlust abschöpft; aber dann wird einst die neue Welt euch selbst als Unlust, als unschöpferisch empfinden. Wer Springwurzeln graben kann, soll sich nicht zum Straßenfeger machen; so nützlich das sein mag.

Kürzlich las ich, zum zweiten Mal, Jakob Burckhardts berühmte, noch lange nicht genug berühmte „Kultur der Renaissance in Italien". Jeder Künstler sollte sie lesen; freilich müßte er auch für die Kunst der Renaissance mehr als bloß ein technisches Verständnis übrig haben. Er müßte fühlen können, was diese Kunst voll adliger Ruhe, die selbst die Seelenbrandung eines Michelangelo, die Geisteskrämpfe eines Lionardo, die Sinnenbrünste

Tizians bändigte, diese Kunst wahrhafter Selbstzucht, emporgenötigt durch eine Zeit der greulichsten Unzucht und Unnatur, noch heut der Menschheit innerlich bedeutet. Dann würde er vielleicht auch auf den Grund des heute tobenden Oberflächenlärmes horchen lernen.

Jenes Buch, jetzt übrigens ein volles Menschenalter alt und erst in vierter Auflage erschienen, ist selbst ein Kulturereignis, ein Symptom der Renaissance unsrer eignen Zeit. Denn ohne selbst in einer Atmosphäre schöpferischer Entwickelung zu leben, hätte der Verfasser unmöglich mit so klarem Blick den eigentlichen Inbegriff jener drei Kulturjahrhunderte sehen und entwickeln können: diese ganze, heilige und schreckliche Geburt der selbstbewußten, machtbewußten „Persönlichkeit" mit ihrem Lebensideal des freien Willens, so vollendungsklar wie überwindungsreif.

Und in der That können wir schon heute deutlich spüren, wie aus dieser seelischen Errungenschaft der Renaissance eine neue aufblüht: die Begreifung des Unterschiedes zwischen unwillkürlicher, ererbter Individualität und bewußter, anerworbener Persönlichkeit, mit all den Konsequenzen für die Klärung, d. h. Edelzüchtung der unterbewußten Willenstriebe.

Das Individuum beginnt wahrzunehmen, daß es als bewußter Wille höchst verschiedene Persönlichkeiten in sich faßt, oft ganz gegensätzliche, die den unveränderlichen „Charakter" bald ebenso ins alte Eisen wandern lassen werden, wie bereits das unveräußerliche „Temperament". Da aber trotzdem das Individuum nicht umhin kann, sich als solches zu behaupten, wird es dadurch einer immer feineren Ergründung seiner bewußten Zustände entgegengetrieben, lernt sich immer mehr in seinen Widersprüchen begreifen und mit Andern vergleichen, wird also dadurch unwillkürlich auch immer mitfühlender, weil immer mehr sich selbst in Andern wiederfindend und Andere in Sich, und so vollzieht sich denn zugleich die Schöpfung neuer menschlicher Gemeingefühle und Gemeinschaftsformen, wie überhaupt die tiefere Begreifung des Ich- und Welt-Zusammenhanges, d. h. des Wesens der Menschheit, die wissenschaftliche wie künstlerische, die ethisch-soziale wie ethisch-religiöse.

Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet sind z. B. — um zwei Gegenwartserscheinungen von stärkster Sonderwirkung auch einmal kulturorganisch zu würdigen — Nietzsche und Lassalle, Herrenmoral und Emanzipation der Masse, gar nicht so feindliche Geschwister, wie es auf den ersten Hinblick aussieht. Sie ergänzen sich vielmehr wie die beiden ungleichnamigen Elektrizitäten desselben galvanischen Stromes.

Dafür zeugt zunächst schon die gemeinsame Herkunft dieser beiden oratorischen Genies von der Dialektik Hegels: Nietzsche über Stirner weg, Lassalle direkt und über Marx weg. Dafür auch die instinktive Angst, die

beide gleichermaßen dem besagten Bildungsplebejer, auch Bourgeois genannt, zu deutsch Fettbürger, einjagen, d. i. der wirklich entartenden Menschenklasse unsrer Zeit; und die rächt sich dann natürlich am bequemsten dadurch, daß sie ihre unerwünschten Ärzte als Entartete zu brandmarken sucht, wobei ihr sehr zustatten kommt, daß ein Stückchen Bourgeois ja wirklich in den Ärzten selbst noch steckt. Und mehr noch zeugt für diese antipolare Einheit beider Tendenzen der Ausgleich, den sie in Eugen Dührings genialer Lehre von der friedlichen Enteignung des „Gewalteigentums" thatsächlich schon gefunden haben, nur daß dieser spröde Denker noch von zu Wenigen begriffen ist.

Das Bedeutsamste aber ist: der gemeinsame Ansturm Dührings, Nietzsches und der Sozialisten gegen die Ethik des Christentums, d. h. den metaphysischen Altruismus. Darin drückt sich für den Kulturästhetiker gar nichts weiter als die Thatsache aus, daß dem modernen Menschen das Dogma der Nächstenliebe eben schon genug in Fleisch und Blut, ins sinnliche Gemüt, ins Unwillkürliche übergegangen ist, um es nun entbehren zu können und im Kampf für neue Seelengüter immer entbehrlicher zu machen.

Daher auf der einen Seite das Bestreben, an die Stelle des autoritären „Staates", den die Renaissance sich naturgemäß zur Bändigung des dämonischen, brutal erwachenden Persönlichkeitstriebes ausbauen mußte, die autonome „Gesellschaft" zu setzen. Und auf der andern Seite jener autonome Egoismus um der Selbstvollendung willen, der in Wirklichkeit, schon wegen seiner psychologischen Skepsis, heute gar nicht mehr brutal ausarten kann, wenigstens in hochentwickelten Individuen nicht, sondern lediglich ein Mittel zur Ersteigung abnormer Bewußtseinsstufen darstellt, also eben die „Gesellschaft" fördern, weil der Gattung neue Normen der Züchtung schaffen hilft.

Das grade ist ja so vielversprechend: daß die unfreie Massenseele, in der die mißverständliche Befassung mit der Herrenmoral wohl wirklich noch bestiale Triebe entfesseln könnte, dieser Lehre heute unzugänglich ist. Ihr ist das sozialistische Dogma mit seinem materiellen und direkten Altruismus eben angemessener, als jener sensuelle, indirekte Altruismus freierer Individuen; für diesen müßte sie erst abstraktionsfähiger werden, vergleichs- und unterscheidungsfähiger. Aber anderseits: will der ideale Sozialismus den Individuen nicht erst die volle Möglichkeit zur produktiven Veräußerung ihrer persönlichsten Werte schaffen! Und ist nicht auch dies materielle Ideal eine Schöpfung hochentwickelter Individuen! — So treiben sich die Gattungstriebe gegenseitig zur Entfaltung und schützen einander vor Überwucherung.

Denn freilich, die Gefahr ist da, daß die unreife Masse über ihrem materiellen Ziel, das für die Gattungskultur ein bloßes Mittel bedeutet,

ihr ideelles verabsäumt. Und selbstverständlich kann in unreifen Einzelköpfen auch das egoistische Dogma Unheil stiften; die widersinnigen Bombenattentate einiger Dreiviertels-Anarchisten zeigen es ja. Nun, Leute einer niedrigen Bewußtseinsstufe, d. h. die noch nicht fähig sind, ihre persönlichen Willensakte auf den produktiven Gattungswert hin anzuschauen, bleiben eben heute auf die Masse, deren Glieder sich in bewußter Selbstbescheidung schon zu einer produktiven Willenseinheit organisiert haben, wirkungslos; wie anderseits die Masse, angesichts der krassen Ohnmacht solcher Atavismen, sich gleichfalls mehr und mehr der antikulturellen Gewaltgelüste entwöhnen wird.

Was wollen diese paar Fälle brutaler Zerstörungslust aus mißleitetem Kulturdrang — denn der steckt dahinter — bedeuten, gegenüber der systematischen Brutalität, mit der noch durch die ganze Renaissance hin selbst höchstentwickelte Individuen gegen die Mitwelt wüteten! Und überhaupt: hat nicht **jedes** ideale Dogma die verhängnisvolle Eigenschaft, von fanatischen Jüngern im Kampf um seine Verwirklichung entstellt zu werden, eben von Persönlichkeiten, die mit ihrem Ideal noch nicht individuell verwachsen sind. Man denke an die Greuel, die das mittelalterliche Christentum verbrochen hat; nicht weil seine Ethik unmenschlich war, sondern weil sie dazumal der Menschheit noch nicht unwillkürlicher, sinnlicher Besitz geworden war.

Aber, Gott sei Dank, dieser Fanatismus nimmt **ab** in der Menschheit. Ja: Gott sei Dank! seien wir uns dessen bewußt! Dank ihrer Natur, ihrer kulturellen Natur. Auf das **Ganze** wollen wir sehen, nicht von Kraftverlust reden, wo nur Kräfte sich geschieden haben, die vor Zeiten roh in Einem Strange wirkten, einer roheren Menschheit Gemeingefühle aufzwingend, die nun unseren freieren Sinnen zu noch feinerer Empfindung verhelfen.

Und so wird die Menschheit sich vom Kampf um ethische Normen, von Zwangseinrichtungen und Schutzvorschriften für das Ineinanderwirken der Gesellschaft und des Einzelnen, überhaupt je länger je mehr befreien, **je ästhetischer sie nämlich wird.** Ist doch das eigentliche Merkmal des ästhetischen Individuums, sozusagen sein Artzeichen, eben die Fähigkeit, eine Erscheinung als lebendige Einheit, als Organismus zu erfassen, sei es im Kleinen, sei es im Großen, sei es den Grashalm, sei es die Welt; wozu beim **produktiv** ästhetischen Individuum lediglich die Fähigkeit tritt, dies in einer suggestiven Form zu äußern.

Und wenn jemals der Moment eintreten sollte, daß die Menschheit sich in überwiegender Mehrheit aus ästhetischen Menschen zusammensetzt, so würde mit diesem Moment naturgemäß die ideale Anarchie ins Leben

treten, weil dann jeder von selbst, ohne mehr des Zwanges einer ethischen Gemeinschaftsform zu bedürfen, heiße sie Familie, Stamm, Staat, Gesellschaft oder sonstwie, sich organisch in die Menschheit verbunden fühlen und seine Handlungen danach einrichten würde. Die Menschheit würde dann sich selbst als suggestive Form für jeden Einzelnen äußern.

Diese Utopie wird freilich in verwirklichter Gestalt kaum viel besser aussehn, als etwa heutzutage die religiöse Menschheit in den sogenannten Religionen. Aber immerhin, ästhetischer wird die Menschheit; mehr als jemals ist das heute zu spüren. Die Empfänglichkeit für Kunst, nur daß sie noch nicht klarer Kunstsinn, eingewurzeltes Geschmacksbedürfnis ist, war niemals so durch alle Stände, so bis in die Massen hinab, über so viel kulturelle Nationen hin verbreitet; und das in einer Zeit, die mindestens im selben Maße wie die Renaissance mit kunstfremden Neuerungen beschäftigt ist. Das allein schon würde als Symptom genügen.

Aber ich meinte es gattungstiefer. Seht die ethische Gärung der Gegenwart: ihr größter individualistischer wie ihr größter sozialistischer Agitator, Nietzsche wie Lassalle, beide trugen stark ästhetische, fast künstlerische Persönlichkeiten in sich, und so werden sie als solche auch ins große Ganze wirken. Es ist sehr bezeichnend, daß Lassalle, dessen Publikum die Masse war, als dramatischer Dichter dilettierte, während Nietzsche, der zum Individuum spricht, über gewaltige lyrische Ausdrucksmittel gebot. Der große kommende Gesellschaftsreformator wird diese Nebenwerte beide haben müssen, ähnlich wie in ungewisserer Form einst Jesus, der sein Leben zur Tragödie machte, seine Lehre zu Parabeln dichtete.

In Geistern wie Dühring und Schopenhauer, auch Lagarde, ist der Drang, die Ethik zu ästhetisieren, sogar schon zur bewußten, mehr oder weniger systematischen Tendenz gediehen, leider noch — besonders bei Dühring — nicht ohne den Rückschlag dogmatischer Ansprüche an die Kunst. Und fast noch tröstlicher erscheint das atavistische Symptom, daß ein künstlerisches Vollgenie wie Tolstoj auf seine alten Tage unter die Ethiker geht und dem religiösen Altruismus Jesu eine Auslegung giebt, die halb anarchischer Barbarismus, halb ästhetischer Quietismus ist. Ein netter Weltverbesserer!

Vor allem aber unsre junge Wissenschaft vom Menschen, wie sie nach Darwin, Spencer, Helmholtz, Fechner u. s. w. beginnt. Da sucht z. B. Münsterberg, auf dessen psychophysischen Materialismus ich mich übrigens durch dies Citat nicht einschwören will, alles seelische Leben als „bloßes zuschauendes Wahrnehmen eines physischen Gehirnvorganges“ nachzuweisen; der Psychologe Lipps sieht im bewußten Willen einen „Vorstellungsinhalt neben anderen Vorstellungsinhalten“; der Chirurg C. L. Schleich, die psycho-

mechanischen Hypothesen Ramon y Cajals und der Ribot-Schule ausbauend, definiert die Seele als „Gruppenwahrnehmung der Außen- und Innenwelt in Ganglienſystemen"; die Theosophin Blavatsky, beeinflußt von dem Biologen Weißmann, führt alle individuelle Bewußtseinsentwickelung auf periodische Versenkung der unsterblichen Keimzelle in das universelle Bewußtsein zurück. Ähnliche Sätze lassen sich häufen.

Aus allen spricht — und darum hat sich die moderne Kunst mehr als jemals eine frühere, mehr sogar als die der Hochrenaissance, aus der Wissenschaft befruchten dürfen — spricht das leitende Prinzip, das von je das A und O ästhetischen Empfindens und Gestaltens war: das der „reinen Anschauung". Dies Prinzip verhindert uns, wie überhaupt der Natur so auch der Natur der Menschheit Willenszwecke unterzulegen, die nicht identisch sind mit Gattungstrieben, d. h. nicht lediglich Erhaltung und Entwickelung der Lebenslust bedeuten; grade darum aber sollten wir uns auch verbieten, die Kunst durch Unterschiebung eines „Selbstzweckes" zum phantastischen Sport zu erniedrigen. Schöpferische Phantasie verlangt die Gattung vom Künstler.

Also, meine Freunde, daß die Menschheit kunstempfänglicher wird, dafür sorgt schon ihre Natur, die unbewußte Züchterin der Sinne, ebenso grausam wie gütig. Wir aber, die wir Künstler sind, ihre bewußtesten Kinder, wir wollen uns klar sein, daß es nur am Wesen unsrer Werke liegt, in welchem Grade und wie bald die Menschheit auch kunstinniger, kunstbedürftiger wird.

Tertium non datur.

Von S. S. Epstein.

(Bern.)

Sei nur robust! Wie Du Dich stellst,
Steh' fest und lach' der Spießer......
Henckell.

Es giebt entweder Künstler oder Philister!

Tertium non datur.

Und zwar ist alles Philister, was nicht Künstler ist.

Die beiden werden sich nie und nimmer verstehen.

Zwischen den beiden giebt es keinen Kompromiß!

Der Künstler wird den Philister stets verachten, während der Philister dem Künstler gegenüber immer nach der Polizei rufen wird.

Aber es giebt auch solche, die da meinen, der Künstler könne sich mit dem Philister vertragen oder verständigen.

Das sind die sogenannten Kunstphilisterhermaphroditen.

Und von diesen rede ich gar nicht, denn sie ekeln mich an.

Alles Geschlechtslose ist mir zuwider.

Was stellt nun eigentlich der Philister vor?

Ein Philister ist ein Wesen, Mann oder Weib, das von der Kunst gar nichts weiß, oder sehr viel weiß.

Der erstere Fall ist der günstigere.

Der zweite ist schon bedenklich, denn dann gehört ja der Philister zur Philisteria militans.

Er geht ins Theater und schimpft über die Modernen.

Er geht in die Bilderausstellung und kläfft gegen den Impressionismus.

Er geht ins Concert und erklärt tiefsinnig und malitiös, er verstünde die moderne Musik nicht.

Er sitzt zu Hause und spricht von Moral und Sittlichkeit in der Kunst.

Aber sowohl Theater, wie auch Gemälde und Musik lassen ihn im Herzen kalt, total kalt.

Ja selbst die Sittlichkeit, sofern er nicht selbst mit ihr in Kollision gerät, und sintemal sie nicht in seinen Beruf schlägt.

Und da komme ich zum schwersten Fall.

Die Prognose ist hoffnungslos, wenn der Philister zufällig Kunstkritiker ist.

Denn dann bekommt er ja dafür, daß er gegen die Verlotterung der „Jungen" schreibt, dafür, daß er über das Daniederliegen der deutschen Kunst weint, dreißig Pfennig die Zeile.

So viel bekommen wir „Jungen" freilich nicht.

Wenn wir einmal gegen die „Alten" losziehen wollen, müssen wir es schon umsonst thun.

Also, wie gesagt!

Erstes Kennzeichen des Philisters: kein warm pulsierendes Blut, sondern Mandelmilch.

Zweites Merkmal: kein pochendes Herz, sondern eine Art von Konserve von Croß und Blackwell.

Aber eines giebt es doch, was dem Philister nahe geht.

Und das ist das Dekorum!

Donnerwetter! Da kann der Philister „fuchtig" werden, wenn das Dekorum verletzt wird.

Da versteht er keinen Spaß!

So viel vom Philister.

Und nun sollte alles übrige Künstler sein?

Gewiß!

Man kann auch Künstler sein, ohne zu dichten, zu komponieren oder malen.

Zum Künstler gehört vorallererst Blut, warmes, rotes Blut, dann ein ebenso warmes, zuckendes Herz, das lieben und hassen kann, und schließlich Nerven! und zwar je mehr, desto besser.

Wer diese Dinge hat, ist Künstler.

Und wenn er auch noch nie einen Vers gemacht hat, und wenn für ihn die kürzeste Strecke zwischen zwei Punkten immer krumm ausfällt, und wenn er auch noch nie einen Ton komponiert hätte.

Macht nichts!

Das ist alles nur Zufall! Aber Künstler ist er doch!

Und was ihn vor allem auszeichnet, das ist der unauslöschliche Haß gegen den Philister.

Oder, wie Otto Julius Bierbaum singt:

> Ich aber habe mir selbst gewählt
> Meine freie Kunst; und ob sie mich quält,
> Ich bleibe ihr treu in Qual und Glück.
> Zu Euch, Philister, kein Schritt zurück.

Ja, aber dann müßte es ja furchtbar viel Künstler geben.

Nein, denn es giebt leider viel mehr Philister.

Und dazwischen?

Nichts!

Ich habe ja gesagt und wiederhole nochmals.

Künstler oder Philister!

Tertium non datur.

Ein Blick in Nietzsches Jenseits von Gut und Böse.

Von Martha Asmus.

(Berlin.)

„Und was ich bin, euch Freunden bin ich's nicht!“ klagt Nietzsche, als seine alten Freunde ihm fremd und scheu gegenüberstehn. Sehnsüchtig sieht er nach neuen Freunden aus, die sich ihm auf seiner steilen Höhe gesellen sollen. Vergeblich! Auf sich selbst ist er gewiesen. In der Einsamkeit, zu feierlicher Lebens-Mittagszeit, findet er in sich den Gefährten, mit dem er, vereinten Siegs gewiß, das Fest der Feste feiert.

Es ist die Tragik der Redlichkeit, daß, je rücksichtsloser, kühner und selbstverleugnender wir dem Gedanken folgen, es desto einsamer um uns wird, daß die Gefährten sich nach und nach verlieren und blumigere, breitere Pfade einschlagen, die den steilen Höhen fern bleiben.

Vergeblich sein bestes gegeben zu haben, läßt den Menschen vor sich selbst erschauern. Die Furcht, daß die Denkmöglichkeit unserer Wahrheiten nur in uns lebt, ist fast die Furcht vor Wahnsinn. Der Einzelfall ist innormal.

Nietzsche-Zarathustra sieht sein Bild verzerrt aus dem Spiegel zurückgeworfen, der ihm im Traume vorgehalten wird. Ich bin mißverstanden! Die Klage zieht sich dem Seher durchs Leben und begleitet ihn in die Nacht seiner Krankheit. „Wie ist es möglich, ihn so zu verkennen?“ fragt seine Schwester, als ihr die Litteratur vorgelegt wird, die seine Schriften hervorgerufen haben.

Denn Stimmen sprechen daraus wider und für den Verherrlicher der Selbstsucht, den Prediger rücksichtsloser Ausbreitung der Persönlichkeit auf Kosten ihrer Umgebung. Hier verwahrt man sich gegen die Jüngerschaft solches hartherzigen Meisters, dort giebt man ihm recht: man ist müde, immer für andere zu sorgen, man sollte wirklich nur an sich denken und sich um weiter nichts kümmern! Andere Stimmen erheben sich gegen seine philosophischen Ideen, und das Problem des ewigen Kreislaufes wird vielfach für das Labyrinth angesehn, in dem sich seine Gedanken verirrt haben.

Wer aber durch dies Gestrüpp der Nachrede zum Erkennen der Persönlichkeit des neuen Philosophen durchgedrungen ist, der läßt sich den Sinn für ihn nicht mehr trüben. Und er weiß jetzt, wo das Mißverstehn einsetzt.

In seiner mitternächtlichen Einsamkeit nimmt der Forscher den Geistesflug in die Übermenschlichkeit. Von dieser Höhe aus sieht er in die Welt hinab und erkennt die Menschen und die Ursachen ihrer Gesetze. Sie glauben sie aus einem Guten an sich entsprungen, das über ihrer Sphäre schwebt, und doch beziehen sich Gut und Böse nur auf menschlich organische Bedingungen. Und wie die Zeiten dahingehn, wie die Rassen sich mischen und ihre Macht zur Geltung bringen, so wechseln die Wertbestimmungen. Jeder Moralist und Dogmatiker legt in seine Lehre von Gut und Böse den Ausdruck seiner Persönlichkeit und seiner Affekte, und keine Moral hat Anspruch auf Wahrheit an sich. Auch das bewußte Denken, mit dem sich der Philosoph über sich selbst zu erheben meint, ist an seine Instinkte gebunden, die ihm die Bahn vorschreiben. Menschliche Forderungen sind es, die die Logik leiten, und die Begriffe entwickeln sich wie Fauna und Flora.

Wenn wir davon absehn, die Beziehungen der Menschen zu einander als wertbestimmend anzunehmen, so ist das Böse ebenso wertvoll für das

Leben wie das Gute. Denn Leben ist Wille zur Macht, jede organische Thätigkeit ist Kampf. Der Kampf des Guten mit dem Bösen, des Bösen mit dem Guten, dient dem Leben, erhält und erhöht es. Unwahrheit ist so nötig dazu wie Wahrheit. Daß die Begriffe Gut und Böse metaphysische Wahrheiten sind und nicht vergängliche Beziehungen der Menschen zu einander, von den einzelnen Menschen außerdem, je nach ihrer Größe, verschieden verstanden, verschoben und verwechselt, — diese Täuschung eines Guten und Bösen an sich dient ebenfalls unserer Art zur Lebenszüchtung. Aller Zwang der Moral regt den Kampf an, in dem die Kräfte wachsen, sich empören und die Werte umbilden.

Jenseits von Gut und Böse sehn wir in diesem Kampfe der Kräfte die Werte aus einander entstehn. Was als böse gegolten hat, wird unter umgewechselten Bedingungen gut, und umgekehrt. Die Gegensätze sind aufgehoben, und die erfundene Welt des Unbedingten stürzt zusammen.

Dem Seher auf der Höhe wird es weh ums Herz. Voll Mitleid warnt er, daß ihm fern bleibe, wer da kann. Er selbst aber wischt die letzte Thräne hinweg, die den Bildern des alten Menschenblickes gegolten hat, und mit dem freien Auge des unerbittlichen Forschers sieht er in die neue Welt, die sich ihm aufthut.

Was Nietzsche von seinem Standpunkte jenseits von Gut und Böse in der menschlichen Seele mit ihren „noch unausgetrunkenen Möglichkeiten“ wahrnimmt, sagt er uns in so kühner, erschütternder Sprache, daß wir verwundert und bezaubert zuhören. Fast verwirrt er uns mit der Kenntnis unseres Ich. Oft scheint es, als wolle der stolze Einsame sich selbst vor der Preisgabe schützen und die Maske vorhalten, von der er als dem Zubehör der feinen Seele, bei ihrem Heranstritt in die Menge, spricht. Aber nicht umsonst soll er an das Genie des Herzens gemahnt haben, das den Tropfen Güte unter dem Eise errät

Wenn er sich auf die Höhe des Jenseits von Gut und Böse stellt, so kann nur ein trüber und kurzer Blick darin einen Übertritt in das Reich des Bösen sehn. Wenn er sagt, daß im Kampfe des Willens zur Macht (des Lebens) der Eigennutz, die Begierde, die Unwahrheit soviel Wert hätte wie die Selbstlosigkeit, die Gerechtigkeit, die Wahrheit, so gehört ein schweres Ohr dazu, um zu verstehn, daß wir unsere Nächsten lieblos behandeln sollen. Wer Augen hat, zu sehn, und Ohren, zu hören, der sieht und hört daraus die Mahnung, zu leben und die Werte von unserer Schätzung abhängig zu wissen. Der versteht daraus nicht: Vernichtung der Begriffe Gut und Böse, sondern das große Vielleicht für ihre Anwendung und ihre Betrachtung jenseits ihrer selbst, — nicht: Empörung gegen die Thatsache unserer jeweiligen Scheinwahrheit, sondern Dankbarkeit für das Erziehende und Artzüchtende darin.

Um den Eigennutz zu predigen, wie es Nietzsche vorgeworfen wird, ist die Sprache des Propheten und Philosophen nicht nötig. Dazu genügt die Zunge eines der tausend kleinen Schreier, die die letzten in der geistigen Rangordnung ausmachen, und deren Verbrechen der Selbstsucht wir täglich um uns herum beobachten können. Denn die Mitleidslosen sind in der Menge. Das zarte Verstehn anderer gehört den Seltenen. Die kleinen Geister sind es, die ihre Nächststehenden ihrem materiellen Wohlbehagen aufopfern, unter irgend einem Schein des Rechts, — die sich satt essen an den Bissen, die sie andern vom Munde nehmen, — die, wenn sie sich den Tag über vor ihrem Gebieter geduckt haben, des abends im Hause eine plebejische Lust am Befehlen zeigen, denn nicht aus herrschaftlichem, sondern aus knechtischem Geiste stammt diese Lust. Die gemeinsten Seelen sind es, die unbewegt am Leiden vorbei zu ihren Freuden schreiten.

Diese kleinliche Quälerei, die der Größenwahn der Zwergenseele auf seine Umgebung ausübt, hat in keinem Punkte eine Berührung mit dem Nietzsche'schen Egoismus der Bewegung, die jedem Stern eigen ist, als das Urgesetz aller Dinge.

Die Rangordnung ist organische Bedingung des Lebens und nicht Absicht der Einzelnen. Ohne dies Pathos der Distanz in der Gesellschaft könnte es auch keine Herausbildung höherer Seelenzustände geben, keine Erhöhung des Typus Mensch.

Es ist der höchstentwickelte Mensch, der Mensch, der bis in die feinsten Fasern seines Organismus von Lebenskraft erfüllt ist, den Nietzsche den vornehmen nennt. Der Grundzug seines Wesens ist die Wahrhaftigkeit. Er will deshalb nie anders scheinen als er ist, und die Eitelkeit ist ihm so unverständlich, daß es ihm schwer wird, sie bei andern anzunehmen und sie als Triebfeder einer Handlung zu vermuten. Er kann sich nicht vorstellen, daß jemand den Menschen eine andere Meinung über sich einflößen möchte, als er selbst sie hat, und daß er gar diese Meinung nachträglich über sich teilt, weil andere sie von ihm haben. Der Vornehme hat dazu eine zu große Ehrerbietung vor sich selbst. Aber auch die Ehrfurcht vor jeder Größe ist ihm eigen. In der Nähe von etwas Verehrungswürdigem, das nicht allgemein anerkannt ist, verrät sich der Rang des Menschen. Während der niedrige Mensch sich zu Gemeinheiten gereizt fühlt, geht über die Seele des Vornehmen ein andachtsvoller Schauer, der sich all seinen Geberden mitteilt. Der Vornehme hat eine hohe Empfänglichkeit für das Leiden. Die Leidensfähigkeit kann fast als Maß der Größe gelten. Aber er verbindet damit einen schweigenden Hochmut, der ihn Verkleidung und Maske suchen läßt vor zudringlichem Mitleid. Er selbst mit seiner Beherrschung und Macht über sich schätzt die Not als Erziehungsmittel und verachtet das

Mitleid. Wenn er hilft, so geschieht es aus einem Überfließen des eigenen Reichtums seiner Seele. Trotz seiner hochgearteten Güte gegen die Menschen kann er sich nicht in ihrem Umgange aufhalten. Er strebt nach der Höhe, wobei ihm jeder Begegnende Mittel oder Hemmnis oder Ausruhn ist.

Unter dem Gemeinen ist der Feige, der Schmeichler, der Lügner verstanden, der die Größe nach dem Nutzen abwägt. Die Eitelkeit ist sein eigenstes Wesen. Er mißt sich keinen Wert oder Unwert bei, der ihm nicht gegeben wird, und er ist in Wahrheit nur, was er gilt. Damit verbindet er Abgunst und Neid gegen die Tugenden der Vornehmen. Cynismus ist die einzige Form, in der gemeine Seelen an die Redlichkeit streifen. Sie geben sich leicht preis mit der Erklärung, daß Hunger, Geschlechtstrieb und Eitelkeit die einzigen Triebfedern menschlicher Handlungen sind.

Zwischen diesen beiden Typen giebt es viele ausgleichende Mittelstufen, aber die Vornehmen sind die Seltenen. Schwer ist das Verstehn, wo bei gleichen Ausdrücken Verschiedenes empfunden wird. „Die Furcht vor dem ewigen Mißverständnis ist der gute Genius der Trennung." Nichts trennt so sehr wie Verschiedenheit des Reinlichkeitssinns. Man kann sich nicht riechen, und der höchste Instinkt der Reinlichkeit stellt in gefährliche Vereinsamung. „In ein lärmendes und pöbelhaftes Zeitalter hineingeworfen, mit dem er nicht aus einer Schüssel essen mag, kann er leicht vor Hunger und Durst, oder falls er endlich dennoch zugreift, vor plötzlichem Ekel zugrunde gehn. Wir haben wahrscheinlich alle schon an Tischen gesessen, wo wir nicht hingehörten. Und gerade die Geistigsten von uns, die am schwersten zu ernähren sind, kennen jene gefährliche dyspepsia, welche aus einer plötzlichen Einsicht und Enttäuschung über unsere Kost und Tischnachbarschaft entsteht — den Nachtisch — Ekel."

Der Vornehme hat den Egoismus, es anzuerkennen, daß die Niedrigeren um seinetwillen zu Sklaven und Werkzeugen herabgedrückt werden. Sie sind die Leitersprossen, auf denen er zur Höhe steigt. Er gesteht nur Pflichten gegen seines gleichen zu, gegen die andern verfährt er willkürlich. In diese Thatsachen will Nietzsche keine Härte der einzelnen gelegt wissen, sondern den Willen zur Macht, der die organische Lebensbethätigung der Gesellschaft ist.

Dies zugegeben, soweit es sich auf den Kampf der Naturkräfte bezieht! Die höhere Geistigkeit siegt über die niedrigere und weiß, daß sie dazu bestimmt ist. Wer eine Wahrheit vertritt, will die Unwahrheit damit vernichten. Das Geschlecht, das einen großen Menschen hervorbringt, hat in den vorhergegangenen Individuen Versuche, Übergänge und Hndalanger gebildet. Eine Menge von Wesen eignen sich das Wissen nur an, um es weiter zu reichen, und wenn es an den Rechten kommt, der es zum Schaffen benutzt, so macht er die andern damit zu Werkzeugen.

Nietzsche schreibt die Fähigkeiten des Schaffens, Herrschens und Wertbestimmens den Auserlesenen und Seltenen zu, die aus langer Zucht, in Druck und Zwang der Selbstbeherrschung, des Kampfes mit der Not und der Geistesspannung gegen falsche Urteile zu höherem Sein emporgekommen sind.

Aber mit Nietzsche in der Aristokratie diese Herrschenden sehn zu wollen, hieße sich dem Willen zur Macht entgegenstellen. Solche Auswahl der Höheren unserer Gesellschaft wäre eine zufällige. In dem aristokratischen Gesellschaftskörper giebt es zu viele willensarme Schwächlinge, die nicht zu den Seltenen, sondern zu der Menge gehören. Die Aristokraten sind nicht die Einsamen, und man könnte sich wohl mit einem vornehmen Bauern, (dessen Existenzmöglichkeit Nietzsche erwähnt) abschließen gegen plebejische Aristokraten. Nietzsches Entrüstung gegen sozialistische Bestrebungen dient deshalb wenig seiner Idee des artzüchtenden Willens zur Macht. Er wendet sich gegen die „Nivellierer“, die „Gleichheit der Rechte“, „Abschaffung des Leidens“ wollen, während der Mensch doch unter den umgekehrten Bedingungen, unter Druck und Zwang in die Höhe wüchse. Aber den zufälligen Rangunterschied in der Gesellschaft aufrecht zu erhalten, um der erziehenden Wirkung der Not willen, heißt unehrliche Kampfesmittel dulden. Wenn der Wille zur Macht in vollkommener Entfaltung gedeihen soll, so muß jeder Keim das Erdreich haben, das seiner Anlage zukommt. In unsern jetzigen sozialen Zuständen ist die Unterdrückung nicht durch Kampf von Macht mit Macht, sondern durch den Zufall der Geburt herbeigeführt. Oft wird in einem Stalle der geboren, der von der Natur zum Herrscher bestimmt ist, und die Hindernisse, die die Gesellschaft ihm in den Weg legt, lassen ihn nicht zu seiner Bestimmung kommen. Durch die bestehende Ordnung muß so manche Naturanlage verderben. Es giebt Verhältnisse so großen Druckes, daß der Kampf sich nicht in lebensernährender Stärke entwickeln kann, und daß der Wille zur Macht im Keime erstickt wird. Würde Goethe Goethe geworden sein, wenn er von seiner Geburt an in Einzelhaft gehalten worden wäre? Würde Bismarck Bismarck geworden sein, wenn er die Erziehung einer höheren Tochter bekommen hätte? So tritt denn oft der Fall ein, den Nietzsche selbst für die Seltenen fürchtet: Das Entarten. „Das Genie ist nicht selten, aber die 500 Hände fehlen, die es nötig hat, die rechte Zeit zu fassen.“ An anderer Stelle spricht er davon, daß das Zugrundegehn des Seltenen die Regel ist, und daß der Psychologe, der dies ewige „Zu spät!“ einmal entdeckt und dann immer wieder gesehn hat, in Gefahr ist, am Mitleid zu ersticken.

Nietzsche sieht in den Religionen und Moralen nur Erziehungsmittel, die als Selbstzweck verderblich werden. Buddhismus und Christentum streben nach der Erhaltung der mißlungenen Fälle des Tieres: Mensch.

Das Leben ist ihnen eine Krankheit. Sie wollen eine große Herde, gleich vor Gott, und sind damit seit einer Reihe von Jahrhunderten bemüht, aus dem Menschen eine sublime Mißgeburt zu machen. Die Moral setzt die Dummheit als Lebensbedingung. Die Natur bedient sich ihrer, indem sie durch den moralischen Imperativ: Du sollst gehorchen, auf lange Zeit, sonst gehst du zu Grunde! sich an die ganze Menschheit wendet. (Nicht an den Einzelnen, denn der geht so manchmal zu Grunde, bevor das Mittel zum Zwecke geführt hat.) So werden die Triebe durch Beherrschung geschärft und gereinigt, wie der Arbeitstrieb durch die Ruhe zur Arbeitslust geworden ist, der Geschlechtstrieb durch Enthaltsamkeit zur Liebe. Die zeitweise Lebensunterdrückung ist die Lebensbeförderung für das Allgemeine. Aber die Lebensunterdrückung darf nicht Zweck sein. Unter den Moralbegriffen von Gut und Böse, die das Christentum unterstützt, wäre der Mensch in Gefahr, zum vollkommenen Herdentiere zu entarten, — die Sozialisten arbeiten durch ihre Nivellierung, die jede Entwickelung der Persönlichkeit verhindert, mit an der Vermittelmäßigung —, wenn nicht die neuen Philosophen zu erwarten wären, die Führer, die die alten Werte umwerten und den Willen von Jahrtausenden in neue Bahnen zwingen sollen.

Warum gehören Nietzsche nicht die Begriffe: Aristokratie und Rangordnung, — wie sie durch den Zufall der Geburt und nicht durch Geistesstufen bestimmt sind, — auch zu den Werten, die umgewertet werden müssen? In unserer jetzigen staatlichen und gesellschaftlichen Organisation kommt die Herde mehr zur Geltung als in einer freieren. Ein Hirt mit seinen Gehilfen treibt die Menschentiere. Und der Hirt ist durch Vererbung und nicht wegen seiner Stärke über die Herde gesetzt.

Die Sozialisten wollen nicht nivellieren in dem Sinne des Gleichmachens vor Gott, sondern in dem des Freie Bahn-Machens für alle zum Lebenskampfe. Sie wollen die Macht nicht künstlich aufpfropfen durch Krone und Szepter, durch Peitsche und Stiefelhacken, denn so wäre sie ohne Kampf erlangt und kein Leben. Sie wollen die Naturmächte darum ringen lassen und die Hindernisse sollen des Kampfes wert sein. Ehrlicher Kampf! Gleiche Waffen! Kraft gegen Kraft! Nur das ist Leben! Und herunter mit den Verschanzungen, hinter denen sich die abgestorbenen Werte verstecken und die Luft mit ihrem Modergeruch füllen! —

Zuletzt noch ein Wort über den Gedanken des Kreislaufs! Es beruht gewiß auf einem Irrtum, daß der Philosoph daran erkrankt ist. Denn er stellt gerade diese Auffassung der Welt als eine glückliche dar, die durch den Blick in die Tiefe des Pessimismus ohne Beschränkung erlangt würde. Dieser Blick rührte an den weltbejahendsten, optimistischsten Menschen, der, was ist und war, ertragen gelernt hat und dasselbe wieder und wieder

haben will, sich und alle Dinge, die ganze Weltbühne mit denselben immer wiederkehrenden Schauspielern, denselben Ursachen, denselben schaffenden Nötigungen.

Und nun mein Fragezeichen hinter diesen Gedanken:

Wir erfahren in der Welt einen vielfachen Kreislauf unserer Erregungen. Die Bewegung der Himmelskörper, die Reihenfolge unserer Bedürfnisse, die Regelung unserer Gewohnheiten vollzieht sich im Kreise. Des Kindes erste Äußerungen sehen wir sich häufig im Zirkel abspielen. Vom Schoße der Mutter verlangt es zur Erde, krabbelt ein Stückchen, kehrt zurück und streckt die Ärmchen aus. Ist es oben, beginnt die kleine Fahrt von neuem. Der Neigung zum Kreislaufe begegnen wir überall in der Natur — mit unserm menschlichen Blicke. Anders geartete Sinne würden was uns rund erscheint, nicht als rund empfinden. Zur Beobachtung des Weltkreislaufes würde aber ein Blick gehören, der von der Welt und ihren Bedingungen ausgeschlossen wäre. Nur unser Auge, ins Außerweltliche gerückt, nur der unmögliche Mensch, der nicht ein Teil der Menschheit wäre, könnte den Kreislauf des Weltganzen als Wiederholung von Erregungen beobachten. Denn der einzelne Mensch kann nicht wiederkommen, da zu seinem Begriffe das Ich-Bewußtsein gehört, das an Erinnerung gebunden ist. Der organische Stoff, der sich zum Menschen zusammensetzt, fängt erst nach der Geburt an, durch wiederholte Erregungen die erinnernden Ich-Empfindungen zu bilden. Selbst wenn der Stoff schon einmal in derselben Zusammensetzung dagewesen wäre, so wäre er nicht das jetzige Ich, da diesem die Erinnerung daran fehlt.

Gesetzt aber, es entständen in Zukunft noch solche Wesen, die ihr Ich auf die Zeit vor ihrer Geburt zurückführen könnten, so würden diese zwar den etwaigen Kreislauf beobachten können, aber die Dieselbigkeit der Welt, wie sie Nietzsche den Optimisten wünschen läßt, wäre ausgeschlossen. Die Weltbühne würde eine andere sein, der Zeit und der Wesenheit der Schauspieler nach. Das vollständige Sichdecken von Raum und Raum, Zeit und Zeit, Art und Art, ist in die unverrückliche Gegenwart beschlossen und in keiner Wiederkehr zu finden. In dem Worte selbst liegt schon der Unterschied. Das Wiedergekehrte ist etwas Verschiedenes von dem Daseienden.



Können Frauen Genies werden?

Von Dr. Bernhard Münz.
(Wien.)

„Wer ist genial?" so fragte neulich ein Freund den anderen.
„Ein Mann, der . . ."

Da wurde er unterbrochen. Können denn bloß Männer Genies sein? Cesare Lombroso, der berühmte italienische Anthropologe, bejaht diese Frage. Er verweist darauf, daß die Unwissenheit der Frauen keineswegs so allgemein ist, wie man es oft glauben machen will. In verschiedenen Epochen der Geschichte genossen die Frauen der höheren Stände denselben Unterricht wie die Männer. So zum Beispiele waren die Damen aus dem französischen Adel des achtzehnten Jahrhunderts vortrefflich unterrichtet und besuchten mit Ausdauer die Vorlesungen von Lavoisier, Cuvier und anderen. Und dennoch ist kein weibliches Genie aus der Gruppe jener gebildeten Frauen erstanden. „Ich bin überzeugt," sagt Lombroso, „daß es kaum so viele Hunderte von Männern als Tausende von Frauen giebt, die Klavier spielen. Und doch findet man unter den Frauen sehr wenige musikalische Genies, obgleich es auf diesem Gebiete weder ein durch die Natur des Weibes bedingtes, noch durch die sozialen Verhältnisse geschaffenes Hindernis giebt, welches dieses Phänomen erklären könnte. Die Anzahl der Frauen, die malen, übersteigt heute in Nordamerika bei weitem die Anzahl der Maler, und die Zahl der weiblichen Ärzte hat derzeit die Ziffer 3000 erreicht. Die Statistik lehrt, daß es in Frankreich im Jahre 1889 fast eben so viele Lehrerinnen als Lehrer gab, etwa 100000 im ganzen. Wo sind die Frauen, die, mit Ausnahme von einigen wenigen, welche, wie Mme. Kowalewski, Rosa Bonheur, die Cattani, aus dem Meere der Mittelmäßigkeit emporragen, auf dem Gebiete der Malerei, der Medizin oder im Lehrfache neue Ideen gebracht oder große Erfindungen gemacht haben?"

Lombroso findet den Grund für den Mangel an Genialität bei den Frauen darin, daß bei allen Wirbeltieren das Weibchen in Bezug auf Intelligenz dem Männchen untergeordnet ist. Bei den Singvögeln ist der Gesang ein Privilegium der Männchen. Darwin hat beobachtet, daß bei den Affen die Männchen weit mehr entwickeltes musikalisches Gefühl besitzen als die Weibchen. Bei gewissen Insekten, wie beispielsweise bei den Ameisen und Bienen, entwickelt sich die Superiorität des Weibchens gewissermaßen auf Unkosten des Geschlechtes; die Arbeitsbiene hört gewissermaßen auf, Weibchen zu bleiben. Einen anderen Grund sucht der italienische Naturforscher darin,

daß die Frauen ihrem Charakter und Wesen nach Feindinnen aller Neuerungen sind, während das Genie sich gerade in der Kraft des Erfindens bekundet. Die Frauen lieben das Neue nicht, sie halten noch geraume Zeit an den Gebräuchen fest, welche die Männer längst abgestreift haben. Schon Spencer hat bemerkt, daß die Frau höchst selten bestehende Dinge kritisiert. Endlich besitzt sie ein sehr ausgebildetes Nachahmungstalent. Dieses entwickelt sich aber bei einem Individuum nur auf Kosten seiner Originalität, welche eben das Wesen des Genies ausmacht. Es gehört also zum Lose der Frauen, weniger feine Sinne und einen weniger lebhaften Verstand zu besitzen.

Lombroso sträubt sich allerdings nicht gegen das Zugeständnis, daß ausnahmsweise Genies unter den Frauen anzutreffen seien. Er erinnert an Mary Sommerville in Bezug auf die Naturwissenschaften, an George Elliot, George Sand, Frau von Staël hinsichtlich der schönen Litteratur und an Rosa Bonheur und die Lebrun in Bezug auf die Kunst. Es sei mir gestattet, die Zahl dieser Ausnahmen um eine, die geniale Mathematikerin Sophie Germain, zu bereichern, welche in der Konzentrierung ihrer Gedanken auf die Gegenstände der Geisteswelt so weit ging, daß sie die Objekte der wirklichen Welt ganz aus den Augen verlor. Diese Geistesheldin, welche die Behauptung, man habe noch nie von Frauen gelesen, die gleich Sokrates stundenlang unbeweglich gestanden wären, um einen Gedankengang zu Ende zu führen, oder gleich Newton gehandelt hätten, der bei der Ausarbeitung der Philosophiae naturalis principia mathematica sich Tage hindurch nicht vom Schreibtische rührte, auf das Schlagendste widerlegt, verdient einer besonderen Betrachtung gewürdigt zu werden.

Lombroso steht indes auf dem Standpunkte, daß die erwähnten Ausnahmen die Regel bestätigen, sofern die Frauen, welche durch Genialität glänzen, mit gewissen organischen Anomalien behaftet und eigentlich Männer sind. Fast alle berühmten Schriftstellerinnen haben nach seiner Ansicht irgend einen starken männlichen Zug besessen und zwar nicht allein in ihren Werken, sondern auch in ihrer Physiognomie und in ihren Handlungen. Er führt aus der Zeit der Antike die argivische Dichterin Telesilla, die ihren Mitbürgern in die Schlacht vorangegangen, und Sappho an und läßt sodann einige Beispiele aus der neueren Litteratur folgen. Er äußert sich über dieselben wie folgt: „George Elliot hatte ein Männergesicht, einen enorm großen Kopf, wirres Haar, eine große Nase, dicke Lippen, einen ausgesprochenen Anflug von Bart und starke Backenknochen, im ganzen einen länglichen Pferdekopf; dabei war sie so furchtsam, daß sie sich des nachts ohne den mindesten Grund allerlei Schrecknisse einbildete. Die zärtliche Zuneigung, die sie ihrem ersten Gatten Lewis bewies, hinderte sie keineswegs, im Alter von sechzig Jahren einen ganz jungen Mann zu heiraten, und noch dazu

wenige Monate nach dem Tode ihres ersten Gemahls. — George Sand hatte eine Männerstimme und trug mit Vorliebe Männerkleider. Auch Frau von Staël hatte ein Männergesicht. Fast alle genialen Frauen in England und Amerika, die in den letzten Zeiten berühmt geworden sind, wiesen männliche Züge auf. Aus begreiflichen Gründen will ich den Gegenstand nicht weiter verfolgen. Ich füge nur noch hinzu, daß die meisten starke, fast männliche Kinnladen hatten. Dabei schrieben beinahe alle eine männliche Hand und litten an nervösen Anomalien."

Ich bin selbstverständlich nicht befugt, die genialen Frauen auf ihr männliches Wesen zu prüfen und zu beurteilen; ich möchte jedoch darauf hinweisen, daß hinwiederum geniale Männer immer viel vom Weibe, von dem Unerklärlichen, Unergründlichen, welches im Innern des Menschen die einzige Poesie des Daseins ausmacht, an sich haben. Kindlichkeit ist ein Merkmal, das genialen Naturen gemeinsam mit den Frauen innewohnt. Ich glaube auch in der Lage zu sein, das von Lombroso aufgestellte Prinzip und zum größten Teile auch dessen Begründung aus den Angeln heben zu können. Wenden wir uns zunächst der letzteren zu, so fällt es mir durchaus nicht ein, in Abrede zu stellen, daß die Frauen Neuerungen abhold sind. Dieser Vorwurf trifft jedoch nicht die Frauen allein, er trifft den größeren Teil der Menschen überhaupt. Die weitaus überwiegende Majorität der Menschheit liebt es aus Trägheit und Bequemlichkeit, in den althergebrachten, überkommenen, ausgetretenen Geleisen zu wandeln. Das Werk des Genies, welches neues schaffend aus dem Geschmacke seiner Zeit heraustritt, stößt, wie wir der Kulturgeschichte entnehmen, fast regelmäßig bei den Zeitgenossen auf Widerspruch und findet erst Anerkennung in der Zukunft. Nur in den seltensten Fällen wird einem Irdischen mit der Strahlenkrone der Genialität zugleich die Perle des Glückes verliehen. Die auserwähltesten Geister bewegen sich infolge ihres intuitiven, prophetischen Vorauseilens auf einsamer Höhe und vermögen nur langsam und allmählich die Menschheit zu sich heraufzuziehen. „When 'in disgrace with fortune and men's eyes, I all alone beweep my outcast state", seufzte Shakespeare in seinem Sonett-Tagebuche. Auf dem Markte weist man Perlen als Staubkörner zurück und kauft Hexengold als Geschmeide.

Wir müssen aber auch den Gedanken von uns weisen, daß Nachahmung Originalität ausschließt. Produktive Genies können sehr wohl in ganz reproduktiven Künsten zum Vorschein kommen. Der Schauspieler wiederholt im Spiele die Gedanken eines Fremden, der Virtuose spielt vielleicht nur die Kompositionen eines anderen, und doch kann es auch Genies unter den Schauspielern und Virtuosen geben; denn es giebt eine Art der Reproduktion, welche einer Neuschöpfung gleichkommt. Der geniale Schauspieler vertieft

sich dermaßen in den ganzen Geist des Stückes und der Rolle, welche er spielt, daß er eigentlich die Rolle erst zu dem macht, was sie ist. Schon mancher Dichter hat gestanden, daß er erst durch die geniale Leistung eines Schauspielers die Kraft seiner eigenen Schöpfung verstehen lernte.

Aber auch die von Lombroso angeführten statistischen Daten, auf Grund welcher er die Genialität der Frauen in Abrede stellt, berechtigen durchaus nicht zu diesem absprechenden Urteile. Die Emancipation der Frauen in wissenschaftlicher Beziehung ist füglich viel zu jungen Datums und sie hat bisher im ganzen und großen viel zu enge Kreise ergriffen, als daß sich auf Grund der bisher erzielten Ergebnisse ein endgültiges, apodiktisches Resultat feststellen ließe. Die Thatsache, daß das schwache Geschlecht für die Musik ein ungleich größeres Kontingent liefert als das starke Geschlecht, ist nicht sonderlich geeignet, in die Wagschale zu fallen. Die Musik ist im Grunde genommen die Metaphysik unter den Künsten; sie spricht das Höchste in Tönen aus, die der Sprache so nahe kommen und ihre Begrifflichkeit dennoch nicht erreichen. Wie fähig des Kunstgenusses muß das Gemüt sein, um diesen Sinn der Musik zu empfinden! Dem Zeitvertreibe jedoch dient sie bloß als ein angenehmes Geräusch, als ein Klingklang, welcher das Gedankenleben in bewußtlosen Schlummer singt. Dennoch wird die Pflege der Musik, gleichviel ob auch nur das Talent des Empfangens, geschweige denn das Talent der Ausübung vorhanden sei, zur Bildung gerechnet und allgemein in die Erziehung mit aufgenommen. Man schlägt dadurch das Leben minutenweise tot. Durch Kunst die Zeit zu töten, heißt indes, sie zu Tote martern. Da sich aber nun einmal mit dem Begriffe der Kunst etwas Höheres verbindet, eine Erhebung des ganzen Menschen, so wird nicht weiter darnach gefragt, ob einem Menschen auch von Natur aus die Flügel zur Erhebung gewachsen sind.

Was aber die übrigen freien Künste betrifft, so braucht die schöpferische Phantasie Stoffzufuhr aus dem Leben, sie vermag nicht ihre wunderbaren Fäden aus dem eigenen Leibe zu ziehen, wie die Spinnen die Seidenfäden ihres Netzes. Die schöpferische Phantasie des Genies ist somit in gewisser Hinsicht wiederholend, sie wiederholt die Elemente des Wahrgenommenen und Erlebten, ihre Neuschöpfung besteht nur in der ideellen eigentümlichen Zusammensetzung und Umrahmung dieser Elemente. Sie leitet alle vorhandenen Bäche in eine Fontäne, welche sie in strahlender Kraft gen Himmel schleudert. „Das größte Genie," sagte einmal Goethe auf Veranlassung einiger französischer Journalisten, „wird niemals etwas wert sein, wenn es sich auf seine eigenen Hilfsmittel beschränken will. Was ist denn Genie anders als die Fähigkeit, alles, was uns berührt, zu ergreifen und zu verwenden; allen Stoff, der sich darbietet, zu ordnen und

zu beleben; hier Marmor und dort Erz zu nehmen und daraus ein dauerndes Monument zu bauen? . . . Was wäre ich, was würde von mir übrig bleiben, wenn diese Art der Aneignung die Genialität gefährden sollte? Was habe ich gethan? — Ich habe alles, was ich gesehen, gehört, beobachtet habe, gesammelt und verwendet; ich habe die Werke der Natur und der Menschen in Anspruch genommen. Jede meiner Schriften ist mir von tausend Personen, von tausend verschiedenen Dingen zugeführt worden; der Gelehrte und der Unwissende, der Weise und der Thor, Kindheit und Alter haben dazu beigetragen. Größtenteils ohne es zu ahnen, brachten sie mir die Gabe ihrer Gedanken, ihrer Fähigkeiten, ihrer Erfahrungen; oft haben sie das Korn gesät, das ich erntete. Mein Werk ist die Vereinigung von Wesen, die aus dem Gange der Natur entnommen sind. Dies führt den Namen „Goethe" . . . . Abgeschmackte Menschen! Ihr macht es, wie gewisse Philosophen unter meinen Landsleuten, die sich einbilden, wenn sie sich dreißig Jahre in ihre Studierzimmer einschlössen, oder sich lediglich damit beschäftigten, die Ideen, welche sie aus ihrem eigenen armen Gehirn herausziehen, zu sieben und zu beuteln, so würden sie einen unerschöpflichen Quell von Originalität erlangen! Wißt ihr, was dabei herauskommt? — Wolken, nichts als Wolken!" Ebenso hat Walter Scott in Betreff der Charaktere seiner Romane wiederholt bemerkt, es sei auch nicht ein Zug in irgend einem derselben, der ihm nicht aus der Erfahrung, aus Lebensanschauungen zugewachsen sei. In dem zeitweise mit durchlebten wüsten Wirtshausleben suchten Shakespeare und Fielding gewiß nicht die rohe Unterhaltung, sondern Menschen und Menschenleben, die sie zu ihren Dichtungen brauchten. Bei aller Anerkennung der Emancipationsberechtigung des schwachen Geschlechtes ist nun aber die soziale Stellung der Frauen noch immer keine solche, daß sie in den Stand gesetzt wären, sich aus eigener, unmittelbarer Anschauung einen reichen Schatz von Erfahrungen aufzustapeln und eine erschöpfende Kenntnis von des Lebens grünem Baum zu erringen.

Lombroso findet ferner mit Ferri, daß die Mutterschaft bei der Frau alle übrige Thätigkeit absorbiert, und er fügt hinzu: „Und wenn man ernstlich an die moralische und physische Größe dieses Aktes denkt, an das seelische und organische Opfer, das den Frauen auferlegt ist, wird man einsehen und zugeben müssen, daß die Mutterschaft die Grundlage für die Gestaltung des Weibes in psycho-physiologischer Hinsicht bildet, wofür auch die anatomische Beschaffenheit in gewisser Beziehung spricht. Eben die Mutterschaft ist es, in welcher der Grund für die geringere geistige Regsamkeit der Frauen zu suchen ist. Denn ihrem Organismus, der so viel an Lebenskraft für die Fortpflanzung des Menschengeschlechts opfern und aufwenden

muß, bleibt nicht genug, um sie den Grad der Entwicklung an Nerven und Muskeln erreichen zu lassen, welche die geistige und körperliche Überlegenheit des Mannes mit sich bringt." Ist aber Maria Theresia trotz ihrer innigen Gefühle für den Gatten und die Kinder von dem Weltgerichte der Weltgeschichte nicht würdig befunden worden, mit dem Namen der großen Kaiserin gekrönt zu werden? Ruft nicht die Regierungskunst der mit zärtlicher Liebe an ihren Kindern hängenden gegenwärtigen Königin-Regentin Christine von Spanien, welche sogar den Republikanern unter Emilio Castelars Führung Bewunderung einflößte und ihre Bestrebungen zum Schweigen brachte, gerechtes Erstaunen hervor? War Mary Sommerville nicht eine musterhafte Frau und Mutter? Sind den weiblichen Genies, welche sich auf mannigfachen Gebieten der reproduzierenden Kunst hervorgethan haben und hervorthun, die Schwingen durch die Mutterschaft gestutzt worden?

Es darf überdies nicht außer acht gelassen werden, daß es auch Genies des Umgangs, der Gesellschaft giebt. Und daß die Frauen kein geringes Kontingent zu denselben stellen, ist über jeden Zweifel erhaben. So war, um nur einige Beispiele hiefür anzuführen, Rahel ein Umgangsgenie; ihre geistvollen Briefe beweisen es noch heute. Sarah Austin, die Gattin und Mitarbeiterin des großen englischen Rechtsgelehrten John Austin, welche außerdem neben dem mit ihr gleichaltrigen Carlyle als eine Art Vice-Statthalterin Goethes in England waltete, fand sich in Deutschland, wo sie an der Seite ihres ausgezeichneten Gatten wiederholt an den Stätten der Gelehrsamkeit, wie in Berlin und Bonn, zu weilen pflegte, von den edelsten Geistern, wie den Brüdern Humboldt, Ranke, Savigny, Schleiermacher, Niebuhr, Bunsen, den Brüdern Grimm, Ottilie Goethe, Bettina von Arnim und Fanny Lewald, umgeben, und sie ward von ihnen als die Muse Englands verehrt. Es gab auch kaum einen deutschen Dichter oder Denker von Ruf in den ersten Jahrzehnten nach Goethes Tod, zu welchem sie nicht briefliche Beziehungen unterhalten hätte. Drüben in ihrer Heimat hinwiederum schöpften Männer, wie John Stuart Mill, Macaulay, Carlyle, George Grote u. a., gerne aus dem unverwüstlichen Born ihrer klugen Gespräche. Und muß die Gattin des verhältnismäßig kleinen Sohnes des unendlich großen Vaters, muß Ottilie v. Goethe kein Umgangsgenie gewesen sein, wenn sie dem souveränen Geiste ihres Schwiegervaters ein entzückendes Rätsel war und beide miteinander ein gemeinschaftliches Seelenleben führten?



Von der tschechischen „Moderne".

Nach dem Tschechischen des J. V. Hauerland.

(Ungarisch-Brod.)

Länger als ein Vierteljahr wütet in den Spalten der litterarischen, politischen, ja sogar der humoristischen Blätter der Tschechen ein Kampf, benannt „litterarische Revolution", der Kampf der Alten gegen die Jungen, oder deutlicher: der Kampf der „Národní Listy", des „Hlas Národa" und des „Čech" gegen Masaryk. Die an diesem Kampfe beteiligten Personen sind: Machar, Vrchlický, Schulz, die Krásnohorská und Vouška. Die Ursache des Kampfes: Machars Kritik (eigentlich die rauhe Form dieser Kritik) über den Dichter Hálek in der Monatsrevue „Naše Doba" (Nr. 1, Jahrg. II).

Zur Beleuchtung der Situation will ich nur ganz knapp einen kurzen Inhalt dieser kritischen Studie geben, damit man urteilen könne, wie hinterlistig Machar wegen seiner Arbeit angefallen wurde, mit welchem Unrecht Andere, Unschuldige in den Kampf gezogen wurden, wie bei den Tschechen mit Absicht gegen die Freiheit des Geistes und gegen Andersmeinende gekämpft wird, wie geflissentlich Begriffe und unterschiedliche Tendenzen durcheinander gemengt werden, um so nur noch mehr verundeutlicht zu werden.

Machar suchte in seinem Essay die Bedeutung Háleks darin, 1) was Hálek wesentlich eigentümlich ist, d. h. worin er sich als selbstschöpferische Individualität zeigt, 2) wodurch er sich als spezifisch tschechischer Dichter offenbart, und 3) unter welchen Umständen er sich auf den Gipfel seines Ruhmes aufgeschwungen.

Die Summe seiner Untersuchungen, die ruhig, besonnen, objektiv, wissenschaftlich niedergeschrieben sind, der Form nach aber scharf und schroff klingen, bringt Machar in den letzten drei Abschnitten, um derentwillen er mit soviel Kot beworfen ward. Ich citiere:

Hálek war ein Talent zweiten Ranges. Die Öde, welche bei seinem Auftreten in der Litteratur herrschte, Freunde, von seiner liebenswürdigen persönlichen Erscheinung verblendet, der Mangel einer ehrlichen Kritik zur rechten Zeit, Beweihräucherung infolge der Popularität, die er sich durch Liebesverschen erworben — stellten ihn auf einen Platz, dem seine Kräfte nicht entsprachen, dem er nicht gewachsen war. Und durch all das gedrängt, so auf sich vertrauend, wie seine Umgebung an ihn glaubte, jagte Hálek in schwärmerischem Fluge Höhen zu, die er niemals erfliegen konnte.

„Der Mangel an Selbstkritik hatte seinen Grund in Háleks geringer Belesenheit und in seinem starken Glauben an sich selbst. „Was nicht in mir ist, werde ich anderswo nicht finden," pflegte er zu sagen. Er glaubte theoretisch an eine einzige Quelle der Poesie, die eigene Seele, in praxi aber stand er sein ganzes Leben hindurch unter dem Einflusse der wenigen Autoren, welche er zur Studienzeit gelesen.

„Seine eigentliche Poesie ist ein Waldbrünnlein: rein, durchsichtig bis zum Grunde und frisch. Hálek hat keine heimlichen Tiefen. Er hat keinen einzigen Vers, welcher der Seele des Lesers eine Perspektive eröffnen würde; er hat nicht einen einzigen Ton, der ein längeres Echo wecken oder die Seele zu harmonischem Mitklingen anregen könnte. Bei ihm findet man zwischen den Zeilen rein gar nichts. Er sagte nur das, was er niederschrieb. Man vergleiche ihn mit Neruda. In 20 Jahren wird man bei Hálek nicht mehr finden als heute — falls ihn überhaupt noch jemand lesen

wird —, in 20 Jahren aber wird erst erkannt werden, wie Nerudas Erscheinung, trotz aller heutigen Lobpreisungen und teeren Hymnen, unterschätzt ward. Die Höhe der Bergriesen ist nur aus der Ferne zu beurteilen, in dieser Ferne aber verschwinden die kleinen Hügel gänzlich. Hálek hatte Bedeutung und paßte für die Zeit, in der er lebte, Neruda gehört der Zukunft."

Schließlich wirft Machar dem Professor Schulz schlechtweg vor, wie mangelhaft und nachlässig er seinerzeit die Herausgabe der gesammelten Schriften Háleks betrieben, und äußert den frommen Wunsch, man möge mit Nerudas gesammelten Schriften anders verfahren. — Auf diese kritische Studie Machars antworteten fast gleichzeitig: Vrchlický im „Hlas Národa", Schulz in den „Národní Listy" und die Krásnohorská in der „Osvěta." Niemand aber konnte gegen die Auseinandersetzungen Machars auch nur im Entferntesten etwas Giltiges, etwas Positives vorbringen; vollends Vrchlický erkennt selbst an, daß alle Atten das längst wüßten, er thut sehr sentimental, weist auf die Solidarität der Geister hin und appelliert an das Gefühl.

Wie schlau und listig! Auf diese Weise gewinnt man das Publikum am leichtesten, durch den Hinweis auf das Gefühl läßt es sich zu allem verführen und hinreißen. Die Tschechen sind überhaupt bei allen ihren langjährigen Kämpfen immerfort gleich empfindsam. Das ist die Saite, auf welcher man bei ihnen zuallererst spielt, die beständig tönt, bald höher, bald tiefer. Solange sie klingt, die Liebe entflammt und Begeisterung weckt, ists ja noch gut; aber sowie sie verstummt, tritt Erschlaffung und Gleichgiltigkeit ein. Deshalb findet sich bei den Tschechen nirgends ein beharrlicher einheitlicher Fortschritt in der Arbeit, nirgends ein intensiveres Streben, zum Ziele zu gelangen. In ihrer Sentimentalität lamentieren sie unaufhörlich, weisen sie konstant auf ihre Vergangenheit hin, und die Gegenwart, geschweige denn die Zukunft, will nicht besser werden. Es war endlich Zeit, die gethane Arbeit abzuschätzen und neue Mittel zu wählen, durch dieselben das tschechische Leben zu neuer Arbeit, zu neuen Aufgaben zu reinigen, mit einem Worte, im Geiste der Gegenwart zu leben, im Geiste der — Moderne. An diese Riesenarbeit wagte sich niemand, man hatte Furcht vor ihr. Daher dieser Zorn, diese Feindseligkeit, als die junge Künstler- und Kritiker-Generation mit dem bisherigen Besitzstand des heimatlichen Schrifttums zu rechnen begann, als die Zeit der Analyse und eine würdige Schätzung des Verstandes kam. — Am stärksten entrüstete sich Schulz, dem bislang niemand die Wahrheit so ins Gesicht zu sagen gewagt hatte. Wie sonderbar war aber auch sein Verhalten! Als Redakteur der „Zlatá Praha" nahm er in den letzten Jahren Gedichte von Machar auf, als alter „Idealist" läßt er doch in seiner Zeitschrift über Nietzsches Philosophie abhandeln, bringt dessen Aphorismen, Studien von Brandes, druckt realistische Arbeiten von Jirmář ab. . . . .

Also von drei Seiten brach gegen Machar der Sturm los. Des Gegenstandes bemächtigten sich nun auch alle größeren Blätter. Das Publikum, welches die Spalten der Zeitschriften bloß überfliegt, schauderte, bekreuzte sich wohl auch und schimpfte weidlich auf Machar (und auf die bekannten und unbekannten Jungen), den und die es bisher kaum dem Namen nach gekannt, kaufte sich vielleicht sogar Machars letzte Sammlung, und er wurde zum Blitzableiter der ganzen tschechischen Moderne gemacht. Er büßte für alle, die sich mehr oder weniger zur Moderne bekennen, über die Vrchlický, Schulz, die Krásnohorská, Zákrejs, Vilímek und Grégr schon längst ergrimmt waren. —

Während anderswo litterarische Streitfragen ruhig und durch sachliche Diskussionen in litterarischen Blättern ausgetragen werden, wurde Machars kritische Studie

nahezu zu einer Existenzfrage der tschechischen Nation. Und auf daß auch bei einer so ernsten Sache ein wenig Komödie nicht fehle, mußten auch die humoristischen Blätter aushelfen. Mehr aber konnten sich alle diese „Verteidiger des nationalen Besitztums“ schon nicht blamieren als dadurch, daß öffentlich (im klerikalen „Čech“) „S. E. der Herr Statthalter von Böhmen“ aufgefordert wurde, in die tschechische Litteratur mit passenden energischen Vorkehrungen einzugreifen (vielleicht mit einem „Ausnahmszustand“?), damit dieser „zersetzende“ Realismus nicht unterstützt und verbreitet werde, der sich nicht nur schroff gegen die katholische Religion wende, sondern auch dem tschechischen Vaterlande sowie dem ganzen Reiche die verderbliche Richtung der „Fortschrittler“ auferzogen hätte. . .

Heute, wo denn doch schon eine gewisse Besonnenheit platzgegriffen hat, ist es jedem offenbar, daß Machars Abhandlung mißbraucht wurde, um indirekt den Redakteur der „Naše Doba“, Masaryk, anzugreifen, den Vater der Realisten, Kritiker, Fortschrittler, Dekadenten und aller seiner Kinder, die ihm ehelich oder unehelich zugeschrieben werden, und die seit den achtziger Jahren im tschechischen Schrifttum immer mehr und mehr die Oberhand gewinnen. — — —

Die tschechische Moderne ist nicht etwa vor einem Vierteljahr emporgeschossen. Schon seit den achtziger Jahren werden die nationalen Schmerzen bloßgelegt, strebt man nach Selbsterkenntnis, ist man abgefallen von schwärmerischen und trügerischen Illusionen. Daraus erwuchs ein realer Blick auf das nationale Leben und ein Wirken für positivere Ziele. Dazu die pfauenhafte Aufgeblasenheit Riegers, der Sieg der Jungtschechen, die Mißerfolge in Wien, der kompromittierte und blamierte Grégr, das Entstehen der Gruppe der Realisten, die soziale und fortschrittliche Bewegung in der jungen Generation — die endlichen Ergebnisse: Umkehr in der Lyrik, im Roman, im Drama, und eine neue Kritiker-Schule.

Der eigentliche Repräsentant dieses kritischen Bestrebens ist Masaryk, der auf diesem Felde die Jugend am stärksten beeinflußt hat. Er umgab sich mit einem Kreise realistischer Gelehrter, und nun wurde mit kritischem Auge und mit dem Seziermesser in Wissenschaft und Politik gearbeitet. Die erste Frucht dieser kritischen Thätigkeit war der Kampf um die Echtheit der Königinhofer und Grünberger Handschrift, ein Angriff auf die alte nationale Ideologie, die auf einer ungesunden Historik gegründet war. Indem Masaryk auf die Quellen der positiven westeuropäischen Philosophie hinwies, inspirierte er auf diese Weise auch die neue litterarische „Schule“, welche heute in der Modernität die übrigen Litteraturen weit übertrifft. Zwischen ihr und der alten dogmatisierenden, patriotisierenden, ästhetisierenden Kritik gähnt ein tiefer Abgrund. Sie ist äußerst subtil und raffiniert. Durch ihren Gedankenkreis erweitert sie in bedeutendem Maße den tschechischen Erkenntnishorizont, und die Litteratur wird ihr für manchen nützlichen Antrieb und für manche Direktive verbunden bleiben. Die scharfsinnigsten Talente sind: G. Karásek, F. K. Krejči, E. Procházka, Šalda, J. Vodák. Ihre Organe sind die fortschrittlichen „Rozhledy“, „Literární Listy“, „Niva“ und „Moderní Revue“. Reich belesen und ihren Gegenstand vollständig beherrschend führen sie in allen Fächern eine rücksichtslose, aber ausgezeichnete Kritik durch.

Gleichzeitig mit ihnen wuchs auch die jüngste Dichter- und Schriftsteller-Generation heran: E. Ritter zu Čenkov, A. Klášterský, J. S. Machar, A. Sova; O. Auředníček, O. Březina; K. Červinka, R. Jesenská, G. Karásek, J. Kvapil.

Ihre Gedichte finden wir in der „Niva“, „Vesna“ und auch in den „Květy“. Und wie bei Vrchlický anfangs der Einfluß Hugos zu bemerken war, so ist bei

allen der Einfluß der mystisch-symbolistischen Poesie der jungen und jüngsten Franzosen (vor allen Verlaines) unverkennbar. Man würde bei ihnen vergeblich nach dem optimistischen Enthusiasmus früherer „Wecker der Nation“ suchen. Sie schauen durch schwarze Gläser in die Welt hinaus; sie sind also mehr oder weniger Pessimisten, Skeptiker, aber deshalb denken und empfinden sie nicht etwa weniger tschechisch. Sie sind alle offene oder heimliche Dekadenten und Symbolisten. Alle zeichnen sich durch die höchste bisher in der tschechischen Litteratur bekannte Raffiniertheit der Form aus, in pathologischer Überreizung und in der Analyse psychologischer Zustände sich gefallend. Sie neigen sich dem Naturalismus zu, dem russischen mehr als dem französischen, da der erstere dem slavischen Charakter näher liegt als der französische. — Um das moderne Gepräge der tschechischen Litteratur haben sich die Übersetzer fremder Autoren (Björnsons, Drapers, Flauberts, Goncourts, Hauptmanns, Kiellands, Tolstois u. v. a.) sehr verdient gemacht, von denen die brennendsten Fragen der Gegenwart behandelt werden.

Unter den lyrischen Dichtern steht am höchsten J. S. Machar. Sein Hervortreten im Jahre 1887 mit „Confiteor“ war für die tschechische Poesie das Zeichen zu einer neuen Wendung. Seine Gedichte sind skeptisch, wiewohl rauh, so doch aufrichtig, zum Schlusse ein wenig satyrisch. Das Buch verursachte einen so mächtigen Aufruhr, daß man sich, ähnlich wie heute, vergeblich bemühte, für Machar einen genug bezeichnenden Schmähnamen zu ersinnen. Nach zwei Jahren erinnert er an sein erstes Auftreten mit folgenden Strophen:

Sie haben meine Stirn mit Kot beworfen,
Die Ehre mir getreten in den Staub,
Bin ärger denn ein Mörder nun verworfen
Mein Name ward des Prangers schnöder Raub —

Erinnerungen, mir so wert und teuer,
Und alles Heil'ge, das in ihnen wohnt:
Hohnlachend rissen diese Ungeheuer
In Fetzen es, und haben nichts geschont —

Sie haben alle Wunden aufgerissen
Und boshaft mir geträufelt Gift hinein,
Verflucht sie alle jene Weiber hießen,
Die je erheitert mir mein traurig Sein —

Gedanken, die in meinem Hirn gegohren,
Bekrochen geifernd sie gleich Schnecken mir,
Und über meinen Ruhm, noch ungeboren,
Riefen ihr „Anathema“ sie voll Gier —

Warum? Weil der Gefühle Wellenschlagen,
Wie sie mir brodeln in der Brust, ich wies,
Die Hunderte von Heuchlern in sich tragen,
Die Lippe aber nie verraten ließ;

Weil stürmisch ich getrunken, orgiendüster,
Aus vollem Kelch des Lebens allezeit —
Es schwelgen Hunderttausende noch wüster,
Doch stillversteckt, in tiefer Heimlichkeit;

Weil ich, ein zwergenhaftes Glied der Menschheit,
Ein winziges Atom, schon nah' dem Grab,
Doch meine Zeit beurteilt und die Menschheit,
Und beide still bei mir verurteilt hab'.

Seine Ansichten und Ideen vom öffentlichen Leben und von der Politik brachte er zum mächtigsten Ausdruck in der Sammlung „Tristium Vindobona“. Aus diesen Versen stammt nicht nur der Zorn des modernen Tschechen, sondern Machar legt in ihnen auch seine Beichte nieder. Er hat für die Tagesfragen das tiefste und aufrichtigste Gefühl, das im heimatlichen Boden wurzelt. —

Eine andere Gruppe pflegt einen maßvollen tschechischen Realismus. Hierher gehören: K. Čapka, M. Havla (Pseudonym), J. Herden, J. Hermann, V. Hlabik, G. Jaroš, K. Klostermann, J. Merhaut, die Brüder A. und V. Mrštik, K. Rais, F. X. Svoboda, R. Svobodová, M. A. Šimáček, F. K. Šlejhar. Diese Gruppe ist auf dem besten Wege, den tschechischen Gesellschaftsroman zu schaffen. Auf Charakterzeichnung bedacht, lassen sie sich nicht allzutief in Lebensprobleme und in feinere psychologische Analyse ein, sondern sich an das reale Leben anlehnend begnügen sie sich lieber mit der richtigen Schilderung des täglichen Lebens. Ja, auf Grund ihrer Arbeiten kann uns einmal der moderne tschechische Roman der Gegenwart erstehen. —

Ärmlich fällt die Bilanz im Drama aus. Das tschechische Drama harrt bislang seines Shakespeare. — Der Übergang vom alten Drama, welches auf der historischen Tragödie der Franzosen beruht, wurde vollzogen durch F. L. Stroupežnický. Die neuere Produktion auf diesem Gebiete knüpft sich an die Namen: F. X. Svoboda, M. A. Šimáček, G. Preiß, und an die der Brüder Mrštik. —

Der Streit der Alten mit den Jungen ist heute in solchem Maße entbrannt, daß er sogar auch das bisher einige Lager der Klerikalen spaltet, denn die Tschechen haben heute auch eine — katholische Moderne! Ihr erstes Manifest ist die Kundmachung des Benediktiners Sigm. Bouška in der „Niva“, einem Organ der Jungen. (Die tschechischen Klerikalen geben zwei Revuen heraus: die „Vlast'“ und die wertvollere „Literární Hlidka“. In der „Vlast'“ handhabt die gewisse unverfälschte Kritik ein Herr Joh. Veselý, von dem Bouška in Nr. 2 der „Niva“ interessante und für die litterarischen Verhältnisse der Tschechen charakteristische Enthüllungen bietet. Die beste kritische Kraft der „Literární Hlidka“ ist Bouška, ein hervorragender Kenner der südlichen katholischen Poesieen, hauptsächlich der provençalischen und catalonischen.)

Bouška spricht also in der „Niva“ für die junge Geistlichkeit, und zwar deshalb in dieser Zeitschrift, um der „Literární Hlidka“ keine Unannehmlichkeiten zu bereiten. Er schrieb nämlich vor kurzem von Karásek, es sei das ein beachtenswertes Talent, wodurch er Vrchlický wie auch Herrn Veselý erzürnte. Bouška sagt dort zum Schlusse: „Bezüglich Karáseks habe ich konstatiert, daß er ein großes Talent ist, welches sich jedoch bislang von französischen und belgischen Einflüssen noch nicht freigemacht hat; persönlich sympathisch war er mir wegen seiner Kenntnis der katholischen mystischen Poesie, die der katholischen „Vlast'“, obgleich sie auf den Katholicismus ein Monopol zu haben scheint, bisher ein spanisches Dorf ist. Wenn ich mich in irgend einem katholischen Blatte verteidigen wollte, so würde man mir — ich weiß es erfahrungsgemäß — nicht einmal die reinste Wahrheit abdrucken! Ich bin ein katholischer Priester und Benediktiner, aber ich meine, daß ich durch fleißige Arbeit, Studium und Liebe zu allem nach dem Vorbilde des Erlösers mehr wirken werde, als durch hochmütige Ignoranz und Fanatismus!“

Da haben wir wieder eine mehr als deutliche Sprache der Jungen gegen die Älteren! Daraus ist zu ersehen, daß die Jungen, wenngleich verschiedenen Tendenzen huldigend, doch in einem einig sind: im Kampfe der Wahrheit gegen die Lüge und

gegen die Autoritäten. Ja, solcher Art war dieser ganze jüngste Kampf, ein Kampf gegen die lügnerische Autorität. Die Jungen sind gegen einander sehr streng und spüren ihrer Thätigkeit bis in die äußersten Details nach. Der Freund sagt dem Freunde vielerlei, offen und wahrhaft. Wenn sie auch verschiedene Wege gehen, wenngleich sie in vielem unterschiedliche und widersprechende Anschauungen haben, so erbosen sie sich doch nicht gegeneinander, weil sich jeder dessen bewußt ist, daß er selbst allein für sein Werk verantwortlich ist. Die Jungen haben den Kampf nicht begonnen und lebten in aller Eintracht mit den Älteren, deren Arbeit voll und ganz würdigend. So zum Beispiel haben Karásek wie Machar Festsonette auf Vrchlický geschrieben, Karásek schrieb ein freudiges Referat über die „Rosae mysticae“ und ein liebevolles über die „Nové barevné střepy“ („Neue farbige Scherben“) Vrchlickýs, auch veröffentlichten die Jungen Beiträge in den Blättern der Älteren.

Der Kampf wurde von den Alten überflüssigerweise und mit Fleiß inszeniert. Die Herren der alten Generation wußten, daß Hálek überschätzt wurde, daß er keineswegs der Riesengeist ist, zu dem er gemacht ward. Sie behielten aber die erkannte Wahrheit für sich, ließen in Schulen wie in Poetiken die Lüge über ihn unter den jungen Nachwuchs weitersäen, und da nun die Jungen zu einer anderen Erkenntnis gelangt sind, verlangen die Alten von ihnen, auch zu schweigen, auch zu — lügen. Und gerade gegen diese unehrliche Zweideutigkeit wird der ganze Kampf geführt. Die muß ein- für allemal niedergeworfen und beseitigt werden. Heute gelten Autoritäten an sich nicht mehr . . .

Die Jungen fragen stets gleich, worauf sich die Autorität, wessen immer, gründet. Thätigkeit, Wirkung, Arbeit wollen sie sehen und erkennen, und die allein ist ihnen entscheidend. Sie bringen es schon nicht mehr zuwege, blind und stumm irgend eine Autorität anzuerkennen; sie achten, schätzen und anerkennen ausschließlich nur die Arbeit, und nach ihr bestimmen sie den Wert eines Menschen. Und wenn diese Arbeit noch so umfassend, wenn sie unter welchen Umständen immer entstanden wäre, stets bedingen sie sich das Recht ihrer Analyse und ihrer Beurteilung aus. Sie wollen: immer das Werk ihrer Vorgänge durchleben und ausleben, um auf ihm weiterzubauen. Und gerade darin liegt die Tragödie des Streites: daß nämlich die Schriftsteller, die eine Arbeit hinter sich haben, (die übrigens nicht bloß ihr Verdienst, sondern auch ihre — Pflicht ist) für welche sie auch hatten kämpfen müssen, als sie an die Stelle anderer traten, daß diese Schriftsteller nun gegen die Jungen auftreten, um deren weitere freie Entwickelung, also auch die der Litteratur überhaupt, zu hemmen. Da gilt desto mehr das Axiom „Stillstand ist Rückgang“! —

Die Arbeit, die jemand geleistet, bleibt bestehen, die vernichtet niemand und niemals. Aber der falsche Nimbus verlischt, und in seiner nackten Schönheit erstrahlt wie Großes und Nützliches jemand geschaffen. So wie es heute den Alten geschieht, wird es in einer Reihe von Jahren auch den allerjüngsten ergehen, und auch nach diesen werden andere kommen, und strenge, unerbittlich werden sie mit ihnen abrechnen, vielleicht noch strenger und unerbittlicher als die jetzigen Jungen mit ihren Vorgängern. Aber dieses Urteil der Zukunft fürchten die Jungen auch nicht im mindesten; wissen sie doch, daß dies unabwendbar und notwendig ist für eine glückliche, gedeihliche Entwicklung und für das Emporblühen neuer Geschlechter!

Deutsch von Eugen A. E. Prock.



Wiener Ketzerbrief.

III.

Von Anton Lindner.

(Wien.)

Der Franke in Wien. — Nur keine Mummelgreise! — Die ehrbarsten Absichten. — Dicke Mütter und dünne Töchter. — Die Diogeneslaterne im Café Griensteidl. — Pst, . . der „Anständige“ kommt! — Neue Pfade auf dem Pflaster der Kaiserstadt. — Neue Nuancen, Noten und Töne. — Die Stirnlocke. — Sie kriechen aus den Eiern! — Die Allzuheimlichen. — Die Nährväter. — Kein wohlgelaunter Frack! — Spulwürmchen, Pfauenfedern und Rattenschwänze. — „Persönlichkeit“ auf chemischem Wege. — Kam, sah, siegte nicht. — „Ach, Michael Georg!“ — Das Ellenmaß in den Backentaschen. — Altfränkische Leberknödel. — Der Hanslick grunzt den Wagner an. — Das Mandrillgesicht. — Jeder Zoll ein Trottel! — Die Revolution im Münchener Farbentopfe. — Der dankbare Cäsar. — Ein Hochtourist und die Große Güldene Medaille. — Mehr als die blutigen Schwerter der Hohenzollern! — Die Krämerwage. — Das Palmaillestübchen. — Die Sancta Divitiarum Majestas und die „glorreiche“ Kanaille. — Märchenprinzeß und Affe. — Das große Wurzelfressen hinter den Düngerwällen. — Hurrah, der Tod schlägt die Brücke! — Ein weiches Wort. — Das Evangelium vom Riesenschlußpunkte. — Most und Löwenklaue. — Die Seele der Schaubudenfrequenz und die Psychologie der litterarischen Erfolge. — So wird man „beliebter Dramatiker“! — Frau Doktor Paschkis und der Kampf um das sorgenvolle Dasein. — Das potenzierte Lebensgefühl. — Nur mitschimpfen, meine Herren! — Ein nacktes Fräulein im Mondlicht. — Ein Droschkengaul im Würstlstadium. — Das α und ω einer guten Erziehung. — Die Tomatenjungfrau. — Ein Lachkabinett. — Ein ruchbares Defizit. — Das Kunstmütterchen von Österreich. — Der Kommodengeruch des Vormärz. — Die Akademie-Professoren. — Eiergelber Atlas und Gummischuhe. — Der Landsturm von Krähwinkel. — „Das ist ja unsere liebe alte Frau Kunst!“

Als Priester der Moderne, für die er Jahrzehnte lang gekämpft, unermüdlich, und mit dem zwingenden Zauber seiner reinen Persönlichkeit, kam der Franke M. G. Conrad nach Wien. Sie haben eine Gesellschaft gegründet, die lieben Wiener, und man hat sie schon lange gefragt, warum sie denn noch immer keinen „anständigen“ Verein hätten, da sie doch die geborenen Vereinsmeier sind, und weil doch an allen Ecken und Enden ihrer seltsamen Stadt lange schon die neuen Vereine auftauchen, rasch wie regentrunkene Pilze, und plötzlich wie die Dienstmänner, — nämlich ohne daß man sie eigentlich gerufen hätte. Auch, daß sie einem dringend fühlbar gewordenen Bedürfnisse der Zeit oder auch nur des Tages entsprechen, könne man nicht einsehen. Um so trauriger wäre es, daß der „Anständige“ noch immer nicht gekommen; und das sei wieder so wie bei den Dienstmännern: wenn man sie braucht und winkt und flucht und mit den Gliedern schlottert, weil man nervös wird, weil man sie nötig hat, und weil sie ein Bedürfnis der Stunde geworden, dann kämen sie gerade nicht. Unter dem „anständigen“ aber verstehe man den litterarischen oder, nebuloser gesprochen, den „eigentlich-litterarischen“: das sei der litterarisch-künstlerische Verein mit der modernen, freibühnlichen Farbe, ohne Mummelgreise, ohne Biernäpfe, aber doch mit einem Quentchen Talent und mit recht viel „echtem“ Streben, das den Künstler vom Amateur-Photographen unterscheide. Jedenfalls aber — jedenfalls! — ohne die dicken Mütter mit den dünnen Töchtern und mit den vielen Brillanten. Man wisse schon: die dicken Mütter mit den dünnen Töchtern! Denn die taugen doch nicht in die Kunst hinein und in moderne Séancen, in die nur der reine, heilige Eifer als würdigstes Entréebillet führen solle. Führen könne, dürfe, müsse und solle. So schließe man sie also thunlichst aus. Denn wie, wenn Die gerade zwischen Liliencrons „Kleiner Ballade“ und dem zweiten Akte der „Weber“ die — ehr-

barsten Absichten bekämen! Das sei zu verhindern, thunlichst zu verhindern. So viel stand also fest: der „Anständige“ müßte aus der offiziellen Heiratsbureau-Sphäre herausgerückt werden, in eine minder rentable, stickstofffreiere Luft, die jede noch so geflissentlich ehrbare Annäherung problematisch macht. Auch der Saal würde sich leicht finden lassen, meinte man. Die nötige Gasbeleuchtung nicht minder. Wohl auch Recitatoren, Kulissen, Komödianten, Aktionäre, Gongschläger, Tenoristen, Jobber, Prestidigitateure, Tanzarrangeure und Lorbeerkränze. Nur wisse man nicht, wo Dichter hernehmen, moderne Dichter? Man brauche nämlich in einem Litteratur-Verein — so sonderbar es auch klingen mag — „unbedingt“ Dichter. Und wo man die suchen solle, das wisse die heilige Ichthyosaura oder die Frau Blaschke in der Hungelbrunngasse. Denn daß man sämtliche zurechnungsfähigen Mitglieder — man meinte: jene Mitglieder, die fähig wären, unter die Künstler gerechnet zu werden — aus dem Auslande holen solle, aus München, Hamburg, Berlin und Paris, das ginge wohl nicht an. Da bleibe also nichts anderes übrig, als einen guthonorierten Kommissionär mit einer Diogeneslaterne unter die Schlechthonorierten zu senden, in die Litteraten-Cafés natürlich, denn dort seien ja ihre Salons, ihre Konferenzlokale, ihre Redaktionsstühlchen und Dichterwinkel. Vielleicht daß er, der Guthonorierte, im Café Griensteidl oder — — — —

Doch Pst . . .

Nun kam er, der „Anständige“! Pomphaft kündigte er sich an. Die Filzpantoffeln hatte er abgelegt, aber er setzte eine Stuck'sche Posaune an den Mund und holte sich aus den Costume-Archiven für zielbewußte Proklamationen den mächtigen, modischen Faltenwurf. Auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege trat er unter die Leute. Er trat vor die Rampe und läutete sich also ein:

„Seit langen Jahren vermißt Wien einen gesellschaftlichen Sammelpunkt für diejenigen Elemente, welche ernstlichen innerlichen Anteil an der Entwickelung der Kunst auf litterarischem, dramatischem und musikalischem Gebiete nehmen. Die vereinzelten, schwer zugänglichen Salons, in denen derartige Gleichgesinnte sich zusammenfinden, vermögen für eine Stadt, wie Wien, nicht auszureichen und an einem neutralen Orte, wo Künstler und Kunstfreund sich zu begegnen und näher zu treten vermöchten, hat es bisher gefehlt.“

„Diesem Mangel abzuhelfen, die Lücke“ 2c. 2c. . . „unter günstigen Auspicien“ 2c. 2c. . . . . „unter Heranziehung hervorragender“ 2c. 2c. . . . „die aktuelle Bewegung auf litterarischem und musikalischem Gebiete“ 2c. 2c. . . . „objektives selbstgeschöpftes Urteil“ 2c. 2c. . . „der heitere Frohsinn der Jugend“ 2c. 2c. . . . „Stunden geselliger Unterhaltung“ 2c. 2c.

Und dann weiter: „So soll durch die Wiener Musik- und Theater-Gesellschaft dem öffentlichen, gesellschaftlichen Leben Wiens eine neue und gediegene Richtung gegeben, das Publikum gewissermaßen zur Entscheidung in dem Kampfe der mannigfachen, sich durchkreuzenden künstlerischen Strömungen dieses zu Ende gehenden Jahrhunderts herangezogen werden und mithelfen, aus dem Wirrsal und den vielfachen Entartungen den Weg zu finden zu einer von geläutertem und geklärtem Geschmack getragenen Kunst, nach der auf allen Seiten, in den Kreisen der Künstler wie Kunstfreunde der Ruf sich immer lauter und eindringlicher vernehmbar macht.“

. . . „nicht ein Geselligkeitsverein im gewöhnlichen Sinne“ 2c. 2c. . . . „ein Heim und eine Pflegestätte wahrer Kunst“ 2c. 2c. . . . „feste Hoffnung“ 2c. 2c. . . . „warmes Interesse“ 2c. 2c. . . . „echtes künstlerisches Schaffen“ 2c. 2c. . . . „Sie alle werden uns willkommen sein!“ 2c. 2c. . . . „für eine einzelne Person 20 Kronen, für einen Herrn und zwei Damen der Familie 40 Kronen, für jede weitere Dame der Familie 10 Kronen“ 2c. 2c. . . .

So viel Edelmut mußte rühren. Man scharte sich um ihn. Er entrollte sein Banner, und die Jünger scharten sich um ihn. Da schien es mir an der Zeit, einmal gründlich hineinzuschauen. Denn das mußte doch interessieren. Man hat so viel von der Wiener „Moderne“ erzählt, ja es ging die Sage, daß es in Wien eine „Moderne“ gebe, und da verlohnte es sich wahrlich, hineinzuschauen. Da sah ich nun zunächst, daß ich ihn nicht sah: die markanteste Gestalt unter den „Neutönern“ Wiens fehlte. Als sie hinauszogen, neue Pfade zu finden auf dem Pflaster ihrer Kaiserstadt, da leuchtete er ihnen voran; und als sie aus dem Paris des Gautier und Musset, aus dem Paris des Jules Lemaitre, Flaubert und Maurice Barrès neue Tuschen bestellten, neue Nuancen, Noten und Töne, da war er der erste, der den Spion und Vermittler wagte, und man erkannte sofort, daß sein Beruf ihn kleide, und daß er der beste sei und im Gebrauch der billigste. Auf die übliche Provision war er gar nicht einmal so erpicht. Er brachte die duftende Fracht; das waren bunte Klänge, die wie rotglühende Falter, doch ungesehen, durch die Lüfte gaukelten; und nur Kindern und Künstlern ist es gegeben, sie zu haschen. So kam er, ein anderer, in sein stilles Wien. Bald sah man, daß er gut war. Nur daß er eine Stirnlocke mitgebracht, wollte man ihm nicht verzeihen, und so lächelte man bald, und glaubte ihn völlig erschöpft zu haben, sein Wesen, seine Art und seine Allüren, wenn man über diese Stirnlocke lächelte. Bald aber krochen die Gleichgesinnten aus den Eiern. Das war ein Kribbeln und Krabbeln, ein Gicksen und Piepen, — und wuchsen heran und gingen in die gute Schule und mehrten sich. So führen sie nun, die Trabanten, den neuen Griffel in den bleichen, „caressanten“ Händen und haben ihre heimliche Freude daran und lispeln, Schulter an Schulter, von einer „neuen“ Kunst, nur daß die eine Schulter immer herabfallender ist, als die andere.

Hermann Bahr fehlte. Warum? Ich weiß es nicht, aber man munkelte von privaten Plänkeleien, von kleinlichem Zwist und dergleichen mehr. Die Lücke, die er ließ, füllte das kleine Häuflein jener Allzu-Heimlichen, die Schriftsteller sind, weil sie im Griensteidl atmen, jahraus und jahrein und mit jener rührenden Konsequenz, die man in ihrem „gewöhnlichen“ Leben (also dort, wo sie noch nicht oder nicht mehr Schriftsteller sind) vergeblich suchen würde. Man kann sie kaum mehr grüßen, ohne die Litteratur zu kränken. Andere tauchten auf, vor denen man schon seine ernste Verbeugung machen könnte, weil sie Dichter sind. So Loris. Dann Arthur Schnitzler. Beer-Hofmann. Schwarzkopf. Auch Felix Salten, ein Mann der Zukunft, wie sie sagen, und mit den Dichtern in innigem Bunde. Nicht von den lichten Höhen eines Griensteidl, aber doch aus jenen Regionen, wo das Talent recht üppig in den Himmel wuchert, kam Rudolf Lothar, der Gründer, und er war es eigentlich, der dieser neuen theatralischen Gesellschaft das Leben gab. Er mag auch ihr Nährvater sein, denn er hütet sie, wie nur ein Dichter ein Werk hüten kann, das er als bestes schätzt, weil es sein schlechtestes ist. Noch andere Nährväter kamen. Da sah man Persönlichkeiten, die in kommerziellen Fachkreisen mehr als einmal verdiente Würdigung gefunden. Daß sie sichtlich bemüht waren, die Litteratur zu fördern, und daß sie so profanen Zwecken bereitwilligst ihre Fittiche liehen, konnte nur gefallen. Und der Rest? Den Rest machten die dicken Mütter mit den dünnen Töchtern und den vielen Brillanten. . .

* * *

Als Priester der Moderne, für die er Jahrzehnte lang gekämpft, unermüdlich, und mit dem zwingenden Zauber seiner reinen Persönlichkeit kam der Franke M. G. Conrad nach Wien. „Einer ehrenvollen Einladung folgend.“ Sie haben ihn freundlich begrüßt,

sie haben geklatscht und gepatscht, und das war kaum mehr als konventionelles Tsching-tsching und Hu-hu, wie man es einem „lieben Gaste" entgegenchineselt, weil's nun einmal der Anstand will, und weil man's verübeln könnte, wenn's fern bliebe. Sie haben die Schilde nicht aneinandergeschlagen, und man sah auch nicht, wie sie dastanden, starr und stolz, und in den Armen wuchtige Kampfkolben. Doch das verschlug ihm nichts. Kühnen Schrittes kletterte der Franke die Kanzel hinauf, schüttelte das streitbare, lichte Haupt, und griff zur schweinsledernen Bibel und schlug sie der andächtigen Gemeinde um die dumpferdröhnenden Köpfe.

Und das war das Wunderliche an der Sache! Nicht als wohlgelaunter Frack war der Franke gekommen. Nicht als knisternder Modefrack, der ein gutgebügeltes Manuskript in seinen Schößen trägt, und Knixe macht und Düfte atmet, und das glatzengepflasterte Parquet mit den glitzernden Fäden eines hingehauchten Feuilletons, mit Staniolplättchen und Silberflöckchen umflittert. Über zwei Jahrzehnte des Kampfes wollte er sprechen, so ähnlich stand es auf dem Programm. Aber die da eine „feinpointierte", säuberlich komponierte „Conférence" erwarteten, sahen sich gründlich getäuscht. Und doch:

Man hätte keinen Zweiten wählen können, der hier besser am Platze gewesen wäre: denn was in dem Munde eines anderen vielleicht wie präparierte Banalität geklungen hätte, bei ihm mußte es wirken als Dokument einer expulsiven, derben und doch harmonischen Persönlichkeit, die jedem halbwegs Vorurteilslosen weite Perspektiven in die Sturm- und Drang-Bewegung der letzten Jahre eröffnet und so überzeugen muß. Das ist, wie wenn man einen Krieger, der unter den Ersten gefochten, herbeiholt aus dem Getümmel der Schlacht, daß er den Leuten erzähle. Dem wird der Kampf noch in den Knochen wüten, und schreien wird er, drauflos schildern und schreien, so ganz ohne Stil und Ordnung und justament so, weil ihm die Seele brennt, und weil's ihn reizt, mit harter Faust dazwischen zu fahren unter die schläfrige Menge. Und dann nehme man einen, der drüben gestanden, auf dem friedlichen Hügel im Birkenwäldchen, der Schußlinie fern und mit dem Feldstecher bewaffnet: Den lasse man Studien reden und die Landkarte bringen und mit trockenem Stäbchen seine Wissenschaft demonstrieren. Dann rufe man den Dritten, den Clown, der mitgerungen, weil ihn der Sold gelockt, — und nun schaue man zu, ob sie wohl aufrütteln werden, die drei; und ob nicht die Persönlichkeit des Ersten am ehesten überzeugen wird.

So wird wohl auch Rudolf Lothar gedacht haben, der jenseits von Clique und Claque steht, als er Conrad zu einer Wienfahrt bewog. Aber die possierlichen Herren hier vermochten's nicht zu fassen. Sie hatten etwas anderes erwartet, und da sie etwas anderes erwartet hatten, mußten sie energisch die Köpfe schütteln.

Es ist ja so leicht, ihnen zu Gefallen zu sein! Ringelt man Spulwürmchen, buntschillernde Spulwürmchen, dann Pfauenfedern und Rattenschwänze, klein, zierlich und stilvoll, um einen Gedanken, der nicht einmal da zu sein braucht; und schielt man nach links und nach rechts und immer geflissentlich um den heiligen Geist herum; und weiß man es meisterlich, das, was man sagen will, so zu sagen, als hätte man etwas sagen wollen, — dann quieken sie in der Runde: „Der Mann hat Geist!" und zücken die Lorgnons aus den Strümpfen und äugeln ihn an. Weil er seine Persönlichkeit, die gar nicht da ist, nach Thunlichkeit verleugnet, d. h. sich eine Art, „feine" Art, auf rein chemischem Wege konstruiert, quieken sie: „Das ist Einer für sich!" „Voilà un homme!" und ziehen die Lorgnons aus den Strümpfen und äugeln ihn an. Und was bewundern sie eigentlich? Dort: des Geistes Karikatur. Hier: die Karikatur der Eigenart. Dort: Geistreichelei. Hier: die Manier und die Schablone. Die Fratze also, die sich rasch und bequem in einer Retorte erzeugen läßt. Ihr gilt der Lorbeer der Stunde;

und kommt sie nicht allzu oft, und weiß sie in wechselnden Farben zu glänzen, dann preist man den Gott, den sie mißbraucht, und streut ihr, der Gauklerin, den unverdienten Weihrauch.

So war also, mein' ich, Conrad der Würdigste. Vorausgesetzt natürlich, daß er sich selbst bringen würde, und nicht so käme, wie die Feinen es wünschten: sine ira et studio. Nun, — er kam, sah und siegte nicht, aber er brachte sich selbst. Das wollte man eben nicht begreifen. Nur die Damen begriffen es; unartig zu reden: die dicken Mütter mit den dünnen Töchtern. Denn als er dahinschritt, hochaufgebäumt, breitschulterig, in der wollenen Nonchalance seiner sonderlichen Joppe, und die ernste Stirn, die blauen Augen keck und ohne das japanische Lächeln friedfertiger Wandervirtuosen ins Publikum hineinprojezierte, da gab es wohl keine Jungfrau, in dem Augenblicke wenigstens nicht. Da gab es keine Wittib und keine Ehegattin, die nicht geseufzt hätte vor Wehmut und Sehnsucht, unhörbar und in den unheimlichsten Tiefen ihrer sündigen Seele.

„Ach Michael Georg!" . . .

Und die Männer? Als der Vortrag sein Ende genommen, trippelten sie umher, und zogen das sorglichst zusammengerollte Ellenmaß aus den Backentaschen, und begannen zu messen. Sie wußten, was man von einer litterarhistorisch-kritischen Revue verlangen dürfe, und begannen zu messen. Da fanden sie, daß der Franke „eigentlich" viel zu struppig gewesen, und daß er Unergötzlichkeiten aufgetischt habe, verspätete Unergötzlichkeiten, mit denen er wohl besser in München geblieben wäre oder, wenn es schon sein muß, in den Spalten der „Gesellschaft". Denn da könnte doch schließlich jeder daherkommen und seine derben altfränkischen Leberknödel dem müden Wiener an den Schädel werfen. Für Leberknödel hat das Parterre keinen Raum und Leberknödel können unmöglich überzeugen. Die absolut Patriotischen aber meinten: wie dürfe man denn das Publikum für seine Dichter verantwortlich machen? Und dann: was könnten denn die Wiener dafür, daß der Hanslick den Richard Wagner spaltenlang angegrunzt? So knurrte man heimlich und — klatschte Beifall, weil es der Anstand gebot, und weil man's verübelt hätte, wenn's ausgeblieben wäre. Einer aber unter ihnen führte in Gegenwart zweier Damen, einer alten und einer minder alten, einen regelrechten Entrüstungscancan auf. Das war eine Griensteidl-Karikatur, ein steifborstiges Mandrillgesicht mit dem weißglühenden Stempel der Stupidität auf der ruppigen Kulissenstirn, und er fuchtelte mit den Händen und gickste und kicherte und brüllte und brodelte, — jeder Zoll ein Trottel! In Gegenwart zweier Damen, einer alten und einer minder alten!

Aber das war eben das Pikante: daß Conrad daher gekommen, die Wiener gelinde und gründlich bei sämtlichen Ohren zu nehmen! Veranlassung und Gelegenheit hiezu fand sich zur Genüge. Denn wo man vom extremsten Indifferentismus spricht Dingen gegenüber, die jedem billig, aber nicht nüchtern denkenden Menschen als die „höchsten Güter der Nation" erscheinen; wo man die Rechte erhebt, um einmal Strafgericht zu halten über die Unmündigen der Seele, — dort muß auch der Wiener seine Wange leihen. Und hat er sein Teil bekommen, dann wird er, gemütlich wie er ist, die zweite Wange hinhalten müssen, um für die Sünden seiner Väter zu büßen und für die eigenen Sünden für und für. Denn was man so gemeiniglich von Gemütlichkeit flüstert, die durch die Prunkgemächer der Reichen flattert und über die stillen Gründe der Armen, wo die letzten Häuser stehn und die goldnen Wiener Herzen an den Christlindlbäumen hängen, — es ist eitel Schall und Dunst; und daß sie ihren Anzengruber gemordet, den größten ihrer Poeten, mag ein Blutmärchen sein, wüst und schauerlich, aber viel zu schauerlich, um unwahr zu sein.

Und der Franke nahm all seine Kraft zusammen und schilderte der duftenden Gemeinde in freier, derbgefügier Rede, wie es denn eigentlich gekommen: daß die neue,

die wiedergeborene Kunst nun endlich doch jenes Quantum gewonnen an gewährleisteter Existenzberechtigung, das ihr nötig ist, wenn sie nicht elendiglich umkommen soll im einsamen Leid über die Vernüchterung ihres geliebten Volkes, im kleinlichen Kampf um den Respekt der Mandarinen. Er malte mit gotischen Strichen, spitz und scharf. Wie das mit der Malerei gewesen und mit der Musik und der jungen deutschen Litteratur. Er sprach von Böcklin und Uhde und Stuck. Von den Vorurteilen, die ihnen das Malen verbieten wollten, und von den Urteilen, die dies zum Teile auch heute noch thun. Er sprach von der Revolution im Münchener Farbentopfe. Von der Vilma Párlaghi und ihrem dankbaren Cäsar. Von Wallot, dem Hochtouristen, der da erklommen den Gipfel der Geschmacklosigkeit; der da hinabgekollert ins düstere Thal der Abgeschiedenen, wo die Sonne nicht ist, Ihre Majestät Frau Sonne, und wo sie nicht funkelt in Form einer großen güldenen Medaille. Er sprach von Wagner, und wie auch Wien den großen Notenketzer auf die Krämerwage gesetzt; wie es ihn weislich gewogen und viel zu leicht befunden. Bis dann die unendliche Melodie von seiner Kraft und seinem Ruhme hinausgeklungen in die Lande, die Völker zu versöhnen! Und wie er dann hüben und drüben dem deutschen Volke mehr Freunde gewonnen, als den Hohenzollern je glücken mag. Nicht ihren blutigen Schwertern, nicht ihren rasselnden Kanonen, auch nicht den Bocksprüngen ihrer Staatsminister. Er sprach von Ludwig Anzengruber, und wie das Wien seinem großen Poeten die Krämerwagschale als Dichtwinkel angewiesen; wie es ihn weislich gewogen und viel zu leicht befunden. Bis dann das vierte Gebot: „Volk, ehre deine Dichter, auf daß du lange lebest im Lande, das dir der Herr giebt, dein Gott!" vom Sinai herniederichauerte, den Völkern eine Warnung! Und wie dann so plötzlich Grabgeläut erklungen, und mit dem Grabgeläute ein Wehschrei um den verhungerten Dichter. .

Und dann kam Conrad auf Liliencron, den fünfzigjährigen, der nun schon zwanzig Jahre die Sehnsucht nach Liebe hat. Nach Anerkennung und Liebe, dem Dichterbrote!

. . . aber die Märchenprinzessin kommt nicht. Traurig lächelt er, wenn seine wundersamen Lieder abends, um die Dämmerstunde, leise läutend, in sein einsames Palmaillestübchen hüpfen, — ihrem Herrn und Meister auf die Achsel. Dann klingeln sie ihm ins Ohr mit trüben, zitternden Stimmchen und schütteln die kurzen Locken und flüstern ihm vom bösen deutschen Volke. Das sei ein gar böses Volk, das schätze jeden Postbeamten mehr, und wolle von Dichtern nichts wissen, die noch nicht völlig gestorben. Dann nimmt er seinen großen Schlapphut und stürmt hinaus in die krummen Gassen Altonas und Hamburgs, wo es einen Heine gegeben, und denkt an Lieder, die eine ganze Seele umklammern und Licht und Frieden haben für Tausende.

Aber die Märchenprinzessin kommt nicht.

Und rührt nicht den Zauberstab, die Kluft zu überbrücken zwischen Volk und Künstler, von Ufer zu Ufer. „Sie können zusammen nicht kommen, das Wasser ist viel zu tief." So irrt sie umher, bleich und verstört, denn die Staatskunst, die hat ihr's angethan: die Staatskunst will die Kunst des Staates nicht! Den goldenen Zauberstab, den haben sie ihr jählings entrissen. Der die Brücke schlagen kann, wenn er die Ufer berührt, und mit der Brücke den Weg zu Liebe, Licht und Friede, liegt tief verscharrt unter faulem Wust und Schlamm und Tang. In Schlamm und Tang und Verwesung haben sie den Zauberstab vergraben; und über dem Moderhügel hockt die SANCTA DIVITIARUM MAJESTAS, die Majestät des Geldbeutels, und schwingt die Karbatsche und wühlt mit den Tatzen in einer blutig-fahlen, fast leblosen Masse, die man bei Schützenfesten „Glorreiche deutsche Nation" nennt. Und wenn ein kleiner Lichtreflex, so ein Lichtsplitterchen, das vom Zauberstabe

kommt, aus all dem Wust und Schlamm und Moder hervorblinzelt, reißt sie, die heilige Majestät, ein mächtiges Fleischstück aus dem Kadaver der glorreichen Kanaille und stopft den Lichtreflex sorgsam zu. Auf daß die Finsternis bleibe ringsum.

Und unterdessen hämmert der Alltag einen großen Sarg, trägt Liebe, Licht und Friede, und trägt den Sänger hinter die stillen Mauern seines Ufers, wo der Affe grinst. Das ist der Tod! Doch siehe da, — nun grinst er nicht mehr: nun ist er — Märchenprinzessin geworden! Der Tod ist Märchenprinzessin geworden, hat leuchtendes Mädchenhaar und balanciert in gläsernen Schuhen auf den Zinken des Friedhofgitters, — und trägt einen goldenen Stab. .

Senkt sich der Stab nicht, rührt er nicht an das Ufer, das gegenüber ist? Hurrah, er senkt sich, rührt an das Ufer, und eine Brücke wächst mählich dem anderen Ufer zu! In dunklen Wellen wälzt sich das Volk, zerlumpt und zerfressen, von Ufer zu Ufer und bettelt um Liebe, bettelt um Liebe, Licht und Friede! „Wo ist er, auf daß wir ihm Steine setzen! Auf daß wir ihn schmücken mit Nelken, Astern und Rosmarin?“ Wo bleibt die Antwort? Ist denn das Ufer verwaist?

Wahrlich, wäre der Affe nicht Märchenprinzessin geworden, er hätte gegrinst vor Vergnügen! . . ‚Ihr habt ihn ja hinter Düngerwällen schlafen lassen! Habt ihn Wurzeln käuen lassen!‘ — platzt da einer aus ihrer Mitte heraus. ‚Wurzeln nähren nicht redlich und Düngerwälle atmen nicht probabel!‘ „Kusch“ — und der Nörgler wird niedergetreten. „Wir lieben ihn, laßt uns ihn voll und ganz genießen! Voll und ganz! Kein Mißklang trübe den Genuß!“

— — und hurrah, der Tod hat die Brücke geschlagen!

*

Wo bin ich? Wohin führst du mich, Detlev? Daß mir dein Name Schauertänze vor die Seele stellt, die mich zittern machen!

Um bei Conrad zu bleiben: Er nannte Liliencron und brachte so in Erinnerung, daß auch die Lyrik der jüngsten Tage einen Triumph der wiederauflebenden Künste bedeutet.

Einen Entre-nous-Triumph, wie man, aus der Zunft heraus, hinzufügen könnte. Denn die deutsche Familie (man verzeihe das weiche Wort) weiß nichts davon, und weil sie auch von Schiller nichts weiß, und von Goethe noch weniger, konstatiert sie mit weiland Prof. Gervinus zum so und so vielten Male: daß diese unvergleichlichen „National heroen“ den allerendgültigsten Riesenschlußpunkt hinter die deutsche Dichtung gesetzt. Der sei nun nicht hinwegzuradieren. Da helfe nicht Beize, noch Rasiermesser, nicht Kleesalz und nicht Gummi. „Der Punkt, der bleibt ihr hinten.“ Und um nun den Ganz-Klugen zu zeigen, daß dieses Evangelium von dem nicht hinwegzuradierenden Punkte recht graue Haare trägt, möchte ich an ein unbekanntes, fast noch ungedrucktes Epigramm erinnern, das Franz Grillparzer dem Weimarer Schauspieler Genast als Abschiedsgruß ins Album flickte:

Kehrst Du nach Weimar wieder,
So geh' zu Goethes Grab;
Sag' ihm, die deutsche Dichtkunst,
Nicht er nur, stieg hinab.

Und nun wieder zurück zu Conrad. Man wird ihm Dank wissen, daß er die Wiener nachdrücklichst auf einen noch wenig genannten Tondichter aufmerksam machte, der in ihrer Stadt dem deutschen Liede eine neue Art gewonnen. Auf Hugo Wolf! Seine Goethe- und Mörikelieder zeigen nicht, daß wir von ihm „noch so manches Schöne“ zu erwarten haben. Wir werden mehr erwarten dürfen. Denn seiner Ursprünglichkeit

ist das Dringlichkeitswollen unserer kraftgenialischen Salonprotzen fremd. So stampft er sie in den Boden, jene lächerliche Phrase, mit der die Wohlerfahrenen Byron einschüchtern wollten und Kleist und Goethe und Beethoven und Lenz und Victor Hugo und Heine und Lessing und Schiller und Grabbe und Richard Wagner; jene hinkende, zahnlose Phrase von dem „noch gährenden" Moste, der sich demnächst zu „reifem" Wein „abklären" wird, in dem aber jetzt schon die nicht zu verkennende „Löwenklaue" herumschwimmt. Nur möchte ich mir an dieser Stelle eine Frage an Hugo Wolf erlauben, auf die Gefahr hin, als Zunftwirbler zu erscheinen: warum versucht er es nicht oder nicht öfter mit Liliencron, da er doch seinen Goethe und seinen Mörike sollantenweise durchkomponiert hat. Ist doch manches Stück aus den „Adjutantenritten", aus den „Gedichten", aus den „Neuen Gedichten" latente Melodie!

Und nun, nachdem ich dreimal um die Ecke gebogen, darf ich wohl zum drittenmal zu Conrad zurückkehren.

Am Ende seiner Rede forderte er das Publikum auf, am Künstlerhaus in der Lothringerstraße, wo die Münchener Secession ist, nicht interesselos vorüberzugehen, und verschüchterte sich schließlich zu einem, diesmal wohlpointierten Hoch auf „das wunderbare Wien und dessen Musik- und Theater-Gesellschaft". Dazu braucht man nun nicht aus München zu kommen, mein' ich, das Vivat-crescat-floreat treffen wir hier allein und glücklich genug. Natürlich, sie gefiel, diese Pointe. Daß sie mir nicht gefiel, was liegt daran? Das ist Privatsache, — und was das Künstlerhaus in der Lothringerstraße betrifft, so sind sie diesmal nicht ohne Interesse . . vorübergegangen.

Zwar, manche gingen auch ohne Interesse vorüber. Wenn dennoch ein ganz respektabler Teil duftenden Publikums in den Ausstellungsräumen zu finden war, so sind auch sie nur hineingegangen, um hurtig vorüberzugehen: an den Bildern natürlich.

Denn dies ist Urväterweisheit:

Das Konzertbillet, das Theaterbillet, — den Damen der Residenz ist es willkommen, weil es sie immer wieder zu einem neuen, recht einträglichen Robendebut legitimiert. Der Konzertsaal, die Theaterloge, der Kunstsalon, — das ist die Welt, in der man sich inszeniert. Hier darf man sich anstandslos produzieren. Hier schlägt die neue Prunktoilette gegen Entrichtung ihres Eintrittsschillings die erste Schlacht, hier empfängt sie die ersten Weihen. Die Seele der Schaubudenfrequenz ist die Robe. Zola war nicht der erste, der sie entdeckt hat, diese Seele. Von Damen, die ohne Gage mitspielen, wußte schon ein anderer zu sagen. Und vor Goethe war es Ovid, war es Juvenal, der sie mit gleichem Glücke gefunden, diese wundersame Seele. Das Sinken und Fallen der Theaterkurse, die Geheimnisse der Theaterfrequenz-Statistik, — an der Launenskala der Mode wird man sie untrüglich ablesen, und je pikanter sie ist, je verführerischer sie lockt, je unwiderstehlicher sie zu neuen Schneiderschulden reizt, desto siegreicher der Erfolg des Dramatikers, das Lärvchen des Theaterdirektors desto fetter und freundlicher. So klingt ein ewiges Wechselspiel der Töne von Dichtergilde zu Schneiderinnung, von Schneidergilde zu Dichterinnung: und es ist eine Thatsache, die wohl nicht mehr erschüttert werden kann: Neue Stücke auf der Bühne, neue Roben im Publikum, sie beide wachsen, mathematisch zu reden, in arithmetischer Progression. Freilich, von dieser subtilen, heimlich hämmernden Wechselwirkung, die ihre unsichtbaren Fäden zieht, läßt sich die Schulweisheit der Litterär- und Theaterhistorie rein gar nichts träumen!

Aber die Psychologie der litterarischen Erfolge, die noch ungeschrieben ist, wird ihr ein fleißiges Kapitel widmen müssen. Denn neue Roben sind, bei dem natürlichen Exponierungstrieb des Weibes, ein ausverkauftes Parterre, sind ausverkaufte Logen; und was den niedagewesensten Reklamekniffen, dem rücksichtslosesten Tamtam-

trara eines verzweifelten Direktors nicht gelingen würde, das zaubert das Ewige im Weibe mühelos aus den Dielen! Der edle Ehrgeiz: Frau Doktor Paschkis, die man auf der letzten Première gesehen hat in einer nilgrünen Sammetrobe mit dottergelbem Seidenfoulard, und die man beschielt hat, allgemein, auf der letzten Première von wegen der nilgrünen Sammetrobe mit'm dottergelben Seidenfoulard: der edle Ehrgeiz: diese Frau Doktor Paschkis, die man gesehen hat auf der letzten 2c. 2c., bei der nächsten Première allgemein zu übertrumpfen, bei der nächsten Première so recht von Grund aus zu überbieten, zu beschämen, unglücklich zu machen; dieser unbewußt-solidarische, instinktive Ehrgeiz schmiedet ein stummes Komplott, von dem die Insurgentinnen selber nichts wissen, — denn jede sieht sich selbst und nur sich selbst als Triumphatorin der Zukunft. Dieser edle Ehrgeiz macht heimlich eine rauschende Welt neuer, ganz unge heuerlicher Toiletten und — was dem geräuschvollen Direktor sonst niemals gelungen wäre —: er macht auch volle Häuser.

So wird man „beliebter Dramatiker".

Dabei berücksichtigen Sie, meine Damen, daß dieser edle Ehrgeiz, „sich selbst und seinen Putz zum besten zu geben", den Beifall verdreifachen muß. Der Sieg über Frau Doktor Paschkis, die Demütigung dieser Dame, giebt, wenn sie glücklich gelungen ist, zweihundert fühlenden Brüsten neue Zuversicht und neue Kraft, den öden Kampf um ein sorgenvolles Dasein unentwegt weiterzukämpfen; und ist das Stück nur halbwegs zurechnungsfähig, dann fährt die Zuversicht in die Glieder, sie fährt in die unteren und oberen Extremitäten, und der Knalleffekt ist da: ein endloser Applaus flackert empor zum Olymp, wo die Zungenpfeifer, die Ehrlichen, im Entrüstungsfieber beben. Der Autor erscheint siebenmal vor der Rampe, er verneigt sich, er verbeugt sich, schießt mit den Glacéfingern fünfmal durch den Äther, will sprechen, verneigt sich wieder, verbeugt sich wieder, wird überschrien und legt die Hand vögelchensanft auf den glücklich-achsoglücklichen Busen.

So wird man „beliebter Dramatiker".

Und noch ein Moment darf nicht unberücksichtigt bleiben. Der edle Ehrgeiz, „sich selbst und seinen Putz zum besten zu geben", — erhöht unser Lebensgefühl. Das ist aber auch ganz natürlich. Zierlicher Schmuck, stilvolle Gewänder, königlicher Putz „dehnen" — mit Lotze zu reden — „unser Dasein nach allen Seiten hin aus." „Die duftigen Wellen leichter schleierartiger Stoffe," mit denen sich Frauen und Mädchen schmücken, „sind nicht bloß anmutig für das Auge anderer. Die Trägerin selbst ist vielmehr mit ihrem Gefühl unmittelbar gegenwärtig in allen den zarten Bogen, in der Weite und in der Leichtigkeit ihres Schwunges." So entsteht „die anmutige Täuschung", „als sei es die eigene Existenz, die in allen diesen Anhängen mitschwebt und wogt und schwankt und in rhythmischen, melodiösen Abwechslungen sich hebt und senkt." So bringt uns „hängender, flatternder Schmuck" — Bänder, Ketten, Kettchen, Schleppen, Schleier, Spitzen, Zitternadeln, Federn 2c. 2c. — die natürliche Empfindung, als würden wir uns „gegenwärtig fühlen" in den „peripherischen Bahnen dieser freischwingenden Enden".

Wenn Sie sich also so, mein gnädiges Fräulein, mit einer „geordneten Mannigfaltigkeit reizender Bewegungsgefühle" umgeben haben, wird Ihr „Lebensgefühl" unstreitig an Intensität gewinnen. Ihr Damenherz schlägt höher, die Sinne funktionieren prächtig, Sie sind ganz Begierde, ganz Bewegung, ganz Nerv, ganz Begeisterung, Sie fühlen sich Säule, Stützorgan der Gesellschaft, Machtfaktor des Staates, — und so vibriert Ihre Frauenseele in phosphoreszierenden Tönen, Sie knistern und glühen, Sie zittern und glimmen! Dazu dann das Lustgefühl: daß Sie fesseln müssen, daß Sie locken sollen! Vielleicht auch das peinliche Gefühl: daß Sie Schaupräparat sind! Vielleicht

auch die eitle Hallucination: daß hundert Spektrallinsen Ihr Herzchen durchbohren; daß zweihundert Lorgnetten, fünfhundert Operngucker bereitet sind, den wohlskandierten Aufschlag Ihrer Madonnenaugen zu verfolgen; daß Sie die entschleierten Brüste, den Alabasternacken, die Marmorärmchen, und was Sie uns sonst noch sorglichst einbalsamiert haben, von der Peluchebarrière Ihrer Loge aus lüsternen Männerblicken präsentieren müssen. .

Hat also Ihr „Lebensgefühl" durch all das an Intensität gewonnen, so ergiebt sich die kuriose Frage: was folgt daraus für die Kunst, für die Litteratur? Darauf habe ich nun eine Antwort. Ist Ihr Lebensgefühl in dieser Weise mächtig gefördert, — was natürlicher, als daß diese unitete Begeisterung, diese Begeisterung ohne Zweck und Ziel, ohne zündenden Erreger, unbewußt, fast gegen Ihre Absicht in — Kunstbegeisterung umschlägt? Und just eben in Kunstbegeisterung, da Sie doch nun einmal im Konzertsaal sind, in den Theaterlogen, in den Theaterfoyers, in den Kunstsalons! Was natürlicher als dies? Und diese mächtige Förderung Ihres Lebensgefühls, — wird sie nicht unbewußt, fast gegen Ihren Willen nach freier Äußerung, nach Entbindung streben? Gewiß, gewiß! Sie wird sich entladen müssen! Sie wird sich „auslösen" müssen, wie die Physiologen sagen. Was nun natürlicher, als daß sie in Ihre Händchen fährt, wie die Sprühteufelchen in Großmutters Kamin, und daß Sie unbewußt, fast gegen Ihren Wunsch, in tausend „Auslösungs"ängsten die Patschhändchen rühren? Eh bien, — nun also, der Beifall ist da, der Beifall wächst, schlägt in düstenden Wogen über die Brüstung der Logen, schäumt wirbelnd auf, rauscht um die Glatzen des Parquets, elektrisiert Füße, Fäuste und Finger, hüpft hinter die Kulissen und spült den Poeten, den pudelnassen Poeten an den gurgelnden Strand. Der Dichter ist da, er trippelt hin, er trippelt her, ist siebenmal vor der Rampe, verneigt sich, verbeugt sich, schießt mit den Glacéfingern fünfmal durch den Äther, will sprechen, verneigt sich wieder, verbeugt sich wieder, wird überschrien und legt die Hand vögelchensanft auf den glücklich-achsoglücklichen Busen.

So wird man „beliebter Dramatiker".

Und nun noch ein Veilchen, meine Gnädige. Was da von Oper, Schauspielhaus, Konzertsaal gesagt wurde, gilt wohl vor allem dort, wo nicht der enge Rahmen einer Loge, nicht die brüske Umarmung eines Fauteuils das freie Spiel der Falten und Farben hemmt. Das gilt vor allem anderen in der schläfrigen, mürben Elégance einer modernen Kunstausstellung.

Doch wenn ein ganz respektabler Teil duftenden Publikums nicht ohne Interesse in die Kunstsalons der Lothringerstraße stolperte, so hatte das seinen zweiten, psychologisch minder subtilen Grund. Nicht daß sie hier, ehrlich wie sie sind, die Überzeugung gewonnen hätten, man dürfe füglich nur auf Grund eigener Anschauung mitschimpfen. In den Cafés etwa, dann in den Klubs, auf der Ringstraße beim Korso, in den Foyers der Theater, in den Couloirs der Börse, in den Stammkneipen, bei den „Jours" 2c. 2c. Nein, nein, man schimpft im Gegenteil geradezu intimer und mit der imponierenden Sicherheit naseweiser Kinder, wenn man erst später oder gar nicht nachschauen wird, warum man eigentlich schimpft.

Aber, was die treibende Kraft war: Man hatte von allerlei kuriosen, absonderlich-absurden Dingen gehört. Von „verrückten" Dingen, um auch einmal einen terminus technicus der akademischen Kunstkritik zu gebrauchen. Von einem nackten, vollen Fräulein, das da schamlos und stillvergnügt auf morschem Holzgerüst im Mondlicht hängt (Albert Keller, „Mondlicht"). Von einem Droschkengaul, der, schlechtgenährt wie deutsche Dichter, fast schon im Würstlstadium über zer„stuck"te, formlose Leiber reite; das sei die gaulgewordene Décadence, und oben sitze ein taufrischer Schusterjunge, nackt, wie das Fräulein

im Mondlicht, aber doch nicht ohne den Anstand, der das Alpha und Omega einer guten Erziehung ist (Franz Stuck, „Der Krieg"). . . Man hatte auch mancherlei gelesen. So beispielsweise in einem unserer „führendsten" Journale: Von einer Tomatenjungfrau, die, „modern geputzt, inmitten einer unübersehbaren Menge von rotglühenden Paradeisäpfeln vergeblich auszurechnen sucht, wie viel Tomatensauce sich aus dieser Landschaft gewinnen läßt" (Wilhelm Dürr, München, „Stillleben", — alias „Das verlorene Paradeis"). . . Und wie hat sie der L. v. Hofmann amüsiert, und die grande attraction humoristique der Ausstellung: seine roten Bäume! „Sensationeller Lacherfolg", wie die Coupletverleger sagen würden. „Das reine Lachkabinett", wie der Spaßmacher dieses führendsten Blattes sagt.

So hat die Münchener Secession doch ihre Mission erfüllt! Sie hat die Räume des Wiener Künstlerhauses zu einem Sammelpunkt aller „Freunde eines guten, gesunden Humors" gemacht. Und wenn auch die wiedererwachte Kunst eine bittere Thräne lachen mag, und wenn sie die Wunden brennen mögen, die ihrer Selbstachtung immer wieder und wieder geschlagen werden, — die Münchener Secession hat doch ihre Mission erfüllt! Das Deficit der Genossenschaft bildender Künstler Wiens, ein ruchbares, hier äußerst populäres Deficit, schrumpft merklich zusammen.

*

Im übrigen steigt ja, wenn wir hier Kehraus gemacht haben, die liebe, lauschige Urgroßmutter lautlos und mit gefalteten Händen aus dem oberen Stockwerke, wo Österreichs Kunst ist, herab ins Parterre. Da wird sie das Runzelköpfchen wenden und wird tastenden Schrittes, immer aber andächtig und still, in jene Wandecke rücken, wo ein treues, warmes Bild gehangen: Kalckreuth, München — „Das Alter"; zwei steingraue Mütterchen in einer fiebernden Landschaft. Und wird sich in die Wandecke lehnen, stumm und leise und, ach, so schläfrig, so schläfrig, und wird ein Thränchen zerdrücken, ein mattes, trübes Thränchen mit den zitternden Fingern. Das wird aber keine Thräne sein, wie sie die neue, die wiedergeborene Kunst geweint hat und weinen wird ihr Leben lang. Keine Thräne voll Stolz und Laune und göttlicher Kraft. Und wird mit den welkenden Händen, wie fragend, als wisse sie nicht wie ihr geschehe, über die weißen Scheitel gleiten. Wenn dann die Dämmerung kommt mit den zwinkernden Augen und Wiegenlieder singt, schlummert Mütterchen ein . .

Wohl erwacht sie noch am nächsten Morgen und sieht ihre lieben Kinder wieder, die frommen „herzigen" Bilder mit den bürgerlichen Farben und dem lauen Kommodengeruch des Vormärz. Dann lächelt sie auch wieder und thut recht heimlich und bindet sich ihr Kapottchen um, weil sie ausgehen will, und weil man doch einkaufen muß, wie es Sitte. Aber wie sie die Thür aufmacht, die warmgepolsterte Doppelthür mit der milchgläsernen Klinke, wirbelt ihr eine große Wolke ungestümer Flocken recht ungemütlich entgegen, und durch den Schnee sticht die Frühlingssonne, kalt und unversöhnlich, in ihr faltiges Antlitz. Da klappt sie wieder zu, und ja recht geschwind. Auch muß sie Feuer machen; und da es nun gar so fromm wird und freundlich rings um sie her, rückt sie den lilagesprenkelten Lehnstuhl dicht an den Kachelofen heran und schürt die Glut. Dann sinkt sie glückselig lächelnd, als wollte sie dem Heiland danken, in die Polster. Und die Wanduhr tickt immer langsamer, leiser . . weil zu Mütterchen der Sandmann huscht.

Lied aus alten Zeiten, wie selig klingst du an! Siehst du: Mütterchen weint! Ein schriller Klang, die Kohlenschaufel entsinkt ihrer Hand, und nun neigt sie, sterbensmüde, das weiße Haupt zurück und lauscht.

Mütterchen schläft. .

Schläft, und rings rücken Wände und Bilder im Kreise heran, unhörbar, wie auf Rädern. Sie flüstern und lispeln von schauerlichen Dingen: und daß etwas vorgehe, draußen, in der Welt, etwas Großes, seltsam Großes, — und daß ein leuchtender Tag weit, weit seine Flügel dehnt, weil der Frühlingssturm die morschen alten Eichen knickt.

Aber Mütterchen schläft und tröstet im Traum die treuen sanften Bilder, die ihr jahraus jahrein gedient in Demut und Liebe. Dann neigt sie das Haupt noch tiefer, und Bilder und Wände rücken zurück, unhörbar, wie auf Rädern, und an ihren alten Platz. Die Wanduhr steht still, das Feuer will erlöschen und Mütterchen ist tot.

. . . Draußen, im Flur, giebt es dumpfe Schritte. Im Gänsemarsch tänzeln sie herein, lautlos, leise. Wie sie es gewohnt sind: einer nach dem anderen, einer greis wie der andere, gebückt und gedrückt und mit zuckenden Knieen. Alle aber höflich und bescheiden! Und da sie höflich und bescheiden sind, und einer dem anderen Platz machen will, und keiner dulden will, daß der andere erst hinten komme, und einer dem anderen, neidzerfressen, immer aber höflich und bescheiden, den Vorzug giebt — kommen sie nicht von der Stelle! Doch sind sie im Saale angelangt, wo Mütterchen ruht, und stellen sich auf, einer neben dem anderen, wie die Vorderfront des immer langsamen Landsturms.

Das sind die Akademie-Professoren, sieben Akademie-Professoren.

In gewaltigen Gummischuhen, die größer sind als ihre Bäuche, ja: größer als ihre Vorurteile, und in Livreen aus eiergelbem Atlas — so stehen sie da. Sie sind zum Verwechseln ähnlich, sonst aber gute brave Leute. Da bricht der Älteste das Schweigen. Sie haben zwar alle die gleichen weißen Perücken und die gleichen weißen Zöpfe und die gleichen gelben Schleifen daran, aber er ist doch der Älteste, denn das sieht man an seinem Gang. Er hat keinen Gang mehr, er kann nicht gehen, aber nach rückwärts bewegt er sich noch leidlich. Man stützt und schiebt ihn: dicht hinter ihm steht ein Lakai. Der stützt und schiebt ihn, und sieht fast wie ein Professor aus und hat dieselbe Livree, den eiergelben Atlas, die weiße Perücke und an den Plattfüßen den mächtigen Gummi. Der vor ihm aber schmiegt sich an ihn, und weil er der Älteste ist, bricht er also das Schweigen:

„Immer langsam voran, oder gar nicht voran,
„Daß der Krähwinkler Landsturm nachkommen kann.
„Ka—ka—kann kann kann, ka—ka— kann kann kann,
„Daß der Krähwinkler Landsturm nachkommen kann!"

„Front, habt Acht!"

Dann, nach einer Weile, da der Atem wieder da ist: „Rührt Euch!"

Sie rühren sich aber nicht, da sie sich kaum mehr rühren können: auch diese Forderung ist ihnen Formel geworden im Laufe der Jahrhunderte.

Und nun beginnt er aufs neue, ein wenig vorwärts rückend, aber schon im gemütlichen unakademischen Tone:

„Sehet her, verehrte Kollegen, da schläft ja unsere liebe Frau Kunst! Da ist noch Glück und Ruhe, meine Herren, Wohnlichkeit und Gesittung. Da ist jener gastliche Friede, jene quellfrische Häuslichkeit, die einer ruhigen, nicht überhasteten, schrittweisen Entwickelung unserer Potenz ein ebenso warmes wie wohlthuendes, ein ebenso wohlthuendes wie warmes, ja: ein geradezu wohlthuend-warmes Gedeihen sichert. Ich glaube daher im Namen aller meiner hochgeschätzten Koll. . Koll. . Koll. . ."

Hier kollerten die Worte bedenklich. Der vordere schwieg, der hinter ihm schwieg, und plötzlich humpelte die ganze Front, wie auf allerhöchsten Befehl, wie vom heiligen Geiste ergriffen, auf den Lehnstuhl los, zu den lilagesprenkelten Polstern, wo die Alte saß.

Aber die Wanduhr stand still, das Feuer war erloschen und Mütterchen tot.

„Das ist ja unsere alte liebe Frau Kunst“, mummelten sie wieder, nun aber alle auf einmal und im quäkenden Chorus. Dann zum drittenmal:

„Das ist ja unsere liebe, alte Frau Kunst. . .“

Und da sie keine Antwort erhielten, begannen sie zu weinen. Sie legten sich auf den Boden, auf Brust und Bauch, in die zottige Schwüle des Teppichs, stützten den Kopf in die Hände und begannen zu weinen. Weinten lange, lange. Weinten fröstelnd, zitternd. Dann schliefen sie ein.

Als die Abenddämmerung schüchtern und mit sterbenden Lichtern durch die Räume strich, kam der Wärter und klingelte mit den Schlüsseln. Da sah er die Leisetreter, wie sie mumiendürr dalagen, einer neben dem anderen. Sie erwachten nicht. Nur einer unter ihnen, das war der siebente und der hatte wohl am meisten gelitten, strampelte mit den Gummischuhen und zerrte an dem eigelben Atlas und hauchte zum letztenmale:

„Das ist ja unsere liebe alte Frau Kunst, unsere liebe alte. . liebe alte. .“

Dann schwieg auch er.



Kritik.

Romane und Novellen.

Maximilian Schmidt, Der Prälatenschatz. (Regensburg, Habbel.) Sogenannte Volkserzählungen haben ja mit der Litteratur nicht viel zu schaffen. Da jedoch der Verleger anderer Meinung zu sein scheint und das Buch zur Besprechung eingesandt hat, so mag er auch unsere Meinung darüber hören: Ob das Buch als Volkserzählung etwas taugt, können wir nicht sagen; wir können es nur vom litterarischen und künstlerischen Standpunkt aus beurteilen, und von diesem aus angesehen taugt es ebensowenig und ebensoviel wie die andern Sachen des Herrn Hofrates Maximilian Schmidt. Um deutlicher zu sein: Schmidt hätte das Zeug gehabt, *wirkliche* Waldlergeschichten zu schreiben anstatt seiner Salonwaldler; so und so viele Kleinigkeiten in seinen Schriften verraten den echten Dichter. Aber er hat es vorgezogen, für den berühmten Mittelstand, der gerettet werden soll, d. h. für den sich Volk schelten lassenden Litteraturmob sein reiches Talent zu verschleudern. Da nun diese Spezies von Lesern grundsätzlich Surrogate dem Echten vorzieht, brachte Schmidt Sentimentalität statt tiefen Gefühls, Wirtshausspäße statt Humors, Moritaten statt echter Tragik, und das in einem Jargon, der weder Dialekt noch Hochdeutsch ist. Wenn Schmidt die künstlerische Energie besitzen sollte, mit seiner Familienblatttradition zu brechen, wenn er auf alle bei diesem „Volk“ wirkenden Effekte zu verzichten den Mut hat, wenn er uns dann eine *wirkliche* Volkserzählung beschert, kurz, wenn er aus dem Genre Deffregger zu dem Genre Leibl sich aufschwingt, dann wollen wir gerne die Ersten sein, diese That anzuerkennen, dann stehen wir keinen Moment an, ihm den Titel zuzuerkennen, den ein Familienblatt ihm anzumaßen die Geistreichigkeit hatte, den Titel eines „süddeutschen Reuter“.

J. M. Hofmiller.

Dichter-Ehe. Roman von **Franz Wichmann.** (Leipzig, Robert Claußner.) Da hört denn doch alles auf! — Auf einen schönen Leim bin ich gekrochen, als ich die „Dichter-Ehe“ kaufte. Das ist ja ein unheimliches Blech! Und diesen „Franz“ habe ich in Verdacht gehabt, daß er ein Mitarbeiter und Mitkämpfer sei, weil er

— — — ja, ich weiß selbst nicht mehr, warum ....

„Dichter-Ehe!"

Ich hatte mir soviel darunter vorgestellt; das Ringen und Kämpfen und Leiden eines „Dichters".

Prostemahlzeit! Wenn nur wenigstens der Stil einigermaßen genießbar wäre! Ein Schriftsteller, der etwas auf sich hält, sollte sich doch schämen, solche Redensarten zusammenzuschmieren, wie sie in der „Dichter-Ehe" zu finden sind.

„Röte und Bläſſe wechselten wie Ebbe und Flut auf ihren Wangen."

Man bedenke diesen wahnwitzigen Blödsinn.

„Die ominöse Leiter, es war eine hölzerne Treppe mit breiten Stufen, ward an die Kulisse getragen, an der Bruno Herzer stand und wo sich die Zuschauer das Fenster denken sollten."

Wer einen solchen verdummelten, verlodderten Stil schreibt, hat keinen Anspruch mehr, kritisiert zu werden; auf den fällt die Lächerlichkeit.

Ja ja, es stimmt, Herr Wichmann, wie Sie selbst sagen:

— — „Eitelkeit und Ruhmsucht sind zwei gefräßige, unersättliche Raubtiere, deren Hunger nur um so mehr wächst, desto (!) fettere Bissen man ihnen vorwirft."

Es ist eine Schande, daß solche „Romane" gedruckt und verkauft werden. Auf jeder Seite muß man sich ärgern über diesen verdummelten Quartanerstil und über den abgeschmackten Inhalt.

Noch eins: weiter als bis zu Seite 160 bin ich nicht gekommen; da schmiß ich den Schmöker in die Ecke.

Dr. Traugott Pilf.

Sibirische Erzählungen von O. O. (Leipzig, Duncker & Humblot.) Eine ganz prächtige Novellensammlung, die sich irgend einem Buche Maupassants oder den asiatischen Novellen Gobineaus getrost vergleichen darf. Wir haben dieses Buch mit wachsendem Entzücken ganz durchgelesen und dann geschwind wieder vorne angefangen und ein zweites und drittes Mal diese originellen Skizzen immer noch origineller und lesenswerter gefunden. Es thut einem so wohl, einmal aus unserm europäischen Horizont herauszukommen, in eine ganz andere Art von Leben hinein, in eine härtere, wildere, bösere Zone, wo die Triebe ungebändigter hausen, die Leidenschaften farbiger und pittoresker sind. Das ist es ja, was uns die Novellen Mérimées, einzelne Stücke von Maupassant, Turgenjew ꝛc. so anziehend macht: sie gestatten uns, den Menschen in ursprünglicheren, wilderen Verhältnissen zu beobachten, sie werfen Blitze in dunkle, uns unverständlich gewordene Partien unseres Lebens, sie zeigen uns den Menschen nackt, muskulös, unverzivilisiert. Und wie wohl es einem erst thut, in einem Band von 300 Seiten kein Wort von dem himmelblauen Unsinn zu lesen, den wir „Liebe" zu benamsen pflegen, kein Wort von dieser widerwärtigen Sentimentalität, die daran schuld ist, daß unsere moderne Ehe ein so peinlich lächerlicher Aspekt ist. Hier finden wir durchweg „die in die Natur zurückübersetzte Liebe. Nicht die Liebe einer „höheren Jungfrau!" Keine Senta-Sentimentalität! Sondern die Liebe als Fatum, als Fatalität, cynisch, unschuldig, grausam — und eben darin Natur!"

Dafür erfahren wir andere Dinge von Sibirien: der Verfasser wird nicht müde, vom sibirischen Urwald zu erzählen, von der Taiga, die dem entflohenen Vagabunden gehört, von Sonne und Mond, die nur ihm darin geleuchtet, von silbernen Bergströmen, die nur ihm gerauscht, von silberschimmernden Bergen und blühenden Thälern, wo die Vögel heller jubeln als sonstwo, wo die bunten Schmetterlinge in den warmen Lüften schweben, die Käfer in heißer Mittagsstunde träumend schwirren, die Blumen, die einen großen duftenden weichen Teppich bilden. „Du siehst, wie sich die Blumen bunt färben und wie aus den Fichtenstämmen das Harz langsam quillt, das wohlriechende, klare Harz, das

sie dem Herrgott in der Kirche räuchern...."; Hirsch, Fuchs, Wolf und Bär sind die Genossen des Flüchtlings; die herbsüßen, schwarzen Faulbeeren, Pilze und Wurzeln seine Nahrung; die ganze große ungeheure Taiga sein Dach.

Und wie sie alle leben, die Gestalten dieser sibirischen Erzählungen: die Goldwäscher-Maruscha mit der rotgoldenen Mähne und den grünlich schillernden Augen; der arme Nikita, der halb in Fieberträumen nach seinem geliebten Taurien sich sehnt: „Weihnachten ist nahe. Die Sonne scheint hell und warm ... Süße Festkuchen in der Hata ... bunte Feierkleider auf den Straßen ... frohe Lieder überall ... Und erst der Sommer: Der Weizen mannshoch, ein wogendes Goldmeer; in den Gärten rote Äpfel, auf den Bergesabhängen süße Trauben; weich und warm weht die Luft herüber vom Meere. Ach — Taurien! Taurien!..." Da ist der alte Gefängnisstammgast, der in jedem Frühjahr ausbricht und in jedem Herbst wieder an die Gefängnisthüre klopft und sich meldet: „Da bin ich wieder, der Vagabund Mitri Maurin, faßt mich ein, um Gottes und aller Heiligen willen! ich verhungere, ich erfrier draußen." Er kriegt seine Portion Stockhiebe aufgezählt, und er bleibt, bis er im Frühjahr wieder ins Grüne entwischt. Man lese die prächtige Geschichte, wie er an einem Sonntag aus der Unruhigen-Abteilung des Irrenhauses herüberkommt ins Zimmer, wo die unschädlichen Irren musizieren. Er schüttelt ungeduldig die Löwenmähne und lacht spöttisch auf. „Mattes Gewinsel das," sagt er barsch, „und süßes Gegirr. Zahm wie ihr selbst!" Und nun singt er und besingt wieder die Taiga, seine Taiga:

Ohn' Szepter in der Hand,
Ohn' Purpurgewand,
Bin ich König im Land!
Ho—i—joh!

Und die Taiga mein Schloß,
Und der Sturmwind mein Roß,
Und der Blitz mein Geschoß!
Ho—i—joh!

Und mein Thron jeder Stein,
Und im Waldbach mein Wein,
Und mein Koch-Gott allein!
Ho—i—joh!

Genug! Wir würden den ganzen Raum für unsere Begeisterung verbrauchen. Lest es selbst, ihr werdet an all diesen Verbannten, an den Jakuten und Burjäten und Tungusen eure Freude haben. Die „sibirischen Erzählungen" sind eine der wertvollsten Publikationen des Jahres 1894. Wir machen aufs nachdrücklichste auf diese vorzüglichen Novellen aufmerksam.

J. M. Hofmiller.

A. v. Falstein: Das Eulennest (Leipzig, Franz Wagner). — Es ist schwer, die Stimmung zu analysieren, mit der man dieses Buch aus der Hand legt: kein Unterhaltungsroman, denn es ist durchaus nicht unterhaltend im herkömmlichen Sinne; auch kein moderner Roman, denn Psychologie, Handlung, Charaktere, Technik und Sprache sind alt, veraltet, fast schablonenhaft; und doch kein wertloses Buch, das man mit Bedauern über den Zeitverlust zur Makulatur werfen könnte. Es erinnert in Vorzügen und Schwächen an die kleineren französischen Novellisten: Sauber gemacht, keine grellen Töne, kein aufdringliches Fortissimo, aber ein wenig matt orchestriert, und die Weise ist alt ... Die Figuren tragen alle jene vor 30 Jahren für vornehm gehaltene Glätte zur Schau, vor der wir Heutigen so kalt vorübergehen; denn nur schonungslose Porträts, intimere Beobachtung, feinere Technik sind nach unserem Geschmack. Was gar die Handlung anlangt: wie wenig interessiert uns das noch, was ehemals unter diesem Worte verstanden wurde: sie ist uns nur ein Accidens, ein Nebenbei, Mittel zum Zweck. Was endlich die Sprache betrifft, so haben wir einen gründlichen Haß auf alle abgegriffenen Worte, die nichts sagen, nichts malen, nichts greifbar, körperlich machen. Wir raten dem gewiß begabten Verfasser (oder der Verfasserin?), viel Jacobsen zu lesen, bei dem er alles lernen kann, was ihm jetzt noch fehlt. J. M. Hofmiller.

Ein gefallener Prophet von **Adolf Paul**. (Paris u. Leipzig, Verlag von Albert Langen.)

Eine merkwürdige Dichterindividualität offenbart sich in diesem Buche. „Adolf Paul ist — wie uns der Verleger in seinem Geleitworte berichtet — in Schweden geboren. Den größten Teil seiner Jugend und seines Lebens verbrachte er in Finnland. Dort ging er auf die Schule und absolvierte das Gymnasium. Er wurde Ökonom und verwaltete ein Jahr lang ein kleines finnisches Landgut. Dann ging er nach Helsingfors, wo er während drei Jahren das Konservatorium für Musik besuchte. Mit sechsundzwanzig Jahren kam er nach Deutschland. Er setzte seine Musikstudien fort, zuerst privatim in Weimar, dann in Berlin, wo er seit fünf Jahren lebt. Erst hier fing er an zu schreiben, zunächst Korrespondenzen für Zeitungen seiner Heimat. Sein erstes Werk: „Das Buch eines Menschen" wurde in Schweden publiziert. Ihm folgte eine Reihe Bücher: „Rippernovellen", „Herr Ludwigs", „Alte Sünden", „Blindekuh", die teils in Schweden, teils in Norwegen veröffentlicht, teils konfisziert wurden, teils unbeachtet blieben. Aber Adolf Paul ließ sich nicht entmutigen. Er wagte im Gegenteil sein Talent auf ein fremdes Litteraturgebiet und wurde deutscher Schriftsteller. Die vorliegenden Novellen sind von ihm in deutscher Sprache geschrieben"; den Lesern der „Gesellschaft" ist Adolf Paul als deutscher Schriftsteller kein Fremdling. Er veröffentlichte im Aprilheft 1893 unserer Zeitschrift eine geistvolle Analyse von Strindbergs „Gläubigern", im Oktoberheft desselben Jahres eine Skizze „Das Majestätsverbrechen" und im Oktoberheft 1894 die äußerst fein gearbeitete Skizze „Angst". — Seine Entwicklung scheint sich, von der realistischen Naturauffassung ausgehend, nach der Richtung des Symbolismus zu bewegen; wenigstens sind in seinem neuesten Novellenbande alle Realitäten, als Landschaft, Natur und menschliche Charaktere, nach Art der Symbolisten in Stimmungen aufgelöst. Da der Dichter aber, trotzdem er sein Haupt in die Wolken erhebt, mit den Füßen doch immer auf der Erde stehen bleibt, so gewinnen seine Erzählungen jenen wunderbaren Zwielichtreiz und jene „Traumrealität", die, wenn sie nicht gemacht und nicht erzwungen erscheint, immer wieder verwandte Saiten in der Menschenbrust erklingen machen wird. Wenn wir auch für gewöhnlich derbere Kost fordern und nicht wünschen möchten, daß unser deutsches Schrifttum, das eben erst auf dem Boden gesunder Realität zu erstarken beginnt, sich in die Sphärenmusik symbolistischer Syrenenlieder verflüchtige, so kann man auch dieser Kunstrichtung eine gewisse Berechtigung nicht absprechen, da sie nach neuen Tönen und Farben sucht, das heißt im letzten Grunde uns eigentlich nur die Sinne schärfen will für die feineren Nuancen der Daseinserscheinungen. H. M.

Fedor von Zobeltitz: Der kleine Pastor und andere Novellen. (Dresden und Leipzig. E. Piersons Verlag.)

Zobeltitz ist ein gewandter und unterhaltender Erzähler. Von den drei in dem Bändchen vereinigten Novellen „Der kleine Pastor", „Eine frivole Idee" und „Zwei Küsse", ist die erste, die dem Buche den Namen gab, entschieden die bedeutendste. Sie schildert die Kämpfe eines auf orthodoxem Standpunkt stehenden, aber nicht in den Satzungen des Konsistoriums verknöcherten Pastors mit seiner Gemeinde, respektive mit einigen tonangebenden Gemeindegliedern. Dazwischen spielt ein zärtliches Liebesidyll. Einzelne Figuren sind sehr hübsch charakterisiert und machen, trotz einiger romanhafter Ausschmückungen, den Eindruck, daß sie dem Leben abgelauscht sind. Jedenfalls steckt hinter der Studie „Der kleine Pastor" ein ernstes Wollen, das über den gewohnten Kreis der Unterhaltungslektüre hinaus und zur Schilderung lebenswahrer Charaktere und zeitbewegender Fragen durchdringen möchte.

Und dieses Wollen berührt sympathisch, selbst wenn man den Autor noch im Banne der älteren Schablone befangen sieht und ihn in keiner Weise zu den „modernen“ zählen kann. H. M.

Lyrik und Epos.

Ein Primaner-Proletarier und andere soziale Seelen-Dramen von **Peter Merwin**. (Leipzig: Wilhelm Friedrich.)

Pessimistische Gedichte von **Peter Merwin**. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.)

Peter Merwin, der den Lesern der „Gesellschaft“ kein Unbekannter ist, muß als ein ganz eigenartiges Poetentalent bezeichnet werden. Er ist eine eckige, knorrige, aber kräftige Natur, und seine künstlerische Art läßt sich vielleicht am besten mit jenen in starken, ungelenken Strichen gehaltenen, aber in ihrer derben Wahrhaftigkeit doch so wirkungsvollen altdeutschen Holzschnitten vergleichen, deren naive aber kräftige Stichelführung wir noch heute bewundern. Glätte der Form geht Merwin völlig ab. Seine „Seelendramen“ schreibt er in freien Reimpaaren mit vier bis sechs Hebungen und ziemlich willkürlich eingestreuten Senkungen. Dabei wendet er den Apostroph fast über Gebühr an und läßt ihn nicht nur Endvokale, sondern, wenn es sein muß, mit der größten Kühnheit ganze Silben verschlucken. Auch im Reime zwingt er manchmal sehr spröde und widerspenstige Silben zum Zusammenklang. Dadurch erhalten seine Verse einen harten, hölzernen Charakter. Diese äußere, formelle Härte wird aber oft durch urwüchsige und äußerst treffende Bilder aufgewogen, so daß die Härte des Verses die Stimmung manchmal geradezu vermehrt; ein andermal mag aber auch wieder ein unfreiwilliger Buschvers mit unterlaufen, der den Ernst der Situation gefährdet. — Das erstgenannte Bändchen enthält zwei größere Dichtungen, die in Form von Monologen oder Selbstbetrachtungen abgefaßt sind, und die der Verfasser als „Seelendramen“ bezeichnet. Beide Dichtungen: „Ein Primaner-Proletarier“ oder „Nicht zu gebrauchen“ und „Ding-Mensch“ sind seinerzeit in der Gesellschaft zum Abdruck gekommen, und der Leser erinnert sich vielleicht, wie der Dichter im „Primaner-Proletarier“ in treffenden Zügen die Hohlheit unserer Gymnasialerziehung aufdeckt und mit greller, aber auf der Palette der Wahrheit gemischten Farben, die Tragödie eines jungen Menschen schildert, der trotz seiner „guten Erziehung“ für den Lebenskampf in keiner Weise ausgerüstet ist, und trotz seiner verzweifelten Anstrengungen, als ein Mensch, der zu nichts zu gebrauchen, elend zugrunde geht. Der Dichter legt hier die Hand an eine brennende Wunde unserer Zeit.

In seinen „**Pessimistischen Gedichten**“ herrscht der Zug ins Grauenhafte vor. Fast die Hälfte der Gedichte sind — Kirchhofsscenen, Gespensterballaden und Totentänze. Auch hier erinnert er an altdeutsche Maler-Vorbilder, — und zwar nicht nur durch den Stoff, sondern auch durch den etwas wilden grotesken Humor, wie er besonders auch dem älteren Holbein eigen ist. Natürlich sind solche Bilder nicht nach jedermanns Geschmack, und wer sie, gemalt oder gedichtet, genießen will, der muß über starke Nerven verfügen. Auch hier verbindet sich das Ungelenke, Hölzerne der Form manchmal sehr glücklich mit dem Inhalt. Es ist einem, als ob man ein altes, verschollenes Buch aufschlage mit absonderlichen, längst vergessenen Geschichten. Dabei aber verfällt der Dichter niemals in sogenannte Altertümelei, oder in Stilvolligkeit. Nein, er redet, wie ihm der Schnabel gewachsen, und es geht sogar ein ganz moderner, stark sozialer Zug durch seine Gedichte — aber es sieht eben doch alles aus wie altes Pergament oder wie vergilbte Holzschnitte.

H. M.

„**Nichts!**“ **Reimklänge** von **Sigmar Mehring** (Berlin, Rosenbaum & Hart). — Wir hätten auf das ganze Geklingel gerne verzichtet, auch auf die an

sich nicht übten Übersetzungen, wenn mehr Gedichte vom Schlage des vorzüglichen Dialektpoems „zu Holteis 70. Geburtstage“ zu finden gewesen wären. In dem Genre mehr, Herr Mehring, und Sie sollen unseres Dankes und unserer Anerkennung versichert sein! Dieses eine Gedicht wiegt all das andre elegante Geklapper und Geplapper auf! J. M. Hofmiller.

Professor Karl Schrattenthal in Preßburg ist ein unermüdlicher Forscher auf dem Gebiete der Frauenlitteratur. Sein Buch „Die deutsche Frauenlyrik der Gegenwart“ (Leipzig, Karl Naumburg) ist nicht nur des reichen Materials wegen ein vorzügliches Buch zu nennen, sondern vor allem auch deshalb, weil es von einem feinen, kritischen Geist zeugt, der scharf das Gute vom Schlechten zu trennen weiß. Allerdings werden viele Damen, die mit fliegenden Locken und der Dichterfeder in der Hand angestürmt kamen, bitter enttäuscht sein, daß sie gar nicht gelobt wurden, und diesem Umstande mag es auch zuzuschreiben sein, daß Schrattenthals Frauenzeitung, jetzt Schrattenthals Rundschau, unter den dichtenden Frauen nicht jene Verbreitung gefunden hat, die ihr gebührt.

Doch nicht von Schrattenthals Verdiensten um die Frauenlitteratur der Gegenwart soll die Rede sein, sondern von Schrattenthal, dem Talententdecker. Vor einigen Jahren entdeckte er die Volksdichterin Katharina Koch aus Ortenburg in Oberbayern, und nun liegt vor mir eine von ihm herausgegebene Auswahl aus Poesien der preußischen Volksdichterin Johanna Ambrosius. (Preßburg u. Leipzig, Heckenasts Nachf. Rudolf Drodtleff. 1895.)

Johanna Ambrosius lebt als Gattin eines Kleinbauern in Groß-Wersmeninken in Ostpreußen in den ärmsten Verhältnissen, welche für die Person der Dichterin noch durch fortwährende Krankheit verschlimmert werden. Dieser Umstand bringt es mit sich, daß sich durch alle ihre Gedichte eine tiefe Wehmut, eine geheime Trauer ziehen, die oft zu ergreifendem Ausdruck kommen. Aber sie giebt sich keiner Verbitterung, höchstens hie und da einer leisen Selbstironie hin, sie findet immer wieder Trost in der Natur, in ihrer Arbeit, ihrer Dichtung und in den Augen ihrer Kinder. Statt aller weiteren Lobsprüche mögen hier ein paar Beispiele Platz finden.

Zuflucht.

Ich hab' den Himmel angerufen,
Ich hab' die Erde angefleht,
Sank nieder vor des Altars Stufen
Im heißen, brünstigen Gebet.

Ich rief dem Wald zu: „Hab' Erbarmen
Und fühle du den heißen Schmerz.“
Umschlang den Fels mit meinen Armen
Und preßt' ihn wimmernd an das Herz.

So bin in namenlosem Jammer
Gewandert ich von Ort zu Ort,
Da schloß ich ein mich in die Kammer
Und fand den Trost in Gottes Wort.

Jetzt bin ich endlich inne worden,
Daß Leiden heilig, wer es kennt,
Und ob mir alles Glück gestorben,
Ich weiß, daß nichts von Gott mich trennt'

Die Magd in Trauer.

Sie lachen mich aus, weil ich, eine Magd,
Um den Liebsten Trauer trage,
Daß ich des Nachts, wenn keiner mich braucht,
Seinen Tod, den jähen, beklage.

Mein zusammengeflicktes schwarzes Kleid
Giebt Anlaß zu heiteren Scherzen;
Was kümmert mich der äußere Tand,
Ich trauere ja mit dem Herzen.

Sie schelten meine bebende Hand,
Weil sie nicht wie sonst so geschwinde,
Ach, wüßten sie, wie die Fremde thut
Dem armen verlassenen Kinde.

Sie heben ihr Hündchen sich auf den Schoß
Und fragen, was ihm wohl fehle,
Und lochen doch fort aus meiner Brust
Die von Gott geschaffene Seele.

Möge das Buch, dessen Reinertrag dazu bestimmt ist, dem Sohne der Dichterin das Studium zum Lehrer zu ermöglichen, viele Abnehmer finden. Mögen sich edle Menschen finden, die nach Kräften das Los der armen Poetin erleichtern. Hier wäre auch wieder einmal Gelegenheit geboten, daß sich der Staat seiner verdammten Pflicht und Schuldigkeit besänne.
Karl Bienenstein.

Soziale Litteratur.

Carl Marfels: Die wahre Ursache der schlechten Zeiten. (Berlin, Kühl. 1894. 46 S.)

Es gehört heute sozusagen zum guten Ton, ein Buch zur Lösung der sozialen Frage geschrieben zu haben. Eine tiefere Absicht ist auch in vorliegender Schrift kaum zu entdecken, denn sie enthält nichts als eine nochmalige und nicht einmal allzu geschickte Breittretung der Henry George'schen Ideen, und da dieser große Kalifornier eigentlich nur eine Idee hat, die er in allen seinen Werken zu Tode quält: Die Verstaatlichung des Grund und Bodens, so kann man sich denken, daß der wissenschaftliche Inhalt vorliegender Broschüre nicht allzu epochemachend ist. Wenn wenigstens die Methode wissenschaftlicher wäre, dann könnte man, da sie doch einmal mit der Prätension eines wissenschaftlichen Werkes auftritt, die Hauptpunkte der Marfels'schen — Pardon! Henry George'schen Schrift kühl diskutieren. Leider läßt sich dies nicht immer behaupten. Sie zerfällt in fünf Abschnitte: „Die Ursache der häufigen Handelskrisen, die schlechten Zeiten und ihre Entstehung, die Arbeitslosigkeit und ihre wahre Ursache, was verursacht den niedrigen Verdienst der Erwerbsthätigen?, die Lösung der sozialen Frage auf friedlichem Wege." Allzuschwer macht sich Verfasser die Beweise seiner Behauptungen nicht; wo ihm die Luft ausgeht, beruft er sich einfach auf die Behauptungen Henry Georges, und wer's nun nicht glaubt, zahlt einen Thaler. Er beschreibt beispielsweise das Glück eines reichgewordenen Schöneberger Millionenbauern und fährt dann fort: „Dieser außerordentlichen Macht, welche mit dem Privateigentum an Grund und Boden verknüpft ist, weist Henry George nicht allein die Schuld an dem niedrigen Stand des Arbeitslohnes und des Zinses nach, sondern es beweist dieser scharfsinnige und logische Denker auch in unanfechtbaren Beispielen und Deduktionen, daß allein diesem Landmonopol die fortwährenden scharfen Krisen zuzuschreiben sind, mit der in ihrem Gefolge befindlichen widerspruchsvollen Erscheinung, daß Hunderttausende... keine Beschäftigung . . . finden können, obwohl es gleichzeitig bei Millionen . . an Produkten fehlt." Wie sich nun im Kopf eines Henry-George Apostels der Verlauf einer Krise spiegelt, beschreibt er dann in einigen Zeilen mit rührender Naivität: Die Ladenmieten kriegen plötzlich den Einfall zu steigen — woher, erfährt man nicht — und zwar solange, bis ein Geschäft pleite ist, seine Arbeiter entläßt, dadurch (indem die Arbeitslosen nun als Konsumenten ausfallen!) auch andere Geschäfte lahm legt und sofort über die ganze Kulturwelt hin, bis die Mieten wieder sinken oder Lohn und Zins sinken oder die Industrie produktiver und deshalb (?) zum Zahlen der gestiegenen Mieten fähig und bereit ist. Diese Ausführung nimmt nach fünf Seiten Klagen über die schlechten Zeiten nicht ganz den Raum einer Seite ein; dann nennt Verfasser das Kapitel „Die Ursache der häufigen Handelskrisen" und beruft sich im nächsten Kapitel darauf, daß er als diese Ursache den Privatbesitz von Grund und Boden „auf Grund der Forschungen Henry Georges" aufgedeckt habe. Mit ähnlicher Fingerfertigkeit wird derselbe Umstand dann in den weitern Kapiteln als Ursache der übrigen angeführten Mißstände nachgewiesen, und das Werk gekrönt durch einen fast fünf Seiten langen Anhang von „Aussprüchen berühmter Männer über die Ungerechtigkeit (!) des Privateigentums an Grund und Boden," mit Plinius anfangend und mit dem „berühmten" (?) C. von Helldorf-Baumersrode schließend. Die mindestens als historisches Durchgangs-Stadium notwendige und deshalb gerechtfertigte Institution des Privateigentums an Grund und Boden ist dem Verfasser und seinem Meister ebenso unbegreiflich, wie die Erkenntnis, daß man mit Appellen an das Gerechtigkeitsgefühl keine praktische Sozialpolitik treiben kann, weil der Rechtsbegriff keinen bestimmten materiellen Inhalt hat, sondern nur ein

wechselndes Herrschaftsverhältnis anzeigt und alle Sozialpolitik schließlich auf die ökonomischen Kämpfe sozialer Interessengruppen hinausläuft. Die ganze Theorie Henry Georges und der übrigen Bodenreformer beruht auf einem kolossalen Mißverständnis der ökonomischen Struktur unseres verkehrswirtschaftlichen Systems, auf dem mangelnden wirtschaftsgeschichtlichen Verständnis, daß es die geldwirtschaftliche Warenproduktion ist, die den Zerfall der produzierenden Kräfte in eine Unternehmer- und eine Lohnarbeiter-Klasse geschaffen hat, und daß die Schäden dieses Zustandes zu annullieren unter Beibehaltung ihrer charakteristischen Kriterien (Geldwirtschaft, freie Konkurrenz, Privatproduktion) die Republik mit dem König an der Spitze begehren heißt, wie Platter einmal sagt. Indem ich zum Schluß den Verfasser darauf hinweise, daß er Kapital mit Produktionsmitteln identifiziert, während Marx ausdrücklich sagt, sie seien „an sich so wenig Kapital, wie Gold oder Silber an sich Geld ist (III b 319 u. a., ähnlich Rodbertus), daß er durch Ethisierung des Marxismus den fundamentalen Unterschied des wissenschaftlichen und utopischen Sozialismus verwischt, und daß sein Einwand gegen den Sozialismus (pag. 29) grade von diesem gegen den Antisemitismus gemacht wird, als welcher sich mit moralischem Vorwurf gegen Personen wendet, statt das ihre Handlungsweise bestimmende Prinzip zu bekämpfen, gebe ich ihm den Rat, künftig nicht abfällig über wissenschaftliche Richtungen zu urteilen, von denen er — mit Verständnis wenigstens — kein einziges Buch gelesen haben kann. Heinz.

Dr. Ernst Fr. Wyneken: „Der sozialistische Zukunftsstaat oder die Verstaatlichung der Produktionsmittel." Band XIX, Heft 6 der Zeitfragen des christlichen Volkslebens. (Stuttgart, Chr. Belser'sche Buchh., 1894.)

Wenn man ein Buch beurteilen will, so ist es nützlich, sich einmal Zweck und Absicht anzusehen, in der es geschrieben wurde. Dieselbe ist hier klar ausgesprochen: Es handelt sich — wieder einmal — „um die Frage, ob der sozialistische Zukunftsstaat denkbar, das heißt als ausführbar zu denken sei". Vom Standpunkt dieser Absicht aus hat das Büchlein natürlich seinen Zweck verfehlt, aus dem einfachen Grunde, weil die Fragestellung verfehlt ist. Es giebt keinen sozialistischen Zukunftsstaat, darüber kommt Herr Wyneken mit allem Raisonnement nicht hinweg, und wenn er es noch hartnäckiger als ‚Wortklauberei' brandmarkte. Soll man es denn immer wieder ausposaunen: Im Gegensatz zu allen andern Parteien — und auch im Gegensatz zum utopischen Sozialismus der St. Simon, Fourier, Owen — ist die Sozialdemokratie die einzige, die prinzipiell für die ungehinderte Entwickelung eintritt, und nicht dieselbe abzulenken oder aufzuhalten sucht ideologischen Idealen zu Liebe, deren Zweckmäßigkeit und Ausführbarkeit lediglich in der subjektiven Überzeugung wurzelt. Von einem uferlos stromabwärts Treibenden kann man vielleicht verlangen, daß er Strudel und Untiefen möglichst glücklich zu passieren sucht, aber niemals, daß er genau angebe, in welcher Lage sein Boot sich eine Stunde später befinden werde, oder gar ihn für die Richtung verantwortlich machen, in der er dahin gerissen wird. Indem Verfasser nun überdies den Unterschied zwischen ‚Staat' und ‚Gesellschaft' nicht einzusehen vermag, und infolge dessen die späteren Stadien der ökonomischen Entwicklung in den (doch von der Gestaltung der ökonomischen Verhältnisse abhängigen!) Staatsbegriff unseres konstitutionellen kapitalistischen Klassenstaates hineinpreßt, gelangt er konsequent zu dem ungeheuerlichen Begriff des heutigen Staates als wirtschaftlichen General-Unternehmers, mit Schutzzoll, Monopol und ähnlichen schönen Dingen. Daß und warum die Sozialdemokratie gerade den Staatssozialismus energisch als unklare Begriffsverwirrung bekämpft, scheint Verfasser nicht

zu wissen, ebensowenig wie er die bereits internationale gesellschaftliche Produktionsweise der amerikanischen Trusts kennt. Auf diesem Grundmißverständnis, diesem Versuch, die ökonomische Gestaltung künftiger Dezennien in politische Formen von heute, also in Schöpfungen kapitalistischer Ökonomik, hineinzupressen, beruhen die meisten späteren Irrtümer des Buches, auf die wir im einzelnen nicht weiter eingehen wollen. Die unglaubliche Unklarheit seines Ideals einer „Versozialisierung der Produktionsmittel auf dem Boden der Privatwirtschaft" (!), die schließlich auf eine Art staatliche Verpachtung mit Gewinnbeteiligung der Arbeiter hinausläuft, bedarf keines näheren Eingehens, ebensowenig die theoretische Auseinandersetzung mit der Marx'schen Werttheorie*) an der Hand der Stiebeling'schen Broschüre: „Das Wertgesetz und die Profitrate". New-York, 1890. Wenn man mit den beiden Herren „den Mehrwert . . als Profit faßt; also m — p", dann erlaubt solch kühnes quid pro quo freilich alles zu beweisen, was man Lust hat. Seine Irrtümer mag der Verfasser aus dem inzwischen erschienenen Band III des ‚Kapital', Abschnitt 1—3, berichtigen und in Engels' Vorrede zugleich seine und Herrn Dr. Stiebelings Kritik nachlesen.

Anerkennen müssen wir, daß der Verfasser der sozialistischen Bewegung vorurteilslos gegenübertritt und sich redlich bemüht hat, den wissenschaftlichen Grundlagen derselben gerecht zu werden. Eine grobe Ungezogenheit, die er sich energisch verbitten möge, sind die Fußnoten der Schriftleitung, die sich in Angst um ihre loyale Gesinnung bemüßigt fühlt, dem Text an allen irgendwie heiklen Stellen Begleitbemerkungen hinzuzufügen, wie: „Das ist wohl zu viel behauptet", „Dies ist wohl nur cum grano salis zu verstehen", „Das ist doch kaum ernst zu nehmen" u. s. w., wodurch das Schriftchen den Eindruck eines wohlwollend korrigierten Primaner-Aufsatzes annimmt. Heinz.

*) Ich möchte die Gelegenheit benutzen, um den Verfasser sowie Interessenten unter den Lesern der „Gesellschaft" auf den glänzenden Artikel von W. Sombart: „Zur Kritik des ökonomischen Systems von Karl Marx" im laufenden Quartalsheft von Brauns „Archiv f. soz. Gesetzg. u. Stat." zu verweisen.

Frauenbewegung.

Die deutschen Frauen und der Bismarckkultus. Zeitgemäße Betrachtungen von Gräfin Gisela von Streitberg.

Die Verfasserin der vorliegenden kleinen Schrift macht es sich zur Aufgabe, den einseitigen Kultus, der gegenwärtig mit der Person des ersten Reichskanzlers getrieben wird, als eine dem wahren Patriotismus widerstrebende Verirrung darzustellen.

Insbesondere hebt sie die Gedankenlosigkeit der deutschen Frauen hervor, die in Huldigungsfahrten nach Friedrichsruh und allerhand anderer bisher streng verpönter Nachahmung männlichen Auftretens einer geräuschvollen und jedenfalls höchst unklaren Begeisterung für den eisernen Kanzler Ausdruck verliehen haben.

Denn jede nähere Betrachtung der Person Bismarcks — so weist die Verfasserin nach —, seiner gelegentlichen Aussprüche, seines Briefwechsels mit Näherstehenden, und zumal seiner staatsmännischen Wirksamkeit, legt es klar an den Tag, daß für den großen Neubegründer Deutschlands die Frauen leider nur Menschen zweiter Güte, ewig minderjährige Geschöpfe sind, deren soziale Stellung er niemals zu heben getrachtet hat.

Ein lehrreicher Überblick wird über die Stellung der Frau in Deutschland und in andern vorgeschrittenen Ländern geworfen, und mit Mahnworten ernstesten politischen Inhalts schließt das kleine, aber gedankenschwere Werkchen ab.

Wir halten die Abhandlung für eine der geistvollsten aus der Feder der eigenartigen Schriftstellerin und können ihr zu derselben nur aufrichtig Glück wünschen.

Der gesunde Grundgedanke des Ganzen

der in seiner Einfachheit und treffenden Wahrheit geradezu überraschend wirkt, ist in ebenso lebendiger als gerechter und sachlicher Weise zur Sprache gekommen.

Überall zeigt sich volle Würdigung der „hoch hervorragenden Geistesgröße" unsers berühmtesten Staatsmannes; sein Verhältnis zu den Frauen wird sehr geschickt durch seine eigenen Äußerungen gekennzeichnet, und den gründlich studierten geschichtlichen Thatsachen ist nirgends Zwang angethan.

Auch unterläßt es die Verfasserin nicht, auf Bismarcks schönen Herzensverkehr mit den Frauen seiner Familie aufmerksam zu machen, der in so seltsamem Widerspruche mit seinem abfälligen Urteile über die Allgemeinheit der Frauen steht. Die Belegstellen, durch die „sie Personen aus des Fürsten Umgebung, so z. B. Graf Herbert, des großen Mannes kleinen Sohn charakterisiert, sind vortrefflich gewählt.

Wenn die Abhandlung auch mit Wärme die einmal gewonnene Überzeugung vertritt, so meidet sie doch vollständig die Einseitigkeit und Parteilichkeit der Tendenzschrift.

Umsomehr befremdet es uns daher, daß der Herr Referent der Leipziger Zeitung sie kürzlich zu einer solchen stempeln und damit geringschätzig abthun wollte.

Wir sind allerdings vielmehr geneigt, seine von sichtlichem Übelwollen getragene Kritik als eine „Tendenzschrift" zu bezeichnen.

Denn abgesehen von einigen andern Entstellungen, ist auch das nicht richtig, was Herr W. Sm. über den politischen Parteistandpunkt der Verfasserin behaupten möchte. Sie tritt, wie bisher immer, so auch hier für die Frauenrechte als solche, nicht für eine einzelne, politische Partei in die Schranken und warnt im Gegenteil vor allem kleinlichen Parteihader im Interesse der Einigkeit und Brüderlichkeit.

So berechtigt, ja geboten es ist — zumal für eine so ausgeprägte Persönlichkeit, wie diejenige der Schriftstellerin — einen bestimmten, politischen Standpunkt einzunehmen, so unberechtigt ist es, mit ihr über denselben hadern zu wollen, noch ehe sie ihn genannt hat.

Was wir an den letzten Seiten ihres Büchleins auszusetzen haben, wäre höchstens, daß zu flüchtig und auf zu kleinem Raume eine Fülle der brennendsten sozialen Fragen unserer Zeit angeregt wird, deren Erörterung uns in dieser Fassung nicht befriedigen kann, da wir sie uns nur in dem Rahmen eines größeren wissenschaftlichen Werkes denken können und ersehnen.

M. Sch.

Vermischte Schriften.

Die fünfte Auflage von Meyers Konversationslexikon hat mir in ihren letzterschienenen Bänden (VI und VII) zu keinerlei Ausstellung Veranlassung gegeben. Der Gesamteindruck, wie das Ergebnis einzelner Stichproben, die Prüfung der Abbildungen u. s. w. sind in hohem Maße befriedigend. Die eindringende Ausführlichkeit, die dem Lebenswerk der großen Geisteshelden, namentlich unserem Goethe gewidmet wird, verdient besondere Anerkennung. Vielleicht wäre zu überlegen, ob es nicht den Gebrauch des Buches fruchtbarer und bequemer machte, wenn bei der nächsten Auflage die größeren Artikel aus der Geistes- und Naturgeschichte, soweit sie zeitliche und streitige Gegenstände behandeln, mit dem Verfassernamen unterzeichnet würden. Man orientiert sich kritisch leichter, wenn man sofort weiß von wem die Darstellung herrührt. Gerade wir Modernen, die wir die Mißhandlung der Wahrheit in der deutschen Publizistik seit bald einem Menschenalter am eigenen Leibe erlebt haben, haben selbst in vornehmen Kreisen der Presse das Mißtrauen noch nicht ganz überwunden. X.

Encyklopädisches Handbuch der Pädagogik. Herausgegeben von W. Rein in Jena. (Langensalza, Hermann Beyer u. Söhne.) Erster Band, fünfte Lieferung à 1 Mark.

Das Werk hält sich auf der Höhe. Ab-

schnitte, wie die über Beschäftigung, Beschäftigungsspiele, geographische Bilder u. dgl. sind durchaus vom modernen Geiste erfüllt. Die statistischen Ausweise über die Besoldung der Volksschullehrer werden dereinst ein Denkmal von unseres Reiches Schande bilden. Hie und da stört ein entbehrliches Fremdwort, z. B. „Fixierung der Berechtigung." XYZ.

Die Entartung der Mannesschönheit. Von Emmy Rossi. Berlin, J. Harrwitz. 47 S.

Inhalt: Begriff der Mannesschönheit — Wirkungen der Mannesschönheit — — Historische Männerschönheiten — Entartung der modernen Mannesschönheit — Ursachen der Entartung. Nur die femme de quarante ans kann derartiges bieten. Derartiges, d. h. soviel wahres und schneidiges, ohne im Sensationellen hängen zu bleiben. Manches ist fabelhaft einseitig und ungerecht, wie immer, wenn sich das temperamentvolle Weib ehrlich über den Mann erhitzt. Anderes wieder so die Sache im Kern treffend, daß man stutzt und bewundert. Es sind keine Gardinenpredigten, über die man mit Lachen oder Brummen oder Achselzucken hinwegkommt. XYZ.

Eckermann. Gespräche mit Goethe, herausgegeben von A. v. d. Linden. Zweite Auflage. 3,20 Mk. (Leipzig, H. Barsdorf.) — Diese neue Ausgabe, die sich durch ihre Billigkeit empfiehlt, bringt einige erläuternde Anmerkungen und ein Namen- und Sachregister als willkommene Zugabe.

Egmont. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen von Joh. Wolfgang von Goethe. Schulausgabe, besorgt von Dr. W. Buchner. (Essen, G. D. Bädeker.) 80 Pf. — Der Herausgeber hat sich die Sache sehr leicht gemacht. Die Einleitung orientiert über den geschichtlichen Hintergrund, bringt aber keine selbständige Würdigung des Stückes. Die Anmerkungen sind mehr als dürftig und hätten folglich ganz wegbleiben können.

Goethes Briefe. Mit Einleitungen und erklärenden Anmerkungen, herausgegeben von Adolf Voigt. (Leipzig, Karl Fr. Pfau.) Erster Band, erste Lieferung. 50 Pf. Vollständig in etwa 50 Lieferungen. — Die Ausgabe will alle Geschäftsbriefe beiseite lassen und nur die für den Menschen und Dichter wichtigen Briefe bringen. Die Ausgabe ist zu begrüßen, da die Weimarer Ausgabe den minder Bemittelten unerschwinglich und ihre Anordnung für den Laien unbequem ist. Anmerkungen enthält die erste Lieferung nicht. Sie stehn wohl am Ende jedes Bandes.

Bei H. Barsdorf in Leipzig erschien die 3. Auflage von Ferdinand Lassalle. Ein litterarisches Charakterbild von G. Brandes. Die neue Auflage ist unverändert. Ich glaube nicht, daß das mit Brandes Einwilligung geschieht. Es macht einen merkwürdigen Eindruck, daß der Verleger im Vorwort mitteilt, es sei bei „verschiednen zuständigen Autoritäten" angefragt, ob nicht das neu zutage geförderte Material bei der neuen Auflage verarbeitet werden müßte. Die Entscheidung darüber hätte doch allein dem Verfasser zugestanden. Morgenstern.

Otto Erich Hartleben: Goethe-Brevier, Goethes Leben in seinen Gedichten. 400 pp. (München, Karl Schüler. Gbd. M. 5.—.)

Seitdem der Amerikaner Cooper bei seinem Aufenthalt in Deutschland das zur Zeit des höchsten Goethekultus bemerkenswerte Urteil gefällt hat: gegen Schiller betrachtet, mache ihm die Goethe'sche Lyrik den Eindruck eines ästhetischen Theeabsuds — ist viel Wasser den Rhein hinunter gelaufen, und auf die Generation der Goethe-Schwärmer und Goethe-Verächter ist das bemerkenswerte Geschlecht der Göthe-Philologen getreten, jene lustigen Maulwürfchen im samtenen Gelehrten-Schlafrock, welche ihren großen Leichnam aus Weimar durchschnüffeln und durchbohren und manches stinkende Läppchen, duftende Zötchen und zotende Xenchen zu Tage gefördert haben.

In Weimar selbst kommen dann die kleinen Totengräber jedes Jahr zusammen, schwärmen die jeweilige Landesfürstin an und wiederholen im dumpfen Chor, daß Goethe wahrhaftig der Größte aller Deutschen gewesen ist. Demnächst waschen sie ihren großen Leichnam, bedecken die Schamteile und nun geht es an das Hauptgeschäft: Beratung der Kastrationen, welche an dem nächsten Goethe-Band der monumentalen Ausgabe vorgenommen werden müssen. Alle werden sie gutgeheißen. Aus den Scheiden fliegen die Messerchen und schmunzelnd nähern sie sich dem großen Leichnam, aus dem sie die häßlichen, geilen Fleischstückchen entfernen; schmunzelnd allen voran jene feinblinzelnden und -schielenden Goetheaner, deren Verwandtschaft mit dem Stamme Levi ihnen eine gewisse Fertigkeit im Beschneiden sichert. Und dies ist das Argument, welches der feierliche Chorage mit dunklem Gurgeln vorträgt: Ist Goethe wirklich der Größte aller Deutschen, dann muß er auch der Sittlichste aller Deutschen sein. Muß Goethe der Sittlichste aller Deutschen sein, dann muß er kastriert werden. Nun ist aber Goethe wirklich der Größte aller Deutschen. Also wird er kastriert. —

Die Zahl der Goethe-Schwärmer ist heute recht gering. Beweis: daß die Philologen seinen Leichnam bearbeiten. Wo diese Maulwürfe ihre Haufen werfen, wächst keine zarte Blume mehr. Außer Hartleben und Bierbaum kenne ich keinen ausgesprochenen Goethe-Verehrer unter den Jüngern, d. h. keinen, der aus ihm für die Gegenwart Nahrung saugt. Die Zeit ist diesem großen Natur-Poeten nicht günstig. Der Mensch, dessen rätselhaftes Sphinx-Gesicht uns mit seinen süßen Verbrecheraugen und unerforschlicher Gier heute unheimlicher denn je entgegenstarrt, nimmt unser ganzes Interesse gefangen. Nicht die Blümlein auf der Wiese oder das Rauschen unter den Bäumen. Harmlosere mögen sich daran begnügen. — Aber Hartleben that, was er einzig in diesem Fall thun konnte, er stellte den ganzen Goethe wieder her. Alle in den übrigen Ausgaben unterdrückten Stellen, das „Tagebuch", einzelne „römische Elegieen" und „venezianische Epigramme" wird man hier wieder in der unverstümmelten Fassung lesen können. Und ein über dem Text fortlaufender, einzeiliger, biographisch-kritischer Kommentar orientiert uns historisch. — Gott, es wird ein großes Geschrei werden! Und die Juden werden heulen: den Grimm haben wir kastriert. Den Goethe kastrieren wir jedes Jahr in Weimar. Wir wären zu den anderen Buchstaben auch fortgeschritten. Nun kommt dieser Hartleben und stellt die sämtlichen von uns kastrierten Stellen in einem Band zusammen. Die deutsche Sittlichkeit, in der wir jetzt machen, um unsere Reputation wiederherzustellen, die „ethische Kultur", die wir verbreiten, um zu zeigen, was wir für edle Menschen sind, sie gehen in die Brüche und werden wieder germanisch! — Sogar der Ober-Sheriff der kastrierten deutschen Sittlichkeit, Herr Volckmar in Leipzig, hat aus dem Leipzig der Bordelle und Animierkneipen erklärt: er könne eine unkastrierte Goethe-Ausgabe nicht im Buchhandel vertreiben.

All' dies Geschrei und Geheul wird aber nichts helfen. Das Hartlebensche Buch wird gekauft werden. Seine kostbare Ausstattung wird es unter den deutschen Weihnachtsbaum bringen. Und der dionysische Goethe wird seine Freude haben an seinem dionysischen Hartleben.

München. Panizza.

Georg Ellinger: E. T. A. Hoffmann. Sein Leben und seine Werke. Hamburg und Leipzig, Leopold Voß. — Das Interesse an der deutschen Romantik scheint sich immer mehr zu verstärken. Vor kurzem erst erschien Just Bings Buch über Novalis, jetzt bringt Ellinger eine ebenbürtige Arbeit über Hoffmann. Das Buch ist in seiner schlichten, umsichtigen Art, die den ganzen Menschen erfassen will, den Beamten wie den Dichter, den Musiker wie den Maler, eine der erfreu-

lichsten Erscheinungen innerhalb der deutschen litteraturgeschichtlichen Produktion, die in der letzten Zeit an einem Übermaß von philologischer Stoffhuberei unheilbar erkrankt zu sein schien. Besonders muß darauf hingewiesen werden, daß Ellinger zum ersten Male den Musiker Hoffmann zu schildern und zu würdigen versucht. Den Menschen Hoffmann beurteilt Ellinger — und zum großen Teil gewiß mit Recht — wesentlich günstiger, als es bisher geschehn. Es ist schwer, ihm darin bestimmt zu widersprechen. Er hat gewiß darin recht, daß die meisten, die über Hoffmanns Leben berichtet haben, gar nicht imstande waren, ihn zu würdigen. Aber hin und wieder bin ich doch das Gefühl nicht los geworden, als ob Ellinger zu viel als Klatsch über Bord geworfen hätte. Das sind jedoch Kleinigkeiten. Eine unschätzbare Eigenschaft hat jedenfalls das Buch: es versteht, Freunde zu werben. Eine bessere Empfehlung kann man schließlich keinem litteraturgeschichtlichen Werke mit auf den Weg geben. Pausanias.

Zur Pflege des Familiensinnes von Anna Nitschke. Vortrag, gehalten im Breslauer Handwerkerverein. (Guhrau, Reg.-Bez. Breslau, Verlag von Max Lemke.)

Aus dem kleinen Schriftchen der feinsinnigen schlesischen Dichterin mutet es uns an wie Heimweh. Ja, der Familiensinn ist etwas schönes, und wo er noch vorhanden, da mag er mit den von Anna Nitschke angegebenen Mitteln des gegenseitigen Duldens und sich in einander Einlebens gefestigt und erhalten werden. Aber leider spricht die Verfasserin heutzutage für die Mehrzahl der Menschen — arm oder reich — von einem verschlossenen Eden, von einem versunkenen Paradies. Das moderne Leben reißt die Familie auseinander und wird auch den Familiensinn unerbittlich und stetig immer mehr zerstören, bis eine neue Weltordnung dereinst — wie wir hoffen — neue Verbände schaffen wird und neue Sammelstätten, die die Menschheit der Zukunft wiederum in ihrem Fried' und Ring vereinigen werden.

H. M.

Napoleon I. und die Frauen. Von Frederic Masson. Deutsch von O. Marschall von Biberstein. (Schmidt & Günther, Leipzig). Daß schon die 3. Auflage der Übersetzung dieses Werkes vorliegt, zeugt für den unzerstörbaren Zauber, den alles, was nach Napoleon schmeckt, heut noch auf die Erinnerung der Menschen, auch in Deutschland, ausübt. In der That, niemand, der für die gewaltigste Heldenerscheinung und Genieverkörperung den „Korsischen Parvenu" noch Empfänglichkeit bewahrte, darf dies Buch ungelesen lassen. Hier und da mag Masson etwas zu weit gegangen sein, das Allermeiste aber ist unwiderleglich und entspricht nur unsern eigenen, lange vorher bekundeten Auffassungen und Studien. Von dem gemeinen Klatsch, der sich an seinen Namen heftete, bleibt nichts übrig, als die vorübergehenden naiv-harmlosen Schäferstündchen mit beliebigen Hofdirnen. Das Ergötzlichste ist aber, Napoleon sozusagen als Anhänger und Vertreter der Monogamie zu finden; denn die beiden Frauen, die er am meisten geliebt hat, und die allein je Einfluß auf ihn gewannen, waren seine beiden Ehegattinnen. Diese beiden schönen Seelen, die legendäre Josefine und die relativ noch etwas achtbarere Marie-Louise, scheinen einander würdig. Über die Erbärmlichkeit der letzteren konnte ja nie ein Zweifel sein, aber über Josefine haben auch wir uns lange noch Illusionen gemacht. Wir stimmen jedoch heut völlig mit Masson überein, der kein gutes Haar an ihr läßt; nur hätte er ihre Gutmütigkeit gelten lassen sollen. Keine dieser Frauen, auch nicht die romantische Polin Walewska, hat Napoleon wahrhaft geliebt. Letztere heiratete, während der große Mann, von dem sie Mutter geworden war, auf St. Helena schmachtete. Über Marie Louises prinzeßliche Gemeinheit ziehen wir einen Schleier; die Aristokratin Josefine starb doch wenig-

stens an Kummer über Napoleons Fall, was Masson geflissentlich verschweigt. Die Einzige aber, die Napoleon aufrichtig geliebt zu haben scheint und ihm ihre stille Ergebenheit bewahrte, war jene große Unbekannte, die auch heut nur noch als „Madame X" genannt wird, eine kleine Bürgerliche. — Napoleon räumte den Frauen keinen äußeren politischen Einfluß ein, an seinem Hofe duldete er keine Maitressenwirtschaft. Doch sein zärtliches Gemüt wurde ihm oft genug in Lebenskrisen verhängnisvoll. Aber was werden die Anhänger der Lanfrey-Taineschen Nörgeleien zu all diesen unanfechtbaren Dokumenten sagen, die ihren Banditen Bonaparte zu einem allzu weichherzigen Gemütsmenschen stempeln? Die giftige Klatschbase Remusat, aus deren Lügenbuch die meisten ihre Weisheit schöpfen, haben wir selbst schon wiederholt mit verdienten Fußtritten beehrt; herzerfreuend wirkt die vernichtende Anspielung Massons auf sie, die er nicht nennt, und die Motive ihres Grolls, die wir längst ohne Scheu aussprachen. Ja, umsonst versuchen alle Lumpe und Schufte, sich „Übermenschen" nach ihrem Bilde zu formen. Karl Bleibtreu.

Kaiser Wilhelm — Künstler oder Dilettant? Eine ernste Mahnung an die Zeitgenossen. Von Quidam. (Amsterdam, Verlag von Aug. Dieckmann.) — Der Monarch hat ebensogut das Recht, in der oder jener Kunst zu dilettieren, wie jeder andere Sterbliche; ja noch mehr, die Nation darf sich sogar freuen, wenn der Herrscher die Künste liebt. Verderblich aber ist es, wenn ein gekrönter Dilettant, von seinem Herrscherrechte Gebrauch machend, sich persönlich die letzte Entscheidung in öffentlichen Kunstfragen vorbehält und vermöge der ihm zur Seite stehenden Macht in offenem und hartnäckigem Widerspruch mit der allgemeinen und wohlbegründeten Ansicht der berufenen Fachmänner seine Dilettantenmeinung durchzusetzen weiß. Unter solcher Bevormundung muß die Kunst zugrunde gehen. Dies ist im Wesentlichen der Gedankengang der kleinen, ruhig geschriebenen Broschüre, die, an den „Sang an Ägir" anknüpfend, das Verhalten des Kaisers der Kunst und den Kunstfragen gegenüber beleuchtet. R. R.

Ferdinand Neubürger, Rußland unter Kaiser Alexander III., sowie die Politik und Aufgaben Nikolais II. (Berlin, Driesner). — Die Meinung eines Mannes, der die Dinge in der Nähe gesehen hat: ob er deswegen auch immer scharf und richtig sah, ist eine Frage für sich; doch so viel ist sicher, daß er sich bemüht hat, getreu und gewissenhaft zu schildern. Der Verfasser geht zurück bis auf Alexander II., dessen politische Maßregeln, besonders die Bauernemanzipation, sehr eingehend behandelt werden. Einen Angriffskrieg Rußlands auf Deutschland hält der Verfasser, ebenso wie den umgekehrten Fall, für ausgeschlossen, da keiner der beiden Staaten ein Interesse daran haben kann, durch Eroberung noch neue nicht assimilierte Provinzen zu den bereits vorhandenen sich aufzuhalsen; Rußland wird ohnehin mit seinen Polen, Balten rc. nicht fertig; ähnlich liegt der Fall für Deutschland. Für Rußland wäre überdies ein Krieg das Signal zu unabsehbaren Revolten im Inneren. Der neue Kaiser hat genug zu thun, wenn er in seinem Lande reformieren will. Wenn er reformieren will, was einstweilen noch eine Frage ist, trotz des Freudengeschreis einzelner deutscher Zeitungen.

Die Hauptaufgabe, die der junge Kaiser nach der Ansicht des Verfassers zu lösen hat, sind folgende: 1) Abschaffung der Dreifelderwirtschaft, sowie der alle drei Jahre erfolgenden Neuverteilung der Äcker. Der Bauer muß lernen, seinen Boden rationell zu bewirtschaften, um ihn dazu zu veranlassen, darf der Boden nicht Kollektiveigentum sein, sondern er muß ihm gehören; ferner: Aufhören des unsinnigen Abholzens; 2) Abschaffung der übermäßig zahlreichen Feiertage; 3) rücksichtslose Züchtigung der bestechlichen Be-

amten; 4) vor allem Einschränkung des Schnapssaufens; 5) Neuorganisierung der Rechtspflege; 6) allgemeine Schulpflicht, Unentgeltlichkeit des Unterrichts; 7) ein einigermaßen anständiges Preßgesetz; 8) energisches Auftreten gegen den sogenannten heiligen Synod, Reform der orthodoxen Kirche; 9) Reduktion des russischen Heeres als Signal einer allgemeinen europäischen Entwaffnung.

Wir teilen diese Vorschläge mit, ohne ein Urteil über ihre Ausführbarkeit fällen zu können. Die Broschüre wird, so sehr lesenswert sie ist, nichts nützen: In Rußland wird sie von vornherein nicht gelesen und bei uns in Deutschland höchstens von einem Dutzend Redakteure, die drei Leitartikel aus ihr machen.

J. M. Hofmiller.

Französische Litteratur.

Alphonse Daudet: „La petite paroisse." Moeurs conjugales. (Paris, Lemerre.)

Wenn Daudets letzterschienene Bücher, vor allem der lendenlahme schmachtlappige Roman „Rose et Ninette", die Befürchtung erwecken konnten, daß auch dieser hervorragende Lebens- und Sittenschilderer mit seinem Latein so ziemlich zu Ende und auf dem Punkte angelangt sei, mit vollen Segeln in das breite Fahrwasser der reinen Unterhaltungsbelletristik einzulenken, so liefert das vorliegende Werk den erfreulichen Beweis, daß diese Befürchtung grundlos war. Die „petite paroisse" ist ein tüchtiges Lebensbuch, das den Werken aus der besten Schaffensperiode Meister Daudets nicht unwürdig zur Seite steht. Der Untertitel und das dem Roman vorgesetzte Motto: „jaloux n'a paix ne soir ne matinée" lassen erkennen, welchen Stoff der Autor seiner Arbeit zu Grunde legte. Die Art aber, wie dieser Stoff behandelt ist, läßt Daudets ernstes Bemühen erkennen, ein Buch zu schreiben, das über das Niveau der landläufigen Ehebruchslitteratur himmelhoch hinausstrebt. Der Ehebruch als solcher bildet hier nur ein Moment von nebensächlicher Bedeutung, er dient lediglich als Mittel zum Zweck, als Ausgangspunkt für eine an feinen psychologischen Zügen reiche Untersuchung über die mannigfachen Regungen, die der Treubruch der Frau in der Seele des Mannes werden und wachsen läßt. Die Ausführungen des Autors gipfeln darin, daß die Eifersucht erst lebendig wird, wenn die echte Liebe bereits tot ist. Nicht betrogene Liebe, sondern verletzter Stolz und beleidigtes Ehrgefühl, die beide im krassesten Egoismus wurzeln, sind die treibenden Faktoren, die im Herzen des Mannes das Verlangen rege werden lassen, seinen heißen Rachedurst im Blute der Treulosen zu kühlen. Deshalb protestiert Daudet auch mit aller Entschiedenheit gegen das brutale „tue-la", ein Wort, das dem betrogenen Mann ein Recht auf Befriedigung seiner Rache geben möchte. Er ergreift vielmehr lebhaft die Partei derjenigen, die, dem Zuge ihres Herzens folgend, die lästige eheliche Fessel abzustreifen sucht, und wenn er auch nicht gerade die Freisprechung der vor der öffentlichen Meinung Schuldigen beantragt, so will sein beredtes Plaidoyer zum mindesten der in kinderloser Ehe lebenden Frau, die den Gatten, der es nicht verstanden hat, ihr Herz zu erobern, verläßt, die Zubilligung mildernder Umstände erwirken.

Napoléon Mérivet, der Gründer und Patron der „Petite Paroisse", gehört zu den wahren Weisen, die durch den Irrtum hindurch zur Wahrheit gelangt sind. Seine Frau hat ihm dereinst ausreichende Gelegenheit gegeben, alle Qualen der Eifersucht auszukosten. Dank der tröstlichen Zusprache eines von echter Menschenliebe beseelten Priesters hat er sich indessen zum Frieden durchzuringen vermocht, er war mit der Zeit dahin gekommen, der Frau, die ihn gequält und elend gemacht hatte, mit allerbarmendem Mitleid zu gedenken, und al die Treulose in seinen Armen ge-

storben war, stiftete er zum Gedächtnis seiner wunderbaren Errettung eine Kirche, um seinen beladenen und mühseligen Mitmenschen eine sichere Zufluchtsstätte, vor allem aber, um denen, die in ihrem ehelichen Leben Schiffbruch gelitten haben, den Trost zu bieten, der auch ihn einst aus der dunkelen Nacht des Zweifels und des Irrtums befreit hatte. Dem menschenfreundlichen Mérivet, der darauf brennt, ein Versuchsobjekt für sein Rettungsexperiment zu finden, kommt es ganz gelegen, daß sein Freund Fénigan in seinem Eheleben just dieselben Erfahrungen machen muß, die er gemacht hat. Fénigan hat zum Entsetzen seiner Mutter, die in ihrer egoistischen Liebe das Herz des Sohnes mit keiner anderen teilen will, ein Mädchen aus dem Findelhause geheiratet, das ihn zum Dank für seine edle That betrügt und mit dem jungen Prinzen von Olmütz auf und davon geht. Fénigan tobt und wütet wie ein Rasender, er beschuldigt seine Mutter, daß sie durch ihre Lieblosigkeit an seinem Unglück schuld sei und zeigt sich dem tröstlichen Zuspruch Mérivets, dessen gefühlsduselige Rederei ihm auf die Dauer unerträglich wird, ganz und gar unzugänglich. Allein, was der Religion nicht gelingen will, das bringt die Zeit langsam aber sicher zustande. Der radiate Fénigan weiß zum Glück nicht, wo sich das Liebespaar aufhält, und ist so genötigt, seine Rache zu verschieben, dadurch erhält er aber ausreichende Gelegenheit, zur Ruhe und inneren Sammlung zu kommen, wobei die Erkenntnis in ihm aufdämmert, daß Mérivet im Grunde so unrecht nicht habe. Und als dann seine Mutter ihm die von ihrem Verführer verlassene Lydie wieder zuführt, schließt er die Treulose gerührt in seine Arme und beschließt, das Vergangene zu vergessen und an der Seite der Wiedergewonnenen ein neues Leben zu beginnen. Der Umwandlungsprozeß, der sich in der Seele des Mannes vollzieht, ist in seinen einzelnen Phasen mit feinster psychologischer Kunst und untrüglicher Lebenskenntnis geschildert, wie die Charakterzeichnung überhaupt vortrefflich und lebenswahr ist, nur Charlexis, der jugendliche Verführer, der trotz seiner achtzehn Jahre ein Ausbund von Gemeinheit und Gewissenlosigkeit ist, gehört zum Schlage jener Phantasiegeschöpfe, die man nur in Romanen anzutreffen pflegt, und das Tagebuch, das von dem Denken und Fühlen des liebenswürdigen Jünglings erbauliche Kunde giebt, ist zwar eine stilistische Meisterleistung ersten Ranges, die dem Sprachkünstler Daudet alle Ehre macht, allein ein menschliches Dokument ist es ganz und gar nicht, und kein Mensch wird es dem Autor glauben, daß die geistfunkelnden Bemerkungen, die es enthält, aus dem Kopfe und der Feder des braven Charlexis stammen. Daß diese „Petite Paroisse" im übrigen vorzüglich geschrieben und reich an prächtigen Detailschilderungen ist, versteht sich bei einer Arbeit Alphonse Daudets von selbst.

Weniger glücklich ist J. H. Rosny mit seiner Seelenstudie „Renouveau", die er bei Plon, Nourrit & Co. in Paris erscheinen ließ. Auch in diesem Roman handelt es sich in der Hauptsache darum, die Eifersucht mit ihren Ängsten und Qualen psychologisch zu analysieren. Die Sache läßt sich im Anfange auch verheißungsvoll genug an; es spricht sich ein tüchtiges Können und ein kühner Wahrheitsdrang in der Art und Weise aus, wie uns Rosny den Johannistrieb des achtundvierzigjährigen Dehancy schildert, auch der Seelenkampf des verliebten Witwers, der in seinem ältesten Sohne den begünstigten Nebenbuhler zu sehen vermeint, ist menschlich wahr und überzeugend gemalt, allein je weiter man liest, desto mehr erlahmt die Teilnahme, vor allem, weil dieser Sohn, der das Liebesglück des Vaters aus rein materiellen Interessen zu stören sucht, nicht allein eine höchst unsympathische, sondern auch eine total verzeichnete Figur ist, deren Einführung von verhängnisvollster Bedeutung für den Roman geworden ist.

Etienne Richet: Aimer. (Brüssel, Kistemaeckers.)

Noch ein „roman passionnel“, der uns von der Liebe Leid und Lust erzählt. Der Band enthält die Tagebuchaufzeichnungen eines jungen Mannes, der eingedenk des Tennyson'schen Wahrworts: „'t is better to have lov'd and lost — than never to have lov'd at all“, viel und leidenschaftlich geliebt hat, der aber als moderner Seelenanalytiker darüber auch nicht versäumte, fleißig in sich hineinzuschauen, um seine Gefühle fortlaufend unter psychologischer Kontrolle zu halten. Dieser seelische Rechenschaftsbericht, der den Inhalt des Romans bildet, beweist, daß sein Verfasser ein kluger Kopf ist und das Herz auf dem rechten Fleck hat. Es ist ein besonderes Verdienst dieses neuesten Beitrages zur Psychologie der modernen Liebe, daß er sich frei von jeglicher spitzfinderischer Grübelei und Mätzchenmacherei hält. So einfach und natürlich wie die Seelenvorgänge an sich, so ungekünstelt und schlicht ist auch die Analyse, die erkennen läßt, daß kein steifleinener Pedant, sondern ein temperamentvoller Poet die Feder geführt hat. Alles in allem: ein Buch, das prächtig unterhält und reich an geistvoller Anregung ist.

Mit Hector Malots Erzählung „Amours de vieux“ (Paris, Flammarion) gelangen wir zu der reinen Unterhaltungsbelletristik, zu deren talentvollsten Vertretern Malot gehört. Wie alles, was aus der Hand des fruchtbaren Fabulierkünstlers hervorgeht, bringt auch der vorliegende Roman eine hübsch erdachte Geschichte mit anständig gezeichneten Charakteren und fesselnder Darstellung. Malots Ehrgeiz hat sich stets darauf beschränkt, sein Publikum gut zu unterhalten, und dieser Aufgabe entledigt er sich hier mit demselben Gelingen wie bisher.

Dem ausgesprochenen Unterhaltungszweck dient auch der archäologische Roman, den Jacques Fréhel unter dem Titel „Tablettes d'argile“ bei Plon veröffentlichte. Und was für diese, im alten Assyrien und Ägypten spielende Erzählung gilt, das gleiche gilt auch für den modernen provençalischen Dorfroman, den der allzu fleißige Georges Beaume unter dem Titel „Les Amoureux“ im gleichen Verlage erscheinen ließ.

Yann Nibor, der gefeierte Sänger des seefahrenden Volkes, der in seinen Matrosengeschichten in Vers und Prosa ein eigenes litterarisches Genre geschaffen und zu meisterhafter Vollendung herausgebildet hat, bietet uns in seinen „Nos matelots“ (Paris, Flammarion) wieder eine prächtige Sammlung seiner naturfrischen, warm empfundenen Dichtungen. Nibor ist kein Kunstdichter, sondern ein schlichter Seemann, der von den kleinen und großen Ereignissen, deren Zeuge er in seinem Berufsleben gewesen, in naivem Naturton und köstlicher Lebenstreue erzählt und gerade dadurch einen Erfolg erzielt, um den ihn seine, in allen technischen Künsten wohlerfahrenen Brüder in Apoll beneiden können. Mit Recht rühmt Loti an den Gedichten seines Litteratur- und Berufsgenossen, daß sie „sentent bon le sel, le goudron et le vent du large“. Den hübsch ausgestatteten und von Bourgain, Couturier, Deyrolles, Gind und Kauffmann ausprechend illustrierten Band eröffnet ein warm gehaltenes Vorwort aus der Feder Jules Claretie's.

Von dem großen geschichtlichen Sammelwerk, das Imbert de Saint-Amand unter dem Kollektivtitel „Les femmes des Tuileries“ bei Dentu in Paris erscheinen läßt, gelangte soeben als dreißigster Band „La révolution de 1848“ zur Ausgabe. In Ausführung des bekannten Guizot'schen Wortes: „vous voulez du roman? que ne vous adressez-vous à l'histoire?“ hat sich der Autor bemüht, die Geschichte Frankreichs im 18. und 19. Jahrhundert unter steter Berücksichtigung des Einflusses, den die Frauen auf den Gang der Zeitereignisse hatten, zu schreiben. Wie die früheren Bände besticht auch der vorliegende durch die Verve des Vortrages und die eigenartige Anschauungsweise Saint-Amands.

„L'Alsace-Lorraine et l'armée française" von Lucien Nicot und P. de Pardiellan (Paris, Dentu) ist ein recht harmloses und unbedeutendes Elaborat, das der Sache des heiligen Chauvinismus, der es dienen will, wenig Nutzen bringen wird. Der erste Teil des Büchleins enthält die Biographien der Elsaß-Lothringen entstammenden Marschälle und Generäle der ersten Republik und des Kaiserreichs, während der zweite ein alphabetisches Verzeichnis der Namen aller heute in der französischen Armee dienenden Offiziere enthält, deren Wiege in den Reichslanden gestanden hat. Man darf es den Autoren aufs Wort glauben, wenn sie im Vorwort sagen: „notre bonne volonté est grande, proportionnée à notre haine pour tout ce qui est allemand" und braucht sich deshalb vor der fürchterlichen Drohung „la prochaine fois nous ferons encore mieux" doch nicht allzusehr zu fürchten.

In der bestbekannten, von der „Librairie de l'Art" herausgegebenen Sammlung der „Artistes célèbres" veröffentlichte E. Gadillot eine sorgsam gearbeitete Monographie, die das Leben und Schaffen Hubert Roberts, eines der geistvollsten unter den Meistern der französischen Malerschule des 18. Jahrhunderts, einer kritischen Untersuchung unterzieht. Die fleißige, von künstlerischem Feingefühl zeugende Arbeit entrollt uns ein übersichtliches Bild jener Bewegung, die die Wiederbelebung der Klassicität anbahnen half. Etwa 70 tadellos ausgeführte Reproduktionen der Hauptwerke des Meisters bilden den künstlerisch wertvollen Schmuck des sorgsam ausgestatteten Bandes. A. G—tze.

Bibliographie.

Vom 15. Februar bis zum 15. März sind bei der Schriftleitung der „Gesellschaft" folgende Werke eingegangen:

Die akademische Laufbahn und ihre ökonomische Regelung. Ein Wort an die Regierung und an die Volksvertretung. Von ***. — Berlin 1895, Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung.

Paul Alexander: Erdenglück. Märchendrama in 4 Akten. — Hamburg, Verlag von Jürgensen & Becker, 1895.

Willibald Alexis (W. Häring): Der Roland von Berlin. Vaterländischer Roman. Fünfte Auflage. — Berlin, Verlag von Otto Janke.

P. E. von Areg: Die rote Lies. Roman in zwei Bänden. — Mannheim, Druck und Verlag von J. Bensheimer, 1895.

H. Back: Der gewerblich-technische Unterricht in Lehranstalten der Nordamerikanischen Union. — Frankfurt a. M., J. D. Sauerländers Verlag, 1895.

Michael Bernays: Zur neueren Litteraturgeschichte. Schriften zur Kritik und Litteraturgeschichte von Michael Bernays. Erster Band. — Stuttgart, G. J. Göschensche Verlagshandlung, 1895.

Leopold Besser: Das der Menschheit Gemeinsame. Auch eine christlich-soziale Studie. Mit einem Anhang: „Ist die Welt Schein oder Wirklichkeit?" — Bonn, Verlag von Emil Strauß, 1895.

Dr. Erich Bischoff: Ein jüdisch-deutsches Leben Jesu. Geschichte Jesu von Nazareth, geboren im Jahre 3760 seit Erschaffung der Welt. — Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich.

A. v. Boguslawski: Vollkampf — nicht Scheinkampf. Ein Wort zur politischen Lage im Innern. — Berlin 1895, Verlag der Liebelschen Buchhandlung, Berlin SW., Dessauerstraße 19.

Rudolf Braune: Die goldene Freiheit. Roman aus dem thüringischen Bauernkriege. — Roßla (Harz), R. Braunes Verlag. Preis Mk. 3.—.

Otto Bütow: Die Weltordnung. I. Band: Geburt und Jugend der Menschheit. (Lieferung 5—8.) — Braunschweig, Druck und Verlag von Albert Limbach, 1895.

Corpsstudentische Betrachtungen. Von einem jüngeren A. H. — Cassel 1895, Verlag von Th. G. Fischer & Co.

Rudolf Damm: Heitere Geschichten aus meinem Leipziger Studentenleben. Dritte Auflage. — Leipzig, Verlag von Felix Simon, 1895.

Otto Elster: Unter dem Todtenkopf. Schauspiel in vier Aufzügen. — Braunschweig, Rauert & Rocco Nachf. (D. Janßen), 1895.

Georg Engel: Der Hexenkessel. Schauspiel in drei Akten. — Berlin 1894, Verlag des Bibliographischen Bureaus, Alexanderstr. 2.

Frankreich an der Zeitwende. (Fin de siècle.) Von ***. Hamburg, Ver-

lagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter).

Dr. med. Julius Friedländer: Spinoza, ein Meister der Ethik. Nach einem Vortrage gehalten in der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur in Berlin. — Berlin W. 30, E. R. Drehers Verlag, 1895.

Ludwig Fulda: Die Kameraden. Lustspiel in drei Aufzügen. — Stuttgart, 1895, Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung Nachfolger.

Dr. Norbert Grabowsky und seine reformatorische Bedeutung für die Menschheit. — Leipzig, Verlag des „Litterarischwissenschaftlichen Jahrbuchs“, Theodor Thomas, Thalstraße 13.

Kampf oder Kompromiß? „In medio virtus.“ — Versuch einer Lösung der sozialen Frage auf Grundlage des Kompromisses. — Dresden, Leipzig und Wien, E. Piersons Verlag, 1895.

Paul Knötel: Bilderatlas zur Deutschen Geschichte. Zusammengestellt und mit erklärenden Anmerkungen versehen. — Bielefeld und Leipzig, Verlag von Velhagen u. Klasing, 1895.

Dr. J. L. A. Koch (Direktor der Staatsirrenanstalt Zwiefalten): Das Nervenleben des Menschen in guten und bösen Tagen. Eine Schrift zur Belehrung, zu Rat und Trost. — Ravensburg, Verlag von Otto Maier, 1895.

W. Langenbruch: Graphologische Studien. Mit 128 Facsimiles. — Berlin und Leipzig, Verlag von Paul List.

Willy Oertel: Der Cylinderhut. Sein Leben, seine Thaten und Leiden, geschildert in Reim und Bild. Mit 64 Illustrationen. — Leipzig, Verlag von Felix Simon.

Professor W. Preyer: Ein merkwürdiger Fall von Fascination. — Stuttgart, Verlag von Ferdinand Enke, 1895.

Quidam: Kaiser Wilhelm — Künstler oder Dilettant? Eine ernste Mahnung an die Zeitgenossen. — Amsterdam, Verlag von Aug. Dieckmann, 1895.

Maximilian Rapsilber: James Pitcairn-Knowles. Ein Charakterbild aus dem modernen Kunstleben. — Berlin 1895, Verlag von Georg Siemens.

Naum Reichesberg: Sozialismus und Anarchismus. — Bern und Leipzig, Verlag von August Siebert, 1895.

Leon Riotor: Les Raisons de Pascalin. (5.—8. Lieferung.) — Edition du Mercure de France. — Paris, 15 rue de l'Echavdé-St. Germain.

Tamenaga Schunsui: Treu bis in den Tod. Historischer Roman aus Japan. Nach der Bearbeitung von Edward Grey und Schuitschiro Saito mit alleiniger Berechtigung ins Deutsche übertragen von Anton Hensel. — Stuttgart 1895, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger.

Valentin Traudt: Auf einsamem Pfad. Gedichte. Zweite vermehrte Auflage. — Zabern i. E., Druck und Verlag von A. Fuchs.

Adolf Wilbrandt: Die Osterinsel. Roman. — Stuttgart 1895, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger.

Heinrich Wilhelmi (Domprediger zu Güstrow): Strike und öffentliche Meinung. Ethische Erwägungen zur sozialen Frage. — Güstrow, Opitz & Co.

Erklärung.

Ich, die Umsturzvorlage, wenn Gesetz geworden, werde

A. in Bezug auf öffentliche Wohlfahrt

1. eine allgemeine, stetig wachsende Erregung gegen die bestehenden, staatlichen, gerichtlichen und kirchlichen Behörden, Körperschaften und Gewaltzustände überhaupt erzeugen,
2. die im Werden begriffene, vielfach noch zusammenhanglose, schwankende und unklare, anarchistische Bewegung klären, festigen und einigen,
3. die im Grunde klaren, aber auf der Oberfläche durch den Stillstand der führenden Kräfte versumpfenden, sozialistischen Bestrebungen frisch und stärker in Fluß bringen,
4. die selbständig fühlenden, bis jetzt noch an allmähliche Entwickelung glaubenden, aufgeklärteren Anhänger der alten Wirtschaftsordnung den

zu plötzlichen Umwälzungen geneigten Vertretern einer neuen Ordnung in die Arme treiben,

5. überhaupt die Klärung und Befriedigung der leiblichen Bedürfnisse des deutschen Volkskörpers, wie sie das geistige Leben der Zukunft erheischt, beschleunigen.

Ich bin daher von Jedem, der den ernsten Willen hat, an dem Umschwung der äußerlich haltlosen Verhältnisse der deutschen Gegenwart anfeuernd mitzuhelfen, aufs Wärmste zu begrüßen.

B. In Bezug auf Rednerei und Schreiberei, Flugschriftendruck und Zeitungswesen, Modelektüre und sonstigen Mißbrauch der Druckerpresse

werde ich Alles beim Alten belassen.

C. In Bezug auf Dichtung, Wissenschaft und Kunst

werde ich

1. die deutschen Dichter zwingen, die Welt, statt aus dem Geist des Lebens, aus dem Geist des Widerspruches anzuschauen,
2. die deutschen Denker zwingen, statt dem Dasein neuen Sinn zu geben, ihr Gehirn im Kampfe gegen alten Unsinn zu verbrauchen,
3. alle deutschen Künstler zwingen, statt Natur und junge Kraft zu offenbaren, der Menschheit ihre Unnatur und Unkraft vorzuhalten,
4. Deutschlands Dichter, Denker, Künstler zwingen, ihre Wahrheit durch Verstellungskünste an den Mann zu bringen, oder wenn sie das verschmähen, sich ins Ausland zu begeben,
5. Deutschlands Michelhaftigkeit der Welt und Zukunft gründlichst vor Augen führen.

Ich bin daher für Jeden, der die ernste Sehnsucht hat, dem deutschen Volke seine innere Beständigkeit und geistesherrliche Vergangenheit zu seinem und der Welt Wohl zu erhalten, aufs Tiefste zu bedauern.

Die sogenannte Umsturzvorlage.

Im Auftrag:
Richard Dehmel, Deutscher Weltbürger,
Pankow bei Berlin.

Verantwortliche Leitung: Hans Merian in Leipzig.
Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. Druck von Carl Otto in Meerane i. S.



M. C. dalla Grazia



Die heilige Vierbeinigkeit.

Von Thersites.

Die Sonne ist längst hinunter. Zwischen Himmel und Erde baumelt die dicke Spinne der Nacht, die langen, grauen Fäden der Dämmerung hinter sich herziehend, und durch die flatternden Maschen des Gewebes, das sie lose an die Turmspitzen und an die Dachrinnen der Stadthäuser geknüpft hat, schwirren mit geblähten Flügeln viele hundert Fledermäuse. Das heilige preußische Reich deutscher Nation, das über der Tabaksteuer und dem Antrage Kanitz eingenickt ist, atmet schwer unter der alleinseligmachenden Pickelhaube, und sein gurgelndes Schnarchen übertönt das laute Schluchzen einer einsamen Nachtigall, die, unbekümmert um die Gebote der hohen Polizei, im Fliederbusch unten am Flusse ihr Wehe! Wehe! in die veilchengewürzte Stille schmettert.

Was mag der garstige Vogel nur haben, daß er so gottserbärmlich wimmert und mit langgezogenen Klagelauten den süßen Gottesfrieden des deutschen Kirchhofs stört?

Horch! Plätscherte es nicht dort im Wasser?

Wahrhaftig! Es tropft, wie wenn einer dem Bad entsteigt. Und nun schnaubt es wie aus großen, weitgeöffneten Nüstern und schüttelt sich und stampft mit schweren Hufen ins taufeuchte Gras. Die Fledermäuse aber umkreisen es breitflüglig in dichten Scharen und schlagen Purzelbäume in der Luft und piepen ihm im Vorbeischwirren ein frommes Ave in die hängenden Ohren. Es aber glotzt einfältig aus großen, runden Augen in die preußische Finsternis, und ein verwundertes „Muh!“ entringt sich seiner schwabbeligen Kehle. Seine heilige Vierbeinigkeit, der Umsturzochse, begreift offenbar selbst nicht, warum ihn die Berliner herbestellt haben.

Herr v. Koeller aber weiß es. Das üppige Gras des freien Gedankens, das trotz Sense und Mähmaschine jahraus, jahrein auf der deutschen Wiese in wildem Durcheinander fortwuchert, ärgert sein ordnungliebendes Auge; die blauen Veilchen der Kunst, die ohne Paß und Hausierschein den Bach entlang ihr Unwesen treiben, duften seiner empfindlichen Nase viel zu würzig, und die Nachtigall des Elends, die allnächtlich im Fliederbusch wimmert, stört mit ihrem polizeiwidrigen Singen den Schlaf der gerechten Hausbesitzer. Darum hat er sich den Umsturzochsen verschrieben und die Fledermäuse beauftragt, ihn, während der dumme Michel schlafe, auf die große Wiese zu führen, damit er das üppige Gras auffresse, die blauen Veilchen zerstampfe und mit seinem dumpfen Gebrüll das Gewimmer der Nachtigall übertöne.

O Michel! Dummer deutscher Michel! Willst Du wirklich weiter schnarchen, ein schlaftrunkener Jünger am Ölberge, während Judas Ischarioth mit den römischen Kriegsknechten durch die Büsche schleicht, um Deinem Heiland den Verräterkuß auf die schuldlosen Lippen zu drücken? Siehe! Das jammervolle Schauspiel, das sie vor 1862 Jahren in Jerusalem aufführten, spielen sie heuer in deutschen Landen noch einmal. Wieder schleppen sie das Wort, das Fleisch ward, vor Kaiphas und Pilatus, und wieder beschuldigen sie den Unschuldigen im Namen ihrer scheinheiligen Moral. „Er hat Gott gelästert," tönt es aus dem Munde der Pharisäer heute wie vor zweitausend Jahren, wenn einer sich den Sohn Gottes zu nennen wagt. „Er hat des Kaisers Majestät beleidigt," schreien sie dem kaiserlichen Prokurator zu, so oft einer, seiner Menschenwürde bewußt, sein königliches Knie vor keinem irdischen Herrscher beugt. „Er hat den Ehebruch verherrlicht," kreischt der empörte Hause der verheirateten Maitressenhalter, sobald ein freier Geist es verschmäht, auf die Ehebrecherin, die viel geliebt hat, den ersten Stein zu werfen. „Er beschimpft das heilige Eigentum," zetert die ganze Gemeinde der jüdischen und christlichen Börsianer und Schlotbarone, wenn einer wähnt, man solle nicht Schätze sammeln, die der Rost und die Motten fressen und die Diebe stehlen. Und „Kreuzige, kreuzige ihn!" heult es wie vor 1862 Jahren: „Kreuzige ihn im Namen der heiligen Vierbeinigkeit, die da heißet Christentum, Monarchie, Ehe und Eigentum!"

Und schlau angedreht hatten sie es, die Fledermäuse des Reichstags, um die heilige Vierbeinigkeit aufs Trockene zu bringen. „Bitte ganz genau auf die Finger meiner rechten Hand zu achten," sagte der Taschenspieler, als er die Kugel in der Linken verschwinden ließ. „Entrüste Dich, Alldeutschland, über unsere Bismarckabstimmung," sprach das Centrum, während es in der Kommission Herrn v. Koeller die Umsturzvorlage in die Hände

spielte. „Geschwindigkeit ist keine Hexerei," sagte der Taschenspieler, als er dem erstaunten Publikum triumphierend den leeren Becher vorwies. „Seine Durchlaucht Fürst Bismarck, Herzog von Lauenburg, hurrah!" schrien die Herren von Buol und Spahn acht Tage nach der denkwürdigen Reichstagsabstimmung beim Hofdiner im Weißen Saale des königlichen Schlosses, und der dumme Michel sperrte verwundert das Maul auf über diesen Männerstolz vor Königsthronen. In der Zeitung aber stand desselbigen Tages, daß die Reichstagskommission die Umsturzvorlage mit großer Mehrheit angenommen habe.

O Volk der Dichter und Denker! Du hast es herrlich weit gebracht, daß die Herren in Berlin Dir solches zu bieten wagen. Aber Dir geschieht recht. Warum hast Du so lange geschwiegen und feige die Hand in der Tasche zur Faust geballt? Die Enkel Lessings und Fichtes beteten nur allzu lange die preußische Pickelhaube an. Dürfen sie sich jetzt darüber wundern, wenn sie mit der russischen Knute gezüchtigt werden? Nein. Die Fledermäuse wagen sich nur bei Nacht aus ihren Schlupfwinkeln heraus. Sobald die Sonne der Freiheit über die Berge steigt, verkriechen sie sich wieder in ihre lichtscheuen Löcher. Wer aber ist schuld daran, daß diese graue Dämmerung über die deutschen Lande hereinbrach? Gebt Antwort, Ihr Professoren und Gelehrten, denen die heiligsten Güter der Nation anvertraut sind! Gebt Antwort, Ihr Herren von der Feder, die Ihr Euch mit Stolz die öffentliche Meinung nennt! Eure Feigheit und Knechtseligkeit allein hat den ganzen Jammer unserer Tage verschuldet, und die Narrenposse des Umsturzgesetzes ist nur die Quittung über Eure eigene Erbärmlichkeit. Was empört Ihr Euch also und weinet wie Petrus, nachdem er den Herrn dreimal verleugnet hatte? Wenn der freie Gedanke in Deutschland von rohen Polizeifäusten ans Kreuz geschlagen wird, so seid Ihr schuld daran, Ihr ganz allein.

Wenn Ihr dessen aber bewußt werdet, wohlan! so schafft ihm wenigstens ein anständiges Begräbnis. Wir leben ja wieder in der Zeit der Wallfahrten, und wer einen Rosenkranz beten kann, pilgert zur Ruhestätte seines Heiligen. Wohlan! So erweist auch dem toten freien Gedanken die letzte Ehre! Heraus aus Euren dumpfen Stuben, Ihr Professoren! Heraus aus Euren Hörsälen, ihr Studenten! Herunter aus Euern Dachkammern, Ihr deutschen Dichter und stillen Denker, Ihr treuesten Jünger des Verstorbenen! Schließt Euch zusammen zu einem endlosen Trauerzuge, desgleichen das Deutsche Reich noch nie gesehen hat! Und wallfahrtet, Grablieder singend, nach Berlin, der herrlichen Reichshauptstadt! Und zieht die Linden entlang mit der Leiche des freien Gedankens — vorbei am königlichen Schlosse — hinaus zur Siegesallee! Und dort, wo binnen kurzem

die Standbilder der Hohenzollern vergnüglich auf die vorübermarschierenden Pickelhauben herabschauen werden, sollt Ihr die Leiche des großen Toten aufbahren — aufbahren auf einem Bücherhaufen, desgleichen die Welt noch nie gesehen hat! Die Werke all der großen Verbrecher des Wortes, die die deutsche Erde geboren hat, von Ulfila bis Goethe, von Luther bis Feuerbach, von Lessing bis Gerhart Hauptmann schichtet übereinander zum lodernden Ruhepfühl für den toten freien Gedanken, und als Inschrift auf diesen prächtigen Altar schreibt Fichtes stolze Worte: „Wenn ich um der Wahrheit willen verfolgt und gehaßt werden, wenn ich in ihrem Dienste gar sterben sollte — was thät ich da sonderliches, was thät ich dann weiter als das, was ich schlechthin thun müßte?“ Und dann zündet den berghohen Bücherstoß an, daß seine Flammengarben über ganz Deutschland herniederregnen, und geht stillweinend nach Hause und wartet den Anbruch des dritten Tages ab! Denn am dritten Tage wird er auferstehen, und die Wächter vor seinem Grabe werden voller Entsetzen Excellenz von Koeller das unerhörte Wunder melden.

Die Sonne ist längst hinunter. Zwischen Himmel und Erde baumelt die dicke Spinne der Nacht, die langen, grauen Fäden der Dämmerung hinter sich herziehend, und durch die flatternden Maschen des Gewebes schwirren mit geblähten Flügeln viele hundert piepender Fledermäuse. Und auf der Wiese äst der große Ochse und frißt das üppige Gras und zerstampft die blauen Veilchen und überbrüllt das Klagelied der Nachtigall. Ich aber starre mit weitgeöffneten Augen gen Osten und träume von der Morgenröte.



M. E. delle Grazie und ihr Epos „Robespierre".

Von Karl Bienenstein.

(Wieselburg a. d. Erlaf, Niederösterreich.)

Österreich ist in litterarischer Hinsicht die Heimat der stillen, liebenswürdigen Talente. Die gemütvolle Heiterkeit des deutsch-österreichischen Stammes ist nicht dazu angethan, sich großartige Probleme, die immer einen tragischen Kern in sich bergen, aufzustellen und diese dichterisch zu lösen. Uns liegt, um einen zutreffenden Vergleich aus der Musik heranzuziehen, Mozart im Blut, während wir einen Beethoven bewundern und verehren. Den österreichischen Dichtern haftet, wie sehr es auch manche verbergen wollen, immer ein provinzielles Spezifikum an, welches einzig und allein die Ursache ist, daß sie nicht in die Welt dringen. Nur zweimal ist es uns gelungen, die Augen aller Gebildeten auf uns zu lenken: bei Lenau und Hamerling. Diesen zweien stellt sich nun eine Frau an die Seite, M. E. delle Grazie, mit ihrem großartigen Epos „Robespierre"*). Bevor ich aber auf dieses Werk eingehe, möchte ich ganz kurz die geistige, oder besser gesagt die dichterische Entwicklung delle Grazies an ihren früheren Werken zeigen.

Im Alter von 17 Jahren gab die Dichterin ihr erstes Buch heraus, ein Bändchen „Gedichte". Wodurch dieser Erstling Aufsehen erregte, das waren nicht die inniggarten Lieder, die „lyrische Lyrik", sondern die seltene Kraft der Phantasie, welche aus der Abteilung „Hymnen im Osten" sprach. Diese Phantasie, die uns den Osten wie ein Märchen Scheherezades vor die Sinne zauberte und die Gedichte weit über das Durchschnittsmaß der landläufigen Lyrik hinaushob, war es aber auch wieder, welche der kleinen Erzählung „Die Zigeunerin" schadete. Hier überwiegt sie nämlich für ein Prosawerk viel zu sehr; die Geschichte wird durch sie ins romantische Fahrwasser gedrängt und verliert gerade das, was in der Darstellung einfachster Kulturzustände das Wirksamste ist: das Urwüchsige, Natürliche.

*) „Robespierre." Modernes Epos. 2 Bände. (Breitkopf & Härtel, Leipzig 1895.) Früher erschienen: Gedichte. (Konegen, Wien.) 2. Auflage. — Hermann. Deutsches Heldengedicht in 12 Gesängen. (Ebenda.) — Saul. Tragödie in 5 Akten. (Ebenda.) — Die Zigeunerin. Eine Erzählung aus dem ungarischen Heidelande. (Ebenda.) — Italische Vignetten. Gedichte. (Breitkopf & Härtel, Leipzig.) — Der Rebell. Bozi. Zwei Erzählungen. (Ebenda.)

Doch zeigt die Zigeunerin auch von einem neuen Moment der Entwicklung eine beachtenswerte Seite, nämlich: den Hang zur psychologischen Vertiefung. Zugleich mit der „Zigeunerin" erschien das deutsche Heldengedicht „Hermann". Schon nach den ersten Versen erkennt man, daß die Dichterin mit ihrem Wollen auch im Können in staunenswerter Weise vorgeschritten ist. Nicht nur, daß der Versbau ein wahrhaft meisterhafter geworden ist, sondern auch in kompositioneller Beziehung läßt sich am „Hermann" nichts anderes aussetzen, als daß manche Personen etwas zu viel reden. Dieser geringe Mangel wird aber durch die packendsten Schilderungen gedeckt, unter denen die Naturbilder einen ersten Rang einnehmen. Die Natur wird bei delle Grazie zu einem Symbol, zu einem seelischen Etwas, das mit tausend und abertausend Fäden und Fädchen an die Menschenseele gebunden ist. Und die Dichterin kennt die Natur; nicht in einzelnen Erscheinungen bloß, sondern als Ganzes. Sie sieht ihre Schönheit und Erhabenheit überall, sowohl am taufunkelnden Frühlingsmorgen, als in der schaurigen Sturmnacht, im sonnendurchglänzten Walde ebenso wie in den Sümpfen, Schluchten und Wildnissen. Auch das philosophische Element regt sich im „Hermann" schon sehr bedeutend, um in den folgenden Werken immer stärker hervorzutreten. Bereits in dem nun folgenden Drama „Saul" liegt ein tiefer Grundgedanke, nämlich der: Wer für die Liebe kämpft, darf keinen Haß in der Brust tragen, soll er nicht an diesem Zwiespalt selbst zugrunde gehen. In diesem Gedanken wird „Saul", wie man später sehen wird, eine Art Vorläufer „Robespierres". Wohl ist „Saul" etwas weitschweifig, aber einzelne Scenen sind von origineller Schönheit und Kraft. Der Kritiker der „Gesellschaft" hat recht behalten, als er damals schrieb: „Wird sich delle Grazie mit Ruhe und Bedacht zu reifem Künstlertum emporarbeiten, darf sich die Litteratur die herrlichsten Werke von ihr versprechen," — denn bereits das folgende Buch, die Gedichtsammlung „Italische Vignetten" ist ein herrliches Werk. In diesen Gedichten sind alle guten Eigenschaften der Dichterin vereint. In einer Sprache, deren Wohllaut uns immer wieder entzückt, erzählt sie uns, was sie im Süden gesehen, gefühlt, gedacht und geträumt. Mit breitem Pinsel entwirft delle Grazie impressionistische Bilder von Landschaft und Volk. Der Überschwang ihres Empfindens, ihre unendliche Freude an all der sonnenumfluteten Schönheit reißt uns unwiderstehlich fort, wie uns die farbenglühenden Visionen packen und erschüttern, in denen die Geister Roms aus der Zeit Neros, Tiberius', Poppäas wie Lucretia Borgias heraufbeschworen werden. Was die Dichterin zu diesen dämonischen Gestalten zieht, das ist aber nicht bloß die Freude an ihrer verführerischen belladonnenhaften Schönheit, sondern das starke, skrupellose Wollen dieser Übermenschen, der Riesengeist, der noch heute selbst den

modernen Menschen in seinen Bann zwingt, und der aus den gewaltigen Ruinen spricht. Die großen, freien Geister haben es überhaupt M. E. delle Grazie angethan. So führt sie uns auch einen in der prachtvollen Erzählung „Der Rebell" vor. Und weil sie an allem Großen eine so innige Freude hat, so sucht sie es auch in der Gegenwart. Sie prüft unsere Zeit auf die großen Ideen, welche Leben und Kunst beherrschen. Und was sie fand, das widerlegt die landläufige Philistermeinung. Denn unter den vielerlei Klagen, welche man heutzutage von Leuten hört, die auch ein bißchen über die „Kunst" reden möchten, vernimmt man nicht am seltensten die, daß die Kunst von heute arm sei an großen Ideen. Für viele ist das ein mit Vergnügen ergriffener Vorwand, jede Beschäftigung mit künstlerischen Dingen überhaupt abzulehnen. Andere, und das sind die Wohlwollenden, entschuldigen die Kunst damit, daß sie das Kind unserer Zeit sei, die eben keine großen Ideen habe. Wie diese „großen Ideen" ausschauen, oder was sie eigentlich sind, darüber sind sie sich freilich nicht klar. Die „großen Ideen" sind eben auch nur ein Schlagwort, und Schlagwörter gebraucht man, aber man denkt über sie nicht nach. Gewöhnlich werden die großen Ideen in der Vergangenheit gesucht. Daß unsere Zeit auch so etwas haben könnte, daran denkt man nicht im entferntesten, ja man findet eine solche Zumutung geradezu lächerlich. Wagt man den Einwand, daß der Sozialismus der Gegenwart eine wahrhaft große Idee sei, etwas Ungeheures, so wird man unter höhnischem Grinsen mit dem Worte „Bettelsackpolitik" abgefertigt. Und doch hat es diese scheinbare Bettelsackpolitik zustande gebracht, daß sie die ganze Welt revolutionierte, und nicht zum wenigsten die besten und fähigsten Köpfe. Es giebt keinen großen Dichter, keinen Künstler und keinen Denker, der nicht irgendwie von der sozialen Idee beeinflußt worden wäre. Jeder wurde gezwungen, zu ihr Stellung zu nehmen, sei es nun pro oder contra. Und neben dem Sozialismus steht als zweite große Idee die Descendenzlehre, die eine große, geistige Bewegung, den Naturalismus, geboren hat. Sozialismus und Darwinismus sind die Grundmauern der Moderne. Der Spiritismus mit seiner großen und stetig wachsenden Anhängerschaft kann nichts dagegen beweisen, denn soweit er wissenschaftlich ist — ich denke da vorzüglich an Karl du Prel — liegt er in der Verlängerungslinie von Darwin und Häckel.

Sozialismus und Descendenzlehre haben auch vorzüglich an dem grandiosen Epos „Robespierre" mitgearbeitet.

Die Dichterin sieht in dem Sozialismus keine Tagesfrage, keine politische Frage, sondern eine ewige Menschheitsfrage. Sie spürte dem sozialen Gedanken in allen Jahrhunderten, auf allen Kulturstufen nach, sie fand ihn und suchte ihn nun dichterisch darzustellen. Aber nicht seine ganze

Entwicklung wollte sie geben, sondern sie suchte sich jene Epoche heraus, in der er seine bisher größte Kraftentfaltung zeigte. Und dieser Zeitpunkt ist unstreitig die französische Revolution des vorigen Jahrhunderts. Denn nur in ihr kam alles zum Ausbruch, was „seit der Knechtung des ersten Sklaven zum Himmel schreit."

M. E. delle Grazie hatte somit ihren Stoff gefunden.

Nun trat aber die künstlerische Frage hinzu: wie läßt sich in den großartigen Stoff ein Zusammenhang, eine Einheit bringen, wie ein festes Gerippe bilden, an das sich alles organisch anschließt? So kam die Dichterin auf einen alten Kunstgriff zurück: sie wählte einen Helden. Und wer sollte das sein? Jedenfalls der Größte jener Zeit: Robespierre.

Kaum war aber delle Grazie auf diesem Wege zu dem Helden ihrer Dichtung gelangt, als auch schon ein neues Moment hinzu trat, nämlich das Interesse an dem psychologischen Rätsel: Robespierre. Sie fand nämlich, daß Robespierre von den Geschichtsprofessoren in allzu billiger Weise abgethan wurde, wenn ihn der eine als Doktrinär, der andere als blutgieriges Ungeheuer und ein dritter als moralisch Wahnsinnigen auffaßte. Sie sah in Robespierre einen ewigen Menschheitstypus. Was ihn nämlich schuldig und damit tragisch erscheinen läßt, ist im Grunde nichts anderes, als die Schuld der ganzen Menschheit. Und worin besteht diese? In der Abwendung von der Natur, in der Selbstsucht, die darin liegt, sich zu Höherem, Besserem berufen zu fühlen, mehr zu sein als jedes andere Geschöpf und in dem Glauben an das objektive Recht dieser Berufung. Dieser Wahn, der wie jeder Glaube heißt, sobald ihn alle teilen, hat die ganze Menschheit erfaßt, in ihm kämpft, in ihm lebt jeder einzelne. Und weil die Allgemeinheit in ihm den Zweck ihres Daseins sieht, so hat sie ihn geheiligt, sie hat ihn zum Gotte gemacht. Dieser Gott führt je nach dem Kulturstand der Völker verschiedene Namen; er heißt Glaube, Recht, Staat, Sitte, er hieß Istar, Baal, Jehova, Christus u. s. w. Im Grunde ist er aber nichts als die Hypostasierung der großen Menschheitsschuld. Und vor dem Heiligtum dieses Gottes steht die Gesamtheit mit gezücktem Schwert und ruft jedem zu: Du sollst keine anderen Götter haben! Die Masse fügt sich dem Gebote. Aber einzelne stehen auf, welche zu neuen Göttern beten, also der alten Schuld eine neue Form geben. Ihnen schließen sich jene an, die nun von diesem neuen Standpunkt die Schuld in der alten Form erkennen. Zwei feindliche Heerlager bilden sich, und es muß Blut fließen, „denn zu jedem Götzen führt ein blutiger Pfad." Hat aber der neue Gott die Macht erlangt, dann wirft er das blutige Kleid des Märtyrertums ab,

„Dann setzt auch er sich breit
Im Purpurkleide weltzerfleischender
Gewalt in jene hallende Arena,
Die Weltgeschichte heißt, und blickt hinab
Mit hartem, lächelndem Cäsarenblick
Auf jene, die da leiden, die da fallen
Durch seine Macht, und kennt das Stigma nicht
Auf ihrer Stirn, weil von der eignen Stirne
Schon längst die Kron' es ihm hinweggebrannt!“

Woran so die Menschheit krankt, daran krankt auch — und hier bringt die Dichterin das biogenetische Grundgesetz zur Anwendung — der einzelne, auch Robespierre.

Aus seiner stillen Advokatenklause in Arras ist er herbeigeeilt, weil es ihn verdroß, noch länger Gewalt in Recht umprägen zu müssen. Er ist voll strenger Wahrheitsliebe, voll Gemütsweichheit und Begeisterung für seine Idee: das Glück der Menschheit. Was er will, das sagt er selbst mit den schönen Worten: „Die schmutzige Kruste deines Ichs, o Volk, nicht scheuen, um das Erhabene an dir zu retten, in deinem Dienste stark und unentwegt zu kämpfen und zu leiden, sei meiner Liebe Ziel und Heldentum.“ Er fühlt sich unter allen anderen dazu berufen, die Menschheit dem Gestade eines Glücks entgegenzuführen, das wie ein Traum von namenloser Schönheit vor seiner Seele steht. Und diesen Traum will er um jeden Preis verwirklichen. Um jeden Preis. Wohl schaudert er, der nicht einmal Sperlingsblut vergießen kann, zurück, als ihm sein Freund Saint-Just sagt, daß sein Traum sich nicht unblutig verwirklichen könne; denn „wer über seine Zeit und ihre Form hinausstrebt, verlangt mehr, als unblutig sich erfüllen kann,“ sein ganzes Wesen sträubt sich gegen den Mord, aber schließlich geht er doch darauf ein, gegen sein Ich, mit dem er von nun an im Zwiespalt lebt. Er täuscht sich aber selbst mit dem Gedanken, daß er ein Recht hat zu nehmen, denn das Volk selbst will es, er nimmt Leben um Leben, ein Priester, der seinem Gotte Hekatomben schlachtet. „Wer Millionen glücklich machen will, muß Tausende schlachten können.“ Lea, eine wunderbare, symbolische Frauengestalt, die in der Schule des Leides zur reinen Erkenntnis vorgedrungen ist, hat umsonst den Zweifel, den Grund ihres Wesens, in seine Seele zu versenken gesucht, ja sein felsenfester Glaube an seine Berufung hat auch sie überwältigt, und nun steht ihm nichts mehr gegenüber. Robespierre steigt zur letzten und höchsten Stufe hinan, er vergöttlicht seine Schuld in der Feier eines höchsten Wesens, und nun sieht diese Schuld riesengroß auf das arme, blutsatte und getäuschte Volk hernieder. Mit Abscheu wendet sich dieses nun von seinem Führer ab und verlangt sein Blut. Die Worte, welche Robespierre einst in der

Nationalversammlung gegen den König sprach: „Nur als Willensausfluß des Volkes schreitet er mit ihr (der Weltgeschichte) — wie darf er wagen, jener Majestät zu trotzen, durch die er selbst geworden und besteht!" — wird für ihn verhängnisvoll. Er hat über seinem Traum diese Majestät vergessen. Sie kommt ihm erst wieder zum Bewußtsein, als sie ihm neue Opfer verweigert und sein Haupt verlangt. Dieses Bewußtwerden führt ihn dem Tode entgegen. Was er bisher im Glauben an sein Recht that, steht nun auf einmal als seine Schuld vor ihm. Und als nun der Konvent seinen Tod wünscht und Saint-Just ihm rät, die Kommune wider den Konvent aufzurufen, da muß er fragen: Mit welchem Rechte thäte ich dies und in wessen Namen? Er findet keine Antwort und fällt so als Opfer seines eigenen Götzen. An der Guillotine steht Napoleon Bonaparte, und mit ihm taucht das alte Elend in neuer Form auf.

Aufs innigste mit dem Schicksal Robespierres ist das seines Freundes Saint-Just verbunden. Er ist der Cyniker des Gedankens, dem nichts heilig ist; er ist fanatisch und kalt berechnend zugleich. Wenn Robespierre nur sein Ziel sieht, so achtet Saint-Just auch des Pfades, der zum Ziele führt. Er ist es, der jenen immer auf die Steine aufmerksam macht, über die er in seinem Idealismus fallen würde, und die fortgeräumt werden müssen, soll das Ziel erreicht werden, d. h. er stachelt Robespierre zu neuem Morden an. Sonderbar aber, dieser Mensch, der nicht einmal an sich selbst glaubt, glaubt mit starkem Kinderglauben an Robespierre. Und warum? Weil dieser an sich selbst glaubt. Das Unbekannte, Unverstandene zieht ihn also in den Bann seines älteren Freundes, dem er nicht mehr entrinnen kann. In dem Glauben an Robespierre, der seinem Wesen nicht entspricht, wird auch Saint-Just schuldig. Er findet selbst die Formel für sich: „Schurkisch nenn ich das, was im Zwiespalt mit uns selbst wir thun, sei gut es oder böse." Und weil er in diesem Sinne ein Schurke geworden ist, muß er fallen, zugleich mit Robespierre. Vor seinem Tode wird ihm aber noch eine große Wahrheit. Was er bisher für seine Schwäche gehalten hat, seine Skepsis, das ist eigentlich eine Kraft, die ihn über seine Zeit hinaushebt. Denn dadurch, daß er an keine Berufung glaubt, auch nimmer an die Robespierres, kommt er der Natur am nächsten. Er allein besitzt schließlich die Demut, sich nicht mehr zu fühlen, wie jedes andere Geschöpf. Und aus dieser Demut folgert eine innige Barmherzigkeit und jene große Liebe zur Gattung, die selbst das Tier hindert, gegen sein eigenes Geschlecht zu wüten. Saint-Just erkennt knapp vor seinem Tode, daß die Menschheit immer wieder zum Schweißtuch greifen, immer wieder an ihrer eigenen Vergangenheit zugrunde gehen wird, solange sie nicht stark genug ist, sich keine Götter mehr zu schaffen, sondern auf dem Pfade, auf den sie die

Natur gestellt hat, der Vollendung entgegenzuschreiten. Wenn diese Zeit da sein wird, dann wird in den Herzen kein Zwiespalt sein, dann wird Saint-Just Gefährten haben, die nicht fallen, weil sie keine Schuld tragen. Von der Höhe der Guillotine blickt er deshalb auch hinab wie einer, „dem nachfolgen nicht sterben, sondern wiederkommen heißt.“ Er wird so zum symbolischen Vorläufer jener, welche den Mut haben, eine künftige Revolution ihrem Ziele zuzuführen.

Was Robespierre das Recht gab, Leben um Leben hinzuopfern, das war das Volk, und des Volkes Seele ist Danton. Er spricht immer das aus, was Tausende bewegt. In ihm hat M. E. delle Grazie das Symbol der entfesselten Volkskraft erkannt. Der Schweißgeruch brutaler Kraft geht von ihm aus, und er ist von dieser Kraft berauscht. Sie heißt ihn begehren und wollen. So will das Volk, so will die Natur; kühn und reuelos springt jede seiner Thaten ins Leben, weder gut noch böse, sondern nur majestätische Kraft. Darum kann Danton auch zu Robespierre sagen, daß er nur im Rausche gemordet, nur im Zorne totgeschlagen habe, während Robespierre mit Bewußtsein mordet. Danton hatte die Tollkühnheit, „den bleichsuchtkranken Dämchen seines (Robespierres) Traumes das nötige Blutbad anzurichten“. Hatte sich die Kraft an ihrem eigenen Übermaße verzehrt, so mußte sie in sich zusammensinken wie ein sterbendes Feuer. Auf den Rausch mußte notwendig Ernüchterung folgen, auf den Zorn die Reue. Mit der Kraft, dem Rausch, dem Zorn stirbt auch Danton. Der Zweck seines Daseins war Helotenarbeit; er mußte Robespierre den Weg ebnen. So wird auch er zum Symbol jener, die in blindem Rausch ihren eigenen Untergang beschleunigen, Kanonenfutter der Ideen. Das gerade Gegenteil von Danton, dem Cyniker der Gewalt, ist Marat. Während jener die Schwachen verachtet, haßt dieser die Starken, weil er sich durch Niedertracht und Lüge entwürdigen muß, wo die anderen, die Starken, durch ihre brutale Kraft siegen. Er ist ein Feigling aus Zwang. Er mordet, was er fürchtet, nimmt, was ihn reizt, vernichtet, was ihn überragt oder auch nur in Gedanken herrschen will. Robespierre mordet für sein Ideal, Danton im Rausch seiner Kraft, Saint-Just aus Verachtung, Marat aber aus Feigheit, Begierde und Scheelsucht. In ihm sind nur die tierischen Instinkte lebendig, er erweckt auch nur Schauder und Entsetzen, und darum fällt er auch dem Haß, dem Abscheu zum Opfer. In ihm ist jene Masse personifiziert, welche sich aus den niedrigsten Trieben, wie ekle Schmarotzer an die edelsten Bewegungen anhängen und mithelfen, sie zu entweihen.

M. E. delle Grazie hat also mit diesen vier markantesten Gestalten ihrer Dichtung nichts anderes gegeben, als die Typen, die psychologischen Formeln, in denen sich immer wieder und wieder die Kultur erneuert.

Aber vergebens; denn „in Wahnwitz und Erkenntnis teilen sich der Menschheit Pfade, um im sumpfigen Moraste der Vergeblichkeit sich wieder zu treffen." Aus dem Blut, das den Idealen geflossen, taucht neu das alte Elend auf. Kein Held, kein Dulder hat auch nur einen Teil unseres Schmutzes, unseres Wehs hinweggespült. Helden und Dulder, Empörung und Entsagung, sie dienen nur dem Fortbestande der Gattung. Daran ist die heuchelnde Betrügerin Natur zu erkennen:

„Wenn Lebensmüdigkeit und Überdruß
An ihrem Schaffenswahnsinn mäkeln, Selbstsucht
Zersplitternd in ihr Ganzes greift und faul
Die Säfte ihrer eigenen Verwesung
Den Born des Lebens zu vergiften drohn —
Dann schafft sie jene Thoren, die verzückt
Und klaglos für die ganze Gattung bluten,
Dann wird der Todesschweiß der Märtyrer
Zum Kitt für die zerrissene Gemeinheit,
Dann bindet Aberwitz und Wahn aufs neu',
Was Selbstsucht und Ernüchterung zertrümmert;
Von Zähren glüh'nder Nächstenliebe strahlt
Das Aug' derselben Bestie, die vor kurzem
In Grausamkeit und Roheit noch geschwelgt,
Gerührt umarmen sich die schlimmsten Feinde,
Und salbungsvoll beginnt der alte Spaß.
O glaube, nicht die Götter zu versöhnen
Fließt Blut, es fließt, so oft die Menschheit krankt,
Und nur die Gattung fordert ihre Opfer!
Propheten, Welterlöser, Heilande
Und Märtyrer — sieh', keiner brachte ihr
Erkenntnis oder frostige Ernücht'rung,
Nein, jedem dankt sie einen neuen Wahn,
Um ungestört ihr Dasein fortzuspinnen —
So schafft Natur für Jene, die sie wahnlos
Belauschen!"

Worin besteht aber nun die Erlösung von unsrer Schuld. In der Rückkehr zur Natur. Nur der Mensch, der keinen Idealen dient, wird keinem Gotte Opfer bringen, wer sich nie gegen die Natur empört, der kennt keine Schuld.

Ein großer und klarer Gedanke, vor dessen Konsequenzen der in Wahn befangene Menschengeist erzittert.

Wer diesen Gedanken, die den Kern der Dichtung bilden, aufmerksam gefolgt ist, der wird erkannt haben, daß M. E. delle Grazie mehr schrieb, als bloß eine versifizierte Geschichte der französischen Revolution. Was sie schuf, das ist eigentlich die Tragödie des Menschen auf moderner Grundlage, es ist

weiterhin ein getreues Spiegelbild unserer Zeit, indem die Dichterin das ganze Denken unserer Tage darin fixiert hat, ein Riesenpanorama von Meisterhand hingezaubert.

Und wie in seinen Gedanken ist das Werk auch in seiner Technik modern. Schon der Rhythmus. Die Dichterin handhabt das Metrum, den fünffüßigen Jambus in freier Weise. Wie ihr die Begeisterung das Wort auf die Zunge legt, so schreibt sie es nieder, nur leicht gebändigt von dem Gesetze des Wohlklangs. Ihre Rhythmen rauschen daher wie Meereswogen, frei und doch voll Musik für den, der ein empfängliches Ohr dafür hat.

Ebensowenig als delle Grazie ihrem Vers Zwang anthut, ebensowenig scheut sie vor einer scharf realistischen Darstellungsweise zurück. Sie hat nur ein Bestreben: wahr, charakteristisch zu sein, und dies mit den knappsten und treffendsten Ausdrücken. Und es gelingt ihr auch überall. Wir sehen Personen und ganze Scenen in lebendiger Plastik vor uns, und nicht ein einzigesmal verschwimmt das Bild in vagen Stimmungsnebel. — Die Schülerin Häckels kennt auch keine Prüderie. Was sie schildert, ist Natur, und die Natur steht jenseits von Gut und Böse, jenseits aller Moralbegriffe. Auch von dem Parteistandpunkt hält sich die Dichterin fern. Jetzt lodert in uns der Zorn über den Hof auf, dann müssen wir aber doch dem unglücklichen Ludwig wieder unser Mitleid schenken. Keines von diesen beiden wäre möglich, wäre in dem Werk ein besonderes Hinneigen nach dieser oder jener Richtung zu bemerken. Die Dichterin hat für alle ein mildes Begreifen.

Es bleibt mir jetzt nur noch mehr übrig, diejenigen Scenen anzuführen, die besonders in die Augen springen.

Gleich die ersten drei Gesänge zaubern uns in wundersamer Klarheit ein Gesamtbild vom Paris Ludwigs XVI. vor die Augen. Das namenlose Elend taucht wie ein Riesengespenst vor uns auf und wirft seinen Schatten hinein in das lustfiebernde Versailles. Die nun folgende Schilderung des Hoflebens gehört zu den farbenglühendsten unserer Litteratur. Was ist der Pinsel der Watteau und Boucher gegen die Feder der Wiener Dichterin! Es ist, als gehe durch die Verse das verschwiegene Plaudern laubumdunkelter Fontänen, der brünstige Duft erotischer Blumen und glühender Rosen, das Rauschen von seidenen Roben und das Girren der Lust. Unvermittelt steigt daneben wieder das trostlose Bild der Bettlerstadt St. Antoine empor. Später hören wir das Brüllen des Sturmes vor den Mauern der Bastille und sehen dann die menschliche Bestie in dem erstürmten Königsschloß gräßliche Orgien feiern. Ein grelles Blutrot flammt aus der Schilderung der furchtbaren Septembermorde. Es packt unser Herz mit ehernem Griff, der Atem stockt, während uns das Blut

durch die Adern fiebert. Nach dieser Scene war mir ein Weiterlesen unmöglich. Es trieb mich hinaus in die starre, sternblitzende Winternacht und erst das große, heilige Schweigen stillte den Aufruhr in der Brust. Freilich, das ist keine Poesie, wie man sie nach dem Speisen auf dem Divan liegend genießt, das ist nichts für nervenschwache fin-de-siècle-Menschen. Das ist Sturm. Doch auch die reinen Gemütstöne sind der Dichterin nicht fremd; sie werden in dem Abschied des Königs von den Seinen angeschlagen. Es ist echter Schmerz, nicht Sentimentalität. Ihr ganzes Können entfaltet M. E. delle Grazie in dem Gesang: „L'Être suprême.“ Wie ein Traum unsäglicher Schönheit steht vor unserem entzückten Auge die Feier des höchsten Wesens. Ganz Paris ein Blumengarten, durchhallt vom Jauchzen der Freude und des Friedens, und mitten drinnen Robespierre, der Hohepriester seines Traumes in weißer Toga, verzückt lächelnd und den Strauß von tauigen Rosen und Kornähren seeleninnig umfassend. Doch das muß jeder selbst genießen, sagen läßt es sich nicht mit ein paar Worten.

Zehn Jahre hat M. E. delle Grazie am „Robespierre“ gearbeitet, und ich kann mit Recht sagen, daß sie ihn mit dem lebenswarmen Blut ihrer Jugend schrieb. Aber sie hat dafür auch erreicht, was sie wollte: wir haben ein modernes Epos, das solange genannt werden wird, als es eine deutsche Litteratur giebt. Heran ihr alle, die ihr von einem Verfalle unserer Dichtung faselt und den Realismus als die letzte Etappe auf dem Weg nach abwärts betrachtet. Heran! Da lest und lernt erkennen, daß auch diese Dichterin, wie einst Goethe, der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit bekam. Freilich ist es eine furchtbare Wahrheit, nicht geliebt, nicht geachtet im deutschen Vaterland, sondern verhaßt, verfolgt und mit Umsturzparagraphen bedroht. Aber sie wird doch siegen!

„Habt Acht! Schon füllt aufs neu sich die Arena,
Und die Gezeichneten steh'n unter Euch,
Gezeichnet, um zu siegen einst wie jene,
Die hier verblutet . . .“





Ruhm.

Eine Legende von M. E. delle Grazie.

(Wien.)

Motto: 2.



Schumann, Kreisleriana.

Personen:
- Der Dichter.
- Die Jugend.
- Die Liebe.
- Thanatos.

Scene: Ein einfaches, nach Westen gelegenes Erkergemach, mit dem Ausblick in einen Garten. Ein blühender Apfelbaum vor dem Fenster. Darüber hinweg die Giebel der nächsten Häuser sichtbar. In der Ferne ein Kirchturm. Links eine offene, in den Garten führende Thür; rechts gegenüber eine zweite, geschlossene. Die Sonne ist im Untergehen begriffen. Volle Beleuchtung.

Der Dichter (im Erker).

Da lacht — kaum weiß ich, zum wievielten Male?
Die Frühlingssonn' mir wieder in's Gemach,
Und weckt die alten, lieben Träume wach,
Die sonst auch wohl auf ihrem blanken Strahle
Wie gold'ne Falter angegaukelt kamen,
Und mich an Sinn' und Herz gefangen nahmen,
So damals wie noch heut' . . . nur daß dazwischen
Ein Leben liegt . . . mein Leben! daß die Farben,
Die hell mir einst geloht, sich blaß entmischen
Allmählich: meine Ernte liegt in Garben!
Und doch — und doch . . . ob reif sie auch und voll —
Wo ist der Drang, davon die Brust mir schwoll,
Eh' sie, wie heut', zu meinen Füßen lagen?
Die Freude wo, die jenen Schaffenstagen
Entquoll, Askese und Genuß zugleich,
Weltabgewandt und doch so überreich,
Daß einer ganzen Welt sie konnt' entsagen,
Und, wie ihr schien, erst drum sie recht gewann,
Sie doppelt zwang in ihren Zauberbann?
Sie schwand und ließ die Sinn' mir plötzlich leer,
Das Herz von tausend bangen Fragen schwer!
So kommt's, daß heute wie an ödem Strande

Ich steh', und was die Seel' sich auch erträumt,
Jenseits, gleich einem fernen Märchenlande,
Ich seufzend das nur seh', was ich versäumt!
Wie viel es, läßt das wen'ge mich erkennen,
Daran wie fremd sich heut' mein Blick verliert:
Die Giebel, die im Sonnengold dort brennen,
Die Schwalbe, die mir an das Fenster schwirrt;
Des Tages und der Nähe freundlich Leben,
Die kleinen Dinge all, die mich umgeben
Seit Jahren schon, die waren, wie sie sind,
In sonn'ger Ruhe oder heit'rem Streben,
Und die mein Auge doch verlor wie blind,
Um nun, da meine wachen Blick' sie streifen,
So viel zu seh'n an allem und begreifen!
Zu viel vielleicht! Wer sagt's? Zieht das Empfinden
Allein doch nur die Grenzen uns'rer Lust
Wie uns'rer Qualen. Auf ihr Maß hinschwinden
Läßt der Verstand sie erst, zu spät bewußt
Wie immer seiner Pflicht! Wo liegt die Mitte?
Doch sei dem wie ihm sei: mir schwillt die Brust
Mit einem Mal dem Täglichsten entgegen;
Hereinströmt's wie ein warmer, voller Segen
Auf mich, aus einer Welt, die ich verachtet
Bis heut' — und was mein Auge auch betrachtet
An ihr, wird plötzlich schön und deutungsreich!
Wie lieb beschenkt mich nur ein Blick hin über
Des Gartens Frühlingsgrün! Es blaut darüber
Wie ein durchsichtiger Krystall die Luft,
Im Sonnenglanz erzitternd, schwer vom Duft
Der ersten Blumen, und dem brünst'gen Hauche
Der Erde, die mit off'nem Mutterschoß
Daliegt, sehnsüchtig der Befruchtung bloß
Wie eine Braut! Leis' wiegt am Fliederstrauche
Die off'ne Dolde sich. Dort blüht der Klee
Den Bienen auf, und in den Rasen nieder
Fällt lautlos-weich der Apfelblüten Schnee!
Die Schwalben streichen zwitschernd hin und wieder,
Dem Finken folg' ich bis zu seiner Brut:
Dort schwankt sein Nest in grüner Zweige Hut,
Und off'ne Schnäbel zirpen ihm entgegen,
Und lohnen seine Müh'! Auf allen Wegen,
Wie kriecht's und krabbelt's über Stein und Kraut,
Sucht Junge, Atzung oder eine Braut,
Mein Gott, wie schön! Und über all' dies klettern
Der Häuser Giebel zierlich in die Luft,
Und Kinder lachen, Vogelstimmen schmettern,
Aus gold'ner Ferne eine Glocke ruft,
Als gält's, ein neues Eden einzuläuten . . . .

Sieh dort die Kleinen, wie sie drollig schreiten,
Zum Ringel-Reih'n sich fassend Hand an Hand!
Nun purzelt eines kichernd in den Sand,
Und zappelt wie ein Käfer. An den Beinchen,
Den prallen, zieh'n die andern es empor,
Indes der Racker zornig in die Steinchen
Die Hände wühlt . . .
Wie klingt in meinem Ohr
So frühlingshell selbst seine Stimme wieder;
Wie neid' ich plötzlich ihm die drallen Glieder,
Und diese Gab', so ganz sich zu verlieren
An eine kleine, nicht'ge Freude! Irren
In jene Tage mir die Sinn' zurück —
Mein Gott, dann ist's ein and'res Kinderglück,
Das ich genoß! So fremd mir selbst als andern,
Seh' ich mich unter den Gespielen wandern.
Nie ganz bei ihrer lauten Fröhlichkeit —
Mit einer Seel', die fremdes Sehnen weit
Und doch auch traurig macht. Ein seltsam Drängen
Im Herzen tief, als ob ein and'rer grollte
In mir, der plötzlich sich befreien wollte!
Bis ganz er endlich mich gefangen nahm . . .
Wie eine Lieb' begann's in stummer Scham,
Um dann als wilde Glut an mir zu zehren,
Der Sinne letzte Wurzeln zu verheeren,
Die aus der Alltagsscholle warmem Grund
Noch Freuden, wie sie and're kennen, sogen.
Verloren hab' ich mich seit jener Stund',
Bin starr der Welt geworden: fortgezogen
Von jenes Dämons dunkler Rätselkraft, —
Gefäß nur dieser einen Leidenschaft!
Als Kind schon unlieb so der eig'nen Sippe,
Ward Einsamkeit mir, was den andern Luft
Und Nahrung ist; von Worten karg die Lippe,
Die Seele schwer von ihrem eig'nen Duft!
In fremder Sprach' begann um mich zu reden,
Was allen andern schwieg; was ihnen sprach,
Verklang an meinem Ohr, bis alle Fäden
Zerrissen, und das Herz nur jenem wach,
Der in mir sann und dichtete und grollte,
Und sich aus Nichts ein Sein erschaffen wollte,
Wie Gott! Daß er's gekonnt, sagt mir die Welt,
Der Kranz, den lärmend sie entgegenhält
Dem Mann, der sie gemieden und verachtet
Um diesen Kranz, und nun er ihn betrachtet,
An seinen Blättern bang die Freuden zählt,
Die er verloren. Was mich heute quält,
Ist nur der wache Schmerz, nie das gewesen

Zu sein, was ich verleugnet hab'. Zu lesen
In jenem myst'schen Buch war **mir** nicht gut:
Nun schlepp' von der dämonischen Gemeinschaft
Die Kett' ich nur und ihrer Wunden Glut . . .

(Der offenen Thüre zugewandt.)

Jetzt stirbt die Sonn'; in ihrem Purpur liegt,
Vom Gattenarm des Frühlings weich umschmiegt,
Die Erde da, wie eine Fürstenbraut.
Auch ein Mysterium, das ich bloß geschaut,
Das nie erschüttert mich an Leib und Seele,
Wie heut'! Der Einsamkeit nur angetraut,
Ließ ich des Herzens Blüten kalt verdorren,
Bewacht von meinem eifersücht'gen Gott —
So ist ein ganzer Frühling mir erfroren!
Und was die Ruhmsucht ließ, das that mein Spott:
Der stieg so recht als Gift mir in die Kehle,
Wenn laut sie werden wollt'; und nahm sein Messer
Zur Hand, und grub das Herz mir aus der Brust,
Und lachte dann ein stolz: „So ist es besser!"
O, — besser! Nur daß ich für diese Lust
Zu schwach geraten bin, und Jugend, Liebe
Nun zwingen möchte über diese Schwelle,
Ein Blinder, der nach der verlornen Helle
Vergeblich, ach! die müden Arme streckt!

(Sich besinnend.)

Was träum' ich da? Sie bleiben unerweckt!
Allein mit meinem königlichen Leide,
Von fremden Lippen neidisch Ruhm genannt,
Verzehr' ich einsam mich um jene beide!

(Läßt sich, das Haupt auf die Rechte gestützt, an dem Schreibtisch nieder. Es ist allmählich dunkel geworden. Ein breiter Lichtstreif des aufgehenden Mondes quillt durch die offene Thüre bis zu seinen Füßen. Aus der Ferne, wie vom Wind hereingeweht, die von einer Violine gespielten Takte des Motto. Dann wieder tiefe Stille. Der Lichtschein wird allmählich voller, intensiver. Im Rahmen der offenen Thür erscheinen, Hand in Hand, die Idealgestalten der Jugend und Liebe.)

Die Jugend.

Im Vollmondglanz liegt draußen blau das Land —
Solang' die Rosen blühen, ist's mein Eigen!
Der Sterne Silber rieselt durch den Sand,
Die Sehnsucht flötet in den Fliederzweigen
Als Nachtigall . . . wie duftet der Jasmin!
's ist eine Wundernacht! Des Lebens Pforte
Sprang heute auf mit goldig-hellem Klang —
Komm' mit, ich lehr' Dich seine Zauberworte:
Dir schwoll die Brust nach ihm so heiß, so bang . . .
Komm' mit, die Sterne Deiner Jugend leuchten
Noch einmal — komm', ich zeige Dir den See,
Daraus in ihrer Gliederpracht, der feuchten,
Lebendig aufrauscht Deiner Sinne Fee!

Der Silbertau der Nacht rinnt als Geschmeide
In Perlentropfen über ihren Leib.
Narzissen blüh'n zu Füßen ihr; wie Seide
Umknistert gold'nes Haar das nackte Weib.
Siehst Du, sie hat den Hals zurückgebogen,
Und lacht so leis', so heimlich vor sich hin —
Die jungen, sehnsuchtsvollen Brüste wogen,
Ah — komm', sie ruft — sie winkt, ich führ' Dich hin!

Der Dichter

(sich langsam, wie ein Somnambuler erhebend und auf die Erscheinungen zuschreitend).

So sah ich sie — so hab' ich sie gebannt,
Im Wort für immer ihren Reiz gefangen!
Nichts Neues hat Dein Mund mir da genannt:
Ein Lied nur, das einst meine Lippen sangen!

Die Jugend.

Doch nie gabst Du Dich diesem Reiz gefangen:
Heiß sang im Ohre Dir das junge Blut,
Und Deine kraftgeschwellten Pulse sprangen —
Asketisch wie Dein Traum blieb Deine Glut!

Der Dichter.

Wahr scheint mir ja, was Deine Lippen sagen:
Im Herzen hör' ich ein Verlor'nes klagen,
Wie eine bange, alte Melodei,
Gesungen von vergess'nen Mädchenstimmen,
Die halb in leis' geweinten Thränen schwimmen.
Und Du bist da!

Die Jugend.

Bin da, und mach' Dich frei!
Und geb' zurück dem Reiz Dich aller Stunden,
Die Du versäumt, und dem Genuß der Wunden,
Die Du nach ihrem Schmerze nur gekannt!

Der Dichter (erwartungsvoll).

Und dann?

Die Jugend.

Sagt' ich Dir doch von jenem Land,
Das mein und Dein, solang' die Rosen blühen!

Der Dichter.

Und dann?

Die Liebe.

Dann nehm' ich leise Deine Hand;
Ein Vogel lockt uns — horch! Von Blüten nieder
Geht über uns ein weicher, duft'ger Schnee.
Kennst Du sie noch, die alten, irren Lieder?
Es liegt das Herz so wund von sel'gem Weh!
Dein Tag wird Echo einem einz'gen Schritt,
Ein Schleiertuch nimmt Deine Weisheit mit,
Und wirft sie in die Lüfte, wie die Locken
Der jungen Frau, die Deine Pulse stocken
Und Deine Mannesseele beben macht!

Der Dichter.

Auch Du sagst mehr mir nicht, als ich gedacht,
Und denkend durchgenossen, durchempfunden!
Und dann?

Die Liebe.

Doch niemals schloß ich Deine Wunden!

Der Dichter.

Und dann?

Die Liebe.

Ich seh' das Sein durch meine Pforten wandern . . .
Dann steh'n sie offen wieder einem andern!

Der Dichter (wie erwachend).

Das Wort, das mir zerstört noch jed' Gesicht!
Ich halt' mich selbst, mit andern teil' ich nicht!
Durch off'ne Thüren aus- und einzugehen,
Im großen Strom sich tausendfach zu sehen
Wie eine Well' für trügenden Genuß,
Wär' mehr, als meines Schmerzes ganze Buß'!
(Verzweifelnd.)
O sprecht, wißt Ihr nicht andres mir zu sagen?
Die Antwort nicht auf jene großen Fragen,
Die mir wie Rätsel in der Seele glüh'n?
Was seid Ihr denn, genügt's, Euch auszudenken?
Und warum soll ich mich an Euch verschenken,
Trag' ich in mir Euch? Wär' so klein die Welt,
Daß diese Stube sie umfangen hält?
Daß zwischen meiner Lipp' und meiner Feder
Mehr Allmacht ist, als zwischen ihre Räder
Der Weltgeist warf? Daß ich in meinem Traum
Ein Meer umfangen kann, ohn' seinen Schaum
Zu meinen Füßen bleich zergeh'n zu sehen?
Für welche Thür dann ward ich aufgespart,
Bin ich zu groß für Pforten dieser Art?
(Die Erscheinungen verschwinden.)

Die gehen . . . und mir ist es wie im Traum —
Daß ich gerufen sie, nun glaub' ich's kaum!
Wie Müde schlägt's mir jäh die Sinne nieder,
Zu süßlich duftet plötzlich mir der Flieder —
Die Thüre zu und um mich nur die Nacht!

(Wieder am Schreibtisch. Kurze Pause.)

So hätt' ich denn mich selbst zu Grab gebracht!
Hab' freilich nie in ihrer Luft geatmet,
Gesprochen nie so recht in ihrer Sprach',
Und nun ich's könnt', wird jener wieder wach,
Der mir so überreich schuf das Empfinden,
Daß hinter ihm die Dinge selbst verschwinden!
Was nah mir trat, ich mußt' es überwinden,
In meinen Farben nur sah ich die Welt,
Und so geschieht's, daß, nun auch sie hinschwinden,
Ein Schattenspiel sich bloß dem Blick erhellt!
Genug . . . ich fühl', wie meine Tag' sich neigen.
Die Seel' erfüllt nur mehr ein großes Schweigen,
Das Ruhe scheint und doch auch rätselhaft
Noch einer Antwort harrt, wie eine Kraft
Des Schlags, der sie befreien soll!

(Die geschlossene Thüre öffnet sich lautlos. Dahinter ein weiter, dunkler Raum sichtbar. Auf der Schwelle steht, im weißen Heroengewande, Thanatos. Seine Linke hält eine herabbrennende Fackel, die Rechte einen Lorbeerkranz. Silberne, geflügelte Kothurne, die, wie er vorwärtsschreitet, leise klingen.)

Thanatos

(nach der gegenüberliegenden Thüre weisend, durch welche die Jugend und die Liebe verschwunden).

Du hieß'st durch jene Thür das Leben geh'n —
Das heißt: in meinem Reiche aufersteh'n!
Du schauderst nicht, ich weiß, vor meinem Worte:
Ein Fürst wie ich trittst Du durch meine Pforte,
Um immer wieder draus hervorzugeh'n,
Wie ich, nicht zu verschwinden, wie die andern,
Die mit Dir eines nur gemein: das Wandern
Von Tag zu Tag! Wer sich dahingegeben
Der Jugend und der Liebe und dem Leben,
Hat mir gedient — ich hol' ihn mir zurück
Mit seiner Krone und mit jedem Glück!

(Am Stuhl des Dichters.)

Nur Einem bring' ich selber eine Krone,
Durchwunden mit dem Asphodil der Nacht,
Die eifersüchtig an der Schöpfung Throne
Das Ew'ge und das Endliche bewacht:
Dem Starken, den sein Dämon nur besessen,
Nur eine einz'ge, heil'ge Leidenschaft,
Der, ob's auch thöricht schien, die Welt vergessen,
Um das Gefäß zu sein der einen Kraft!

Von allen Kränzen, die man Dir gewunden,
Verkündete nicht einer Deinen Ruhm,
Wär' von dem Maß der rinnenden Sekunden
Nicht jede Deines Gottes Eigentum!
Nicht töten kann ich den, der an dem Leben
Gewirkt wie Du, mit heil'ger Schöpferhand —
Nur fragen Dich, ob Du, mir hingegeben,
Willst tauschen dieses mit dem andern Land?
Es wird die Zeit zu Deinem Fuß verschäumen,
Wie sie bis heut' an Dir vorüberging,
Auch wenn Dich meine Pforte schwarz umfing —
Entscheide Dich nun!

Der Dichter.
Laß mich weiter träumen!

(Sein Haupt sinkt zurück; der Tod tritt heran und krönt es mit dem Lorbeer. Die Fackel erlischt.)



Unser Dichteralbum.

Christus am Morgen.

Eine Vision.

Hell rast durch den weiten Saal das wilde Gelag,
Der Sinne wüster Triumph in Prunk und Pracht;
Heiß loht der funkelnden Kerzen flitterndes Licht,
In goldner Flut strömt's von krystallenen Kronen hernieder,
Tropft gleich Demanten rings von Kandelabern,
Bricht in blitzender Glut
Vertausendfacht aus den geschliffenen Spiegeln der Wand.
In flammenden Kreisen schlingt sich darein der Blumen schwüler Duft,
Der welkenden Guirlanden. — Hoch in brennender Pracht
Umklammern sie die marmornen Säulen, springend von Sims zu Sims.
Die Tafel bricht unter gleißenden Goldes Last.
Hochauf am weißen Kelchglas schäumt der perlende Sekt.
Entfesselt wallt der Weiber lockiges Haar, wollüstig aufgelöst,
Um nackte Schultern, edelsteinumflochten. — Es locken
Die wogenden, weißen Busen, halbentblößt, gierig verschlungen
Von trunkner Männer lüsternem Blick. —
Ein toller Kreis!
Der seidenen Gewänder grelle Glut sich gattend
Dem Schimmer blinkender Uniformen — Priestertalare, Richterroben

Inmitten üpp'ger Weiber. — Geschminkt die Dirne neben der Frau von Welt,
Der Abenteurer neben dem General, und alle Stände,
Und jung und alt und schön und häßlich. —
Hochauf am weißen Kelchglas schäumt der perlende Sekt;
Gejohl, Gejohl und wirres Gelächter tönt.
Mit frechem Wort ihn kredenzend, trinken sie alle sich zu
Den lodernden Taumelkelch der Lust.
Juchhei, stoß an, trink aus! Stoß an, trink aus!
In aller Augen glüht die Gier nach Genuß, nach Genuß.
Es lockern sich alle Bande der Scham.
Der da umfaßt mit hündischem Arm seines Nächsten Weib,
Der Ehmann dafür küßt der lachenden Dirne den blanken Nacken,
Da unten würfeln sie fiebernd um rotes Gold — —
Und Stunde nach Stunde rinnet verloren des Lebens kostbare Zeit. — —
Schon durch die hohen Fenster glimmt des Frühlichts Schein.
Rot glühn die Scheiben, und vor des jungen Tags graudämmerndem Licht
Langsam verbleicht der flackernden Kerzen Glanz.
Gespenstig hinter der Zecher Stuhl, lautlos genaht,
Die dürren Arme reckend, tritt der Überdruß, und durch die heiße Glut
Kühl weht sein Odem. Fröstelnd schauert es den und den;
Stier blickt mit fahlem Antlitz mancher hinaus in den Morgen — — —
„Schließt die Portièren! Wein, mehr Wein!"
Sich zu betäuben, greifen sie zum Pokal,
Und wild und wilder braust, anschwellend aufs neu, die sündige Lust
Zum Gipfel der Raserei. — — — —
Horch! von der Straße herauf tönt's dumpf in stapfendem Schritt,
Vereinzelt erst! Dann laut und immer lauter, und näher und näher kommt's;
Das klingt wie Menschengewühl. Horch, horch! Gemurr, verworrener Stimmen Schall,
Es schwillt und schwillt. — Der Meerflut Tosen, die sich an Dämmen bricht,
Und wild, und wilder — —
Da — da — geballte Fäuste drohn an die Scheiben empor.
Plötzlich — aus tausend Kehlen, aufheulend in unsagbarer Wut, in wildem Weh,
Zerrissen, gell — aus den Tiefen ein schrecklicher Schrei:
„Gebt Brot und Licht! Wir wollen Brot und Licht!"
Auffahren die Zecher. — Der Hand entsinkt der Pokal,
Stumm schaun sie sich ins Gesicht, in Schuld verlegen lächelnd.
Da — jäh am Tisch springt auf ein Weib —
Die Schlange, die sich am Baum der Versuchung wand, ward sie zum Weib?
Im funkelnden Licht der Brillanten schillert das schwarze Gewand;
Brandrote Blumen glühn in schwarzem, knisterndem Haar.
Hoch steht sie und stolz, und aus dem schönen, bleichen Gesicht
Zwei Augen funkeln dämonisch in bohrender Glut.
„Narren, Feiglinge — schreit sie — seid ihr zumal!
„Jahrtausende lärmten sie so und lärmen weiter.
„Immer das alte Lied!
„Was kümmert es uns? Noch haben **wir** die Macht,
„Nach uns die Sintflut! —
„Stimmt ein! Es leb — — — —"

„Gebt Brot und Licht! Wir wollen Brot und Licht!"
Durch Mark und Bein im Toben der Hölle greift der furchtbare Ruf,
Des Elends gräßlicher Schmerzensschrei. —
Aufbäumt sich das Weib;
Aus weißem Antlitz spricht vernichtender Hohn. —
Hoch schwingt sie den Kelch in erhabener Hand,
Und schrill übertönend das Toben gellet ihr wilder Schrei:
„Es leb die Lust!
„Da, Schreier! Nehmt das zur Antwort!"
Klirrend zerschellt, an die Säule geschleudert, das Glas,
Und zündend, wie flackernde Flammen, braust's durch die Reih'n,
Es klingen die Gläser,
Von allen Sitzen fährt es empor in rasendem Jauchzen:
„Es leb die Lust!"
Und dumpf und dumpfer hallt's von den Wänden in schaurigem Klang:
„Die Lust — die Lust — die Lust — — —"
— — Fern kräht ein Hahn.
Dann — — — Stille des Todes! —
Ein eisiger Windstoß fährt hoch über das Prunkgemach.
Wie müde Seelen zucken die Kerzen und ducken — und sterben knisternd.
Vom üppigen Tisch, aus den samtenen Polstern steigt's;
Wie Dämpfe der Fäulnis flattern grünliche Nebel ringsher.
Eine schwarze Schlange ringelt empor an der marmornen Säule,
Und, bergend den gleißenden Leib unter schimmernden Blumen,
Vor reckt sie den züngelnden Kopf.
Auf thun sich langsam — siehe, des Saales Pforten.
— Sie öffnete keine sterbliche Hand —
Goldner, leuchtender Glanz fließt klar von der Thür ins brütende Dunkel;
Hochaufgerichtet steht da eine stille Gestalt.
Schneeweiß hernieder wallt ungegürtet des Mannes strahlendes Kleid,
Um dunkle Locken flimmert der Heiligenschein,
Und sieh — an Hand und Fuß ein seltsam blutiges Mal.
Hochher blicken unirdisch die heiligen Augen, die unergründlichen,
Tief, wie die Nacht — —
Und stille steht er, ganz still. — —
Entsetzt stiebt auf, wie Streu vor dem Wind, der Schwelger Kreis.
Durch ihre Reihen rast die heulende Angst.
Der Stolz verfliegt. — Der eitlen Weltlust Tünche verblaßt. — Das Gewissen schreit.
Versteinert sitzt der, in der bebenden Hand das gefüllte Glas;
Die ducken sich unter den Tisch — auffahren andre in wilder Flucht.
Es stürzen die Sessel; umbrechen Tische im jähen Tumult. Am Estrich
Klirrt hart hinstürzend das goldne Gerät, es fließt am Boden der funkelnde Wein.
In des Saales hinterster Ecke drängen sie sich zu Hauf,
Männer und Weiber in wirrem Gemisch mit bebenden Knieen und schlatternden Gliedern,
Angstschweiß auf der Stirn, glanzlosen Auges stieren sie vor,
Bilder des Jammers, Sünder am Tag des Gerichtes. — —
Und langsam — langsam — Schritt vor Schritt tritt näher
Des Heilands hohe Gestalt und steht in des Saales Mitte;

Die heiligen Augen flammen in düsterm Zorn,
Mahnend hebt er empor die weiße, blutige Hand. — Er spricht. —
Leis klingt seine Stimme; doch Decke und Wand, aufgreifend den Schall,
Im Klange des Donners geben sie ihn zurück — es erbebt der Raum:
„Ich gab euch ein Vermächtnis — sagt, wo ist's?
„Rein gab ich's euch; gebt mir es wieder!
„Wo ist mein Wort, mein Werk, um das ich sterbend litt, euch zu erlösen?
„Steht Rede! Habt ihr gesegnet, die euch fluchten? Den Nächsten geliebt wie euch?
„Erbarmend euch dem armen Bruder geneigt?
„Weh euch, Verlorne, die ihr auf's neu mich kreuzigt!
„Verdreht, verdeutelt habt ihr mein klares Wort,
„Mein Recht im Schacher gebogen zu eurem Dienst;
„Mit Prasserhänden habt ihr besudelt, was einst ich schuf,
„Und da ihr euch beim üppigen Fest zutrinket der Brüder Blut, mein Blut,
„Führt ihr mit frechem, lästerndem Hohn meinen Namen im Mund?
„Ich aber sage euch, treib' ich zum zweiten Mal Gesindel aus meinem Tempel,
„Seid ihr's — —
„Ich war die Liebe —
„Aber der Liebe Stimme — ihr habet sie nicht vernommen, da sie rief. —
„Weh euch, wenn's aus den Tiefen nach euch greift.
„Der Sturmwind rast und wirbelt euch mit sich fort!
„Weh euch, wenn ich, die Liebe wandelnd in Gerechtigkeit, einst wiederkehre,
„Und vor mir schreiten der Vergeltung dunkle Engel mit flammendem Schwert,
„Euch hier, — nicht dorten erst — zu richten am Tage des Gerichtes.
„Schon klirrt die eherne Wage über euren Häuptern,
„Schon dämmert der klare Tag —
„Wacht auf! Ihr seid gewarnt! Gedenkt der Brüder!"
— — — — —

So sprach der Heiland.
Lange schaut' er sie an mit ernstem Aug' und wandte sich und schwand.
Totenstille war's. — Dumpf schweigend standen sie alle gesenkten Blicks.
Hoch durch der Bogenfenster Vorhang goldig brach die Sonne,
Die frohe Morgensonne eines neuen Tages.
Doch wo im Dunkel noch weiß die Säule schimmert,
Hernieder windet sich über den Boden ein schillernder Schlangenleib;
Aus Finsternis vorstreckt sich giftig der Kopf gegens Licht
Und — züngelt — — —

Berlin. Paul Bornstein.

Wachtelschlag.

Die Wachtel schlug im grünen Korn:
Pickwerwik!
Ich ging dem Schlag der Wachtel nach
Mit Pfeif' und Garn und kam gemach
Zu einem sanft geneigten Rain —
Drauf saß im heißen Sonnenschein

Ein Bauernmädchen, frisch und drall,
Das lauschte auf den Wachtelschall:
Pickwerwik!
Ich grüßte sie mit: Guten Tag!
Wie freut mich heut der Wachtelschlag,
Der mich zu dir am Rain geführt,

Wo sanft im Feld sich niemand rührt.
Wer wird denn sitzen hier allein?
Zu zweien möcht es trauter sein,
Zu ruhn auf diesem stillen Fleck,
Gesäumt vom hohen Kornversteck.
Sie trug zum Schutz vor'm Sonnenlicht
Den Rock gezogen um's Gesicht,
Der Unterkittel, kurz und bunt,
Enthüllte Waden, braun und rund.
Pickwerwik!
Mit großen Augen sah mich an
Das Bauernmädchen und begann:
Vom Sicheln bin ich worden müd,
Weil rot die Sonn' am Himmel glüht,
Drum nahm ich auf dem Raine Platz
Und hab gedacht an meinen Schatz.
Pickwerwik!
Zum Kukuk! Wenn an den sie denkt
Und sich in süßen Traum versenkt,
So bin ich wohl vom Überfluß
Und mach dem Mädchen nur Verdruß.
Ich schlug mich seitwärts in das Korn
Und dachte mir, doch ohne Zorn:
Es ist doch übel auf der Welt
Bei Bauernmädchen auch bestellt,
Daß sie, wenn alt so sechzehn Jahr,
Die Liebe hat schon bei dem Haar.
Pickwerwik!
Ich sah mich um im Weitergehn,
Da kannt ich denn von ferne sehn,
Daß durch des Kornes hohen Strich
Vom Birkicht her ein Bursche schlich.
Das Mädchen winkte mit der Hand,
Worauf es im Getreid' verschwand.
Da blieb ich stehn und lauschte still,
Ob nicht die Wachtel schlagen will.
Ich stand nicht lange auf der Stell',
Da schlug die Wachtel laut und schnell
In einem fort ihr Pickwerwik,
Pickwerwik!
Sie hat mich noch so lang geneckt,
Bis ich das Garn zum Fang gesteckt;
Ob auch die Pfeife sie gelockt,
So schwieg sie jetzt als wie verstockt.
Beschämt ging ich vom Feld nach Haus,
Denn mit dem Fangen war es aus.
Noch lang hab ich der Maid gedacht,
Die um die Wachtel mich gebracht,
Pickwerwik!

München. Heinrich von Reder.

Ein Traum.

I.

Du weicher Nachtduft, süßberauschend Gift,
Was flüsterst Du mir hundertstimmig zu
Auch heut Dein Märchen höchster Lieb und Lust,
Dein Märchen selig, still vereinter Ruh? —

Die Kronen rauschen, säuselnd wogt das Gras,
Und heiße Sehnsucht flutet durch die Welt,
In goldner Pracht eilt durch den Himmelsraum
Ein Sternenherz — und leuchtet — und zerschellt.

II.

Warum ich Dich nicht lassen kann?
Ach, könnt' ich's sagen Dir, mein Kind,
Vielleicht weil wir so selig einst,
So wonnefroh gewesen sind.

„Es darf nicht sein mehr," sprachst Du kühl.
Ich nickte schweigend: „Du hast recht."
Dann ging nach Haus ich einsam, still,
Ob mir die Arbeit Ruhe brächt'.

Und vor dem Schreibtisch diese Nacht
Preßt' ich die Hände vors Gesicht,
Und: Liebe, Liebe, schrie mein Herz,
Die Arbeit bringt den Frieden nicht.

Stettin. Curt Heinrich.

Auf dem Friedhof.

Noch denke ich des heißen Sommertags,
Da voll Erwartung zwischen Gräbern ich
Schritt hin und her — nicht denkend an die Toten,
Die unter meinen Füßen starr und stumm
Vielleicht verwest schon, längst in Staub zerfallen,
In Frieden schlummerten. Nicht achtend auch
Des süßen Dufts der letzten wen'gen Rosen,
Die ihrer Blüten üpp'ge Pracht auf Gräbern
Entfalteten und Kraft und Schönheitsfülle
Aus Leichen saugten. Traumverloren hörte
Ich auf der Vögel Zwitschern, die im Flieder
Sich traulich bargen und den gold'nen Strahl,
Der durch der Blätter dunkelgrünes Dach
Zuweilen fiel, mit leisem Sange grüßten. —
Mir ward so schaurig, angsterfüllt zu Mut,
Die Friedhofsruhe und das stille Schweigen
Des Todes wand um meine Seele sich
Und hüllte sie in kalte Leichentücher
Und krallte gierig sich nach meinem Herzen,
Daß es sich zuckend jäh zusammenkrampfte
In tiefem Weh. — Und eine leise Stimme
Im Innern raunte unaufhörlich mir
Dieselben Worte zu, wie ich mich auch
Dagegen wehrte und sie niederschrie:
„Hier unter Schutt und Moder suchst du Liebe?
Bald wird sie selbst in Schutt und Moder fallen
Und still und starr und tot dein Herz dann sein,
Wie deine Liebe — starr und stumm und tot!"
Nicht länger harrend auf mein Mädchen mehr
Floh eilends ich hinweg — — — — — — — —
— — — — — — — Mir war's, als lachten
Die Leichensteine hinter mir — du Thor!
Hier unter Schutt und Moder suchst du Liebe? —

Lissa in Posen. Benno Kaehler.



Wider Umsturz!

Ruere in servitium ..
Tacitus.

Wilde Kunde kommt von drüben: weithin über Deutschlands Matten
Düstert einer Wetterwolke todesschwang'rer Riesenschatten,
Und im dumpfen Zwitterlichte kriecht und schleicht aus jedem Spalt
Vorweltlicher Fabeltiere grauenhafte Ungestalt.

Und sie ringeln sich und züngeln gierig allwärts durch die Lande,
Und verpesten rings die Lüfte mit des Atems giftigem Brande,
Und im scheußlichen Geschwele auch das beste Herz verdirbt
Und die Freiheit und die Wahrheit mit dem alten Rechte stirbt.

Wieder greift die Willkür herrisch nach dem einst entrungenen Kantschu,
Wieder soll der Deutsche werden ein gefügig-stumpfer Mandschu,
Der sich ehrfurchtsvoll ersterbend in die Pfütze niederstreckt
Und der gnädigen Herren Stiefel rein vom Straßenkote schleckt.

„Wider Umsturz!" gellt die Losung in dem ekeln Seelensauge —
Denn der graß gemalte Umsturz macht den Herdenmenschen bange
Und vermehrt der „Guten" Stimmen, und es fällt drum niemand ein,
Daß für Umsturz jene grade, die da wider Umsturz schrei'n.

Ja! sie find's, die Umsturz sinnen — umgestürzt muß alles werden.
Viel zu viel an Recht und Freiheit giebt es noch auf deutscher Erden,
Viel zu viele steife Nacken, Männer zu charaktervoll,
Viel zu wenig Unterdrückte, viel zu wenig Haß und Groll!

Recht so! Hat des Junkers Vater mit der Geißel Euch geschlagen,
Mag es denn des Junkers Söhnchen auch mit Skorpionen wagen, —
Mann zu sein — die heilige Wollust der Kastrat ja nimmer kennt,
Nackenbeugen ist ihm Tugend, Knechtschaft: Lebenselement.

Knechte war't ihr, Knechte bleibt ihr, von Blaublümlein finnig träumend, —
Aufgefahren gleich wie ein Mann knirschend, zornig-bebend, schäumend
Wär' ein ander' Volk, zu schirmen seinen Nibelungenhort:
„Männerstolz vor Königsthronen", off'ne Stirn und off'nes Wort.

Flammt auch auf in wenigen Herzen, die im allgemeinen Modern
Ihren Pulsschlag sich bewahrten, ungestümes Zorneslodern,
Ach! was hilfts?! — im Parlamente, wo man Volk und Reich vertritt:
„Giebst Du uns die Jesuiten — knebeln wir voll Freuden mit!"

Und das Volk, das also friedlich walten läßt die Freiheitshenker,
Läßt sich schimpfen, schimpft sich selber: Volk der Dichter, Volk der Denker,
Hat vom eisernen Joch der Wölfin dermal einst die Welt befreit,
Ihm entsproßten Hermann, Luther, Hutten, Schiller, Vogelweid'!

„Wider Umsturz!“ — Gebt dem Zeitgeist einen tüchtigen Nasenstüber!
Stülpt den ganzen Lumpenkorb um! Deckt „suprema lex“ darüber!
Macht nur fort in Gottes Namen, doch des Sprüchleins denket ja:
Mal' den Teufel an die Wand hin, und der Teufel ist auch da!

Wien. Ottokar Stauf von der March.

Die Nacht.

Da sitzt sie schwer auf meiner Brust,
Die Hexe mit den blinden Augen,
Um mit Begier und Teufelslust
Mir Blut und Atem auszusaugen.

Die eine Hand zur Faust geballt
Mit dumpfem Druck mein Hirn umnachtet,
Die andre hat sie festgekrallt
An meinem Herzen, das verschmachtet.

Sie singt ein Lied; — es stürzt und quillt
Daraus hervor ein Strom von Thränen,
Ein Lied, wie Pantherliebe wild
Und schläfrig süß, wie Todessehnen.

„Ich bin die Nacht, die blinde Nacht,
„Und schleiche mich auf Maulwurfspfoten
„An euer Bett zur Totenwacht,
„Denn innig lieb' ich alle Toten.

„Die Augen, die gebrochen sind,
„Begehr' ich gleich den Edelsteinen,
„Ein blind gebor'nes Menschenkind
„Darf still an meinem Herzen weinen.

„Doch euch, die ihr den Himmel schaut,
„Das goldne Licht, das ich verloren,
„Euch, denen heimlich vor mir graut,
„Hab' ich Vergeltung zugeschworen.

„Vergeltung! Leer und schwächlich ist
„Das Wort! Ihr könnt ja nimmer zahlen
„Mit eurer kurzen Lebensfrist
„Für meine tausendjähr'gen Qualen.

„Ich bin die Nacht, die blinde Nacht,
„Und lieb' ihn, den ich ewig meide,
„Den Tag in seiner Farbenpracht,
„In seinem sonnigen Geschmeide.

„Sein Kronreif ist ein Born des Lichts,
„Sein Mantel ist das Morgenglühen,
„Ein Lächeln seines Angesichts
„Erweckt die Blumen zum Erblühen. —

„Wir reichen nur zur Dämmerzeit
„Verscheucht und flüchtig uns die Hände.
„Mein Schmerz erfüllt die Ewigkeit,
„Und meine Sehnsucht hat kein Ende.“

Wien. Paul Althof.

Erlösung.

Dann sah ich Dich in Deinem Strahlenglanz
Die weiße Gartentreppe niedersteigen,
So keusch! Und drinnen jauchzten alle Geigen
Noch immer wie bei unserm letzten Tanz.

Und düster war ich mir im Strauch bewußt:
Giebst Du dem andern Deine roten Lippen,
Ich zucke ihm das Messer in die Rippen
Und reiße ihm das Herz aus seiner Brust.

Da nahtest Du und hobst das Zweiggerank
Und fragtest mich mit einem Blick voll Liebe
Und heißer Scheu, wo ich solange bliebe,
Daß ich im Taumel Dir zu Füßen sank.

Berlin. Emanuel von Bodman.

An mein Weib.

Nun reich mir deine treue Rechte,
Reich die geliebten Finger dein!
Ihr trauliches Gerank verflechte
Sanft, o so sanft den Fingern mein!

Es schleicht aus kalten Dämmerungen
Um's trübe Land des Winters Flug,
Und tief im Wald ist längst verklungen
Des Sommers letzter Atemzug.

Nun laß uns weben unverdrossen
Der Wintereinsamkeit Gedicht,
Die Augen träumend halbgeschlossen,
Erschlossen doch dem innern Licht!

Die Lippen, die in Flammenküssen
Ersättigen sich mochten kaum,
Verlernen das so holde Müssen
Und flüstern, flüstern uns in Traum.

Und wenn noch auf den bunten Gassen
Das Leben nicht entschlafen will,
So weiß ich Zweie, die verlassen
Die Hand sich drücken selig still!

So laß traumsinnend uns verstehen
Den tiefen Schlummersang der Zeit,
Laß uns in unsre Tiefen spähen
Und segnen unsre Einsamkeit!

Karlsruhe. Albert Geiger.

Darum.

Vielleicht darum ist so leer
Immer mein Poetensack,
Weil das Schicksal, hold und hehr,
Nicht wie bei dem Alltagspack
Mich mit schnödem Mammon letzt —
Sondern, weil es mich versetzt
All'weil in die Himmelreiche
Allerschönster Phantasie
Und ich keinen Zoll breit weiche
Von des Daseins Harmonie.
Und ich wandle selbstvergessen —
Einer schönern Welt entstammt —
Und versäume unterdessen
Das, wozu der Mensch verdammt:
Seinen Vorteil stets zu suchen,
Mit gekrümmtem Rücken gehn,
Allem Niedern nicht zu fluchen,
Nach dem Wind den Mantel drehn;
Wahrheit auf den Kopf zu stellen,
Wo's nur geht die Menschen prellen,
Innen schlecht und außen fein,
Kurz, ein rechter Schuft zu sein.

Wien. Margarethe Halm.

Abseits.

Aus dem Lärm des Kirchweihgetümmels,
Dem Geschmetter der Tanzmusik,
Dem Georgel der Karussells,
Dem Gejohle der Zecher,
Der Weindunst und Schweißluft
Entfloh ich hinaus in die schöne, stille,
Klare Julinacht. —
Breit schattet hier die Kastanie
Den taufeuchten Rasen,
Ein aromatischer Duft
Quillt aus den Blättern,
Und die stolzen weißen Blüten

Leuchten wie hohe Kerzen
Im bleichen Mondlicht. —
Neben mir auf dem Petunienbeet
Surrt unablässig von Kelch zu Kelch
Ein grauer Schwärmer, ein Tannenpfeil. —
Über den flimmernden, kiesigen Pfad,
Aus der schmalen, dunklen Randrabatte
Springt ein braunes Wiesel
Ins nahe Gebüsch zum Spätraub. —
Und stetig, monoton
Durch den heiligen Frieden der Natur
Klingts fern von den Zelten,
Ein Mißlaut der Stümperin Menschheit:
„Und ich hab sie ja nur
Auf die Schulter geküßt." —

— — — — — — — — — — — — —

Da drunten über dem Strome
Liegt jetzt die Stadt
Glanzgebadet, silberumflossen
Mit schimmernden Mauern,
Mit blitzernden Dächern
Im tiefen, traumlosen
Sommernachtschlummer. —
Oben aber auf der Höhe,
Drüben jenseits der Linden
Erschallt froher Jubel . . .
Tanzweisen . . . . Gelächter . . . .
Und es singen die Geigen,
Es dudeln die Orgeln,
Es dröhnt der Baß:
„Gleichheit! Brüderlichkeit! Einigkeit!"
Und in der Beseligung,
Der geistigen Erleuchtung
Des gelbgrünen Krätzers
Werden die Riesenzäune
Des Standesunterschieds
Mit der Heckenscheere „Freundlichkeit"
Etwas gestutzt. —
Doch schon morgen wieder
Loh'n aus den Blicken
Die alten Brände:
Die Weißglut des Hasses,
Des Neides Phosphorlicht,
Der Selbstsucht schielendes,
Gieriges Funkeln . . .
All der Menschenbestie
Zwanggebändigte, schwachverhüllte,
Heimliche Raubtiertücke. —
Aber jetzt noch klirren die Becher:
„Es lebe das Heute!
Ein Heil der Gegenwart!
Ein Hoch der Freude!"

— — — — — — — — — — — —

Meinem Ohre verrauscht,
Meinem Auge versinkt
Das tolle Getriebe . . .
Und ich schaue träumend
Hinaus in den zaubrischen,
Alles Kleinliche bannenden,
Heiligen Frieden
Der schönen, stillen,
Klaren Vollmondnacht.

Weilburg a/Lahn. Wilhelm Müller-Weilburg.

Stimmen der Zeit.

I.

Proletarier.

Seht Ihr, wie dort im blassen Rot
Ferne Blitze die Flügel aufschlagen?
Will der blutige Morgen tagen,
Enden die furchtbare Nacht der Not?
Ja! Schon ballt sich die Riesenfaust,
Erdengötter, der Weltsturm braust!
Fort, hinab in den Schlamm und Sumpf,
Drin Ihr uns hieltet, kalt und stumpf.
Ob wir tief in der Gruben Schlund,
Ob wir vor Ofengluten verderben —
Mehr noch kümmert Euch Euer Hund,
Mit den Enterbten teilt nun, Erben!

Was Ihr uns stehlt vom kargen Lohn,
Feste zahlt's Euch in Freudensälen.
Unser, der endlosen Arbeit Quälen,
Euer, die Lust bei der Saiten Ton.
Euer Leben ist Glanz und Helle;
Unsres, der Hölle verfluchte Schwelle.

Lächeln Euch Weiber, geschmückt mit Steinen,
Müssen unsre die Nacht durchweinen,
Hunger verdirbt ihrer Kinder Blut,
Eure prassen im Übermut.

Wie wir ringen mit wunden Händen,
Können doch nimmer den Jammer wenden,
Ziehen der Kindlein unseligen Hauf
Zu eignem dunkelm Geschicke auf.
Schwelgt Euer Sohn und durchzecht die Nacht,
Fährt der unsre, noch Kind! — im Schacht,
Frißt die Fabrik ihn, der unreif, wild
Fällt in des Lasters entmarkende Ketten.
Elend zerschlägt der Unschuld Schild,
Wirft die Töchter in Sündenbetten. —
Fluch Euch Reichen! Bald ist's genug,
Eurer Pfaffen Geschwätz ist Trug,
Ihr Vertrösten, ihr knebelnd Drohen.
Unsre Brut wächst so heran,
Daß sie lacht ihrer Hölle Lohen,
Spottet ob ihres Himmels Wahn.
Wenn nicht Strafe nicht Lohn mehr irren,
Fallen die Fesseln und Ketten entklirren,
Müssen in Blut und in Rachebränden
Loose der Armen sich siegend wenden.

Eisernen Fußes, mit Donnertone
Dröhnen heran ihre Bataillone,
Mögt Euch dann auf den Geldsack strecken,
Unter Fäusten und Kolben verrecken.
Reif ist die Zeit und fett war die Mast.
Fort, herunter von Tisch und Mahle!
Tod fährt einher im Wetterstrahle,
Eure Welt frißt der Flamme Glast.

II.

Besitzende.

Wilde Stimmen grollen in den Tiefen.
Rüsten sich, die hundert Jahre schliefen,
Geister der Empörung in den Schlünden
Einen neuen Weltbrand zu entzünden?

Neue Lehren, doch mit altem Köpfen,
Weil der vierte Stand will zu den Töpfen,
Der Plebejer, kalter Nacht entstiegen,
Will mit uns am warmen Herde liegen.

Zwar, der Starke dort mit scharfen Waffen
Bringt zur Ruh' der Unverschämten Klaffen.
Aber, weh! . Er wird für sein Erretten
Neu umschlingen uns mit alten Ketten.

„Für Altar und Thron!" Das heißt vereinen —
„Hau'st Du meinen Juden, hau' ich Deinen!"
Sie die Ersten. — Und das Volk? — Für Waffen
Und für Weihrauch gut das Geld zu schaffen!

Uns, im Rattenfänger-Flötentone,
Dudelt man, der Wissenschaft zum Hohne.
Kinder geht es leicht zum Berg zu locken,
Laß sie hocken drin, bei Bettelbrocken.

Kraft und Stoff? — Bah, Waffen gegen Wissen.
(Wunder wohnen gern in Finsternissen!)
Forschend Grübeln und am Glauben Rütteln
Wird erschlagen mit Gehorsamsknütteln.

Denn das Heil liegt bloß in Disciplinen,
Im Respekt vor Bonz' und Mandarinen.
Und selbst der, — wenn nur mit einem Knopfe —
Wälzt im Staub sich vor zweiknöpf'gem Tropfe.

Was die beiden kosten, Waffen, Pfaffen,
Fast schon reicht' es, jenen Brot zu schaffen,
Die dort unten, hungernd, Böses brauen,
Friede gäb's! — doch mag der Teufel trauen.

Reicht's zum Stillen, reicht's doch nicht zum Füllen,
Und am Ende blieb's das alte Brüllen.
Ungewitter drohn aus jeder Richtung,
Unterdrückung hier, — und dort Vernichtung.

III.

Regierende.

Wie er sich winden mag, der Gauch,
Mit saurem Angesicht,
So lang des Wichtes Gott der Bauch,
Besinnt er sich zur Pflicht.

Ja, rückwärts muß die Wissenschaft,
Der Glaube wieder her,
— Natürlich nur, wo ihre Kraft
Nicht dient dem Militär.

An der fatalen Wissenschaft
Klebt das verdammte „frei“.
Es klingt schon gleich so frevelhaft,
Wie Hohn auf Polizei.

Notwendig ist der Bürgerstand,
Wir sind ihm wohlgeneigt.
— Natürlich, wo er fromm im Land
Sich bückt, — und zahlt und schweigt.

Der Kerls da unten Giftgekoch? —
Das macht uns wenig Gram.
Kommt jeder zur Kaserne doch,
Da wird der Lümmel zahm.

Wer spottet hoher Polizei,
Und gar der Religion,
Dem schlägt die Knochen man entzwei,
Ins Loch mit dem Kujon!

Kein Preßgeschrei das Volk bethör',
Wird uns ein Blatt zu toll,
— „Sergeant, zwei Mann zum Redakteur,
Haut ihm die Jacke voll!“

Der öffentlichen Meinung Macht,
Fortschritt und solcher Quark?
Monarchisch sind wir — Donnerschlacht! —
Bis in der Knochen Mark.

Schafft fremden Freiheitskram beiseit',
Staatsbürger? — Dünkelwahn!
Bei uns heißt's, oben — „Obrigkeit“,
Und unten — „Unterthan“!

Mag sich wo selbst ein Völkerpack
Regieren, schlicht und grad,
Bei uns ist das ein andrer Schnack,
Wir sind „von Gottes Gnad'“!

IV.

Der Dichter.

Wie die Massen gähren, Kräfte ringen! —
Wird des Aufruhrs Flammenmeer verschlingen
Rettungslos die Anmut der Kultur,
Daß nur alter Sagen goldnes Klingen
Ferner Zeit verrät die holde Spur?

Oder fallen, noch gelöschtem Brande,
Auf die Völker wieder Sklavenbande,
Wenn ein Siegerfuß den Boden stampft,
Dem des Schlachtfelds grause Menschenschande
Als gewohnte Weihrauchstätte dampft?

Forschergeistes gottgewollt Begehren
Wird — wie einst — erstickt in Wundermären,
Priesterwort verschließt das Himmelsthor,
Daß die alten finstern Zeiten währen
Durch Jahrhundertfolgen, — wie zuvor?

— Ringsum Streit! — Ein Hader ohnegleichen
Gellt in aller Künste Tempelreichen,
Wo sich Wahrheitsstreiter nennt der Wahn,
Wenn er Schönheit wirft mit Keulenstreichen
Aus dem Heiligtum, ein Kaliban.

Reißt vom Saïsbild den zarten Schleier,
Und der Freude edelfrohe Feier
Wird zum tierisch frechen Bacchanal.
Roher wird, enttäuscht, die Welt, nicht freier,
Hoher Sinn stirbt mit dem Ideal.

— Freiheit, Schönheit, Wahrheit! — Ist kein Heiland,
Der auf meerumrauschtem Friedenseiland
Göttliche, Euch für die Welt bewahrt
Und ihr einst zu dem erträumten Freiland
Zeigt die selige Erlösungsfahrt?

Keiner! — Dennoch bleibt die Ferne heiter.
Immer trägt ein Häuflein edler Streiter
Durch die Zeiten treue Herzensglut.
Und, inmitten Selbstsucht, erbt sich weiter,
Wandellos, der reine Opfermut.

Nebel mag wohl Sternenschein verschlingen,
Sonne Schönheit wird ihn doch bezwingen,
Wahrheit öffnet reifer Zeit das Thor.
Und der Freiheit stolzes Bonnerschwingen
Führt die Völker sieghaft doch empor.

München. Alfred Niedermann.

Die Tragödie der Hintergasse.

Eine Skizze von Fritz Marti.

(Zürich.)

„Aber . . .“ wollte der Mann fortfahren. Doch die Frau hatte sich bereits gegen die Wand gekehrt und die Bettdecke über die linke Schulter gezogen, sodaß dem Gatten nur der Anblick der reichen Fülle ungeordneten Haares blieb, dessen Strähnen den beinahe durchsichtig magern Hals bis zum Kinn umringelten, und ihm vom Gesichte der Kranken als sprechender Zeuge seiner langen Leidensgeschichte nur die fiebrig rötliche Ecke des Backenknochens entgegenschimmerte. Unschlüssig blieb der so unliebenswürdig Behandelte vor dem Bette stehen, und der Seufzer, der sich ihm aus tiefster Brust loslöste, mochte das Resultat der Wanderung sein, in der sich seine Blicke ergingen, von dem andern schlachtfeldartigen Bette und dem ebenfalls ungemachten Kinderbettchen daneben bis zum Fenstergesimse mit der Fläschchenreihe, denen das Gemisch der beengenden Gerüche entströmte. Hierauf, indem sein wasserblaues Auge wie hilfeflehend an dem Bildnisse seines jungen Kaisers, einem unlängst erworbenen Jahrmarktsstücke, haftete, begann er fast jammernd eindringlich mit dem zärtlichsten Tone, den er finden konnte: „Aber Karoline! Nicht wahr, Du hörst doch? Bitte! Begreife doch, daß es unmöglich länger geht, daß ich Dich pflegen, die Kinder und noch alle Hausgeschäfte besorgen kann, während die Heiligen für Steinwil unbedingt auf Ostern fertig sein müssen. Wie stehe ich da, wenn ich den Herrn Pfarrer im Stiche lasse! Und wenn ich diese Bestellung verliere und die versprochene von Feldegg, wovon soll ich den Hauszins zahlen? Eine Fremde anzustellen vermögen wir ja nicht, oder wir geraten noch mehr in Schulden. Die Schwester aber kostet uns nichts, und wir haben zudem jemand vertrauten. Denk nur an die Kinder!“ Da ihm als Antwort nur ein Zucken des Körpers wurde und das Gesicht der Frau sich tiefer in die Kissen kehrte, folgte der Gatte dem polternden Geräusch, das in der Stube von den Kindern erregt wurde, und das leicht die Ursache verstärkten Zornes der Reizbaren werden konnte. Auf dem Boden der Zimmerecke, in die über das gegenüberliegende schwarze Dach hinweg die Morgensonne mit goldenem Glanze ihren Weg fand, strahlte in dieser Verzierung wie eine Glorie das seidene, rötlichblonde Gelock des kleinen Jungen, dessen Spielzeug Niemand geringerer bildete, als ein pausbäckiger, starrer Engel. Das hölzerne Himmelsknäblein mit den schwellenden Gliedern

verdankte jedenfalls diese unsanfte Behandlung seitens des lebendigen Menschen dem Umstande, daß es als unartiges Kind in strafbarer Weise der regelmäßigen Waschung entronnen zu sein schien; denn die Fleischfarbe seiner runden Arme und Beine war unter dem Staube fast verschollen. Während aber der Junge durch eifriges Reiben vergeblich die letzten Purpurreste auf den vollen Engelslippen auslöschte, um endlich auf die weiße Zahnreihe zu stoßen, knusperte die kleinere Schwester mit ihren Fingerspitzen die schwachen Spuren Goldes weg, die da und dort an den Flügelansätzen schwach blinkten, zuweilen auch versuchte sie ihre Finger in die Augen des Engels einzubohren, worauf aber der Bruder, den Übergriff in sein Gebiet nicht duldend, ihre Hand schnell wegschob.

Und der Engel, statt über die Rolle erzürnt zu sein, die er bei diesen Weltkindern spielte, schien sich gegenteils in dieser Gesellschaft zu gefallen, wenigstens verlor er nicht sein kindlich-gutmütiges, heiliges Lächeln.

Der Dekorationsmaler jedoch infolge der flüchtigen Empfindung, daß ein solches Verfahren mit einem Engel Profanation sei, ergriff ohne ein Wort die Figur an einem Beine und war im Begriffe sie wegzutragen, als sich der Junge erhob, zuerst die Hand an die Augen führte, dann aber, als das Mädchen die Aufgabe des Weinens freiwillig übernahm, mit trotziger Miene heischte: „Gieb mir die Puppe, oder ich sag's der Mama." Zugleich ertönte aus dem Nebenzimmer die ärgerliche Stimme der Frau: „Was hast Du wieder mit den Kindern?" so daß der Gatte in leichtem Schrecken zusammenfahrend und wie immer gehorsam den Engel wieder zu den Kindern himmtergleiten ließ, worauf der kleine Trotzkopf seine Beute auf die Seite brachte und das stärkere Weinen der Kleinen im Nebenzimmer Geräusch und Unruhe erzeugte.

Der Mann hatte mittlerweile den Vorhang zur Seite geschoben, der einen tiefern Winkel der Wohnstube als Atelier abschloß und mit sorgenvollem Blick trat er vor die unvollendete Arbeit, vor den Christus mit der Dornenkrone auf dem gesenkten Haupte und den jetzt beinahe erloschenen Blutstropfen auf dem Schmerzensangesichte, und die Züge des Malers formten sich ob der Betrachtung des göttlichen Dulders unwillkürlich nach dessen leidvollem Ausdrucke, so daß zu dem vom ähnlichen Barte eingerahmten milden Antlitze und den sanften Augen beinahe nur die Dornenkrone zur größten Ähnlichkeit mangelte. Neben dem gemarterten reifen Christus thronte in dem Stolze ihres Mutterglückes, unter ihrer Krone die Madonna, auf dem Arme ihren Sohn, der jetzt noch ein selig lächelndes Kind war, dessen Wesen, die Mensch gewordene göttliche Liebe, von der Welt noch nicht erkannt war als etwas Ungebührliches, das schleunigst totgeschlagen werden mußte.

Zur Seite hatte der Heiland einen kleinen Stab seiner Heiligen, die mit ihren wilden grauen Bärten und den aschfarbenen Gewändern beinahe einen schreckhaften Anblick boten. Der Maler machte schnell den Überschlag der an einem jeden vorzunehmenden Reparaturen; denn alle hatten durch irgend einen unglücklichen Zufall oder die zerstörende Zeit einen Leibschaden erhalten. So hatte der streitbare Petrus zur Strafe für das Ohr, das er dem Malchus abgehauen, seine Nasenspitze verloren, welcher Not nach der Berechnung des Malers mit etwas Kitt leicht abzuhelfen war. — Nachdem der Maler in Arbeitsbeweglichkeit geraten war, neben die Farbenkessel die Pinsel gelegt und schon in die wie eine Palette mit bunten Klexen bemalte Blouse zu schlüpfen begonnen hatte, legte er diese plötzlich wieder hin und kehrte mit den Worten ins Krankenzimmer zurück: „Ich will jetzt den Kaffee machen, ich habe gestern die bessere Sorte für 1 Fr. 60 Cts. gekauft und geröstet. Du wirst wohl Hunger haben und die Kinder . . .“ Erschreckt hielt er inne. Die Frau saß im Bette aufrecht, obwohl ihr Oberkörper schwankte wie der Halm im Winde und der Kopf wackelte und die Hände nur zitternd das Leintuch zurechtnestelten.

„So, Deine Schwester willst Du mir ins Haus bringen!“ zischte sie ihm im pfeifenden Flüstertone entgegen. „Und ich soll zusehen, wie sie mit den Kindern grob verfährt, wie sie Ordnung machen will, wie sie alles besser weiß, wie sie Dich bedauert, daß Du mich geheiratet, ihrem Rate zum Trotz, und wie sie nun doch recht gehabt, da Du eine kranke Frau zur Last erhalten. Und ich soll natürlich an allem schuld sein.“ Die Augen der Kranken strahlten in unheimlichem Feuer.

„Wärest Du ein Mann, Du thätest das Deiner Frau nicht an. Doch nie wirst Du ein Mann sein, nie! So gewiß aber Deine Sabine die Schwelle übertritt, so verlasse ich das Haus, und sollte es mein Tod sein. Doch das wäre Euch ja recht, wenn Ihr die Last los würdet. Wenn ich nur bald stürbe! Die armen Kinder!“

„Karolina!“ schrie der Mann gepeinigt auf. „Du sagst, was Du selbst nicht glaubst, schäme Dich, so zu reden! Und gegen den Befehl des Arztes regst Du Dich doch wieder auf. Denk an die Kinder! Und was hat Dir die Schwester zu Leid gethan? War sie nicht nachher doch zufrieden und anerbot sich als Patin, aber Du wolltest nichts von ihr wissen. — Ich bitte Dich, sei ruhig und still! Was wird der Arzt sagen, wenn er Dich so in Aufregung antrifft. Ich will jetzt die Betten machen, daß man die Ordnung auch ansehen darf.“

Aber mit der Hartnäckigkeit des Kranken fuhr die Frau mit grollender Stimme anklagend fort:

„Bei der Würgler hast Du auch wieder den Guten gespielt und ihr

Geschwätz abgewartet auf der Laube — schweig' nur, ich hab's wohl gemerkt. — Sie lauert dir ja auf und ist sehr freundlich gegen dich, deine gute Freundin. Du weißt doch, wie ich sie hasse, die heuchlerische Katze mit ihrem falschen Lächeln, die so freundschaftlich thut und es doch mit der Benz hält und uns alles Böse gönnt. Doch du schleckst sie noch, nur mir zum Ärger. Wäre ich nur schon unter dem Boden!"

Ihr schwankender Leib fiel zurück, so daß der Hinterkopf auf die Bettstelle aufschlug und der Gatte erschreckt hinzusprang und das gebrechliche Wesen sorgsam bettete und dabei murmelte: „Was kann ich dafür, wenn mich Frau Würgler auf der Laube anredet, man muß den Leuten doch Red' und Antwort stehen! Aber du bist eben krank, doch der Frühling macht dich bald gesund, und dann ist alles wieder gut."

Aber erschöpft, in sich gekehrt lag die Frau unbeweglich da und ließ seinen Trost ohne Erwiderung, während der Knabe mit dem Engel im Arm an der Seite der Mutter herausfordernd dem Vater gegenüberstand, der nach dem Verstand der Kinderseele und nach der Logik ihrer Erfahrungen der Mutter Unrecht zugefügt hatte. Vergeblich guckte jedoch der kleine Verbündete nach der Mutter, die zu seiner Verblüffung die Kraft ihres geheimen Bündnisses heute unwirksam ließ. Dafür fand das Schwesterchen, dessen Weinen am Ende vergnüglicher Selbstzweck geworden war, auf des Vaters Armen einen stolzen Sitz, und sein plärrender Singsang schlug plötzlich in ein triumphierendes, spottlächerisches Mienenspiel nebst Ausstrecken der Zunge gegen den Bruder um, der in der Verlegenheit seiner einsamen Stellung sich kleinlaut in die Wohnstube begab.

Das verworrene Geschrei gellender Stimmen und das Gedröhne sich nähernder Schritte auf der Laube bewog den Maler hinauszutreten und beim Anblick der zwei sich durch die Thüre drängenden Weiber diejenige zum Krankenzimmer schnell zu schließen. Wie er die Lippen zum Fragen öffnen wollte: „Was wünschen Sie?" schrie die eine der Frauen, eine groß und hübsch gewachsene Person mit scharfer Metallstimme des argen, haßerfüllten Herzens: „Vor Gericht nehme ich sie, und verdammt bin ich, wenn sie mir nicht ins Loch muß, die Verleumderin, das Mensch, die fremde . ." Ihr Wutausbruch stockte, als sie die Gescholtene nirgends erblickte und sie sich dem ruhigen ernsten Manne mit den sanften Augen gegenüberbefand. Zugleich hatten ihre scharfen, blauen Augen sich nicht der Betrachtung des nach fremdem Geschmacke eingerichteten Zimmers enthalten können. Gleich bei ihrem Eintritte hatte sich der kleine Held mit größter Angst und Eile hinter den Vater geflüchtet und schielte nur bisweilen zwischen dessen Beinsäulen hindurch. Mit dem Stirnrunzeln und dem schwach geschärften Tone der Empörung fragte der Maler: „Was wollen

Sie hier?" Schon aber hatte sich die ältere zierlich-kleine Frau mit dem braunen schmalen Gesichte, in deren frommer Miene verhaltene Rachsucht und ängstliche Verlegenheit seltsam zitterten, sich an ihn gemacht, seinen rechten Arm ergriffen und versetzte ihm damit von Zeit zu Zeit eindringliche Stöße in die Seite und, indem sie mit schmeichlerischer Rede begütigen wollte: „Nichts, lieber Herr Behr, nichts, was Sie angeht. Man hat der Frau Benz nur hinterbracht, Ihre Frau habe gesagt, es sei ein Glück für Frau Benz, daß ihr Mann, der Waschlappen, nichts von dem unehelichen Kinde wisse, das sie vor der Heirat gehabt, und es sei dem armen Tröpflein gut gegangen, daß es habe sterben können."

Diesmal fühlte der Maler bitter sein Unrecht gegen die eigene Frau und die feige Schwäche gegen das schmeichlerische Weib, das ihn mit seiner Gunst belästigte, ihn lobte und bemitleidete auf Kosten der Frau, und dem gegenüber seine rücksichtsvolle Natur wehrlos war. Für ihn brach Frau Benz los: „Sie, Frau Würgler, haben mir das von der Behr gesagt, und Sie müssen mir Zeuge sein!" Als diese in größter Verwirrung von einem Mißverständnis stotterte, öffnete sich leise die Thüre des Nebenzimmers, und auf der Schwelle stand in ihrem langen weißen Hemde die Kranke, die sich mühsam mit den ausgestreckten Armen an den beiden Pfosten aufrecht hielt, beinahe in der Stellung des gekreuzigten Christus, und ihr geisterhaftes Aussehen, der auf die Brust sinkende Kopf mit dem Medusenhaar auf dem schlanken Halse und dem verzehrenden Feuer in den Augen verwandelte das Getümmel in plötzliche Stille. Ihr Mund klappte einige Male auf und zu, bevor sich ihm endlich der Ausruf entrang: „Warum peitschest Du sie nicht hinaus! Macht, daß Ihr hinauskommt! Reich' mir den Stock dort, Armin!" wandte sie sich zum Knaben und begann, da sie die Stütze der losgelassenen Hand verloren, so bedenklich zu schwanken, daß der Gatte aus seinem starren Staunen erwachte, den beiden Weibern zurief: „Geht fort!" und dann die wankende Frau wie ein Kind aufhob, an seiner breiten Brust barg und die Sträubende an ihren Platz beförderte. Mit Angstgeschrei flüchtete sich der Kleine ihm nach. Ehe die Thüre schmetternd ins Schloß fiel, drang zu den das Schlachtfeld Behauptenden der in Schluchzen überschlagende Bittruf: „Peitsch' sie hinaus!"

Doch, bevor diese dem Wunsche der Feindin willfahrten, benutzten sie die Abwesenheit der Inhaber des Zimmers, um dessen Ausstattung einer schnellen Musterung zu unterziehen. Mit neidischen Augen überflogen sie die einzelnen an den Wänden zerstreuten zierlichen Nippsachen, welche der im übrigen ärmlich einfachen Wohnung ein fast vornehmes Aussehen verliehen. Da hing eine mit hübscher Stickerei verzierte Bürstentasche, dort ein niedliches Körbchen für das Staubtuch, und die Lücken waren ausgefüllt

durch schöne Bilder. Auf einem kleinen mit einem buntfarbenen Teppiche bedeckten Tischchen lag ein Photographiealbum, und dahinter an der Wand befanden sich zwei kleine Gypsbüsten zweier Männer mit edlen Gesichtern und hohen Stirnen, welche die weiße, schöne, nackte Frauenfigur in der Mitte bewachten.

Zur Betrachtung des Hauptzierstückes aber wichen die Frauen in den Hintergrund und streckten die Köpfe weit vor gegen den neu lackierten glänzenden Glasschrank, hinter dessen blinkenden Scheiben geblümte Tassen und bemalte Teller standen, nebst zwei hohen Blumenvasen aus Silberglas, dem echten Silber täuschend ähnlich. Neben dem kostbaren Möbel hing, nicht ohne Grund beinahe verborgen, das Lehrlingsstück des Malers, das indessen auf die Beschauer einen unheimlichen Eindruck ausübte, da es den Ausbruch des Vesuvs bedeutete, doch in so farbenfreudiger Weise, daß man das Ganze auf den ersten Blick als die Darstellung einer krepierenden Granate halten konnte, deren Splitter aus dem Centrum blutigroter Flammen in die finstere Nacht einer dicken Rauchwolke emporgeschleudert wurden. Schauerlich zündeten die blutigen Feuerzungen in das schwarze Gewölk.

Schnell fuhren die beiden Beschauerinnen in die Lage der Unbefangenheit und Gleichgültigkeit, als die Thürklinke knackte und der Maler heraustrat, dessen Miene den Weibern den Weg wies. Unter der Thüre aber, nachdem sie einen neugierigen Blick auf das jetzt erst entdeckte Heiligenarsenal warf, wandte sich Frau Benz um und rief mit ihrer gellenden Stimme: „Wartet nur, Ihr sollt an mich denken! Ihr oder ich!“

Frau Würgler aber trat ihren Rückzug nicht ohne ein freundliches Lächeln erst an, als ihre Absicht, behufs entschuldigender Auseinandersetzung länger zu bleiben, bei Behr einer abwehrenden Kälte begegnet war.

Ins Krankenzimmer zurückgekehrt, begann der Maler stillschweigend die Betten zu ordnen. Doch eine der Frau verständliche Sprache redete das Gepolter, mit dem der Gatte das Kinderbett an die Wand stieß und der Luftzug der kräftiger hingeworfenen Bettdecke, der ebenfalls Vorwürfe zu ihr hinüber wehte. Die Frau aber verwickelte ihre liebkosenden Finger in die Locken des Knaben und schien für das Übrige teilnahmlos. — Endlich arbeitete sich aus des Mannes Bewegung die zitternde Rede heraus: „Was hast Du wieder angestellt! Was soll man dem Doktor sagen, wenn Du einen Rückfall davon trägst! Warum helfen auch alle Vorstellungen nichts! Daß Du immer und immer wieder dieser Leute wegen Dich aufregen kannst! Aber Du nimmst keine Rücksicht auf Dich und uns und trägst keine Sorge zu Deiner Gesundheit!“

Der Knabe, in dessen Haaren die Finger der Mutter spielten, stieß plötzlich einen Schrei aus. Die Kranke aber rief, in ein wehleidiges Weinen

ausbrechend: „Halte Du es nur mit den anderen Leuten und verachte uns! Habe ich nicht schon längst aus diesem schlimmen Neste fortzuziehen begehrt, während Du daran den Narren gefressen hast. Und jetzt soll ich an allem schuld sein! — Könnte ich doch bald sterben!"

Wie der betroffene Gatte den Mund zur Erwiderung öffnen wollte, pochte es an die Stubenthür, und der Arzt trat herein. Sein Auge fragte stumm nach dem Vorgefallenen, dessen Spuren noch in Miene und Haltung zu sehen waren und dessen Folgen aus dem Gesichte der Frau deutlich sprachen. Während der Maler mit der scheuen Gedrücktheit des bösen Gewissens seinen Gruß erwiderte, geriet die Frau in eine freudigere Beweglichkeit, wie jemand, der aus dem Sturme ein schützendes Obdach erreicht, und ein zuthuliches und dankbares Wesen gegen den Arzt griff bei ihr Platz. Aber als sie sich zuvorkommend zurechtdrehen und sogar sich aufrichten wollte, mangelte ihr die Kraft. Das stoßweise starke Anfluten des Blutes in der großen blauen Ader neben der Muskelkante des magern Halses ersparte dem Arzte das Befühlen des Pulses. Nur der Gatte hatte die tiefe Betroffenheit auf dem Gesichte des Doktors bemerkt, und seine Züge schossen zu den Furchen eines plötzlichen Verzweiflungsschreies zusammen, den er jedoch rechtzeitig unterdrücken konnte. Mit beinahe eifersüchtiger Aufmerksamkeit verfolgten die großen Augen des Knaben jede Bewegung des Mannes, der bei der Mutter in so großem Ansehen stand, der aber heute kein freundliches Wort für ihn hatte, sondern vielmehr mit ärgerlicher Stimme sagte: „Frau Behr, Ihr Zustand hat sich verschlimmert. Ich lehne alle Verantwortung ab, wenn man meine Anordnungen nicht befolgt. Ich kann Ihnen nichts anderes vorschreiben als möglichste Ruhe!" Und er suchte seinen Hut und wandte sich zum Gehen, den Abschiedsgruß vergessend, sodaß die Frau ihm betroffen nachschaute. — Auf der Laube vernahm Behr den Bericht, nach dessen Abgabe der Arzt sich schnell und verlegen flüchtete. Der Maler aber stand mit aufgerissenen Augen da und kehrte dann wie betäubt in die Stube zurück und suchte zu verstehen. Aber ein Druck lastete auf seinem Hirn, und was er fühlte, war nur der kalte Schweiß, der zwischen den gesträubten Haaren heraustrat, eine große dumpfe Angst, die zum Schreien drängte und eine namenlose Liebe, verbunden mit einer Unruhe, die ihn der Selbstbeherrschung entrückte. Wie aus einem Traume erwachend, betrachtete er die bekannten Gegenstände und sagte sich, daß das seine Wohnung sei und alles Wirklichkeit. Er schritt von einem Ende des Zimmers zum andern, faßte sich bisweilen an den Kopf, rieb sich die Stirne und ertappte sich sogar auf einem Lächeln. Daran war aber die Erinnerung an die Hochzeit schuld, die ihm, er wußte nicht wie, gekommen mit einer Deutlichkeit des Bildes in allen Einzelheiten wie nie zuvor. Vorher aber

hatten sich die Bilder gejagt: Das Knabenleben im Elternhause, Lehrzeit Militärdienst, Wanderschaft und Begegnung mit einem Mädchen, die ihm sein Bündel in die Herberge tragen und im Orte Umschau nach Arbeit halten ließ. Und dann das Glück des Hochzeitfestes und die junge Hoffnung und das Leben prächtig wie das Paradies, und dann die Not und der Kummer.

„Das Schicksal setzt den Hobel an und hobelt alle gleich," sang in der dunklen Pinte gegenüber der lustige Schreiner beim Frühschoppen. Da trat der Maler vom Fenster zurück, da die Gegenwart mit ihrem Schreckensantlitz wieder vor seinem entsetzten Auge auftauchte. Er schritt gegen die Thüre, betrachtete die Kranke, die ahnungslos aber fiebrig-unruhig dalag. Seine Brust wölbte sich beinahe zum Zerspringen, die Lippen bewegten sich mehrmals nur zum Ansatz, um vor der Frau die so lange in ihren Zeichen zurückgedrängte Liebe auszuschreien. Denn er fühlte, was sie ihm gegeben und wußte, daß seinetwegen ihr Herz sich verbittert, da sie die Schuld alles Unglücks auf sich genommen.

Als fühlte die Frau die auf sie gehefteten Blicke des Gatten, schlug sie verwundert zuweilen ihr Auge gegen ihn auf, welchen Moment er jedesmal benutzen wollte, um zu ihr zu reden. Aber ein Liebeswort jetzt aus seiner Erschütterung hätte ihr Erstaunen und Mißtrauen geweckt, und er besaß weder den Mut noch die Grausamkeit, noch auch die Kraft, das Wort vom Tode auszusprechen. Der kleinlaut gewordene Knabe erhielt auf seine Klage: „Ich habe Hunger!" keine Beachtung.

Auf ein dringendes Pochen an der Thüre ging er zerstreut hinaus, um nachzusehen, und traf dort Frau Würgler, deren braunes Gesicht von der Röte der Aufregung noch dunkler gefärbt war, und deren Lippen sich in beständiger Aufregung netzten. Sofort legte sie ihre Hand auf seinen Arm und versetzte ihm wohlwollende Stöße in die Seite. „Sie dauern mich, Herr Behr, ich kann nicht sagen wie, aber fügen Sie sich in den Willen Gottes, der alles zum Besten lenkt . . . Es läßt mir keine Ruhe, und ich würde mir ewig ein Gewissen daraus machen, wenn ich Sie nicht darauf aufmerksam machen würde: Sie werden doch für Ihre Frau den Trost der heiligen Sterbesakramente verlangen. Ich gehe Ihnen gerne selbst zum Pfarrer, wenn Sie Niemanden sonst haben."

Über den Mann war ein Zittern gegangen, da er aussprechen hörte, was der Arzt ihm nur angedeutet, und er schnell in der Zeit sich einige Monate zurückversetzt sah an das Sterbebett der Mutter mit dem schwarzen Priesterkleid davor, brennenden Kerzen daneben, wirbelnden Weihrauch durch das Zimmer und auf den Knieen betende murmelnde Menschen, und der Anblick der Sargfarbe und der Totengeruch wiederholte sich ihm. Auf sein stummes Kopfschütteln redete Frau Würgler eindringlicher auf ihn ein:

„Sie werden doch nicht eine solche Verantwortung auf Ihre Seele laden wollen und sich das ganze Leben hindurch den Vorwurf machen, daß Sie Ihrer Frau den letzten Trost und das ewige Leben vorenthalten haben!... Sie besonders sollten keine der heiligen Handlungen verachten, der Sie von der Kirche Verdienst haben. Ich möchte lieber alles andere, als eine solche Sünde auf dem Gewissen haben."

Kaum verstehend, was die Frau wollte, murmelte der Maler: „Wie Sie meinen," ließ sie und ging schnell wieder zurück. Bei seinem Eintritte hob die Frau den Kopf etwas, und ihr Blick war eine stumme Frage nach dem Vorgefallenen. Zugleich wurde er aber des Unrechtes, das in seinem Schweigen gegen die Kranke lag, in seiner ganzen Größe bewußt, aber trotz des guten Willens und der Anstrengung brachte er keinen Anfang zum Gespräche zustande. Statt dessen begann er den Rock des noch nicht völlig angekleideten Mädchens einzuknöpfen, um in der Mitte abzubrechen und nach dem Waschschwamme zu gehen, der im Nebenzimmer hing. Hierbei hatte er Gelegenheit, der Frau das Taschentuch zu reichen, das sie zu Häupten nicht erlangen konnte. Nur ein langgezogener, klagender Seufzer war die Antwort auf die Frage: „Wie geht es mit den Schmerzen? Willst Du noch nichts?"

Er erschrak, als unmittelbar auf ein schnelles Pochen die Thüre sich öffnete und der Pfarrer in schwarzem Gewande hereinschlüpfte. Es war ein freundlicher Mann, aus dessen zufriedenem Gesicht das Wohlwollen förmlich strahlte, und seine Miene erhellte sich noch mehr, als er hinter dem weggeschobenen Vorhange die Ausstellung der Heiligen entdeckte und er nun im Maler gewissermaßen auch einen Kirchendiener erkannte. Die Gutmütigkeitsfalten seines rötlichen Antlitzes verzogen sich jedoch einen Moment zum Ernste, als er den Engel mit den ausgestreckten Beinen am Boden liegen sah. Der Maler verstand den Schatten, der über das Gesicht des Priesters gehuscht war, und er sagte entschuldigend mit einer kleinen Entstellung der Wahrheit, indem er das steife Engelwesen aufhob: „Der Kleine hat ihn soeben herausgeschleppt," worauf dieser die alleinige Verantwortung ablehnte: „Mini auch!"

Nachdem er dem Manne die Hand gedrückt, fragte der Pfarrer mit Teilnahme: „Es geht also nicht gut? Warum haben Sie mich nicht früher kommen lassen? Es wird aber noch nicht so weit sein, daß die letzte Ölung geboten ist? Oder was meinen Sie? Es wäre mir lieber, ihr eine Vorbereitung vorangehen zu lassen und sie dann am Abend vorzunehmen; zudem ist jetzt der Sigrist*) nicht zur Hand."

*) Sakristan, Mesner.

Mit scheuer Miene führte er den Pfarrer in das Krankenzimmer; daß aber nun ein Anderer zu sagen hatte und jedenfalls verstand, was er aus Schwäche versäumt, verschaffte ihm doch ein Gefühl der Erleichterung.

Mit scheuem Seitenblicke und unruhiger Bewegung tastete die Frau nach der Hand des Geistlichen, welcher indessen auch nach Worten suchte, bis er sich der leichten Verlegenheit entledigte: „Es freut mich, Frau Behr, daß Sie nach mir verlangt als gute Tochter unserer Mutter, der heiligen Kirche. Sie lehrt und giebt uns die Kraft, das Schwerste zu ertragen durch ihre Trostmittel des Gebetes und der heiligen Ölung."

Eine wilde Unruhe flammte in den Augen der Kranken auf, und angstvoll hing sie an seinem Munde.

„Durch das Bekenntnis der Sünden giebt Ihnen der Vater Gelegenheit, sich vor ihm zu reinigen und durch sein heiliges Sakrament die Bestätigung der Entsündigung und Vergebung zu erlangen". Die Unruhe der Kranken wurde größer, und ihre Blicke wanderten schneller, während sie augenscheinlich gegen die betäubende Macht der feierlichen Rede rang.

Aus der Rocktasche zog der Pfarrer ein kleines schwarz gebundenes Gebetbuch: „Bereiten wir uns vor, des heiligen Sakramentes würdig zu werden und bitten wir den Herrn um die Gnade der Geduld! Ich weiß, o mein Gott, daß der Himmel für diejenigen bestimmt ist, die hienieden leiden und zwar leiden mit Geduld. Ich bin entschlossen, alle Trübsale ruhig zu ertragen; aber sobald sie sich einstellen, werde ich traurig und verdrießlich und verliere alles Verdienst meiner Leiden, weil ich nicht leide aus Liebe zu dir. . . . So verleihe mir denn diese Tugend der Geduld, o mein Gott! Gieb mir Kraft, alle Schmerzen und Trübsale, die du noch über mich verhängen wirst und besonders die Schmerzen meines Todeskampfes und Hinscheidens mit Ergebung zu tragen. Amen".

Während des Gebetes flimmerten die Augenlider der Frau immer schneller, und die Augen quollen manchmal weit vor, während die Pulsader am Halse zuerst langsame, wuchtige, dann sich beschleunigende Stöße zeigte, aus der schwer arbeitenden Brust der Atem stöhnend sich entrang und auf der Bettdecke die Finger sich tastend krallten.

Der Pfarrer schlug die Seite um.

„O guter und barmherziger Gott! In Demut flehe ich dich an um die letzte und größte aller Gnaden, um die Gnade eines seligen Todes. Zwar bin ich nach meinem lauen und sündhaften Wesen, nachdem ich so vielmal deine Gaben und Wohlthaten mißbraucht habe, nicht würdig, daß du mich erhörest; aber, o Herr! siehe nicht an meine Sünden und Missethaten, die ich von Herzen verabscheue und bereue; siehe vielmehr an die unendlichen Verdienste deines göttlichen Sohnes, unseres Erlösers.

Um seines bittern Leidens und Todes willen erbarme dich meiner und laß mich in deiner Liebe sterben".

„Ich will nicht sterben!" brach sich endlich ein durchdringender Schrei aus dem zuckenden Munde der Frau, die mit einem Rucke sich halb erhoben und auf den linken Ellbogen gestützt mit ihren entsetzten Augen abwechselnd den einen und den andern betrachtete. Als des Gatten reichlich fließender Thränenquell ihr eine beredte Antwort gab und die Angst vor einem unbegreiflichen Etwas zur blitzschnellen Erkenntnis sich erleuchtet, da entströmten ihr wieder die Jammertöne: „Muß ich sterben? Meint ihr? Es kann nicht sein, ich darf nicht sterben! Armin, Mineli, ich gehe nicht von euch weg! Laßt die Mutter nicht sterben!"

Sie wandte sich an den schluchzenden Gatten:

„Nicht wahr, Hermann, ich muß nicht sterben? O Gott, es kann nicht sein! Du warst immer ein so guter Mann, Hermann, und ich habe Dir so das Leben verbittert, ich war stets so unzufrieden. Es wird ja alles anders werden, und wir werden glücklich sein." Die Stimme sank zum hastigen, angstbebenden Geflüster, durch das die frühere schmeichelnd-bittende Zärtlichkeit drang: „Und wenn wir auch nichts haben und arm wie Bettler durchs Land ziehen, nur mit einem Karren und einem Tuch darüber, wir wollen doch glücklich sein, daß wir uns haben und die Kinder. Nie mehr will ich zanken!"

„So rede doch!" fuhr sie im Tone der Gereiztheit auf, als des Gatten thränenüberströmtes Gesicht sich abwandte und der Trost ausblieb. „Sage, daß es nicht wahr ist!" — „Karolina, verzeihe mir!" brach der Mann in ein starkes Schreien aus und warf sich vor dem Bett auf die Knie, indem er die Hände gegen die Frau rang und den Kopf gegen das Bett stieß, worauf auch die Kinder in ein erschrecktes Weinen verfielen und der Pfarrer sich den Schweiß vom Gesicht trocknete. Durch die Lücke, zwischen den Vorhängen fiel eben die höher gestiegene Sonne und schob eine Scheibe ihres goldenen Lichtes zwischen die Sterbende und den Priester, und gierig trank jene die göttliche Spende. Auf das Fenstergesimse hatte sich ein Fink gesetzt und begann sein Lied zu schmettern, und als ob er sich nicht Genüge leiste und der unruhige, von einer Wolke geschreckte Sonnenschein ihn mit Glück und Dankbarkeit trunken machte, erhob er sich zu größerer Anstrengung, und als wollte sie zerspringen, jubelte die kleine Brust ihren Sang mit beinahe übernatürlicher gesteigerter Kraft in die Frühlingsluft, und dann flog er zur Gespielin auf das Dach.

„Verzeihe mir, Karolina!" jammerte der Mann aus seinem Schuldbewußtsein zu der erschöpft zurückgesunkenen Frau, die einen Moment dem jauchzenden Gesange des Vogels gelauscht hatte und nun von neuem sich

emporraffen wollte, keuchend, verwirrt; aber die Stimme versagte, ein undeutliches Geflüster ruschelte über die Lippen, und mit dem letzten gellenden Rufe: „Niemand hat mein Kind zu schlagen!" verlor sich ihre Seele in das weite, freie Reich des Traumes, von dem sie nur mit vereinzelten, unverständlichen Worten dieser engen Wirklichkeit Kunde gab.

Der Gatte hatte die Kinder neben sich niedergezogen, und der Pfarrer betete mit starker Stimme. Ein Schrei, ein langer, tiefer Seufzer der Erleichterung, und hierauf Stille. Dafür erneutes, heftiges Schluchzen des Gatten, der sich erhob und über das Bett warf, worauf der Pfarrer der Todten die Augen schloß.

„Herr Behr, nach den Reden der Frau Würgler mußte ich glauben, es sei der besondere Wunsch der Seligen, daß ich komme, und daß sie über alles unterrichtet gewesen sei," sagte der Geistliche entschuldigend. „Seien Sie ein Mann, schicken Sie sich in Gottes Fügung, bedenken Sie, daß Sie der Vater Ihrer Kinder sind und nicht aufhören dürfen, in diesem Leben zu wirken und zu sorgen nach göttlicher Pflicht, auf daß die Selige ohne Trauer Sie erwarte."

Nachdem er gegangen, taumelte der Mann empor und kannte sich mit Mühe aus in der Umgebung, die ihm öde und leer erschien. Leise weinend schmiegte sich das Mädchen an ihn, und der Knabe schaute mit neugierigem Staunen nach dem bleichen Gesichte der stillen Mutter und erwartete vergebens ihre Anrede.

Frau Würgler trat scheu und leise herein, reichte dem Maler die Hand. „Ich kondoliere Ihnen herzlich. — Soll ich sie ankleiden? Frau Benz wird mir schon helfen."

„Thun Sie, was Sie für nötig finden", murmelte Behr und trat mit dem Kinde auf dem Arm an das Fenster, wo er in stillem Schmerze sinnend auf die Gasse schaute. Von der Würgler geholt, trat Frau Benz herein und ging rücksichtsvoll und mit schüchternem Gruße an dem Maler vorbei. Vor dem Bette betrachtete sie mit triumphierender Genugthuung und vor Rührung feuchten Augen die tote Feindin, und beinahe mit Zärtlichkeit und Sorgfältigkeit faßte sie die Leiche an, um sie zu schmücken. — Da knackte die Thüre, eine Kindshand schob sich durch die schmale Öffnung und auf den Boden fiel ein Zettel, dessen Inhalt der Maler sofort ahnte. Der Hausherr pflegte ihm, obwohl die Entfernung zwischen ihnen nur zwei Häuserlängen betrug, den Zinsaufschlag sowie Reklamationen in einem Briefe zu senden, weil sein gutes Herz ihn unfähig machte, jemandem ins Gesicht Unangenehmes zu sagen. Mit allerlei gewundenen Ausdrücken des Bedauerns kündigte er dem Herrn Behr die Wohnung und sah sich leider zugleich aus der Pflicht der Fürsorge für seine eigene Familie genötigt,

für den rückständigen Hauszins Sicherheit durch den Hausrat zu verlangen. Der Brief war vor dem Ende der Frau geschrieben worden, hatte aber die Verzögerung erfahren dadurch, daß Frau Benz das Mädchen zu sich hereingerufen, um ihr Werk mit eigenen Augen bestätigt zu sehen und gleich genießen zu können. Nachher hatte sich das Kind nicht mehr zu kommen getraut, als es den Pfarrer in der Stube wußte.

Behr hielt das Papier mit der verschnörkelten Schrift in der Hand, ohne sich recht deren Inhaltes bewußt zu sein. Allmählich aber geriet sein Sinnen darauf, er dachte an das Morgen, das wie eine entsetzliche Leere vor ihm gähnte und an alle die schweren Tage ohne sie; die Erinnerung an seine Kinder rief ihm auch die Größe seines Unglückes ins Gedächtnis. Ihn stach selbst der Gedanke, daß er die versprochene Arbeit nicht werde abliefern können, und er ohne diesen Verdienst seinen geringen Hausrat verliere. Die Schwäche seiner Beine zwang ihn, sich auf den Stuhl neben dem Tische zu setzen, wo er, das Kind auf den Knieen, in neues Nachsinnen versank. Er hatte das Gesicht in die rechte Hand gestützt und sah nicht, wie die beiden Frauen schalteten und Frau Würgler einigemal hinausging und auch in der Küche durch klirrendes Geräusch sich bemerkbar machte.

„Sie ist fertig angekleidet, wollen Sie sie sehen?“ sagte sie endlich, und er trat in das Zimmer, das die Frauen in saubere Ordnung gebracht. Sie hoben das Leintuch von der stillen Gestalt, und er stand vor dem Geheimnis des Todes, schaute das friedliche Antlitz seiner Frau, die nicht mehr sein war, und seine Erstarrung des Schmerzes rührte selbst auch Frau Benz, daß sie nach dem Schürzenzipfel faßte, worauf sie schweigend in die Stube zurücktraten. Auf die Anfrage der Frau Würgler erlaubte er ihr auch die Todesanzeige im Städtchen herumzusagen, was sich sonst, was er aber nicht wußte, nur die wohlhabenden Leute gestatteten, und endlich war er allein, nachdem er selbst der Frau Benz ohne Zorn die Hand gedrückt. Nun er allein mit seinem Schmerze war, fügte sich mit dumpfer Schwere zu diesem das Bewußtsein, durch die Nachgiebigkeit gegenüber der Frau Würgler der eigenen Frau vor ihrem Ende Weh und Unrecht zugefügt zu haben. Der körperlich stechende Schmerz in der Herzgegend schien ihn sein übriges Leben hindurch als Vorwurfs- und Erinnerungsmal nicht mehr verlassen zu können. Zugleich erkannte er mit bitterer Klarheit in diesem Unrechte wie in einem Spiegel auf einmal seine unmännliche Schwäche und gestand damit, sein Leid vergrößernd, der Frau nach ihrem Tode ihr Recht zur Unzufriedenheit und scheltendem Tadel zu.

Da er das Klopfen an der Thüre überhört, bemerkte der Maler die mächtige Gestalt des Gemeindeammannes mit dem feisten Nacken, dem vorgebeugten starken Gesichte erst, als dieser seine musternde Umschau im

Zimmer beinahe vollendet hatte. Obwohl mancherlei Spottreden der Einwohner über den Gewaltigen an Behrs Ohr geklungen, erhob er sich doch mit der Miene der Ehrerbietung und fragte, das Kind auf dem Arme: „Was verschafft mir die Ehre Ihres Besuches, Herr Ammann?“ Doch statt zu antworten, blickte ihm dieser bloß mit hämischem Lächeln ins Gesicht. Unter dem stummen Anstarren und den spöttischen Blicken des Gefürchteten wuchs die Verlegenheit des Malers zur völligen Verwirrung, während sich der Ammann an seiner Hilflosigkeit weidete wie ob einem, der sich an der Lösung eines aufgegebenen leichten Rätsels umsonst abquält.

„Wissen Sie eigentlich, vor wem Sie stehen?“ fragte endlich der Magistrat mit vorwurfsvollem sanftem Tone und leichtem Kummer im bartlosen Gesicht. Die Röte stieg in des Malers Gesicht, als er die Ursache dieses befremdlichen Benehmens noch nicht fand und endlich an seinem Äußern suchte. Jetzt half ihm der Vorsteher auf den Sprung: „Ist das die Stellung vor einem Vorgesetzten?“ Da stellte Behr erschrocken das Kind neben sich auf den Boden, wie Gewehr bei Fuß, und verwirrte sich noch mehr über sein Versehen, daß er mit dem Kinde auf dem Arm vor einem Obern gestanden, dadurch die gebührende Haltung und Ehrerbietung verletzt, und daß das gerade ihm begegnet, dessen Höflichkeit in dem zarten Gewissen stets auf der Lauer stand.

Nachdem sich der Ammann gepustet und nochmals Inspektion über das Zimmer gehalten, sagte er mit etwelcher Barschheit: „Was machen Sie eigentlich, daß Sie nicht einmal Ihren Hauszins zahlen und der Schwegler Ihren Hauszins verpfändet haben will?“

Als der Maler ihn nur wie mit verständnislosem Staunen ansah, fuhr jener fort: „Abrobos, wie geht es Ihrer Frau, sie sei krank?“

„Sie ist gestorben, vorhin,“ würgte der Maler die Antwort heraus und deutete mit der Hand nach der geschlossenen Thüre des Leichenzimmers. Da zogen sich die Augenbrauen des Beamten erschrocken in die Höhe, er suchte den Hut, den er in der Hand hielt und stotterte: „So — so — — — gestorben! dann komme ich später wieder.“ Und die Majestät des Ortes floh vor der größern Majestät des Todes.

Nun drängte die drohende Gefahr den Schmerz des wirklichen Unglückes für einen Augenblick zurück. Als ob er sich gegen die bis zum Kinn steigenden Wellen der Not durch schnelles Handeln retten könnte, geriet der Maler in eine unruhige Beweglichkeit und trat in das Atelier, wie um die Arbeit aufzunehmen, wo er aber wieder mutlos vor der Übermacht der Aufgabe vor dem Christus stehen blieb. Jetzt geriet der Junge, der bisher kleinlaut geblieben, dem Schwesterchen in die Haare, daß es aufschrie und der Vater hinzutrat, um Ruhe zu schaffen.

In diesem Augenblicke hielt ein Klopfen seine unwillig-eiligen Schritte auf, und in seinem Ruf klang eine Schärfe, die nicht seiner Art gehörte, und die er auch gleich bereute, als ein hübsches, munteres Mädchen eilfertig in die Stube trat. Nach einem freundlichen Gruß und schnellen Blick auf die Kinder und das Zimmer fragte sie: „Wohnt hier der Maler Behr?" Mit etwelchem Befremden auf die höfliche Erwiderung des Mannes: „Zu dienen, mein Fräulein!" fuhr sie fort: „Kann ich das Gestell für den Toilettenspiegel, das die Köchin zum Lackieren gebracht, haben?"

Da entschuldigte sich der Maler betreten mit den verbindlichsten Worten, es sei ihm noch nicht möglich gewesen, die Arbeit zu machen, und es thue ihm leid, daß er die verehrte Herrschaft nicht auf die versprochene Zeit habe bedienen können. Wenn sie aber sich noch etwas gedulden wollte, könne sie bestimmt für morgen oder spätestens übermorgen darauf rechnen. Die Schöne jedoch, unwillig über ihren vergeblichen Gang, noch mehr aber aus Befremden über die hochdeutsche Ausdrucksweise und geschmeidige Höflichkeit des Mannes, die ihr als unwürdige Unterthänigkeit erschien, erwiderte spitz: „So geben Sie mir das Gestell nur gleich mit, wie es ist!" Und in noch ärgerlicherem verletzenderem Tone fügte sie hinzu: „Es ist, scheint's, auf Alle gleich viel Verlaß. Ja, wenn's mit dem Mundwerk ginge!"

Da lief mit der Verletzung seines handwerkerlichen Ehrgefühls das volle Faß der Leiden des Malers zum ersten Mal in seinem Leben über, indem er mit der grollend harten Stimme der Empörung sagte: „So ist denn alles in diesem Orte gleich, und kein Mensch, der ein Herz und ein wenig Wohlwollen hätte! Ist es meine Schuld, wenn die Arbeit nicht fertig wurde? Konnte ich arbeiten, während meine Frau krank und im Sterben lag?" Die Hand, die den blonden Bart durchwühlte, zitterte stark. „Warum bin ich nicht von hier fortgezogen! Vielleicht lebte sie noch!"

Eine brennende Röte stieg vom Halse über das rundliche Kinn in das weiße Gesicht des Mädchens, als es in tiefer Betroffenheit stammelte: „Ich wußte nichts davon, verzeiht mir meine Härte, es war nicht böse gemeint. Was hatte sie?"

Da leerte sich das übervolle Herz des Mannes durch die Erzählung der ausgestandenen Leiden, wobei die Klage nicht fehlte, daß er seinen Kunden nicht Wort halten könne. Und als er die Mitteilung, daß ihm die Wohnung gekündigt sei und die Möbel gepfändet werden sollten, mit den Worten schloß: „Ich bin froh, bald von diesem Orte fortzukommen; denn keiner liebt den andern, alles ist voll Neid und Haß, und jeder mißgönnt dem andern das bißchen Sonnenschein auf der Thürschwelle," da sagte das Mädchen mit erneuter Verlegenheit und Röte: „Ja, es hat viele Böse, aber Sie kennen nur die andern nicht." „Ich habe Hunger," sagte

weinerlich der Junge." „Wir haben noch nicht gefrühstückt," fügte der Maler zur Entschuldigung bei.

„Herr Gott, und es geht bereits gegen Mittag! Ich will Ihnen schnell den Kaffee machen, soviel Zeit habe ich schon noch, und wenn auch nicht, die Frau erlaubt's unter diesen Umständen gewiß." Mit diesen Worten stellte das Mädchen den Korb hin und eilte, ehe es Behr verhindern konnte, nach der Küche, von wo sie nach kurzem zurückkehrte: „Das Feuer brennt, aber den Kaffee finde ich nicht."

„Er muß aber vorhanden sein, ich habe ja erst gestern welchen gekauft," sagte ihr nach der Küche folgend der Maler. Jedoch der Kaffee war verschwunden. „Dann kann ihn nur Frau Würgler genommen haben, einzig sie war in der Küche," sagte mit Resignation Behr.

„So habe ich mich nicht in ihr getäuscht, wenn ich sie nie mochte, die Heuchlerin, die bei meiner Frau die Fromme und Gutherzige spielt, bis sie hat was sie will," sprach empört das Mädchen.

„Ich habe gar nichts mehr, um andern zu kaufen," sagte ratlos Behr. „Und gerade jetzt kostet es so viel!" Das Mädchen besann sich etliche Sekunden und eilte sodann hinaus mit den Worten: „Warten Sie einen Augenblick!" Nach einer Weile kam sie mit freudestrahlenden Augen und geröteten Wangen schnellatmend wieder zurück, beladen mit einem Paket Kaffee, frischen Wecken vom Bäcker und duftenden Fleischschnitten in einem weißen Papier. In die Hand des Malers aber legte sie eine Säule großer Silberstücke: „Das nebst einem Gruß von meiner Frau." Erschrocken weigerte sich Behr, das Geld anzunehmen: „Das geht nicht, ich kann das nicht annehmen, ich habe meine Hände und kann arbeiten."

„Nehmen Sie's getrost, sonst beleidigen Sie meine Frau, und es ist ihre Lust, Gutes zu thun. Oder betrachten Sie's als Vorschuß, die Frau sagt, sie habe für Sie später Arbeit genug. Und damit Sie Ihre Bestellungen rechtzeitig ausführen können, soll ich Ihnen alle Tage, für die erste Zeit wenigstens, das Notwendigste der Haushaltung besorgen."

Wie betäubt stand der Maler vor der Schönen; seltsam zuckte es in seinen Zügen, und die Augen flimmerten, aber aus seinem arbeitenden Innern brachte er kein Wort heraus. Das Mädchen begann zu schalten, war abwechselnd in der Küche und räumte in der Stube auf und deckte den Tisch. Mehrmals wollte sich der Mund des Malers öffnen zum Protest der Bescheidenheit gegen dieses Thun; aber eine wohlige Willenslosigkeit lähmte ihn. Während er den Bewegungen des geschäftigen Mädchens mit seinen erstaunten Augen folgte, zerschmolz vor der Sonne dieses willens- und thatkräftigen Frauenwesens das Eiskörnchen des Menschenhasses, das sich in ihm zu bilden begonnen, und an dessen Stelle traten der Mut und die Hoffnung.

„Die Kinder müssen auch Trauerkleidchen haben, es ist am besten, man macht sie aus den Kleidern der — Seligen," sagte die Geschäftige. Bei der Nachschau im Kasten vermißte der Maler eine schwarzseidene Schürze, die er der Frau unlängst gekauft, und etliche der blinkenden sorgfältig aufgeschichteten Leintücher. Das Mädchen schlug die Hände zusammen.

Als die Helferin sich nach vollendeter Arbeit verabschieden wollte, fragte der Maler: „Wollen Sie sie nicht sehen?" Mit banger Scheu folgte sie ihm in das Leichenzimmer. Er zog das Linnen von der regungslosen Gestalt, und er trocknete sein Gesicht, als das friedliche Antlitz der Toten zum Vorschein kam. Schweigend standen sie eine Weile vor dem Geheimnis des Todes. Da unterbrach der Gatte endlich die Stille: „Sie war eine so gute Frau." —



Ein Traum.

Von Otto Götze.

(München.)

Mir war nicht klar, wie lange ich schon gewartet hatte, es mußte sicher fast eine Stunde sein. Frida war sonst immer pünktlich, sie hatte mich noch nie warten lassen.

Die Uhr zeigte auf fünf. Es war auffällig zeitig dunkel geworden; der Himmel war schon blauschwarz und die Bäume und Sträucher um mich herum düstere schwarze Massen in glotzender Erstarrung, über der gespannte steinerne Stille lauerte.

Ich fühlte mich plötzlich gänzlich vereinsamt, ganz plötzlich ohne Vermittelung, wie wenn in einem großen Raum eine Uhr stehen bleibt und man nicht mehr das Ticktack hört. Brennende Angst vor etwas Unbekanntem bohrte sich in mich ein.

Ich floh mit überstürzender Hast, so daß ich zu fallen drohte.

Ich kam in die Straße, in der sie wohnte. Ich blieb stehen. Kein Mensch war zu sehen, und doch lärmte sonst in dieser Straße zu dieser Stunde reges Leben. Die dunklen Häuser stierten mich tot an; nicht ein Fenster war erleuchtet, auch keine Laternen brannten, als ob dieser Teil der Stadt völlig ausgestorben sei. Dicke schwere Wolken drückten darüber. Über dem Ganzen ein gelblich fahler Schein, wie vor einem Gewitter.

Ich war noch einige hundert Schritte von ihrem Hause entfernt.

Da kommt eine beleibte Frauengestalt von fern gerade auf mich zu mit monoton watschelndem Schritt, als dunkle Silhouette auf dem grauen fahlen Pflaster. Der Überhang und der Rock schwanken im Takte herüber und hinüber, immer im gleichmäßig monotonen Rhythmus. Ich muß wie gebannt hinschauen auf dieses einzig Lebende in der toten Straße. Mir ist, als ob irgend etwas Ungeheuerliches geschehen wird. Die hohle Stille ringsum krystallisiert sich zur lähmenden horchenden Spannung. Der Pulsschlag der Welt ist stehen geblieben und krampft sich zusammen, wie um etwas Unbekanntes, Fürchterliches zu erwarten, das unsichtbar in gähnender Leere droht.

Ich will fliehen, kann aber nicht zurück. Ich gehe auf die andere Seite der Straße, aber die Frau wankt im Takte herüber an mir vorbei.

Sie ist Fridas Mutter.

Sie lächelt höhnisch, und ihr Blick ist überhebend, triumphierend.

Ich vergesse zu grüßen. Sie wankt monoton weiter im Takte mit hocherhobenem Kopfe.

Ich eile vor Fridas Wohnung. Ihre Fenster im ersten Stock sind erleuchtet. Die mattgelblichen Vorhänge mit den breiten rostroten Querstreifen sind vorgezogen. Nur an dem Fenster links ist unten ein kleiner Spalt offen, so daß ich eine Wand des Zimmers erkenne. Ich recke meinen Hals, gehe hin und wider, aber ich sehe immer die eine Stelle der Wand.

Plötzlich streicht Hildas Schatten am Vorhang vorbei. Ich reibe mir vor Erregung die Hände, beiße mir die Lippen wund und laufe ratlos hin und her, wie nach Hilfe umschauend. Jähe Angst reißt flammend in mir. Ich halte mir den Kopf, hämmere mit der Faust gegen die Stirn und greife ohnmächtig mit den Fingern in der Luft umher.

Nein — unmöglich! Zu wahnsinnig. Ich lache gell auf, höhnisch, bitter, rachsüchtig.

Besinnungslos renne ich in das Haus. Der Treppenraum ist völlig dunkel. Ich muß mich aufwärts tasten. Trotz der schwarzen Nacht sehe ich schwarze Katzen mit grünen Augen an mir vorbei springen. Der Treppenraum ist wie bis zur Unendlichkeit erweitert, endlose Tiefe fühle ich unter mir, und meine Tritte hallen hohl weit, weit fort.

Plötzlich unerwartet bin ich ganz oben im Hause angekommen, muß also wieder bis zum ersten Stock absteigen. Aber die Stufen sind auf einmal ganz steil, fast senkrecht, so daß ich abzustürzen fürchte.

Da öffnet sich neben mir eine Thür. Ein elegant gekleideter Herr mit schwarzem Spitzbart, Cylinder und Monocle tritt heraus und geht ruhig

mit verächtlicher Sicherheit an mir vorbei, mit dem Ausdruck gesättigter Zufriedenheit, die Hände in den Taschen des Überziehers. Der Herr schaut mich scharf und höhnisch lächelnd an.

Ich stürze in die Wohnung, sehe Fridas Thür offen, an die ich halb ohnmächtig in zuckender Erstarrung hintaumele.

Frida steht vor dem langen Spiegel, ordnet ihre Kleider und knöpft sich ihre schwarze Sammetblouse zu. Sie sieht mich im Spiegel, dreht sich in wildem Schreck um, wird bleich wie weißes Papier und starrt mich mit weit aufgerissenen glasigen Augen gespensterhaft an. Nervös tastet sie zwecklos an sich herum, greift sich an die Schläfe, fährt sich ins Haar und schreit verzweifelt: — Nein! nein! — und sinkt dann auf dem Divan wie eine formlose Masse in sich zusammen.

Die zimmetbraune goldgestickte Decke des Divans ist in gewaltsame Falten verzerrt. Hildas kleine schwarze Hausschuhe liegen daneben, einer verkehrt über dem andern auf dem weichfarbigen dunklen dicken Teppich, der auch verschoben ist.

Dicht neben dem Divan steht die Lampe mit dem blanken dünnen Säulenständer und dem gelbseidenen Blütenschirm. Ihr voller Schein beleuchtet nach abwärts Frida.

Ihr dunkelbraunes Haar ist völlig aufgelöst und fließt in wirren Wellen über Nacken und Schulter. Ihr schwarzer Rock ist um die Hüfte locker, so daß ein wenig Hemd hervorschaut. Unter den schwarzen Strümpfen krampfen sich die Fußzehen.

Ich schaue Frida lange so an, und ohne daß ich ein Wort gesprochen, ist es doch, als ob ich ihr viel gesagt habe. Und wie als Antwort wirft sie plötzlich trotzig ihren Kopf zurück, so daß ihr Haar rückwärts fliegt. Ihr schönes Gesicht mit den dunklen Augen ist bleich wie Mondschein. Schnippisch sagt sie:

„Was willst Du denn, ich liebe ja jenen nicht, also kannst Du ja ganz ruhig sein. Du weißt ja, daß wir uns nie heiraten können, und daß ich einmal einen heiraten muß, den ich nicht liebe. — Nun ist es bei uns Sitte, daß jeder Freier, der es ernst meint, das Recht hat, die Dame seiner Wahl vor der Entscheidung genau kennen zu lernen. Es bewerben sich viele um mich. — Nun ja, was ist denn da weiter dabei. Ich liebe ja diese Männer nicht. Ich liebe nur Dich. Also kann Dich das gar nicht stören."

Ich lächelte blöd. Ich glaubte wahnsinnig geworden zu sein. Sie, die ich bis zur Vergötterung liebte, konnte sich Männern hingeben, die ihr gleichgültig waren; und ich hatte sie noch nicht ganz besessen.

Ich faßte ihren Arm, den ich zu zerdrücken drohte.

„Und bei solcher Handlungsweise hältst Du es für sündhaft, mir in Liebe zu gehören?"

„Nun ja — ich darf nur dem gehören, der mich heiraten will und kann."

Sie sagte das in naivem Erstaunen.

In meinem Gehirn dehnte sich tote Leere.

Ich faßte in besinnungsloser Wut das Weib, hob es hoch und schleuderte es zu Boden, so daß das Haus dumpf erdröhnte.

Aber als ich nun dieses totenbleiche Gesicht sah und die gebrochenen mild vorwurfsvollen Augen und die schlaffen blutleeren Lippen und den leblosen schönen Körper, da durchströmte mich wie ein reißender Schmerz namenloses Mitleid. Ich stürzte nieder, warf mich über das Mädchen und küßte es unaufhörlich mit einer Glut, mit der ich es noch nie geküßt, mit einer hilflosen schreienden Angst.

Ich liebte Frida, liebte sie noch mehr als zuvor, liebte sie wie ein Sklave, der alles bereit ist für sie zu opfern, nannte sie bei allen Schmeichelnamen, die ich für sie erfunden und bettelte winselnd unter einem Strom brennender Thränen um ihre Liebe.

Sie aber blieb leblos.

Ich sprang auf, eilte fort und wußte nicht, wie ich auf die Straße kam, die von einer sich murmelnd drängender Menge Menschen angefüllt war. Plötzlich schwiegen alle, schauten mich neugierig an und lispelten sich dann zu: Das ist er, das ist er.

Es packte mich jemand von hinten bei der Schulter. Es war ein Polizist. Ich schrie laut auf und — erwachte.



Schatten.

Schauspiel in einem Akte von Max Fels.

(München.)

Personen des Stückes.

Frau Geldern.
Helene, Lehrerin, } Frau Gelderns Kinder.
Lola, 15 Jahre alt,
Julius,
Ada, Julius' Frau.

Zeit: Gegenwart. — Ort: Eine Provinzstadt.

Großes, einfach eingerichtetes Zimmer. Es ist die Zeit der Abenddämmerung. Durch ein Fenster (rechts) dringt letztes, spärliches Licht ins dunkele Zimmer. Im Kamin knistert ein erlöschendes Feuer; wenn die Flamme noch einmal aufzuckt, beleuchtet sie warm Ada, die auf einem Sessel am Kamin sitzt und in die Glut starrt. Die Mutter kauert auf einem lehnenlosen Stuhl im Winkel, sie hat sich fest in warme Tücher gehüllt und erschauert doch bei jedem Windstoß, der das klapperige Fenster trifft. Die beiden Schwestern sind vorn, in der Mitte des Zimmers, am Nähtisch beschäftigt. Die Mutter und die Töchter sind sehr einfach gekleidet, Ada schlicht, aber doch geschmackvoll. Sie sieht blaß aus, Mutter und Helene verweint. Ganz fern schlägt eine Uhr.

Mutter: Habt Ihr nichts gehört?
Helene: Die Uhr, Mutter.
Mutter: Aber es knarrte doch auf der Treppe —
Helene: Es ist ganz still im Hause.
Lola: Ich fürchte mich so, Lene!
Helene (beugt sich über sie): Sei kein Kind.

(Das junge Mädchen schmiegt sich bang an die ältere Schwester.)

Mutter (flüsternd): Der Sturm tobt draußen — gerade so wie damals —
Helene: Denke nicht daran, Mutter.
Mutter (wie oben): Hier im Zimmer stand er — totenbleich — und jetzt ist die Zeit um — —
Helene: Es ist spät, Mutter. Fünf Uhr. Ich will die Lampe bringen.
Mutter: Nein, laß noch! Wir brauchen so schon genug Petroleum. — Ada!

(Ada sitzt unbeweglich da, die Arbeit ist ihr in den Schoß gesunken, sie blickt träumend in die Glut, ihr blondes Haar leuchtet.)

Helene: Ada!
Mutter: Laß sie, Kind. — — (Flüsternd): Hört Ihr nichts? Es ward auf einmal so still.

Lola: Der Regen läßt nach; man merkt nur noch den Sturm, (sich enger an Lene schmiegend) wie das knistert und pfeift, Lene, und wenn jetzt der Bruder hereinträte, bleich und schön. — War Julius schön?

Helene: Lola!

Lola: War er schön?

Helene: Aber Du hast ihn doch gekannt.

Lola: Ja, vor fünf Jahren, ehe er weg ging, aber da war er so selten bei uns, und vorher war er in Bremen, und dann sah ich ihn — eigentlich gar nicht als Bruder an, er hatte so etwas — weißt Du, wie man sich einen Helden denkt, so etwas strahlendes, siegreiches —

(Mutter schluchzt leise vor sich hin.)

Lola: Und heute soll er wiederkommen! Warum darf ich mein gutes Kleid nicht anziehen? Und Mutter weint, und Ada sitzt da —

(Ada steht auf und geht hinaus.)

Lola: Hab ich ihr weh gethan?

Helene: Nein, Kind, aber Du hast recht, geh, zieh Dein weißes Kleid an.

Lola (fällt Helene um den Hals): Lene! — Wie ich mich freue! (Ab.)

Mutter: Sie weiß nichts.

Helene: Nein, gottlob, sie glaubt an seinen Aufenthalt in Amerika.

Mutter: Vielleicht wäre es aber doch besser gewesen —

Helene: Das ist ja jetzt vorbei, Mutter.

Mutter (tonlos): Vorbei. —

Helene: Der Direktor giebt ihm ja die glänzendsten Zeugnisse. Ich habe doch selbst mit ihm korrespondiert. Darum wird er doch auch schon heute entlassen.

Mutter: Mir thut Ada leid. Das Wiedersehen wird sie angreifen. Sie war ohnmächtig geworden damals, als sie's erfuhr, dann hat sie nicht mehr von ihm gesprochen die ganzen Jahre, und jetzt — — (flüsternd): das Unglück, — das Unglück. — — (Schluchzt leise.)

Helene (warm): Mutter, sei doch stark, er muß ja jeden Augenblick kommen. —

Mutter (schrickt auf): Hörst Du nichts?

Helene (wie oben): Nein. Trockne doch die Thränen. Wenn er jetzt käme!

Mutter (leise): Die lange, lange Zeit habe ich mich an den Gedanken gewöhnen wollen, und ich kann mir ihn nicht vorstellen — demütig und erniedrigt.

Helene (bittend): Mutter!

Mutter (vor sich hinweinend): Mein Stolz — mein Jung —

Helene (heftig): Aber die Hauptschuld trug doch eigentlich nicht er, Ada —

Mutter: Du bist zu hart, Lene.

Helene: Aber Julius ist mein Bruder. (Pause. Die Uhr schlägt.)

Mutter: Es schlägt halb sechs Uhr. — — — Bring mir meine weiße Haube und zieh auch Du Dein Sonntagskleid an.

Helene: Mutter.

Mutter: Heute ist ja ein Festtag. — Geh, zieh Dich um. (Helene ab.)

Mutter (sich fester in ihr Tuch hüllend, flüsternd): Der Wind — wie der Wind pfeift. — —

(Ada kommt herein, angekleidet wie zum Ausgehen.)

Mutter (ohne sich umzuwenden): Ada, bist Du es?

(Ada sinkt wieder auf ihren Stuhl und starrt ins Feuer.)

Mutter: Er muß jetzt gleich kommen — wir müssen stark sein, Ada. — — — Du hast doch verziehen, Ada?

Ada (ganz leise): Ich halte es nicht aus, ich ertrag' es nicht. — (Tonlos): Ich geh' fort, Mutter.

Mutter: Du willst ausgehen?

Ada: Ich muß fort.

Mutter: Fort?

Ada (leise): Ich kann ihn nicht sehen.

Mutter (traurig): Du hast nicht verziehen. — — — — — Du haßt ihn.

(Ada lacht nervös auf.)

Mutter: Ada, Du bist seine Frau.

Ada (ausbrechend): Seine Frau, ja, die ihn ins Unglück gestürzt hat, der zu Lieb er zum — Und jetzt soll ich ihm wieder unter die Augen treten. —

Mutter (tritt an Ada heran): Du thust Dir unrecht, Ada. Du wußtest ja nicht —

Ada (über die Lehne gebeugt, die Hände ringend, mit wahnsinniger Lust sich quälend): Nein, ich wußte ja freilich nicht, daß die Frau eines Kassierers nicht Perlen kaufen darf wie eine Fürstin, ich wußte ja nicht, daß Verschwenden Geld kostet, ich wußte ja nicht, daß sich Julius sorgte und quälte, ich wußte ja nichts, nichts, gar nichts — oh, ich bin unschuldig! (Auflachend, mit fliegendem Atem): Und die fünf Jahre hier, — Euch sehen — und Euer Schweigen — und Lenes Verlöbnis — und die Not und die Schande — (Bricht in krampfhaftes Schluchzen aus.) [Pause.] — — — —

Mutter: Ada!

(Ada stöhnt auf.)

Mutter: Du darfst nicht fortgehen.

Ada: Ich muß, ich muß.

Mutter: Und wenn er nach Dir fragt?

Ada: Sag, ich bin tot.

Mutter: Und wenn er — sieh, ich bin alt und gebrechlich — und wenn Julius einer Stütze bedarf?

Ada: Ich kann es nicht, kann es nicht. —

Mutter: Du warst so jung damals, Du darfst Dir's nicht so zu Herzen nehmen. Zwei kurze Jahre verheiratet und vom Vormund an Luxus gewöhnt —

Ada: Laß mich gehen, Mutter.

Mutter: Und wohin willst Du? —

Ada (schluchzend): Ach, wenn doch Vater noch lebte in Amerika, weit fort. — — — — — — — Ach Gott, was ich aus Euch gemacht habe — — —

Mutter: Du hast unrecht. — — Weine nicht, Ada. — — — — — — — Ada, weine nicht. — — — — Du bist mir fremd geblieben in den langen fünf Jahren, seit Du bei mir wohnst; diese Stunde hat Dich mir nahe gebracht. Ich habe Dir in Gedanken unrecht gethan, ich habe Dich für hartherzig gehalten, Ada. — — — — — — — — — — Ich weiß ja, Du wirst bleiben, und ich weiß auch, daß Du Julius' Stütze sein wirst. — — — (Mit zitternder Stimme): Du darfst nicht so weinen, Ada — — — da, leg Deinen Kopf an meine Brust — so — und jetzt will ich Dir etwas sagen — (ganz leise) — wir müssen zusammenhalten, Ada — Mutter und Frau — wenn er kommt, weißt Du, es wird da manche Sorgen zu vertreiben geben, so Schatten, so Fliegen — — — versprich mir's, Ada — — — (Ada preßt ihr Antlitz schluchzend an der Mutter Brust.) Und dann — noch etwas — Du darfst mich nicht mißverstehen, Ada, ich war — Dir — — gram — — — im Herzen — — — —

(Die alte Frau sinkt auf einmal erschöpft zurück.)

Ada (auffahrend): Mutter! — Du bist totenblaß, Mutter! — So hör doch, Mutter! — Um Gotteswillen — (Sie eilt an den Tisch, befeuchtet ihr Tuch mit Wasser und benetzt die Stirn der Greisin, die Mutter schlägt die Augen wieder auf.)

Ada (aufatmend): Ah!

Mutter (zitternd): Mir ward auf einmal so schwindlig. —

Ada: Du bist krank.

Mutter: Es ist schon wieder vorüber.

Ada: Aber Du mußt zu Bette, ich will Helene rufen.

Mutter: Es — es hat ja nichts zu bedeuten, das kommt oft so, wenn ich allein sitze und denken will. — Das Denken!

Ada (holt ein Glas Wasser): Trink einen Schluck, das wird Dir wohl thun. — — Oft ist Dir so?

Mutter (trinkt): Oft? Sagt ich? — — ach Gott, nein, wenn man lange genäht hat, das Weißzeug greift die Augen an, und dann wird man so leicht schwindlig, und dann —

Ada: Und das hast Du uns nie gesagt? —

Mutter: Ada, auch Du wirst Lene und Julius nichts sagen!

Ada: Mutter!

Mutter: Es hat ja nichts auf sich. Eine alte Frau, wie ich, muß sich eben in acht nehmen. — — — Man hat nicht mehr so die Kraft, es war ja nur die Freude. (Helene erscheint mit der Lampe.) Nichts sagen! —

Helene (zu Ada): Du willst ausgehen?

Mutter: Sie wollte etwas besorgen, aber das ist jetzt unnötig. (Ada legt ihr Kopftuch ab.)

Helene (steckt der Mutter die Haube an): Das ging rasch, nicht? — Aber so halt' doch still! — So, wie Du jetzt aussiehst, zehn Jahre jünger, ordentlich zum Verlieben, Mutting, wie die Großeltern auf den Staatsbildern. —

(Lola kommt vorsichtig herein, ihr Bild im Taschenspiegel musternd.)

Helene: Und 's Kleine!

(Lola dreht sich im Kreise herum, daß man das Kleid so recht ordentlich sehen kann.)

Helene: Ein richtiges Prinzeßchen!

Lola: Wie gemütlich es jetzt ist! (Sie setzt sich neben Ada in einen Lehnstuhl und blinzelt ins Licht der Lampe.) — Daß Ihr so gern im Finstern sitzt, bei der Lampe ist's doch viel schöner. Wißt Ihr, wenn ich so dalehne und die Mutter sehe und Lene und Ada, und die gelben Strahlen so durchs Zimmer fluten, und da drüben die Wanduhr so gravitätisch tickt, und Ihr alle schweigt, und ich so gerne lachen möchte, dann glaub' ich immer, wir wären verzaubert. —

Helene (zur Mutter): Kommt Onkel Johannes heute Abend?

Mutter: Er hat es versprochen.

Lola: Ada sieht doch wie eine Fee aus — so bleich.

Ada: Lola!

Mutter (flüsternd): Es ist schon so spät, und er kommt immer noch nicht.

Helene: Ängstige Dich doch nicht.

Lola (immer behaglich zurückgelehnt): Seit wir von Berlin hierher gezogen sind, habe ich noch nie ein ähnliches Gefühl gehabt, wie heute. Wißt Ihr, wenn ich nach der Schule die Friedrichstraße herunter ging und auf einen Augenblick zu Ada hinaufhuschte. — Du, (zu Ada) erinnerst Du Dich noch an die Marmortreppe mit den hohen Spiegeln und an den

Salon? Die zwei kleinen Porzellanfigürchen und der chinesische Küchenkorb — ach Gott, ich weiß ja noch alles so genau! — — — (Sie blickt träumend vor sich hin.)

(Mutter und Helene unterhielten sich währenddem leise, jetzt lauter werdend.)

Mutter: Und hast Du Wein besorgt?

Helene: Ja, den Dürkheimer, den er so gern trinkt.

Mutter (vorwurfsvoll): Und Beefsteak und Obst und ich konnte Dir nur —

Helene (aufstehend): Wer wird denn mit der eigenen Tochter rechnen wollen?

Mutter: Und vorige Woche den Mietzins und —

Helene (rasch): Und während wir da reden, hätte ich fast die Hefte vergessen. Ich habe für morgen noch einen ganzen Wust zu korrigieren.

Ada: Darf ich Dir helfen?

Helene: Nein, danke.

Ada: Laß mich die Kleinigkeit für Dich thun.

Helene: Du bist ja heute sehr liebenswürdig.

Ada: Bitte, Helene.

Helene: Ich sagte Dir ja schon —

(Mutter schüttelt betrübt den Kopf.)

Lola: Du bist zu garstig mit Ada! Komm, wir können uns auch ohne die die Zeit vertreiben.

(Helene setzt sich mit ihren Heften an den Nebentisch.)

Ada: Du willst wieder Sechsundsechzig spielen? — Morgen.

Lola: Ach gar, Sechsundsechzig nicht.

Ada: Nimm doch lieber Deine Arbeit. Du bist schon so ein großes Mädel, Lol', Weihnachten ist nicht mehr gar ferne —

Mutter: Und Onkel Johannes ist immer so gut gegen Dich.

Lola: Ach Gott, wenn man so bequem dasitzt!

Mutter (lauschend): Ein Wagen!

(Ada geht zum Fenster und horcht hinaus.)

Lola (auffahrend): Er hält!

Ada: Er fuhr vorüber. (Sie kommt zum Tische zurück, sehr bleich.)

Helene (von ihren Heften): Reg' Dich doch nicht auf, Mutting, er kann ja noch nicht da sein.

(Lola nimmt seufzend ihren Strickstrumpf und beginnt zu arbeiten.)

Mutter: Er wird gerade in den Sturm gekommen sein, es klatscht wieder heftiger an die Fensterscheiben. Sind die Läden in der Kammer geschlossen?

Ada: Ja.

Lola: Laß doch die alten Läden offen! Der Wind hat ja schon längst den letzten Blumenstock herabgeweht.

Helene (von ihrer Arbeit): Und wenn wieder zwei Scheiben eingeschlagen werden?

Mutter: Lene hat recht.

Lola: Ach, ich liebe den Wind so! Wißt Ihr, wie schaurig-schön es klang, als der Hagel die Scheiben zerschlug, und als dann der Blumenstock herabgeweht wurde — meine Nelken — ich stand hinterm Schrank, wo das Gerümpel drauf steht, und hab' nicht geweint. — Es war so etwas seltsames in dem Wirbelsturm, so, als ob es einen selbst ergreifen könnte und forttragen aus der Kammer über Berg und Thal — — — — — — — Erzähl' mir was, Ada!

(Ada hat nicht zugehört, sie starrt wieder in die Flammen.)

Lola: Erzähl' mir ein Märchen.

Helene: Ein Märchen für so ein großes Fräulein!

Lola: Bitte, Ada!

Ada (lächelnd): Du kennst ja alles.

Lola: Bitte.

Ada: Vom Königskind?

Lola: Nein.

Ada: Von der Schlange mit der Krone?

Lola: Nein.

Ada: Na, von was denn?

Lola (mit glänzenden Augen): Erzähl' mir — erzähl' mir von Bruder Julius!

Ada (schrickt zusammen): Von —

Mutter: Quäle Ada nicht, sie hat Kopfschmerzen! Du wirst ja Julius heute noch sehen!

Lola: Ach Gott, wie ich mich freue! Er muß aber doch sehr müde sein, wenn er kommt; die weite Fahrt von Amerika —

Helene (von ihren Heften): Das ist heute keine Anstrengung mehr, sechs Tage auf dem Meere in einem schönen Dampfschiffe, auf dem man alles haben kann, was das Herz begehrt, dann die Eisenbahnfahrt.

Lola: Ich glaub', ich wag' ihm gar nicht „Guten Tag“ zu sagen. Fünf Jahre drüben bei den Halbwilden; er muß doch riesig viel erlebt haben. Hat er Dir oft geschrieben, Ada?

Ada: Ja — oft — das heißt —

Mutter: Schwätze nicht so viel, Lola; davon wird Dein Strumpf nicht fertig!

Lola: Aber ich bin so neugierig, so neugierig. Wenn Julius kommt, muß er mir alles erzählen, von den wilden Tieren und seinen Abenteuern. — Du, glaubst Du, daß er mir Schmetterlinge mitgebracht hat, so große, bunte, wie sie bei Onkel Kapitän hängen?

Helene (steht auf und tritt an den Tisch): Du wirst Julius mit Deiner Neugierde quälen, kleine Maus. Nimm jetzt den Strumpf. Drei Maschen fallen gelassen! Gieb mal her! — (Korrigiert die Arbeit.) — So — sag' mal — was glaubst Du denn, wird Julius von Dir denken, wenn Du so neugierig und vorlaut bist? —

Lola: Ach, Lene!

Helene: Was wird er denken? — Nicht wahr, Du bist heute Abend recht ruhig und bescheiden und fragst nicht so viel, wie ich Dir schon heute Vormittag gesagt habe. Wenn Du hübsch still warst: weißt Du, wohin ich Dich dann führe?

Lola: Nein.

Helene: Ins The—?

Lola: Ins The—a?—ter? (Helene nickt.) Ach, ich bin so still wie ein Mäuschen. Ins Theater darf ich, Ada, ins Theater! —

(Während der letzten Worte öffnet sich die Thür, und auf der Schwelle erscheint Julius, ein großer, blasser Mann mit leicht ergrauten Haaren. Er bleibt einen Augenblick unbemerkt stehen, dann faßt ihn ein leichter Schwindel, und er muß sich am Thürpfosten stützen.)

Julius: Mutter!

Mutter (sie dreht sich blitzschnell um und breitet die Arme aus): Julius!

(Julius zu den Füßen der Mutter. Er küßt die Hände der Greisin immer und immer wieder, er will reden und kann doch nichts hervorstammeln als: „Mutter, — Mutter, — Mutter." Alle sind aufgesprungen. Helene hat Lola einen Wink gegeben, das junge Mädchen, die großen Augen starr auf die beiden gerichtet, merkt es nicht. Helene muß an sie herantreten und sie am Arme hinausführen. Ada steht totenbleich, die zitternden Hände krampfhaft auf die Lehne des Stuhles gestützt am Kamin.)

Mutter (zärtlich, leise): Mein Sohn! — — Mein Jung! —

Julius: Mutter! Mutter!

Mutter: Steh auf, Julius!

Julius: Mutter! Mutter!

Mutter: Julius, steh auf! — Ada komm her!

Julius (er springt auf und wendet sich zum Kamin, jubelnd): Ada! (Dann, beim Anblick der totenbleichen, jungen Frau, gepreßt): Ada!

Mutter (steht auf): Die Aufregung, Julius, die Aufregung! (Während des folgenden Gesprächs verläßt die alte Frau diskret das Zimmer.)

Julius (leise): Ich bin frei, Ada!

Ada (tonlos, sie reicht ihm die Hand hin): Willkommen, Julius!

Julius (unter Lachen und Weinen): Du Arme, Arme — hab' ich Dich denn wirklich wieder? — Das sind ja die alten, lieben, grauen Augen; — — nein, aber wie schmal die Hand geworden ist, und da die Falte — mitten auf der Stirn, und da noch eine — — — Und Du willst

mir wirklich vergeben? Du willst es wieder mit mir wagen? Ada, Du vergiebst mir? —

Ada: Ich habe Dir nichts zu vergeben!

Julius: O, dann ist ja alles wieder gut, dann kann ich ja wieder —

Ada (tonlos): Alles — wieder — gut?

Julius: Das heißt, Mutter hat ja auch vergeben und Lene, ach, die sind ja so gut, so gut! — Aber wo sind denn die Schwestern und Mutter? (er will zur Thür.)

Ada (sich gewaltsam fassend): Ich wollte mit Dir reden, Julius.

Julius: Und das ernste Gesicht! — Du hast Dir sicher einen Zukunftsplan entworfen. (Auf einmal düster werdend): Ihr seid aus Berlin fortgezogen, Ihr hättet ruhig dort bleiben können, wir gehen selbstverständlich wieder hin.

Ada: Du wolltest wieder —

Julius: Warum nicht?

Ada (stammelnd): Es giebt dort — es ist dort — zu teuer, meine ich.

Julius (bitter): O sag's doch ruhig heraus, wegen der Leute, nicht wahr? Aber was die sagen, ist mir gleich; wenn mich nur Mutter und die Schwestern achten! Die Leute! Bin ich denn ein — was ich that, Tausende thaten's, und die Leute! die Leute! — Sag's doch selbst, Ada, bin ich denn wirklich so entsetzlich schuldig?

Ada (tonlos): Ja, ja, Du hast recht, auch ich habe mir's oft gesagt, nicht Du bist der Schuldige, ich bin es.

Julius: Du?

Ada: Ich, ich, tausendmal ich!

Julius: Nein, Ada, das darfst Du nicht sagen. Es ist ja wahr, was ich that, that ich für Dich —

Ada (leise): Für mich. —

Julius (fortfahrend): Aber Du konntest ja nicht ahnen, zu was ich mich in unseliger Stunde verleiten ließ. — — Ada, sieh, es kann ja alles wieder gut werden. Ich kann arbeiten und ich will es. Ich will schaffen Tag und Nacht. — Mutter und Lol' nehmen wir zu uns. — Ada, sieh mich doch an, grau bin ich geworden, aber der Gedanke, einst für Euch arbeiten zu müssen mit aller Kraft, der hat mich stark erhalten. Ada, und nun, wo alles vergeben ist, — ich will mir's ja erst verdienen durch Liebe und Hingabe, Euer Vergeben, ich will mich ja schinden Jahr aus, Jahr ein, ich will ja —

Ada: Ach, es ist alles, alles aus. — — — Laß mich fort, Julius!

Julius: Fort?

Ada: Ich muß fort.

Julius (fassungslos): Das ist doch unmöglich, das ist doch — Ada, aber ich habe mich doch fünf Jahre gesehnt, ich habe doch, Ada, ich hab's ja nur getragen für Dich, ich wäre ja längst tot! — Ich — ach Gott, nein, es ist ja unmöglich! Wenn eine Woche nach der anderen verging, ich habe gerechnet und gehofft und gehofft — und wenn dann die Gedanken kamen — was ich einst war — und jetzt! — Und dann hab' ich mich getröstet: für Dich, Ada, — alles für Dich!

Ada: Drum eben muß ich gehen, Julius, weil alles für mich geschah.

Julius: Es ist ja nicht möglich, Du hättest gewartet die lange, lange Zeit, nur um mir das zu sagen!

Ada (leise): Ich habe gebüßt — fünf Jahre lang — härter wie Du — für meine Schuld!

Julius: Ada, aber das ist doch Unsinn, Du marterst Dich für eine Grille! Du hättest gebüßt in diesem traulichen Heim, bei Mutter —

Ada (erschaudernd): Ich habe in einem Kirchhof gelebt.

Julius: In einem Kirchhof?

Ada: Du bist in einem Kirchhof und weißt es nicht. Mutter ist tot, und Lene ist tot, und Du bist tot!

Julius: Du frevelst, Ada! Mutter ist tot! —

Ada: Das Glück ihres Lebens hat sie begraben müssen. —

(Pause.)

Julius (gepreßt): Und wenn Du Dich schuldig fühlst — Du bist es ja nicht — was willst Du Dich dann feige davon stehlen, wo Du weißt, daß Du mich retten kannst.

Ada: Du täuschst Dich, Julius; ich hab's ja auch geglaubt und hab' gesonnen so manche Nacht, aber ich weiß, daß Du mir nie verzeihen kannst!

Julius: Ich — Dir — verzeihen?

Ada: O, es verzeiht sich nicht so leicht, was ich Dir gethan.

Julius: Du mir gethan?

Ada: Lene —

Julius: Die ist doch versorgt, Friedrich —

Ada: Sie hat ihm abschreiben müssen.

Julius: Abschreiben? —

Ada: Sie hat mir Ihr Vermögen gegeben zur Deckung des Defizits bei der Bank, — und ich habe es angenommen.

Julius: Aber Friedrich ist doch kein Schuft! Er hat sie doch geliebt, ich weiß das ja ganz genau.

Ada: Ja, aber die Kaution! Sie hätten warten müssen, zehn Jahre glaub' ich, — da gab ihn Lene frei. —

Julius (erregt): Und Du hast das annehmen können, pfui!

Ada: Ja, pfui! Ich habe fünf Jahre mit ihr gelebt, ohne ihr in die Augen sehen zu können!

Julius: Ada, Ada — das ist ja entsetzlich — das hättest Du ja nie thun dürfen!

Ada: Du weißt, wir erwarteten damals — ich that's für Dein Kind.

Julius (er geht erregt im Zimmer auf und ab): Und doch, es ist unverantwortlich — (Ada zuckt zusammen) — es ist gewissenlos, es ist unverzeihlich!

Ada (bitter): Unverzeihlich, ich wußte es. — Und glaubst Du jetzt immer noch, daß wir zusammen weiter leben können, einander fremd, durch meine Schuld, hier bei Mutter und Lene? —

Julius: Die arme Lene! Aber wie hast Du denn das thun können? Hast Du denn kein Herz? — (Bitter): O, jetzt habe ich eine Lebensaufgabe und Du auch! Wir müssen sparen und darben, um es ihr einst zurückerstatten zu können. Wir haben das Recht auf eigenes Glück verscherzt — durch Dich!

Ada: Ich habe es gewußt. Leb wohl, Julius.

Julius (herrisch): Du bleibst.

Ada (sie wendet sich wieder um): Bis zum letzten Augenblick habe ich gehofft, ich könnte bleiben, aber jetzt muß ich gehen. „Unverzeihlich" — was für Dein Kind geschah; es ist etwas gesprungen da herinnen, als Du das sagtest. — — — Damals, als das Unglück hereinbrach, — ich hatt's verschuldet, — weil ich blind war in meiner kindischen Liebe, neben Dir hinlebte — (Ganz leise): Der Mann, der „dies" that, war ein ganz anderer als der, dessen Weib ich mich glaubte. — — Ich muß Dir's ja sagen, Du zwingst mich dazu.

Julius (roh): Das Theaterpathos kannst Du Dir sparen!

Ada (wie zu sich selbst redend, fährt fort): Und als dann drei Monate später mein toter Sohn zur Welt kam, da habe ich geweint und getobt und geflucht, ich Thörin — — ich habe jetzt an Gottes Allmacht glauben gelernt.

Julius (wie oben): Und das ist alles, was Du gelernt hast.

Ada (Julius voll ansehend): Wer da schuldig ist, soll Buße thun, das ist recht. Wer dies Verbrechen thut, sagen Eure Gesetze, der soll die und die Strafe erleiden, das ist gut. Man trägt seine Strafe und ist dann frei. — — Ich habe ja gebüßt die langen, langen Jahre, ich habe mich ja gemartert und gequält, ich habe ja gehofft und gehofft und geglaubt, endlich verzichten zu können, und doch — jeder armselige Sonnenstrahl, der in unser trübes Heim drang, hat mich Lügen gestraft. — — — Julius, hier müßt' ich langsam ersticken! — [Pause.] (Ganz leise): Julius, — komm mit!

Julius: Mit? — Wohin? — Und Mutter und Lene?

Ada (schnell): Ins Leben, Julius, ins Leben — Weit fort!

Julius (leise): Und Mutter und Lene?

Ada (seine Hand fassend und plötzlich in Thränen ausbrechend): Ich kann ja nicht allein gehen, Julius! — Es war ja Wahnsinn, was ich vorhin sagte, ich kann Dich ja nicht verlassen —

Julius (warm): Du bist krank, Ada. Du fieberst. —

Ada: Julius, ich flehe Dich an, geh' mit! Du weißt ja nicht, wie schrecklich es hier ist, geh' mit!

Julius: Du mußt Dich nicht so erregen.

Ada (flüsternd): Du kennst ja noch nicht das Entsetzliche. — Wenn wir hier zusammensitzen und glauben, das Glück müßte nun endlich wiederkehren, dann kriechen die grauen Schatten hervor, und dann ist alles tot. —

Julius: Ada!

Ada (sich an Julius schmiegend): Wenn wir zusammen fortgingen in die weite Welt, dann müßt' es ja wieder gut werden. Wir brauchen Luft und Sonne. — Wir wollen kämpfen zusammen, Schulter an Schulter. — Wo niemand uns kennt — Du und ich — und dann müssen wir siegen! Unter brennendem Himmel auf dem Felde arbeiten, ich will mirs ja schwer machen, rastlos und mutig — ackern — und pflügen und säen — und dann wird uns das Glück erblühen — langsam. Und wir wollen uns weiter mühen und plagen und die heiße Sonnenglut trinken und das lachende Licht, und dann werden die Schatten schwinden. Julius, komm mit! —

Julius (Ada an sich drückend): Und wir werden uns eine Hütte bauen unter den immergrünen Tannen, und dann sitzen wir abends davor und plaudern —

Ada (strahlend): Und sind glücklich! Komm mit!

(Pause.)

Julius (aufschreckend): Und Mutter und Lene —

Ada (erbleichend): — Mutter — und — Lene —

(Pause.)

Ada (tonlos): Ich hab's gewußt — — Du hättest müssen ein Held sein. —

Julius: Ein Held, der feige vor der Sorge davonläuft —

Ada (ist an den Sessel getreten und hat ihr Tuch genommen, von der Kaminglut hell bestrahlt, leise): Es gehört mehr Mut dazu, glücklich zu werden, als Du glaubst, leb wohl! —

Julius: Wo willst Du hin?

Ada (mit schmerzlichem Lächeln): Wohin? — fort — Ins Freie! — — —

Leb wohl, Julius! — (Sie geht langsam zur Thür, zögernd, wie auf einen Zurückruf wartend, auf der Schwelle dreht sie sich nochmals um, fassungslos): Ich — ich — weiß noch nicht!

Julius (er steht lange da, ohne sich zu bewegen, wie erstarrt, dann lacht er plötzlich bitter auf).

(Pause.)

(Mutter und Helene, letztere mit dem Theebrette.)

Julius (sehr bewegt): Lene, was ich eben gehört habe, was Du für mich gethan hast, bei Gott, ich habe es nicht gewußt!

Helene (sie reicht ihm die Hand, einfach): Julius, laß das Vergangene ruhen, möge Dir unser neues Heim gefallen. (Zur Thüre): Komm nur herein und begrüße den Bruder.

Julius: Aber Helene. —

(Lola mit einem Strauß von bunten Astern tritt schüchtern ein, dann läßt sie auf einmal die Blumen fallen und fliegt ihrem Bruder an den Hals.)

Julius: Nein, wie groß Du geworden bist und wie hübsch.

Lola: Und Du erst! Ach, jetzt hab' ich meinen großen Bruder wieder, jetzt mußt Du immer mit mir spazieren gehen, allen Leuten will ich Dich zeigen, Du weißt ja gar nicht, wie stolz ich auf Dich bin!

Julius (gerührt): Mutter, Lene, Lol', was auch die Zukunft bringen mag, wir drei halten fest zusammen. Vor Euch brauche ich die Augen nicht niederzuschlagen, Ihr habt mich verstanden!

Helene (schenkt ein): Nimmst Du den Thee stark oder schwach, oder willst Du gleich Abendbrot essen?

Julius: Ich trinke jetzt keinen Thee und auch das Essen hat Zeit.

Mutter: Wo ist denn Ada, Julius?

Julius (schnell): Ich weiß nicht, sie ging fort — daß ich jetzt wieder bei Euch weilen kann! Es ist doch schön, bei so lieben Menschen zu sitzen. — Was sind denn das für Hefte?

Mutter: Schulhefte.

Julius (zu Helene): Du giebst Stunden?

Mutter: Freilich, sie ist ja Lehrerin geworden.

Helene: Man muß sich doch beschäftigen.

Julius (er geht nervös ans Fenster und sieht hinaus): Ihr wohnt am Wasser? —

Mutter (flüsternd zu Helene): Wo nur Ada so lange bleibt.

Helene: Sie wird ja gleich wiederkommen.

Julius (kommt zurück und setzt sich nieder): Es muß doch recht feucht sein hier am Fluß.

Lola: O nein, schön ist's! Denk Dir, er fließt gleich hinterm Garten vorbei, und dicht davor ist eine Insel. Ein Steg geht hinüber — o da

ist es schön — da hab' ich immer gesessen und von Dir geträumt. Die Wellen waren das Meer und weißt Du, wie ich die Insel nannte? — Amerika.

Helene: Lola.

Lola (schmiegt sich an Julius): Ach bitte, bitte, Julius, erzähl' mir was von Amerika!

Julius: Von Amerika?

Helene (schnell): Lola, heb' die Blumen auf, dort, und stell sie ins Wasser. Hol Dir ein Glas draußen. (Lola geht schmollend nach der Thüre.)

Julius (zur Mutter): Von Amerika?

Mutter (flüsternd): Wir mußten ihr doch sagen, Du warst in Amerika!

Julius: Sie weiß also nicht? —

Mutter (vorwurfsvoll): Das Kindergemüt.

Helene: Wir konnten ihr doch nicht die Wahrheit —

Julius: Freilich — freilich. Es ist so heiß bei Euch, so dumpfig, macht doch die Fenster auf, lüftet doch! (Er reißt das Fenster auf, biegt sich weit hinaus und saugt mit voller Brust die Nachtluft ein). Ah, Leben! — —

Lola (kommt mit dem Strauß wieder herein und tritt zu Julius): Sieh doch die schönen Blumen, Julius, die ich für Dich habe.

Helene: Astern sind doch keine Freudenblumen, dumme Maus! —

Lola: Ich durfte ja die letzten Wasserrosen nicht pflücken, die passen doch auch ganz gut, nicht?

Julius: Sind das Wasserrosen, die weißen Blumen da unten?

Lola: Ja, die sind schön, was? Die lieb' ich, sie sehen so geheimnisvoll aus. Ich darf sie nur nicht pflücken, Mutter hat Angst, ich fall' ins Wasser. Und das sind die letzten da unten, kommt ein Frost, dann ist alles aus.

Julius: Wollen wir sie holen?

Helene: Aber jetzt doch nicht, Julius.

Julius: Es ist ja ganz hell, komm mit Lol'!

Lola: Darf ich?

Helene: Geh mit hinunter, aber fallt nicht ins Wasser. (Julius und Lola ab.)

(Pause.)

Helene: Daß er's so leicht trägt, und er ist doch immer so namenlos stolz gewesen, es ist entsetzlich, was das Unglück aus Menschen machen kann.

Mutter: Gott sei Dank, daß es so ist. — — — Wenn nur Ada käme. — —

(Pause.)

Helene: Die beiden werden sich gewiß erkälten, es regnet nicht mehr, es ist kalt und klar geworden: — — —

Lola (sie erscheint in der Thüre): Julius schickt mich, ich soll eine Schere holen. Hier — das haben wir unten gefunden.

Mutter: Adas Tuch?

Helene: Unten im Garten?

Lola: Am Steg zwischen den Wasserrosen — aber so gieb doch die Schere her! —

Helene (erbleichend): Aber — das ist doch nicht möglich — Mutter!

Mutter (stammelnd): Um — Gotteswillen — wir dürfen Julius jetzt nicht allein lassen.

(Helene eilt hinaus.)

Mutter (wankt ans Fenster, reißt es auf und ruft in höchster Angst hinaus): Julius, Julius! — (Dann bricht sie am Fensterstock schluchzend zusammen.)

Lola (ratlos auf die Mutter starrend): Aber so sag' doch — was ist denn eigentlich — — — (dann stutzt sie, mit plötzlichem Aufschrei): Ada! —

(Der Vorhang fällt.)



Mein Lebensweg.

Von M. E. delle Grazie.

(Wien.)

Der 14. August des Jahres 1864 brachte mir das Licht dieser Welt. Meine Geburtsstadt ist Weißkirchen in Ungarn. Ich soll anfangs ein sehr schwächliches und mißmutiges Kind gewesen sein; soweit mein Gedächtnis zurückreicht, war ich immer ein verschlossenes. Mein Vater war Bergbaudirektor und leitete als solcher die an der unteren Donau in Südungarn (damals noch Banat) gelegenen, mächtigen Bergwerke von Drenkova. Die Tradition seiner Familie, ein glänzendes Einkommen und ausgebildetes Schönheitsgefühl, das sogar etwas ins Phantastische hinüberspielte, bestimmten seine Lebensführung. Kindheit und Jugend hatte er im Oriente verbracht, verhätschelt von einer Mutter, die, obwohl eine gebürtige Holländerin, ganz in den Gewohnheiten der Levantinerinnen aufging, den Tag verträumte und des Nachts, in orientalische Gewänder gehüllt, von dem flachen Dache ihres Hauses in Smyrna lieber den prachtvollen Sternenhimmel als die Welt betrachtete. Mein Vater hinwider liebte die Geselligkeit, und erinnere ich mich nur weniger Tage, die uns keinen Gast gebracht hätten. Meist waren hohe Offiziere, Geologen der Wiener Reichsanstalt, Gutsbesitzer und die Kapitäne der bis nach dem Orient verkehrenden

großen Eildampfer unsere Tafelgenossen. Da hört' ich denn oft die Sprachen des Morgen- und Abendlandes zugleich erklingen. Mein Vater selbst sprach und schrieb gewandt italienisch, französisch, spanisch, rumänisch, englisch, alt- und neugriechisch, arabisch und persisch. Des Deutschen war er erst zuletzt mächtig geworden, und die peinliche Genauigkeit seiner Aussprache verriet dies sofort. Mit Leidenschaft trieb er in seinen Mußestunden Paläontologie und Geschichte. Als die Krone alles menschlichen Könnens und Erreichens aber galt ihm die Poesie. Dante und Tasso waren ihm, wie jedem Italiener, geläufig. Die berühmten Perser zitierte er im Ur-Text. Und — daß ich nichts verschweige — seine geheime Liebe war der Mohammedanismus.

Wenn je ein Mann in dem Weibe seiner Wahl seinen vollendeten Gegensatz gesucht und gefunden, war dies bei meinem Vater der Fall. Er zählte bereits achtundvierzig Jahre, als er sich mit der noch nicht fünfzehnjährigen Marie Melzer aus Versaska im Banate verlobte. Obwohl von großmütterlicher Seite her französischer Abstammung, war meine Mutter doch ganz das Ebenbild ihres norddeutschen Vaters, eines gebürtigen Hamburgers. Verstandesschärfe und eine Individualität, die bei aller Lebhaftigkeit ihres Wesens doch stets sich selbst zu behalten wußte, waren ihre hervorstechendsten Eigenschaften. Zwischen diesen beiden, nicht nur ihrem Alter, sondern auch ihren Anlagen nach so scharf unterschiedenen Eltern, wuchs ich heran. Meine erste Erzieherin war meine Mutter. Spielend, ohne daß sie es eigentlich recht wollte, brachte sie mir das Lesen und Schreiben bei. Zur ersten, selbständigen Lektüre erhielt ich eine Auswahl der Andersenschen Märchen; ich zählte kaum fünf Jahre, als ich sie nicht bloß fertig lesen, sondern selbst größere Stücke daraus auswendig sprechen konnte. Bald darauf bekam ich eine Erzieherin. Aber auch sie durfte, den Anordnungen meines Vaters gemäß, ihr Lehramt nicht mit öder Planmäßigkeit betreiben. Das gedieh uns Kleinen. Und weil mancher schöne Frühlings- und Sommertag zum erfolgreichsten Unterricht wurde, behielt dieser selbst einen steten Reiz für uns. Erst zwanzig Jahre später, nach der Lektüre des Rousseauschen „Emil", erkannt' ich die Hand des Meisters, der mich geleitet. Mehr als die besten Erziehungsgrundsätze aber hat die Natur an mir vollbracht. Sie sprach in dem Lande, das ich so glücklich bin, meine Heimat zu nennen, in den wechselvollsten Reizen zu mir. Ungarn vereint, vom melancholischen Zauber der Ebene, bis zur schroffen Erhabenheit der Alpenwelt alles, was uns die Natur verwandt oder göttlich erscheinen läßt. Nur das Meer fehlt. Aber die Pußta träumt auch von diesem. Und nun erst gar die Landschaftsbilder an der unteren Donau! Ich habe einen Mann, der den Niagara gesehen, den Rhein befahren hat und die Schweiz kennt, sagen hören, daß der „Kasan-Paß" eine der großartigsten Natur-

schönheiten der Welt sei. Und mit dieser Schönheit durfte ich sozusagen Thür an Thür wohnen, denn unter Dreukova beginnen die berühmten Stromschnellen der „unteren Donau", deren dumpfes Getos die erhabene Bergeinsamkeit des Kasanpasses erschüttert, und erst jenseits des „eisernen Thores" verbraust.

Tag für Tag, bei gutem und schlechtem Wetter, fuhren wir in unserer Kutsche die breite Széchenyistraße entlang, all diese Herrlichkeiten genießend. Geradezu spielend wurde uns dabei auch eine Fülle historischer Belehrungen, wie sie die Landschaft anregte, zuteil. Dieselben Felskuppen, zu denen wir Kinder nun ehrfurchtsvoll emporstarrten, hatten schon auf die Legionen Trajans herabgeschaut. Dort, am rechten Ufer, waren sie dahingezogen, und die goldenen Adler ihrer Heeresabzeichen hatten sich in demselben gewaltigen Strome widergespiegelt, der unter uns dahinwogte, ihre Tubarufe das Echo der Einsamkeit erweckt, die so seltsam und fremd zu unseren kleinen Herzen sprach. Man wies uns die in eine Felswand des gegenüberliegenden Ufers eingemeißelten „Trajans-Tafeln", und ließ uns durch ein Fernrohr hinüberblicken. Ich konnte auch mit bewaffnetem Auge nicht mehr entdecken, als das eine Wort: CAESAR — aber mit ihm flammte eine neue Welt vor meiner Seele auf, es brachte mir die erste schlaflose Nacht meines Lebens. Am liebsten hätt' ich mich damals gleich ans serbische Ufer übersetzen lassen, um Wort für Wort lesen zu können. Aber mein Vater, meine Erregung gewahrend, verbot es. Selbst das Fernrohr durften wir nicht mehr mitnehmen. Das traf mich hart. Doch Ort und Stelle hatten sich meinem Gedächtnisse für immer eingeprägt, und so oft wir das linke Ufer entlang fuhren, sandt' ich dem rechten einen Blick der Sehnsucht und Treue zu. Ein Großes, Unfaßbares hatte meine kindliche Seele mit seinem Hauche berührt und ihr plötzlich unsichtbare Flügel geliehen. Jenseits der blitzenden Donauwellen, die weißschimmernd an den Felsklippen von Kozladojke sich brachen, lag hinfort meine Welt. Vielleicht hat sich gerade an jenem Tage meine Muse der Geschichte und der Natur verlobt. Aber auch die Natur, in deren Umarmung ich zum erstenmale die Geschichte gesehen, begann hinfort in geheimnisvoller Sprache zu mir zu reden. Ich wurde mir allmählich jedes Eindruckes bewußt, den ich von ihr empfing, jedes Reizes, auf den meine Phantasie in ihrer Weise antwortete. Aber durch die Erfahrung mit den Trajanstafeln klug gemacht, verschwieg ich die Intimität dieses Verkehrs. Und so fiel meinen Eltern nichts auf, als mein wachsender Hang zur Einsamkeit. Auch dem wußte ich, durch das Mitnehmen eines Buches, seinen gefährlichen Schein zu nehmen, und bald fand man es selbstverständlich, daß ich so gerne allein sein wollte; man wußte ein „warum"! Dieses von niemandem beargwohnte Alleinsein war die Muse

meiner ersten Gedichte. Eigentlich zaudere ich, hier das Wort „Gedichte" niederzuschreiben. Es waren vielmehr in einem gehobenen Ton gehaltene Selbstgespräche, zu denen sich hie und da der Reim wie etwas Zufälliges gesellte. Oft sang ich sie auch. Ich behielt einzelne davon jahrelang im Gedächtnisse. Sie niederzuschreiben fiel mir nie ein. Sie sollten mir gehören, mir allein, wie das Geheimnis der Stunde, die sie geboren. Und ich war stolz auf dieses Geheimnis; auf diese merkwürdige Zwiesprache mit Dingen, die allen anderen leblos schienen, und für mich allein Stimme bekamen.

Wer weiß, welche Empfindungen diese ebenso leidenschaftliche als sorglose Hingabe an ein überwucherndes Phantasieleben noch in mir ausgelöst, hätte mich die Wirklichkeit nicht plötzlich der Behaglichkeit eines Lebens entrissen, das solchen Luxus wie etwas Selbstverständliches gestattete. Widrige Umstände und Verdrießlichkeiten verschiedener Art veranlaßten meinen Vater, sein Amt niederzulegen. Er that es nicht ungern. Der jähe Tod meiner jüngeren Schwester hatte ihn tief erschüttert; ein unheilbares Leiden, das ihn schon seit Jahren quälte, nahm plötzlich einen Verlauf, der ihn die Möglichkeit eines nahen Endes ahnen ließ. So siedelten wir denn im Frühling des Jahres 1871 nach Weißkirchen über. Zu längerem Aufenthalt, wie mein Vater hoffte, für kaum ein Jahr, wie der Tod entschied. Am 14. Januar 1872 verlor ich mit meinem geliebten Vater den besten Freund meines Lebens, und der ausgedehnte Grundbesitz, den er hinterließ, zwang meine Mutter, wieder nach der alten Heimat mit uns zurückzukehren, um nicht alles der Willkür fremder Hände anvertrauen zu müssen. Unsere Verhältnisse waren, wenn auch gerade nicht dürftige, so doch ganz andere geworden. Das wirkliche Leben mit seinen Wechselfällen und Brutalitäten schob sich immer rücksichtsloser zwischen mich und jenes goldene Traumland, dem meine Seele solange ausschließlich angehört. Meine Mutter, die von allem Anfang an die idealen Erziehungsgrundsätze meines Vaters mit skeptischen Blicken, und speziell meine Eigenheiten mit wachsender Besorgnis betrachtet hatte, begann uns eine mehr den Anforderungen des praktischen Lebens gemäße Erziehung zu geben. Bald jedoch gewann sie die Überzeugung, daß es hier weniger galt, ihr unliebsame Erziehungsresultate, als eine nach mehr als einer Richtung sie fremd anmutende Individualität zu bekämpfen. Und da sie auch noch einen Sohn zu erziehen hatte, entschloß meine Mutter sich mit der ihr eigenen Energie zu raschem Handeln. Unser Grundbesitz wurde verpachtet, und wir zogen nach Wien. Ich erinnere mich noch des merkwürdigen Erwartungsfiebers, das mich die ganze Reise über außer Atem gehalten und, als wir endlich in die Residenz einfuhren, meine Lippen stumm, meine Blicke starr machte. Eine neue Welt ging mir hier

auf, die nicht wenig an Reiz dadurch gewann für mich, daß sie meinem Wissens- und Freiheitsdrang in gleicher Weise entgegenkam. Ich konnte hier nicht nur lernen, was und wieviel ich wollte, ich durfte sogar „in die Schule gehen“, — und mit einem Jubel, den nur diejenigen ganz begreifen können, die hinter sich immer das „Wo seid Ihr?“ und „Was treibt Ihr?“ einer Erzieherin vernommen, begrüßte ich diese Erlaubnis. Doch blieb dieser Jubel nicht auf seiner Höhe. Ich fand hier wohl Mitschüler und Spielgefährten, aber keine Kameraden — unter so vielen Kindern meines Alters nicht eines, dem ich mich mitteilen konnte, das meine Interessen gehabt hätte. Die wenigen, denen ich mich anvertraute, sahen mich hinfort fremd, fast scheu an; einige lachten mich aus. Das war der erste Schmerz meines Lebens, den ich allein auskämpfen mußte, allein ausgekämpft habe. Seitdem hielt ich's mit jedem so. Was ich aber auch darunter leiden mußte, meine Innerlichkeit wuchs daran, und die Zeit, die ich sonst vielleicht der Geselligkeit der Jugend gewidmet hätte, kam nun ganz und gar meiner Lesewut und Wißbegierde zu gute. Ganze Tage wurden oft verträumt oder verlesen, und unter der Misère eines Strickstrumpfes, den ich im Auftrage meiner Mutter bearbeiten mußte, verbarg ich nicht selten meine ersten, nun zu Papier gebrachten Verse. Vielleicht hätt' ich auch diese bloß im Gedächtnis behalten, wäre nicht plötzlich die erste Litteraturgeschichte und Poetik in meine Hände geraten. Ein geistig hochstehender Freund unseres Hauses, der mit sicherem Blick meine Begabung erkannt hatte, spielte beide als Weihnachtsgeschenke in meine Hände, und hinfort war es, zum Entsetzen meiner Mutter, um die äußere Form jedes Strickstrumpfes geschehen. Die Poetik besonders reizte meinen Ehrgeiz, denn sie sagte mir, daß zum Dichten noch mehr als eine gehobene Sprache und Reime gehörten, daß Worte und Reime nach gewissen Gesetzen zu gebrauchen seien. Nun hatt' ich meine Verse nie skandiert, und um sie daraufhin zu prüfen, schrieb ich sie nieder. Nie werde ich das beseligende Gefühl vergessen, das mich durchrieselte, als ich sah, daß, mit geringen Ausnahmen, meine ohne die Kenntnis einer Poetik entstandenen Gedichte doch den Hauptgesetzen einer solchen entsprachen. Ich zählte damals elf Jahre, und als sechs Jahre später meine erste lyrische Sammlung erschien, konnte ich sechs Gedichte aus jener Zeit darein aufnehmen.

Über die Zeit, die zwischen jenem Wollen und diesem Vollbringen lag, schweig ich besser. Es war eine Zeit des bittersten Kampfes, wie sie wohl jedes Mädchen, das einen anderen als den seit Jahrtausenden seinem Geschlechte vorgezeichneten Weg geht, hinter sich lassen muß. Ein Kampf, der in meiner Familie begann, aber vor der Thür unseres Hauses deshalb noch nicht endete. Dazu kamen andere Verstimmungen und Ereignisse,

die mir die selbstgewählte Einsamkeit immer lieber machten. Je mehr die Menschen und das, was so allgemein als Glück bezeichnet wird, für mich zurücktraten, desto leidenschaftlicher gab ich mich meinen Studien und meiner Muse hin, von Anfang an überzeugt, daß sie Ganzes nur für ein Ganzes gebe. Schon ein Jahr nach dem Erscheinen meiner Gedichte konnte ich das Epos „Hermann" veröffentlichen, das allgemein für das Werk eines Mannes genommen wurde, und mir reichen, allgemeinen Beifall eintrug. Dieser Dichtung folgte die Tragödie „Saul" und die Erzählung „Die Zigeunerin", mit welch beiden sich eingehend zu beschäftigen selbst ein Journal von der Bedeutung der „Saturday Review" nicht unter seiner Würde fand. Ich zählte noch nicht zwanzig Jahre, als ich den Plan zu meinem Epos „Robespierre" faßte. Hätt' ich mich anfangs nur über die Studien orientiert, die der Schöpfung eines solchen Werkes vorangehen mußten, wär' es vielleicht ungeschrieben geblieben. Aber der Geist der französischen Revolution und die Hauptträger ihrer grandiosen Handlung hatten zuerst von meiner Phantasie Besitz ergriffen, und so stürzte ich mich denn mit der ganzen Begeisterung und Kraft meiner Jugend auf ein Werk, dessen Gestaltung die Hingabe der zehn schönsten Jahre meines Lebens in Anspruch nahm und mich so dämonisch beherrschte, mir so zum ausschließlichen Lebenszweck wurde, daß ich seine Vollendung eher als Schmerz denn als Freude empfinde: denn für mich bedeutet sie nicht die Trennung von einem Buche, sondern von einem lieb gewordenen Gefährten. Ich glaube, es giebt nur wenig einschlägige Werke von Bedeutung, die ich im Interesse meiner Dichtung nicht studiert hätte. Von den ältesten Memoiren aus jener Zeit angefangen, bis herab auf Taine. Historiker jedes politischen Bekenntnisses; Deutsche, Franzosen, Engländer. Hand in Hand damit ging, nicht bloß meines Zweckes halber, das Studium unserer Soziologen. Marx, Rodbertus, Henry Georges und die einschlägigen Publikationen des Dietzschen Verlages in Stuttgart haben mich auf dem selbstgewählten Weg begleitet.

Früchte verschiedener Stimmungen und Erlebnisse, die zwischen dem Entstehen meines „Robespierre" spielen, sind meine Gedichtsammlung „Italische Vignetten" und die Novelle „Der Rebell". Beide fanden den reichsten Beifall der Kritik. —

Genug! Wenn, wie Lord Byron behauptet, Poesie Leidenschaft ist, dann schien ich meinem ganzen Wesen nach prädestiniert, ihr zu dienen. Von der Innigkeit meines Traumlebens an bis zum Fanatismus, durch Kampf und Not, durch die Schauer der Entsagung und die Qualen der Selbsterkenntnis hindurch ihr Banner zu tragen wie ein Mann!



Sinnesassociation und Sinnesvikariat in der Poesie.

Von Dr. S. S. Epstein.

(Bern.)

Comprendre une oeuvre d'art,
c'est comprendre une sensibilité.

Arme Decadence!

Was wird sie nicht von allen Seiten verlästert; insbesondere aber von den Kunstphilistern, die am liebsten die Polizei gegen die Dekadenten zu Hülfe rufen möchten.

Sie versuchten zuerst die althergebrachten, verkalkten Regeln der Ästhetik gegen die „Jüngsten" ins Feld zu führen. Damit aber schlugen sie nicht durch! Und geht es nicht mit Schlägen, dann geht es vielleicht mit Schlagworten . . . ?! Heureka!

Solch ein Schlagwort war gefunden: „pathologisch".

Die Dekadenten seien pathologisch, sie gehörten ins Spital und nicht auf den Parnaß, der ja von amtswegen ein Tummelplatz für die ausrangierten Epigonenpegasusse sein und bleiben sollte.

Phathologisch!

In allen Zeitungen ist es zu lesen, in allen litterarischen Konventikeln ist es zu hören, auf alle Schlafmützen wird es als Warnungsspruch geschrieben.

Pathologisch!

Alle Wohlmeinenden und Wohlgesinnten werden davor gewarnt, all die höheren Töchter lesen es nur im Versteckten, um dann in der Öffentlichkeit umso lauter schimpfen zu dürfen, und jeder Vater giebt seinem Sohn, bevor er ihn in die Großstadt schickt, das Sprüchlein auf den Weg:

Wenn Dich die Symbolisten locken,
So folge ihnen nicht!

Versuchen Sie aber nur einmal solch einem Kunstphilister zu widersprechen. Da kommen Sie aber schön an, Bruderherz! Was?!

Die Dekadenten seien nicht pathologisch? Aber, ich bitte Sie, wenn die nicht verrückt sind, dann giebt es überhaupt keine Verrücktheit!

Leute, bei denen die Düfte singen, Schriftsteller, die Dramen schreiben, deren Handlungsort das menschliche Gehirn ist.

Und dann das Sinnesvikariat!

Das ist ja der beste Beweis für die Verrücktheit der Dekadenten.

Wenn schon kein anderer Beweis da wäre, so müßte dieser allein genügen.

„Die Nachtigall schlägt blaugrüne Triller."

Ist das fin de siècle? Was?

Na, und überhaupt! — — —

Auf die Gefahr hin, von den Zunftkritikern — und -Ästhetikern selbst als pathologisch erklärt zu werden, sah ich mir diese Verrücktheit etwas näher an.

Und da warfen sich mir von selbst mehrere Fragen auf.

Was sie eigentlich vorstellt? Woher sie kommt? Und ob sie wirklich gar so verrückt ist?

Also, avant tout, was ist Sinnesvikariat?

Es wird so manches als Sinnesvikariat angesehen, was eigentlich Sinnesassociation ist.

Das heißt, es kann z. B. der am öftesten vorkommende Spezialfall der „audition colorée“ eintreten, wo in der Erinnerung Worte oder Töne oder Gerüche mit einer Farbenvorstellung verbunden werden.

Dies ist der Fall der Association.

Oder aber es kann eine Farbenvorstellung durch einen unmittelbaren akustischen oder sonstigen sensorischen Reiz hervorgerufen werden.

Hier hätten wir es mit Vikariat zu thun. Wenn also Mallarmé*) singt

. . . . laissant toujours de ses mains mal fermées
Neiger de blancs bouquets d'étoiles parfumées.

so ist das offenbar kein Vikariat, denn hier verband sich das poetische Bild „bouquet d'étoiles“ durch Ideenassociation mit dem Geruch dieses „bouquet“.

Hingegen läßt der Satz:

„In meinen Ohren klingt ein Lied; schwarzgrauer Tiefston, gesprenkelt mit hellblauen „Lichtern“**) keine Associationserklärung zu, denn hier ist es der Ton unmittelbar, welcher die Farbenvorstellung „schwarzgrau mit hellblauen Lichtern“ hervorrief; es ist dies vielmehr ein typisches Beispiel für Vikariat.

Fragen wir uns nun nach der Genesis dieses Phänomens bei den Poeten, so dürfte es sich wohl nicht anders, als psychologisch, mit Hilfe der Entwickelung, erklären lassen. Mit Definitionen ist hier wenig auszurichten; diese können uns wohl die Mechanik eines Gefühles erklären, niemals aber ein Gefühl selbst oder dessen Berechtigung.

Ginge man an das Studium einer Erscheinung in der Kunst, mit einer fertigen Theorie ausgerüstet, und würde dann folgerichtig alles, was mit dieser Theorie nicht übereinstimmt, für unzulässig erklären, dann ergäbe

*) Stéphane Mallarmé, Vers et prose. Paris, Perrin.

**) Stanislaw Przybyszewski, Vigilien. Berlin, S. Fischer.



sich allerdings mit unfehlbarer Sicherheit, daß die meisten Fälle der **exaltation poétique** als pathologisch aufzufassen sind. So aber will ich meinen Gegenstand nach allen Richtungen beleuchten, und kann dann mit Recht die Frage aufwerfen, ob der Künstler das Recht habe, seine eigene angebliche „Verrücktheit“ dem Zuschauer oder Leser suggerieren zu wollen? Die Art und Weise, wie das Doppelempfinden zustande kommt, läßt sich wohl am besten dadurch erklären, daß vielleicht auf Grund einer ererbten excessiven Erregbarkeit der sensorischen Hirnelemente bei den betreffenden Individuen der zu einem centralen Sinnesfelde gelangte Reiz dieses überschreitet und auf dem Wege verbundener Nervenzüge zu einem zweiten Sinnesfelde gelangt, in welchem er dann die sekundäre Empfindung auslöst*).

Eines steht einmal fest und zwar, daß das Faktum der „audition colorée“ viel älter ist, als wir vermuten, daß die Sprache sich der Analogien zwischen Farben und Tönen viel früher bemächtigt hatte, bevor der Wissenschaft dieses Faktum auch nur auffiel.

Der erste, welcher darauf aufmerksam wurde, war P. Lussana, welcher die Doppelempfindungen im Jahre 1865 untersuchte.

Und doch war es niemandem aufgefallen, daß schon in den ältesten Werken von dunklen Tönen und hellen Farben gesprochen wird, wobei die Verwandtschaft zwischen „hell“ und „hallen“ nicht zu verkennen ist.

Auch das gutdeutsche Wort „schwarz“ hängt nach Kluge**) mit dem lateinischen „surdus“ (taub) zusammen, sowie letzteres ebenfalls zur Bezeichnung der Glanz- und Farblosigkeit angewendet wurde***); in diese Kategorie gehört z. B. auch das ndl. Wort „dompig“ (dumpf), welches finster bedeutet.

Besonders interessant ist es aber, zu konstatieren, daß die sekundäre Sinnesempfindung Dichtern zum Zwecke der Hervorrufung einer besonders feinen Empfindung schon sehr lange bekannt war und durchaus nicht ein spezielles Denkmal der Dekadenten ist.

Schon bei Homer†) finden wir für den Cikadengesang den Ausdruck *λειριόεις*, welcher sich von *λείριον* ableiten läßt, und somit lilienfarbig bedeuten würde, ein ähnliches Epitheton findet sich auch bei Hesiod. Man könnte jedoch diese Bezeichnungen daraus ableiten, daß man annimmt, es handle sich hier nicht um Sinnes- sondern vielmehr um Sprachanalogien, obwohl wir andererseits beim Minnedichter Heinrich von Freiberg den

*) Steinbrügge, Über sekundäre Sinnesempfindungen, Wiesbaden 1887.

**) Encyklopädisches Wörterbuch der deutschen Sprache.

***) Plinius 27, 5, 18, von den Smaragden: Quibusdam intercurrit umbra, surdus fit colos.

†) H, III, 152.



Ausdruck „veilchenfarbene Erzählungen“ vorfinden, was wiederum für Sekundärempfindung zu sprechen scheint.

Wir besitzen aber viele dichterische Dokumente, die mit den „Modernen“ gar nichts zu thun haben, und durch Vermittelung welcher sich sekundäre Sinnesempfindungen, beziehungsweise direktes Vikariat zweifellos konstatieren lassen.

Ein ziemlich bedeutender Ästhetiker des vorigen Jahrhunderts, Hoffmann*), sucht die Ansicht zu vertreten, die Behandlung der malerischen, sowie der musikalischen Phänomene sei genau dieselbe, und es lasse sich für jedes musikalische Instrument eine Farbe substituieren, so z. B. für die Trompete rot, für das Waldhorn purpurn ꝛc.

Ein nicht minder interessantes Beispiel bietet uns die Lebensbeschreibung des im vorigen Jahrhundert in der ganzen Schweiz sehr bekannt gewesenen Vogtes Salomon Landolt**). Darin heißt es nun:

„Landolt spielte zuweilen auf der Maultrommel und behauptete, nicht nur in allen musikalischen Lauten, sondern vorzüglich in den feinen Tonschwingungen dieses einfachen Instrumentes eine Verwandtschaft mit den Farbentönen und ihren harmonischen Übergängen zu ahnen, wodurch ihm die Erfindung der angenehmen Abstufungen des Kolorits besonders erleichtert wurde.“

Auch Otto Ludwig hatte, wie wir dies aus einer von Gustav Freytag mitgeteilten Aufzeichnung des Dichters entnehmen, bei der Conception eines künstlerischen Vorwurfes intensive Farbenempfindungen***), welche vollständig in die Kategorie des Sinnesvikariates fallen.

Ausgesprochenes Sinnes- und Farbenvikariat finden wir bei T. A. Hofmann, in den „Kreisleriana“, wo es heißt: „auch hatte ich gerade ein Kleid an, dessen Farbe in Cis-moll geht, weshalb ich zu einiger Beruhigung der

*) Leonhard Hoffmann, Versuch einer Geschichte der malerischen Harmonie überhaupt, und der Farbenharmonie insbesondere ꝛc. Halle, 1786.

**) Salomon Landolt, eine Lebensbeschreibung. Von David Heß. Zürich, 1820.

***) „Mein Verfahren ist dies: Es geht eine Stimmung voraus, eine musikalische, die mir zur Farbe wird, dann sehe ich Gestalten, eine oder mehrere in irgend einer Stellung und Geberdung für sich oder gegen einander, und dies wie einen Kupferstich auf Papier in jener Farbe, oder genauer ausgedrückt wie eine Marmorstatue oder plastische Gruppe, auf welche die Sonne durch einen Vorhang fällt, der jene Farbe hat. Diese Farbenerscheinung habe ich auch, wenn ich ein Dichtungswerk gelesen, das mich ergriffen hat; versetz' ich mich in eine Stimmung, wie sie Goethes Gedichte geben, so hab' ich ein gesättigtes Goldgelb, ins Goldbraune spielend; wie Schillers, so habe ich ein strahlendes Karmoisin, bei Shakespeare ist jede Scene eine Nuance von besonderer Farbe, die das ganze Stück nur hat. Gustav Freytag, Einleitung zu Otto Ludwigs gesammelten Werken. Berlin, Otto Janke, 1870.“

Zuschauer einen Kragen aus Es-dur-Farbe drauf setzen ließ", und dann noch eine interessante Stelle, wo eine Tonempfindung für eine Geruchsempfindung vikariert*).

Auch die Komponisten Raff und besonders Meyerbeer fühlten bei gewissen Tonverbindungen gefärbt; so behauptete Meyerbeer, gewisse Akkorde in Webers Musik zu „Lützows wilder Jagd" seien purpurn.

Aus den angeführten Belegen ersehen wir deutlich, daß das Phänomen der sekundären Sinnesempfindung bei Dichtern auf jeden Fall schon älter ist, wie ein Jahrtausend, und überall dort auftritt, wo es sich um Versetzen in eine Stimmung oder Mitteilung einer solchen handelt. —

Ich betonte mit Absicht, daß Sinnesassociation und -Vikariat überall dort auftreten, wo es sich um Versetzen oder Suggestion einer Stimmung handelt.

Denn da die Kunst der jüngsten Modernen zum größten Teil eine lyrische ist, also in erster Linie die Stimmung des eigenen „Ich" ausdrückt, so darf es uns nicht Wunder nehmen, wenn wir jetzt öfter, als früher, der „audition colorée" begegnen.

Es ist auf keinen Fall zu vergessen, daß die „audition colorée" unter allen Umständen eine rein individuelle Gefühlsäußerung vorstellt, und nichts Absolutes hat, keine Wahrheit an sich ist, welche sich objektivieren ließe.

Wenn also der Stimmungsmaler vor allem das Leben, das er gelebt, die Gefühle, die er gefühlt, zu suggerieren sucht, so mutet es uns geradezu komisch an, wenn René Ghil**) mit Bezug auf ein Sonett Rimbauds***), in dem sich der Vers vorfindet:

A noir, E blanc, J rouge, U vert, O bleu

und welcher als eine rein persönliche Äußerung der Sinne aufzufassen ist, sich in langen Überlegungen darüber ergeht, ob es doch nicht angezeigter wäre, das O rot und das J blau aufzufassen.

Aber diese „personallité des sens" ganz aus dem Spiel lassend, finden wir bei den Dekadenten in den allerseltensten Fällen reines, unvermischtes Vikariat.

In einer überwiegenden Anzahl von Fällen läßt sich die betreffende Empfindung entweder durch reine Association erklären, oder es ist eine erst durch Association hervorgerufene Vikariatserscheinung, welche dadurch zu

*) „Der Duft der dunkelroten Nelken wirkt mit sonderbarer magischer Gewalt auf mich, unwillkürlich versinke ich in einen träumerischen Zustand, und höre dann, wie aus weiter Ferne, die anschwellenden und wieder verfließenden tiefen Töne des Baßhornes. VI. pag. 186.

**) René Ghil, Traité du Verbe. Paris, Vanier.

***) Arthur Rimbaud, Poésies. Paris, Vanier.

Stande kommt, daß der Dichter in seiner Extase, wie dies Baudelaire*) so schön ausdrückt, durch Vermittelung aller Sinne empfindet.

Einige Beispiele sollen das, was ich meine, und wie ich es meine, erläutern.

Wenn Felix Dörmann in seinen „Sensationen" von „roten Qualen" spricht, die ihn „wild umwarben" oder Verlaine von einem „regret rouge" singt, so läßt sich das ausschließlich durch Association erklären, da ein sehr starkes Unlustgefühl infolge des Blutandranges nach dem Kopf in uns zumeist die Empfindung rot hervorruft.

Ebenso das poetische Bild „la nuit de velour"**), welches dadurch entstanden ist, daß sich beim Dichter das Bild der schwarzen Nacht mit der Milde und Weichheit der Luft associierte und so die Vorstellung von Sammt hervorrief.

Es kann aber das Vikariat als solches erst sekundär infolge vorhergegangener Association auftreten.

Dies ist z. B. der Fall in Bierbaums Strophe:

Gelb ist des Liedes Tiefton; breit
Flutet es unter dem Klanggewelle;
Fanfaren in rot; das Blau schalmeit;
Ein lustiges Grün schwillt flötenhelle***),

welche nur dann richtig verstanden wird, wenn man die vorhergehende:

Sonne spielt in schweren, satten
Farben ein Strahlenlied der Macht

dazu nimmt und bedenkt, daß das Ganze vom „Mond der Ernte des goldenen Korns" handelt.

Nun ist der psychologische Gang klar. Das reife, vom Winde bewegte, flutende, goldgelbe Kornfeld ruft beim Dichter associativ die Vorstellung einer Tonharmonie hervor.

Und nun ist des Liedes Tiefton (Grundton), in diesem Falle das Korn, gelb.

---

*) Charles Baudelaire, Les fleurs du mal. Paris, Calmann Lévy, pag. 146 (Tout entière).

O métamorphose mystique
Des tous mes sens fondus en un!
Son haleine fait la musique,
Comme sa voix fait le parfum.

**) Paul Verlaine, Amour. Paris, Vanier, pag. 25.

***) Otto Julius Bierbaum, Nemt Frouwe disen Kranz. Berlin, Gustav Schuhr, pag. 70.

Die aber darin eingestreuten roten Mohnblumen, die blauen Kornblumen, und der grüne Rain rufen nun vermittelst Vikariat die Empfindung der Hörner, Schalmeien und Flöten hervor.

Nicht überall ist die psychologische Auflösung so leicht zu bewerkstelligen. Der Vers:

> Kühler Narzissen weiße Stimmen
> Singen und lachen im Weiten*)

ist z. B. schon ziemlich kompliziert, denn wir haben da erstens eine poetische Metathesis, nämlich: kühler Narzissen weiße Stimmen, anstatt „Weißer Narzissen" &c. Erst diese Metathesis rief offenbar die Empfindung hervor, daß die Narzissen auch singen, und zwar sind ihre Stimmen, infolge der weißen Farbe, welche in uns die Empfindung der Kälte hervorruft, kühl.

Ausgesprochenes Farbenvikariat finden wir außer der schon angeführten Stelle in den „Vigilien" z. B. bei Silvestre:**)

> „Delacroix poursuit entre le bleu et le vert l'immensité du ciel et de la mer, fait retentir du rouge le ton des trompettes guerrières et tira de sombres gemissements."

und dann bei Huysmans***) ein typisches Beispiel von sekundärer Tonempfindung, hervorgerufen durch Geschmacksempfindung. Der Held des Romanes hat sich nämlich einen Schnapskasten angelegt und empfindet beim Verkosten eines jeden dieser Schnäpse den Ton eines bestimmten Instrumentes und zwar ist

> Curaçao — Clarinette,
> Kümmel — Oboë,
> Anisette — Flöte,
> Kirsch — Trompete &c.

Die nächste Frage, mit der wir uns zu beschäftigen haben werden, ist die, ob wir nun wirklich die Berechtigung haben, die Sinnesassociation und das Sinnesvikariat als eine rein pathologische Erscheinung zu erklären, oder ob diese Erscheinungen einfach als Folge einer gesteigerten Sensibilität aufzufassen sind, einer Sensibilität, die überhaupt Vorbedingung jedes wahrhaft künstlerischen Schaffens ist.

Was nun den ersten Fall, nämlich denjenigen der Association anbetrifft, und dieser ist es ja, welcher, wie ich gezeigt habe, in der überwiegendsten Anzahl der Fälle eintritt, so kann dessen Begründung und Berechtigung nicht die geringste Schwierigkeit verursachen.

*) Max Dauthendey, Gesänge der Düfte. 1894.

**) Théophile Silvestre, Naufrage de Don Juan.

***) J. K. Huysmans, A rebours. Paris, Tresse & Stock.

Das Bewußtsein des Dichters gewöhnt sich allmählich derartig an die poetischen Formen, daß sie vollständig dessen Eigentum und je nach der momentanen Stimmung verwertet werden.

Die Übung, welche nun notwendigerweise auf das Bewußtsein reagieren muß, bringt es nun so weit, daß die Associations- und Analogievorstellungen beim Künstler in einem so hohen Grade funktionieren, daß es uns oftmals schwer wird, dem Dichter nachzukommen.

Die Sinnesassociation ist also nur dann, und nur insofern als anormal aufzufassen, als jeder Künstler überhaupt im Vergleich zur Menge eine Anomalie vorstellt.

Einmal den Künstler „tel quel" zugegeben, stellt die Sinnesassociation nichts anders vor, als eine jener zahllosen poetischen Lizenzen, über die man gewöhnlich gar kein Wort mehr zu verlieren pflegt. Aber selbst das Sinnesvikariat ist nicht so ohne weiteres als pathologisch hinzustellen.

Die wissenschaftlich feststehende Ähnlichkeit zwischen den Licht- und Schallschwingungen bringt es mit sich, daß eine Analogie zwischen Farben und Tönen sich auch minder sensiblen Naturen von selbst aufdrängt.

Der geistvolle französische Ästhetiker Eugène Véron nennt direkt den Timbre eines Tones Klangfarbe (couleur), und auch Taine*) wendet des öfteren diesen Vergleich an.

Es wäre vollständig verfehlt zu glauben, daß eine besonders gesteigerte Reaktionsfähigkeit der Nerven, wie sie beim Künstler vorkommt, dazu gehört, um z. B. bei Tönen Farbenempfindungen zu haben.

Der bekannte Wiener Gelehrte, Prof. Dr. Victor Urbantschitsch**), hat auf seiner Klinik eine große Anzahl von Patienten daraufhin untersucht, ob wohl physiologische Wechselwirkungen zwischen verschiedenen Sinnesorganen vorkommen, d. h. ob bei gleichmäßig stattfindender Erregung eines Sinnesgebietes in diesem sich eine Veränderung konstatieren läßt, wenn nun auch einem anderen Sinnesorgan ein Reiz zugeführt wird. Das Resultat dieser Untersuchungen war nun ein unbedingt positives. Besonders scharf fand Urbantschitsch die Reaktion von Seiten des Gehörorganes; so zeigte z. B. die Zuleitung eines starken Stimmgabeltones eine wesentliche Beeinflussung der Sehschärfe und besonders der Farbenperception und zwar im Sinne der Erhöhung. Auf Grund seiner Erfahrungen hält daher Urbantschitsch die „audition colorée" für kein Phänomen. Unaufgeklärt ist einzig der Umstand, daß bei bestimmten Tönen gerade immer bestimmte und zwar dieselben Farben auftreten.

---

*) Philosophie de l'art, II, pag. 391.

**) Archiv für Physiologie, XLII; 1888, pag. 154.

Das Faktum allein, daß eine Erscheinung von der Wissenschaft noch nicht aufgeklärt ist, giebt aber noch nicht die Berechtigung, dieselbe als pathologisch zu erklären.

Wenn wir die Geschichte unserer Sinne verfolgen, so stoßen wir auf die interessante Wahrnehmung, daß unsere Sinneswerkzeuge jetzt für gewisse Reize empfänglich sind, auf die sie seinerzeit gar nicht reagierten, so daß es noch jetzt ganze Völker giebt, bei denen sich Empfindungsträgheit konstatieren läßt, ohne daß man diese Erscheinung als pathologisch erklärt hätte.

L. Happe*) konstatiert, daß weder in der Rig Veda, noch in der Zendavesta, weder im Homer, noch in der Bibel der Ausdruck für blau vorkommt. Selbst das klassische Altertum hat mit κύανος**) alle Abstufungen zwischen Grün und Schwarz bezeichnet.

Happe erklärt nun diese Erscheinung darwinistisch und glaubt, die Blauempfindung habe sich erst mit der Vervollkommnung unseres Organismus entwickelt.

In der Gegenwart zeigen uns die Chinesen ein typisches Beispiel von Empfindungsträgheit.

Von 1200 untersuchten Chinesen konnten mehr als 60% hellblau nicht von grün unterscheiden***), und wenn die chinesischen Dichter — wie dies thatsächlich der Fall ist — das wolkenlose Firmament als grün besingen, so ist dieses Faktum ebensowenig anormal, wie wenn in unserer modernen Lyrik hie und da Sinnesvikariatsäußerungen anzutreffen sind.

Wozu also der Lärm?

Es bleibt uns nun die letzte Frage zu untersuchen übrig, ob nämlich der Dichter berechtigt ist, uns eine subjektive Empfindung zu suggerieren, die, bei aller Normalität, immerhin wenig verbreitet ist, und was er mit dieser Suggestion eigentlich will?

Es ist vor allem unleugbar, daß der Dichter in allererster Linie sich selbst und in zweiter Linie dem Genießenden die raffiniertesten Genüsse zu verschaffen sucht.

So war es bei allen Dichtern, sei es der klassischen, sei es der romantischen, sei es der modernen Periode.

Der Unterschied lag einzig und allein an der Art und Weise, wie der Genuß zugeführt werden sollte.

Und da man die drei großen Epochen am besten in der Weise aus-

*) Über den physiologischen Entwickelungsgang der Lehre von den Farben. 1877.

**) Der Bart des Odysseus wird bei Homer als „kornblumenfarbig" bezeichnet.

***) A. M. Fielde, Color-sense and color blindness among the Chinese, based on examination of twelve hundred persons. Phil. Reports, pag. 651. 1889.

einanderhält, daß man sagt, die Klassiker hätten sich mit dem Bewußtsein, die Romantiker mit den Leidenschaften, und die Modernen mit den Empfindungen befaßt, so ist es klar, daß die klassische Poesie Seelenmalerei, die romantische Gefühlslyrik war, während die Moderne in allererster Linie Stimmung will.

Unsere Klassiker konnten schon aus dem Grunde nicht auf Suggestion einer Stimmung allein losgehen, weil sie eine Arbeit zu verrichten hatten, deren unsere Moderne glücklicher Weise überhoben ist.

Ich meine die äußere Überwindung der Form.

Sowie die Musik vor Bach immer einen Kampf mit kontrapunktischen Problemen bedeutet, so ist unsere klassische Epoche ein Kampf um die Überwindung der Form, d. h. die Kunst ging darauf hinaus, einen bestimmten Inhalt in eine schöne Form zu bringen.

Die Form mußte sich dem Inhalt fügen.

Es giebt aber in der Poesie keine Revolution der Form, ohne daß Hand in Hand eine Revolution der Ideen mitginge.

Und als die Form einmal überwunden war, als man anfing sich mit den Empfindungen zu befassen, da wurde sie Selbstzweck.

Man bemühte sich nun nicht mehr, an der Hand eines bestimmten Inhaltes darzuthun, wie man die Form beherrsche.

Es galt vielmehr durch die Form selbst, d. h. durch klangvolle Worte, Assonanzen, Epitheta, Onomatopöeen, uns gewisse Stimmungen zu suggerieren, beziehungsweise bestimmte Associationen hervorzurufen, die dann die Stimmung verursachen. Um aber wirklich ausgesuchte ästhetische Genüsse suggerieren zu können, darf nicht ein einzelner Sinn in Anspruch genommen werden, sondern es muß der ganze Mensch suggeriert werden.

Und eine solche Suggestion kann sogar zuwege bringen, daß man neue, bisher unbekannte Sensationen kennen lernt, die einem keine Seelenmalerei der Welt beibringen könnte.

Zu diesen exquisiten Genüssen gehört auch das Sinnesvikariat und die Sinnesassociation.

Was verlangen wir denn eigentlich von der Kunst?

Schönheit, welche auf uns einwirken soll, um uns ästhetische Genüsse zu verschaffen.

Diese wahre Schönheit, oder, wie sie Kant nennt, diese interessenlose Schönheit liegt einzig und allein in der Form.

Und wie in der Malerei die Figur schließlich nichts anderes ist, als Träger der Farben, welche es erst sind, die in ihrer Harmonie auf uns wirken, so liegt in der Poesie die Schönheit nicht im Inhalt, sondern einzig und allein darin, daß sie uns suggestiv Stimmungsgenüsse verschafft.

Dieser Gedanke wurde schon von Flaubert*) ausgesprochen.

„Et je me demande“ sagt er, „si un livre, indépendamment de ce qu'il dit, ne peut pas produire le même effet? C'est à dire l'effet pur de la beauté?“

Fassen wir nun Sinnesassociation und Sinnesvikariat als Mittel auf, die dazu da sind, um in uns das Gefühl des Schönen hervorzurufen, also ästhetische Fakultäten vorstellen, dann hat die Zunftkritik absolut kein Recht, diese Phänomene als pathologisch zu erklären.

Oder kurz.

Um ein Kunstwerk zu verstehen, muß man selbst etwas vom Künstler in sich haben.



Die Gesetzgebung und das Theaterpersonal.

Von Ludwig Fuld.

(Mainz.)

In Deutschland wie in den meisten Staaten hat sich die Gesetzgebung bislang mit der Stellung des Theaterpersonals und der Fürsorge für dasselbe nur in sehr geringem und dem heutigen Bedürfnis jedenfalls nicht entsprechendem Maße befaßt; während das öffentliche Recht genaue Vorschriften über die Voraussetzungen enthält, unter welchen die Erlaubnis zu dem Betriebe eines Theaterunternehmens erteilt werden darf, während der Staat gegenüber Aufführungen, welche nach seiner Ansicht die öffentliche Ordnung oder den Anstand verletzten könnten, von seinem Verbotsrechte Gebrauch macht, hat das bürgerliche Recht den zwischen dem Leiter eines Theaterunternehmens und seinen Angestellten bestehenden Rechtsverhältnissen bislang seine Aufmerksamkeit so gut wie nicht zugewendet. Und doch sprechen gewichtige Gründe dafür, daß mindestens die Hauptpunkte des Theatervertrags, vor allem die Kündigungsfristen, der freien Vereinbarung entzogen und in gesetzlicher, durch den Willen der vertragschließenden Teile nicht abzuändernder Weise geregelt werden. Die in Deutschland üblichen Theaterverträge lassen in dieser Hinsicht sehr vieles zu wünschen übrig, sie geben dem Theaterleiter ein weit größeres Maß von Rechten als seinen

*) Flaubert, Lettres à George Sand.

Angestellten, und die Kündigungsfrist ist oft genug der Art geordnet, daß jener zwar in jedem ihm wünschenswerten Falle sein Personal binnen kürzester Zeit entlassen kann, während dieses stets verpflichtet ist, dem Austritt eine längere Frist vorhergehen zu lassen. Der Umstand, welcher auf anderen Gebieten dahin geführt hat, daß der Dienstherr und Arbeitgeber sich durch den Vertrag eine weit bessere rechtliche Stellung verschafft, als sie der Angestellte auf Grund desselben erhält, ist auch auf diesem Gebiete dafür bestimmend gewesen, daß von einer gleichen Verteilung der Rechte und Pflichten auf die beiden Vertragschließenden nicht die Rede sein kann; die wirtschaftliche Übermacht des einen Teils und das Mißverhältnis zwischen Angebot und Nachfrage wirken eben auf den verschiedensten Gebieten zusammen, um die aus einem Anstellungsvertrag hervorgehenden Verhältnisse stets zu Ungunsten des Angestellten zu verschieben, das zeigt sich in dem Verhältnis zwischen dem Fabrikanten und seinen Arbeitern, zwischen dem kaufmännischen Prinzipal und dem Handlungsgehilfen und zwischen dem Theaterpersonal und dem Theaterleiter. Die Gründe, welche den Staat veranlaßt haben, bestimmte Punkte des gewerblichen Arbeitsvertrags unter Ausschluß der Abänderung durch die Vertragschließenden zu ordnen, werden ihn bewegen, auch einige Punkte des Theatervertrags zu regeln; es wird vor allem seine Aufgabe sein, nicht allzukurz bemessene Fristen für die Kündigung einzuführen und dem Unfug und Mißbrauch ein Ende zu machen, daß die Fristen für den einen Teil kurz, für den anderen aber lang bemessen sind. Wie weit die Gesetzgebung noch von der Anerkennung dieses Standpunktes entfernt ist, zeigt der zweite Entwurf eines bürgerlichen Gesetzbuchs für das deutsche Reich; nach § 561 kann das Dienstverhältnis der mit festen Bezügen zur Leistung von Diensten höherer Art Angestellten, deren Erwerbsthätigkeit durch das Dienstverhältnis vollständig oder hauptsächlich in Anspruch genommen wird, nur für den Schluß eines Kalendervierteljahres und nur unter Einhaltung einer Kündigungsfrist von sechs Wochen gekündigt werden, auch wenn die Vergütung nach kürzeren Zeitabschnitten als Vierteljahren bemessen ist. Diese Bestimmung ist an sich mit Beifall zu begrüßen, sie verhindert jedoch nicht, daß durch den Vertrag andere Fristen und zwar ungleiche für beide Parteien vereinbart werden; es würde also, wenigstens für das Bühnenpersonal, eine Ergänzung nach dieser Richtung erforderlich sein. Des Weiteren wird es Sache des Staates sein, dem Geschäftstreiben der Theateragenturen eine scharfe Aufmerksamkeit zuzuwenden; das Treiben derselben gegenüber dem auf sie angewiesenen Bühnenpersonal ist vielfach ein höchst tadelnswertes, das mit einer anständigen Geschäftsvermittelung Nichts mehr gemein hat; es kommen da Fälle von Ausbeutung der Notlage, des Leichtsinnes und der Unerfahrenheit vor,

deren Bezeichnung als wucherische Übervorteilungen noch viel zu mild ist, und die Vergütung, welche die Agenturen von dem Theaterpersonal beanspruchen und erhalten, steht nicht selten mit ihrer Mühe und Arbeit in schreiendem Mißverhältnis; daß insbesondere die weiblichen Bühnenmitglieder der Ausbeutung durch gewissenlose Agenturen nach verschiedenen Richtungen ausgesetzt sind, ist nicht unbekannt. Einen Einfluß auf die Höhe der Besoldung der Bühnenangehörigen auszuüben, ist der Staat nicht im Stande, auch vermag er nicht, sie in den Tagen, in welchen ihnen nicht nur der Lorbeer, sondern auch das funkelnde Edelmetall zu teil wird, zur Sparsamkeit und Ansammlung eines Kapitals für die Zeit der Dienst- und Erwerbsunfähigkeit anzuhalten, welche ja bei ihnen früher einzutreten pflegt, als bei anderen Klassen der erwerbsthätigen Bevölkerung; hingegen ist der Staat wohl im Stande dafür zu sorgen, daß den erkrankten und erwerbsunfähigen Bühnenmitgliedern Pflege und Unterstützung zu teil wird, auch vermag er es zu verhüten, daß die durch einen Unfall bei Ausübung ihres Berufs verletzten und geschädigten Personen hinfort auf sich allein, ohne jegliche Beihilfe angewiesen sind; der Staat kann dies wie jenes bewirken, indem er einfach die sozialpolitische Versicherung auf gewisse Kategorien des Bühnenpersonals ausdehnt. Es ist selbstverständlich keine Rede davon, die mit fabelhaften Gagen bezahlten Primadonnen, die ersten Vertreter der Schauspielkunst der öffentlich-rechtlichen Versicherung zu unterwerfen, es handelt sich vielmehr lediglich um die gering bezahlten unteren und untersten Stufen des Bühnenvölkchens, um die Mitglieder des Chorpersonals, welche die geltende Gesetzgebung ebenso von der Versicherung ausnimmt, wie die gefeierte Diva, deren Ruf von einem Ende der Welt bis an das andere dringt. Diese untersten Klassen stehen aber nicht nur den besser bezahlten Arbeitern in Ansehung der ökonomischen Lage vollkommen gleich, sondern sie haben zumeist auch nicht die Mittel, um sich die Fürsorge zu verschaffen, welche die Genossenschaft deutscher Bühnenangehörigen ihren Mitgliedern gewährt. Ob nicht auch die Alters- und Invaliditätsversicherung auf sie zu erstrecken wäre, dürfte ebenfalls ein der näheren Erwägung würdiger Gegenstand sein. Jedenfalls ist die Regelung der rechtlichen Stellung der Bühnenangehörigen im Sinne der vorstehenden Bemerkungen eine Aufgabe, deren Lösung der Staat sich auf die Dauer nicht wird entziehen können, und es dürfte doch kaum einem Zweifel begegnen, daß eine Gesetzgebung, welche mit diesen Ausführungen im Einklang steht, zur Hebung des Bühnenpersonals wohl beitragen würde, nicht nur in wirtschaftlicher, sondern auch in ethischer Hinsicht. Als fraglich muß es allerdings bezeichnet werden, ob an die Erfüllung dieser Aufgabe die Reichsgesetzgebung in Bälde herantritt; der Stillstand auf sozialpolitischem Gebiete,

der trotz aller zur Bemäntelung vorgebrachten amtlichen und halbamtlichen Redensarten eine Thatsache bildet, mit welcher gerechnet werden muß, spricht nicht dafür, daß das Reich im sozialpolitischen Interesse der Fiktion der Vertragsfreiheit auf dem Gebiete des Theatervertrags ein Ende machen und das Bühnenpersonal in den Kreis der durch die öffentlich-rechtliche Versicherung geschützten Personen einbeziehen wird.



Die Rettung des „Kapitols".

(Schäffle und die Agrarreform.)

Von O. Beta.

(Berlin.)

Der gewöhnliche Sterbliche wohnt gern in einem möglichst bequem eingerichteten Hause. Ist es luxuriös, um so besser; aber nur der Baumeister von Fach bekümmert sich um die Fundamente. Man ruft ihn, wie den Arzt, wenn Risse auch dem unkundigeren Auge die Gefahr des Einsturzes verraten.

Und also berief der Mann der „Zukunft", Isidor Wittkowsky, alias Maximilian Harden, den Exminister Dr. Albert Schäffle — er wohnt in Schwaben — um ihm für seine epochemachende Zeitschrift epochemachende Artikel zu schreiben, über die — Rettung des Staats? — Nein, über die Rettung des „Kapitols."

Diese Artikel haben einen sehr deprimierenden Einfluß auf den Leserkreis dieser Zeitschrift ausgeübt und dessen Zahl dezimiert. Sie lauteten auf „Agrarpolitik".

Das spricht nicht gegen den Wert der Schäffleschen Ausführungen, wenn sonst nichts dagegen spricht. Denn von Agrarpolitik will die Welt nichts wissen. Es zieht ein General mit einem Federbusch à la Boulanger vor einer glänzenden Truppe einher und schlägt Schlachten à la Skobelew, aber für das Fußzeug sorgt irgend ein Mann der Intendantur. Am Kriegsruhm nimmt er keinen Teil, obwohl ohne die Stiefel, die er besorgt, die Armee nicht besser daran wäre, als hätte sie überhaupt keine Beine.

Wer den Leuten von diesen Stiefeln erzählen wollte, der würde höflichst hinauskomplimentiert.

Und also ging es dem Doktor und Exminister zu Stuttgart, als er seine Artikelserie über Agrarpolitik für die „Zukunft" schrieb.

Für die Gegenwart war es nichts, und ob es für die Zukunft was ist, wollen wir erst untersuchen.

Die Agrarfragen gehören zu den unerläßlichsten und unlöslichsten Fragen dieser Zeitlichkeit. Wer ein Volk zu den höchsten Leistungen aufstacheln will, solchen à la Sobiesky oder à la Bismarck, der soll sich bei Leibe nicht darum bekümmern; ihre Inangriffnahme würde ihm ein Hemmschuh sein auf dem Wege zum höchsten Ziele des Ruhms. Sogar Friedrich der Große mußte es endlich aufgeben.

Er hatte es im berühmten und, wie die „Vossische Zeitung" noch heute fröstelnd hinzufügt, „berüchtigten" Falle Arnold (siehe dort) versucht, aber die ganze Büreaukratie, Juristerei und Klerisei demonstrierte gegen ihn, der doch ein absoluter Monarch war, und warf sich dem gemaßregelten Kanzler von Fürst zu Füßen, wie die Azteken ihrem grinsenden Pagoden. Und so ist Friedrich der Große ein Fremdling geblieben auf deutscher Erde bis an den heutigen Tag, und nur einer hat ihn verstanden, der war ein Brite, Thomas Carlyle.

Wenn ein Volk auf seinem Wege zum Ruhm sich die Stiefel abgelaufen hat und lahm nach Hause humpelt, weil es keine zweite Garnitur mit auf den Weg nahm, so giebt es böse Worte; es beginnt die Zeit virtuoser Glanzleistungen auf dem politischen Trapez, die Zeit, wo die Robespierre und die Bausen, die modernen Thersites und Diogenesse Recht behalten und ihre Reberaketen aussenden in die dunkle Nacht, wie auf einem Schiff in Gefahr: flare up!

Wer dann mit Standesinteressen und Machtfragen, mit Hetzereien gegen die höchsten Personen im Staate debütiert, findet am ehesten seinen Kreis von Hörern. Deshalb nehmen die Sozialdemokraten dem Eugen Richter seine Rekruten fort, und sogar das Judentum geht zu ihnen über; wehe aber dem, der die einfache soziale Forderung nach einer zweiten Stiefelgarnitur aussprechen und erörtern wollte, eine Forderung, welche der Solidarität und Fügsamkeit aller Stände entspräche! Wehe dem, der sich damit an die Vernunft der Massen, des Mob erster und aller Klassen wenden wollte!

Erst das widrige Muß, etwa einer Revolution, verhilft ihr zu ihrem Recht, wie auch Robbertus weissagte, aber wohlgemerkt, auch nur dann, wenn es eine kraftvoll durchgeführte Revolution von oben nach unten ist. Eine solche von unten nach oben, würde das Chaos vielleicht verewigen.

Und nun Albert Schäffle. Auch hier kann ich sagen: „siehe dort." Obgleich er nicht populär ist, wie Eugen Richter, so steht er dennoch im

großen Brockhaus und im kleinen Meyer, und wir respektieren seine lexikalische Vergangenheit so sehr, daß wir von vornherein schön grüßen lassen und tausend Mal um Entschuldigung bitten, wenn wir bei seiner „Gesamtreform des Real-Kredits" nicht gleich Löffel und Serviette zur Hand nehmen und tüchtig zugreifen; nicht weil wir befürchten, das Gericht könnte „trefe" sein, und es könnten die Champignons daran fehlen; wohl aber scheint uns, das Fleisch war nicht mehr ganz frisch.

Wir haben uns, wie Herr Miquel zu sagen pflegt, „sagen lassen", der Realkredit wäre nicht bloß unzulänglich, sondern auch bereits erschöpft; er habe gewirkt, wie Morphium oder eine Krankheit. Kann man auch den Milzbrand oder die Krätze reformieren? Lassen sich die Milben zähmen, sodaß sie keine Gänge mehr graben? Den Realkredit reformieren, das heißt doch auch, ihn zugleich konservieren. Wir bitten um Entschuldigung, aber so konservativ sind wir nicht; wir sagen: „Fort mit Schaden!"

Es steht geschrieben: „Wenn Dich Dein Auge ärgert, so reiße es aus;" den Realkredit aber und die auf diesem begründete „pupillarische Sicherheit" zu pflegen, wie unseren Augapfel, das ist ein bedenkliches Beginnen. Sie ist eine Lüge — diese Sicherheit.

Wer gegen den Gebrauch des Strychnins eifert und dafür nichts zu bieten hat als Morphium, ist deshalb noch keiner von den wahren Propheten. Dr. Schäffle ereifert sich gegen die „Bodenbesitzreformer", oder vielmehr er ereifert sich nicht; er behandelt sie nebenbei als quantité négligeable.

Männer, die eine gründliche Reform empfehlen, darunter solche von der Bedeutung eines Hanssen, berührt er nur in der Tangente. Seine zum Teil wohl imaginären Gegner nennt er vorlaute Leute, aber er läßt sich von Maximilian Harden neben Herrn Flürschheim vor denselben Karren spannen. Beider Aufsätze erscheinen in der „Zukunft". Flürschheims auf dessen Wunsch, Schäffles vermutlich auf Bestellung.

Nun mag man mit einem schlechten Witz oder einem Achselzucken über Herrn Flürschheim hinweggehen, man mag ihn als Sendboten der internationalen „Land-Nationalisierungs-Liga" in London, sicherlich einer Ausgeburt des Cobden-Club, in seiner durchsichtigen Verkleidung neben sich tolerieren, wie die alten Kaiser den Narren neben sich tolerierten; damit hat man die Prämissen, den Ausgangspunkt der Bodenbesitzreform, noch nicht erschüttert, umsoweniger, wenn die Endergebnisse der Flürschheim'schen und der Schäffle'schen Pläne schließlich annähernd dasselbe Resultat haben: **Überflutung des internationalen Geldmarktes mit deutschen Schuldverschreibungen**, der vollends mobilisierten Grundrente in Gestalt von Pfand- und Rentenbriefen als lettres au porteur. **Und das ist**

schlimm für den Ruf eines Mannes, der nichts ist, er wäre denn ein Gelehrter. Es deutet darauf hin, daß diese Gelehrsamkeit selbstgenügsam genug ist, um als Fossil in dieser Welt der lebendigen Evolutionen zu figurieren.

Wenn ein Mann, wie Schäffle, auf die Prämissen einer Bewegung, wie die der Bodenbesitzreformer, also auf die Gesetze von Raum, Zeit und Energie, nicht eingeht, die Endziele eines Flürschheim aber, den man innerhalb jenes Bundes als Sophisten erkannt hat, selbst vertritt, so gewinnt der Vorwurf eine festere Grundlage, den man diesem letzteren Manne macht: daß er hilft, die seßhaften Völker des Kontinents im Interesse der britischen oder auch der Rothschild'schen Welt- und Geldmacht aufs neue in die Irre zu führen. Dies System aber muß der Selbsterhaltung wegen erbarmungslos denunziert werden.

Scheinbare Gegner können nach einer in Spanien erfundenen, in England geübten Taktik gemeinsam unsere Feinde sein. Emissäre des Cobden-Club und seiner neueren Metamorphosen giebt es in allen Lagern. Die zahlreichen inoffiziellen Politiker in England und sonstwo sorgen stets, wenn sie Pulver machen wollen, daß sich neben der Kohle auch Schwefel und Salpeter befindet; sie unterstützten Philipp Egalité in Paris, aber auch Artois und die Chouans, die Kulturkämpfer in Berlin, aber auch die in Rom. Man müßte denn nichts von Kardinal Manning gehört haben, der ebensogut Cobden-Club-Mitglied war, wie die „Ehrenmitglieder“, die in Berlin Hetzreden hielten und Kulturkampfgesetze machten.

Gewiß ist Schäffle nur unbewußtes Werkzeug, er arbeitet auf Bestellung für den Verhetzer der Deutschen und Polen, der Katholiken und Protestanten, des alten und des neuen Kurses; aber es fällt uns auf, daß der betagte Gelehrte in Stuttgart, trotz aller Scheingefechte gegen die Bodenbesitzreformer, deren Prämissen verschleiert erhält, deren Flürschheimsche Konsequenzen selbst vertritt.

Kauf und Verkauf des Grund und Bodens, d. h. die Spekulation in den Grundlagen der nationalen Existenz ist nach dem mosaischen und bekanntlich auch nationalen, z. B. englischen Rechte, kurz nach Gottes Gebot verpönt, nicht anders als Raub und Mord. Warum das so ist, warum das Volk auf käuflichem Boden nicht „sicher“ wohnen kann, wollen wir später zum hundertsten Male ausführen.

Von diesem Gottesgebot finden wir bei Schäffle aber so wenig etwas, wie bei Flürschheim. Bei letzterem kann dies nicht überraschen. Wir wissen, daß dieser Mann aus fremdem Lande, Gründer einiger Aktiengesellschaften, der auch in dem silbernen Mexiko einige Eisen im Feuer hat, durch Bodenspekulation in der Nähe von Straßburg im Elsaß einige (drei) Millionen verdiente. Wer solche Spekulationen macht, macht auch andere, weniger

finanzielle als politische vielleicht, aber kaum weniger bedenkliche. Schäffle aber thut nicht gut, seine Waren unter den Kram des Autolycus zu mengen, denn es heißt: „Mitgefangen, mitgehangen!"

Dr. Albert Eberhard Friedrich Schäffle ist ein großer Theoretiker oder vielmehr Schematiker. Wer sein Werk: „Das gesellschaftliche System der menschlichen Wirtschaft, ein Lehr- und Grundbuch der ganzen politischen Ökonomie, einschließlich der Volkswirtschaftspolitik und Staatswirtschaft" betrachtet, muß die Fülle dieses Wissensstoffes baß bewundern. Mit solchem Material vor Augen kann ein entschiedener Wille, gepaart mit gesundem Menschenverstande, kaum irre gehen, wenn es gilt, eine wirtschaftliche Frage zu lösen, wäre es selbst die Agrarfrage.

Leider gesellt sich dem Wissen nicht immer das Können hinzu, seltener noch das Wollen; auch bei Schäffle scheint das letztere erloschen. Wir finden in seinem „Lehr- und Grundbuche" eine Reihe von Angaben, Ausführungen und sogar von subjektiven Meinungen des Verfassers, die im schroffsten Widerspruch stehen zu seinem jetzigen Verhalten. Schärfere Argumente gegen das bestehende, der Mobilisation entsprossene Erbrecht am Grundbesitz kann man nicht auslesen und effektvoller zusammenstellen, als es Schäffle in Band II seines Werkes auf Seite 522 (§ 333) gethan hat. Hier eine Blumenlese: „Die gleiche Erbteilung (gravelkind) war in Irland gegen die Papisten gerichtet; man wollte sie damit entwurzeln, ähnlich wie den französischen Adel durch den code civil."

„Beim Wiener Kongreß tröstete sich ein englischer Diplomat, als die weitere Einengung der französischen Grenzen Frankreichs nicht gelang, mit dem Wort: Ihr Erbrecht dient unseren Interessen hinlänglich." Das war wenig diplomatisch, aber wahr. Der Moniteur vom 9. und 10. März 1793 weist deutlich in den Konventsprotokollen aus, daß man das große alte, mit dem revolutionären Regime nicht befreundete Vermögen auflösen wollte.

Schäffle zitiert auch den bekannten Brief Napoleons I. vom 5. Juni 1806 an seinen Bruder in Neapel. Er fügt endlich sogar hinzu: „Gegen den großen alten Grundbesitz gezielt, hat das Erbrecht des code civil an manchen Orten den kleinen Besitz noch mehr desorganisiert, als den großen."

Wie kommt es, daß sich dieser scharfsichtige Mann nun trotzdem in dem Harden'schen Organ gegen eine Änderung des Erbrechts und ausdrücklich gegen die Einführung des Intestat-Anerbenrechts ausspricht? Meint er, daß die Auszahlung der Miterben in Pfandbriefen, wie er sie verlangt, also die finanzielle Neubelastung des wirtschaftlichen Grundbesitzes bei jedem Erbgange, sehr viel weniger schädlich wirke, ihn wirtschaftlich weniger schwäche?

Ist unser System nicht im Gegenteil noch schlechter? Wenigstens müßte

man sich dann baß darüber verwundern, daß noch heute ein Regierungsrat das französische System uns als Vorbild größerer Vorzüglichkeit aufstellen kann, wie dies in P. Waldenecker „Die preußischen Rentengutsgesetze rc." (Berlin, P. Parey, 1894) auf Seite 28 geschieht.

Der code civil, verderblich wie er ist, hat eben noch viele und große Vorzüge vor unserm System der kapitalistischen Unterjochung des Grundbesitzes. Er bewirkt wenigstens eine größere Verteilung und Entstehung zahlreicher vom Weltmarkt unabhängiger Brotstellen.

Noch weniger zu verstehen ist Schäffles Ablehnung des Vorschlages, für die Miterben durch die Versicherungspflicht zu sorgen. Verstehen läßt sich dies und anderes nur dann, wenn man annimmt, daß Schäffle in der That über die Eigenart des Besitzobjekts, um das es sich hier handelt, des Grund und Bodens selber, völlig im Dunkeln sich befindet und die Quelle der bestehenden sozialen Übel nicht erkennt. Die Verflüchtigung der nationalen Existenzgrundlagen durch die Mobilisation: die Ausbeutung der Produktion, durch den Zwang diese Grundlagen fortwährend billig zu verkaufen und teuer zurückzukaufen*).

Gewiß hatte der Kaiser von Österreich die besten Absichten, als er einem so vielwissenden Manne wie Schäffle Gelegenheit bot, sich unter Hohenwart als k. k. Handelsminister zu bethätigen.

Die Tendenz der Wiederkonsolidierung des Grundbesitzes ist aber in unserem Nachbarreiche erst *nach* Schäffles Zeit zum Durchbruch gelangt.

In der Vorrede zur dritten Auflage des oben zitierten Werkes (1873) läßt sich Schäffle über die leitenden Gesichtspunkte seiner Amtsthätigkeit aus:

„Weder zu meinen Lebzeiten, noch nach meinem Tode wird aus dem Bereich meiner ministeriellen Thätigkeit irgend eine authentische Enthüllung, irgend ein ungefälschtes ostensibles Aktenstück zu Tage gefördert werden können, welches geeignet wäre, in ehrlicher Leute Augen *meine Treue gegen irgend welche wahrhaft sittliche Pflicht zu kompromittieren.*"

Man könnte sagen: „Auch was *Geschriebenes* forderst Du, Pedant?" Bedarf es denn immer eines Aktenstückes? Worin denn fand Schäffle die wahrhaft sittliche Pflicht? Nun, er fand sie „im Anschluß an seine hochverehrten Gönner und Kollegen", darin, daß er „das Wesen und die

---

*) *Anmerkung:* Der Zwang, den Boden billig zu verkaufen, ist dadurch gegeben, daß die Produktion das alleinige Risiko der Unternehmung trägt und auf dem Wege der *Subhastation*, d. h. der Verschleuderung in Notzeiten, entsetzt wird. Der Zwang, den Boden teuer zurückzukaufen, dadurch, daß der Boden zugleich Grundlage des Raums und des Kredits ist, also immer wieder in Gebrauch genommen werden muß, natürlich mit zeitgemäß erhöhter, meist sogar wucherisch hoch bemessener Restkaufshypothek, deren Zins zu erschwingen oft von vorn herein unmöglich ist, wie z. B. im Falle Ronacher.

natürlichen Interessen des österreichischen Staates zum Richtmaß seiner Bethätigung machte". Das bedeutete nach 1866 und 1870/71 die Hintansetzung der spezifisch deutsch-nationalen Interessen hinter denen der Ungarn, nebenbei auch Slowaken, Ruthenen, Polen, Rumänen, Czechen, Kroaten u. s. w., also die Beustelei. Es bekundet sich hierin ein charakteristischer Zug des Manns, der nun auf anderem Boden in anderer Form wieder zur Geltung gelangt, abermals aber als eine Hintansetzung der spezifisch deutsch-nationalen Interessen erscheint.

Schäffle hat für nichts Lebendes irgend welche Sympathien. Seine Wissenschaft ist eine Sammelmappe, die alles umfassen soll, aber alles hübsch gedörrt, aufgespannt und präpariert. Wir gewinnen ihr damit noch die beste Seite ab. Das wirtschaftliche Walten wird ihm gegen seinen Willen zum Mechanismus. Er klimmt nicht auf die Kommandobrücke, sondern verkriecht sich in den Maschinenraum oder als Supercargo in den Hold. Deshalb hat er auch, wie wohl noch jeder Vielschreiber, einen Minister abgegeben, der nicht über Mittelgröße hinausragte. Zwar hat er in Übereinstimmung mit dem Dorpater Professor Lilienfeld und einigen anderen Vortretern, zu denen auch der Römer vom heiligen Berge, Menenius Agrippa, und schon, wenn ich nicht irre, der Mann der Seisachthie oder Schuldenvergebung, Solon, gehört, den Staat als einen lebendigen Organismus erklärt, die Verkehrswege und Bahnen etwa mit den Arterien — weshalb er auch für deren Verstaatlichung eintritt — und das Geld mit den Blutmolekülen, aber diese Ana- oder Homologie genügt nicht zur Verlebendigung der Wissenschaft, diese ist noch immer dem Leben eine gute Strecke hinterdrein gehumpelt*).

Von derartiger retardierender oder Bremsenweisheit ist Deutschland stets voll gewesen bis hoch über die Dachsparren; vor den rohesten Wirrnissen, vor allgemeinem Verfall, vor einem dreißigjährigen Kriege z. B., hat sie uns doch nicht retten können, in den wir als reichstes Volk der Erde mit 42 Millionen Einwohnern hineingingen, um ihn als ärmstes Volk von 7 Millionen zu verlassen.

Wenn es sich um die Folgen von Sünden und um die Erlösung von erblichen Belastungen handelt, dann hat noch immer der billig denkende Praktiker aushelfen müssen, unter Umständen der Mann mit dem Schwamm, der die Schulden löschte, der Mann mit dem Messer, der Diktator, der

*) Anmerkung: Z. B. hat die Fakultät (A. Maercker) sich entschieden gegen die Verwendbarkeit der Thomasschlacke in der Agrikultur ausgesprochen, bis der Waggon von 20 auf 300—400 Mark stieg, weil man in der Praxis fand, daß dieselbe das vorzüglichste Vehikel für Phosphorsäure ist. Mit Steinmehl wird es vielleicht ähnlich gehen; doch sind die Mitteilungen hierüber noch verfrüht.



Imperator. Wenn uns das Recht in die Verschuldung hineintreibt, so sorgt dieses selbe Recht, mehr oder weniger roh oder resolut, auch für die Rettung aus letzter Not und Verzweiflung. Daher der letzte Satz des römischen Rechts: Regis voluntas suprema lex. Dann ist nicht der Anatom vom Fach am Platze, der nur dociert und den Kadaver zergliedert, sondern eine Kur am lebendigen Leibe thut not, die der kühne Therapeutiker und Chirurg mit sicherer Hand einleiten muß, auch wenn er an ihrem Erfolge verzweifelt. Es darf Wunder nehmen, daß Schäffle diese Unterscheidung nicht trifft, daß er seinen Standpunkt den Dingen gegenüber nicht wesentlich verändert, obgleich die Dinge ihm doch unter der Hand sich selbst so sehr verändern, daß ein Symptom das andere schier verdrängt. Nur die Prämissen sind geblieben, die Konstitution, das corpus vile, auf das man immer mit allen heilenden Naturkräften einwirken muß; von diesen aber hat er sich noch mehr entfernt als früher.

Wenn man einen Säufer kurieren will, so entzieht man ihm allmählich den Alkohol, und es ist die Verpfändung der Naturkräfte, des Raumes, in den wir hineingebannt sind, durch welche die continentale Welt trunken wurde, sodaß sie nur noch einen Anblick des Jammers gewährt.

Unser gelehrter Agrarkreditreformer kann sich nicht heiter entschließen zu einer grundsätzlichen Verwerfung des Realkredits, obwohl es ersichtlich ist, daß das System dieser Kreditform noch in jeder Instanz ad absurdum geführt hat. Denn entweder der Realkredit genügte nicht, oder er war ruinös und immer zu teuer. Immer auch beruhte er auf einer Verleugnung der solidarischen Interessen der nationalen Produktion in Gegenwart und Zukunft. Denn für diese ist Grund und Boden nur ein Requisit oder Werkzeug, aber ein so unentbehrliches, wie für die Armee das heile Fußzeug. Für das ganze Volk aber ist er als Vaterland ein geheiligtes einheitliches Wesen. Hier liegt Herz und Leben des Volks, und für dieses hat unsere Gelehrsamkeit keine Empfindung, keinen Sinn.

Es kommen dabei zwei Sondereigenschaften in Betracht, die eine den Grund und Boden selber und die andere den sich an dessen Verpfändung knüpfenden Kredit betreffend, die wir hier noch einmal in Betracht ziehen müssen.

Der Grund und Boden ist eine gegebene Größe; das ist er als Vaterland, als Flächensubstrat des Raumes für jedes Volk, als Oberfläche des Planeten für die ganze Erdenbewohnerschaft.

Als solche steht er im Gegensatz zu allen anderen Dingen, die sich als Handelsware und Pfandgegenstand benutzen lassen, sowohl im politischen, wie im geographischen oder physikalischen Sinne. Er ist politisch für das Volk nur durch blutige Kriege, und physisch nahezu gar nicht vermehrbar, während alle anderen Dinge nach Belieben und Bedarf geschaffen werden können.

Gesetzgeber, welche diese Sondereigenschaft des Grund und Bodens ignorieren, können kaum von sich sagen, daß sie ihre Treue gegen jegliche wahrhaft sittliche Pflicht erfüllten.

Sie haben nicht einmal die gegen Gottes Gebot erfüllt und wären sie noch so fanatische Vertreter des Dogmas; denn Dogma ist Menschenwerk, die Gebote aber sind ewige gottgegebene, aus Raum und Zeit geborene Sätze, die der Mensch nicht erzwingen, sondern erkennen muß. Und dasselbe, was vom Dogma gilt, daß es ein Kleid ist, welches die innere Hohlheit verbirgt, gilt vom römischen Recht, welches mit seinem logischen Faltenwurf die Fäulnis des Cadavers verbirgt, dem es als Hülle diente, des römischen Weltreichs, dessen ultima ratio die Gewalt war.

Das andere unbeachtete und sittlich kaum weniger ins Gewicht fallende Moment ist eine Sondereigenschaft des Realkredits selbst. Ist es schon sittlich höchst fragwürdig, auf Bodenverpfändung ein Kreditgebäude zu errichten, d. h. den Raum und nicht die Zeit zu bewerten, so ist es doppelt anzweifelbar, ob ein solcher Kredit moralisch zu rechtfertigen sei, der alle Sicherheit auf der einen Seite dem Gläubiger gewährt und alles Risiko, alle Gefahr der Unternehmung, alles Verzichtleisten in spekulativer Hinsicht dem Schuldner aufbürdet, also dem schwächeren Teil*).

Und wie stehen diese Parteien einander in politischer Hinsicht gegenüber? Als inter- und antinationale Potenz den nationalen Potenzen.

Dreifach frag- und fluchwürdig aber ist es, wenn dieses System auf dem Zwange beruht, daß die Produktion den ihr wie die Lebensluft und der Raum selbst nötigen Kredit auf keine andere Weise befriedigen kann, weil keine andere Kreditart neben dieser, das Kapital privilegierenden Realkreditform sich entwickeln kann.

Weder in den früheren Werken Schäffles aber, noch in der jetzt vorliegenden Agrarkreditreform finden wir eine Würdigung dieser unanfechtbaren, weil die Thatsachen genau feststellenden Sätze.

Für Schäffle existiert die Weltgeschichte nicht.

Er verwirft schlankweg Justus von Möser, Stein, Hanssen, Rodbertus. Für ihn ist der Staat unberechtigt, sich in die Kreditorganisation zu mischen**).

---

*) Anmerkung: Dabei sehen wir hier ab von dem Umstande, daß der Grundbesitz durch dieses System geradezu zum leichtsinnigen Schuldenmachen verleitet wird, während der Nicht-Grundbesitzende sich um seine Kreditwürdigkeit betrogen sieht; eben weil es nach unserm Recht nicht heißt: Zeit ist Geld, sondern allein: Raum ist Geld.

**) Anmerkung: Auch, wie es scheint, durch Gesetze nicht, die gegen das bestehende Privatrecht gerichtet wären. Daß der Staat sich selbst auf den Boden des Privatrechts stellen solle, wie im Rentengutsgesetz, wünschen auch wir nicht.

„Öffentlich erzwungene Hypothekenkredit-Solidarität aller Grundbesitzer eines Landes ist mindestens entbehrlich," so sagt er in seinem „System" (Seite 314, Band II).

„Möge man nur die Hypothekenbank (auf Aktien) und die Hypothekar-Kreditgenossenschaft, die spekulative und die solidarische Kreditorganisation miteinander wetteifern lassen. Beide werden einander zu wirtschaftlicher Befriedigung des Hypothekenkredits aneifern. Die spekulative Bank hat im Gewinnstreben, die Kreditgenossenschaft in der Solidarhaft und in der Kontrolle der Genossen starke Gewähr des Wollens."

So schreibt der Ex-Minister noch im Jahre 1873 in der dritten durchaus neubearbeiteten Ausgabe seines „Systems" unter wiederholter Anrufung seines anderen Hauptwerks über den Kapitalismus; und ein besseres Argument konnten sich die Hansemann, Miquel ꝛc. bei Gründung der Preußischen Aktien- und Hypothekenbank gar nicht wünschen. Ein solches Vertrauen auf die egoistischen Kräfte der Spekulation und die regulierenden der Konkurrenz zwischen Löwe und Lamm, da schon der Krach hereinbrach und die Versumpfung unhörbar aber sichtlich um sich griff, erinnert an die ähnliche Vertrauensseligkeit Neckers vor der französischen Revolution.

Die starke „Gewähr des Wollens" hat versagt, wackerer Schwabe! Unter deinen Augen vollzog sich der große Raubzug.

Es giebt auf dem Markte in Handel und Verkehr so etwas wie Ringbildungen, Syndikate, Monopole.

Ein Gebundener, der wettlaufen soll, entledigt sich seiner Fesseln. Ein Spekulant wäre kein solcher, wenn er Rücksicht nähme auf den gebundenen — Konkurrenten; trotzdem aber schreibt Schäffle den Realkredit-Instituten solcher Art, auch denen auf Aktien, die in den gewagtesten Börsengeschäften machen, die Aufgabe zu: „bereit und befähigt zu sein, heimfallende (also subhastierte) Grundstücke und Anwesen vorübergehend selbst zu bewirtschaften und hierbei auf besseren Fuß zu setzen."

Erfahrungsmäßig geschieht dies leider nicht; schon die Landschaften schlagen, wie man weiß, die subhastierten Güter schleunigst los, selbst mit Verlust, obwohl ihre Beleihungsgrenze eine sehr niedrige ist. 33 Procent des Wertes und die Kosten der Instandhaltung sind ihnen ein zu großes Risiko, weggeworfenes Geld.

Die andere Art von Realkredit-Instituten (speziell von den industriellen, auf städtischem Boden ist die Rede) lassen sich von dem neuen Käufer nur eine um so höher, ja, eine willkürlich höher bemessene Restkaufhypothek verschreiben (verkaufen daraufhin noch mehr Pfandbriefe) und spekulieren nun auf's Neue auch auf dessen Ruin, wie dies im Falle Ronacher mit sechs Millionen Restkaufhypothek auf ca. 0,3 Hektar so grauenhaft deutlich vor

die Augen trat. Die Häuser in ihrer Verwaltung dienen durch ihren abscheulichen Zustand oft zur Entwertung ganzer Stadtteile*). Schade um jeden Nagel, den man an Häuser wenden wollte, die doch nur zum Abbruch gekauft wurden, wie man Elephanten um ihrer Zähne willen schießt. Denn alles, was für die Spekulation an ihnen Wert hat, ist die Baustelle. Es ist Aasjägerei.

Wie der faule Apfel auch die gesunden ansteckt, so teilen auch die „spekulativen Banken" den solidarischen ihre üblen Gepflogenheiten mit. Usancen vom „Giftbaum" werden endlich Gesetz, wie sie es geworden sind, als die Lasker und Co. sich bei uns zu Gesetzgebern aufschwangen, zu einer Zeit, da wir, wie Esau, müde von der Jagd, heimkehrten, und der Milliardendunst unsere Sinne und vielleicht auch unsere Gewissen betäubte. Jener Aufschwung war ein Niederschwung; das sollte endlich wohl auch ein Schwabe einsehen, der wahrlich schon die Vierzig weit hinter sich hat. Man sagt, je längere Zeit ein Wesen zu seiner Entwicklung beansprucht, um so höher entwickelt es sich. Daher sind die Schwaben in höherem Alter die vorsichtigsten und weisesten, auch thatkräftigsten aller Deutschen. Hoffentlich ist Schäffle keine Ausnahme! Aber er müßte doch endlich seinen historischen Sinn bekommen, seine Augen gebrauchen lernen. Und die Geschichte lehrt ebenso wie das Bild unserer Zeit, daß man mit optimistischen Doktrinen nicht auskommt.

Trotz allen Glücks und aller Glorie ist, seitdem Schäffle Minister war, die Grundschuld, für deren Erhaltung er sich noch immer so umsichtiglich und fürsorglich bemüht, im deutschen Reich auf 75 Milliarden gestiegen und davon belasten 50 Milliarden das doch relativ gegen die Ausdehnung des flachen Landes verschwindend geringe städtische Terrain.

Beweis genug, daß hier auf städtischem Boden zunächst die Frage am brennendsten, die Industrie also noch schwerer betroffen ist, als die Landwirtschaft. Es heißt also, sich seine Aufgabe sehr leicht machen, wenn man die Agrarfrage nur als eine ländliche auffaßt. Die Symptome treten doch gerade auf städtischem Boden am deutlichsten in die Erscheinung.

Dem, der Augen hat zu sehen und Ohren hat zu hören, sollten die gemeinsamen Ursachen dieser Erscheinungen auch nicht mehr unverständlich sein.

Warum die Grundschuld, wenn der Grundbesitz sich selbst, d. h. den Satzungen des Fremdrechts und der cynischen Gewinnsucht der spekulativen Kreditinstitute überlassen bleibt, unablässig steigt?

Nun, wer dem Teufel den kleinen Finger giebt, den holt er mit Haut und Haaren.

*) Anmerkung: Durch die sehr zweifelhafte Bewohnerschaft. Man muß annehmen, daß dies systematisch geschieht, um ganze Stadtteile billiger ankaufen zu können.

Wir haben es mit einer unausmerzlichen Eigenschaft des Realkredits zu thun, die man nicht wegreformieren kann, so wenig, wie man es dem Wasser verbieten kann, thalwärts zu fließen und das Land zu überschwemmen, außer durch Dämme und Deiche.

Was hat nun Schäffle von solchen Dämmen und Deichen zu bieten?

Wir haben schon gesehen, daß er die Einführung des Intestat-Anerbenrechts (des Common law Englands) im Gegensatz zu seinen eigenen Bekundungen beanstandet. Dafür fordert er eine Verschuldungsgrenze, welche aber ganz dem Lichtenbergschen Messer ohne Heft gleicht, an dem die Schneide fehlt.

Er fordert, daß wenigstens das Existenzminimum übrig bleiben soll. Das ist der Bettelsack des § 715 der Civilprozeßordnung in einer etwas staatsöseren Verbrämung, wie sie jetzt auch Excellenz Buchenberger zugestanden hat und vielleicht auch Herr von Rothschild, der Gründer der bayerischen Hypothekenbank. Diese Familie, wenigstens der Pariser Rothschild, arbeitet jetzt schon dem Häuserkrach entgegen; er spendete 150 000 Frcs. für notleidende Mieter. Schäffle läßt sich durch solche Fingerzeige nicht stören. Er sieht nicht, daß ein Bankhaus wie das Rothschildsche auf dem Wege ist, zum Hauswirt auf Erden zu werden, kraft des Realkredits und der Mobilisation. Er teilt die hypothekarische Beleihbarkeit in zwei Teile, eine diesseits, eine jenseits der Beleihungsgrenze. Die erste sichere Hälfte nennt er Besitzschuld, die zweite riskante, dient dem Wirtschaftskredit und wird der „Solidarität" überlassen. Sie gewährt der haute finance kein genügend bequemes Ruhekissen.

Beide unterscheiden sich von der bestehenden Realschuld nicht; nur, daß jene unbedingt im Laufe einer Generation amortisiert werden müsse, um sich dann sofort zu erneuern — durch Kauf und Verkauf oder durch Auszahlung von Erbanteilen.

In jedem Falle kommt es dann wieder zur Ausgabe neuer Pfandbriefe.

Um diesen Apparat oder diese Zinsmühle in Bewegung zu setzen, dazu gehören Banken verschiedener Art, Besitzkredit-Organisationen und Besitz-Amortisationsbanken für jede Provinz, jeden Landkreis, und ferner nach Belieben eingeschriebene landwirtschaftliche Kreditgenossenschaften.

Jene beleihen jenseits, diese diesseits der besagten Beleihungsgrenze. Für jene ist das Rentengutsgesetz maßgebend, für diese die „Inkorporation des Hypothekarkredits". Die Feststellung der Grenze geht nach Schäffle nur den „Kaufliebhaber" an; und das ist wohl vor allen der größte Fehler an diesem System, daß der Kauf und Verkauf, d. h. die Spekulation in Grundstücken durch dasselbe keinen Abbruch erfährt. Die fürchterliche Maschinerie, das Auf und Nieder des großen Enteignungssystems durch

das beleihende Kapital bleibt bestehen. Schäffle ist sehr darauf bedacht, Dritte nicht zu benachteiligen. Er schreibt dem Anerbenrecht eine solche Dritte benachteiligende Wirkung zu. Um so mehr muß es uns in Erstaunen setzen, daß er gar nicht an die enorme Benachteiligung Dritter, ja, der Gesamtheit und des Staates denkt, die durch das bestehende und von ihm verteidigte System herbeigeführt wird.

Wir erinnern uns zunächst wieder an die eine große Benachteiligung aller Staatsbürger und des Staates selbst, daß der Warenmarkt nicht bloß mit den Produkten, sondern auch mit den willkürlich hoch bemessenen „Werten" der Produktionswerkzeuge belastet wird, daß diese, nicht jene für den Zins, haften und daß der Geldmarkt mit den Äquivalenten des Bodenwertes überschwemmt wird in Gestalt der Pfandbriefe, die auf den Staats- und Personalkredit drücken, und immer drückender sich erneuern.

Dabei kommt es wirklich auf ein paar Milliarden mehr oder weniger nicht an. Ein Pferd z. B., was mit zehn Kilo zu schwer gehandycappt ist, wird nimmer siegen, ob man ihm nun ein Kilo abnehme oder hinzulege. Es ist und bleibt ein Lastpferd und wird nie ein Rennpferd, das im Wettlauf um den Preis der Weltmacht und auf dem Weltmarkte konkurrieren kann.

Unsere Agrarier haben dieses Stück Einsicht für sich, daß sie verlangen, ein solches Pferd überhaupt zu streichen. Sie wollen unser Volk überhaupt vor aller Konkurrenz bewahren, gleichviel, welches auch die politischen und wirtschaftlichen Konsequenzen seien und ob es möglich wäre, heutzutage noch inmitten Europas einen isolierten Agrarstaat aufrecht zu erhalten.

Ein Volk, bei welchem dieser Zustand der Mobilisation und Belastung eingetreten ist, liegt waffenlos, angeschmiedet wie Prometheus, dem Wucher, der Ausbeutung durch das Spekulantentum und der berechnenden Konkurrenz des Auslandes gegenüber da.

Was danach die Beleihungsgrenze nur für die Besitzverschuldung für eine so wesentliche Bedeutung haben soll, ist wirklich, auch nach wiederholter Lektüre der Schäffleschen Darlegungen und Abwehren gegen, wie es scheint, imaginäre Gegner, nicht zu begreifen. Ein unanschaulicherer Schriftsteller ist allerdings schwerlich aufzutreiben.

Nur soviel scheint klar, daß die Landschaften, die jetzt ca. 30% des Wertes der Grundstücke beleihen, dann ca. 59% würden beleihen müssen. Ein alter Wunsch der konservativen Freunde der Realkreditinstitute würde also durch Schäffles Entwürfe erfüllt.

Diese Grenze wird bei Schäffle durch die Organe der Bankbehörde I festgesetzt. Sie allein gewährt Besitzkredit und genießt die „Priorität". Bankbehörde II hat sich dagegen mit Erteilung von Betriebs-, Melio-

rations=, Erholungs=, Notstands=, Ausstattungs=, Prämien= und Steuerzahlungs=Kredit zu begnügen.

Dadurch genießt also die haute finance die Sicherheitsstelle, während die Genossenschaft die Gefahr trägt. (Eine wirkliche Kreditreform wäre es, wenn alle Gläubiger, auch die nicht eingetragenen freilich, koordiniert wären.) Nach Schäffle soll nicht einmal eine eigentliche Beleihungsgrenze im Ganzen bestehen, auch soll in dem Maße, wie die Besitzschuld sich amortisiert, der frei werdende Beleihungsraum für andere Zwecke, denen der Kategorie II wiederum sofort verfügbar sein.

Wie wir Schäffle verstehen, soll dann die Bankorganisation I der Bankorganisation II Sicherheit gewähren, event. auch Vollstreckung. Natürlich bleibt auch der Kredit gegen Faustpfand, Bürgschaft, Wechsel &c. uneingeschränkt, nur wären solche Forderungen nicht in Gut und Inventar vollstreckbar — aber auch dies Schutzgebäude gegen die Wechselmäster reißt Schäffle mit dem nächsten Satze wieder ein; denn bei Liquidation, Erbteilung und Besitzwechsel hat auch diese Herrlichkeit ein Ende.

In der Not frißt der Teufel Fliegen, doch hat auch der ärmste Wicht darum die Fliege noch nicht für einen guten Braten erklärt.

Schäffle wird von uns nicht verlangen, daß wir diese seine, sich allen möglichen schon vorhandenen Einrichtungen anschließenden Erfindungen für etwas Neues erklären. Und wenn damit nichts Neues geboten wird, so möge es eben beim alten bleiben, z. B. beim Rentengutsgesetz.

Höchstens werden die solidarischen Anstalten größere Lizenzen genießen und die Fäden, mit denen die arme Fliege eingesponnen wird, das Pilzmycel noch komplizierter und kostspieliger sich gestalten.

Schäffle will also keine Schließung des Grundbuchs, keine „Verstaatlichung" der bestehenden Grundschuld, keine eigentliche Konvertierung derselben, keine Unverschuldbarkeit des Grund und Bodens, wie sie Kaiser Friedrich herbei zu führen gedachte.

Er will, obgleich der Wechsel in alter Herrlichkeit bestehen bleiben soll, kein Hinüberdrängen des Kredits nach der Seite der Personalverschuldung hin. Er kann sich nun einmal einen Grund und Boden, der nicht Ware ist, nicht denken. „Personal=Besitz=Verschuldung" nennt er seine Art, die Leute mit Kredit zu begnaden, also eine Art von Bastard=Bildung, die unwillkürlich unser Interesse erweckt.

Gegeben, ein Pferd und eine Eselin, jenes lahm, diese blind, so mag man sie kreuzen und sich einbilden, das Resultat wäre etwas noch nie dagewesenes — aber eine Lokomotive ist es jedenfalls nicht.

Und gerade etwas derartiges brauchen wir in dieser Zeit des Dampfes für Volk und Staat, deren Interessen sich nicht auflösen lassen.

Man soll sie auch nicht in Gegensatz zu einander bringen. Unter „Volk", als mit dem Staate sich solidarisch fühlend, aber verstehen wir nicht, wie die Lobredner des Rentenguts, z. B. Herr Regierungsrat Waldhecker, blos das grundbesitzende, sondern auch das nichtgrundbesitzende.

Wenn nur der Grundbesitz loyal sein möchte, wie dieser Herr e tutti quanti annehmen, dann wäre das englische Volk, das nur ca. 20000 Landholders hat, nicht dennoch das loyalste.

Man vergißt bei uns immer wieder das qualitative Element. Der quantitative Begriff herrscht in unseren Hirnen suprem. Unser Vaterland muß größer sein. Wir müssen mehr Grundbesitzer haben. Die Welt bessert man auf solche Weise nicht. Bessern ist ein qualitativer Begriff. Das haben die Engländer seit Jahrhunderten begriffen.

Jene 20000 englische Lords und Freeholders sind, wie schon die Bezeichnung erkennen läßt, nicht „Besitzer" im Sinne des römischen Rechts und auch nicht im Sinne des Rentengutsgesetzes, welches letztere im Gegensatz zu den englischen eine ganz irische Einrichtung genannt werden muß. Daraus scheint doch hervorzugehen, daß weder der Grundbesitz an sich, noch auch — und noch weniger — der Grundbesitz im Sinne des römischen und individualistischen Privatrechts die ausschließliche Eigenschaft hat, loyale Staatsbürger zu machen. Ja, im Gegenteil, bei der Ausdehnung der Commons in England, des Gemeineigentums, scheint sogar dies Gemeineigentum, die alte deutsche Allmende, weit eher solche Eigenschaften zu haben. Es ist die Qualifizierung alles übrigen Grundbesitzes in diesem Sinne, welches der Loyalität der Briten die Pfahlwurzel giebt. Und es muß bedauerlich erscheinen, daß man bei uns durch Mobilisation, Separation und Ablösung diese Eigenschaft zerstört hat und auf dem Wege des Rentengutsgesetzes weiter zerstört. Denn das Rentengut kehrt doch nach kurzer Zeit in den Strudel des Privatbesitzes und der Mobilisation unter dem Druck des Verschuldungszwanges zurück, und so lange es währt, hat es alle die mißlichen Eigenschaften des Erbpachtguts mit ausnahmsweise hoher Belastung, gegen das einst das französische Volk sich so blutig empörte. Ja, es vereinigt in sich diese öffentliche Gefahr mit der anderen für die privaten Besitzer; denn ein Rentengutsinhaber trägt auch noch das volle Risiko des Besitzes, also der Mißernten &c., wie der Eigentümer.

In England ist jeder Grundbesitz eng bedingt. Er ist in erster Linie nicht Privateigentum; und auf irgend eine Weise, die zu erläutern uns

hier zu weit führt, aber hauptsächlich wegen der Billigkeit*) des Bodens als Nutzgegenstand, wird jeder Engländer Mitnutznießer des Grund und Bodens und der Rente desselben, auch wenn er nicht selber den Boden bearbeitet, sondern nur auf demselben produziert. So lange aber, wie bei uns, Grund und Boden Ware, und so lange die Bodenverpfändung Grundlage des Kredits und der sogenannten pupillarischen Sicherheit bleibt, wird das im Sinne römischen Rechts „grundbesitzende“ Volk stets gezwungen sein, seinem Kreditbedürfnisse durch „Eintragung“ zu genügen und die Betriebsgrundlagen aufs Spiel zu setzen (gleichviel, ob bei Kategorie I oder Kategorie II, ob individuell oder korporativ). Und das nicht grundbesitzende Volk wird um seine Kreditfähigkeit betrogen und der Staat dazu, weil er seine Anleihen, die den Gesamt-Personalkredit repräsentieren, nicht auf den Markt bringen kann, ohne schwere Verluste für sich und die steuerzahlende Gemeinschaft aller Staatsbürger*).

Nun sagt man, unser Volk könne sich der freieren oder billigeren Auffassung des Briten in Bezug auf den Besitz am Grund und Boden als eines bloßen Nutzungsrechts nicht anbequemen. Die Anschauungen der römischen Legisten wären auch die des Volks. Mit Verlaub. Diesen Pessimismus teile ich noch weniger, wie den dick aufgetragenen Optimismus, dem sich Schäffle in Bezug auf die der haute finance bequemere Ausgestaltung des Realkreditwesens hingiebt. Unser Volk scheint mir so bildungsfähig, namentlich so akkomodationsfähig, wie eines. Das beweist es durch seine militärischen Leistungen. Aber es lebt in einem Rechtselement, das unbiegsam und unbillig ist, und muß sich naturgemäß demselben auch psychisch anbequemen. Sein gesunder Sinn zeigt sich trotzdem in mancherlei Einzelheiten und Gewohnheiten, die noch heute ein Bild deutschen Rechtes in Mosaik gewähren.

Gebt ihm ein elastischeres Rechtselement (nicht ein noch starreres wie durch den „Entwurf“), und ihr werdet euch wundern müssen, wie leicht, wie freudig es sich in dieses ihm natürlichere und seinen Bedürfnissen entsprechendere hineinleben wird. — Wie man wohl weiß, und wie dies auch Schäffle, der von „vorlauten“ Beurteilern seiner Weisheit redet, wissen müßte, lebt ein großer Teil unseres Volkes z. B. in Beziehung auf das

*) Anmerkung: Billigkeit, nicht bloß quantitativ, sondern auch qualitativ. Bei Mißernten tritt Nachlaß der Pachtzinse ein.

**) Anmerkung: Talente, Erfindungen u. s. w., auch staatliche Unternehmungen, verkümmern deshalb auf deutschem Boden. Der Platz für ein Nationaldenkmal muß durch Lotterie erworben werden, weil der städtische Boden überteuert ist. Der Mieter zahlt 360 Mal mehr Grundrente auf gekauftem, wie auf gepachtetem Boden. („Neue Kurs“ Nr. 1. 1895.)

Anerbenrecht noch heute, trotz tausendjähriger Schulung oder juridischer Vergewaltigung in stiller Rebellion gegen die Insulte römischer Satzung.

Vielfach wehrt es sich gegen die Ablösung von Gemeindeweiden, Forsten, z. B. durch die Rentengutsbehörde. Ich citiere das als einen Ausspruch des Grafen Zedlitz.

Sogar die Sozialdemokratie, vom Antisemitismus ganz zu schweigen, liefert den Beweis, daß die Sehnsucht aus dem bestehenden Fremdrechte heraus in weitesten Schichten vorhanden ist.

Es gilt alte Sünden gut zu machen, von der Zeit der Bauernkriege her, während man es jetzt dem agitierenden Schmarotzer überläßt, seine giftigen Reiser auf den noch lebenskräftigen Stamm zu pfropfen.

Wer unser Volk also für unfähig hält, anders zu denken und zu empfinden, als die Legisten, der macht sich einer Verkennung schuldig, die an Verleumdung grenzt.

Nur die lieblosen Elemente, die sich in unser Volk eingedrängt haben, können so weit gehen; denn es bedeutet nichts weniger, als daß sie unserem Volke die Zukunft absprechen. Und das geschieht, weil unser Volk ihnen und ihrer eigenen Zukunfts-Fata Morgana im Wege steht.

In der That, die Weltherrschaft Mammons würde ohne die Basis des Realkredits nicht existieren können, und deshalb rührt sich jetzt die gesamte Fakultät des Sophismus, um Volk und Regierung auf dem Wege der Bodenbesitz- und Kreditreform irre zu führen, womöglich in die Sümpfe einer neuen Hetze gegen die Sozialdemokratie, die wie die Quecke sich umso mehr entwickelt, je mehr man sie tritt.

Den großen und kleinen Kapitalisten wird die Hölle heiß gemacht um die Sicherheit ihrer Anlagen. Die gesamte Presse fast stimmt in den Chorus ein, und es ist zu viel, zu erwarten, daß sich das Kapital ohne sanften Druck in andere Bahnen begeben werde; denn es ist entweder tyrannisch und herrschsüchtig, oder verzärtelt durch die pupillarische Sicherheit, die ihm der Realkredit gewährt. Aber auch diese „Sicherheit“ ist eine illusorische, ebenso wie die Unerschöpflichkeit des Realkredits. Beide finden ihre Grenzen an der Konkurrenzfähigkeit der so belasteten Nation auf dem Welt-, ja auf dem eigenen Markte. So lange das Schutzzollsystem herhält, mag das angehen. Der Preis des Bodens (nicht sein innerer Wert, mit dem es sich vielmehr umgekehrt verhält), also der Preis des Bodens mag unter diesem System — so lange der Boden überhaupt die Eigenschaft einer Ware behält — unaufhaltsam steigen. Das wird geschehen, je mehr die Menschheit sich auf ihm zusammendrängt und Verkehr und Technik sich in diesen engen Bahnen entwickeln, je mehr das Geld vermehrt wird und an

Kaufkraft verliert, je mehr die Kreditnot den Besitz von Grund und Boden als Grundlage des Kredits begehrenswert, ja unentbehrlich macht, je mehr die Spekulation von der Produktion für den Weltmarkt abgedrängt, sich der Gewinnchancen bemächtigt, die der Kauf und Verkauf der Produktionsgrundlagen bei Notstandspreisen bietet. Aber wie lange dauert das? Lügen haben kurze Beine. Eine auf die Spitze gestellte Pyramide mag eine Spanne Zeit balancieren, der Umfall oder der „Umsturz" erfolgt über Nacht. Die künstlich herbeigeführten Umstände, welche den Bodenpreis und die darauf sich begründenden hohen Realkredite, Restkaufgeld-Hypotheken und Pfandbriefemissionen ermöglichten, sind flüchtig, wie ein Morgennebel, sagen wir, empfindsam wie Börsenkurse. Eine politische Koalition benachbarter Mächte mit einem Handelsvertrage in der Hand stößt sie über den Haufen wie ein Kartenhaus; ein Krieg erzeugt die Panik, eine verlorene Schlacht das Chaos.

Das ist die Gefahr, der wir ins Auge zu sehen haben.

Ist es nötig, daß man darauf hinweise, wie groß unter solchen Umständen im Falle eines Krieges auch die der verlorenen Schlacht gewesen sein würde, wenn jenes System noch verschärft worden wäre? Ich meine also bei Ablehnung der neueren Handelsverträge?

Niemand und nichts garantiert die pupillarische Sicherheit als das Gedeihen unserer Produktion, das Wohlergehen des Volkes und des mit dem Volke solidarischen Staates.

Der feste Wille allein, daß diese Solidarität auf keinerlei Weise verleugnet werden soll; — das nennen wir den neuen Kurs.

Trotz Schäffle also ist gerade der Staat berufen, die pupillarische Sicherheit zu gewährleisten, indem er die Produktion innerhalb seiner Grenzen, nicht an der Grenze sowohl, sondern an der Produktionsstätte beschützt. Er kann das nur thun, wenn er den politisch und wirtschaftlich seiner Hut anvertrauten Grund und Boden, das einzige, allein unvermehrbare Gut als res extra commercium aus den Fluten egoistischer und an Raub erinnernder Spekulation herausrettet und gegen die Folgen der Unnatur unserer Gesetzgebung wieder sicher stellt.

Und die Männer an der Spitze unseres Staats haben bewiesen, daß sie ihre Zeit verstehen, daß sie ihrer schweren Aufgabe gerecht werden wollen. In der Thronrede zur Eröffnung des preußischen Landtages erklärte der junge Hohenzollernsproß, der auf seinem Haupte die Kronen Preußens und des Reiches vereinigt, daß er es für seine Pflicht halte, zunächst die Landwirtschaft auf eine solche Rechtsgrundlage zu stellen, daß sie auch ungünstige Zeiten überwinden könne.

Wir sehen bei dieser Betrachtung von der Umsturzvorlage ab, die uns einen Strich durch die Rechnung macht.

Welche Antwort hat aber die Wissenschaft, um dem Kaiser diese Aufgabe zu erleichtern? Will die Wissenschaft behaupten, daß deren Lösung irgend möglich sei, wenn das Privileg des Kapitals erhalten bleibt, bei schlechten Ernten und Zeitläuften die geschlagene Bevölkerung noch härter zu treffen, sie von ihren Heim- und Werkstätten zu vertreiben — wohlgemerkt „einzeln und nacheinander" — und sich in Besitz der Produktionsgrundlagen zu setzen und im späteren Wiederverkaufspreise abermals die Wiederkehr guter Zeiten und gesteigerten Raumbedürfnisses zu eskomptieren? Nun ja. In der Person Schäffles und der großen Mehrheit der Mitglieder der Agrarkonferenz hat die Wissenschaft keine Antwort als diese. Sie dreht sich auf ihrem Pfühl und gähnt: „Laßt mich schlafen." Im Hirn dieser Leute, die keine Wissenschaft kennen, es wäre denn die der Finanz, hat sich die Welt seit Friedrichs des Großen Zeiten nicht wesentlich verändert. Wie damals denken sie auch heute: „Kommt Zeit, kommt Rat. Rom ward nicht an einem Tage erbaut, man wird es auch nicht an einem Tage niederreißen!"

Im Hinblick auf A. von Miaskowskis Darstellungen der Ergebnisse der Agrarkonferenz im Novemberheft der „Deutschen Rundschau" (XXI, 2) habe ich diesen Ausführungen noch einige Sätze hinzuzufügen. Im Ganzen verhält sich der Leipziger Professor objektiv referierend. Wo er aus sich herausgeht, (pag. 216, oben) nennt er die Grundschuldtilgung (Grundentlastung) einen Eingriff, „der eine Kollision zwischen den Interessen der Grundeigentümer als Schuldner und der Kapitaleigentümer als Gläubiger zu Gunsten der ersteren herbeiführt und durch die Verschuldungsbeschränkung in die Freiheit des Einzelnen eingreift" ꝛc. Es ist das abermals der „aufgeklärte" aber „liberale" Standpunkt des formalen Juristen, dem der Staatsmann nicht beipflichten kann, der vielmehr die natürliche Bedeutung und Funktion der Dinge im Auge behalten muß. Der Staatsmann gleicht einem Kapitän, der für die berechtigten oder bevorrechtigten Passagiere jede denkbare Rücksicht übt. Wenn aber dem Fahrzeuge selbst der Untergang, der „Umsturz" droht, nun dann müssen diese Passagiere es sich gefallen lassen, daß auch sie an die Pumpen beordert werden, oder daß sie vielleicht einmal kein Kompott zum Braten bekommen. In solche Situationen kann sich ein Professor, scheint es, nicht hineindenken.

Und wenn diese unsere Akademiker Oceane von Tinte vergeudeten und tausend Jahre dozierten — was nützt es, da sie mit ihrem Verstand der Verständigen das Urteil des gesunden Menschenverstandes vernichten, der dem Staatsmanne Richtung und Maß seiner Handlungen — vorschreibt?

Die Agrargesetzgebung giebt uns den Boden ab, auf welchem die Freiheit des Einzelnen sich um so sicherer entfaltet, jemehr der Boden selbst

gesichert ist, und je weniger er von der „Bewegung" d. h. dem Verkehr in Mitleidenschaft gezogen wird. Die ganze Frage spitzt sich einfach darauf zu, ob der Staat durch diesen einen Eingriff die hunderte von Eingriffen sich und der Nation ersparen solle, welche die falsche Gesetzgebung und widernatürliche Rechtsauffassung vom Grundbesitz nötig macht. Und sie spitzt sich ferner dahin zu, ob der Staat, von dem verlangt wird, daß er den Import besteuern, den Hypothekengläubigern die Rente garantieren soll, nun nicht auch berechtigt sein soll, den Verkehr in denjenigen Eigentümern zu regeln, der als Quelle aller Rente gilt, d. h. die Voraussetzungen der Rentenbildung den Möglichkeiten seiner Garantie gemäß zu gestalten.

Ich gestehe, von Miaskowsky hätte ich ein Eingehen auf die vorhandene diesbezügliche, wenn auch nicht zünftige und in spanischen Stiefeln einhergehende Litteratur erwartet, der Georgeschen Ideen z. B., oder der neueren Ausführungen in Frei-Land und in den „deutsch-sozialen Blättern" z. B. Aber freilich, die „Deutsche Rundschau" des Herrn Julius Rodenberg wäre dafür wohl ebensowenig der Ort gewesen, wie die „Zukunft" des Herrn Maximilian Harden, in der Schäffle seine Agrar-Gedanken ablagert. Denn es handelt sich bei dieser Frage noch um einiges mehr, als wovon die binnenländische Kathederweisheit sich träumen läßt. Unsere zünftigen Gelehrten bekunden eben auch hier dieselbe Beschränktheit des Blickes, mit der sich unsere deutsche Wissenschaft unwissentlich von jeher in den Dienst des internationalen Wuchertums gestellt hat. Unter Recht verstehen sie nach wie vor das Recht des erloschenen Weltreichs Rom.

Ja, was nennt Ihr „Rom", Ihr Herren? Merkt Ihr es nicht? Es ist nicht Rom, sondern es ist der Kadaver Roms, in dem Ihr Eure Sicherheit sucht. Das, was wir heute das römische Recht nennen, war Produkt des Verfalls und der Fäulnis jenes Weltreichs, und es hat deshalb auch überall sonst Verfall und Fäulnis herbeigeführt. Es hat die Bevölkerung gespalten in Besitzende und Proletarier; es hat die Solidarität der Stände vernichtet. Wie der Regenwurm in welke Blätter, so hüllt Ihr Euch nun in Eure Hypotheken, Pfandbriefe und Handfesten. Und wie denn? Nach wie vor schwört ihr auf die Heiligkeit des unbedingten Eigentums, während Ihr es doch gerade durch diese „Sicherheiten" alle Tage in Frage stellt. Und als ob sich Heiligkeit und Bedingungslosigkeit irgend vereinigen ließen! Euer Gott ist nicht Gott mehr, der ewige und lebendige, sondern das „Idion," der tote grinsende Götze.

Wir wollen Gott wieder geben, was Gottes ist. Und da redet Ihr nun den Besitzern und Bauern vor, wir, die Agrarreformer, wollten ihnen ihren Besitz rauben, während wir ihnen nur die aufgezwungenen Schulden erleichtern, den Verschuldungszwang von den Schultern nehmen, sie in der

Nutzung ihres „Eigentums" sicher stellen wollen. Wir wollen ihnen ihren Besitz sowohl, wie auch ihren Besitztitel meliorieren. Ihr seid es doch, Ihr allein, die den Besitz durch Eure Darlehne und Privilegien gefährdet. Ihr allein fordert Sicherheit und Schutz. Die warme Decke des Staats und des Rechts, nur für Euch soll sie sein! Euer im Schweiße seines Angesichts „schuftender" Nächster steht nackt und angstdurchbebt in Not und Gefahr. Und das nennt Ihr „Besitz" und sprecht von Heiligkeit des „Eigentums," welches Ihr dem Einen gebt, und dem Andern absprecht, während es Gottes Werk und Schöpfung ist.

Schade, daß sich auch Schäffle bei solchem Augenaufschlag ertappen läßt! Er wehrt jeden Gedanken an die Möglichkeit ab, statt des teueren und riskanten Kaufs die billige Erpachtung des Grund und Bodens bei uns einzuführen, das englische System. Und warum? Wegen der politischen Abhängigkeit, in die der Pächter von einem aristokratischen Grundherrn, von Gemeinde und Staat geraten könnte. Gerade als ob nicht zur Zeit in Stadt und Land „Besitzer", Pächter und Mieter einer viel schlimmeren, nämlich einer wirtschaftlichen Abhängigkeit unterlägen. Und welche weitere Verschärfung dieser Abhängigkeit stellt ihnen Schäffle in Aussicht! Aber freilich, eine politische Abhängigkeit ist das nicht. Es sind ja nur kapitalistische Behörden, nicht politische, denen er sie unterstellen will, solche, gegen die ein englischer Landlord, eine Agrarkommune, wie die City, völlig verschwinden. Politisch soll das Volk nach wie vor beglückt werden, solange es sich nur wirtschaftlich um so ahnungsloser scheeren und ausbeuten läßt, und so lange der bestürmte, nicht minder gefährdete Staat als Nachtwächter dazu die Lampe hält.

Man wolle doch nicht vergessen, daß man es mit dem schlimmsten Wucher zu thun hat, dem Raumwucher. Vor dem raubtierartigen Wucher kann man das Volk schützen, dem kann man von Polizei wegen beikommen. Dem wechselmästenden Halsabschneider kann man die Ehrenrechte des Staatsbürgertums absprechen. Hier aber hat man es mit einer arithmetischen Macht zu thun, die unerbittlich ist, die ihre Todesurteile mechanisch vollzieht, die solche Kalamitäten, wie die Cholera in Hamburg, zu Massen-Subhastationen benutzt, weil die Gebote des Kapitalismus es verlangen, und kein Recht zum Schutz des schuldlos Getroffenen da ist.

Man nennt das einfach „die Vollstreckung", wie auch Schäffle, wie auch die Lobredner des Rentenguts. Eine Bank, eine Aktiengesellschaft hat kein Herz, keine Feudalität, keine Treue, als allein die, unbeugsam an der arithmetischen Logik und am Recht zu haften. Fiat justitia, pereat mundus!

Es giebt eine Reihe offenbarer Finten und quid-pro-quods auf diesem Boden der Agrarpolitik, so viele, wie auf dem Podium Bellachinis. Da

wird von Schäffle die Gült, der Rentenkauf, ein uralt germanisches Recht genannt. Pardon, Herr Ex-Minister, wie weit zurück reicht dieses Ihr germanisches „Ur"?

Noch Tacitus sagt: „Bei den Germanen giebt es keine privaten Äcker." Und was die Rente anbetrifft, so handelt es sich doch nur um Leibrente, die mit dem Leben des Käufers erlosch, nicht um eine durch gewöhnlichen Kredit entstandene, am Boden haftende Reallast. Die Lebensversicherungen haben diese Rentenform völlig entbehrlich gemacht. Obenein wollen Sie diese Rente zum Börsenpapier machen, was die mittelalterliche Leibrente gewiß nicht war. Sie war nicht einmal übertragbar, kaum verpfändbar.

Thatsächlich ist auch diese Form der „Alienierung" des Grundbesitzes, wie Ihering sie nennt, nicht einmal uraltes römisches Recht, denn die Römer besaßen das fas, die aequitas. Vielmehr kam jene Rechtsgepflogenheit erst auf, als Germanen und Romanen zusammen auf den Trümmern Roms einander in den Haaren lagen und fas und aequitas zugleich mit den alten Göttern und den Weißtümern unserer Vorfahren in Verwesung übergingen. Und sagen Sie nicht selbst, Excellenz, daß die Rentenkruste, mit der das mittelalterliche Deutschland sich überzog, kaum minder drückend empfunden wurde, wie die Hypothekenpflicht, welche unser heutiges Wirtschaftsleben überdeckt, nicht anders schier, als wie die Asche auf Herkulanum und Pompeji?

Nun ist es schwer zu begreifen, wie dieser Zustand der im wesentlichen unverschuldeten Verschuldung gelindert werden soll, indem man einfach auf dem Wege der Rentengutsbildung die Hypothekenschuld zurück verwandelt in die im Mittelalter so vernichtend wirkende Belastungsform und obenein mit einer Verschuldungsgrenze, die keine ist und für die Entfaltung des Personalkredits keinen Raum übrig läßt.

Ohne Aussonderung der Spreu der bloßen Spekulationshypotheken und willkürlichen Eintragungen auf städtischem Gebiet, ohne eine neue Form zu finden, die den Geldmarkt nicht belastet, wie sie in den Kuxen annähernd schon besteht, wird der Zweck also nicht erreicht. Auch einer Beseitigung des Wechselrechts reden wir das Wort, da der Check allen legitimen Zwecken des Geldverkehrs genügt.

Wir brauchen eine Art Seisachthie, Halljahr oder Moratorium, wie deren die Börse schon so oft, z. B. auch während des Krachs von 1873, teilhaftig wurde, eine Konvertierung mit staatlicher Vermittlung, wie solche so oft zu Gunsten notleidender Banken gewährt wurde, eine Ablösung, wie solche ins Werk gesetzt wurde, als man die Servitute doch zum Teil sofort unentgeldlich und einseitig aufhob.

Unsere Gelehrten, unsere Politiker, unsere Juristen, unsere Presse, die

ein Kalb des Kapitals genannt werden muß, alle verhalten sich dieser großen Aufgabe gegenüber ablehnend.

Es ist nicht anders. Wie einst Friedrich der Große nach jahrelanger Geduld im Falle Arnold endlich eine Militärkommission entsandte, um sich Klarheit über die einschlagenden Thatsachen zu verschaffen und seinem gerechten Sinn Nachdruck zu verleihen, so auch heute.

Die „rauhe Hand“ des Herrn von Levetzow, die „einschneidende Maßregel“ des Grafen Zedlitz, diese thun uns Not, ein Appell an das Volk in seinen breitesten Schichten, die man jetzt der Sozialdemokratie unter Führung der Börse und zum Dienste der antinationalen Interessen des Kapitals überläßt. Denn es ist offenbar, das Kapital, die haute finance will den Zusammenbruch, sie will die seßhafte Bevölkerung vom Boden weg subhastieren und sich in Besitz setzen. Und dagegen erhebt sich nun der noch einsichtsvollere Mittelstand.

Der Bräutigam, die Zeit der Erfüllung, pocht an die Pforten, aber die Wissenschaften gleichen den thörichten Jungfrauen. Sie haben kein Öl auf ihren Lampen; ein schwelendes Etwas nur noch verrät ihr Walten.

Es handelt sich um eine Neugestaltung des Rechts auf natürlichen Grundlagen; eine Unterscheidung der Dinge ihrem Wesen nach und dementsprechender Behandlung, diese thut not.

Mit der beharrlichen Antwort fiat justitia ist der Welt nicht zu helfen, noch ist vom Staate zu erwarten, daß er mit einem pereat mundus sich selber aufgeben sollte.

Allen Gewalten
Zum Trotz sich erhalten,
Das führet die Hilfe
Der Götter herbei!



Aus dem Münchener Kunstleben.

Achtzehnhundertvierundneunzig ist schon lange tot. — Vor seinem Scheiden hat es uns noch schnell sein Bestes gegeben: Die „Weber“-Aufführung des rührigen „Akademisch-Dramatischen Vereins“, — dann kam das neue Jahr und der Fasching. —

Es ist seltsam! Da sagt man immer, München wird nie ein echtes Karnevalsleben entwickeln können, daran ist das Klima schuld und das Spießertum und — das Bier! Das Klima — aber bei zwölf Grad Kälte ist es doch überall gleich kalt, und die lieben Spießbürger sind in München in der Mehrzahl, ebenso wie in Mainz und Köln und

Düsseldorf; was aber das Bier betrifft — das ist Verleumdung! Fragen Sie doch einen Aktionär der Löwenbrauerei, ob ihn je das Bier melancholisch gemacht hat und übeler Laune? Gehen Sie ins Hofbräuhaus, zum Märzenbier in den Franziskaner, zum Salvator auf den Nockherberg! —

Und dann die Brauerpferde! — In unserm prächtigen Karnevalszuge war das Prächtigste das Pferdematerial.

All die schweren, kraftstrotzenden belgischen Hengste in ihren funkelnagelneuen Geschirren, mit ihren samosen Lenkern in der Dachauer Wichs; ein Pferd wie das andere im Sechsergespann, nußbraun oder schneeweiß oder glänzend schwarz — alles von den „schweren Brauerprotzen“ zur Verfügung gestellt in majorem Gambrini gloriam. —

Und der Zug selbst!

Welche Fülle von Witz und Humor trat in den zahllosen, farbensatten Gruppen und Bildern zu Tage! Es ist unmöglich, Alles aufzuzählen, all die Namen der Künstler zu nennen, die ihre Kraft in den Dienst des närrischen Prinzen gestellt hatten.

Und Einzelnes hervorheben, Anderes übergehen?

Ich weiß, ich thäte Unrecht. Aber das Beste will ich nicht unerwähnt lassen, das Originellste — den „Federkrieg“ frei nach Stuck in „Stuck“. — —

Ein gespenstischer, weißer Reiter, als Schlachtschwert eine riesige Tintenfeder über der Schulter auf abgetriebenem müden Riesenschimmel.

Und über Dichterleichen schreitet das Roß weg, und Herzblut rinnt vom Wagen herab — Makulatur! — — —

Idee und Ausführung waren vollendet, was aber der beste Witz daran ist — den „Federkrieg“ hatten die „Neuesten Nachrichten“ gestellt.

Ob wohl die Allegorie ein litterarisches Programm der „ersten süddeutschen Tageszeitung“ vorstellen sollte? — — — — — — — — — — — — — — —
— —

Was beim ganzen Faschingszuge besonders ins Auge fiel, war die rein dekorative Pracht und Wirkung einzelner Gruppen, und dieselbe Kunst feierte am ersten April bei der Bismarckovation auf dem Königsplatze wieder ihre Triumphe.

Es giebt wohl in ganz Deutschland nicht viele Plätze von solch monumentaler Schönheit wie das Stückchen Münchener Erde zwischen der Glyptothek, dem Künstler-Genossenschaftshause, den Propyläen und dem Obelisken.

Gewöhnlich prangt der Platz mit seinen antiken, grauen Steinkolossen in einer etwas fröstelnden Schönheit, und ich habe einen Freund, der immer in weitem Bogen den Königsplatz umgeht, aus Furcht den Schnupfen zu bekommen.

Als jedoch am Festabend die reichgeschmückten Säulenhallen von rotem Feuer erglühten und der warme satte Schein zwischen den Quadern hervorbrach und alles mit seinen purpurnen Tinten übergoß, die undefinierbare, grün patinierte Statue am Eingang des Tempels, die beiden Nixen auf schlanken Obelisken und die griechischen Reiter in ihren wallenden Gewändern und der Chor der Frauen und Kinder und all das Volk, das da gekommen war, zu huldigen, und als aus großen Pechpfannen die blutrote Lohe zum grauen Regenhimmel emporstieg, und die Menge stumm da stand, und feierliche Orchesterklänge von den Hallen her über den Wiesenplan und die andächtig lauschenden Massen fluteten, — es regnete zwar und der Wind blies ein rauhes Lied, aber mein Schnupfen fürchtender Freund selbst hätte mir da zustimmen müssen, es war schön, einzig schön.

Und dann das „Deutschland, Deutschland über alles“! — Daß wir doch immer singen müssen, um tiefe Eindrücke zu verwischen. Ich stand neben ein paar blutjungen

Kadetten, die mögens ja recht gut gemeint haben mit ihrem Heldentenor, aber das war nicht schön, wirklich nicht schön. — —

Der geniale Entwurf zur Festfeier war das Werk des Architekten Emanuel Seidel, an der Ausführung beteiligten sich Professor Lenbach und die Bildhauer Pruska, Professor von Ruemann und Hahn, sowie Professor Rudolf Seitz. —

Neben den erwähnten Großthaten der dekorativen Kunst brachte uns das abgelaufene Quartal noch eine große Menge außerordentlich interessanter Bilder. Sehr reich beschickt war die permanente Ausstellung des Kunstvereins. Da waren es besonders zwei Meister, die in den ausgestellten Werken, soviel ich weiß, für München noch neu waren. Frank Kirchbach und Alexander (Sascha) Schneider. Über Sascha Schneiders originelle Kartons könnte man ein ganzes Buch schreiben. Ich behalte mir vor, in einem späteren Briefe nochmals auf ihn zurück zu kommen. Frank Kirchbach hat lange in München gelebt, dann ist er nach Frankfurt gezogen, und er ist dort gewachsen. Seine Portraits sind außerordentlich intim, und ich glaube, er ist am stärksten als Portraitist. Man rühmt Kirchbachs Komponierkunst, aber ich hatte vor seinem großen Bilde: „Lasset die Kindlein zu mir kommen", doch immer ein eigenes Empfinden. Es ist gewiß ganz gut komponiert, aber man fühlt eben immer, daß es komponiert ist, und das verstimmt. Es fehlt die überzeugende Kraft: jede Figur wirkt für sich, aber sie ist als solche bis ins Detail meisterhaft ausgeführt. —

Weitaus das Bedeutendste, das München seit langen Jahren auf dem Gebiete der Kollektivausstellungen beherbergt hat, bietet Hans Thoma in neunundfünfzig Bildern im Kunstsalon von Heinrich Leopold Neumann. Noch niemals habe ich einen Meister in seiner großen Eigenart so umfassend sich darbieten sehen, wie Hans Thoma. Jedes der neunundfünfzig Bilder ist ein Meisterwerk, jedes zeigt neue Vorzüge, jedes macht uns den deutschesten der deutschen Meister lieber, und doch gilt, was man von einem Bilde sagen kann, auch von allen übrigen. Überall dieselbe Herbheit, dieselbe Tiefe der Empfindung, derselbe satte Ton! Thoma ist ein grandioser Landschafter, und seine Figuren sind von eminenter Wahrheit und Charakteristik; er ist aus den alten deutschen Meistern herausgewachsen, und wie bei ihnen liegt seine Hauptstärke in der Zeichnung.

Da ist ein kleines Bild. Frühlingswunder. — Es ist Vorfrühling, die ersten gelben Blumen blühen am Wegrand, vom tiefblauen Himmel hebt sich scharf die Gestalt eines jungen Bauern ab, der sein müdes Ackerpferd heimführt. Träumerisch schaut der Bursch' vor sich hin, und in seinem Herzen erwacht die erste Liebesahnung und verklärt sein grobes, knorriges Gesicht. —

Und dann die drei kleinen nackten Engel auf blauem Grund: so hätte Albrecht Dürer die lustigen Gesellen gemalt und doch wieder nicht so.

Solch tiefes Blau, solch satte Farben, solch charakteristische Linienführung hat nur Hans Thoma.

Eine Landschaft: Schwarzwaldhöhe.

Zwischen sonnenverbranntem, gelbem Moos führt ein Fußpfad hinab zum Thal. Ein frischer Regen hat Gräser und Blumen gesättigt und die Luft klar gemacht. Nun kommt der Abend, man sieht ihn noch nicht, aber man fühlt seine Nähe. Ein gewaltiges Sehnen nach Ruhe liegt auf der ganzen gesättigten Landschaft. Die „Schwarzwaldhöhe" ist mir die liebste von Thomas Landschaften. Man kann stundenlang sich in sie vertiefen, und nimmer verliert der intime Reiz, den sie ausübt, seine packende Wirkung.

— Unser Meister malt selten die Sonne. Um so eigenartiger mutet uns sein origineller „Frühling" an, eine nackte, treffliche Jünglingsgestalt, die auf einem Riesen-

fisch steht, der an blauen, schneebedeckten Bergen vorbei auf dem blauen Strom, vom Sonnenlichte grell bestrahlt, leise dahingleitet. —

Durch außerordentliche Tiefe zeichnet sich sein „Herbststurm im Schwarzwald“ aus; wunderbar fein gesehen und packend wiedergegeben ist sein „Sturm im Wiesengrund“; in Farbe und Stil sehr schön charakterisiert sein „Mammolshain im Taunus.“ — Von den Figurenbildern sind die hervorragendsten außer den genannten: „Die Versuchung Christi“, „die drei Bogenschützen“, „Apoll und Marsyas“, „Erika“, „Flora“ und „der Schutzengel“. — In seinem Selbstportrait und im Portrait seiner Frau erweist sich Thoma als Meister der Bildnismalerei. Von großem Reize sind seine übermalten Federzeichnungen: „Der Geigenspieler“ und „Wandervögel“. — So vielseitig, wie eben gezeigt, auch die Kollektivausstellung ist, sie bietet einen völlig einheitlichen Charakter. Herr Kunsthändler Neumann hat sich durch sie ein großes Verdienst erworben, und es ist zu hoffen, daß er uns recht bald wieder durch ein solches Unternehmen mit einem anderen Meister vertraut macht.

Von der Frühjahrsausstellung der Sezession im nächsten Berichte. —

An unserer Hofbühne brachten die letzten drei Monate eine einzige Novität, den ersten Teil von Hector Berlioz „Trojanern“. Das interessante, vorzüglich instrumentierte Werk wurde bis heute in Deutschland nur von zwei Bühnen gegeben, in Karlsruhe unter Mottls und in München unter Levis Leitung, und das fünfundzwanzig Jahre nach des Meisters Tode. Das Libretto der „Zerstörung Trojas“, von Berlioz selbst gedichtet, ist kein gutes, es ist undramatisch und die deutsche Übersetzung ist eine durchaus dilettantische. Musikalisch von tiefer Schönheit ist der große Chor im ersten Akte und im letzten Akte die Klage der Trojanerinnen mit der Kassandra.

Der weitaus bedeutendere zweite Teil wurde hier schon vor drei Jahren aufgeführt, bald aber wieder vom Repertoire abgesetzt. Der ganze Aufbau der Oper hat eine Änderung erhalten. Der frühere erste und zweite Akt begannen beide mit der Feier eines Festes, das wirkte monoton, man stellte den zweiten und dritten Akt um, aber nicht zum Vorteil der Handlung. Es berührt zu komisch, wenn sich im jetzigen dritten Akte Äneas der Dido mit erstem Liebessehnen naht, und wir uns erinnern, daß der Vorhang des jetzigen zweiten Aktes sich über dem zu den süßesten Freuden in einer Grotte vereinten Paare geschlossen hat. — Außerordentlich fein sind die idyllischen Hirtenweisen und das Lied des thyrischen Sängers im dritten Akte, ebenso ein Sextett, das sehr stimmungsvoll den Einbruch der Nacht schildert. Hervorzuheben ist noch das Liebesduett zwischen Äneas und Dido, die Instrumentation — hohe schrille Geigentöne — bei den Geistererscheinungen im vierten Akte und im letzten die wunderbare Klage der Dido. Der zweite Aufzug ist der interessanteste der ganzen Oper. Kein Ton wird da gesungen, der ganze Akt ist eine symphonische Dichtung, die in plastischer Weise das Waldweben, den Sturm im Gebirge und das heiße Liebesglück zweier Menschenkinder schildert. —

Das Orchester unter Levis Leitung löste die gewaltige Aufgabe mit gewohnter Zuverlässigkeit, die Hauptrollen waren den besten Kräften unserer Oper anvertraut. Kassandra — Emanuela Frank, Dido — Milka Ternina, Äneas — Heinrich Vogl. —

In unserem, durch seinen entzückenden Rokokostil weltbekannten kleinen Residenztheater wurde Mozarts prächtige Oper „Figaros Hochzeit“ zum ersten Male ganz im Charakter der Zeit mit einem, dem Stil des Werkes und dem Miniatur-Hause angepaßten kleinen, aber sehr fein ausgearbeiteten Orchester aufgeführt. Darstellung und Ausstattung waren von großer Feinheit. In Fräulein Bianca Bianchi (Susanna) hat unser Hoftheater endlich die lang ersehnte erste Koloratursängerin gefunden, und können

jetzt wieder die kleinen Spielopern, die längere Zeit nicht hatten gepflegt werden können, aufgeführt werden. „Die Regimentstochter“ steht schon auf dem Repertoire und auch „Fra Diavolo“, „die lustigen Weiber“ und „des Teufels Anteil“ sollen neu einstudiert werden —

Zu Gunsten der Schriftstellerpensions-Kasse und anderer Wohlfahrtseinrichtungen hat Ernst Possart die „Fledermaus“ während des Carnevals einige Male im Hoftheater aufführen lassen. Einige Münchener Kritiker haben sich über die Entweihung der heiligen Hallen entsetzt. Possart wird sich darüber nicht sehr gegrämt haben. Die unter seiner persönlichen Leitung erfolgte Fledermausaufführung war eine künstlerische That. —

Die außerordentlich zahlreichen Konzerte brachten für München wenig Neues. Eine stimmungsvolle, symphonische Dichtung „Frühlingsfest“ von Gotthelf und dann Siegfried Wagner, der die sechste Symphonie von Beethoven und die Holländerouverture und das Siegfriedidyll seines Vaters dirigierte.

Ich muß gestehen, mir war das Publikum interessanter als der Konzertgeber, und ich bin nicht einmal Psychiater. — Die letzten Tage brachten noch gelegentlich der Bismarck-Matinée eine grandiose Aufführung der „Neunten Symphonie“ von Beethoven unter Levis Leitung und einen wässerigen Heyse-Prolog, mit dem sich Ernst Possart abringen mußte. Eine undankbare Aufgabe! —

Die liebe dramatische Kunst, ein Stiefkind in München, hatte gewaltig unter dem Fasching zu leiden. Schillers „Räuber“ im Volkstheater, die „Gespenster“ im Gärtnertheater und im Hoftheater — doch davon später. Freilich kreirte in den Räubern ein talentvoller, vielversprechender junger Schauspieler, Leopold Thurner, den Franz Moor und in den Gespenstern gastierte Ruscha Butze als Frau Alving, aber alle anderen — ungenießbar. Im Hoftheater war es während des Carnevals sehr still, aber es war keine Stille vor dem Sturm. Die erste Novität „Ines de Castro“ von Gottfried Böhm wurde ausgelacht, einfach ausgelacht. — Das tragikomische Jambendrama ist mit Ausnahme einer einzigen Liebesscene krasses Dilettantenmachwerk. Es behandelt das Schicksal der bekannten Geliebten des portugiesischen Infanten Dom Pedro, die auf Anstiften einiger Höflinge ermordet wurde. Bei seiner späteren Königskrönung nun ließ Dom Pedro die Geliebte aus ihrem Sarge holen, setzte die Leiche neben sich auf den Thron und zwang die verräterischen Granden, der Toten als Königin zu huldigen. Diese bekannte, wenig geschmackvolle Episode hat Gottfried Böhm zu einigen tausend schlechten Jambenversen begeistert. Jeder nach seinem Geschmack! Daß das Hoftheater sich veranlaßt sah, „Ines de Castro“ aufzuführen, dafür wird es schon seine Gründe gehabt haben, daß aber seitdem die Toten auf der Hofbühne spuken, das ist im Interesse der Allgemeinheit zu bedauern. — „Ehrenschulden“ von Paul Heyse und „Clytia“ von Hermann Lingg. Es ist ein Unrecht gegen die beiden trefflichen Lyriker, vollständig wertlose dramatische Arbeiten, die sie sicher längst schon selbst verurteilen, immer wieder der Kritik des Publikums auszusetzen. Eisiges Schweigen bannte am Schlusse eines jeden der Einakter, die mit Max Bernsteins geistreicher Kleinigkeit „Blau“ einen „Münchener Dichterabend“ bildeten, das spärliche Auditorium.

Ein Münchener Dichterabend! — Gott sei Dank, repräsentierten die drei Stückchen nicht die Münchner Dichtkunst, sonst könnte man füglich in Sack und Asche gehen. Fast gleichzeitig mit dem Abend im Residenztheater, hatte der „Akademisch-Dramatische Verein“ eine große Zahl hervorragender Gäste zu einem wirklichen Münchener Dichterabend versammelt. Josef Ruederer, der Verfasser des grandiosen Romanes „Ein Verrückter“, las sein Drama „Die Fahnenweihe“ vor. Das Werk bildet einen Markstein in der deutschen dramatischen Volkslitteratur. Es ist in oberbayrischem Dialekt geschrieben,

aber es verzichtet auf all die Rührseligkeit, auf all die Idealisierung und Verherrlichung des Bauernvolkes, es weist nicht auf die Landbewohner hin: „Seht, die Wilden sind doch bessere Leute". Die „Fahnenweihe" zeichnet ein wahres tiefgeschautes Stück Menschenleben mit markigen Strichen. Und alle Gestalten des Dichters sind Menschen mit rotem warmem Blut. Der gewissenlose, brutale Posthalter, der gerne seiner Frau einen zahlungsfähigen Liebhaber gestattet, die kokette, heiße Posthalterin, ihr flacher, geckenhafter Liebhaber aus der Stadt und dessen ländlich-roher, kraftstrotzender Stellvertreter auf dem Dorfe — das Herz verlangt doch auch seine Rechte — und alle Figuren durch das ganze lange Personenverzeichnis durch — Menschen, goldechte Menschen. Wie Josef Ruederer schreibt, das ist den Lesern der „Gesellschaft" aus dem prächtigen Gedicht „Erlösung" und aus Kritiken über seine Werke schon bekannt. Alle Vorzüge seines Stils und seiner Charakterisierung finden sich in hervorragender Weise in des Dichters letztem Werke der „Fahnenweihe" wieder. —

— —

Zum Schlusse will ich eine reizende Feier nicht unerwähnt lassen, welche Freunde Heinrich von Reders dem jugendfrischen Dichtergreise zu dessen 71. Geburtstag in der gemütlichen Künstlerkneipe „Dichtelei" gaben. Unter Mitarbeiterschaft unserer ersten modernen Münchener Schriftsteller und Maler wurde eine Festzeitung von hohem künstlerischem und litterarischem Wert zusammengebracht. An der Feier beteiligten sich durch Vorträge und Trinksprüche Ernst von Wolzogen, Dr. M. G. Conrad, Max Halbe, Josef Ruederer, Otto Erich Hartleben, Ludwig Scharf, Oscar Panizza, Julius Schaumberger, Franz Held, Gustav Morgenstern, Ernst Kreowski, Karl Anton Piper und viele Andere. Auf Anregung des Jubilars wurde ein Tag der Woche festgesetzt, an dem sich die Teilnehmer der Feier in der Dichtelei zwanglos zusammen finden sollen, und bedeutet somit der Reder-Abend einen erfreulichen engeren Zusammenschluß der Münchener modernen Dichter und Künstler. — — — — — — — — — — — — —

— —

München. Max Fels.



Aus dem Berliner Kunstleben.

Einen großen Genuß gewährten die Radierungen von Hirzel, die bei Amsler u. Ruthardt ausgestellt waren. Der Maler liefert hier die Kraftproben eines Talentes, dessen Anwendung er sich künftig vor allem widmen will. Im Besitze aller raffinierten Mittel der modernen Technik, mit großem Temperament und leichter, aber sicherer Hand begabt, malt er mit der Nadel, und bringt Kompositionen von wunderbarem Stimmungsgehalt und entzückender Ausführung, Stimmungslandschaften, manchmal mit geschmackvoll symbolisierender Umrahmung. Die Blätter sind nicht bestimmt, in das große Publikum zu kommen, sondern mehr in der Sammlung von Kennern und Liebhabern den Platz seltener Kostbarkeiten einzunehmen.

Bei Gurlitt eine erlesene Ausstellung, in der die Franzosen Besnard und Pissarro

und der in Paris lebende, dem Namen nach deutsche Bildhauer Martin Schauß den Vortritt haben. Die Skulpturen von Schauß, eine große Anzahl zierlicher und eleganter Stücke, zeichnen sich durch unendliche Grazie aus, durch die Gewandtheit, mit der sie das Prinzip des Impressionismus auf die Skulptur anwenden. So der schüchtern-zarte Knabenkopf, dessen Gesichtchen von einer Fülle blonder Haare umrahmt wird. Der dünne Hals ist nicht mehr auf die Schultern aufgesetzt, der betreffende Teil verliert seinen organischen Charakter, deutet nur die Verbreiterung der Brust an und läuft nach unten zu aus in eine kleine Schildkröte, die die ganze Büste trägt und langsam mit sich fortzuschleppen scheint. Was soll das heißen? Was bedeutet das? — Es heißt und bedeutet eben gar nichts; es ist ein blendender Einfall, der aus der künstlerischen Denkweise des Bildhauers hervorging, und es wirkt so überraschend harmonisch, weil es so rein künstlerisch ist und etwas undenkbares versinnlicht. Ebenso die anderen Skulpturen, ein Porträtrelief mit breitem, terrainartig gewelltem Hintergrund, auf dem mit der Zartheit einer Fächerzeichnung eine Mondsichel- und Blumen-Dekoration modelliert ist. Gerade durch dies leise Heben und Senken des Hintergrundes scheint das Bildwerk magisches Leben zu gewinnen. Ich erwähne noch die reizende Wachsbüste einer kleinen Konfirmandin im einfachen schwarzen Kleid mit dem silbernen Kreuzchen, dem braunen Haar, das in zwei dünnen Flechten feierlich zusammengebunden ist und dem rührenden Ausdruck von Frömmigkeit, die die Sünde zu hassen sich bemüht, ohne sie zu kennen. Andere Porträts sind sehr flott und chic, und alles bekundet ebensoviel Virtuosität wie Persönlichkeit.

Wer den modernen Impressionismus in der Malerei für den Gipfel des Realismus hält, täuscht sich ganz und gar. Es ist eine wichtige Eigenschaft einer „Impression", daß sie weniger dauert als ein Augenblick, und daß also der, der sie immerdauernd machen will, der größte Phantast ist. Es giebt daher verschiedene Arten von Impressionisten: der eine will das Dauernde des Augenblickes, der andere seine Flüchtigkeit, seine fortwährende Beweglichkeit, sein πάντα ῥεῖ geben. Zu den letzteren gehört Pissarro, der aus der Gegend der Manet und Monet kommt, zu den ersten Munch. Pissarros Bilder, namentlich Landschaften, sind weder schön, noch geistreich, noch wahr, noch — für meinen Geschmack — interessant, es sind die mit Prätention vorgetragenen Spitzfindigkeiten eines alten Mannes, dessen Künstlerperiode längst vorbei ist. Am ansprechendsten sind noch die Landschaften, die das blendende Flimmern und Farben-Unterschlagen der Sonne wiedergeben; am unangenehmsten Sachen wie das „Mädchen mit Kuh", das äußerste Farbensensation und plumpes Millet-Epigonentum vereinigt. Ein Bauer wie Millet vermag die Plumpheit und Häßlichkeit des Bauernvolkes künstlerisch zu verwerten, weil er ganz wahr gegen sich selbst sein kann, und keinen Augenblick aus den Gedanken verliert, was ihm eigentlich den Pinsel in die Hand gedrückt: die Begeisterung für die derbe, ehrliche Arbeit auf der Erde. Aber bei der ersten Nachahmung beginnt die Lächerlichkeit und die höhere Sentimentalität. Die Natur ist überall schön; aber beim Menschen beginnt das Schön und Häßlich; wer aber das Häßliche zum Gegenstand künstlerischer Darstellung nimmt, ohne daß er muß, d. h. ohne daß es organisch aus ihm hervorwächst, ist eben geschmacklos, ein Stümper.

Besnard ist mit kleineren Sachen, meist Pastellen, vertreten, die einen überaus phantastischen Charakter tragen, dabei aber die größte Virtuosität verraten. Die Skizze „Elephanten" erinnert an Munch: aber die viel größere Tiefe und künstlerische Reife macht die Opposition verstummen. Die willkürliche, stürmische Malart der übrigen Skizzen — Porträts und Phantasieen — zeugt von einer feinsinnigen, anspruchsvollen Persönlichkeit. — Man hat heute viel mehr Interesse für Studien und Skizzen als für

„Meisterwerke", weil man nach Originalität, Kraft und Persönlichkeit dürstet, lauter Dinge, die bei den „Fertigen" selten zu finden sind. Zu diesen Fertigen gehört Jules Potvin (Paris), dessen Stillleben Meisterstücke an Technik und Charakteristik sind, nicht mühsame Nachahmung welkender Originale, sondern überschäumend frische Porträts großer, reifer Prachtbirnen, herbstlicher Chrysanthemums und volkstümlicher Steinkrüge. Daneben verlieren nicht die anspruchslosen Aquarelle einer jungen Malerin M. v. Brocken, eine Kollektion Tischkarten für ein Frühlingsdiner, geziert mit den ersten blassen Anemonen, Veilchen und Schlüsselblumen. — Die Landschaften von M. v. Schennis verraten ebenfalls die Meisterschaft in einer älteren Technik, in temperamentvoller Weise verwendet. Die Radierungen von Prof. Leibl, in der älteren dunklen, etwas auf den Effekt berechneten Manier, sind jede ein Kabinetstück von Charakterdarstellung. Typen aus dem Gebirge, Bauern und Bäuerinnen, alle ohne Pose, aber fein und sicher wiedergegeben. Dagegen sind die Arbeiten von Th. Frank zum Teil nicht sehr gelungene Versuche, Laternenlichter und Sterne in der Dämmerung, und im Kanalwasser sich spiegelnd, zu erfassen, während einige mehr landschaftliche Blätter in xylographischer Reproduktion gut wirken.

Der Schrecken von Berlin sind die großen Ausstellungen der beiden Kunstbrüder Munch und Gallèn in der Esposizione Italiana Unter den Linden. Was hilfts, darüber viele Worte zu machen. Munch ist der geistreichere, Gallèn der mehr gedankenvolle. Gallèn ist manchmal Künstler, sogar Maler, Munch selten Künstler und nie Maler. Einige Sachen, z. B. das Porträt von Meier-Gräfe (Munch), sind von überraschender Ähnlichkeit, und sind hoch genug gehängt, um nicht abstoßend zu wirken. Das meiste, wie z. B. die impressionistisch symbolistische Darstellung des „Schreiens" ist geistreich, aber unausstehlich. Wie die Arbeit eines altklugen und sehr anmaßenden Schnljungen. Sehr vieles aber ist nichts weiter als ein Produkt künstlerischen Onanistentums, das unter die krankhaften Erscheinungen der Moderne zu rechnen ist. Mit solchen „Impressionen" zwischen Kaffee und Absynth das Publikum zu behelligen, ist die Frechheit eines verbitterten „Verkannten", die unter Brüdern ganz amüsant sein kann, die aber sich energisch zu verbitten das gute Recht der Betroffenen ist. — Anders Axel Gallèn, den man überall ernst nehmen kann. Auch er ist in seinen letzten Ausflüssen eine krankhafte, oder besser im Übergang befindliche Erscheinung, in manchem ganz zahm und sittig, wie in der mythologischen Darstellung, deren Sinn mir noch immer nicht klar ist, in einigen Dingen von großer Wirkung, so in dem „Wundfieber" und der Allegorie „Entdeckung der Kunst". Das letztere eine grüne Wiese, von beschnittenen Lorbeerhecken eingerahmt, die unzählige Durchgänge zum Entschlüpfen zeigt. In der Mitte des Platzes eine schneeweiße Sphinx in der Sonne; vom Zuschauer aus naht sich ihr auf den Zehen ein männlicher Akt, der sehr gut gemalt ist: er will sie beschleichen. Aber sie hat ihn schon bemerkt und mißt ihn mit einem ruhigen Blick; gleich wird sie aufstehen und hinten durch die Lorbeerhecke verschwinden, und es wird nichts übrig bleiben als der grüne Rasen und die Hecke und der Mann und eine ärgerliche Enttäuschung. — Auch das „Problem" ist wieder da.

Bei Schulte erregte eine Ausstellung neuer Bismarck-Zeichnungen von Allers zeitgemäßes Aufsehen. Scharf charakterisierende, saubere Blätter ohne malerisches Empfinden, deren Wert in der absoluten Beherrschung der Bleistifttechnik liegt. Die Charakteristik ist manchmal etwas zu aufgedrungen, ja einseitig, dafür aber in ihrer Art von desto größerer Wirkung. — Daselbst eine neue Bismarck-Büste von Harro Magnussen, mit stark heroischem Affekt und einem kleinen Stich ins Pathos. — Großen Eindruck machte die Skulptur „Kassandra" von Klinger, eine bemalte Büste, deren dunkel

verschleierten Blick man nicht wieder vergißt, und die dem großen Radierer einen ersten Platz unter den zeitgenössischen Bildhauern sichert. —

Über die höchst interessante Ausstellung einer Sammlung von Werken Fr. August von Kaulbachs werde ich das nächste Mal ausführlicher sprechen. Der Maler zeigt sich als Meister der Pastelltechnik, durch die er größere Triumphe erringt als durch das große Gemälde der „Beweinung Christi".

Berlin. H. Häfter.



Aus dem Frankfurter Kunstleben.

(Armida. Werther. Rosmunda. Enoch Arden. Der Barbier von Bagdad.)

Nachdem es in unserem Opernhause lange Zeit hindurch mit Neuheiten still gewesen, brachten die ersten Monate des laufenden Jahres deren fünf in rascher Aufeinanderfolge. —

Nicht als eigentliche Neuheit zwar kann Glucks „Armida" bei ihrem stattlichen Alter von nahezu 120 Jahren betrachtet werden, doch erschien sie in diesen Tagen in Wirklichkeit zum ersten Male auf der Bühne unseres Opernhauses, und das war gut, wie es im Dorfbarbier heißt, denn es gewährte eine rechte Freude, wieder einmal diesen von antikem klassischem Geiste erfüllten Klängen lauschen zu dürfen. Mit ehernem Fuß, in festgefügten Formen schreitet die Muse des Meisters in ihrer einfach erhabenen Größe einher. Der mit Empfänglichkeit für das Wahre, Gute und Schöne gesegnete Kunstfreund vernimmt das Rauschen ihres mächtigen Flügelschlages, während ihr Odem die den breiteren Massen des Auditoriums Angehörenden nicht mehr zu erwärmen vermag. Wie wäre letzteres auch anders möglich bei einer Musik, die von allen sinnbestrickenden Reizmitteln modernen Kunstgestaltens entblößt, nur die keuscheste Hingabe an den Genius des Meisters und das verständnisinnigste Nachempfinden seiner Intentionen erfordert. — „Armida" ist ein Glied in der Kette derjenigen Musikdramen, welche ihren Schöpfer zum Opernreformator des 18. Jahrhunderts gestempelt haben. Er warf damit den Anhängern des italienischen Opernstils, an deren Spitze damals in Paris Nicolas Piccini stand, den Fehdehandschuh hin und stellte die dramatischen Anforderungen als zunächst maßgebendes Prinzip für diese Kunstgattung auf. Steht nun auch „Armida", dramatisch wie musikalisch, den hervorragenden Werken dieser Richtung, wie „Orpheus", die beiden „Iphigenien" und „Alceste", ganz entschieden nach, so erscheint ihre nach mehr als einem Jahrhundert noch erfolgte Einreihung in unseren Spielplan dennoch interessant, zumal wir hier nicht nur in unserer Ende-Andrießen eine in Gesang, Erscheinung und Darstellung gleich trefflich geeignete Titelheldin besitzen, sondern auch die Oper zur Entfaltung eines wirksamen scenischen Apparates Gelegenheit giebt, welche Momente bei der Wahl gerade dieser Oper Glucks wohl in erster Linie bestimmend gewesen sein mögen. —

Im Vorwurf des Textes von ungefähr gleichem Alter, aber im musikalischen Teile ein Werk unserer Tage, ist die Oper „Werther" von Massenet. Der Goethesche Roman, der schon mehrfach Opernkomponisten, und zwar meist italienischen, als Libretto gedient hat, birgt bei einer reichen Fülle lyrischer Momente doch zu wenig dramatisches Element,

um auf der Bühne lebendig wirken zu können. Auch das sich ziemlich getreu an das Götheische Original anschließende, übrigens recht geschickt abgefaßte Textbuch der Massenetschen Oper, an dem sich nicht weniger als drei Librettisten abgemüht haben, leidet naturgemäß an dem eben erwähnten Mangel, der auch die Musik, als Ganzes betrachtet, nicht günstig beeinflußt. Es fehlt etwas an Licht und Schatten, an wirksamen Kontrasten; die Lamentationen des unglücklichen Werther gewinnen zu sehr die Oberhand, so daß eine gewisse Monotonie der Stimmung Platz greift, die auch dadurch nicht gerechtfertigt erscheint, daß dem Werke die Bezeichnung: „Lyrisches Drama" verliehen worden ist. Abgesehen hiervon stehen wir einer sehr reizvollen Partitur gegenüber. Massenets Musik ist vor allem nobel, fein und anmutig gestaltet, melodisch ansprechend, stimmungsvoll und äußerst delikat in der Behandlung des Orchesters. Der Stil ist modern, wobei die Tonsprache, immer liebenswürdig und voll Esprit, ihre gallische Heimat nicht verleugnet. Aus der recht guten Aufführung wären die Träger der Hauptrollen: Herr Naval, Frau Jäger und Fräulein Schacko mit Lob zu nennen.

Seitdem die Einakter in der Oper — dank Mascagnis „Cavalleria" — wieder Mode geworden sind, werden unsere Theater mit solchen wahrhaft überschwemmt. — Zwei derselben, die ihre überhaupt erste Aufführung dahier fanden, brauche ich nur kurz zu erwähnen, da ihnen ein langes Leben auf den Brettern wohl kaum beschieden sein dürfte.

Es wird berichtet, daß der Longobardenkönig Alboin einst bei einem Gelage sein Weib zwang, aus dem Schädel ihres von ihm erschlagenen Vaters zu trinken, wofür die schöne Rosamunde ihrerseits Rache nahm und ihren Gemahl ermorden ließ. Diese Rosamunde nun ist die Heldin einer nach ihr benannten Oper: „Rosmunda", die der Feder eines ungarischen Komponisten M. Vavrinecz entstammt. Die Handlung, in der viel geliebt und verschmäht wird, ist unklar und uninteressant, die Musik, ganz im Wagnerschen Stil gehalten, zeigt, von einzelnen gelungeneren Teilen abgesehen, mehr guten Willen als wirklich erfolgreiche That.

Der andere Einakter: „Enoch Arden" ist eine Schöpfung unseres zweiten Kapellmeisters Herrn Robert Erben und bietet in seinem Inhalt eine Dramatisierung der Tennysonschen Erzählung gleichen Namens. Dieser Stoff würde sich für eine mehraktige Oper besser geeignet haben, doch ist im übrigen das Buch des Herrn Vittorio di Dio nicht ohne Geschick gemacht. Von der Musik könnte man, insoweit sich solches auf das rein Technische beziehen soll, das Gleiche sagen, da sie ein vollständiges Vertrautsein mit der Handhabung der Darstellungsmittel bekundet; leider aber ist die hier gleichfalls ganz Wagnersche Art nur rein äußerlich nachgeahmt und ein wirklich bedeutsamer innerer Gehalt den Tonbildern nicht eigen. Schon das lange Vorspiel, das die Leiden des auf eine Insel verschlagenen Arden und seine schließliche Errettung malen soll, wirkt etwas ermüdend. Vereinzelte Lichtpunkte treten auch in dem Erbenschen Werke hervor, doch werden sie schwerlich im Stande sein, die Oper über Wasser zu halten und vor dem Schicksal des Fahrzeuges, auf dem ihr Held ausgezogen, zu bewahren.

Eine andere Physiognomie freilich zeigt Peter Cornelius, der Schöpfer des „Barbier von Bagdad", ein echtes Genie von reicher und poesievoller Innerlichkeit. „Was im Tod soll auferstehn, muß im Leben untergehn"; dieses Dichterwort erfüllt sich wieder einmal so recht an unserem Meister. Bei seinen Lebzeiten nahezu unbekannt (berühmt war nur sein Oheim, der Maler gleichen Namens), mußte Peter Cornelius erst das Zeitliche segnen, um jetzt, 20 Jahre nach seinem Tode, allmählich gewürdigt zu werden. Gar Manche mögen sich noch erinnern, wie kein Geringerer als Franz Liszt es war, der im Jahre 1858 den damals kaum erst entstandenen „Barbier von Bagdad" in Weimar

aufführte, allerdings mit einem, entweder auf mangelndes Verständnis oder Intriguen zurückzuführenden vollständigen Mißerfolg, der bekanntlich Liszt veranlaßte, seine Kapellmeisterstelle in Weimar niederzulegen.

Zwar dürften die intimeren Schönheiten der Partitur auch heute noch nur von den Auserlesenen nach ihrem vollen Umfange geschätzt werden, denn für das große Publikum enthält diese feinsinnige Musik äußerst wenig. Aus dem neuesten Kunstgeiste heraus schaffend, verschmäht es Cornelius indes keineswegs, sich, freilich in etwas freierer Handhabung, der herkömmlichen Formen zu bedienen, und es darf daher sein Werk als eine Art von Besonderheit gelten, indem es zwei, scheinbar sich gegenseitig ausschließende Faktoren in glücklichster Vereinigung uns vorführt. Voll Adel und warmer Empfindung sind die lyrischen Teile: so die Gesänge des sehnsüchtigen Liebhabers Nureddin, insbesondere aber das Liebesduett zwischen Nureddin und Margiana, welches die hehre Stimmung des Lohengrinduetts im Brautgemach atmet und geradezu unter dem direkten Einfluß desselben entstanden zu sein scheint, ohne daß damit auch nur entfernt an eine musikalische Anlehnung zu denken wäre. Frisch und lebendig sind die beiden Finales, das zweite mit dem sehr volkstümlich gehaltenen Refraingesang des Salamaleikum. Eine besondere Begabung zeigt Cornelius für das Komische, und hier erzielt er mit Wort und Musik gar oft die köstlichsten drastischen Wirkungen, stets aber nur mit den subtilsten Mitteln. Sein Orchester redet dann eine ungemein charakteristische Sprache, die so ganz verschieden von dem in üppigen Wohllaut getauchten Klang ist, welcher die ernst lyrischen Vorgänge begleitet. Der Hauptvertreter dieses komischen Elementes ist die Person des Barbiers Abul Hassan Ali Edn Bekar, aus dessen Partie namentlich die beiden, ein sehr charakteristisches Kolorit tragenden Gesänge: „Was hat Euch, Brüder, in den Tod getrieben! Lieben!“ und „Laß Dir zu Füßen wonnesam mich liegen, o Margiana!“ bemerkenswert erscheinen.

Das Textbuch, welches der Dichterkomponist Peter Cornelius natürlich selbst verfaßt hat, ist in seiner Diktion gewählt und enthält gar manche poetische Schönheiten. Mit Glück hat sich der Autor auch mitunter der arabischen Dichtform der Makamen bedient. Die eigentlich schwache Seite der Oper jedoch ist die Handlung, oder vielleicht besser gesagt: die nahezu gänzliche Abwesenheit einer solchen. Es sind mehr eine Reihe verschiedener, vielfach komischer Situationen, die an uns vorüberziehen, ohne sich zu einer fesselnden oder spannenden Handlung zu entwickeln. Abul Hassan Ali Edn Bekar ist ein ziemlich aufdringlicher Schwätzer, der so gut wie nichts thut und gegen seinen Kollegen Figaro doch ganz erheblich in den Hintergrund tritt. — Dieser Mangel des Buches dürfte gleichfalls einer durchschlagenden Wirkung der Oper sehr hinderlich sein. Nichtsdestoweniger muß man es unserer Intendanz Dank wissen, daß sie, eine alte Schuld tilgend, uns den „Barbier von Bagdad“ nicht länger vorenthalten hat. Er verdient es vollauf, die Runde über alle deutschen Bühnen zu machen, wo er zum mindesten bei dem kunstverständigeren Teile des Publikums seinem Meister die nachträgliche verdiente Anerkennung verschaffen und vielleicht den weiteren Opern Peter Cornelius': „Der Cid“ und „Gunlöd“ den Weg bahnen wird.

Frankfurt a. M. Wilhelm Mayer.



Kritik.

Romane und Novellen.

Adolf Wilbrandt: Die Osterinsel. Roman. Stuttgart 1895. (J. G. Cottasche Buchhandlung.)

Ein Epos vom Übergangsmenschen!

Dr. Helmut Adler hat nur für seine geliebte Frau Annamarie gelebt, sein Verkehr mit ihr machte seine ganze Philosophie aus. Nun sie ihm durch den Tod genommen, will er schier verzweifeln, sein innerer Halt ist ihm geraubt. Aber zu stolz zu „schwächlichem Desertieren" ringt er sich in der Nacht, da er seiner Gattin die Totenwache hält, durch zu einem neuen Ideal, einem Nietzsche'schen Übermenschen. Er will seinem toten Weibe ein bleibendes Denkmal setzen, indem er die Menschen zu diesem neuen Ideal allmählich erziehen will. Auf der Osterinsel im Stillen Ocean will er mit einer Auslese Gleichstrebender eine Kolonie gründen, um dort sich und seine Auserlesenen fernab vom Getriebe des „Mittelmuff" dem Ideal näher zu bringen. Um dieses Ideal jedoch, das er sich so schwer erkämpft hat, muß er weiter mit sich ringen, denn ganz ist der alte Adam in ihm doch noch nicht verzehrt; er klammert sich mit allen seinen Fähigkeiten an sein Ideal an, um nicht dem Wahnsinn zu verfallen. In diesem steten Kampfe reibt er sich auf. —

Um die Schilderung des Lebens und Strebens dieses Mannes gruppiert sich der übrige Inhalt des Romans. Meinem Empfinden nach ist aber hier die Komposition etwas zu locker. Der Zufall spielt wohl etwas zu arg hinein. Trotzdem hat mir das Buch viel Genuß bereitet, denn die einzelnen Episoden sind lebendig und eindringlich dargestellt und halten so für die Mängel der Komposition schadlos. Nur in Einem hat sich Wilbrandt vergriffen: das ist die Schilderung einer Sozialdemokraten-Versammlung in Gera oder Greiz zur Zeit des seligen Sozialistengesetzes. Ich glaube nicht, daß, zumal in unserm guten frommen Thüringen, eine Versammlung so stürmisch werden kann, ohne aufgelöst zu werden. Erst als man zu „Thätlichkeiten" überzugehen im Begriff ist, erklärt bei Wildrandt der überwachende Beamte die Versammlung für aufgelöst, vermag aber eine Mißhandlung des Dr. Adler nicht zu verhindern. Das wirkt stark unwahrscheinlich; überhaupt ist die Schilderung der Sozialdemokratie, sowie das öftere Walten des Zufalls die Schwäche des Buches. Wer aber eine Romanlektüre liebt, die „Ewigkeitsperspektiven" eröffnet, mag Wildrandts Osterinsel mit in seine Bücherei aufnehmen. H. Klepp.

Mannsleut. Westerwälder Bauerngeschichten. Von Wilhelm Schäfer-Dittmar. (Elberfeld; Verlag von Sam. Lucas.)

„Sie sind ja seit Mascagni sozusagen Mode bei uns geworden, die Geschichten aus dem italienischen Bauernleben, und auch ich würde gerne damit dienen, wenn ich nur „dagewesen" wäre. Da das leider nicht der Fall ist, muß es der Leser schon entschuldigen, wenn ich nur deutsche Bauern vorführe. Ich suchte zwar vergebens bei diesen nach Dolchen und gluthauchenden Augen, nach stolzklingenden Worten und malerischem Faltenwurf der Gewänder, aber ich fand so mancherlei, was zwar nicht so auffallend, vielleicht aber ein wenig wahrer und echter ist, und das habe ich versucht in diesen Geschichten festzuhalten." Mit diesen stolz-bescheidenen Worten kündigt der Verfasser sein Büchlein an, das eine Reihe trefflicher Studien nach dem Leben enthält. Man erwarte keine Dorfgeschichten à la Auerbach mit parfümierten Kuhställen und sentimental verzückten Bauerndirnlein; so was giebt es im Westerwald so wenig als im Schwarzwald oder in Oberbayern. Nein derb, klotzig, hölzern treten die Gestalten auf, teils beschränkt, teils durchtrieben schlau und pfiffig, aber doch mit

einer Fülle seiner individueller Züge ausgestattet, wie sie nur ein scharfer Beobachter so glücklich herausfinden und wiedergeben kann. Trotzdem Schäfer nicht idealisiert, sind seine Erzählungen doch durch und durch poetisch, weil er jenen seinen Sinn für das Allgemeinmenschliche besitzt, das bei seinen Bauern überall unter der rauhen Schale durchschimmert, und weil ihm ferner — was gerade bei solchen Schilderungen wesentlich ist — der Blick für den eigenartigen Humor unseres Volkes nicht mangelt, der dem deutschen Bauern sein Gepräge verleiht, wie die wilde Leidenschaftlichkeit dem italienischen das seine. Dieser Humor ist manchmal recht düster gefärbt, wie z. B. in der Geschichte: „Wie Hemerlings Peter sich aufhängte“; aber er verbreitet seinen Schimmer doch über die Gestalten des Dichters und macht sogar das Grausige künstlerisch erträglich. Jedenfalls sind die „Mannsleut“ ein durch und durch gesundes Buch, und der Dichter soll ihnen nur bald eine Reihe „Weibsleut“ folgen lassen, selbst auf die Gefahr hin, daß sie „an ihren Nagelschuhen etwas Lehm in die gute Stube tragen“. Die sechste der zehn Erzählungen: „In die Ehe“, erschien im Novemberheft 1894 der „Gesellschaft“.

H. M.

Annie Bock: Der Auserwählte (Berlin, Verlag des Bibliographischen Bureaus.) — Die Verfasserin ist vielleicht durch Mauthners „Lügenohr“ zu den vier Novelletten angeregt worden. Jedenfalls genügt ein Vergleich mit dem genannten Werke, um zu zeigen, wie weit Frau Bock unter Mauthner geblieben ist. Das Wesen dieser bald satyrischen, bald phantastischen „Allegorieen“ liegt ja in der Kürze, in der Schlagkraft der Pointe, in der Prägnanz der Fabel. Diese Art von Poesie ist überhaupt ganz dazu angethan, den Autor und die Leser über die poetische Begabung zu täuschen. Sie erfordert nichts als ein wenig Geschicklichkeit, Vorgänge des Menschenlebens auf einen phantastischen Hintergrund zu projizieren, ein wenig Geist, kluge und geflügelte Sächelchen in effektvolle Beleuchtung zu stellen und ein wenig Manier, die dann für Stil gelten soll. Alle diese Eigenschaften besitzt die Verfasserin. Aber man hat immer den Eindruck, als ob Frau Wilhelmine Buchholz oder Frau Jenny Treibel alles das im Notfall auch könnten.

J. M. Hofmiller.

Qualm. Studentenhumoreske von Richard Heine. (Dresden und Leipzig; E. Piersons Verlag.)

Eine Humoreske ohne Humor, in der die Liebschaft zweier Studenten zu einer Cigarrenverkäuferin geschildert wird. Die Freundschaft der beiden Musensöhne geht dabei natürlich in die Brüche, aber nicht auf lange; denn die Versöhnung tritt naturgemäß wieder ein, nachdem die Tabaksee mit einem dritten Jüngling verduftet ist und die Studenten derb ausgelacht hat. Die beiden Studiosen sind über das erlaubte Maß naiv, der eine, ein Mediziner nach dem Physikum, glaubt allen Ernstes, die angebetete Cigarrenverkäuferin müsse in einem Varététheater, das sie mit beiden besucht, ein Glas Milch statt eines Glases Bier genießen, und Ähnliches mehr. Den breitesten Raum nimmt die Beschreibung eines Biergerichtes ein, dessen einzelne Vorgänge mit peinlicher Genauigkeit geschildert werden. Aber dem Leser geht es dabei, wie einem Nüchternen, der plötzlich in eine ganz und gar bezechte Gesellschaft gerät und nun nicht begreifen kann, wie sich die Leute über das dümmste und stumpfsinnigste Zeug so diebisch freuen können; er findet die ganze Sache abgeschmackt und macht, daß er fortkommt. Wir schließen uns dem Nüchternen an; denn es ist in der ganzen Geschichte doch nichts zu holen. Ja, wenn das Ganze geistreich dargestellt und die einzelnen Typen charakteristisch geschildert wären, dann könnte auch aus diesem Stoff etwas gemacht werden — Aber so . . .! — —

Jucundus.

Lyrik und Epos.

Ludwig Lessen: Vignetten. (Leipzig, Dresden, Wien, Piersons Verlag.) — Jedes der dreißig Gedichte dieser Sammlung ist interessant. Einzelne scheinen auf eine frühere Zeit zurückzugehen („Die Rose im Buch", „Himmelsschlüssel"). Von deutschen Dichtern steht er Dehmel, von französischen Baudelaire am nächsten. „Il est un exemple de ces talents contournés, surmenés, tels que peut en former une civilisation vieille, analogue à ces terreaux brûlants qui produisent des fruits capiteux et malsains." Wir heben hervor die Böcklinsonette, wie es uns überhaupt lebhaft interessiert hat, diesen zügellosen Poeten die gebundenste Form der Poesie mit soviel Geschick behandeln zu sehen. Die beiden Stücke in Prosa hätten wir lieber weggelassen: sie sind unplastisch und unreif in der Form, inhaltlich unverdauter Nietzsche. Aber nochmals: Es ist uns ein Vergnügen, dieses starke und originale Talent begrüßen zu können. J. M. H.

Hans Eschelbach: Wildwuchs. (Gedichte.) [Köln, bei Neubner.] — Wir sind überzeugt, daß dieser junge Mann die vortrefflichsten Charaktereigenschaften besitzt, er ist von geradezu rührender Bravheit, seine Gefühle sind sehr gentlemantike, er kennt auch seinen Uhland, Lenau und Walther von der Vogelweid; mehrere der erzählenden Gedichte würden, von einem Oberprimaner verfaßt und gut vorgetragen, entschieden bei jedem Schlußfestauditorium Effekt machen, — kurz — wenn wir eine junge Dame wären, würden wir ihn mit Vergnügen heiraten. Da er aber bereits verheiratet ist, können wir uns nur lebhaft vorstellen, wie seine junge Gattin ihren Freundinnen erzählt: „Denken Sie sich, wie mein Männchen poetisch ist, heut hat er schon wieder zwei und ein halbes Gedicht gemacht." J. M. Hofmiller.

Waldemar Colell: Liebesleben deutscher Mädchen. (Leipzig, Naumann.) — Eine ganz nette Parodie auf die „Gedichte", wie sie irgend ein Backfischchen den jungfräulichen Blättern seines Tagebuches (in Leder gebunden, mit Schloß!!!) anvertrauen mag. Der süße Blödsinn, die holde Gedankenarmut, die Nähmaschinenrhythmik und der zärtliche Giselafransenaugenaufschlag derartiger „Gebete einer Jungfrau" in Versen ist ganz gut kopiert. J. M. Hofmiller.

Die von R. v. Meerheimb begründete und „Psychodramatik" getaufte Dichtungsform hat besonders in der letzteren Zeit eine große Zahl von genießenden sowohl, wie auch ausübenden Freunden gefunden. Zu ihren berufensten Vertretern muß man nun auch Oskar Leuschner und Wilhelm Becker zählen, die mitsammen einen Band „psychodramatischer Dichtungen" bei Rühling & Güttner, Berlin 1895, herausgaben.

Die in dem Buche enthaltenen 14 Stücke reihen sich fast alle würdig den besten Leistungen Meerheimbs an. Was an ihnen besonders gefällt, das ist das Fehlen jenes rührseligen Pathos, das einem die Psychodramen manch anderer verleidet. Hier herrscht dagegen, und hauptsächlich in den humoristischen Nummern, ein frischer, realistischer Zug, der ungemein wohlthut. Diese Dichtungen, von einem guten Recitator vorgetragen, müssen einen durchschlagenden Erfolg haben.

Karl Bienenstein.

Johann Lewalter: Deutsche Volkslieder. In Niederhessen aus dem Munde des Volkes gesammelt. (Hamburg, Fritzsche.) — Das Herz möchte einem bluten, wenn man in dieser und in ähnlichen Sammlungen liest, welch schöne, einfache und volkstümliche Volkslieder einst gesungen wurden, und wenn man dann an unsere modernen „Volkslieder" denkt, an den ordinären Blödsinn des „Grunewald", an die gemeinen Zoten der „Vogelwiese", an die Hundesentimentalität der Operettencouplets: „Sei nicht bös", „Wie mei' Nadl zwanzig Jahr", „Margarethe" u. s. w. Man sollte wirklich die Aufführung solcher

geschmackverderbender, jedes musikalische Verständnis tötender Machwerke polizeilich hindern. Das wäre jedenfalls gescheiter, als über Gerhart Hauptmann loszuziehen, wenn man nichts davon versteht. Nicht wahr, Herr von Koeller?

J. M. Hofmiller.

Der Cylinderhut. Sein Leben, seine Thaten und Leiden, geschildert in Reim und Bild von Willy Oertel. (Leipzig, Verlag von Felix Simon.)

Wilhelm Busch ist der Meister, dem der Maler-Dichter dieses heiteren und hübsch ausgestatteten Heftes nachstrebt, ohne ihn zu erreichen. Karikaturen und Reime sind oft verzwackt genug; aber sie entbehren jener inneren Wahrhaftigkeit, die Buschs Bildern und Versen ihren ganz einzigen Charakter verleiht. Äußeres Nachmachen hilft da nicht. Wer gute Karikaturen zeichnen will, muß die richtigen Verhältnisse des menschlichen Körpers noch genauer studiert haben als der Idealist, und wer wirkliche Buschverse machen will, ja, der muß eben auch so prächtige Prosa schreiben wie Busch (siehe „Eduards Traum"), und die wunderbar drolligen Gedanken müssen ihm einfallen.

Jucundus.

Dramen.

Cäsar Flaischlen: Martin Lehnhardt. Ein Kampf um Gott. (Berlin, F. Fontane & Co.)

Diese „fünf Scenen", wie der Dichter sein Drama bescheiden nennt, gehören zum Schönsten und Kraftvollsten, was ich in letzter Zeit gelesen habe. In diesen Gestalten pulsiert lebendiges Blut und in dem Haupthelden, dem cand. theol. et phil. Hugo Imhof, und seinem Onkel, dem Pfarrer Gottlieb Theodor Bilfinger aus Schwäbisch Goldingen, steckt noch etwas mehr, nämlich Rasse, unverfälschtes, kerngesundes Schwabentum. Das sind zwei Hartköpfe, die da aneinander geraten, der jüngere als Vertreter der Neuzeit und ihrer freien Religionsauffassung und der ältere als Urtypus des Luther- und bibelgläubigen Theologen, der kein Jota nachlassen will von seinem Wort Gottes, und der vor der neuen Zeit mit ihrer Aufklärung einen Abschen und Widerwillen empfindet, wie vor dem leibhaftigen Satan, als dessen Werk sie ihm gilt. Und doch sind beide ganz aus demselben Holz geschnitzt, der Onkel und der Neffe, und nur die Zeit und die Umgebung, in der sie leben, hat sie zu Gegnern gemacht. Beide halten mit der gleichen Zähigkeit fest an ihrer Überzeugung und gehen ohne zu grübeln und zu deuteln bis zu den letzten Konsequenzen. Und zwischen diesen beiden steht Frau Käte von Ohlen, die verwittwete Justizrätin, die Frau mit dem jungen Herzen und der modernen, vorurteilslosen Lebensanschauung — ein durchaus moderner Frauencharakter, und doch keineswegs eine Emanzipierte. Das Liebesverhältnis zwischen ihr und dem Kandidaten ist — so kurios es einen auf den ersten Blick anmutet — bei näherem Zusehen geradezu ein Meisterstück feinster psychologischer Beobachtung. Es kann mir nicht im entferntesten einfallen, dieses tiefe und tiefsinnige Stück in den paar Zeilen, die mir hier zur Verfügung stehen, auch nur flüchtig analysieren zu wollen, und ich kann daher nur raten: Lest es selber, alle die ihr Freude habt an kraftvollen Werken, an echter Männerkunst. Denn diese „fünf Scenen" sind nicht nur modern, lebenswahr und kraftvoll, — sie sind auch schön, im besten Sinne des Wortes. Schon die gesunde, von aller Dekadenz- oder Symbolistenkünstelei durchaus freie Sprache des Dialogs muß einem Freude machen. So spricht nur ein ganzer Mann und ein helläugiger Dichter.

H. Merian.

Der Wunsch. Ein Märchenspiel in Versen von Rudolf Lothar. (Breslau: Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt vorm. S. Schottlaender.)

In prächtigen, klangvollen Versen bewegt sich das kurze, sinnige Märchenspiel. Dem von seinen Gläubigern hart bedrängten

Dichter Enzio leiht ein Perser, der seine Kunst bewundert, auf eine Stunde einen mächtigen Talisman, der ihm einen Wunsch, in den er all seine Wünsche einschließen soll, gewähren möge. Zuerst ist der Dichter versucht sich Reichtum zu wünschen; doch was helfen ihm die Schätze, wenn er seine Kunst nicht hat, die ihm ihren Vollgenuß erst ermöglicht. Der Theaterdirektor bringt ihm sein Stück zurück, auf das er so große Hoffnung gesetzt. Soll er ihn mit dem Zauber zwingen, das Drama aufzuführen? Schon will er es thun, da überlegt er, daß das Stück nicht besser wird, wenn er ihm auch durch Zauberkraft einen Erfolg erzwingen könnte. Er zweifelt an seinem Können. Und dieser Zweifel tritt ihm leibhaftig als Phantom des Helden seines Stückes entgegen:

Das Phantom:
Ein trostlos Schemen steht vor Dir:
Die Welt, wie sie Dein Drama spiegelt,
Ihr farblos Bild, verzerrt und schief.
Das Beste, das Größte verzogleft Du mir.
Mir fehlt des Willens Kraft und Ziel.
Du gabst mir dafür der Wünsche viel.
— — — — — — — — — — —
Ich bin ein leeres Kleidungsstück,
In dem Gedanken wie Motten stecken.

Des Dichters Freund Andrea tritt herein, der eben in den Krieg zieht. Er will ihn auffordern mitzukommen und in kühner That Befreiung zu suchen. Schon will er den Wunsch aussprechen, der ihm Macht gewährt:

Kraft, die sich zur That gestaltet,
Ist das Höchste, was da waltet!
Nur ein Wort, und ich darf greifen
Nach dem goldnen Siegesreifen,
Und ich seh zu meinen Füßen
Mich die Heere jubelnd grüßen.

Doch er erkennt, daß der Kampf, den er auszufechten hat, in der eigenen Brust tobt, daß er nicht feige vor sich selber fliehen darf, und er läßt den Freund ziehen. Des Freundes zurückgebliebene Braut, die schöne Nella, zu der er in Leidenschaft entbrannt, könnte er durch den Zauber zur Liebe zwingen. Aber was ist Liebe, die durch Zauber erzwungen?

„Verflucht der Kuß, den ich mir stehle!

So bleibt auch dieser Wunsch unausgesprochen, und die Stunde ist verronnen — ungenützt.

Und doch nicht nutzlos; denn Enzio ist zur Erkenntnis gelangt, daß ein Preis ohne Kampf wertlos sei.

— — — Die Stunde schlug!
Sie wollt' mich verlocken zu argem Trug,
Sie wollte ohne Kampf und Streit
Mir schenken Glück und Seligkeit,
Die Stunde hat es mich gelehrt:
Der Kampf nur giebt dem Siege Wert.

Die anspruchslose Dichtung erreicht nicht die Tiefe der früheren Arbeiten Lothars, von denen „Der Wert des Lebens" wohl am höchsten steht, aber sie zeigt alle liebenswürdigen Eigenschaften des Wiener Poeten, als deren trefflichste Formschönheit, lebendige Charakterisierung der Gestalten und ein eigenartiger Stimmungszauber gelten können. Lothar sucht überall das spezifisch Poetische zum Ausdruck zu bringen, wie Böcklin das spezifisch Malerische. Das rein Stoffliche tritt dabei mehr in den Hintergrund. Beide überzeugen uns, selbst wenn sie uns die merkwürdigsten Märchen erzählen.

H. Merian.

Kains Tod. Dichtung von Martin Wagener. (Berlin, Verlag von Max Schildberger.)

Eine Allegorie, ihrer äußeren Form nach ein kleines Drama in Versen. Kain ist zugleich Ahasver und der Kapitalist der heutigen Zeit. Abel lebt weiter als Christus und in unseren Tagen als der Mann des vierten Standes. Adah, die Gattin Kains, ist die Göttin der Dichtkunst und der hohen Begeisterung; Enoch, beider Sohn, der Dichter, in unserem Falle Byron, der von seiner „Mutter" Adah am Schlusse des Gedichts mit dem Lorbeer gekrönt wird. Es liegt in alldem der Keim einer großen und schönen Idee; aber auch nur der noch ganz unentwickelte und noch zu keiner Entfaltung gelangte Keim einer solchen. Der Dichter hat wohl den besten Willen, aber er besitzt nicht die Kraft, den Gedanken auszugestalten. So macht denn das kurze

Drama einen leeren und öden Eindruck; der Verstand folgt der Allegorie, das Herz aber wird nicht ergriffen durch die Dichtung. Zudem ist der Vergleich mit Byron gefährlich, denn dieser Kain ist nicht mehr der gewaltige Übermensch Byrons — er ist sehr, sehr alt geworden. Die Sprache ist was man „edel" nennt: farblos, ohne individuelles Gepräge. Die Verse sind glatt. Störend wirken die zahlreichen stummen e: versaget, verdammet, scheinet, schauet u. s. w. R. K.

Glückliche Menschen. Schauspiel in vier Aufzügen von Richard Fugmann. (Braunschweig, C. A. Schwetschke & Sohn.)

Ich will nichts gegen die Naturheilkunde sagen, gegen nasse Packungen, kalte Güsse, vegetarianische Kost und wie die Segnungen alle heißen mögen. Das steht aber fest: ein poetisches oder gar dramatisches Motiv sind sie nicht. In dem Schauspiel Fugmanns treten auf: ein Künstler und Philanthrop, ein junger „vielseitiger" Künstler, eines Künstlers Frau, die den klangvollen Namen Athene führt, weitere Künstler, ein Naturarzt, Radfahrer, Luftschiffer, Eremit, Hirtenknabe, Arbeiter, Studenten, „besseres" Volk u. s. w. All diese Menschen reden unendlich lang und breit von der bekannten „Schönheit der Natur", von der Nützlichkeit kalter Umschläge und heißer Dampfbäder, von der Verderblichkeit des Alkohol- und Fleischgenusses und dergleichen mehr. Leider reden sie noch dazu in sehr holprigen Jamben, nur die Frau des armen Arbeiters und Alkoholisten bedient sich der Prosa, wahrscheinlich weil sie eben nicht zum „besseren" Volk gehört. Der Eremit betet, der Hirtenknabe singt:

> Ich bin ein lust'ger Hirtenknab',
> Heisa!
> Steig heiter von den Bergen ab,
> Heisa!

u. s. w. der Radler ruft „All Heil", der Naturarzt giebt weise Verordnungen im Stil der folgenden:

> Durst und Schweißausbruch sind gute Zeichen
> Der sich helfenden Natur und der Bäder.
> Ihre Mühe wird sich bald belohnen.
> Wenn er verlangt, mag er nur weiter trinken,
> Den Saft verdünnt von Preißelbeeren, Obst,
> Auch Brot und Früchte kann er zu sich nehmen,
> Wenn er darnach verlangt, auch Milch — kein Fleisch,
> Ein großes Übel ist der Fleischgenuß,
> Und ja auch kein Gewürz, noch Alkohol.
> Dampfbäder selbstverständlich weiter noch,
> Achten Sie genau aufs Thermometer

u. s. w. in ähnlichem poetischem Schwung. Vegetarianischen Speisehäusern und Restaurants ist das Drama zu empfehlen; um es zu genießen muß man eben wieder so weit zum Naturzustand zurückgekehrt sein, daß man Geschmack empfindet an — „reizloser Kost." R. K.

Hans Eschelbach: „Modern!" Drama in 5 Akten. Köln 1895. (Paul Neubner.) — Die ganze mißverstehende Wut eines braven Lehrers über das Moderne läßt sich in diesem Drama in Knalleffekten, teilweise sogar in schlechtverhehlten Jamben an den Nerven des armen Lesers aus. H. Klepp.

Ahasver, der ewige Jude. Mysterium in drei Aufzügen und einem Vorspiel von Johannes Lepsius. (Leipzig, Verlag der Akademischen Buchhandlung [W. Faber]).

Der Verfasser, der offenbar mit der jüdischen Legende und Mythologie nicht übel vertraut ist, hat sich zu seinem „Mysterium" einen gewaltigen Stoff ausgewählt: die Zerstörung Jerusalems. Er läßt auch eine Menge von Personen auftreten, Juden, Christen, Römer und sogar Mose und Elia, Asmaveth (der Tod) und die apokalyptischen Reiter müssen mitwirken. Aber leider fehlt der dramatische Nerv und so zerflattert das „Mysterium" in leere Allegorien. Trotzdem die Leute aus dem Volke zum Teil in einem etwas merkwürdigen Dialekt sprechen, und sich in derben Späßen ergehn — die offenbar an Shakespearesche Gestalten erinnern sollen — trotzdem der Verfasser bald Prosa, bald gereimte, bald Blankverse anwendet, hat das Ganze doch kein rechtes Leben. Es macht

den Eindruck einer richtigen Dilettanten-arbeit. R. R.

Menschen, Handlung in einem Vorgang von Hugo Grothe. (Leipzig und Dresden. E. Pierson's Verlag.)

Hugo Grothe ist ein feinsinniger Lyriker. Zum Dramatiker scheint ihm aber die rechte Kraft zu fehlen. Schon der Titel der kleinen dramatischen Skizze — mehr ist die „Handlung in einem Vorgang" kaum — zeigt, daß der Dichter um jeden Preis „modern" sein möchte. Das wahrhaft Moderne liegt aber nicht in Äußerlichkeiten, sondern in der psychologischen Vertiefung der Charaktere. Was Grothe uns in den „Menschen" bietet, ist aber höchstens Pseudopsychologie, wie sie ein geschickter Schriftsteller nach dem Muster der die französischen Ehebruchstücke belebenden Phraseologie zusammenstellt und mit einigen den modernen deutschen Dramatikern entnommenen realistischen Schlagwörtern effektvoll aufputzt. Die Scenen sind nicht unlogisch und glatt durchgeführt. Zu packen aber vermögen sie nicht.

R. R.

Soziale Litteratur.

Dr. N. Reichesberg: Sozialismus und Anarchismus. (Siebert, Bern und Leipzig. 1895. 40 S.) — Es ist eine wahre Herzensfreude für den Kritiker, in der Sturmflut sozialer Broschüren einmal auf eine Schrift zu stoßen, die man aus vollster Überzeugung loben kann. Die Aufgabe, die sich der Verfasser (Dozent für Nat.-Ök. in Bern) gestellt hat, „den Sozialismus und den Anarchismus auf deren Inhalt und Wesen zu untersuchen, namentlich aber . . . das Verhältnis dieser beiden Doktrinen zu einander klar zu legen," hat er glänzend gelöst, ein Lob, was um so mehr sagen will, als einerseits das Buch trotz der enormen Komprimierung des Inhalts auf ein Minimum des Umfangs völlig umfassend, eingehend und allgemeinverständlich ist, andrerseits bei aller Liebe, mit der der Autor die in Frage stehenden Probleme behandelt, die peinlichste Objektivität und wissenschaftliche Unpersönlichkeit gewahrt wird. Wir empfehlen bei der herrschenden Verworrenheit der Schlagwort-Politik grade auch in gebildeten Kreisen und bei der Überfüllung des Büchermarktes mit einseitiger Parteilitteratur und wertlosen Hetzschriften jeglichen Kalibers allen, die sich — berufsmäßig oder dilettantisch — mit den sozialen Problemen der Gegenwart beschäftigen, die Lektüre dieser klaren und unparteiischen kleinen Broschüre.

Was unsere Arbeiter vom sozialdemokratischen Zukunftsstaate zu erwarten haben! In einem Zwiegespräch für jedermann verständlich nachgewiesen von W. Schwarze, Amtsgerichtsrat, Mitglied des deutschen Reichstages und des preußischen Abgeordnetenhauses. — (Berlin, Heine. 30 Pfg. 40 S.) — Auch diesem Büchlein wünschen wir die weiteste Verbreitung. Es ist nicht nur wünschenswert, sondern bereits notwendig, daß unser deutsches Volk endlich einmal einsieht, was für hoffnungslose Böotier es sind, die im großen Phonographen zu Berlin die Geschicke des Zickzackkurses lenken. Besonders empfehlen wir es der sozialdemokratischen Parteileitung als Agitationsschrift (in Partieen von 500 Expl. nur 10 Pfg.!), sowie Arbeitervereinen zur Einverleibung in ihre Bibliothek, damit den Triariern des sozialen Kampfes der Humor nicht ausgehe.

H. Wilhelmi, Domprediger zu Güstrow: Strike und öffentliche Meinung. Ethische Erwägungen zur sozialen Frage. (Güstrow, Opitz & Co. 1895. 108 S.)

Der Verfasser, einer aus der Gefolgschaft des ev.-sozialen Kongresses, ist ein ausgesprochenee Gegner der Sozialdemokratie. Was ihn jedoch vor anderen dieses Titels auszeichnet — auch vor vielen der christlich sozialen Richtung —, das ist sein durchaus vorurteilsloses Verständnis der Arbeiterbewegung und sein unumwundenes Eintreten für den eigenmächtigen Eman-

zipationskampf des Proletariats. Er weiß, daß die Zeit des Patriarchalismus vorbei ist, daß zwischen Kapital und Arbeit ein unüberbrückbarer Interessen-Gegensatz besteht, daß eine Besserung der sozialen Zustände nur durch den wirtschaftlichen Klassenkampf, nicht durch herablassende staatliche Palliativ-Mittelchen erreicht werden kann, und deshalb fordert er Anerkennung und Achtung für das Ringen des vierten Standes um Bildung, Ehre, Freiheit, politischen Einfluß und gebührenden Anteil an den Kulturgütern, — einen „Anblick von wahrlich nicht geringerer Erhabenheit als die Befreiungskämpfe des schweizerischen Hirtenvolks gegen die habsburgische Hausmacht“, wie er es nennt. — Wissenschaftlich Neues bringt das Buch kaum; der Verfasser hat aus 90 vorhandenen Büchern ein hundertstes gemacht, zuweilen sind seine Worte so sehr nur noch der verbindende Text zwischen Citaten, daß man Absicht zu fühlen meint. Dennoch ist es kein überflüssiges Geschreibsel, denn es wendet sich an die Leute, die jene Bücher nicht lesen würden: die nicht kapitalistische Interessen-Politik treibenden, aber politisch und religiös vielfach reaktionär fühlenden Schichten des Beamtentums und ihm nahe stehender Kreise. Wenn es ihm gelingt, einen Teil dieser in ihrem traditionsseligen Kastengeist aufzurütteln und von der ethischen Berechtigung und historischen Notwendigkeit des Klassenkampfes zu überzeugen, wollen wir ihm seine, heute schon etwas deplacierten Brentanoschen Gewerkschaftsträumereien gern nachsehen.

Normannus: Im Namen der Gerechtigkeit! Kritik der Umsturzvorlage. (Berlin, Taendlert. 1895. 35 S. 0,50 Mk.)

Selten hat sich wohl im staatlichen Leben aus allen Schichten des Volkes und von allen Parteistandpunkten aus ein so einmütiger Protest gegen einen Gesetzentwurf der Regierung erhoben, selten die Macht der öffentlichen Meinung so energisch ihre Zähne gezeigt, wie beim Kampf um die Umsturzvorlage. Unter den speziellen Streitschriften gegen die drohende Gefahr nimmt vorliegende Broschüre eine besondere Stellung ein, insofern als sie die geplanten Änderungen des Gesetzes einmal am Maßstabe der Gerechtigkeit und des allgemeinen Rechtsgefühls mißt. „Diese Frage ist bisher noch nicht aufgeworfen worden. Es scheint wirklich, daß man meint, beliebige Dinge unter Strafe stellen zu können, ohne der Gerechtigkeit ins Gesicht zu schlagen, wenn nur die formale Seite des gemeinen Rechtes erfüllt ist. Von diesem Gesichtspunkte aus unterzieht Verfasser die Vorlage einer vernichtenden Kritik, und brandmarkt sie als das Angstprodukt einer rücksichtslos um ihren augenblicklichen Vorteil besorgten Interessengruppe, die sich nicht entblödet, „das Recht zu einem Werkzeug der nackten Gewalt zu machen; . . . die Gerechtigkeit unter die Füße tritt und nicht mehr straft um des Verbrechens willen, sondern Verbrechen konstruiert, um strafen zu können“. Die Broschüre gehört zu der Klasse von Streitschriften, welche nicht ratione cessante selbst ihren Daseinszweck verlieren, sondern eine dauernde kulturhistorische Bedeutung behalten werden als Material für Erkenntnis und Verständnis der heutigen Prinzipien des Regierens, die sie geißeln, und als Episoden des Freiheitkrieges, den in unseren Tagen das europäische Volk gegen den Alp seiner überlebten Bureaukratenherrschaft kämpft. — Dasselbe gilt — vielleicht in noch höherem Grade — von dem folgenden Buche:

A. von Boguslawski: „Vollkampf, nicht Scheinkampf“. Ein Wort zur politischen Lage im Innern. (Berlin, Liebel. 1895. 88 S. 1,50 Mk.)

Eine hochinteressante Schrift! Die elementaren Ausbrüche eines Urreaktionärs, der — natürlich ohne die geringsten Kenntnisse des praktischen Lebens wie der kulturgeschichtlichen und wirtschaftlichen Entwicklung — die zornigen Aufwallungen seines Herzens nicht mehr unterdrücken kann angesichts der furchtbar drohenden Gefahr

und der rastlosen und furchtsamen Probierpolitik von oben. Aber kein materieller Interessenpolitiker à la Stumm ist es, der hier das Wort führt, sondern ein ehrlicher begeisterter Kämpfer für Kaiser und Reich, Thron und Altar, der, weltfremd aufgewachsen in den Mauern des Kadettenkorps und der Kasinos, die Seele erfüllt von altadliger Tradition, das Universum durch die Brille seiner fromm-feudalen Klossen-Erziehung, seines nie veränderten Kasten-Milieu in fardigem Lichte schillern sieht, und absolut nicht zu verstehen oder nachzufühlen im Stande ist, daß für irgend jemand die Welt anders ausschauen könne. Wer einen Begriff bekommen will, wie sich Gegenwart und Vergangenheit im Kopfe unserer ideologischen Bourgeoisie, will sagen: in den Kreisen des Grundadels, der Offiziere und Staatsbeamten wiederspiegelt, der lese dieses Buch. Seine Auffassung der politischen Lage, seine ganze Weltanschauung ist typisch für diese Schicht der Bevölkerung; wer sie genauer kennt, der weiß, daß sie in pleno jedes Wort dieser Schrift unterschreiben würde. Deshalb sind auch seine Auslassungen über Kunst, Religion, Adel, Patriotismus ꝛc. so interessant. Ihr ist die ganze soziale Bewegung „einzig und allein die Folge jener nichtswürdigen Hetzereien, wie sie seit Jahrzehnten in unserem Reiche straflos ausgeübt werden“, und ihre ultima ratio ist: „Vor allen Dingen keine Nadelstiche, . . . sondern Keulenschläge“; sentimentalitätsloses brutotes Niedertreten von allem, was knurrt, so lange sie noch den Säbel in der Faust haben“. Darum zählt auch Bismarck in diesen Kreisen seine getreusten und aufrichtigsten Verehrer, er verkörpert ihr Ideal eines Staatsmannes. Als vorläufige, „nur die Grundzüge“ gebende Maßnahmen schlägt Boguslowski vor, Vernichtung der Partei-Organisation durch ein denkbar schärfstes Ausnahme-Gesetz: Verbot aller radikalen Bücher, Zeitungen, Vereine, Versammlungen, der Demonstrationen mit roten Farben und ähnliches, Deportation aller zu fassenden Agitatoren und wegen staatsgefährlicher Verbrechen Bestrafter, Abschaffung der politischen Gleichberechtigung, des geheimen — womöglich auch des allgemeinen — Wahlrechts, Errichtung einer ständischen Volksvertretung und eines feudalen Oberhauses mit weitgehenden Rechten; zur Einführung alles dessen eventuell Diktatur, am liebsten aber Provozierung des Bürgerkrieges: „Noch steht der Gigant, unser Heer. Noch blinkt sein Schild unentweiht. Noch können wir handeln!“ —

Bei der Lektüre einer solchen Schrift fühlt man immer wieder die unüberbrückbare Kluft zwischen Vätern und Söhnen, das ganze Denken und Fühlen ist ein anderes; darum könnten hier auch Gesetze keine Änderung schaffen. Um diesen Hemmschuh loszuwerden, müssen wir uns in Geduld fassen und warten, bis die alte Generation abgestorben ist, bis diese, von der allzuschnellen Entwicklung überholten Ruinen einer vergangenen Epoche auf natürlichem Wege Platz gemacht haben für die scheuklappenlose Thätigkeit zeitreifer Gegenwartsmenschen. Daß der Versuch, unter ihnen Verständnis für die moderne Gedankenwelt zu erwecken, aussichtslos ist, hat die Erfahrung immer noch bestätigt. Als Mahner zur Geduld und zum Rechnen mit den reellen Verhältnissen sei vorliegende Schrift allen hitzigen Stürmern und Drängern empfohlen. Heinz.

Enrico Ferri: „Sozialismus und moderne Wissenschaft.“ (Darwin — Spencer — Marx.) Übersetzt von Dr. H. Kurella. (Leipzig, Wigand. 1895. 169 S. 1,50 Mk.)

Vorliegendes Buch ist ein in mehrfacher Hinsicht interessantes Symptom. Es zeugt erstens von der magnetischen Gewalt, mit der die sozialistische Idee alle Disciplinen menschlicher Geistesthätigkeit in seine Beleuchtung nötigt und zur Stellungnahme zwingt, es giebt ferner ein Bild von dem eigentümlichen status der ita-

lienischen sozialistischen Bewegung, die — recht entgegengesetzt unsern Verhältnissen — bislang ihre stärksten Wurzeln gerade in den Kreisen der Gebildeten und der Landbevölkerung hat. (Daher finden wir einmal den großen Einfluß, den die Ideen der Bodenreformer dort noch finden, andrerseits eine öffentliche Solidarität der kopfarbeitenden Stände mit dem Proletariat, wie sie bei uns nicht möglich ist; kein deutscher Dozent könnte sich, ohne das schlimmste zu riskieren, wie Ferri offen als Sozialdemokrat bezeichnen und agitatorisch bethätigen.) Des weiteren giebt es wieder einen Beweis von der eigentümlichen Weise geistiger Arbeit, die der Romane als Gelehrsamkeit und Wissenschaftlichkeit ansieht, und die uns, an den sprichwörtlich gewordenen Bienenfleiß, die vorsichtige und eindringende Exaktheit, die trockne, komprimierte Darstellung unserer Professoren gewöhnten Deutschen so oft oberflächlich erscheint. Ein deutscher Professor hätte schwerlich ein so offen radikales, keinesfalls aber ein so feuilletonistisches Buch produziert. — Endlich ist dies wiederum ein Zeichen, wie der Marxismus, seines nahen Sieges auf sachlich-nationalökonomischem Gebiet sicher, nunmehr innerlich auszureifen und weiterzubauen beginnt, wie er namentlich mit seinem Genossen im geistigen Kampfe gegen die Reaktion: mit der auf Darwin und Spencer beruhenden modernen Weltanschauung des Monismus und Evolutionismus, Fühlung sucht und sich mit ihr zu einem einheitlichen Ganzen zu verschmelzen anschickt. Es ist ein seltsamer Zufall, daß ein und dasselbe Jahr, 1859, die drei revolutionierendsten Geisteswerke unserer Zeit hervorgebracht hat: den „Tristan", „The origin of species" und die „Kritik der politischen Ökonomie", nachdem kaum ein Jahr früher Spencers „First principles" erschienen waren. Seitens der zünftigen Universitätswissenschaft hat man eine Zeit lang versucht, jene beiden Revolutionäre gegen einander auszuspielen; jetzt mehren sich die Anzeichen, daß man im Gegenteil ihre Untrennbarkeit einzusehen beginnt. Aus dieser Entwicklungsphase stammt das Ferrische Buch. Im ersten Teil: Darwinismus und Sozialismus, behandelt er die drei Probleme der menschlichen Ungleichheit, des Kampfes ums Dasein in seinen verschiedenen Formen der Kulturentwicklung, und des aristokratischen Selektionsprinzips. (Die zweite Hälfte des Darwinismus: Abstammungslehre und Transformismus, kommt hier nicht in Betracht.) Im zweiten Teil: Entwicklungslehre und Sozialismus bespricht er die Marx'sche Anschauung von der „beständigen, unbegrenzten Variabilität des wirtschaftlichen Lebens", das Gesetz der konstanten „Umkehr gesellschaftlicher Einrichtungen zu primitiven Formen und Merkmalen" (hier speziell der Rückkehr vom Privateigentum zum Kollektivismus) und das Gesetz, „daß jede neue Phase der . . . Entwicklung die wesentlichen Erscheinungen der vorhergehenden Phasen nicht zerstört, sondern sie in allem Lebensfähigen . . . erhält und nur ihre perversen oder pathologischen Erscheinungen beseitigt" (hier speziell auf den Individualismus und die persönliche Freiheit angewendet). Im dritten Teil: Soziologie und Sozialismus beleuchtet er endlich die — bisher leider viel zu wenig gewürdigte — Marx'sche Geschichtsphilosophie des „ökonomischen Determinismus" in ihren beiden Prinzipien: der sozialen Dynamik, als der Lehre von der Bedingtheit des „ideologischen Überbaus" durch den Unterbau der wirtschaftlichen Struktur und der sozialen Statik, als der Theorie vom Klassenkampf. Das Buch schließt mit einer Darlegung und Kritik des Anarchismus als eines die historische Entwicklung ignorierenden Utopismus; ein sachwissenschaftliches Werk darf man nicht in ihm suchen, wohl aber ein reiche Anregung über aktuelle Fragen bietendes allgemeinverständliches Werk eines klaren und besonnenen Sozialisten.

Heinz.

Dr. Heinrich Herkner: „Die Arbeiterfrage. Eine Einführung.“ (Berlin, J. Guttentag, 1894.)

Das Buch zerfällt in drei Teile: einen historischen, enthaltend die soziale Geschichte Frankreichs, Englands und Deutschlands im letzten Jahrhundert; einen theoretischen, welcher die Arbeiterfrage „vom sittlichen Standpunkte aus“ behandelt und eine Darstellung des Liberalismus und Kommunismus giebt, und in einen praktischen, der sich mit der „sozialen Reform“ beschäftigt, das Wesen des wirtschaftlichen Fortschritts darlegt und die Aufgaben bespricht, die zur Beförderung desselben den freien Organisationen (Gewerkvereinen, freien Hilfskassen, Produktivassociationen ꝛc.) und dem Staat und der Gemeinde zufallen.

Der erste Teil leidet unter einer einseitigen Überschätzung der englischen Verhältnisse. Die vielgepriesenen englischen Gewerkvereine haben nur für die qualifizierten Arbeiter Wert. Es bestehen allerdings seit etwa sieben Jahren auch Gewerkvereine unqualifizierter Arbeiter in England, doch haben diese bisher keine Erfolge erzielt. Je mehr aber die Maschine die Industrie erobert, desto mehr verschwinden die qualifizierten Arbeiter und nehmen die unqualifizierten zu. Der unqualifizierte Arbeiter ist es, der den Mittelpunkt der Arbeiterfrage bildet, nicht jene Elite der Arbeiteraristokratie, die in den älteren englischen Gewerkvereinen ihre einseitige und engherzige Standesvertretung hat. Herkner ist der Meinung, daß die liberale Wirtschaftsordnung, weit entfernt, ihrem Untergang zuzueilen, mit der Herstellung der faktischen Freiheit des Arbeitsvertrages erst zur rechten Entfaltung kommen werde; die Entwicklung der englischen Arbeiterverhältnisse in den letzten zwei Jahrzehnten habe diese von Brentano vertretene Lehre bestätigt. In Wirklichkeit ist genau das Gegenteil der Fall. Auch die englischen Arbeiter sehen immer mehr ein, daß das liberale Prinzip der Selbsthilfe die soziale Frage nie und nimmer zu lösen vermag, und in hellen Haufen sind sie, gerade in den letzten Jahren, in das Lager der Sozialdemokratie übergegangen. Eine völlige Umwälzung in den englischen Arbeiterverhältnissen hat damit begonnen. Angesichts dieser Thatsachen von einer Bestätigung der Lehren des Herrn Lujo Brentano zu sprechen, ist stark.

Ich weiß wohl, daß unsere „naturwissenschaftliche“ Zeit philosophischen Betrachtungen abgeneigt ist. Der sozialen Frage liegt aber ein ethisches Problem zu Grunde, und wer an diese Frage wissenschaftlich herantritt, der sollte sich zunächst über sein ethisches Glaubensbekenntnis ausweisen. Dieser Anforderung wird von den modernen Nationalökonomen leider selten oder nie entsprochen. Es ist daher höchst anerkennenswert, daß Herkner es für nötig hielt, seinen praktischen Forderungen eine solche philosophische Grundlage zu geben. Der moderne Sozialpolitiker hat die Wahl zwischen drei ethischen Grundrichtungen: der des Christentums, die in ihren Konsequenzen zum Sozialismus, der des Nietzscheanismus, die zum Individualismus, und der des modernen Materialismus, die zur Negierung jedes Moralprinzips führt. Herkner macht zwar diese Scheidung nicht, aber er geht, soweit es auf sechzehn Seiten möglich ist, auf einige der herrschenden Richtungen ein und setzt sich mit ihnen kritisch auseinander. Daran schließen sich dann Betrachtungen über die Grundgedanken des Liberalismus und Kommunismus. Das Resultat ist: Liberalismus und Kommunismus sind gleich ungeeignet, die Annäherung an die idealen Ziele der menschheitlichen Entwicklung zu bewirken. Der Liberalismus hat die Freiheit in zu abstrakter, formaler Weise aufgefaßt und über ihr die Ausgleichung der sozialen und ökonomischen Verhältnisse vergessen; der Kommunismus wieder opfert die Freiheit den Idealen der Gleichheit und der ökonomischen Beglückung. Liberalismus und

Kommunismus sind in die Welt gekommen, nicht um zu erfüllen, sondern um vorzubereiten.

Der dritte Teil zeigt alle Vorzüge und Fehler der sozialreformatorischen Richtung. Scharfe Kritik der heute bestehenden Verhältnisse. Rücksichtslose Aufdeckung aller Schäden. Nichts wird verschwiegen und nichts bemäntelt. Das vorgebrachte Material ist unanfechtbar, und seine Gruppierung beweist stets, was sie beweisen soll. Ein wahrer Triumph der exakten Richtung Brentanoscher Schule, deren hervorragendster Vertreter Herkner zweifellos ist. Aber nun kommen die Folgerungen, die praktischen Forderungen — und da hat die Courage plötzlich ein Ende. Der Gelehrte, der unerbittliche Kritiker und furchtlose Apostel der Wahrheit dankt ab, und der „Staatsmann" betritt die Bühne. Hier kann ich Herkner beim besten Willen nicht mehr folgen. Sind die heutigen Zustände so, wie er sie schildert, dann sind die Grundlagen unserer Gesellschaftsordnung nicht wert, auch nur einen Tag länger zu bestehen. Da giebt es nichts mehr zu reformieren und auszubessern: der alte Stiefel ist aufgebraucht, weg mit ihm. Jedes neue Fick an ihm giebt neue Hühneraugen —.

Das Buch ist angenehm zu lesen und kann daher jedem empfohlen werden, der sich ohne Anstrengung mit den für die Beurteilung der sozialen Frage wichtigsten Thatsachen vertraut machen will. Daß es den Brentanoschen Lehren neue Anhänger werben wird, glaube ich nicht.

Dr. Tobias Knopp.

Vermischte Schriften.

Französische Reiseskizzen von Heinrich Pudor. Mit fünf Bildern und einer Karte. (Selbstverlag des Verfassers.)

Das Buch enthält zuerst die Schilderung einer Riviera-Reise. Dann folgt eine Reise von Newhaven-Dieppe über Amiens, Douai, Valenciennes nach Brüssel. Den größten Teil des Buches nimmt eine Zweiradreise von München nach Paris, Havre, Trouville und von da nach den Kanalinseln ein. Letztere werden ziemlich genau beschrieben. Doch hält sich der Verfasser mehr an die Schilderung von Äußerlichkeiten und es will ihm nicht recht gelingen, ein lebendiges Bild von Land und Leuten zu entwerfen. Es ist in dem Buche wohl viel von „Temperament" die Rede, aber leider nicht viel davon zu spüren. Es wird alles, was der Autor that und sah, möglichst genau aufgezählt; aber der rechte Schwung fehlt und die wahre Begeisterung, die das Geschaute vor dem Leser wieder neu erstehen lassen kann. R. R.

Privat-Brevier Goethe'scher Aussprüche von H. Siegfried. (München; Carl Rupprechts Verlag.)

Dieses Büchlein, das sich schon durch seinen äußerst geschmackvollen Empire-Einband, durch schönes Papier und sorgfältigen Druck dem Beschauer als ein kleines Kunstwerk des modernen Buchgewerbes empfiehlt, enthält eine sehr schöne Auswahl bekannter und weniger bekannter Aussprüche des großen Olympiers. Das Material ist in vier Abteilungen geordnet: Leben, Kunst und Künstler, Gott und Religion, Natur. Die Sammlung war ursprünglich nur zum eigenen Gebrauch und ohne den Gedanken an eine Veröffentlichung angelegt worden, sie ist also ganz nach individuellem Empfinden zusammengestellt, als ein Merk- und Erinnerungsbüchlein, das, wie der Herausgeber in der Vorrede erwähnt, keinen andern Anspruch erhebt als den: da und dort einen Freund zu finden, der sie so lieb gewinnt wie der Sammler und der Empfänger des geschriebenen Originals.

H. M.

Corpsstudentische Betrachtungen von einem jüngeren A. H. (Cassel, Verlag von Th. G. Fischer & Co.)

Dieser jüngere „alte Herr" hat sehr vernünftige Ansichten und spricht sie unumwunden aus. Vor allem wendet er

sich gegen die Verknöcherung des Corpswesens in langweiligem und geistlosem Formelkram. Er geißelt die trostlose Geistesöde der offiziellen Kneipe und wendet sich gegen den Übelstand, daß das Corps seine Aktiven völlig isoliert und von der übrigen studierenden oder nicht studierenden Welt abschneidet. Er zeigt, daß dem Aktiven, der thatsächlich höchstens vier Stunden täglich frei über sich verfügen kann, der Kollegienbesuch — also die eigentliche Ausübung des studentischen Berufes — unmöglich gemacht wird. Schließlich deckt er auch — und zwar als Anhänger des Mensursportes — die auf dem Fechtboden in den letzten 10 bis 20 Jahren eingerissenen Übelstände auf (die unnatürliche hohe Auslage, die Breitstellung des Körpers 2c.). Der Verfasser möchte das Corpswesen regenerieren, verjüngen, damit es nicht von der neuen Zeit hinweggefegt werde. Er wird in den Wind predigen; denn ein Organismus, in dem der Verkalkungs- und Verknöcherungsprozeß schon so weit fortgeschritten ist, muß dem natürlichen Tode verfallen und läßt sich durch schöne Worte nicht mehr retten. Das zwanzigste Jahrhundert wird mit anderen Versteinerungen auch die Corps zum Kulturschutt werfen.
K. S.

Dr. Paul Wigand: Die Erde der Mittelpunkt der Welt. Zeitfragen des christlichen Volkslebens. (Stuttgart, Belser.) — Der Standpunkt des Verfassers ist nicht der unsere; aber von diesem seinem Standpunkt aus hat er das Thema mit Wärme, Verständnis, Kenntnis und, was uns so ungemein wohlgethan hat, in einem guten, klaren und anmutenden Deutsch behandelt. I. M. H.

Graf Paul von Haensbroech: Ultramontane Leistungen. I. Ultramontanismus und Sozialdemokratie. II. Die Wunderberichte des Bischofs von Trier. (Berlin, Walther.) — Der erste Aufsatz verbreitet sich über Belgien, dieses Eldorado der Klöster und Anarchisten. Ich vermute, daß wir in nächster Zeit in Süddeutschland ähnliche Erscheinungen werden konstatieren müssen. Daß die „Rettung der Sozialdemokratie" durch die Ultramontanen eitel Gefunker ist, war bekannt; doch haben uns die Zahlen für Belgien wirklich überrascht und amüsiert. Der zweite Aufsatz interessierte uns nicht. Überhaupt möchten wir Herrn Haensbroech zu bedenken geben, ob er denn glaubt, daß er einen Fortschritt gemacht habe, wenn er statt in die „Stimmen aus Maria-Laach" in die „Preußischen Jahrbücher" schreibt? Wir haben überhaupt in dem Austritt des Herrn Hoensbroech aus dem Jesuitenorden noch nie etwas merkwürdiges entdecken können. Daß ein preußischer Junker auch ein Junker bleibt, daß irgendwann einmal doch seine junkerlichen Instinkte die Oberhand gewinnen — das wußten wir bereits und einer Illustration dieses Axioms durch Herrn Haensbroech bedurften wir nicht. Ernsthafte Ultramontane haben auch längst aufgehört, sich mit ihm zu befassen. „Plus cela change, plus c'est la même chose." Die Schreibereien des Herrn Hoensbroech vor seinem Austritt interessierten uns wenig, die nach seinem Austritt noch weniger. Ein Raisonneur, der nicht seine Gedanken zu Ende denken kann, ist uns widerwärtig. J. M. Hofmiller.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge. (Herausgegeben von Virchow u. Wattenbach. Hamburg. Verlagsanstalt, A.-G.)

Heft 201: Rover, Die Faustsage und ihre poetische Gestaltung.

Heft 204: Thuemmel: Über die südslavische Guslarenepik.

Heft 208: Bender: Luise von François.

Heft 211: Marx: Der dichterische Entwicklungsgang Shakespeares.

Eine Kritik dieser Hefte erscheint uns überflüssig, da die Namen der Herausgeber für die Solidität der einzelnen Arbeiten bürgen. Besonders gefreut hat uns die Schrift Thuemmels. Daß die Verfasser nicht so ins Einzelne gehen können, wie

wirs manchmal gerne gesehen hätten, findet seinen Grund in den Zielen der Sammlung. J. M. H.

Bilderatlas zur deutschen Geschichte. Zusammengestellt und mit erklärenden Anmerkungen versehen von Dr. Paul Knötel. (Bielefeld und Leipzig, Verlag von Velhagen & Klasing.)

Unsere Zeit verwendet mit Recht große Sorgfalt auf die Herstellung passender Lehrmittel. Auch der genannte Bilderatlas ist ein solches. Er ist hauptsächlich für die Hand des Schülers bestimmt, dem durch die bildliche Vorführung von Monumenten, Städteansichten, Porträts u. s. w. das im Geschichtsunterricht Gelernte veranschaulicht werden soll. Die Auswahl der Bilder, die mit der lateranischen Statue des Germanicus beginnen und mit der Ansicht von Helgoland und dem neuen Reichstagsgebäude in Berlin schließen, ist eine recht glückliche. Die kurzgefaßten Erklärungen unter den Bildern wollen nicht nur Fremdartiges in Bezug auf Tracht, Stil &c. erläutern, sondern den Beschauer auch auf einzelne interessante Züge der Bilder und Monumente hinweisen und ihn so zum Sehen erziehen. Die Ausführung der Bilder ist tadellos. N. N.

Englische Litteratur.

Vor allem muß ich nachträglich noch zwei Gedichtbände erwähnen, die Ende vorigen Jahres erschienen sind und berechtigtes Aufsehen erregten. Es sind: „Odes, and Other Poems“ von William Watson (London: John Lane) und „Ballads and Songs“ von John Davidson (ebenda). Watson ist ein Formkünstler ersten Ranges. Er schlägt nicht eigentlich neue Töne an, sondern kann als Schüler von Tennyson und Wordsworth bezeichnet werden, aber eben deshalb ist er in England beliebt, und so sind denn auch viele der in den „Oden und anderen Gedichten“ enthaltenen Stücke vorher in vielgelesenen Zeitschriften wie Spectator, Daily Chronicle u. s. w. erschienen. Deshalb darf man aber nicht glauben, daß die Lyrik Watsons sich mit den Verskünsten vergleichen lasse, die ab und zu deutsche Familienblätter schmücken. Damit würde man dem englischen Lyriker Unrecht thun, der stets einen tieferen Gedankengehalt anstrebt. Aber seine Verse stürmen nicht leidenschaftlich einher, sondern bewegen sich in würdigem, gemessenem Schritt und mit sinnend gesenktem Haupte. — Ganz anders John Davidson in seinen „Balladen und Gesängen“. Mr. Davidson ist ein Stürmer und Dränger. Er besitzt Kraft und Begeisterung und große Originalität. Seine Verse sind melodisch, selbst wenn sie ans Groteske streifen, vor allem aber vollkräftig und lebendig. Der Dichter scheut vor nichts zurück, er faßt die gewagtesten Stoffe an und verkündet mit lauter Stimme das Evangelium der Sinnlichkeit. Am wildesten offenbart sich diese Tendenz in der „Ballade von einer Nonne“. Eine Nonne, die Pförtnerin ihres Klosters, die zehn Jahre lang ein reines, gottergebenes und asketisches Leben geführt, wird plötzlich von einem Drange nach wilder, ungemessener Sinnlichkeit erfaßt, von einer Art unbezähmbarer, tierischer Brunst. Ihrer selbst nicht mehr Herr, verläßt sie ihren Posten, entweicht halbnackt aus dem Kloster und flieht nach der Stadt, wo sie sich dem Ersten Besten in die Arme wirft mit dem Ruf: „Ich bring dir meine Jungfräulichkeit.“ Der Fremde verschmäht die Gabe nicht, und es folgt eine Zeit rasenden Liebesgenusses. Endlich kehrt sie wieder nach ihrem Kloster zurück, um Mitternacht, abgemagert und halb verhungert, wie eine Wölfin, und verlangt lebendig eingemauert zu werden. Aber nun zeigt es sich, daß Gott die Jungfrau Maria herabgesandt hatte, um ihre Stelle einzunehmen, während sie ihr Gelübde brach, damit man sie im Kloster nicht vermisse. Und so fährt sie denn nach ihrer Rückkehr fort, dem Kloster als Pförtnerin zu dienen, wie zuvor. Ja die Mutter Gottes sagt ihr beim Abschied:

„You are sister to the mountains now,
And sister to the day and night;
Sister to God."

Das ist allerdings stark, und die englische Kritik hat sich zum Teil sehr entrüstet über diese Heiligsprechung des Lasters ausgesprochen — denn die Nonne bereut ja ihren Fehltritt nicht. Wenn man näher zusieht, ist diese Entrüstung allerdings ungerechtfertigt; denn die Nonne handelt unter einem Zwang, ja sogar unter einem krankhaften Zwang, der eine freie Selbstbestimmung und somit die moralische Verantwortlichkeit ausschließt. Ferner will aber der Dichter — nicht etwa das Laster und die ungezügelte Sinnenbrunst kanonisieren, sondern nur darthun, daß der von Gott selbst erschaffene und durch den Zwang einer sinnlosen Askese gewaltsam zurückgedrängte Naturtrieb seine Schranken brechen muß, und daß dieses Durchbrechen der unnatürlichen, nur auf Menschensatzung beruhenden Schranken nicht Sünde sein kann. Darum nennt die Jungfrau Maria die Nonne nach dem Fall eine „Schwester der Berge", eine „Schwester von Tag und Nacht", weil sie nun eins ist mit der Natur. Und da der Dichter die Natur gleich Gott setzt, so ist sie auch „eine Schwester Gottes". Der Dichter will also keineswegs eine Frivolität aussprechen, sondern einen tiefen poetischen Gedanken, wenn auch nicht geleugnet werden kann, daß die Einkleidung dieses Gedankens in die christliche Legende und die Idee, die Madonna zur Verkünderin dieses Gedankens zu machen, stark barock ist. Das ist aber eben das Bezeichnende für Davidsons Schaffen: Er sucht den Rosettischen Präraphaelitismus mit der mittelalterlichen Romantik, der gaelischen Volksepik und dem modernen Ideengehalt zu einer Einheit zu verschmelzen; daß diese so verschiedenen Richtungen sich nicht amalgamieren lassen, ist natürlich, und darin liegt Davidsons Schwäche, das Unvergorene und Unausgeglichene seiner Dichtungen. Trotz allem aber ist ein solches unfertiges und unabgeklärtes Buch reicher an Schönheiten und Anregungen, als manches „ausgereifte" und „ausgeglichene" Durchschnittswerk.

Jüngst hat Davidson auch einen ganz grotesken Prosaband veröffentlicht, der den langen Titel führt: „A Full and True Account of the Wonderful Mission of Earl Lavender, which Lasted One Night and One Day: with a History of the Pursuit of Earl Lavender and Lord Brumm by Mrs. Scamier and Maud Emblem" und bei Ward & Downey erschienen ist. Unter welches Genre man dieses tolle Buch einreihen soll, ist sehr schwer zu sagen. Es ist keine Humoreske, es ist keine Satire, es ist einfach eine ganz unmögliche Geschichte, deren komische Wirkung zum Teil eben in ihrer Unmöglichkeit liegt. Sie gemahnt uns an jene englischen Grotesk-Tänze, die weder schön noch eigentlich komisch sind, und die ihre Wirkung doch niemals verfehlen. Der Held der Geschichte, Graf Lavender, ist eine Art von Don Quixote — doch hat er nichts von der Erhabenheit und Weisheit des edlen Junkers von La Mancha, und seine Verrücktheit ist mehr spleeniger Natur. Er ist erst kurze Zeit mit einer reizenden jungen Dame verheiratet. In der Ehe werden sonst die Leute vernünftig. Nicht so Graf Lavender, er hält sich für den Mann, der am besten in die Welt paßt, aber auch für den Apostel und Verkünder einer neuen Lehre, der Lehre von der Evolution oder Entwicklung, die seiner Meinung nach das ganze soziale Leben umgestalten müsse. Unter dieser „Entwicklungslehre" darf man aber nicht etwa etwas Ähnliches wie den Darwinismus oder den Haeckelismus verstehen, es ist vielmehr die Meinung, daß man fröhlich in den Tag hineinleben dürfe und die Sachen nur gehen zu lassen brauche, daß sich alles schon von selbst zum besten „entwickeln" werde, eben für den, der an die Wunderkraft der evolution glaubt. Diese Theorie ist sehr hübsch und bequem, sie muß aber in der

Praxis ihre Anhänger beständig in Konflikt mit der Polizei bringen. — So zieht denn Graf Lavender in Begleitung seines allerdings erst halb bekehrten Anhängers, des Lord Brumm, aus, ohne einen Groschen Geld in der Tasche, um sein Evangelium zu verkünden. Sie gehen in ein feines Restaurant, speisen und lassen die evolution für Bezahlung sorgen. Und wirklich die „Entwicklung" naht in der Gestalt eines Zeitungsschreibers, der die Zeche bezahlt. Sie fahren in einem Cap nach dem Cirkus, der Kutscher mag sich von der evolution bezahlen lassen oder warten bis er schwarz wird. Nach dem Cirkus begeben sie sich ins Café Benvenuto, um auf dieselbe angenehme Weise zu soupieren. Dem guten Lord Brumm wird die Sache zwar etwas unheimlich, aber Graf Lavender hält ihm eine Moralpredigt nach seiner Façon:

„Nichts verdrießt die „Evolution" mehr, mein lieber Brumm," sagte er, „als halber Glaube. Wir dürfen uns nicht zur Annahme verleiten lassen, daß es für die „Evolution" leichter sei, die Kosten einer Schüssel Maccaroni als die eines Soupers von vier Gängen zu bestreiten." Das Souper wird verzehrt, die Herren wollen aufbrechen und der Kellner verlangt Begleichung der Zeche und will sich nicht auf die Evolution vertrösten lassen. Eine hübsche Dame erlöst die beiden merkwürdigen Cavaliere aus ihrer fatalen Situation und schleppt sie mit sich nach Hause, wo sich dann eine ganz tolle Prügelscene mit Damen abspielt. Schließlich wird dem Grafen Lavender gedroht, man wolle ihn nackt auf die Straße setzen. Dieser Gedanke imponiert ihm so, daß er beschließt, mit seinem getreuen Brumm aus eigenem Antrieb um die Mittagszeit einen Spaziergang durch London zu machen, im adamitischen Kostüm; auch Brumm geht unbekleidet, trägt aber eine Tafel vor der Brust und eine auf dem Rücken als „Sandwishman". Daraus entstehen wieder die tollsten Abenteuer. Trotz der Unmöglichkeit und Verrücktheit des Ganzen kommt man doch nicht aus dem Lachen heraus, denn alles ist äußerst drollig erzählt. Von einer zwischen den Zeilen all dieses tollen Zeugs etwa verborgenen tieferen Idee habe ich allerdings nichts entdecken können und ich wäre in größter Verlegenheit, wenn ich irgend einen verborgenen Symbolismus aus all diesen verrückten und lächerlichen Begebenheiten herausklauben sollte.

Neue Romane oder „Novels", wie der Engländer sagt, erscheinen unendlich viele. Aus diesem Flockengestiebe von bedrucktem Papier seien nur einzelne Blätter festgehalten:

John Ferrars, der früher Feenmärchen schrieb, bringt einen Roman „The Maid of Havodwen" (Digby, Long & Co.), in dem es ebenso feenhaft, das heißt unmöglich zugeht, wie in einer Zauberposse. Da läßt sich eine junge Dame um Mitternacht davonschleppen, um bei einer Trauung die Stellvertreterin der Braut zu spielen, nur um einem jungen Manne gefällig zu sein, den sie erst ein einziges Mal gesehn; oder ein alter Mann läuft fort, ohne jemand ein Sterbenswörtchen zu sagen, treibt sich drei Jahre in den Goldfeldern Australiens herum, und kommt dann ebenso zufällig und selbstverständlich wieder nach Hause, wie er fortging, und so weiter. Der Autor wirft mit seinen Personen herum wie der Jongleur mit seinen Bällen. — Miß E. B. Bayley, die Verfasserin von „Jonathan Merle", erscheint mit einem Temperenz-Roman, „Zachary Brough's Venture" betitelt (Jarrold & Sons), in welchem sie den Beweis zu erbringen sucht, daß ein Trunkenbold, selbst schon im vorgeschritteneren Stadium, noch zu retten und seinem Laster völlig zu entreißen sei. Wir wollen mit der Verfasserin über die „Möglichkeit" des Falles nicht rechten. Jedenfalls sind solche Rettungen selten, doch mögen sie in einzelnen Fällen immerhin vorkommen. Das Buch ist sorgfältig geschrieben und zeugt von geübter Beobachtung; auch die künstlerische Komposition geht über das Niveau

einer sogenannten Tendenzschrift hinaus. — An dem Roman „The Devil's Playground" von John Mackie (Fisher Unwin) ist nichts Teuflisches als der Titel. Die Geschichte spielt im wilden Nordwesten von Kanada, ist aber im Grunde nur eine einfache Familien- und Liebesgeschichte, die ebensogut in England oder in Deutschland vor sich gehen könnte. Am Ende kriechen sie sich.

Horace Annesley Vachell entwickelt in seinem Roman „The Model of Christian Gay" (London: Richard Bentley & Son) ein hübsches Erzählertalent. Er bezeichnet sein Buch als „a study of certain phases of life in California", und in der That sind die Bilder aus dem kalifornischen Leben das Anziehendste darin. Sie verraten eine eingehende Kenntnis von Land und Leuten und eine scharfe Beobachtungsgabe. — Ein guter und im modernen Geist geschriebener realistischer Roman ist „Olympia's Journal" von W. S. Holnut (London, George Bell & Sons). Es ist die dornenvolle Geschichte eines jungen Mädchens, das sich der Litteratur widmen will. Die Ratschläge, die sie von einem jungen litterarischen Freunde einholt, der selber bereits auf dem besten Wege zum Erfolge ist, können von jungen Litteraten wohl beherzigt werden; die Erfahrungen aber, die Olympia machen muß, können eher als warnendes Beispiel dienen. Das Buch ist frisch und originell geschrieben.

Albert D. Vandams „Mystery of the Patrician Club" (bei Chapman & Hall) ist eine regelrechte Kriminalgeschichte, die ihre Wirkung auf den Liebhaber derartiger Lektüre nicht verfehlen wird, weil der Verfasser seinen „Fall" — die Ermordung eines Club-Kellners durch ein Mitglied des Clubs — mit außerordentlichem Scharfsinn behandelt und die ganze Kunst eines virtuosen Detektives in seiner Erzählung entfaltet.

„Roman Gossip" von Frances Elliot (London: John Murray) ist ein sehr unterhaltendes Buch, wenn man es auch für nichts anderes nehmen darf, als eben für „Klatsch", wie der Titel besagt. Miß Elliot weiß aber diesen römischen Klatsch sehr gefällig vorzubringen und nicht ohne Schalkhaftigkeit. Allzusehr durch die kritische Brille darf man die erzählten Histörchen allerdings nicht betrachten, denn Miß Elliot nimmt eben ihren Stoff, wo sie ihn findet, aber sie behandelt ihn mit dem Freimut einer Dame, die sich viel in der Welt umgesehen hat. Sehr interessant sind die Kapitel über die Päpste Pius IX. und und Leo XIII., über Antonelli und Garibaldi. Besonders Pio nono ist vorzüglich geschildert, und die Autorin läßt Streiflichter auf alle Phasen seines wechselvollen Lebens fallen. Wir sehen ihn als flotten Offizier der guardia nobile, als jungen Priester, als Bischof, als freisinnigen Papst, als Spielball eines Antonelli und der Jesuiten und schließlich als Gefangenen des Vatikans und unversöhnlichen Feind des geeinigten Italiens. Auch der napoleonische Klatsch kommt zur Geltung, wenn die Darstellung hier auch weniger lebendig ist. Doch gelingt es ihr auch hier, ein paar unbekannte Histörchen auszugraben. Hier eine Anekdote, auf die ich Spiritisten und Okkultisten aufmerksam machen möchte: Napoleon starb auf St. Helena am 5. Mai 1821 bei Sonnenuntergang. Am selben Tage, ebenfalls bei Sonnenuntergang, meldete sich ein Fremder im Palazzo Buonaparte in Rom und verlangte Madame Mère (die Mutter Napoleons) dringend zu sprechen. „Haben Sie um eine Audienz gebeten?" fragt der Thürsteher. „Madame empfängt keinen Unbekannten." Der Fremde verneint, besteht aber darauf, die alte Dame sofort sprechen zu müssen. Seine Art war so ernst und gemessen, daß der Portier ihn hinaufführen und melden mußte, und kurz darauf stand er vor der Mutter des Kaisers und sagt feierlich: „Während ich mit Ihnen spreche, wird der Kaiser von seinen Leiden erlöst; er ist tot. Küssen Sie das Bild des Gekreuzigten." Damit reichte er ihr das Kruzifix und ging von dannen. Erst

zehn Wochen später langte von St. Helena die Botschaft an, daß Napoleon zur selben Stunde gestorben sei. — Ein englischer Kritiker meint nicht mit Unrecht, daß sich der Geist doch in der Zeit geirrt habe; aber damals konnte man von solchen übernatürlichen Erscheinungen noch nicht verlangen, daß sie die geographische Breite und den sich daraus ergebenden Zeitunterschied für die verschiedenen Stellen des Globus in Rechnung zögen.

Auch England hat seine naturalistischen Dramatiker und — es ist ja heutzutage die tägliche Folge davon — seine Polizeiverbote für die Aufführung ihrer Dramen. So wurde die öffentliche Darstellung eines kleinen naturalistischen Dramas von William Heinemann verboten, das sich „The First Step“ betitelt und bei John Lane in splendider Ausstattung erschien. Der Autor, der unstreitig unter dem Einfluß Zolas, Ibsens und der modernen Realisten steht, behandelt in dem „Ersten Schritt“ die Verführungsgeschichte eines jungen Mädchens, das von ihrem natürlichen Beschützer an einen Wüstling ausgeliefert wird. Ersterer ist letzterem stark verschuldet, und so hat dieser Macht über den an und für sich schon zum Bösen neigenden Charakter gewonnen. Die Engländer sind bekanntlich ein sehr prüdes Volk; und doch hat ein Teil der Kritik dem Autor Gerechtigkeit widerfahren lassen und das Aufführungsverbot verurteilt. Ein angesehenes Blatt vergleicht das kleine Drama nicht ungeschickt mit einem Hogarthschen Kupferstich, der auch abstoßende Vorgänge schildere, deswegen aber dennoch ein Kunstwerk sei.

Hier seien auch noch einige Übersetzungen erwähnt, die besonders das deutsche Publikum interessieren:

Eine sehr schöne Auswahl deutscher Lyrik in englischen Übertragungen hat Madame Kate Freiligrath-Kroeker, die Tochter des Dichters Freiligrath, veranstaltet. Die zum Teil recht schönen und wohlgelungenen Übersetzungen rühren von der Herausgeberin selber her, die als Tochter eines berühmten Dichters und selber in der Kunst des Gesangs bewandert zu dieser Aufgabe ganz besonders berufen schien. Die in ihrer Sammlung am meisten berücksichtigten Dichter sind Heinrich Heine und Wilhelm Müller.

Auch Gerhart Hauptmanns „Hannele“ ist von William Ascher ins Englische übersetzt worden und bei Heinemann erschienen. Die Übersetzung klingt etwas farblos. Die englische Kritik konnte sich mit der Dichtung nicht befreunden; die realistischen Scenen des Armenhauses erscheinen ihr zu kraß und die Traumerscheinungen zu schemenhaft.

Eine andere interessante Übersetzung ist die des „Parcival“ von Wolfram von Eschenbach durch Miß Jessie L. Weston (London: David Nutt), von der unlängst der zweite und letzte Band erschien. Es ist dies die erste Übersetzung des „Parcival“ in englischer Sprache und eine sehr verdienstvolle Arbeit. Die Aufgabe, die sich Miß Weston gestellt, war keine leichte; denn das moderne Englisch kann das farbensatte Kolorit der klangvollen mittelhochdeutschen Verse nur sehr schwer wiedergeben. Es geht also viel vom Dufte dieser Dichtung verloren. Doch muß man der Übersetzung nachrühmen, daß sie sich sehr gut liest. Sie wird dem mittelalterlichen Sänger gewiß viele neue Freunde werben.

Auch Max Nordaus „Entartung“ ist nach der zweiten Auflage in englischer Übersetzung erschienen (bei William Heinemann). Das Buch macht aber in England keineswegs das Aufsehen, das es in Deutschland gemacht hat. Auch die englische Kritik steht Nordaus Jeremiaden sehr kühl gegenüber, ja sie verspottet ihn sogar. Alec Mc Millan schließt einen längeren Artikel über das Werk in „The Litterary World“ mit den Worten: „Ein merkwürdiges Resultat ergiebt sich aus der Lektüre von Dr. Nordaus Buch, nämlich die feste Überzeugung, daß er selber ein Degenerierter

ist. Er lehrt uns, daß Zwangsvorstellungen, Graphomanie, Ichsucht und eingebildete Angstgefühle als Stigmata der Entartung anzusehen seien. Er sagt in seiner Analyse der Entartung Richard Wagners, daß eine Idee, oder, genauer ausgedrückt, ein Wort sich in seinem Geist besonders festgesetzt habe, nämlich das Wort „Erlösung“. Man setze nun für „Erlösung“ „Entartung“, und die Bemerkung läßt sich sehr gut auf Dr. Nordau anwenden. Ferner gebraucht er seine Feder manchmal mit dem wollüstigen Überschwang eines Graphomanen. Seine übertriebene Beschreibung der Fin-de-siècle-Tollheiten in Frankreich kann ungefähr den gleichen Anspruch auf Wahrheit machen, wie eine Schilderung der englischen Gesellschaft, in der alle Engländer als Oscar Wildes und alle Engländerinnen als Dodos dargestellt würden. — Es ist ein Zeichen von Ichsucht, wenn er in seiner „Widmung“ in dem Gedanken schwelgt, daß sein Buch ein so großes Aufsehen machen werde, daß er dadurch den unversöhnlichen Haß der Künstler und Schriftsteller, die Wut der Kritiker und den Zorn des Publikums auf sich herabbeschwören werde. Und er ist ein Opfer eingebildeter Angstgefühle, wenn er — wir verweisen nochmals auf die „Widmung“ — glaubt, daß er seines Buches wegen von der Presse werde „zu Tode gequält werden“. Er möge sich nicht weiter ängstigen; denn die Presse wird ihn in Frieden lassen, bis er mit einem neuen Werke vor die Öffentlichkeit treten wird. Wir können einstweilen nicht mehr über ihn sagen, als daß er uns als ein geistreicher und schneidiger Satiriker für die Thorheiten des Tages erscheint, interessant, aber als Kritiker von Litteratur und Kunstwerken oft querköpfig, und daß wir von seinen wissenschaftlichen Behauptungen schmerzlich enttäuscht sind.“

Zum Schlusse habe ich noch zu berichten, daß am Ende vorigen Jahres (29. Dezember) die größte zeitgenössische englische Dichterin Christina Georgina Rosetti, die Schwester von Dante Gabriel Rosetti, gestorben ist. Die Liebe zur Dichtkunst war in ihrer Familie erblich; denn ihr Vater, Francis Rosetti, war schon Poet gewesen und ihre Mutter, Gabriele Rosetti, war die Tochter des italienischen Milton-Übersetzers und eine Schwester von Byrons Arzt und Freund. Christina wurde am 5. Dezember 1830 in London geboren. Sie und ihr Bruder Dante zeigten ihre Begabung sehr frühzeitig. Die ersten Gedichte Christinas erschienen in der kurzlebigen Zeitschrift „Germ“, dem Organ der Praeraphaeliten. Ihr „Goblin Market“ und „The Prince's Progress“ wurden von ihrem Bruder illustriert, dem sie selber wieder zu seiner „Girlhood of the Virgin Mary“ als Modell diente. 1881 erschien: „A Pageant and Other Poems“. Dann die „Nursery-rhymes“ und zwei Bände kleinerer Erzählungen: „Commonplace“ und „Speaking Likenesses“; 1890 eine Gesamtausgabe ihrer Werke. Ihre Verse zeichneten sich durch feinsten musikalischen Wohlklang aus, den sie durch eine äußerst weise Wahl und Stellung der Worte anstrebte. Ihre Phantasie bewegte sich in den ätherischen Regionen der Praeraphaeliten, sie verließ die derbe irdische Wirklichkeit, um zu den himmlischen Sphären aufzusteigen. Miß Rosetti war körperlich sehr zart beanlagt und lebte äußerst zurückgezogen in London, wo sie in den Armen ihrer alten Amme verschied. Percy.

Rumänische Litteratur.

George Cosbuc (Coschbuc). In der „Geschichte des rumänischen Schrifttums“ konnte ich G. Coschbuc nicht so ausführlich behandeln, wie er es verdient hätte, teils wegen Raummangels, teils deshalb, weil seine Gedichte noch nicht gesammelt erschienen und daher schwer zugänglich waren. Nachdem nun aber 1893 ein stattlicher Band von 256 Seiten zu Bukarest erschienen ist, scheint es mir eine Ehrenpflicht, dies Versäumnis nachzuholen; denn Coschbuc ist, wenn nicht der begab-

teste, so doch sicher einer der begabtesten Dichter der Rumänen.

Geboren ist er 1866 in der Nähe von Kronstadt, dessen Schulen er besuchte. Da er jedoch als Rumäne in Ungarn keine Anstellung fand, ging er, wie die meisten seinesgleichen, nachdem er seine Ausbildung abgeschlossen hatte, nach Bukarest, wo ihm seine Gedichte schon manchen Freund gewonnen hatten. So konnte er, angestrengter Arbeit so wenig hold wie seine Volksgenossen und die Südländer überhaupt, in bedürfnisloser Muße weiter schriftstellern, bis er die „Balade si idile“ herausgab. Mit diesem seinem (abgesehen von Sonderabdrucken einzelner Gedichte) ersten Buche wollen wir uns im folgenden ausschließlich beschäftigen.

Die verschiedenen Gattungen sind nicht streng gesondert, nicht einmal die Überschrift ist erschöpfend, denn eine Menge Gedichte darin sind weder Balladen noch Idyllen. So scheint diese Sonderung auch hier nicht angemessen, wir wollen also unsere Einteilung nicht auf die Form, sondern auf den Inhalt gründen und stellen wie billig den Haupt- und Grundzug voran. Das ist natürlich bei jedem Dichter — außer in Deutschland, wo Nationalsein nach Bamberger bekanntlich Unsinn ist — das Leben des eigenen Volkes, bezw. Landes.

In den „Lenzesboten“ ist von der Eigenart zwar noch nichts zu bemerken, wohl aber schon im „Sommer“, in dessen warme klare Luft der Tschachleu hineinragt. Viel lebendiger ist „Prahova“, die wie von C. Silva als munteres Mädchen dargestellt wird. Den vollkommensten Gegensatz zu diesem rastlosen Vorwärtseilen des Gebirgskindes bildet „Sommernacht“, worin Mensch und Tier, schließlich selbst der Wind einschlummert; nur die heimliche Liebe bleibt wach. Ein ähnlich tiefes Naturgefühl spricht sich in der „Hirtin“ aus; ihr Liebster ist die heilige Sonne, die ihr das Haar vergoldet, so daß sie auch bei bewölktem Himmel ein Andenken hat.

Für gewöhnlich allerdings halten sich ihre Schwestern an irdische Liebhaber, und in dieser Schilderung der ländlichen Herzensangelegenheiten erweist sich der Dichter als außerordentlich scharfer Beobachter. Er zeichnet so treu nach der Wirklichkeit, daß man diese Gedichte für Eigentum des Volkes halten könnte, wenn die Form nicht zuweilen sehr künstlerisch wäre. Wie reizend ist die unschuldige Eitelkeit in „Vorm Spiegel“! Das Mädchen legt der Mutter ganzen Schmuck an und bewundert sich darin solange, bis die Alte heimkehrt. Nun aber schnell alles herunter, sonst giebt es ungebrannte Asche. Zum Glück bringt die Nachbarin grade einen Sack voll Neuigkeiten, so daß das Kind Zeit hat, alles fortzupacken.

War dieses erst die Vorbereitung zum Feldzuge, so hat „Rada“ schon ein Herz erobert. Die Achtzehnjährige (in dem Alter sind aber die meisten Mädchen schon verheiratet) wird geschildert, wie sie vor der Schwalbe aufsteht und den kleinen Haushalt der Mutter besorgt, besonders die Kuh, ihre ganze Habe. Geht sie von der Feldarbeit zum Flusse, eilen alle Burschen ihr nach, aus ihren Händchen zu trinken; wird sie abends an der Thür von einem Burschen gefragt: Worauf wartest du? birgt sie sich erblassend hinter dem Pfosten. Aber wenn sie am Sonntag tanzt, stoßen die Mütter sich an und flüstern sich zu: Verteufelt hübsche Schwiegertochter! Um ein Lächeln von ihr raufen die Burschen ernstlich, aber nur von Wlad läßt sie sich fangen und küssen.

„Die schlechte Zahlerin“ ist klüger: sie läßt sich vom Burschen das Mehl heimtragen. Als er aber die ausbedungenen drei Küsse verlangt, will sie nur von zweien wissen, und schließlich muß er sich gar mit einem begnügen. Ähnlich das „schlanke Nachbarkind“. Es hält dem Liebhaber die Augen zu, flüstert ihm ein Wort ins Ohr und flieht dann in den Wald, die vollen Brüste mit der Hand stützend, denn sie würden beim Gehen hüpfen und be-

schwerlich fallen. (Mieder werden nicht getragen, deshalb haben die erwachsenen Weiber sämtlich Hängebrüste. Anfangs sieht es nicht schön aus, aber man gewöhnt sich bald daran.) Er ruft sie zurück; sie will sich nicht mehr küssen lassen; als er sich dann aber nicht weiter um sie kümmert, kommt sie von selbst. Ebenso bald versöhnt ist das Mädchen im Gedichte „Bei den Ochsen". Noch williger ist die im Gedichte „am Bache". Anfangs beachtet sie den Burschen nicht; als er aber weiter gehen will, kommt sie gar herüber, um seine „Geschichte" zu hören. Es ist natürlich die, welche Tristram Schandys Vater seiner Ehefrau — nicht erzählt hat.

Aber nicht immer ist der Weiberzorn so vergänglich wie der Morgentau. In „Sie zürnt" klagt der verliebte Bursch, daß seine Lina nichts von ihm wissen will, obgleich er ihr doch nichts zuleide gethan. Entweder er kennt die Weiberlaunen noch nicht, oder aber er ist selbst schuld, wie sein Genoß in „Hast nichts gemerkt", welches Wort das Mädchen, am Ende ihrer Geduld angelangt, dem allzu Schüchternen ins Gesicht wirft: Wirst zuletzt mit Brot und Messer noch verhungern, Trottel du!

Indessen hat das Mädchen nicht nur mit der Schwerfälligkeit des Mannes zu kämpfen. Etwas dunkel ist das „Rockenlied": Die Spindel, das Mühlrad, die Pappeln — alles singt dem Mädchen beständig ein Lied, worüber es weinen muß; die Eltern zanken, das ganze Dorf blickt auf sie. Sie scheint also einen verheirateten oder sonst nicht für sie bestimmten Mann zu lieben, vielleicht sagt er nur ihren Eltern nicht zu. Oder ist sie eine Gefallene? — Deutlicher ist „Die Feindinnen", worin das arme aber hübsche und deshalb vom Popensohne bevorzugte Mädchen der Mutter klagt, wie sauer ihr die reiche und häßliche Lena das Leben mache, doch werde es ihr nichts nützen.

Im „Dorn" endlich, den er ihr aus dem Fuße zieht, wird sehr hübsch das Spiel der Verliebten kurz vor der Hochzeit geschildert, während die verführte „Müllerstochter" am schäumenden Wasserrade seufzt und sich darunter wünscht. —

Nimmt der Bursch die arme Schöne oder die reiche Häßliche? Wer kann es wissen? In „Politik" will er sie nicht ihres Geldes wegen — er finde ja noch zwanzig andere — aber diese Auffassung entspricht in Rumänien so wenig der Wirklichkeit wie anderswo, und das soll wohl auch durch die Überschrift angedeutet werden. Doch giebt es Ausnahmen, siehe „Nur eine", wo die Eltern dem Burschen fluchen, die Brüder wollen ihn gar lebendig begraben. Er aber will eher das ganze Dorf in Brand stecken, als sich von seiner armen Liebsten trennen. Ebenso verliebt ist der Bursch in „Des Teufels Roß": er will die Alte, welche seine Geliebte vor ihm hütet, bei Gelegenheit in den Fluß werfen.

Hier seien auch „Der Wind" und die „Freskoritornelle" erwähnt, worin der Dichter zwar wie im vorigen selbst redet, aber ebenso aus der Anschauung des Volkes heraus.

Außerdem handelt nur noch „Der Rekrut" von der Liebe des Burschen. Beim Fortgehen bindet er seinem leiblichen Bruder sein Mädchen auf die Seele: er solle sie hüten, nur selbst mit ihr tanzen, aber „sanft wie mit der Schwester", keinen andern mit ihr tanzen oder auch nur ihr nahe kommen lassen, ihn eher erschlagen; er, der Rekrut, würde die Strafe übernehmen und ihm ewig verbunden sein, andernfalls, wenn der Bruder sie nicht treu hütete, würde er es blutig rächen.

An dieses Abschiedswort schließt sich passend „Die letzte Bitte", ähnlich wie Heines „Grenadiere". Ähnlich ergreifend ist „Drei, o Gott, und alle drei!" Der Vater zieht zur Stadt und erfährt, daß seine Söhne alle drei geblieben sind. Umgekehrt wird „Costea", aus dem Kriege heimkehrend, nahe der Heimat plötzlich traurig und findet seine Mutter eben gestorben. Die zweizeiligen Verse malen die wachsende Unruhe sehr gut.

Hieran mögen sich einige Romanzen oder gereimte Märchen schließen. Eins der schönsten Gedichte des Buches ist „Die Elfenkönigin". Ein Prinz dringt in Mädchenkleidung zu ihr, bethört sie durch Geschenke, und als sie jammert, daß sie bei ihm geschlafen und damit ihre Königinwürde verloren, tröstet er sie damit, daß er sie heimführen und zur Kaiserin machen wolle. Die Anmut der Schilderung ist unübertrefflich, und noch erhöht wird der Genuß durch den kaum merkbaren Spott über die Putzsucht der — Elfen. Dagegen ist „Zamfiras (der Märchenprinzeß) Hochzeit" eigentlich nur eine gereimte Hochzeitsbeschreibung, doch zeugt auch sie von der guten Laune des Dichters. „Cosinzanas Gürtel" ist eine volksmäßige Erklärung des Regenbogens: Die Schöne läßt sich von ihrem Geliebten beschwatzen, den Zaubergurt im Walde abzulegen, und die neidische Sonne stiehlt ihn. „Ein Märchen", über dessen vergessenen Schluß sich ein Mädchen den Kopf zerbricht, um daraus ihr eigenes Schicksal zu erkennen, ist nicht grade bedeutend; ebenso ist „Armingenii" nur eine gereimte Legende. Selbst die vielgelobte lange Romanze „Fulgers Tod" scheint mir weniger gelungen, denn die Reden der verzweifelnden Mutter (Gott ist ein Heide, das Leben Rauch), wie die ihres Trösters (das Leben ist eine Pflicht und uns verliehen, damit wir es leben) machen neben den Gestalten der Volkssage einen befremdenden Eindruck.

Um so gelungener ist „Logica". Das deutsche Sprichwort ist freilich ungleich logischer: Was du nicht willst, das man dir thu, das füg' auch keinem andern zu!

Wie man sieht, finden sich unter den bisher besprochenen volksmäßigen oder doch im rumänischen Volkstum wurzelnden Gedichten Idylle genug, eigentliche Balladen aber nicht — wenn man nicht etwa „Die letzte Bitte" oder dergl. so nennen will. Die wirklichen Balladen behandeln alle fremde Stoffe, aus Geschichte oder Sage der verschiedensten Völker: der Assyrier „Zobait" (Ende des grausamen Herrschers), der Griechen, „Dichter und Kunstrichter" (Polyxenes und Dionys von Syrakus), der Inder (Perser?) „Rumis Brücke" (welche die Frauentreue prüfen soll), der Araber in dem noch ergötzlicheren „Fatme" (ein Sklave küßt sie; als er vor sie geführt wird, sagt sie: Der war's nicht!) und „El Zorab" (der Renner, den sein Besitzer tötet, um ihn nicht in fremden Händen zu lassen). — Ferner „Karl IX." (in der Bartholomäusnacht) und — o Wunder! — auch einige altgermanische Stoffe. Bisher haben sich nämlich die Rumänen in der Wissenschaft nur notgedrungen, in der Kunst aber garnicht mit dem deutschen Altertum beschäftigt, welches ihren Ahnen die Weltherrschaft genommen. Bei unserm Dichter erklärt sich diese Besonderheit vielleicht aus deutschem Blut, das in seinen Adern fließt. Die feingebaute Gestalt, der südliche Schnitt seines geistreichen Gesichtes verrät freilich nichts mehr davon; den Namen indessen kann ich wenigstens nur aus unserem „Geisbock", östreichisch Gosbock, mit ungarischer Aussprache des s (sch) erklären.

Doch das beiläufig. Hierher gehören also zunächst zwei reine Balladen: „Die Ostgotenkönigin" (Amalasunda, die ihr Gatte Theodat im Kerker ermordet) und „Das Versöhnungsopfer" (Aripert ladet den in Hiltruna verliebten Tibull zum Friedensfeste und ermordet ihn samt den Seinen). Aus derselben Zeit stammt der Stoff des „Barbarensanges", der beginnt: Ihr feigen Weltherrscher lacht noch! Lacht nur, es ist euer letztes Lachen! — Leider wird der Genuß dieses kraftvollen Gedichtes beeinträchtigt durch Unmöglichkeiten, wie: Aus der Erde wachsen werden die silbergepanzerten Reiter ... Wenn die Germanen schon damals Harnische gehabt hätten, wären sie mit den Römern sicher erheblich schneller fertig geworden, als so, nackt und mit schlechten Waffen. Auch war Zamolxis kein Gott der Römer, sondern der Daker. Doch das sind ja Kleinigkeiten. Ob das Gedicht

durch Dahn angeregt ist, weiß ich nicht; möglich.

Die Namen sind endlich auch im „Waldesschlummer" germanisch, doch scheint die etwas dunkle Romanze frei erfunden: Der Kreuzfahrer Arnulf ruht im Walde am Feuer, da fragt ihn die Nacht: Was störst du meinen Schlaf? — Er lacht laut, um die Erscheinung zu scheuchen, schreckt aber damit auch den Urwald und den Sturm auf, die ihm fluchen. Er jagt entsetzt heim, als er aber seine Braut Hatursa eben verheiratet findet, reitet er zurück, nimmt ein Ende, man weiß nicht welches, und nun kann der Wald schlafen.

Außer diesen fremden, wahrscheinlich vom Dichter selbst geformten Stoffen — mir wenigstens ist ähnliches nicht bekannt — finden sich noch einige Gedichte, die nur übersetzt, allenfalls eingebürgert (lokalisiert) sind. So außer zwei Übertragungen aus Geibel und Strodtmann, die als solche bezeichnet sind: die „Albanesische Ballade" und das „Morgenländische Lied", das ganz in dem ungeheuerlich übertreibenden Tone des Hafis und Genossen gehalten ist. Ferner „Nuscha", welches nicht als slavisches Volkslied bezeichnet zu haben man dem Dichter sehr verübelt hat; er erklärt es als Versehen, was er nicht nötig hätte. Außerdem ist „Alle Heiligen" eine gelungene Einbürgerung von Longfellows „König Witlafs Trinkhorn", und die „Romanze" ein neugriechisches Volkslied.

Schließlich findet sich unter den „Balladen und Idyllen" noch ein „Gasel" (Eile mit Weile) und ein „Bruchstück", worin ein Mann seine Frau verläßt, weil dieser „Satan" u. s. w. ihn betrogen. Als er aber in ihrem Auge eine Thräne erblickt, wirft er sich ihr reumütig zu Füßen. Und diese Schlafmütze wird „Gedankenkoloß" genannt!

Dies Gedicht steht zu fast allen anderen in einem so schneidenden Gegensatze, daß es gemacht erscheint. Ähnlich übertrieben ist das neunte der „Lieder", wo er die Welt zertreten und den Herrgott am Kragen packen möchte, weil er in einer ungemütlichen Herbstnacht „ihr" Haus verlassen hat. Haben die Besitzer des Hauses ihm einen Korb gegeben, oder was fehlt ihm? Solange man das nicht weiß, kann man über seinen Zorn nur den Kopf schütteln — denn solche Worte, weil er „sie" eine ganze Nacht lang nicht sehen kann, das wäre doch geradezu lächerlich.

Die übrigen „Lieder", welche den Schluß des Bandes bilden, sind dagegen durchweg gleich sehr gelungen, so verschieden ihr Inhalt auch ist. Manche hätten als offenbare Idyllen zu den vorhergehenden gestellt werden müssen, so Nr. 3, 15, 29, 31, 42 und 21.

Ähnlich anakreontisch sind die meisten, so gleich Nr. 1: Alles, was auf Erden lebt, trinkt, selbst die Sonne aus dem Meer und der Mond die Sonnenstrahlen, kurz, die Schöpfung schwelgt im Naß. Warum soll nur ich nicht trinken? — Schweig und laß mich ziehn zum Faß! — Nr. 20 beruft er sich ebenso auf das Beispiel der Götter. Sehr hübsch ist auch 28. An Heine erinnert Nr. 17, auch 22. In 25 dagegen überfällt den leichten Vogel Heimweh und Reue; in 26 ist es die Liebe, richtiger wohl ihr Erlöschen, was ihm ähnliche Gefühle erregt.

Um so ergötzlicher ist das folgende, 27; ähnlich geistreich 9 und 30. Man sieht, ihm ist nichts heilig, weder das Französische noch die Ehe noch sonst etwas. In würdigerer Weise äußert sich diese Freigeistigkeit z. B. in 36. Ein Stück Prometheus steckt auch in 32. Zeigt dieses, was er sein möchte, so sagt er uns in 41, was er nicht ist.

Diese liebenswürdige gute Laune sticht auf das erfreulichste von dem sonst in Rumänien fast allgemein herrschenden Pessimismus ab. Nur einmal verfällt auch er in diese Stimmung, in 44. Vielleicht hatte er gerade einen Kater.

Außerdem wären noch hervorzuheben 10, Nachhall von „Über allen Gipfeln ist Ruh", jedoch eigenartig gewendet; 18 und

23, Klage verliebter Mädchen, volksmäßig; endlich 45, Spätherbst, wunderschön.

Die Form ist in den meisten Gedichten vollendet, in vielen sehr kunstvoll, z. B. in Prahova, Schlankes Nachbarkind, Bei den Ochsen. Natürlich ist auch die Sprache gut: rumänisch, nicht halbfranzösisch wie vielfach in Rumänien, noch halblatein, wie in Ungarn.

Zusammenfassend kann man sagen, daß Coschbuc, auf dem festen Boden seines Volkstums stehend, sich in ernster Gedankenarbeit eine Weltanschauung gebildet hat, zu welcher sich noch nicht viele seiner Landsleute erhoben haben; auch hat er sich wenigstens geistig in der Fremde fleißig umgesehen und manche schöne Blüte von dort heimgebracht.

Vorstehendem schon im Jahre 1894 geschriebenen Aufsatze habe ich jetzt, Ostern 1895, nur hinzuzufügen, daß Coschbucs Buch und Vlahutzas Roman „Dan“ so ziemlich die einzigen rein schönwissenschaftlichen Werke von bleibendem Werte sind, welche in den letzten beiden Jahren in rumänischer Sprache das Licht erblickt haben. Über „Dan“ bei Gelegenheit weiteres.

Eine Zusammenstellung der übrigen irgend bemerkenswerten neuen rumänischen Werke erscheint demnächst in den „Internationalen Litteraturberichten“, Leipzig.

W. Rudow.

Vermischtes.

Carl Blanck. — Es sind nunmehr acht Jahre, daß ich in einer Besprechung über Carl Blancks erste Gedichte in diesen Blättern die Worte schrieb: „Die erste Kampfesfreude eines jugendlichen Idealisten ist es, was uns in diesen Liedern so wohlthuend berührt. Wer noch Kraft in Geist und Gliedern fühlt, der kämpfe, bis er erliegt!“ Jetzt ist er erlegen und das Grab hat sich über ihm geschlossen. — Am 21. Februar dieses Jahres trat der Tod in dem kleinen mecklenburgischen Städtchen Friedland an das schwere Leidenslager des jugendlichen Streiters, um ihm die Palme ewigen Friedens zu reichen. Carl Blanck, der den Lesern dieser Zeitschrift, sowie dem litterarischen Publikum überhaupt nur unter dem Pseudonym Bruno Tellheim bekannt geworden ist, war den 12. Februar 1862 zu Friedland geboren. Als Buchhändler in einem Leipziger Geschäfte lernte ich ihn vor zehn Jahren kennen und damals war es, als er mir seine ersten poetischen Versuche, die er hinter dem Ladentisch oder des Nachts in den Kneipen auf unscheinbare Zettel hinwarf, schüchtern zur Prüfung übergab. Meiner Aufmunterung folgend, ließ er im Jahre 1886 seine erste Gedichtsammlung „Tutti frutti“ im Verlagsmagazin von J. Schabelitz zu Zürich erscheinen, zwei Jahre später kamen bei Gustav Grimm in Budapest die „Silhouetten“ heraus; seitdem erschien sein Name nur noch unter einigen poetischen Beiträgen in der „Gesellschaft“ und in Zeitungen seines Heimatlandes. Seine freien und kühnen Angriffe auf die Mißstände der Gesellschaft hatten ihn zum Märtyrer seiner Sache gemacht, seine Carrière untergraben, und, keine Stellung mehr findend, lebte er die letzten Jahre in stiller Zurückgezogenheit, doch unter unausgesetztem poetischen Schaffen, im elterlichen Hause seiner Geburtsstadt. Carl Blanck war durch und durch ein Moderner und ein Realist im besten Sinne des Wortes, eine scharfe Beobachtungsgabe, der auch das Kleinste nicht entging, zeichnete ihn aus; nie hat er etwas geschrieben, das nicht unmittelbar dem Leben abgelauscht war. Alles, was ihn poetisch anregte, wurde ihm zum Gedicht; seinen Gedanken in Prosa Ausdruck zu geben, hat er sich niemals entschließen können. Eine rührende Bescheidenheit hat ihn zu seinem Nachteile immer abgehalten, sein starkes Talent genügend in der Öffentlichkeit zu bethätigen. Es war ihm bitterer Ernst mit seiner Kunst, und in der Furcht, etwas Unvollendetes zu bieten, zögerte er vielfach zu lange, mit dem Fertigen hervorzutreten. Nachdem er einige Jugendsenti-

mentalitäten, die er nur zu eigener Belustigung in die erste Sammlung mit aufgenommen, als seiner Natur widersprechend, überwunden, wandte er sich ausschließlich einer scharf satirischen Dichtweise zu, welche die dunklen und unfreien Zustände seines Mecklenburger Heimatlandes genugsam herausfordern mochten. Zwei Feinde, die Mucker und das Kapital, waren es, die er am grimmigsten haßte und mit den ätzenden Pointen seiner meist kurzen Gedichte verfolgte. Vielseitig und beweglich in der Form zeigten seine Verse etwas von jenem französischen Elan, der seine aggressive Natur tollkühn gegen alle Schranken anstürmen ließ. Nicht in lyrischer Weichheit und schwermütiger Stimmung, sondern nur im beißenden Spotte über Heuchelei, Impotenz und Egoismus schien er von Heine beeinflußt zu werden. Meisterhaft hat es Blanck in den „Silhouetten" verstanden, die Demimonde der großen Städte zu schildern, doch diese oft bedenklichen Augenblicksbilder sind nicht der Freude am Schmutzigen entsprungen, sondern sie bilden versteckte Flüche auf das Kapital, die große Verderberin, die das Edelste in den Kot reißt. In seinen Schilderungen hat er nie ein Blatt vor den Mund genommen und wenn er gemeine Charaktere in Roheiten sprechen läßt, so ist es nur die Wahrheitsliebe, die ihn dazu getrieben. Auch in einigen plattdeutschen Gedichten hat sich sein liebenswürdiges realistisches Talent aufs beste bewährt. Er war ein glühender Hasser der goldschnittstrotzenden Salonpoeten und in seiner Friedländischen Einsamkeit gab er sich mit peinlichstem Eifer dem Studium der größten realistischen Dichter älterer und neuester Zeit hin, an ihnen sein eigenes Können prüfend und rastlos bemüht, die Lücken seiner Bildung auszufüllen und an seiner inneren Vollendung zu arbeiten. Mit der Zeit ruhiger, klarer und gereifter werdend, fand er Trost in liebevoller, eingehender Betrachtung der Natur, der er ihre stimmungsvollsten Geheimnisse ablauschte, ohne darüber seinen früheren sozialen Idealen untreu zu werden. Eine stattliche, wohlgeordnete und umfangreiche Gedichtsammlung, deren Manuskript er als letztes Vermächtnis in meine Hände gelegt hat, bildete die Frucht seiner Bemühungen. Der Gedanke an dieses sein Lebenswerk war der einzige, der ihn auf dem Sterbebette beschäftigte, und die Summe seines poetischen Könnens zu ziehen, wird erst möglich sein, wenn es mir gelungen ist, dieses der Öffentlichkeit, seinem Wunsche entsprechend, zu übergeben. Bis zum letzten Atemzuge gehörte er der Kunst, zu deren Dienste ihm ein nur allzu kurzes Leben beschieden war. Jetzt bereue ich das ungläubige Lächeln, mit dem ich, ohne eine Ahnung seines frühen Endes, die Mitteilung aufnahm, daß er sein letztes Gedicht geschrieben und abgeschlossen habe. Möchten diese bescheidenen Blätter die erste Spende zu dem Kranze bilden, den, wie ich hoffe, die Freunde deutscher Dichtung einst voller und schöner auf sein Grab legen werden. Franz Wichmann.

Das mit Spannung erwartete **erste Heft** des „Pan" erschien in der Osterwoche. Es haben an ihm Künstler wie Boecklin, Maurice Dumont, Fernand Khnopff, Max Klinger, Max Liebermann, Felicien Rops, Joseph Sattler, Fritz von Uhde, Gustav Vigeland, James Whistler, Franz Stuck, Hans Thoma, Ludwig von Hofmann, Peter Halm und Dichter und Schriftsteller wie Wilhelm Bode, Richard Dehmel, Theodor Fontane, Arne Garborg, Alfred Lichtwark, Detlev von Liliencron, Friedrich Nietzsche, Paul Scheerbart, Johannes Schlaf, Woldemar von Seidlitz, Paul Verlaine mitgearbeitet. An Originalplattendrucken weist das Heft zwei Radierungen, zwei Lithographien, einen Holzschnitt und eine Glyptographie auf, letzteres eine neue französische Reliefdrucktechnik.

Das Heft wird begeisterte Bewunderer finden, aber auch Widerspruch hervorrufen. Jedenfalls aber mag es berufen sein, eine neue Wendung in unserer periodischen illustrierten Litteratur zu inaugurieren, eine

Wendung zum Besseren. Wir werden auf das Heft eingehender zurückkommen. * *

Namens des Deutschbundes, der es sich zur Aufgabe macht, das Gefühl der deutschen Volksgemeinsamkeit zu beleben, veröffentlicht der Bundeswart Dr. Friedrich Lange, Herausgeber der Täglichen Rundschau, ein Preisausschreiben auf eine Geschichte des deutschen Volkes, welche — ohne irgendwie mit Thatsachen und Persönlichkeiten gewaltsam zu verfahren — das Volk selbst und zwar das ganze deutsche Volk als den Träger seiner Geschichte darstellen soll. Um den Müheaufwand für den Wettbewerb soweit zu verringern, wie es sich ohne Schaden für die Sicherheit des Urteils thun läßt, fordert der Bund nicht die ganze Geschichte auf einmal, sondern wählt zwei Abschnitte zur Probebearbeitung aus. Die beiden Abschnitte sollen sein: a) Die Zeit der Hansablüte und der ostdeutschen Kolonisation; b) das Zeitalter Friedrichs des Großen, abschließend mit Jena. Das ganze Werk soll einen starken Band von 900 bis 1000 Seiten von je etwa 50 Zeilen zu je 26—28 Silben nicht überschreiten; die beiden Probeabschnitte sind also im richtigen Verhältnisse zu diesem Gesamtumfange anzulegen. Die Einlieferung der Probeabschnitte soll bis zu Bismarcks Geburtstag 1896 an den Bundeswart (Berlin SW., Zimmerstraße 7 I) erfolgen. Die Prüfung und Entscheidung übernimmt unter Leitung des Bundeswarts eine zu diesem Zwecke eingesetzte Arbeitskammer des Bundes. Wird eine Arbeit in beiden Probeabschnitten brauchbar befunden, so erhält der Verfasser spätestens am 1. Juli 1896 den ersten Teilpreis von 1000 Mk. vom Bundeswart ausgezahlt. Darnach erhält er den Auftrag zur Vollendung des Werkes, wozu möglichst nicht über zwei weitere Jahre vereinbart werden. Nach Ablieferung des Werkes und wenn es den gehegten Erwartungen entspricht, erhält der Verfasser den zweiten Teilpreis von 2000 Mk. und zugleich einen Gewinnanteil an dem Vertrieb des Werkes von der zweiten Auflage an. — Genauere und bindende Aufklärung über Zweck und Bedingungen des Preisausschreibens, sowie auch nähere Nachweise über die Gesinnung und Ziele des Deutschbundes erhalten etwaige Bewerber auf schriftliche Anfragen bei dem zweiten Schriftwart des Deutschbundes, Herrn Karl Techentin, Berlin SW., Zimmerstraße 7 II. * *

Herr Karl Bleibtreu schreibt uns: S. 545 (Heft 4 der „Gesellschaft"), zweiter Absatz Schluß sind die zwei letzten Sätze ohne Anführungsstriche vom Verfasser des betreffenden Aufsatzes adoptiert. Sie stammen aber beide wörtlich von mir. („Letzte Wahrheiten", S. 96, Absatz 1 Schluß). Karl Bleibtreu.

Bibliographie.

Vom 15. März bis zum 15. April sind bei der Schriftleitung der Gesellschaft folgende Werke eingegangen:

Paul Althof: Coghetta. — Berlin, Verlag von Freund & Jeckel (Carl Freund).

Otto Ammon: Die Gesellschaftsordnung und ihre natürlichen Grundlagen. Entwurf einer Sozial-Anthropologie zum Gebrauch für alle Gebildeten, die sich mit sozialen Fragen befassen. Mit 5 Abbildungen im Text. — Jena. Verlag von Gustav Fischer. 1895.

Leopold Andrian: Der Garten der Erkenntnis. — Berlin. S. Fischer, Verlag. 1895.

Wilhelm Emanuel Backhaus: Litterarische Essays. — Braunschweig. Druck und Verlag von Albert Limbach. 1895. — Preis Mk. 3.—.

Hermann Baumgart: Goethes „Geheimnisse" und seine „Indischen Legenden". — Stuttgart, 1895. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger.

W. Baumm: Die Willensfreiheit und der Streit um die Umsturzvorlage. Offener Brief an Herrn Professor N. N. als Vorwort für das Kreuzburger Gymnasialprogramm 1895. — 1895. Druck und Verlag von E. Thielmann. Kreuzburg O.-S. — Preis 60 Pf.

E. Bernstein und K. Kautsky: Die Geschichte des Sozialismus in Einzeldarstellungen. Erster Band: Die Vorläufer des neueren Sozialismus. Heft 13

und 14. — Stuttgart. Verlag von J. H. W. Dietz.

Siegfried Braun: Berufsflecke. Eine naturalistische Predigt in Novellenform. — Leipzig. Verlag von Wilhelm Friedrich.

Franz Brentano: Meine letzten Wünsche für Österreich. — Stuttgart, 1895. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger.

Gustav Bunzeck: Revolution zum ewigen Frieden. Erster Teil mit einem Vorspiel. — Verlag Adler. Zu beziehen durch C. E. Weber, Zürich, Klingenstr. 9.

Friedrich Corleis: Die Tragödie der Idee. Modernes Drama in fünf Aufzügen. — Hamburg. Verlagsanstalt und Druckerei Aktien-Gesellschaft (vormals J. F. Richter). 1895. — Preis Mk. 2.—.

Felix Dahn: Zum 80. Geburtstage des Fürsten Bismarck. — Breslau. Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender. 1895.

K. W. Diefenbach: Ein Beitrag zur Geschichte der zeitgenössischen Kunstpflege. Erster Band. — Wien. Selbstverlag des Verfassers. 1895.

M. v. Egidys christliches Bestreben. Abendgespräche ländlicher Arbeiter. Aufgezeichnet vom Gärtner Fritz Blume zu Neu-Liebesitz; herausgegeben von Paul Dörfling. Zweite, erweiterte Auflage. — Heidelberg. Verlag von J. Hörning. 1895.

Otto Eister: Der Pförtnerssohn von St. Veit. Roman. — Berlin. Verlag des Vereins der Bücherfreunde (Schall & Grund).

Hans Escheibach: Modern. Drama in 5 Akten. — Köln. Paul Neubner. 1895.

Ernst Ewert: Silberliebe. Eine Symphonie. — Danzig. Theodor Bertling. 1895.

Ernst Ewert: Todes-Dämmerung. — Danzig. Theodor Bertling. 1895.

Otto Feising: Streifzüge durch die Theaterwelt. — Dresden-A., Dresdener Verlagsanstalt (B. W. Esche).

Richard Fugmann: Glückliche Menschen. Schauspiel in vier Aufzügen. (Nr. 1 von „Humanistische Schauspiele".) — Braunschweig. C. A. Schwetschke und Sohn. 1895.

„Geboren von der Jungfrau". Das Zeugnis des Neuen Testaments gegen die Lehre von der übernatürlichen Geburt Jesu Christi und seine Bestätigung durch den wiedergefundenen ältesten Text von Matth. 1, 16. Dritte Auflage. — Berlin, 1895. Verlag von Hermann Walther. W., Kleiststraße 14.

Adine Gemberg: Morphium. Novellen. — Berlin. S. Fischer, Verlag. 1895.

Hans Ferdinand Gerhard: Medea. Trauerspiel aus der Gegenwart in drei Aufzügen. — Neuhaldensleben. Verlag von C. A. Eyraud.

Adolf Gerstmann: Assuntas Schatz. Novelle. — Stuttgart. Verlag von Adolf Bonz u. Comp. — Preis Mk. 3.

Wilm Hardt: Es werde Licht; denn finster ist es auf der Tiefe. Zweite Auflage. — Heidelberg. Verlag von J. Hörning. 1894.

Carl Hauptmann: Marianne. Schauspiel in drei Akten. — Berlin. S. Fischer, Verlag. 1894.

Hermann Heiberg: Fieberndes Blut. Ein Großstadt-Roman. — Leipzig. Verlag von Wilhelm Friedrich.

P. G. Heims (Gerhard Walther): Unter einsamen Menschen. Novellen. — Jena, Hermann Costenoble. 1895.

August Heine: Ein Bauernsozialist über die Soziale Frage und die Landwirtschaft. Den Mitgliedern der sozialdemokratischen Agrarkommission gewidmet. — Leipzig. Verlag von Ernst Wiest Nachf. — Preis 10 Pfg.

Theodor Hertzka: Entrückt in die Zukunft. Sozialpolitischer Roman. — Berlin, 1895. Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung.

Im Horste des Roten Adlers. Ein Roman aus der jüngsten Vergangenheit von ? — Halle a/S. Verlag von W. Kutschbach. 1895.

C. Kühns: Harte Köpfe. Roman. — Berlin, 1895. Verlag des Bibliographischen Bureaus. Alexanderstr. 2.

Johanna Loewenherz: Prostitution oder Produktion, Eigentum oder Ehe? Studie zur Frauenbewegung. — Neuwied. Im Selbstverl. der Verfasserin.

Dr. M. Maaß-Breslau: Ein Verständigungsversuch mit den Freigemeindlichen, in Sachen des Einigen (Ethischen) Christentums. — Heidelberg. Verlag von J. Hörning. 1895.

C. von Massow: Die Reform unseres politischen Parteilebens. Mit einem Nachwort: Deutsches Parlament, Deutsche Nation und Bismarcks 80. Geburtstag. (Fortsetzung von Reform oder Revolution.) — Berlin, 1895. Verlag von Otto Liebmann, Buchhandlung für Rechts- und Staatswissenschaften. W., Lützowstraße 27.

Elsbeth Meyer: Das Drama eines Kindes. Erzählung. — Berlin. S. Fischer, Verlag. 1895.

Robert und Mary Misch: Misch-Masch. Primanerliede und andere Geschichten. Mit Illustrationen von H. Loianus. — Berlin, 1895. Verlag des Bibliographischen Bureaus, Alexanderstraße 2.

Carl Möndeberg: Illusionen. Ein Hamburgisches Drama — Leipzig. Alfred Janssen. 1895.

Dr. H. Morf: Pestalozzis Berufswahl und Berufslehre. — Liegnitz, 1895. Druck und Verlag von Carl Seyffarth.

Otfrid Mylius: Bienemanns Erben oder: Das geraubte Testament. Lieferung 3 und 4. — Weimar; Verlag der Schriftenvertriebsanstalt.

Peter Nansen: Maria. Ein Buch der Liebe. — Berlin, 1895. S. Fischer, Verlag.

Nationaldemokratie Von einem Aristokraten. — Berlin W. Verlag von Ulrich Kracht. 1895. — Preis 50 Pfg.

Friedrich Nippold: Die jesuitischen Schriftsteller der Gegenwart in Deutschland. — Leipzig. Verlag von Friedrich Jansa. 1895.

Normannus, Professor der Ethik: Im Namen der Gerechtigkeit! Kritik der Umsturzvorlage. — Berlin, 1895. Verlag von Richard Taendler. W. 10, Friedrich-Wilhelm-Str. 12.

Karl Pröll: Volkskatechismus für den Allgemeinen deutschen Schulverein zum Schutze des Deutschtums im Auslande. 2. Auflage. — Berlin. Verlag von P. Stankiewicz' Buchdruckerei. 1895.

Edouard Rod: Im Bann der Sünde. Novelle. — Berlin W. Verlag von Cassirer & Danziger.

Dr. H. Rody, Pfarrer in Östrich am Rhein: Die moderne Litteratur in ihren Beziehungen zu Glaube und Sitte. Randglossen zur Umsturzvorlage. — Mainz. Verlag von Franz Kirchheim. 1895.

A. Röder: Der evangelisch-soziale Kongreß in Frankfurt a. Main. (Heft 145 [Band XX. Heft 1] der „Zeitfragen des christl. Volkslebens". Herausgegeben von E. Frhr. v. Ungern-Sternberg und Pfr. H. Dietz.) — Stuttgart. Druck und Verlag der Chr. Belser'schen Verlagshandlung. 1895.

Emil F. Rüdebusch: Freie Menschen in der Liebe und Ehe. Ein Versuch, die Menschen glücklicher und besser zu machen. — Mayville, Wis. Selbstverlag des Verfassers. 1895.

Georg Ruseler: Graf Anton Günther oder Tilly in Oldenburg. Ein historisches Schauspiel in vier Aufzügen aus der Zeit des 30jährigen Krieges. — Varel a. d. Jade. Verlag von J. W. Acquistapace. 1895.

Wilhelm Rußbüldt: Die Antwort auf die soziale Frage. — Leipzig. Alfred Janssen. 1895. — Preis 60 Pfg.

Seebers Prophezeiungen vom Welt-Untergang. Geschrieben von Hagen. — Chemnitz. Verlag von Max Winter, Bernbachstraße 1.

Theodor Stieglitz: Über den Ursprung des Sittlichen und die Formen seiner Erscheinung. — Wien, 1894. Friedrich Beck, Augustinergasse 8. — Preis 3 Mk.

Heinrich Stümcke: Die Frau Majorin. Drama in vier Aufzügen. Nach dem Russischen des Spazinsky für die deutsche Bühne bearbeitet. — Verlag von Ed. Neutzel. Berlin W.

Konrad Telmann: Wo liegt die Schuld? Zur Umsturz-Vorlage. — Berlin. Deutsche Schriftsteller-Genossenschaft. 1895. — Preis 60 Pfg.

Oscar Teuber: Resurrexit. Neue Skizzen aus der Klosterwelt. — Wien. Verlag der Litterarischen Gesellschaft. 1895.

Richard Thalen: Des Altares Säulen. Eine Dichtung. — Druck und Verlag von Leonhard Simion. Berlin SW. — Preis 75 Pfg.

Leo Tolstoi: Der Herr und sein Knecht. Aus dem Russischen übersetzt von Wilhelm Henckel. (Bibliothek der Gesamtlitteratur des In- und Auslandes. Nr. 818.) — Halle a. S. Druck und Verlag von Otto Hendel. — Preis 25 Pfg.

Tubalkaïn: Een Socialist van edel Blood. (Didactisch drama in vijf bedrijven). — Amsterdam, 1895. J. F. Sikken.

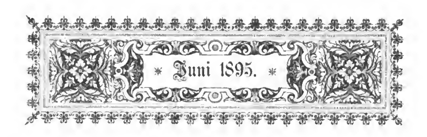
Hermine Billinger: Kleine Lebensbilder. Geschichten. — Verlag von Adolf Bonz & Comp. Stuttgart. — Preis Mk. 3 60.

☛ Wir bitten sämtliche Manuskript-, Bücher- etc. Sendungen ausschließlich an den Verlag der „Gesellschaft":

Wilhelm Friedrich, Verlagsbuchhandlung in Leipzig,

zu richten. **Redaktion und Verlag der „Gesellschaft".**

Verantwortliche Leitung: Hans Merian in Leipzig.
Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. Druck von Carl Otto in Meerane i. S.



Reich oder Volk?

Von Dr. Karl Schmidt.

(Hannover.)

I.

Wir haben die Repräsentanten des deutschen Volkes hier im Sacke, nicht die Vertreter, sondern die Vertretenen; ihr sollt zunächst sehen, was nach vierundzwanzigjährigem Walten des Reichstags aus dem deutschen Volke geworden ist, und dann ehrlich sagen, was es von dem Reichstage wohl zu erwarten hat.

Wir ziehen aus dem dunklen Sacke den Ersten hervor, schmeißen ihn aber gleich wieder aus den Händen. Pfui, wie stinkt der Kerl nach Schnaps und Schmutz! es ist ein Vagabund. Für solche Leute, sagt der Gottesmann Malthus, hat der Allerbarmer keinen Tisch gedeckt, aber auch für sehr viele andere nicht. Das Christentum protestiert gegen den Gottesmann, die neue Sozialwissenschaft auch, aber die alte, die noch gilt, weiß mit dem Lumpenkerl nichts anderes anzufangen, als daß sie ihm Strafpaläste baut, um ihn im Winter durchzufüttern. Arbeiten will der Kerl ja nicht. Warum er nicht will, die Frage ist für unsere Staatsweisen zu schwer.

Wir holen einen Zweiten heraus, den ländlichen Tagelöhner. Von Ansehen ist er dem Ersten ähnlich, aber — er arbeitet. Er arbeitet vom Aufgang bis zum Untergang der Sonne und länger, 14—15 Stunden im Sommer, 10—12 im Winter. Dafür bekommt er, wenn er das Glück hatte, in Schlesien, Posen oder Preußen geboren zu sein, täglich 1 Mark; 30 Pfennige mehr, 30 Pfennige weniger, je nach der Jahreszeit. Oft werden von diesem Verdienst ein halbes Dutzend Kinder ernährt, aber wie! Die

Kinder werden trotzdem teilweise verdienstfähig, werden sogar Soldaten. Aber die Eltern? sie erwartet das schauderhafte ländliche Armenhaus.

Vormals wurde der Landarbeiter zwar von dem Junker arg geschunden, aber ihm waren doch, da der Junker ein Interesse daran hatte, diese Arbeitskraft nicht zu verlieren, Obdach und Nahrung gesichert. Jetzt werden zur Zeit der Feldarbeit „die Hände" gemietet, nach derselben „abgestoßen", d. h. weggeschickt. Und die Arbeits-Saisons sind beträchtlich kürzer geworden, die Arbeitlosigkeit wächst. Warum? das wissen unsere Staatsweisen nicht.

Woher kommt die Sachsengängerei? im Westen giebt es an 2 Mark Tagelohn. Der Sachsengängerei sagt man entsittlichende Wirkung nach, aber wirkt nicht solche Armut auch daheim entsittlichend?

Lassen wir die verschiedenen, sehr verschiedenen Sorten ländlicher Eigentümer für jetzt durch die Finger gleiten, denn die Besprechung des „landwirtschaftlichen Notstandes" würde allein den Raum fordern, der für das Ganze vergönnt ist. Ein Zeichen großer Beschränktheit war es, daß alle diese Sorten bisher an dem gemeinsamen Strange der „Agrarpolitik" zogen, da man den Kuhbauern weis gemacht hatte, sie hätten gleiche Interessen mit den Rübenbaronen. Wahr aber ist, daß die Landwirte größtenteils wirklich „notleidend" sind. Die Hauptursache ist die Hypothek. Der „freie Mann auf eigner Scholle" plagt sich in der Regel nur für den Gläubiger.

Ein anderes Bild: der Industrie-Arbeiter. Muße hat er noch weniger als der ländliche Arbeiter, aber er ist nicht so stumpf wie dieser. Er hat ein Stück Welt gesehen, hat moderne Ideen eingesogen, macht Ansprüche ans Leben. Sein Lohn ist mitunter ansehnlich, selten aber gesichert. Die Genußsucht, die Gründung einer Familie, die Betriebsstockungen stoßen ihn oft ins äußerste Elend. Immer mehr Menschenhände werden durch die Maschine entbehrlich, immer mehr Menschenhände bieten sich an. Dieses und das Bewußtsein, daß das ewige Einerlei seiner Manipulation ihm Leib und Seele frühzeitig verkrüppelt, machen ihn zum Revolutionär. Und das nimmt man ihm übel.

Aber sieh, ein bestiger, solider Handwerksmeister, ein Exemplar, das immer seltener wird. Die wohlmeinenden Staatserhalter — es giebt auch heuchlerische — eilen dem Handwerker zu Hilfe, wie dem Landmanne, — mit Phrasen. O, das ist ein so schönes, klangreiches Wort: „Erhaltung des Mittelstandes"! Mit diesem Worte arbeitet man schon seit Jahrzehnten, ja man schwingt sich mit Hilfe der Parlamentsadvokaten zu Thaten auf. Wie in einem Fabriksaale schnurrt und surrt die Gesetzesmanufaktur. Alle zwei Jahre ein neues Gesetz „zur Erhaltung des Mittelstandes", und dieser geht dabei unaufhaltsam zu Grunde.

„Unübersehbar“ wird in einem Aktenstück des vorigen Jahres die bestehende Sozialgesetzgebung genannt; mit der Wüste teilt sie noch eine andere Eigenschaft: die Dürre.

Glaubt ihr wirklich, mit Juristengesetzen aufzukommen gegen Wirtschaftsgesetze? Überall, nicht in dem einzelnen Gewerbe, sondern fast in allen, zerstört die Kapitalübermacht die wirtschaftliche und die sittliche Kraft des Mittelstandes. Soll ich etwa noch gar an den Bauschwindel erinnern, diesen rechtskräftigen Betrug, und an sein bekanntestes Opfer, den Meister Seeger?

Wie den Bauersmann bisher noch das stolze Gefühl loyal erhielt, seßhafter Eigentümer zu sein, freier Mann auf eigener Scholle, so den Handwerksmeister das Bewußtsein, Herr zu sein, Gesellen und Lehrjungen zu kommandieren. Wird dieses Herrengefühl noch länger vorhalten, wann es nichts mehr zu beißen giebt?

Der Kaufmann! ein stolzer Name, meistens aber mehr nicht als dies. Die Koncentration der Kapitalien vernichtet den kleinen Handel ebenso wie die kleine Industrie. Und nicht nur die Kapitalien sind koncentriert, sondern auch schon die Waren. Der Bon marché zu Paris verkauft Alles und Jedes, mit ihm ist nicht zu konkurrieren. Darum verfällt der kleine und mittlere Kaufmann der Verarmung oder — dem Schwindel, dem kaufmännischen oder dem sittlichen Bankerott.

Triffst du in einem Landstädtchen noch hier und da einen wohlhabenden Kaufmann, der gewinnt sein Einkommen gewiß aus einer anderen Quelle, nicht aus dem Warenhandel; denn seine bessere Kundschaft wird jetzt von der Großstadt aus bedient. Die Großstadt aber ist das eigentliche Schlachtfeld für das kommerzielle Niederreiten, Einer jagt dem Andern die Kundschaft ab. Annoncenblätter, Annoncensäulen, Annoncenkutschen zeigen das verzweifelte Balgen um die leider schon ziemlich ausgebalgte Kundschaft. Allmählich leuchtet es schon manchem ein, daß wir nicht an Überproduktion leiden, sondern an Unterkonsum, und daß dieser unvermeidlich sich einstellen muß, wo der arbeitlose Erwerb überhand nimmt. Und warum nimmt der arbeitlose Erwerb überhand? Zu schwierig für unsere Staatsweisen.

Versucht es der Kaufmann als Agent, so konkurriert er mit dem pensionierten Offizier oder Beamten, der ihm an Repräsentationsfähigkeit überlegen ist. Auf einen gut situierten Agenten kommt ein Dutzend Lumpe.

Noch ein Kaufmann, aber — nur ein Kommis. Eine gute Reisestelle bekommt er nicht, weil ihm die unverschämte Schnauze fehlt. Als Heringsbändiger hat er eine harte, sehr harte Lehrzeit überstanden, Hände und Füße erfroren; jetzt arbeitet er selbdreißigster als Schreiber auf einem großen Comptoir. Unter 200 Bewerbern hat er das Glückslos gezogen:

10 Mark wöchentlich. Gutbezahlte Beamte braucht das große Comptoir höchstens drei. Jeder ist ja seines Glückes Schmied.

Das Los aller Privatbeamten ist, mit spärlichen Ausnahmen, das gleiche. Riesige Konkurrenz, darum Hungerlohn, darum hilfloses Alter in Sicht. Die ungeheure Zahl der Privatbeamten und solcher, die es in Ermangelung eines Besseren werden möchten, ihre klägliche Bezahlung, ihre vorübergehende oder dauernde Arbeitslosigkeit, kurz ihre Proletarisierung ist eine Gefahr für die allgemeine Sittlichkeit und für den Bestand der öffentlichen Ordnung. Allmählich sieht auch der Blinde, daß die soziale Frage nicht eine bloße Fabrikarbeiterfrage ist. Denn auch der Lehrer mit 810 Mark Jahresgehalt zählt zu den Proletariern, und die Mehrzahl der übrigen Beamten ebenso. Der Trost, daß es in anderen Ländern noch schlechter steht, macht sie nicht satt, schützt ihre Kinder nicht vor den Gefahren des Mangels und der Entsittlichung.

Gehören auch die Offiziere und die höheren Staatsbeamten zum Volke? Sozusagen ja; in Zeiten der Wahlkampagne und bei patriotischen Festen sogar sehr. Man merkt aber die Absicht, und beliebt ist dieser Stand im ganzen nicht. Zum Teil auch aus geschäftlichen Gründen. Der Offiziers- und Beamtenstand Deutschlands ist der ehrenwerteste in der Welt, sein in der Regel tadelloser Wandel und sparsamer Haushalt könnten als Vorbild gelten. Aber an diesem Stande zeigt sich deutlich, daß Sparsamkeit eine private, keine volkswirtschaftliche Tugend ist. Die Söhne müssen ausgebildet, die Töchter ausgestattet werden; da wird gespart, geknausert. Die Offizierskasinos, die Beamten-Konsumvereine sind dem Bürgerstande ein Dorn im Auge. Kurz, der Verzehr, welchen der Geschäftsmann von dem Wehr- und dem Lehr-Stande erwartet, bleibt hinter dieser Erwartung zurück, und das Sprichwort vom „glänzenden Elend" hat eine gewisse Berechtigung.

Wir nähern uns allgemach den oberen Zehntausend. Den Unternehmerstand zeichnet ein neueres Buch mit folgenden Worten: „Hier und da findest Du einen reichen Mann, z. B. Dein Nachbar ist einer. Aber seine Stirn ist gefurcht, seine Kräfte werden notdürftig durch Badekuren aufgefrischt. Er hat eine große Fabrik, aber auch große Sorgen. Heute bleiben ihm, allen Annoncen zum Trotz, die Aufträge aus, morgen nimmt er eine zweite Hypothek auf, übermorgen kann eine Erfindung, zu deren Erwerbung er nicht reich oder schnell genug ist, sein Geschäft ruinieren ... Doch halt! da ist noch ein Zufriedener: er lebt von seinen Renten."

Sollen wir jetzt noch über die Männer der haute finance Parade abnehmen? Sie gehören auch mit zum Volke, ja, wie der Habicht zum Hühnerhofe. Zufriedenheit und Gedeihen ist fast nur noch im arbeitlosen

Erwerb zu finden und bei dem Tributexekutanten, welcher vermittelnd zwischen dem Tributforderer und dem Tributzahler steht. Beglückendes Verhältnis!

Zum Volke gehört auch das weibliche Geschlecht, von diesem nur wenige Worte. Die Frauenerwerbsbestrebungen, für welche so viele aus krasser Unwissenheit sich erwärmen, sind eitel Thorheit; denn den Segnungen, welche man von ihnen erhofft, stehen übermächtig die traurigsten Thatsachen entgegen. Die Beamtentochter nimmt der armen Putzmacherin oder Lehrerin den Verdienst weg, die Malerin dem Maler; längst schon steht dem arbeitsuchenden Manne die Ehefrau, die Schwester als Konkurrentin gegenüber, und als siegreiche; denn sie arbeitet billiger, und die erforderliche Kraft giebt die Maschine. Und dabei keine Aussicht auf Heilung der Prostitutionspest. „Früher hielt man die Prostitution für notwendig im Interesse des Mannes, heute ist sie notwendig im Interesse der Weiber, denn einer sehr, sehr großen Zahl derselben (der Hälfte sagen einige) hilft sie zur Fristung des Lebens."

Da habt ihr das deutsche Volk, wie es ist. Warum es so ist, wissen unsere Staatsweisen nicht, ich sage es auch in anderem Zusammenhange. Hier handelte es sich nur darum, dem idealen Bilde das reale gegenüberzustellen, denn eure Ideale vom deutschen Volke und vom deutschen Reiche habt ihr aus den Köpfen weniger Edler, vieler Schwärmer, sehr vieler Phrasendrescher entnommen, welchen allen das wahrheitsgetreue Bild fremd ist.

Wer nun aber glaubt, ich übertreibe, dem schicke ich meinen Anwalt. Mein Anwalt ist die Statistik.

Solches Material — es war damals noch nicht ganz so schlecht — hat man vor vierundzwanzig Jahren in den prunkvollen Rahmen des deutschen Reiches gefaßt; der Rahmen war ja und ist noch heute für gar viele die Hauptsache. Aus diesem Materiale kann man, wenn es stille hält, noch eine Zeit lang das Geld und die Soldaten nehmen, deren der Rahmen bedarf; in absehbarer Zeit werden Rahmen und Material zu Grunde gehen. Nur unsere bezahlten Lobhudler bezweifeln das noch.

Vom deutschen Reiche wird jetzt die Rede sein, und natürlich muß jetzt auch der sogenannte „Reichsfeind" zu Worte kommen, denn das Treitschke-Gekreisch und die sonstigen Lobpreisungen des deutschen Reiches haben wir seit vierundzwanzig Jahren fast ausschließlich zu hören bekommen.

II.

Deutschland ist ein Einheitsstaat nie gewesen und kann es auf die Dauer nie sein. Die Versuche, es dazu künstlich zu machen, scheiterten nicht nur an der spröden Verschiedenheit der Stämme, deren keiner den

andern dauernd unterjochen konnte, sondern zumeist an den von Natur gegebenen Verhältnissen des Landes. Als natürliche Grenzen hat Deutschland nur die zwei nördlichen Meere und die Alpen; die Westgrenze ist unbestimmt, die östliche noch weit mehr. Einen Centralpunkt, von welchem ein starker nationaler Herzschlag ausgehen könnte, hat es sich nicht geschaffen. Nicht nur geschichtliche, sondern schon geographische Hindernisse standen entgegen. Die deutschen Mittelgebirge, mit schwachen Gewässern und schwieriger Kommunikation, luden dazu nicht ein. Donau und Rhein, die zwei mächtigsten Ströme, gehen in fast entgegengesetzter Richtung nach verschiedenen Meeren und zeigen dadurch, daß die Zielpunkte deutscher Politik die gleichen nicht sein konnten. Der Parallelismus der norddeutschen Ströme schuf naturgemäß eine Anzahl rivalisierender Landschaften und Städte, kein dominierendes Centrum. Erst in neuester Zeit hat man dem kunstgeschaffenen Spree-Babel diese Rolle künstlich zugeteilt, aber diese Hauptstadt liegt außerhalb des eigentlichen Deutschland.

Jeder der norddeutschen Ströme bekommt seinen stärksten weitgreifendsten Zufluß von Osten, hat also im Osten sein Hinterland und Entwickelungsgebiet. Dieser Umstand forderte, mehr noch als die Überlegenheit des Deutschen über den Slaven, die Sachsen auf, zuerst über Obersachsen und Brandenburg, dann weiter und weiter nach Osten sich erobernd und kolonisierend auszubreiten. Die Mark Brandenburg, der deutsche Orden, der Schwertbrüderorden waren Militärkolonien, denen des alten Rom ähnlich. Sie vollzogen die historische Mission, germanische Kultur nach dem slavischen Nordosten zu tragen, bis der „deutsche Beruf Preußens" es verdienstvoller und leichter fand, den deutschen Westen zu civilisieren.

Ein Wahrzeichen der deutschen Kolonisation ist das Magdeburger Recht in den Städten Polens.

Ferner: Deutschland ist durch die Offenheit seiner Grenzen, durch seine centrale Lage, auch durch das gemäßigte sinnige Temperament seiner Einwohner, das natürliche Herz Europas, in welchem alle Venen und Arterien des Kontinents münden. Mehr als in irgend einem anderen europäischen Lande verlaufen sich in Deutschland die inneren Angelegenheiten in die des gesamten Kontinentes. Das Bild von den Venen und Arterien zeichnet die aktive und passive Teilnahme Deutschlands an allen Veränderungen in Europa. Wie der Herzschlag deutschen Lebens bis in die fernsten Glieder des Erdteils empfunden wird, so wirken auch alle großen Veränderungen in der Peripherie notwendig auf Deutschlands Verhältnisse ein. Der universelle Charakter des deutschen Lebens ist also von Natur gegeben und wird allen Künsten zum Trotz nicht vergehen, so lange Deutschland von einem tauglichen Volke bewohnt wird. Es war nicht bloßer Zufall, daß das

Imperium Romanum, das heilige Römische Reich, in Deutschland entstand und seinen Sitz nahm. Dieses „Reich" sollte niemals ein national oder territorial begrenztes sein, sondern die Obmacht der ganzen abendländischen Christenheit.

Die Frage, ob denn das neue deutsche Reich von heute ein abgeschlossener Einheitsstaat sein könne und dürfe, erledigt sich schon aus dem Gesagten. Den Nationalstaat verbieten die offenen und willkürlich gezogenen Grenzen, welche deutsches Volk aus- und fremdes einschließen, die mannigfachen geographischen und wirtschaftlichen Berührungspunkte mit vielerlei Nachbarn, der moderne Zeitgeist, endlich der Geist des wahren Christentums. Ein National-Deutschland müßte beständig in Waffen strotzen und dieser Last zuletzt erliegen. Den Einheitsstaat verbieten die nämlichen Besonderheiten, der Mangel eines natürlichen Centrums, die starke, beständig wachsende Renitenz der lebensfähigen Glieder.

Was nützt alle durch Pergamente und Armeecorps aufgezwungene Einheit, wo die innere Einheit fehlt! Eine abstruse Idee, aus dem Vaterlande eines Humboldt und Ritter einen centralisierten Nationalstaat machen zu wollen. Unter Vernachlässigung der natürlichen Grundlagen einen Staat aus Idealen zu schaffen, geht nun einmal nicht; denn die Menschen wohnen auf ihrem Boden, und dieser schreibt ihnen die Lebensbedingungen vor.

Aber wie kam die nationale Begeisterung auf jene abstruse Idee?

Das Dogma vom nationalen Einheitsstaat, welches trotz schwerster Enttäuschungen immer noch fest in vielen Köpfen sitzt, ist das Ergebnis der historischen Entwickelung Deutschlands. Bei dem Worte historisch ist nicht bloß an Genealogien, Schlachten, Verträge und Grenzverschiebungen zu denken, sondern vorzugsweise auch an innere Kultur. Daß der Ruf nach Vaterland, Einheit, Macht so gewaltig erscholl, war zunächst die Reaktionsfolge des Jahrhunderte andauernden unbeschreiblichen Elends, in welchem das deutsche Volk den Verlust der hohen Güter Vaterland, Einheit, Macht so schmerzlich zu beklagen hatte. Dann aber erscholl der Preis der wiedererrungenen Güter viel lauter noch und andauernder, als natürlich gewesen wäre, weil die anerzogene deutsche Bedientenhaftigkeit jetzt ein Objekt gefunden hatte, welchem sie eine anständigere und idealere Anbetung weihen konnte als vormals den 30 Landesvätern, und in Bismarck einen Heros, welcher jene Güter imponierend verkörperte; endlich weil der Patriotismus jetzt protegiert und fabriziert und darum Mode und Geschäft wurde. Der ordinärste Schubiak, der gesinnungsloseste Streber machte jetzt in Patriotismus, und meist mit Erfolg. Wer auf 50 durchlebte Jahre zurückblicken kann, der weiß, seit wann, warum und mit welchen Mitteln in Nationalität fabrikmäßig gearbeitet wurde; wer jünger ist, lasse sich's erzählen. In meiner Jugend galt der Nationalitätsdusel als Kinderkrankheit.

Eine dritte Seite unserer kulturgeschichtlichen Entwickelung erklärt, warum bei der plötzlich raschen Neugestaltung unserer politischen Verhältnisse die Kritik der Sachkundigen und Nüchternen — es waren deren nicht viele — fast garnicht zum Wort, ganz und gar nicht zur Geltung kam. Es ist der „Idealismus“, auf deutsch die Abwendung von der thatsächlichen Wirklichkeit. In hochgerühmten recht zweckwidrigen Schulen mit Altem statt mit Neuem, mit Worten statt mit Sachen aufgenährt, warf sich das hypertrophische Gehirn der Landsleute Friedrich Fröbels auf die salva venia Wissenschaft.

Gewohnt, seine „Kenntnisse“ aus den Wolken zu nehmen, mit heillosem Respekt vor dem Corpus juris und anderen uralten Schmökern erfüllt, von der wechselseitigen Beräucherung der akademischen Größen ganz benebelt, vergaß der deutsche Michel, daß die „Wissenschaft“ nicht nur Bildungen, sondern auch Mißbildungen schafft, und nahm Leute wie Stahl, Mohl, Gneist und gar Bennigsen für Politiker, nahm auch die Kunstschöpfung des deutschen Reichs für ein kritiklos zu bewundernes Meisterwerk.

Michel hat jetzt das Deutsche Reich, den nationalen, einheitlichen, mächtigen Staat, den er sich ersehnte. Deutsch, einig, mächtig, mehr verlangt er nicht — nur etwa noch Kolonien als Trobbelwerk um den Rahmen. Das Volk ist ihm ein abstrakter Begriff, er steht ja, als Gebildeter, über dem Volke; ob und wie das Volk seine Nahrung gewinnt, das ist ja nicht sein Fach.

Der stolze Bau muß aber auch sein Fundament haben. Der vertreitschkete Michel nimmt den Preußischen Staat für das Fundament des Deutschen Reiches. Sehen wir uns darum das Fundament dieses Fundaments ein wenig an, zunächst ganz von außen.

Daß der brandenburgisch-preußische Staat sich von der Mark aus durch Eroberung und Kolonisation von Slavenländern nach Nordosten hin entwickelte, ist schon gesagt. Nur der klägliche Zustand im eigentlichen Deutschland gab ihm später die Möglichkeit und den Impuls, diese natürliche Richtung seiner Politik zu ändern. Deutschland war längst in 300 Stücke zersplittert, die feudale Staatenbildung, welche durch Eroberung, Erbschaft, Vertrag zusammenkoppelte, was einander fremd, und auseinanderriß, was zusammengehörig war, hatte immer mehr das absolutistische Gepräge angenommen nach dem Grundsatz: l'état c'est moi. Natürliche Volksinteressen wurden nicht beachtet, die Landstände ganz beseitigt oder mißachtet. Der Habsburgische Kaiser, mit Franzosen- und Türkenkriegen beschäftigt, wurde mehr als Feind, denn als Oberherr betrachtet, teils infolge der Kirchenspaltung, teils infolge der undeutschen Großmachtspolitik der Österreicher, welche „das Reich“ nur auszubeuten trachtete. Warum sollte nicht auch der Preuße das Reich als eine schlechtbeschützte gute Beute betrachten?

Der dreißigjährige Krieg hatte die Ohnmacht des Reiches vollendet

und verewigt, hatte das deutsche Volk in unsägliche Erniedrigung und Entsittlichung gestürzt. Da begann, unter Benutzung dieser trostlosen Zustände, das Vorbild aller Partikularisten, der große Kurfürst, welcher die vergrößerte Mark Brandenburg und das Herzogtum Preußen in seiner Hand vereingte, durch Teilnahme am dreißigjährigen Kriege einen Teil von Pommern und mehrere säkularisierte Herrschaften, durch Erbschaft beträchtliche Gebiete in Rheinland und Westfalen erworben hatte, eine der bisherigen natürlichen entgegengesetzte Politik. Machtentfaltung und Machterweiterung in Deutschland, auf Kosten deutscher Reichsstände, wurde von jetzt an das Ziel der brandenburg-preußischen Politik. Denn Deutschland war ohnmächtig, Schweden und Polen waren mächtig und Rußland später noch mehr. Patriotisch war das nicht, schien aber zweckmäßig. Aus alten und neuen durch ganz Norddeutschland zerstreuten und nordöstlich über dasselbe hinausreichenden Gebietsteilen schuf Friedrich Wilhelm den militärischen Einheitsstaat.

Seitdem war und blieb Preußen — so hieß dieser Einheitsstaat seit der Erhebung zum Königreiche, die Schlupfwespe, welche die Raupe ausfrißt, und der Militärstaat par excellence. Die späteren Kriege und anderen Staatshandlungen Preußens sind einfach die Fortführung der von dem großen Kurfürsten begonnenen Staatskunst. Ihre äußeren Erfolge gaben dem heutigen preußischen Staate und dem von ihm begründeten deutschen Reiche die materielle Grundlage, soweit die Regierung, die Armee und der Fiskus in Betracht kommen. Das Volk braucht andere materielle Grundlagen.

Auch an ideellen Grundlagen fehlte es nicht. Ganz vornehmlich Preußen hat das Verdienst, die Franzosenherrschaft gebrochen zu haben. Der patriotische und kriegerische Sinn aller Deutschen erblickte mit Grund sein Ideal in Preußen.

Aber dieser Ruhm war nicht der einzige, den sich Preußen erwarb. Auch in der Administration war es den übrigen deutschen Staaten ein Vorbild. Der preußische Beamte ist mindestens gleich ehrenwert und stolz wie der preußische Krieger. Dieser berechtigte Nimbus erweiterte sich noch, wiewohl nicht mit gleicher Berechtigung: Preußen wurde der Staat der Intelligenz, Berlin wurde Spree-Athen genannt. Das Dogma von der Überlegenheit der Preußen über die anderen Deutschen wird noch heute gelehrt; in der That haben die Preußen eine vollkommenere Dressur.

Der Vergleich zwischen den beiden um die Hegemonie ringenden Mächten, welcher fast überall zu Preußens Gunsten ausfiel, trug am meisten dazu bei, dem preußischen Staate und preußischen Wesen eine gewisse Popularität zu schaffen. Preußisch oder österreichisch? schien ja die einzige Alternative.

Das berechtigte Streben nach deutscher Einheit zu der Idee eines

deutschen Bundes oder Reiches mit Preußen an der Spitze zu gestalten, halfen, wie gesagt, namentlich auch die Gelehrten, die Philosophen und Juristen.

Alte Theorien von der römischen patria, neue vom christlichen Rechtsstaat u. dergl., deren Träger mit wenigen Ausnahmen (Rodbertus) von wirtschaftlichen Dingen keine Ahnung hatten, auch nicht imstande waren, zu prüfen, ob die gegebenen Verhältnisse Deutschlands ihrem Idealstaate sich anpassen könnten oder nicht, schufen den Gothaismus, und von dem Programme bis zur Ausführung bedurfte es eben nur der wuchtigen und — glücklichen Waffenentscheidung.

Jetzt haben wir seit vierundzwanzig Jahren das neue „Deutsche Reich". Diese Prüfungszeit, die das Phantasiegebilde ausgehalten hat, erachte ich für hinreichend zu einem sachlichen Urteil.

Nach außen starrt ganz Europa in Waffen, ärger und auch unheilbarer als je zuvor.

Nach innen? Fast niemand ist seines Lebens froh, denn mit Ausnahme der höheren Beamten und der Rentner ist fast niemand seines Erwerbs sicher. Die Zahl derjenigen, die sich mit dem Glanz der Kaiserkrone, der Reichsfahne, der Wappen und Paraden über das allgemeine Elend hinwegtrösten, wird immer dünner; die Zahl der Unzufriedenen mehrt sich gewaltig und reißend schnell. Der Partikularismus wächst, Sozialismus und Anarchismus desgleichen; schon fängt auch die stumpfe Landbevölkerung an zu gähren; und daß der Antisemitismus, anfangs ein Kind der Reaktion, sich mehr und mehr zu einem revolutionären Wirtschaftsprogramm gestaltet, ist schon deutlich zu sehen.

Toastierende Stützen des Staates sind noch zahlreich und sehr laut; aber das waren sie auch vor der Katastrophe von Jena.

III.

Daß der deutsche Einheitsstaat, das „deutsche Reich", eine zweckmäßige, lebensfähige Schöpfung nicht ist, kann nach obigen Andeutungen jeder sich selbst sagen. Aber mehr. Auch schon der preußische Einheitsstaat ist nur eine Kunstschöpfung und auf die Dauer ein Unding. Denn er ist ein Produkt rückständiger dynastischer Politik, ein Prokrustesbette, dem einen zu lang, dem anderen zu kurz. Wie kann man den Trierer, den Wittenberger, den Danziger und den schlesischen Polacken, so grundverschieden nach Bildungsstand und materiellen Bedürfnissen, von Berlin aus nach gleichen Prinzipien und gleichen Gesetzen regieren! Die jetzt so häufig gebrauchten Ausdrücke Ostelbien und Westelbien, ja schon das eine Wort Sachsengängerei genügen als Beweis.

Der Lösung der deutschen Frage muß die Lösung der preußischen Frage vorausgehen, und es ist nicht zu viel gesagt: wäre es nötig, daß Preußen unterginge, damit nicht Deutschland verkümmert, es müßte untergehen.

Aber es ist nicht nötig. Nur die machtgeborene Centralisations- und Uniformierungs-Idee muß untergehen, die föderalistische Idee muß in elfter Stunde zur Geltung kommen. Sie ist das Lebensprinzip, auf welches von Anbeginn alles deutsche Wesen abzielt. Lebenschaffend, nicht zerstörend ist dieses Prinzip, erhaltend ist es. Stellt auch der preußische Einheitsstaat, geschaffen durch eine rückständige, unnatürliche Politik, als ein verfehlter Organismus sich dar, so ist doch das ostelbische Altpreußen eine organische, lebensfähige Schöpfung, ein wertvolles Glied Gesamtdeutschlands; nur das Herz desselben kann es unmöglich sein.

Die Geographie und die Volkswirtschaft zeigen, daß in den östlichen Provinzen die Lebensbedingungen und die Lebensinteressen ziemlich die gleichen sind. Es ist ein ackerbautreibendes Volk germanisierter Slaven, als Gutsbesitzer und Tagelöhner, als Offiziere und Soldaten geboren, in diesen Verhältnissen eingelebt und bis jetzt nicht aus denselben herausgewachsen, ein genügsames, fügsames, unterwürfiges Material, welches nicht gebessert, sondern nur verdorben werden kann durch die Umstürzler im Westen. Kurz, Altpreußen ist ein homogenes, natürlich entstandenes Kolonialland. Neupreußen, von Sachsen inklusive westlich, ist ein von Altpreußen wesentlich verschiedenes, auch in sich durchaus nicht homogenes Gebiet, welches durch Eroberung und Erbschaft gewonnen wurde, in welchem das Menscheninventar angegliedert, in Eid genommen und eingeteilt wurde, wie es gerade sich traf, wobei man das natürlich Zusammengewachsene auseinander riß, das Zusammengewürfelte bureaukratisch organisierte. Westfalen, sagt ein Spaßvogel, hat nichts Gemeinsames als das Oberpräsidium und das Provinzial-Irrenhaus. Mit mindestens gleicher Berechtigung kann man das auch von der Provinz Sachsen sagen. Daß trotzdem die westlichen Teile verhältnismäßig besser prosperieren als die östlichen, ergiebt sich nicht nur aus der natürlichen Öde und Armut der letzteren und den noch fast mittelalterlichen Sozialverhältnissen dort, sondern zumeist aus jener widernatürlichen Politik, welche im Widerspruch mit der geschichtlichen Mission Brandenburg-Preußens gegen Rußland gehorsamst zurückwich, um nach Westen hin Land und Glanz zu gewinnen. Das Vordringen Rußlands in den Polenländern, die schmachvolle russische Grenzsperre schnürte der altpreußischen Wirtschaftsentwickelung den Hals zu; Verarmung war die unausbleibliche Folge. Die materiellen Interessen der Ostprovinzen wurden stets und werden noch heute der Großmacht-Gloire und der Russenfreundschaft aufgeopfert.

Preußens deutscher Beruf war nicht, trotz Treitschke und Konsorten, Deutschland zu verschlucken und zu verdauen, was es nie können wird, sondern deutsche Kultur nach Nordosten zu tragen. Verzichtet Preußen, freiwillig oder gezwungen, auf die Verspeisung Deutschlands, so können seine verschiedenartigen Teile sehr wohl unter dem gleichen Könige gedeihen, nur nicht unter der gleichen Schablone.

Den nämlichen geschichtlichen Beruf wie die Mark Brandenburg hatte die Ostmark (Erzherzogtum Österreich): Donauabwärts deutsche Kultur auszubreiten. Diese Grenzmark, als solche natürlich mit größerer Streitmacht und größerer Selbständigkeit ausgestattet, namentlich aber von der civilisatorischen Überlegenheit der deutschen Nation getragen, außerdem gefördert durch glückliche Kriege und noch viel glücklichere Erbverträge, wuchs früher schneller und umfangreicher als Preußen zu einer großen europäischen Macht heran.

Wer sieht nicht das Übereinstimmende zwischen der preußischen und der österreichischen Entwickelung? Ein deutsches Grenzland wird durch Vergrößerung nach außen ein europäischer Großstaat mit selbständiger Macht und selbständiger Politik. Das Grenzland bleibt aber im Reichsverbande, und dieses Verhältnis giebt der neuen Großmacht Anlaß, die Vorherrschaft in dem zerfallenden Reiche zu erstreben, das übrige Deutschland, das alte und eigentliche, nur als gute Beute, als auszunutzendes Neben-Inventar zu behandeln. Aber wäre es gelungen, dieses alte eigentliche Deutschland zu einem lebenskräftigen politischen Körper zu formieren, so fiel die Rivalität zwischen Preußen und Österreich weg, und ergab sich fast von selbst die naturgemäße, von der Geographie und der Geschichtsentwickelung geforderte föderative Gestaltung Mitteleuropas. Ich sage nicht Deutschlands, denn solche naturgemäße föderative Entwickelung schuf etwas Besseres als das Ideal der Bennigsen und Treitschke, schuf ohne Mühe, ohne Länderverheerung und Menschenvertierung durch dreißigjährige, siebenjährige und Erbfolge-Kriege, eine gewaltige, friedensichernde Vormacht der abendländischen Christenheit, das Ideal der Edelsten im deutschen Mittelalter, das Gegenteil von dem, das wir jetzt ersungen und erkämpft haben und an dem wir zu Grunde gehen.

Der große Leibniz hat die verbesserte Neugestaltung des heiligen römischen Reiches, die föderative Organisation Mitteleuropas genial ahnend entwickelt; die Vorschläge, welche Stein und Hardenberg dem Wiener Kongreß unterbreiteten, liefen fast auf das Gleiche hinaus; vor einem Menschenalter hat Constantin Frantz die Leibnizsche Idee von neuem geistvoll dargelegt und beredt befürwortet. Aber von dieser lebenschaffenden Idee wurde keine Notiz genommen; der preußische Geist liebt das Geniale

nicht, er zog das juristische Spintisieren der Stahl, Mohl und Gneist vor. Es giebt Leute, welche trotz aller akademischen Studien, vielmehr weil sie vom Studium zum wirklichen Leben keine Brücke wissen, stets nur durch harte Erfahrungen klug werden.

Der Kern der von Leibniz, Hardenberg und Stein, von Frantz u. a. vertretenen Föderations-Idee ist folgender. Das eigentliche alte Deutschland und die beiden aus ihm herausgewachsenen Großmächte bilden eine friedesichernde Trias-Konföderation, schon an sich mächtig genug, die Vormacht der abendländischen Christenheit in Wahrheit zu sein, noch mächtiger durch ihre Kolonisations-Aufgaben. Preußen fällt die Aufgabe zu, sein Kolonisationswerk nach Nordosten fortzuführen, die Russen aus den Stromgebieten der ostdeutschen Flüsse wegzudrängen, Polen als neues selbständiges Außenglied der Konföderation hinzuzugewinnen. (Polen ist ja gegen beschworenen Vertrag von Rußland inkorporiert worden.) Das ist Preußens deutscher Beruf.

Österreichs Aufgabe ist, deutsche Kultur bis ans Schwarze Meer zu tragen, wozu freilich der Landwirt und der Gewerbsmann geschickter sind als der Kapuziner; die Balkanländer der christlichen Kultur zurückzugewinnen, nur nicht einer mittelalterlich-pfäffischen. Auch das verlangt das Geisteswehen der Neuzeit, daß dort im Südosten selbständige Außenglieder entstehen, die ja weder von Pest noch von Wien aus zweckmäßig regiert werden können.

Das alte Deutschland, in sich wieder föderativ gegliedert, wobei das durch Personal-Union mit Altpreußen verbundene Neupreußen ein hervorragendes Glied wäre, würde durch freie, vernünftige Wirtschaftsordnung und durch den unaufhaltsamen natürlichen Zug der Wirtschaftsinteressen eine derartige Anziehung auf die selbständigen Nachbarländer (Schweiz, Niederlande) ausüben, daß auch diese als selbständige Außenglieder sich der mitteleuropäischen Konföderation anschlössen.

Dieser Staatenbund (ich brauche absichtlich dieses in den Augen unserer Weisen verächtliche Wort) hätte dann, richtige Behandlung der Wirtschaftsfragen vorausgesetzt, eine solche Einheit und eine solche Defensivkraft, daß er weder von Italien noch von Skandinavien, weder von Frankreich noch von Rußland etwas zu fürchten hätte. Der Wahn, die Waffenüberlastung sei ein Opfer, das der Sicherheit Europas — schön ironische Phrase — gebracht werden müsse, schon heute von Vernünftigen nicht mehr geglaubt, würde dann völlig verschwinden. Ein stehendes Heer, viel kleiner als das preußisch-deutsche Heer von heute, würde dann für die ganze mitteleuropäische Konföderation hinreichen. Der Militärsport könnte sich mehr auf die Bleisoldaten werfen.

Daß das heutige Großmachtsystem unchristlich und unhaltbar sei, ist schon hundert Mal gesagt worden. Herum im Kreis, von Mordsucht heiß, lagern sich die greulichen Katzen — und Adler. Der Ideale bar, ringen diese christlichen Großmächte, echt christlich, nur nach Macht; mit dem äußeren Schimmer der Macht müssen sie sich begnügen, denn die Kriegsrüstung, weit mehr noch die verkehrte Rechts- und Wirtschaftsordnung, erdrückt den vom Kapitalismus ausgefressenen Körper.

Es hat nicht an Männern gefehlt, welche den Staat — immer den Staat, vom Sozialkörper war nicht die Rede — idealer zu gestalten suchten; aber immer konstruierte man aus Ideen ein Nebelbild, den „Staat an sich" den „Rechtsstaat", den „Nationalstaat", den „christlichen Staat", den „evangelischen Staat". Warum schufen talentvolle gelehrte Männer solche Nebelbilder? warum? weil man von naturwissenschaftlicher Weltanschauung keine Ahnung hatte.

Der Mensch und der Boden, auf welchem und von welchem er lebt, ist der einzig richtige Ausgangspunkt jeder gesunden Politik, aber weder das theologische, noch das philosophische Zeitalter wollte sich mit solchen Kleinigkeiten abgeben. Nun, das philosophische Zeitalter ist jetzt zu abgelebt, um noch gesunde Kinder zu zeugen; wir treten in das naturwissenschaftliche ein, allen Priestern, Kriegern und Juristen zum Trotz. Vollzieht sich dieser Übergang friedlich, was jetzt in elfter Stunde noch möglich ist, dann um so besser; aber vollziehen wird er sich, trotz Zedlitz, v. Köller und Größeren. Dann werden die politischen Bauten nicht mehr von Juristen auf dem Gothaischen Kalender, nicht mehr von Philosophen auf den Wolken, sondern von zeitverständigen praktischen Männern auf den Bedürfnissen des Volkes konstruiert werden, und dann wird auch dieses Volk nicht ferner aus Tributforderern, Tributexekutanten und Lasttieren bestehen. Raum für alle hat die Erde, Nahrung für alle hat sie auch, überreichlich. Das beweisen George, Stöpel, Dühring, Flürscheim, Hertzka u. a. —

„Ein wütender Umstürzler!" rufen da die Staatserhalter, die Palliativmänner, welche dem in den Grundfesten wankenden Bau alle zwei Jahre ein anderes Dächlein mit anderem Fähnlein aufsetzen wollen. Ihr Blinden wißt weder, was Staatserhaltung, noch was Umsturz ist. Nein, nichts gebe ich auf „der Einzige und sein Eigentum", nichts auf den Zukunftsstaat der Sozialdemokraten, obwohl ihn Eugen Richter „widerlegt", nichts auf den Bund der Landwirte, nichts auf das Gezänk der Anti und der Antianti, nichts auf den Kampf zwischen Freihandel und Schutzzoll, — denn wenn die heutige Rechts- und Wirtschafts-Ordnung dauert, geht die Mehrzahl bei Schutzzoll wie bei Freihandel zu Grunde, — nichts auf Reichstag und Landtag, — denn die große Mehrzahl der Reichs- und Landboten

kennt nichts als kurzsichtige Interessen, welche sehr oft nicht einmal die Interessen ihrer Wähler sind. Fast das ganze Rechnen und Reden unserer Parlamentarier dreht sich um nebensächliche und rückständige Dinge; von der Krankheit unseres Volkes, unserer Zeit wissen diese ausgewählten Männer fast nichts. Lernen, dann erst lehren! muß man ihnen zurufen.

Republik oder Monarchie? auch diese Frage läßt mich ziemlich gleichgültig, denn das ist Hazard. Gegen die Republik spricht, selbst abgesehen von unserer allgemeinen großen Unwissenheit in den politischen Kardinalfragen, das Wort „die Mehrheit ist der Unsinn"; gegen die Monarchie spricht, daß dem Herrscher eine Binde um die Augen gelegt wird, ich meine nicht durch die Konstitution, die z. B. bei uns nicht viel zu bedeuten hat, sondern vielmehr durch die Ratgeber und Höflinge. Wäre das nicht, dann würde ich mit Lassalle ausrufen: Nichts hat eine schönere Zukunft als das soziale Königtum.

Revolutionen sind stets von oben gemacht worden. Dieses wahre Wort ließe wohl eine tröstliche Deutung zu. Das soziale Königtum ist möglich, aber nur durch einen Monarchen, der der sozialen Frage in den innersten Kern geblickt hätte. Das lernt man freilich nicht auf Jagden und Paraden. Und wer nähme dem Monarchen die Binde von den Augen? Sie haben Mosen und die Propheten, George, Dühring und Hertzka; hören sie diese nicht, so werden sie auch nicht glauben, — bis man Cäsars Säule türmt.

Das Wort „sozial" ist noch immer, trotz Wagner, Schäffle u. a., Popanz und Schimpfwort. M. v. Egidy sollte das klare, scharfe Wort sprechen: Der Sozialismus ist das Christentum.

Warum sind wir nicht Christen, höchstens Maulchristen? Weil der Kapitalismus uns unmöglich macht, christlich gegen einander zu handeln. Und woher stammt der Kapitalismus? er entstammt unserem römischen Eigentumsrechte, welches alles und jedes, den Erdboden und seine Bewohner, zur feilen Ware macht. Echt heidnisch!

Das Christentum ist die Brotfrage, die Brotfrage ist die Rechtsfrage. So lange diese nicht gelöst ist, wird man sich um die Lösung der preußischen und der deutschen Frage umsonst bemühen, denn so lange haben wir für den besten politischen Rahmen so wenig eine würdige Füllung wie für den gegenwärtigen; so lange haben wir kein christliches deutsches Volk, sondern nur eine widrige Jauche von einander verschlingenden Tributforderern, Tributexekutanten und Tributzahlern. So lange ist es auch ganz gleichgültig, ob dieses Gewimmel vertierter Gleißner Volk, Bund oder Reich heißt.



Gustav Freytag.

Von Edgar Steiger.

(Leipzig.)

Kein Großer unter den Großen, wohl aber ein Größter unter den Kleinen war der Mann, der am Abend des 30. April zu Siebleben die Augen schloß. Seiner Dichtung, die von Anfang an mit der Erdscholle seiner Heimat aufs Innigste verwachsen war, fehlt die stürmische Leidenschaft und die erschütternde Tragik; aber gerade darum wurde der schlesische Poet der Lieblingsdichter des deutschen Bürgertums der sechziger und siebziger Jahre. Es fühlte mit Recht, daß hier Fleisch von seinem Fleische und Geist von seinem Geiste sei. Und in der That, wer Freytag kritisch würdigen will, darf nie vergessen, daß der Dichter aus dem Milieu des gebildeten Mittelstandes herausgewachsen ist. Daher die sittliche Tüchtigkeit und die sittliche Beschränktheit seiner Weltanschauung, daher die liebenswürdige Ironie und der nie verletzende Humor, daher der Mangel an jedem großen Pathos und jedem kühnen Gedankenflug, daher der gefeilte Ausdruck dieser kleinlichen Gedanken- und Gefühlswelt und daher das ökonomische Ideal, das dem Dichter bis an sein Lebensende vorschwebt, das Ideal eines mit mäßigen Glücksgütern gesegneten, fleißigen, nüchternen, gebildeten Bürgertums. Ist es vielleicht mehr als bloßer Zufall, daß der Dichter kurzsichtig war? Oder wollte der neckische Weltgeist mit diesem kleinen Naturfehler, den er dem Kreuzburger Neugebornen auf seine irdische Wallfahrt mitgab, dem künftigen Freytagbiographen einen zarten Wink geben? Der Dichter selbst macht darüber in seinen „Erinnerungen" folgende charakteristische Bemerkungen: „Zu Oels hatte ich beim Unterricht gemerkt, daß ich sehr kurzsichtig war. Als ich das in den Ferien dem Vater klagte, riet er mir, mich doch ohne Brille durch die Welt zu schlagen, und erzählte mir von der Hilflosigkeit eines Theologen, der ihn einst am Morgen aus dem Bett angefleht hatte, ihm seine Brille zu suchen, damit er die Beinkleider finden könne. Dem Rate blieb ich folgsam; ich habe nur im Theater und vor Bildern die Gläser gebraucht. Die Beschwerden, welche dieser Mangel in größerer Gesellschaft bereitet, suchte ich zu überwinden und ging arglos an manchem vorüber, was einen schärferen Beobachter beunruhigen konnte. Die Freude an Blütenpracht und Schmuck der Kleider, an merkwürdigen Gesichtern und an Frauenschönheit, den strahlenden Blick, den holden Gruß aus der Ferne mußte ich oft entbehren, während sich andere daran freuten. Aber da die Seele sich behend in Mängel der Sinne einrichtet, so ent-

wickelte sich schon früh in mir ein gutes Verständnis solcher Lebensäußerungen, die in meine Sehweite kamen, und ein schnelles Ahnen von vielem, was mir nicht deutlich wurde; die geringere Zahl der Anschauungen gestattete, die empfangenen ruhiger und vielleicht inniger zu verarbeiten. Jedenfalls war der Verlust größer als der Gewinn!"

Charakterisiert dieses Selbstbekenntnis nicht den ganzen Menschen und dessen dichterische Eigenart? Als Kind einer kleinen Zeit geboren, konnte Freytag kein Riese werden. Aber daß er diese seine kleine Zeit in ihrem Aufstieg und Niedergang im klaren Krystall seiner Dichtung getreu abspiegelte, das ist sein unsterbliches Verdienst. Als Freytag im Jahre 1848 mit Julian Schmidt die Leitung der „Grenzboten" übernahm, hatte der deutsche Liberalismus bereits die revolutionäre Haut abgestreift; die Führung der bürgerlichen Opposition war an die Professoren übergegangen, die das Alte und das Neue, den verwesenden Feudalstaat und die bürgerliche Freiheit mit ihrem geschichtlichen Sinn zu verknüpfen suchten. Man gewöhnte sich nach und nach, den schönen Freiheitstraum jener großen Tage als blöde Jugendeselei zu belächeln, und schwärmte nur noch für die deutsche Einheit. Und da man sich, mit jenem hessischen Bäuerlein zu reden, eine Republik ohne Großherzog nicht gut vorstellen konnte, so ließ sich die ganze deutsche Frage für diese historischen Menschen in die beiden Worte zusammenfassen: Habsburg oder Hohenzollern? Daß sich die geborenen Preußen für das letztere Dynastenhaus entschieden, verstand sich dann ganz von selbst. Und so finden wir auch Gustav Freytag gleich zu Beginn seiner journalistischen Thätigkeit im Lager jener Kleindeutschen, die in einem einigen Deutschland unter Preußens Führung das Ideal der Zukunft erblickten.

Man muß diesen Gedanken festhalten, um Gustav Freytag gerecht zu werden. Der Germanist, der in den fünfziger Jahren in den „Grenzboten" seine feingezeichneten Kulturbilder aus Deutschlands Vergangenheit veröffentlichte, der Lustspieldichter, der uns 1854 in den „Journalisten" die politische Kinderstube seiner Zeit so meisterhaft schilderte, der Romanschriftsteller, der in „Soll und Haben" und in der „Verlorenen Handschrift" auf Julian Schmidts Rat das deutsche Volk angeblich bei seiner Arbeit aufsuchte, und der Dichter der „Ahnen", der in den siebziger Jahren die Geschichte eines thüringischen Fürstengeschlechtes vom stabreimenden Ingo bis zum liberalen Zeitungsschreiber Dr. König hinab verfolgte, sind ein und dieselbe Person. Es ist der fleischgewordene deutsche Mittelstand, wie er erst noch für eine recht bescheidene bürgerliche Freiheit schwärmt, dann mehr und mehr in der Anbetung des alleinseligmachenden Mammons aufgeht und schließlich, als im Jahre 1871 die heißersehnte deutsche Einheit erstritten ist, mit rückwärts gewandtem Antlitz sich an der romantisch auf-

geputzten Vorzeit Deutschlands zu begeistern sucht. Es ist der Januskopf des deutschen Liberalismus, der bis zum Jahre 1871 vorwärts in die Zukunft schaut und von da ab mit greisenhaftem Behagen von der schönen Vergangenheit zehrt. Die fortwährende Betonung des sittlich Tüchtigen, die Verherrlichung der gesunden Mittelmäßigkeit, für die der heutige Musterbürger schwärmt, ist für Gustav Freytag von Anfang an bezeichnend, und nicht umsonst beginnt seine journalistische Thätigkeit mit einem heftigen Federkrieg gegen Karl Gutzkow, den Träger der unverfälschten liberalen Idee der vierziger Jahre. Man glaube nicht, daß es sich dabei bloß um entgegengesetzte ästhetische Prinzipien handelte. Nein, der Kampf gegen Gutzkow war in Wirklichkeit ein Kampf gegen die moderne Ideenwelt, und unter der Flagge des Realismus segelte damals die geistige Reaktion. Die modernen Ideen, die revolutionären Anschauungen des jungen Deutschland waren den Herren Gustav Freytag und Julian Schmidt lästig geworden, und man betete die Dickensche Kleinmalerei des wirklichen Lebens nicht zum mindesten deshalb an, weil man dadurch am bequemsten den Rückzug decken konnte. Gewiß, die künstlerische Technik wurde dadurch gefördert. Das junge Deutschland der vierziger Jahre hat keine so abgerundeten Kunstwerke geschaffen, wie Freytags „Soll und Haben", aber nicht etwa deshalb, weil die großen Ideen der Zeit der künstlerischen Darstellung widerstrebt hätten, sondern weil den Dichtern jener Tage die künstlerische Gestaltungskraft fehlte, diese Ideen in großen Wirklichkeitsbildern zu bewältigen. Man vergleiche aber nur einmal Gutzkows „Lenz und Söhne" mit Freytags „Soll und Haben", und man wird sich nicht lange fragen, wer seine Zeit und deren soziale Konflikte besser verstanden habe, der Berliner Dramatiker oder der Breslauer Epiker. Dort der kühne Versuch, die sozialen Triebfedern der Gesellschaft bloßzulegen, und hier die platteste Verherrlichung des kaufmännischen Spießbürgertums. Hatte Prutz nicht recht, wenn er in den „Blättern für litterarische Unterhaltung" gegen diese Art und Weise, das deutsche Volk bei seiner Arbeit aufzusuchen, protestierte? Hatte das Volk der Dichter und Denker wirklich nichts Besseres zu thun, als sich für einige Pfeffersäcke zu begeistern, die, um ein paar Tausend Thaler zu retten, ihr Leben aufs Spiel setzen?

Und noch eins! Nicht umsonst spielt die Versöhnung von Adel und Bürgertum bei Freytag eine so große Rolle. Je mehr sich der deutsche Mittelstand, der anno 1848 dem mittelalterlichen Feudalstaat den Krieg auf Leben und Tod angesagt hatte, durch die immer wachsende Organisation der Arbeiterklasse in seiner politischen Machtstellung bedroht sah, um so mehr suchte er wieder Fühlung mit den ehedem so gehaßten Privilegierten, und Bourgeoisie und Adel umarmten sich zur Bekämpfung des aufsteigenden

vierten Standes. Man sieht, Gustav Freytags Dichtung ist auch hierin ein trefflicher Zeitspiegel. Im „Grafen Waldemar" wie in den „Journalisten", in „Soll und Haben" wie in den „Fabiern", in der „Verlorenen Handschrift" wie in den „Ahnen" kehrt dieser eine Zug in immer anderer Gestalt wieder. Welch erhebendes Bewußtsein für den Menschen bürgerlichen Standes, wenn er sich mit einem adligen Fräulein verheiraten oder wenigstens in Gedanken seinen Stammbaum bis zu einem blaublütigen Urgroßvater zurückverfolgen kann!

Zum Schluß noch ein Wort über Freytags Stil. Er ist nicht so nichtssagend glatt, wie Paul Heyses immer gleich schöne Feder, er ist, abgesehen von „Ingo und Ingraban", nicht so affektiert archaisierend wie die Schreibweise unserer Butzenscheibendichter. Er ist charakteristisch durch und durch, bis auf das einzelne Wort durchgefeilt, für das kleine Genrebild gerade farbensatt genug, aber nüchtern und ohne jene zitternde Stimmung, die der modernen Dichtung ihren Hauptreiz giebt. Doch man soll von dem Dichter des deutschen Mittelstandes nicht das Menschenunmögliche verlangen. In der Kleinmalerei des täglichen Lebens hat ihn, außer Gottfried Keller, unter den Zeitgenossen keiner übertroffen, und im historischen Genrebild steht er ebenfalls unerreicht da. Wir Jüngeren, die wir die großen Ideen der Zeit in der ganzen Unmittelbarkeit des wirklichen Lebens abzuspiegeln bemüht sind, haben alle von ihm gelernt. Dem Künstler Freytag mit seiner liebevollen Versenkung in den Gegenstand, dem meisterhaften Schilderer deutschen Lebens der Vergangenheit, dem Dichter der Journalisten werden wir stets ein ehrendes Andenken bewahren.



Unser Dichteralbum.

Skål!

Heute lad' ich alle meine
Sünden ein beim Kerzenscheine,
Alle um den runden Tisch.
Und das wird ein lustiges Gasten!
Immer mit der Tugend fasten,
Hält das wohl die Seele frisch?

Wein her und die größten Humpen!
Heute laß ich mich nicht lumpen,
Solche Freunde hält man warm.
Und da sind sie schon, im Kreise,
Frohgesellen, wenig leise,
Ein verwöhnter, frecher Schwarm.

Mein Willkommen euch entboten!
Euch zum Wohl den ersten Roten
Durch den Hals ins Herz hinein.
Skål! zu diesem Freudenmale
Fehlt uns nur die Schädelschale,
Tugendschädel müßt' es sein.

Skål! Die Liebe mir zur Linken
Hebt mit heißem Augenblinken,
Hebt das erste Glas zum Klang.
Weißt du noch? In jener Stunde?
Weißt du noch? An meinem Munde?
Nur die Sterne sah'n den Gang.

Skål, Frau Nachbarin! Die Lüge
Lächelt, durch die feinen Züge
Huscht es wie ein Schlänglein hin,
Soll'n wir jeder Tante sagen,
Was heut' Nacht sich zugetragen?
Ob ich so ein Peter bin?

Skål, ihr beiden! Brave Jungen,
Stolz und Hochmut. Unbezwungen,
Immer nur den Nacken steif!
Und so tapfer, große Schritte,
Durch die Menge, durch die Mitte,
Köstlich labt uns ihr Gekeif.

Und du alte dicke gute
Freundin, nudelfette Pute
Völlerei, stoß' an, Kind. Skål!
Sollen wir wie Jungfern nippen?
Nein, wir wollen Humpen kippen,
Halsvoll ist allein uns wohl.

Und da unten, freche Kleine,
Fräulein Zote, Skål! Beim Weine
Löst sich erst dein Züngelein.
Nun, schleß' los! nicht lange fackeln,
Daß uns mal die Bäuche wackeln,
Sittsam woll'n wir morgen sein.

Vivat unsre heiße Jugend!
Pereat der zahmen Tugend,
Die im Thee ersaufen mag.
Skål, Genossen! Kippt die Humpen!
Skål! Heut' laß' ich mich nicht lumpen,
Heute ist mein Ehrentag.

Hamburg. Gustav Falke.

Heldenfahrt.

So spricht zum Volke der Prophet:
„Zu mir kam Gottes Stimme.
Er wird Euch retten von der Not
Und der Bedrücker Grimme."

„Folgt in die Wüste mir und laßt
Der Müh'n Euch nicht verdrießen!
Ich führ' Euch zum gelobten Land,
Drin Milch und Honig fließen!

„Hebt auf den Blick! Fern seht Ihr schon
Der Heimat Hügel blauen!" — —
Zu langem Zuge reihen sich
Viel tausend Männer und Frauen.

Und Flüche gellen ihnen nur
Und Hohn als Abschiedsgrüße:
„Du Lumpenpack, Du Narrenvolk,
Lauf Dir nur wund die Füße!

„Gen Kanaan, dem Zukunftsland,
Führt nimmer Deine Straße!
Was von des Herren Tische fällt,
Genügt's Dir nicht zum Fraße?

„Sei lieber ein Hund des Pharao,
Als elend zu verrecken!" — —
Sie aber achten nicht des Hohns,
Und greifen zum Wanderstecken.

Sie waten durch den Wüstensand,
Es brennt die nackte Sohle.
Doch heißer noch im Herzen brennt
Der gläubigen Sehnsucht Kohle.

Ob Hunger, Not und Durst und Spott
Sie tausendfach betroffen,
Sie klagen und verzweifeln nicht,
Sie wandern weiter und hoffen.

Und ach, wie fern sind immer noch
Der Zukunft blaue Hügel.
Doch rauschend über ihnen weh'n
Der Freiheit unsichtbare Flügel.

Und stolz und machtvoll braust der Sang
Der heldenhaft Getreuen:
„Wir bringen uns zum Opfer dar
Dem Kommenden, dem Neuen!

„Es werden das gelobte Land
Einst uns're Kinder erben!
So mögen wir denn untergeh'n
Und in der Wüste sterben!"

New-York. Gottlieb Steger.

Auf ewig.

Nein, kein Ende — — —
Ihr Ende würde Verzweiflung sein.
Goethes Faust.

I.

Verändert ist, seit ich Dich sah, mein Leben,
Was sonst mir wertvoll, scheint mir jetzt geringe,
Nur Einem gilt mein Wünschen noch und Streben,
Wie Deine Liebe ganz ich mir erringe.

Und ist's ein Irrtum, lasse mir den Glauben,
Daß auch Dein Herz ein wenig sei mein eigen,
Ist's Täuschung, soll den Wahn mir keiner rauben,
Du liebst mich, wenn auch Deine Lippen schweigen.

Doch sollte jemals mir die Stunde schlagen,
Wo sich Dein Herz für immer von mir wendet,
Und ich der Qualen herbste muß ertragen,
So war's ein schöner Traum, der schlimm geendet.

II.

Daß ich Dich liebe, kannst Du mir nicht wehren,
Daß ich Dich lobe, ist mein Dichterrecht,
Du kannst nur eins, sonst nichts von mir begehren,
Daß mein Gefühl für Dich sei wahr und echt.

Kannst mich von Sehnsucht, bist Du fern, nicht heilen,
Da jede Freude mit der Fernen flieht,
Kannst, darf ich noch in Deiner Nähe weilen,
Nicht hindern, daß Dir huld'gend tönt mein Lied.

Ja hieß ich schweigen meines Sanges Weisen,
Da ihnen höchster Lohn, Dein Lob, gebricht,
So würden meine stummen Blicke preisen
Dich mehr als Worte, die ein andrer spricht.

III.

Natur, so scheint's, hat Dir versagt das Loben,
Du tadelst gern, wenn auch nicht einen Jeden,
Vielleicht, um meine Langmut zu erproben,
Nur mich, obgleich Du karg sonst bist im Reden.

Zwar willst auch Du von mir Dein Lob nicht hören,
Verbietest mir, daß ich es laut verkünde,
Lachst, wenn Dir Treue meine Lieder schwören,
Schiltst, wenn ich preise Dich, als wär' es Sünde.

Vielleicht nur deshalb, weil Du lobst so selten,
Da gleich mit gleich nicht soll vergolten werden,
Und weil Du weißt — sagt' ich's auch nie — Dir gelten
All' meine Sorgen, keinem sonst auf Erden.

IV.

Es war zur Zeit der Maiwein-Blüte,
Da uns sein duft'ges Naß erquickt,
Wo oft, wenn er im Becher glühte,
Ich leise Deine Hand gedrückt.

Ich durft' es kaum — Dich gar zu küssen,
War auf das Strengste mir verwehrt,
Wie stets hab' ich mich fügen müssen,
Und oft betrübt das Glas geleert.

Ist Dich zu küssen eine Sünde?
Frug ich dann wohl; Du ließest ein
Dich auf Erört'rung nicht und Gründe,
Es blieb, wie Du gesagt, beim Nein.

Der Gott des Weins schien mir verbündet,
Oft hatt' er Dich in Schlaf gesenkt,
Und heimlich flüsternd mir verkündet,
Nimm, was Dir ihre Gunst nicht schenkt.

Leicht war's, denn traumbefangen ruhte
An meiner Brust Dein liebes Haupt,
Doch hab' ich nie mit frevlem Mute,
Was wachend Du gewehrt, geraubt.

Und wie Dein Haupt an meinem Herzen,
Lag Deine Hand in meiner Hand,
Nicht ahnend naher Trennung Schmerzen,
Schien mir's ein unzerreißbar Band.

Nun weicht der Trug! Du ziehst von hinnen,
Es hält Dich nicht zurück mein Fleh'n,
Ich aber weiß nicht, was beginnen,
Wie leben, ohne Dich zu seh'n!

Du sagst, Du würdest wiederkehren;
Weiß nicht, ob Wahrheit aus Dir spricht,
Ob Mitleid nur, weil Du von Zähren
Entstellt siehst mein vergrämt Gesicht. — —

Trink' über's Jahr als froher Zecher
Ich wiederum vereint mit Dir?
Oder bleibt unberührt der Becher,
Da fern Du weilest, fern von mir?

V.

O Fernsein, größte aller Qualen,
Die keine Dichterworte malen,
O, Fernsein, Schmerz, dem keiner gleicht,
Den nichts an Bitterkeit erreicht!
Kehrst heim Du, ist's für kurze Stunden,
Ich seh Dich kaum, Du bist entschwunden,
Das Dampfroß braust, es sprühn die Funken,
Und alles ist in Nacht versunken,
In Nacht versunken, wie mein Glück!
Doch in mir ruft's, kehrt sie zurück?

VI.

Es hat mein Wort Dir wenig stets gegolten,
Denn mich zu tadeln warst Du gern bereit,
Im Scherz und Ernst hast Du mich oft gescholten,
Und mir gesagt so manche Bitterkeit.

Ein offnes Buch mein Herz — mit sieben Siegeln
Verschlossen stets das Deine für mich blieb,
Dem Feuerschreine gleich, den zu entriegeln
Umsonst mich Leidenschaft und Liebe trieb.

Die kleinsten Bitten hast Du mir verweigert,
Dein Bildnis, einen Brief, zuletzt sogar,
Als Trennungsweh der Bitte Wert gesteigert,
Gabst keine Locke Du von Deinem Haar.

Doch ein Mal, ein Mal hast Du nachgegeben,
Die nein oft sagte, ein Mal sicherlich,
Drum bin ich Dein für's ganze künft'ge Leben,
Und als Dein Schuldner ewig fühl' ich mich.

Dresden. Günther Walling.

Aus alten Blättern.

I.

Lilly.

Hinter den Bergen, hinter den Höhen
Weilt, was auf Erden mein Teuerstes war,
Haben uns kaum in die Augen gesehen,
Mußten uns trennen auf immerdar.

Als wir schieden, da waren wir stille,
Aber im Herzen weinte das Weh,
Auf den Wiesen zirpte die Grille,
Auf den Bergen fiel frischer Schnee.

Was ist das Leben? — Kommen und Gehen,
Scheiden und Leiden — Jahr auf Jahr,
Hinter den Bergen, hinter den Höhen
Weilt, was auf Erden mein Teuerstes war.

II.

Letzter Frühling.

(Godesberg, 1894.)

Liebes Städtchen liegt im Thale
Unter Apfelbaum und Flieder,
Auf dem Berg, im Gottesacker
Singt die Drossel ihre Lieder.

Kirmes feiern sie. Beim Tanze
Sich die Fröhlichen erfreu'n,
Um die schönen Grabesblumen
Summt die Biene ganz allein.

Und ein kleines, artig Mädchen
Halt' ich tändelnd auf den Knieen.
Ach! — auf ihren bleichen Wänglein
Schon die Todesrosen blühen.

„Lausch! — die Drossel!" — sagt der Liebling.
— Wenn sie wieder fröhlich sind,
Wenn sie wieder singt, die Drossel,
Hörst Du's nicht — — lieb Kind, lieb Kind. —

III.

Sturmnacht im Wald.

Das Kindlein schlummert im stillen Gemach.
Die junge Mutter sitzet noch wach,
Der Jäger, ihr Gatte — nun kehrt er wohl bald.
Der Weg ist verschneit. Durch den brausenden Wald
Heult um das Häuschen der Sturm.

Die Stunde rinnt und die Thräne rinnt,
Sie tritt an die Wiege zum schlafenden Kind
Und denkt, wie der Rupprecht, der wilde, gedroht,
Dich liebt' ich, dem Gatten schwur ich den Tod,
Und lauscht in den brausenden Sturm.

„Du heiligste Mutter erhalte ihn mir,
Mein goldenes Ringlein gelobe ich Dir,
Den schrecklichen Schwur hat der Liebste verlacht
Und hat mir versprochen: ich komme zur Nacht
Durch den Wald und den brausenden Sturm."

Im Dorfe schlägt's zwölf. Im verschneiten Wald
Der Toteneule Klageruf schallt.
Es fällt ein Schuß. — Sie sinkt in die Knie.
Nun weiß sie's gewiß: er kehret ihr nie —
— — — Und draußen — brauset der Sturm.

IV.

Zum Chopin.

(Nocturno.)

Beim Kirchhof im stillen Thal
Hab' oft ich als Knabe gesessen,
Noch seh' ich das alte Mal,
Noch hör' ich die alten Cypressen.
Da trieb's mich mit heißem Verlangen
Ins Weite des Lebens hinaus. —
Die Zeiten sind lange vergangen,
Nun wollt' ich — ich wäre — zu Haus.

Und es war da ein Lindenbaum,
Dort küßt' ich mein teuerstes Wesen.
Noch atm' ich die Veilchen im Traum,
Denn — zur Veilchenzeit ist's ja gewesen.
Jene blauen Augen — sind Staub,
Sind die Veilchen doch auch zerfallen
Und zu anderer Küsse, im Laub
Schlagen andere Nachtigallen.

Erinnerung hat mir geweiht
Die alten Freuden und Leiden.
Nun weiß ich's: die Lebenszeit
Ist nichts als ein ewiges — Scheiden,
Ist nichts als Schatten und Rauch.
Und selbst das Schönste umwittert
Von leisem Schmerze ein Hauch,
Der — vor der Vergänglichkeit zittert.

V.

Dem Tode nah.

(Venedig, 1893.)

Den Tod im Herzen, wiegte mich
Die Gondel im Canalo grando,
Doch schwangen meine Wünsche sich
Wie Tauben auf, zum Vaterlande.

Die alten Helden, kalt und still,
Mir marmorernst herniederwinken,
Die große heil'ge Sonne will
Im Meer — im tiefen Meer versinken.

Doch wie die Woge nordwärts flieht,
Tönt aus der stillen Wellengruft
Ein liebes Lied — ein deutsches Lied,
Ein lieber, deutscher Lindenduft.

Du willst ihn grüßen, Lindenbaum,
Den Sohn, der redlich sich bemüht,
Er war nicht groß — war glücklich kaum,
Doch mehr — hat keiner Dich geliebt.

VI.

Neues Leben.

Der Sturm ist verflogen, die Wolken verzogen und Friede ist nun,
Du rastloser Wille, in wonniger Stille darfst endlich du ruh'n.
Und wie man mich quälte, wie Schmerz mich beseelte, kaum weiß ich es noch,
Wie ich haßte und sprühte und tobte und glühte — wie war es denn doch?

O vergessen, vergeben! — Und Genien umschweben beruhigte Bahn,
Zu zielvollem Streben fängt siegendes Leben, fängt neues mir an.
Wie mein Herz ihr zerrissen, ich will es nicht wissen, kein Zorn blieb zurück,
Kein Ehrgeiz, kein Wollen, kein Hassen, kein Grollen — nur Atmen ist Glück.

Nur Atmen, nur Wirken, in engsten Bezirken, Mensch mit Menschen nur sein,
O nur leben, o nur leben, und empfangen und geben, das ist Glück ganz allein.
Muse! breite die Hände über all deine Spende, aus des Nichtigen Dunst
Laß zum Ziel mich gelangen und den Lorbeer empfangen schlicht maßvoller Kunst. —

VII.

Stoßseufzer.

Ach, wie so weise einst
Bin ich gewesen,
Cato und Plato
Hab' ich gelesen.

Plato samt Cato
Sind kläglich verkracht,
Seit mich Helene zum —
Narren gemacht.

Sämtliche Göttinnen
Wußt ich zu nennen,
Sämtliche Sterne
Strebt ich zu kennen,
Jetzt hab' nur eine
Göttin ich gerne
Und nur ein einzig Paar —
Hellblaue Sterne.

Knochen und Knöchelchen
Kannt ich bei Namen,
Büffelte redlich aufs —
Doktorexamen,
Jetzt — giebt mir einzig noch
Unterricht — sie,
In der spezielleren
Anatomie.

Mädchen! Dir danke ich's,
Daß ich ein Thor,
Daß ich den Himmel der
Unschuld verlor.
Dennoch geh' gerne
Zur Hölle ich ein,
Denn ich bin sicher — — auch
Du kommst hinein.

München. Theodor Lessing.

Abends.

Schatten senken sich zur Halde. —
Weißerschloss'ne Blütenpracht
Leuchtet schimmernd durch die Nacht
Her vom schlehumsäumten Walde.

Manchmal schwingt ein girrend Klingen
Bis zu mir und dir sich sacht.
Deiner Locken seid'ne Pracht
Muß ich um die Finger schlingen;

Muß dich binden fest und fester —
Weil auch dir der Ton verrät,
Daß sich in dem Dunkel spät
Vöglein schnäbeln um die Nester.

Ohlau. Anna Nitschke.

Prozession.

Erst der Lehrer mit den Knaben.
Die die stärksten Schultern haben
Tragen froh und fromm mit um
Sanctum Aloysium.

Dann die lieben kleinen weißen
Mädchen, welche Blumen streuen
Und die Mutter Gottes preisen.
Ach, Maria wird sich freuen.

Mitten in dem Kranze drin
Blüht die junge Lehrerin,
Unter Knospen eine Rose —
O Maria, makellose.

Ist gekleidet Violett.
Mit der linken Hand kokett
Hält die Schleppe sie empor —
Lugen weiße Spitzen vor.

Weiß in Violett! Wie fein!
Ach, jetzt möcht' ich Page sein,
Meiner Dame Minne klagen
Und ihr stolz die Schleppe tragen.

Aus dem Mittelalter.

Und weil der Hahn ein Ei gelegt,
Drum muß der Hahn verbrennen.
Denn Gott im Himmel hat bestimmt:
Eier legen nur die Hennen.

Wohin käm's mit der Weltordnung,
Wenn jeder nach Gefallen
Dürft' freveln am Naturgesetz?
Gott gab ihr Ämtlein allen.

Der Hahn thu', was des Hahnes ist,
Nicht, was Beruf der Hennen.
Und weil er hat ein Ei gelegt,
Darum muß er verbrennen.

Stephansfeld. Eduard Heß.

Schau! Schau!

Ein Hüttchen träumt im Flieder,
Umflockt von Blütenschaum.
Es sinkt der Bluft hernieder
Vom ros'gen Apfelbaum.

Und Amoretten steigen
Hinauf zum Fensterlein.
Wo sich die Zweige neigen,
Da gucken sie hinein.

Sie lüften die Gardinen,
Wie Krokus leuchtendblau,
Mit losen Schelmenmienen
Und kichern leis: „Schau! Schau!" —

Basel. E. Meyer-Brenner.

Die Mausefalle.

Ein Dichter, der mehr als dreißig Jahr
Als Priester gedient am Musenaltar,
War doch im herrlichen Vaterland
So gut wie ganz und gar unbekannt.
Eine kleine erleuchtete Gemeine
Und etliche Litteraturvereine
Verehrten ihn nur und sahen in ihm
Einen unsterblichen Cherubim.
Dem süßen Pöbel, der großen Menge
Blieben seine göttlichen Gesänge,
Durchpulst von Glut und Blut und Kraft,
Trotzmut und Zorn und Leidenschaft,
So fremd wie dunkle Himmelsflecken,
Die noch zu finden und zu entdecken.
Die Kritiker und Kritzler schwiegen
Und ließen seine Werke liegen,
Denn sie enthielten manchen Hieb,
Der ihnen im Fleische sitzen blieb.
Hätt' er, was „gute Freunde" geraten,
Nur einmal gethan: Einem Potentaten
Ein einzig Körnchen Weihrauch gestreut —
Du lieber Gott, was wär' er heut!
Die wundervolle Liederblume
Seines Busens, vergoldet vom Widmungsruhme,
Erglänzte gefeiert von Meer zu Meer,
Und — seine Taschen wären nicht leer.
Sein größter Fehler war es indessen,
Daß ihn die Würmer noch nicht gefressen.

Dieser Dichter saß einmal
Einsam daheim im Mittagssonnenstrahl
Und vergaß einen Augenblick den Gram,
Der lange sein Herz schon gefangen nahm,
Als ihm der krause Gedanke kam:
Eine Mausefalle zu konstruieren,
Um diesen abscheulichen Nagetieren,
Die oft ihn störten mit Pfeifen und Balgen,

Zu schaffen einen kunstlosen Galgen.
Und sieh! der feine Messingdraht
Einer Blume, wie er im Fenster sie hat,
Und Brettchen einer Cigarrenkiste
Genügen ihm zu dem Mordgerüste,
In dem sein Finger gar bald sich fängt. —
Er prüft und versucht; er lächelt und denkt:
Ihr Mäuschen, liebe Mäuschen, gebt acht,
heut' Nacht
Wird manchem Langschwanz der Garaus
gemacht.

Da stürmt ein alter Freund herein,
Der besser verstanden des Lebens Latein
Und Einmaleins, das goldne, als er —
Heut' war er ein reicher Millionär,
Der sich in seinem Reichtum sonnte
Und einen Freund schon stützen konnte.
Der sieht die Falle — und schüttelt den Kopf,
Befühlt sich von hinten und vorne den Schopf,
Und platzt heraus: Für den Verschleiß
Im Reiche biet' ich Dir den Preis
Von — na — von zwanzigtausend Mark,
Und wie sich das von selbst versteht,
Prozente, von dem — — da springt der Poet
Ihm an den Kragen und schüttelt ihn arg:
Nun aber — — erzähle mir lieber schnell,
Das Neuste, das in der Stadt passiert,
Und von der kleinen Putzmachermamsell,
Die Du im „Kaiserhof" einlogiert. —
Der aber hüstelt gekünstelt und lacht:
Nicht eher als bis der Handel gemacht. —
Dann greift er geschäftig nach Hut und Stock
Und schiebt die Falle in den Überrock.

Am nächsten Sonntag kommt er als Gast
Zur selben Stunde und zahlt, o Graus,
Dem Dichter, den Schauder und Schwindel
erfaßt,
Zweimal zehntausend Märker aus. —

Nach wenig Wochen überreicht galant
Dem Dichter dieselbe Freundeshand
Eine Silbermedaille, die hold ihm verlieh
Die „Neue Gesellschaft für Industrie".
Dem Dichter geht über fast die Galle:
Für eine dumme Mausefalle!
Und ich hatte gedacht: Es würde nun licht,
Man hätt' entdeckt mein Lied, mein Ge-
dicht — —

Und wiederum nach wenig Wochen
Thät an des Dichters Thüre pochen
Des Freundes Patschhand, daß es krachte,
Weil er ihm schon Prozente brachte.
Allein, der Dichter wohnte nicht mehr
In diesem Gemache, verödet und leer.
Nur einen vergilbten Zettel fand
Man auf den Dielen, und darauf stand:
O Vaterland! Ich habe meine Glut
Und meines Herzens bestes Blut
Für dich, für deinen Ruhm dahingegeben.
Geopfert dir ein fünfzigjährig Leben,
Und all mein Schaffen hast du schnöd'
verachtet,
Daß jetzt der Gram die Seele mir um-
nachtet —
Du mochtest meine Lieder nicht und Dramen,
Du kanntest garnicht einmal meinen Namen,
Und hättest ihn auch heut' noch nicht ver-
nommen,
Wär der Gedanke mir nicht mal gekommen,
Zu konstruieren eine Mausefalle.
Dafür wirfst du mir Goldmetalle
Und Silber in den Schoß und schmückst
mit Orden
Die Brust, die längst vor Sehnsucht krank
geworden.
Nein, Vaterland, den Dank begehr' ich nicht!
Geh' hin, studiere mein Gedicht!
Du machst mich zum Gespött der Kinder,
Verewigst mich als Mausefallenerfinder,
Der ich dein Dichter habe heißen wollen.
Nun lebe wohl —

Hier war der Zettel leider zerrissen;
Was weiter kam, wer kann es wissen!
Der Dichter aber blieb bis heute verschollen.

Nesselwitz O/S. Carl Klings.

Gedichte in Prosa.

I.

Die verlorene Melodie.

Mitten in der wilden Disharmonie des Lebens klingen manchmal wundersame, zauberische Töne an mein Ohr, die einst eine Melodie gewesen, und erwecken in mir eine heiße Sehnsucht, ein wehmütiges Verlangen, die Melodie noch einmal zu hören, der sie entstammen.

Ich habe sie als Kind vernommen; es war eine reine, wohlthuende, fromme Weise. Dann umklang es mich feuriger, stürmischer, wilder, disharmonischer; Mißklänge mischten sich darein und übertönten die reine, süße Melodie. Noch einmal erklang sie mir, süß und schmelzend, zauberisch und beseligend, da zwei dunkle Augensterne auf mich niederschauten; — dann brauste wieder die wilde Teufelsmusik, und nur manchmal ertönt wie fernes Echo ein heller, reiner Akkord, und erfüllt die Seele mit banger Sehnsucht nach der verlorenen Melodie.

II.

Das Künstlerkind.

Ich war einmal in einem Théâtre variété.

Ein Malabarist balancierte brennende Lampen auf den Zähnen, der musikalische Negerclown brüllte seine thörichten und derben Scherze in das Publikum, und österreichische und süddeutsche Soubretten sangen ihre zweideutigen Couplets mit herausfordernder, unanständiger Miene. Schließlich trat auch ein kleines, etwa fünfjähriges Mädchen auf, das sich als Trapezkünstlerin produzierte. Es trat keck auf die Bühne und lächelte dem Publikum zu, — aber es lächelte ernst; man sah, daß es das hatte lernen müssen. Es erfüllte seine Aufgabe tadellos, und unter Beifallsklatschen verließ es die Bühne. Dann kam es mit einem Teller in der Hand wieder und ging bei den Gästen herum; bereitwillig gab man ihm ein paar Pfennige. — „Bringst Du das Geld Deiner Mutter?“ fragte ich das Mädchen, als es an meinen Tisch herankam. — Es antwortete nicht. — „Aber Deinem Vater?“ Es schüttelte mit dem Kopfe. — „Wem bringst Du es denn?“ — „Dem Manne“ — und es zeigte in eine Ecke, wo ein schäbig angezogener Mann stand mit dickem, aufgeschwemmtem Gesicht und schwarzem glänzendem Schnurrbart. — „Ist er denn gut mit Dir?“ fragte ich weiter. Da sah mich das Kind mit einem Blicke an, ich weiß nicht, ob verwundert, ob gleichgültig. Es interessierte mich. Ich kaufte ihm von einem gerade herumgehenden Italiener ein paar Früchte, und sprach ihm freundlich zu; es sah mich ernst dabei an. Als ich aber meine Hand auf seine kleine Schulter legte und ihm liebkosend durch das Haar strich, da faßte es mich fest an und fing bitterlich an zu weinen. „Warum weinst Du?“ fragte ich. Es antwortete nicht und schluchzte weiter. Und warum fragte ich auch? — Da kam der dicke Mann näher heran zu uns. Das Kind maß ihn mit einem scheuen Blick und ging schweigend weg von mir, um noch von anderen ein paar Pfennige zu erbetteln.

III.

Glaube, Liebe, Hoffnung.

1.

Die Welt war eben erschaffen worden; und hoch droben, wohin noch keines Menschen Auge gedrungen war, standen drei wunderbare Feen und schauten nieder nach dem Erdenballe und dem wunderlichen Treiben der unzufriedenen Menschen.

„Der Mensch versteht nicht, was er lebt," sprach die Erste. „Sein irrer Geist schweift nur in die Zukunft. So will ich ihm eine goldne Zukunft träumen lassen, wenn ich ihn auch täusche." — Das war die Hoffnung. — „Schweig, meine Dienerin," sprach die Zweite. „Nie erreichst Du, wonach Du strebst, wenn Du nicht drohst und verheißest, wie ich. Drohe, — so machst Du Dir dienstbar die Furcht, die Du sonst nie bezwingst; verheiße, — aber verheiße Nachirdisches, wenn auch Unmögliches, — denn dann kann niemand Dich der Lüge zeihen."

So sprach die Zweite — das war der Glaube.

Die Dritte aber — Noch ein beseligender Glanz leuchtete, wo sie gestanden; sie selbst schwebte schweigend nieder nach dem Erdenballe. — Das war die Liebe.

2.

Tausend und abertausend Jahre rollten dahin, spurlos dahin — ins Nichts.

Wieder schauten die drei Feen nieder nach dem Erdenballe und nach dem sorgenvollen, dem aufgeregten Treiben der unglücklichen Menschen.

„Der Mensch ist ein Thor," sprach die Hoffnung. „Drunten flattert meine Feindin, die Furcht, und der Mensch buhlt mit ihr, die ihn martert" — und sie schwebte auf nach einem besseren Stern.

„Der Mensch ist ein Frevler," sprach der Glaube. „Drunten schleicht mein Feind, der Zweifel, und der Mensch läßt sich von ihm umgarnen, der ihn quält" — und er schwebte auf nach einem besseren Stern.

„Bedauernswert ist der Mensch," sprach die Liebe. „Drunten lauert mein Feind, der Haß, und der Mensch sucht ihn, der ihn tötet," und sie schwebte nieder nach dem Erdenballe.

3.

Tausend und abertausend Jahre rollten dahin, spurlos dahin — ins Nichts.

Wohin noch keines Menschen Auge gedrungen war, standen zwei wunderbare Feen, und zögernd kam vom Erdenball zu ihnen heraufgeschwebt die Liebe.

„Was sahst Du drunten?" fragte die Hoffnung.

„Ich sah die Furcht, und den Zweifel, und den Haß, nnd die Menschen setzten ihnen güldene Kronen aufs Haupt."

„Und was sprach man von mir?" fragte die Hoffnung.

„Man schalt Dich eine Gleißnerin, eine verlogene Dirne." —

„Sage, was sprach man von mir?" fragte der Glaube.

„Dich hat man vergessen, — nur einmal ein Kind, das lachte über Dich" — und Glaube und Hoffnung schwebten auf, von wannen sie gekommen waren.

„Und mich hat man verstoßen," sprach die Liebe; — dann schwebte auch sie schweigend von hinnen, wohin ihre Schwestern gegangen waren. —

— Und tausend und abertausend Jahre rollten dahin, spurlos dahin — ins Nichts.

Leipzig. Walter Seek.

Die tote Katze.

Von Charlotte Nisle.
(München.)

Endlich war es mir geglückt; ich war oben. Der Staub flog in dichten Wolken auf und benahm mir beinahe den Atem. Der Wind blies durch das ovale Loch, dem ich nun, auf dem Balken vorwärtsrutschend, vorsichtig meinen Kopf näherte. Über mir knirschten die Sparren des Daches, an das ich beinahe anstieß; auch fiel ab und zu ein Wassertropfen in mein von Erwartung und Anstrengung erhitztes Gesicht. — Draußen tanzten noch große, feuchte, schmutziggraue Flocken auf und nieder, die, an die Erde kommend, sogleich versickerten. Bald aber hörte das Schneien ganz auf und leichter, linder Regen tröpfelte vom nächtlichen Himmel. Ich übersah von da oben den kleinen schlammigen Vorgarten, durch den ein gerader, mit Steinplatten belegter Weg zur Straßenpforte führte.

Ein ummauertes, ödes, sonnenloses Fleckchen Erde; ungepflegt und verwildert. —

Kein Wunder, daß die kranke Frau sich nie in die Laube dort unten setzte.

Obgleich es schon Ende April zuging, war in den Beeten des Gärtchens nur spärliches, kümmerliches Grün aufgesproßt. — Jetzt lag alles schwarz und dunkel; nichts regte sich. Die Frau und der Herr lagen sicher schon in tiefem Schlafe. —

Es war eine kühle Nacht, und ich begann nun zu frieren; aber was kümmerte mich dies. Sie mußte nun bald kommen, ich fühlte es; o ich wußte es bestimmt.

Ja, wenn sie geahnt hätte, daß ich da oben hocke! — Nein, daran dachte sie nicht, an dies ovale Loch am First des Hauses. Ich war doch noch schlauer, als sie.

Seit fünf Nächten hatte ich nicht geschlafen, immer aufpassend. Sie konnte ihr Zimmer nicht verlassen, ohne daß ich es hörte, denn ich befand mich nebenan, und wenn sie sich erhob, so lag ich auf der Lauer. Ich wollte ihr doch nachschleichen; ich mußte wissen wo sie es hinbringen würde. In der ersten Nacht hatte ich gemerkt, daß sie ihr Bett verlassen, und ich hatte leise meine Stubenthüre geöffnet und, mich hinausstehlend, mein Auge an ihr Schlüsselloch gebracht. — Ich war gerade recht gekommen, sie war eben am Verpacken. Zuerst hatte sie es in ein Stück Leinwand geschlagen. Es schien ein altes Hemd zu sein — hatte es dann mit vielen Stecknadeln festgesteckt — es gab ein ganz niedliches, längliches Paket — und dann

hatte sie dieses sehr sorgfältig in ein großes, schwarzes, gestricktes Halstuch gewickelt, es vielfach mit einer Einfaßlitze kreuz und quer umwindend; es würde sicher um ein paar Röcke gereicht haben. Sie hatte es wirklich ganz brillant verpackt. — Nun drehte sie sich gegen die Thüre; ich war rasch in mein Zimmer zurückgeschlüpft, aber angestoßen war ich dabei, und dies Geräusch hatte sie damals aufmerksam gemacht, sie in ihrem Unternehmen gestört.

Die nächstfolgenden Tage hatte sie mich nicht aus den Augen gelassen. Doch ich ging ruhig und scheinbar harmlos meiner Arbeit nach.

Wir beobachteten uns gegenseitig heimlich. Ich versuchte sie zu täuschen, aber es gelang mir nicht; ihr Mißtrauen war geweckt, und sie war sehr vorsichtig geworden. — Nachts schliefen wir beide nicht; ich lauerte, sie fürchtete.

Nach vier Tagen wurde mir ein kleines Gemach im Dachstock angewiesen, dessen Fenster nach hinten gingen. Zur kranken Frau hörte ich sie damals sagen: „Das unruhige Mädchen stört meine Nachtruhe; spricht im Schlafe, schnarcht, wälzt sich im Bette, ich kann es nicht mehr aushalten."

Daraufhin war ich ausquartiert worden. Wir bewohnten das Haus allein; die Frau, der Herr, sie und ich.

Heute Nacht nun war ich zum ersten Male oben. Heute, davon war ich überzeugt, werde sie es ausführen; durfte sie doch nicht länger mehr zögern.

Sie befand sich jetzt im Parterre allein, nahe der Hausthüre, über ihr die kranke Frau und der Herr. Ich ganz oben. — Die Treppen ächzten bei jedem Tritt; ich hätte nicht hinunter können, vorbei an der Frau, ohne sie zu erwecken, ohne angerufen zu werden.

Knirschend und machtlos war ich schon zu Bette gelegen, einzuschlafen war mir unmöglich gewesen.

Also: sie war doch Siegerin geblieben und würde es fortschaffen, ohne daß es jemand ahnte, und mich weiter quälen, ja mich hinausdrücken, denn sie haßte mich, fürchtete mich und galt alles bei der Frau.

Aber ich wollte nicht fort, konnte nicht fort, denn ich liebte ihn, ihn, der an die kranke Frau gefesselt war, liebte ihn, wie der Hund seinen Herrn, wie Menschen ihre Götter.

Ohne Wunsch, aber sehen mußte ich ihn, sehen und seine Stimme vernehmen.

Ich vermochte nicht zu weichen, es erschien mir schlimmer, als der Tod.

O! nun war ich ruhelos gelegen; doch es litt mich nicht lange. Ich erhob mich vom Lager und versuchte die verschlossenen Thüren der Kammern, deren Fenster vornheraus auf den Garten gingen, aufzureißen; aber ich rüttelte vergebens.

Da flammte eine plötzliche Idee in mir auf. — Über mir war ja noch

ein Raum, und dort oben befand sich das ovale Loch, dicht beschattet von dem vorspringenden Dache.

Es war mir stets aufgefallen, denn es blickte herab wie ein totes, erloschenes Auge.

Um auf diesen Dachboden zu gelangen, benötigte man eine Leiter, doch eine solche lehnte, wie ich wußte, hinter dem großen Schrank in der Ecke.

„Hinauf, hinauf!“ — Ich schleppte die Leiter behutsam, jedes Geräusch vermeidend, herbei, klomm hinan, und mit Aufbietung all meiner Kräfte gelang es mir schließlich, die Lukthüre zu öffnen. Dann erkletterte ich mühevoll den Balken, der unter dem Dache hinlief und in dessen Höhe sich das ovale Loch befand. —

Da saß ich nun; saß schon ein paar Stunden, und wurde müde; — ich fühlte meine Glieder erstarren, und nur mein eiserner Wille und die feste Überzeugung von ihrem Kommen, vermochten es, daß ich in meiner unbequemen Lage ausharrte. — Auch an ihn, den Herrn, dachte ich, und daß ich bei ihm bleiben wolle mein Leben lang.

Endlich erschien sie, das Paket unter dem Arme tragend. — Mein Kopf stak jetzt ganz im ovalen Loche; meine Hände klammerten sich um den Balken, auf dem ich mich der Länge nach ausgestreckt hatte. — Sie trug die große, weite Jacke, die sie seit ein paar Monaten zu tragen pflegte und von welcher sie behauptete, daß sie so bequem sei. — Dies war mir schon damals aufgefallen, und ich hatte angefangen, sie zu beobachten.

Da einmal, mitten in der Nacht, hatte ich ein dumpfes Stöhnen vernommen, und als ich aufhorchte, war kurz darauf ein leichter, halbunterdrückter Schrei zu meinem Ohr gedrungen. Hierauf schwaches Wimmern, dann war alles still, und ich hörte nichts mehr.

Drei Tage war sie in ihrem Zimmer geblieben, im Bette liegend: Sie habe sich den Magen verdorben, sie brauche nur Ruhe.

Kaum berührte sie damals die Speisen, die ich ihr brachte. Und als ich einmal zu ungewohnter Stunde, auf Befehl der Frau, nach ihr sehen wollte, fand ich ihre Thüre verriegelt. — Den Arzt zu rufen, erlaubte sie absolut nicht; ja, sie wurde ganz böse, wenn man nur davon sprach. Als sie wieder zum Vorschein kam, war sie sehr blaß. Mühsam sich im Hause umherschleppend, versicherte sie zwar: ihr fehle nichts, sie fühle sich ganz wohl. —

Also, da war sie nun! Alle meine Sinne lagen in meinen Augen, und diese waren scharf, jung, neunzehnjährig; die sahen weit. —

Sie schritt jetzt über den Steinpfad, der Mauerpforte zu, die auf die Straße führte. Schon fürchtete ich, sie würde den Garten verlassen; ach, dann wäre kein Verfolgen mit den besten Augen möglich gewesen, denn die Mauer war hoch. —

Doch nein; — sie trat jetzt hinter die Laube; zwar meinen Blicken entschwindend, aber wenn ich sie auch momentan aus dem Gesichte verlor, ihr Vorhaben lag klar vor mir, und ich wußte nun, wo sie es hinthat. — Sie vergrub es — sicher, sie vergrub es! —

Und an einen guten Platz dazu; denn jenen dunklen, engen Winkel betrat nie ein menschlicher Fuß. — Der Boden war feucht und aufgelockert; es mußte leichte Arbeit sein.

Aber warum kam sie so lange nicht wieder hervor; sie konnte gewiß längst fertig sein? In Gedanken arbeitete ich mit ihr; ich hätte das schneller vollbracht, sicher; und doch schalt sie mich immer langsam und unpraktisch.

Es dünkte mich eine Ewigkeit. — Regungslos lag ich auf meinem Balken; mein Kinn, auf dem mein Kopf ruhte, schmerzte mich. Es war fast wund geworden; aber ich hielt meine Augen unausgesetzt nach unten gerichtet. — Nichts konnte mir entgehen. —

Endlich, endlich trat sie wieder hinter der Laube heraus. — Und ich hatte mich nicht getäuscht; sie kam ohne das Paket zurück.

Halb erstarrt und wie im Traume ließ ich mich jetzt von dem Balken gleiten, schloß geräuschlos die Lukthüre hinter mir und kletterte herab, die Leiter dann mechanisch an ihren Platz zurückstellend. Und in mein Zimmer zurückgekehrt, sank ich halb bewußtlos ins Bett, schloß, ermüdet von den langen Nachtwachen, endlich beruhigt die Augen zu schwerem, sorgenlosem Schlaf.

„Warum stehst Du nicht auf zur Zeit, Du faule Dirne Du? — Schäme Dich, Du unbrauchbares Ding; Du Siebenschläferin!“ —

An diesen Worten erwachte ich. — Sie stand vor meinem Bette; ihre knochigen Finger preßten sich in meinen Arm, den sie erfaßt hatte. — Erschrocken fuhr ich empor; — ja, es mußte schon recht spät sein; mein Zimmerchen war überflutet von den Strahlen der Sonne. — Aber so jäh aus tiefstem Schlafe gerissen, fand ich mich nicht gleich in die Wirklichkeit zurück. — Erst als sie fortfuhr: „Überhaupt, Du bist höchst überflüssig im Hause, Du kannst noch heute Dein Bündel schnüren“ — kehrte die Erinnerung zurück; mit einem Schlage tauchte das gestern Erlebte wieder in mir auf und meine Augen fest in ihr gehässig verzogenes Gesicht bohrend und mich hoch im Bette aufrichtend, sprach ich machtbewußt und im Herzen triumphierend, gewaltsam das Zittern meiner Stimme bekämpfend:

„Liebes, gutes Fräulein, entschuldigen Sie, o ich hatte so einen eigenartigen, einen wundersamen Traum. — Mir träumte von einer niedlichen, jungen, einer schneeweißen Katze. Aber Sie, Fräulein, sprachen: „„Wir brauchen keine Katze, ich dulde keine Katze im Haus.““ — Und dann war

die arme Katze plötzlich tot; ob sie von selbst gestorben, weiß ich nicht, kurzum sie war eben tot. — Hierauf verpackten Sie dieselbe in ein wollenes, schwarzes, gestricktes Tuch, sehr liebevoll und sorgfältig und vergruben sie in der Ecke der Mauer, hinter der Laube des Vorgartens. — O, ich träumte so deutlich, so natürlich, als sei ich dabei gewesen. —

Wie Schatten flog es über ihr erbleichendes Gesicht; — sie war plötzlich aschfahl geworden. Sie war einen Schritt zurückgetreten, mit der einen Hand die Lehne eines Stuhles erfassend, während sie die andere wie zur Abwehr erhob.

Sie wankte; ja sie wankte wirklich — und ich fürchtete mich vor ihrem starren Blick. —

Aber sie überwand ihre Schwäche, und ohne irgend welche Erwiderung entfernte sie sich langsam mit unsicheren Schritten.

Von diesem Tage ab hatte ich Ruhe; freundlich gingen wir um einander herum. Für mich kam eine gute Zeit; sie quälte mich nicht mehr, schalt nicht mehr, legte mir überhaupt nichts mehr in den Weg. — Es war ein stilles Übereinkommen zwischen uns geschlossen. — Ich blieb, und sie konnte es nicht hindern. Wir hatten die Rollen gewechselt! — Ehedem fürchtete ich sie, jetzt sie mich. — Ich war frei!

Daß sie das schwarze, verschnürte Paket nicht wieder ausgraben würde, davon war ich überzeugt, deshalb konnte ich jeden Abend ruhig schlafen; mochte sie wachen.

Und der Herr? — Ach, der beachtete überhaupt kein Weib; weder ihr, noch mir hatte er je einen Blick geschenkt. — Wie ein Träumer kam und ging er.

Und ich liebte ihn so sehr, so voll Demut; noch brachte ich es nicht über mich, ihn aufmerksam zu machen, ihm meine Liebe zu zeigen. — Die kranke Frau hätte mich zwar nicht geniert, die welkte ohnedies dem sicheren Tode entgegen, auch sah ich sie beinahe nie; ihr schuldete ich keine Rücksicht; sie kam überhaupt nicht in Betracht, diese lebende Leiche.

Ich wollte es nicht länger mehr ertragen; jede Nacht, ehe ich zur Ruhe ging, besah ich mein Gesicht im Spiegel, es sorgsam prüfend. — Und ich fand es schön. — Gewiß, es war schön; nein, ich konnte mich nicht täuschen! — Dies blasse Gesicht mit den nachtschwarzen Haaren, den dunklen, glühenden Augen. Oder meinte ich es bloß, betrog ich mich selbst? — Ich ließ die Fülle meiner aufgelösten Haare durch meine Finger gleiten; legte mich auf's Bett, meine schlanken, weißen Glieder ausstreckend und betrachtend. — Und es kam wie Jubel über mich. — Ja, ich war schön und jung und kraftvoll durch das starke Gefühl in mir, er sollte, er mußte mich wieder lieben.

Und nun begann ich, still aber unentwegt begann ich. — Wenn er,

der Herr, heimkehrte, stets mußte er an mir vorbei, ich war da und dort, auf der Treppe, am Flur, überall. —

Eines Tages erschien der ersehnte Moment. Ich hörte den Herrn kommen, aber ich that, als merkte ich es nicht; am Boden kauernd wusch ich eben die Dielen des Vorplatzes auf.

Einer meiner schweren Zöpfe war mir vornüber gefallen. Diesen ergreifend — sagte er, dem ich den Weg versperrte — freundlich: „Mach' Platz, mein Kind, laß' mich vorbei" — Ich wußte wohl, daß sie nicht weit entfernt stand und alles mit anhören und sehen konnte, aber was galt mir das! — Rasch drehte ich den Kopf und drückte einen heißen Kuß auf seine Hand. — Sofort ließ er mein Haar los; doch unsere Blicke begegneten sich, und aus meinen Augen mochte wohl all die lange bange Sehnsucht hervorbrechen und ihn überwältigen; denn von diesem Moment ab gehörte er mir, war er mein; er, auf den all mein Sinnen und Verlangen gerichtet war, für den ich gestorben, für den ich meine Seligkeit gegeben hätte.

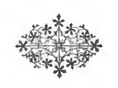
Und sie? — Na, sie, o die drückt die Augen zu, und ihre Ohren hören nichts.

— Ich habe nicht nötig, mich zu genieren. — Sie pflegt die kranke Frau gut; nun, dafür wird sie ja bezahlt, auch ist ihr ein Erbe ausgesetzt. — Aber auch ich erbe, ich ebenfalls und dazu das Beste, das Kostbarste, und es vergeht kein Tag, ohne daß ich mein Erbe nicht jetzt schon, im voraus, mit beiden Armen umschlinge.

O wie ist das Leben so schön!

Bald wird die kranke Frau sterben, dann bin ich die Herrin, dann will ich vor das Fräulein treten und zu ihr sagen: „Sie sind zwar keine faule Dirne, ja, Sie sind sogar sehr brauchbar, aber trotzdem sind Sie im Hause überflüssig; Sie können noch heute Ihr Bündel schnüren." —

Wie ich mich darauf freue! O, wie ist das Leben so schön! —



Die vier Gewinner.

Von Philipp Langmann.

(Brünn.)

Die neuen Fabriksbauten gehen in die Breite. Die meisten haben nur ein Geschoß mit weiten, lichten Schedsälen, die sich ins Unendliche an einanderreihen, bloß durch schlanke, gußeiserne Träger markiert, kein Dunst und Staub macht das Arbeiten an den Webstühlen beschwerlich, welche, genügend weit von einander abstehend, eine gewisse Freiheit der Bewegung gestatten. Fester asphaltierter Boden, der leicht rein gehalten werden kann, bequeme Zugänge, zweckmäßige Werksvorrichtungen erfreuen das Auge des Sachkundigen. Aber auch der fremde Besucher, welcher, nur um seine Neugierde zu befriedigen, einmal durch die Werkstätten schreitet, fühlt sich wohl, kann ungefährdet ringsum die Maschinen besehen und die Übersichtlichkeit des Ganzen loben. In jenen Zeiten aber, als die Weberei gebaut wurde, in welcher die vier Gewinner arbeiteten, mochte die Ansicht gegolten haben, es genüge, eine unförmliche Backsteinkiste aufzustellen, sie durch genügend viele hölzerne, horizontale Querwände zu teilen, ein ungeheures Mansardenbach aufzusetzen um den Zweck zu erreichen. Gab es da steile, schmale, unbeleuchtete Treppen, ach, hieß es dann, wir wollen ja keinen Palast bauen, waren die Thüren eng, notwendige Räume unzugänglich, die Beleuchtung schlecht, klagte der Maschinist über das unbrauchbare Winkelwerk, in welchem sich kein Lager anbringen, kein Riemen führen ließ, wo hölzerne Spreizer und Notsäulen die schönsten Wellenstränge störten, ach, die Hauptsache ist, daß gute Ware erzeugt wird; geht das Geschäft gut, dann wollen wir einen Bau aufstellen, daß Neumann & Comp. — die Konkurrenten — vor Neid bersten sollen. Schaffen Sie gute Ware! —

So mußte man sich, wenn man hineinkam, von Stockwerk zu Stockwerk durchwinden, bei Abfallkisten und alten Webzeugen vorüber in verkehrt sich öffnende Thüren hineindrücken, wenn man nicht durch den höllenhaft tosenden Lärm abgeschreckt wurde. Denn nicht allein die hundert rasselnden und klappernden Maschinenstühle des einen Saales brüllten dem Eintretenden entgegen, da der untere Saal nur durch Bohlendicke von diesem getrennt war, wie der obere, dritte und in beiden gewebt wurde, donnerten die Lärmwellen alle in einander wie bei einem Wasserfall. Nur daß hier der Boden zitternde Schwingungen vollführte, keine feuchtfrischen Regenwolken kühlten, sondern eine warme, ölriechende, vielgebrauchte Luft lästig wurde, über dem Kopfe schwirrende, zu den Füßen sich windende Treibriemen be-

drohlich nahe kamen, dort, wo man sich an Ecken drehen mußte, die Schwungräder der Stühle nach den Rockschößen schnappten und die Schlägel unvermutet in den Ellenbogen schlugen. Während es heute heißt Raum gewinnen, hieß es damals Räume gewinnen, und diesem Grundsatze entsprechend gab es rechts Stuben und links Kammern, Abteilungen oben und unten. Da lief ein Riemen durch Mauerschlitze, um eine abseits stehende Zettelmaschine anzutreiben, dort war ein Vorratsmagazin für den Schlichter, in einem andern Zimmer wurden Webzeuge repariert, und noch immer gab es Zimmer in Menge.

Da hatte man denn, weil es an doppelbreiten mechanischen Stühlen mangelte, einige Handweber untergebracht, welche Leintücher ohne Naht von der Hand herstellten und langsam und unverdrossen manch gutes Stück lieferten.

Man empfand es wie eine Art Flucht vor dem Getöse, wenn man zu ihnen hineinkam, sofort war der Lärm gedämpft und ein friedliches Klipp und Klapp, gab dem Ohre willkommene Ruhe und Abwechslung, gleichsam als hätte man sich vor dem Brausen des Wassersturzes hinter den Berg geflüchtet und hörte das Klopfen des Spechtes.

Von dem Webstuhl des alten Hofmann sah man durch die Thüröffnung hinaus in den großen Saal, wo sich die vielen kleinen Spulermädchen tummelten und laut durcheinanderschwätzten, und dann weiter hinüber auf die großen langsam sich umwälzenden Trommeln der Schlichtmaschinen und zu dem aus rohen Brettern gezimmerten Dunstfang. Wenn daher alles in Ordnung ging und das Schiffchen ohne Anstoß zu nehmen hinüber flog und herüber, bot ein Blick nach vorwärts in das Gewimmel draußen dem Alten Zerstreuung genug und Anlaß, sich über die „miserabligen Fratzen“ mißliebig zu äußern. Denn er war durchaus kein Freund der leichtlebigen, ewig lachenden Jugend, und wenn es das Unheil wollte, daß ihm der Schuß ausging und die Spulmaschine eben besetzt war, daß er auf neuen Einschlag warten mußte, dann gab es des Zankens kein Ende über den Leichtsinn dieser Bankerten, wegen dessen dem ehrlichen Menschen der Verdienst verkürzt wird: „Ob die Mädeln nur zwei Minuten ruhig zur Arbeit stehen können! Aber nein und nein. Bald mit der Rechten, bald mit der Linken muß getuschelt werden, bald niedergesetzt, bald aufgestanden, hinausgelaufen zwanzig mal im Tag, und das Radel steht derweil und der Verdienst auch!“ —

„Kinder!“ — Das war das äußerste, wozu sich Markowitsch entschloß.

Zumeist hörte er dem Gekeife Hofmanns stundenlang zu, ohne auch nur ein einziges Wort zu erwidern. Nur zuweilen warf er einen Blick in das blasse, runzlige Gesicht seines Nachbars, forschend, als erhoffe er die längst erwartete Katastrophe bei dem eingeschrumpften alten Männchen ein-

treten zu sehen. Das ärgerte dann dieses nicht wenig —: „Was schaut's mich denn a so an? Red'ts ein Wort!" —

„Ich wart!"

„Auf was wart's Ihr's denn?"

„Ob Euch nicht bald vor Gall' der Teufel holt."

In solchen Augenblicken legte sich Rosa begütigend ins Mittel: „Schämts Euch, Markowitsch, wer wird denn gleich so bös sein!"

„Hör ich das nicht geduldig schon fünf Jahr an und red' nicht ein Wort!"

„Das Maul wird Euch noch einmal zuwachsen! Auf das wart ich!"

„Aber jetzt ist genug, Hofmann, das werde ich Eurem Weib sagen, was Ihr für ein unverträglicher Mensch seid!"

Hofmann warf ihr einen giftigen Blick zu, setzte sich zurecht, faßte mit der Linken die Lade, mit der Rechten den Knopf und begann zu arbeiten, nicht ohne vorher gegen Markowitsch hin energisch ausgespuckt zu haben. Der aber lachte unter der Nase. Sie vertrugen sich sonst recht gut mit einander. Rosa arbeitete an einem breiten Tische und besah die von der Weberei abgelieferte Ware Falte um Falte, noppte und legte Schlechtes abseits, und erzählte dabei die Neuigkeiten des Tages; Hofmann begleitete sie mit seinen Redensarten, aus denen gründliche Weltverachtung sprach, und Markowitsch hörte unerschütterlich schweigsam zu. Die beiden Webstühle klapperten einträchtig, aus dem Saal herüber kam der Lärm zu einem unentwirrbaren Surren vereinigt herüber, und ein Kanarienvogel, der auf den Ruf Pappi hörte, piepste von seiner sicheren Stelle beim sonnigen Fenster dazwischen. Hier und da wurden sie in ihrem Arbeitseifer gestört. Unmittelbar bei der Thüre wurde gezettelt. War eine Walze voll, dann kam die Zettlerin herüber zu Markowitsch und bat ihn um Hilfe; denn die Walze zum Schlichter hinüberzutragen war eine Arbeit für starke Männer, und zwei hatten gut zu schleppen. Waren sechs solcher beisammen, dann wurden die Fäden vom Schlichter durch eine seifige Stärkebrühe gezogen, an großen Kupfertrommeln getrocknet und auf den Kettenwalzen wieder aufgebäumt, welche Ketten dann in den Webstuhl gelegt und vom Einschlag durchschossen das Gewebe ergaben. Eben kam der Schlichter herein, um Markowitsch zu holen, barfuß, den Oberkörper vom weit offenen Hemde bedeckt, die Ärmel hoch aufgerollt, wie es seine Arbeit bei den heißen, dampfgeheizten Trommeln und Stärkekesseln und bei dem Dunst, welcher vom nassen Garn aufstieg, erforderte.

„Wie kühl es da ist! — Ja, wer es so gut hätte wie die Rosa, bei dem sauberen Geschäft." —

„Ich tauschet' gern. Dafür geh ich statt Ihnen am Samstag zur Auszahlung."

„Da hätten Sie was davon; die paar Neetsch! — Aber geträumt hat mich heut was! So was! — Noch nie in meinem Leben!“ — — — —

„Von einem Faß Dukaten, das bringt Unglück!“ —

„Von Euch da!“

„Von der Rosa? — Na wartens Rosa, das sag ich dem Zwillinger,“ meinte Hofmann boshaft.

„Meinethalben sagens. Also erzählens, was hat Ihnen geträumt?“

„Erst von meinem Bruder, der in Böhmen ist, welchen ich schon zwanzig Jahr nicht gesehen hab. Dann bin ich mit dem Markowitsch in den Wald gegangen, auf Staarln. Zuerst haben wir sieben gefangen. Wie wir sie gehabt haben, kommt der Hofmann —“

„Wer, ich? — Nicht einmal schlafen lassen einen die Leute.“

„Redens keinen Unsinn. Also der Hofmann sagt: Von Staarln wird man nicht fett, wenn es wenigstens Kronawitten wären. Der Markowitsch setzt sich darauf wieder ins Mais und fängt zwanzig Kronawitten. Da kommt dem Hofmann seine Alte und sagt, davon wird man nicht fett, sagt sie, wenn es wenigstens Schneppen wären! Und wie sie das sagt, fliegen gleich Schneppen herein, und der Markowitsch dreht ihnen schon die Häls' um. Wie viel? frag ich ihn. Dreißig, sagt er.“

Alle schwiegen. Es war, als ginge jemand auf Socken durch das Zimmer. Hofmann und Markowitsch hatten zu weben aufgehört und schauten den Schlichter an, welcher, frei stehend, die Arme über die Brust gelegt, mit weit offenen Augen durch das Fenster hinaus ins Freie sah. Rosa hielt still und blickte seitwärts auf den Boden.

Da sagte Hofmann halblaut wie in Gedanken: „Ich geb vier Kreuzer.“

„So viel möcht ich auch geben. Markowitsch auch, ja?“ —

„Und ich?“ fragte Rosa leise.

„Zwölf Kreuzer... Die Rosa giebt drei, macht fünfzehn auf Ambo-Terno.“

„Es gilt.“ Die Kreuzer wurden zusammengetragen und dem Schlichter eingehändigt, welcher dann mit Markowitsch die Zettelwalze hinüber zur Schlichtmaschine trug. Markowitsch kam nachdenklich zurück und setzte sich hinter den Stuhl. Um die Gemüter dieser drei Menschen, die bis nun gleichmütig und verdrossen ihrem Tagewerke nachgegangen waren, witterte es wie schwüle Hoffnungsspannung. In ihrem Leben, welches bis nun langweilig eintönig, freudenarm verflossen war, in welchem ein Morgen gleich dem andern dämmerte, ein Tag um den andern verging, ohne daß er die Erfüllung eines Wunsches gezeitigt oder auch nur seine Entstehung begünstigt hätte, war über ja und nein ein Bäumlein erwachsen, dessen Gedeihen alle mit neugieriger, erwartungsvoller Spannung verfolgten und das in der That auch so rasch sproßte, daß es bald alle ihre Gedanken

und Pläne mit seinen Ranken umwucherte und umgrünte. Sie hatten über etwas zu sinnen, etwas zu erwarten; die Weber schossen ihre Gedanken mit in die Kette ein, Rosa legte sie behutsam in die Lagen der Weber, und der Schlichter, welchem die hundert Faden auf die Walze liefen, starrte in den Raum und überhörte das Zeichen der Glocke. Das wäre doch der Teufel, wenn es nicht ein einziges mal gelänge! Er setzte jede Woche einmal, bald schon zwölf Jahre, vergebens, nicht ein einziges Ambo war ihm ausgezahlt worden. Schade um das viele Geld! — Wenn es aber diesmal doch wäre! — Herrgott! — Er wagte den Gedanken nicht zu denken. — Dann endlich wollte er den großen Wurf thun, welcher dafür stehen sollte. Auf den Zweiundfünfziger! — Er atmete tief auf. Die Zettlerin störte ihn, man wollte ihn bei den Handwebern sprechen.

„Wie viel können wir denn eigentlich gewinnen?“

„Das werden wir gleich haben. Gebts mir eine Kreiden her. So. Alsdann 15 Kreuzer, 6 und 9 macht 15. 6 Kreuzer am Ambo gewinnen wir 80 mal so viel, und weil drei Nummern sind, dreimal. Das macht 480 mal 3, giebt .... 14 Gulden und 40 Kreuzer! — Bei Terno gewinnen wir 4800 mal. Also 4800 mal 9 macht 432 Gulden, und 14 dazu, zusammen 446 Gulden und 40 Kreuzer!

„Kruzitürken!“ fluchte Markowitsch leise.

„Nur langsam. Jetzt fünfzehn Prozent ab!“

„Wem denn?“

„Dem Finanzminister!“

„Muß denn das Schwein von allem haben?“ In dem Auge Hofmanns funkelte es.

„Also das macht 66 Gulden und 96 Kreuzer; bleibt: viere, viere, neune, siebene, dreie, da habts es: Dreihundertneunundsiebzig Gulden und vierundvierzig Kreuzer.“

„Jeder einen Hunderter, die Rosa die neunundsiebzig Gulden.“

„Und die Kreuzer werden versoffen!“

„Da wird mehr versoffen werden!“

„Jeder von seinem. Erst wird geteilt, nachher kann jeder mit dem Geld machen, was er will,“ sagte vorsichtig der Alte.

Selbst der nachdenkliche Schlichter konnte sich über die Sicherheit Hofmanns des Lachens nicht enthalten. „Der Hofmann verscheucht das Glück,“ sagte er im Fortgehen.

„Was möchts denn Ihr mit dem Geld anfangen?“

Hofmann schlug die Augen zu Boden, um sich nicht zu verraten. Ganze Haufen von Eßwaren erstanden lockend vor seinem inneren Auge: Fleisch, Fleisch, Wurst, Speck und wieder Fleisch reihten sich an einander,

dazwischen leuchteten goldbraune Backfischkrusten und — — eine gebratene Gans —, weich, weich! nur hübsch weich . . . . . er hatte zweimal zu schlucken, das Wasser im Munde hinabzudrücken. Er seufzte und schlich zur Arbeit, welche ihn noch nie so verdrossen hatte wie heute. Sein frischgebackenes fenchelduftendes Brot, das er sonst mit bestem Appetit aß, es mit langsamem Kauen zwischen seinen sechs Zähnen zu einem dünnen Brei zermahlend, wollte ihm gar nicht munden, er warf einen vernichtenden Blick darauf und berechnete, wie lange eine ordentliche, ausgewachsene Gans reichen könne. Ob auf zwei Tage? — — Ja, sein Weib aß auch gern davon. Übrigens, man könnte ja noch eine kaufen, es bleibt ja das Schmalz! Zwei Gänse, was könnte das kosten! Bei einem solchen Kapital! —

„Nur Sie, Rosa, möchten das Geld gleich dem Zwillinger hintragen und Hochzeit machen?"

„Schnecken! — In die Sparkassa leg ich es, und nicht einen Kreuzer nehm ich davon weg. Das bleibt dort liegen als eine Hilfe, wenn Not ist."

„Da wird der Zwillinger schöne Augen machen."

„Da wär' ich dumm."

„Der Zwillinger kann Ihnen dann nachlaufen, was?" sagte Markowitsch herb.

Etwas betroffen antwortete Rosa: „Man muß sich halt denken, es ist nichts da."

„Freilich, das ist das Richtige. Nur muß man immer den notwendigen Kreuzer auf Safran haben. So lange man den hat, kann man sich alles denken. Wenn man aber nicht hat, nimmt man aus der Sparkasse. Heiraten kostet Geld."

„Ihr haltet heute lange Reden, Markowitsch. Wie kommt denn das?"

Der große, grobknochige Weber schwieg auf diese Zurechtweisung still und dachte über die Zukunft nach, welche von einer Hundertguldenbanknote zauberhaft beleuchtet war. Er sah mit dem inneren Auge hinaus auf eine abendstille, tieffriedliche Flur. Eine alte schwarze Buche breitete ihre Krone mit der Sicherheit eines unschuldigen wohlwollenden Herzens in die warme, leise wehende Luft, besah ihr zitterndes Spiegelbild in den zarten Kreisen und knabenhaft plätschernden Wassern eines tiefen, grünen, geheimnisvoll und ernst einherschreitenden Flusses. Eine Drossel schlug. Er selbst saß nach der Angel ruhevoll und fühlte sich als Freund jedes Tierchens, das vor und neben ihm halb scheu und halb zutraulich seinen Kopf zur Tränke neigte. Kein Morgen mit Not und zwingender Arbeit drohte ihm, frei, und nächste Woche — frei! — Goldene Freiheit! —

Drei Tage mußte gewartet und konnte gehofft werden, eine Zeit, während welcher sich um die vier Menschen ein festes Band, das der gemeinsamen

Interessen, immer dichter flocht. Es galt wie ein Geheimbund, dessen Ziel kein Außenstehender ahnen sollte, dessen Vorhandensein aber an mancherlei ungewöhnlichen Äußerlichkeiten, Gefälligkeiten, Dienstleistungen der Vier erraten werden konnte. Kam einer der Handweber zu spät, so fand Rosa dem Meister gegenüber eine Ausflucht, eilte Rosa früher fort, bestätigte der Schlichter, dem Mädchen sei unwohl gewesen; sie teilten ihr Brot als Brüder und schwiegen gegen alle. Hofmann verlegte sich auf das Beten und vertraute seinem Schutzpatron seine Hoffnungen und Kümmernisse, Rosa riet grad — ungrad an der Faltenzahl der Weben, der Schlichter kalkulierte nach den gezogenen Nummern, Markowitsch sagte: „Ich muß gewinnen, sonst hau' ich den Stuhl auseinand'!"

Eines Tages, es mochte wohl eine Woche verstrichen sein, erhielt die Fabrik einen seltenen Besuch. Die Nacht hindurch hatte es in Strömen geregnet, und nun legte sich der Nebel tief herab auf die kotige Straße, welche vom Orte in die Fabrik führte, da kam Herr Rabenseifner zum Thorwärter. Herr Rabenseifner, welcher den Cigarrenladen hielt und Lottokollekteur war, wollte mit dem Schlichter sprechen. Aus den Fenstern des ersten Stockwerkes hatte man ihn kommen sehen, und keiner Trompete mehr hätte es bedurft, das Ereignis jedem Menschen kund zu geben, der im entferntesten Magazin, im höchsten Dachraum, im entlegensten Zimmer der weiten Fabrik arbeitete: „Der Rabenseifner ist da!"

Was hatte der Trafikant hier zu suchen, wollte er jemanden klagen? — Tabak ging doch nicht auf Borg! — Am End'! — — — — am End'!! ... Jesus, Maria, Josef! — — — Die haben ein Terno gemacht! Gewiß, die haben ein Terno gemacht und haben ein paar Tausender gewonnen. Mit fliegenden Zöpfen, sprachlos vor Aufregung rannte man durcheinander, mit stockendem Atem erzählte man sich das Unerhörte, wie der Wind in Pappelkronen ging es durch die Säle, und einige Hundert Arbeiterinnen flüsterten erregt: „Der Rabenseifner ist da, — er kommt die Stiegen herauf, — gleich wird er da sein." — Einzelne rannten hinauf zum Schlichter und flüsterten ihm bebend ins Ohr: „Der Rabenseifner kommt!" — „Wer kommt?!" — „— Der Rabenseifner kommt!" — Die Zettlerin ließ ihre Walze rollen und schrie hinein zu den Dreien: „Der Rabenseifner kommt! Er ist schon da!" —

„Wa — —?"

„Der Rabenseifner kommt! Von der Lotterie!" —

Rosa eilte rasch hinaus. Die beiden Weber aber, welchen das Herz laut pochte, blieben hinter dem Stuhl und traten weiter, stetig, bald mit dem rechten, bald mit dem linken Fuß, schlugen die Laden fest zu und schleuderten ihre schweren Schützen links und rechts und senkten das Auge

auf ihre Arbeit. Wenn es nur wahr ist! — Es muß wahr sein; dergleichen fällt niemandem von selbst ein, der Rabenseifner kommt sicher. — Aber wozu kommt er in die Fabrik? — Es muß etwas vorgefallen sein. — Er will zum Direktor, weil ihm wer schuldig ist. Cigarren borgt man nicht. — Also wegen der Lotterie! — Es könnte also jemand gewonnen haben ... — Wer weiß, wer gesetzt hat? Der Gerisch pflegt manchmal zu setzen; auch der Hajek. — Der Gerisch ist krank. Vielleicht — also — — 7 — 20 — 30 — 7 — 20 — 30 —

Rabenseifner kam mit dem Schlichter von Rosa gefolgt in das Zimmer, von hundert Augen begleitet, welche sich mühten, jede Bewegung dieses historischen Aktes und jeden Schritt der handelnden Personen festzuhalten, um ihn der Nachwelt zu überliefern. Der Webmeister jedoch machte durch sein Dazwischentreten bald Ordnung unter dem weiblichen Kleinvolk und verschaffte jenen die notwendige Ruhe. Markowitsch und Hofmann kamen langsam von ihren Sitzen herab.

„Also der Herr Rabenseifner sagt mir, die Nummern sind gezogen. Wir haben gewonnen. Er glaubt, es ist das beste, wir fahren selber hin und holen uns das Geld selbst ab — —

„Es könnt' auch hier ausgezahlt werden, oder ich könnt' hinfahren, aber man kann sich es auch selber holen."

„Wir fahren hin," sagte Markowitsch finster.

„Ich fahre auch — ich auch —"

„Sie haben nichts weiter zu thun, als diesen Einlagschein vorzuzeigen, um den Gewinst zu empfangen."

Noch am Abend desselben Tages saßen sie im Eisenbahnwagen; Hofmann und seine Frau, welche einen großen Korb mitgenommen hatte, eng bei einander, musterten die Umgebung mit mißtrauischen rollenden Blicken, als säßen ihre Augäpfel auf demselben Scharnier. Neben ihnen hatte Rosa Platz genommen und Rabenseifner, gegenüber der Schlichter und Markowitsch, welcher fortwährend sprach; er war betrunken.

„Das ist das größte Glück für uns, daß wir das lausige Italien nicht mehr haben. Das ist wahr. Was haben wir davon gehabt? Nichts als Plage und Feldzüge, wo uns die Läuse gefressen haben, und wo wir haben müssen Hunger und Durst leiden, und wo uns die verfluchten Zwiebelfresser aufgelauert haben und nach uns gestochen und geschossen, als wären wir vogelfrei gewesen. Gnad' Gott dem, der einem Frauenzimmer nachgestiegen ist, der war verloren, tot, das ist wahr. Da, erinnere ich mich, haben wir einen Korporal gehabt, ein Kerl wie Milch und Blut, so sprang ihm das Feuer aus den Wangen, und eine Brust wie ein Weibsbild, und ein paar Füß', die Weiber haben ihm immer nachgeschaut und haben sich nicht satt-

sehen können an seiner Figur, was das für ein Kerl war. Läßt der sich verlocken von so einer schwarzen, magern Katz, auf solche war er versessen, und hast nit gesehn, nach vier Tagen haben wir ihn gefunden, zwölf Stich im Leib."

Die alte Hofmann stieß ihren Mann, als wollte sie sagen: „der lügt was zusammen", und dieser lachte dem Erzähler herausfordernd ungläubig in das Gesicht. Markowitsch that, als bemerkte er dies nicht, er legte sich in die Ecke, erhob sich aber bald wieder und griff sich rasch in die Seite; ein nasses, kaltes Gefühl war ihm unbehaglich geworden. Er hatte an die Cognakflasche vergessen und sie zerdrückt. Nun holte er die Scherben aus der Tasche, den Hals, den Henkel und noch den untern Teil, in welchem sich vermöge der seltsamen Form des Gefäßes noch ein Rest des Inhalts erhalten hatte. — „Das muß ausgetrunken werden, was soll ich damit." Er nahm einen Schluck, reichte den Scherben Herrn Rabenseisner, welcher vorsichtig, um sich die Lippen nicht zu zerschneiden, nippte. Der Branntwein machte die Runde, und bald herrschte geschwätzige Heiterkeit. Rosa lachte unaufhörlich, Markowitsch besprach mit Rabenseisner die Feldzüge Radetzkys, der Schlichter trug die Miene eines Kerls, der einen sakrischen Kopf auf sich hat, zur Schau und bemühte sich, dem Ehepaar die unzweifelhaften Gewinnchancen der Nummer zweiundfünfzig begreiflich zu machen. Ein betäubender Alkoholgeruch erfüllt die Waggonzelle, der um nichts besser wurde, als Hofmann eine kleine abgenutzte Pfeife in Brand setzte.

„Ich freu' mich nur über den Meister," sagte der Schlichter, „dem wird kein Bissen schmecken vor Neid."

„Der könnte die Gulden auch brauchen, das ist wahr."

„Aber das ist gar nichts gegen den Hajek, der kann mich gar nicht mehr ansehen, ich hätte mir können die Haut voll lachen; er hätt' auch gesetzt, wenn wir's ihm gesagt hätten."

„Ja, da hätten sich mehr gefunden, wenn sie es vorher gewußt hätten, daß ein Terno kommt."

„Mich hat der Hausmeister gebeten, ich soll ihm fünf Gulden borgen" —

„Darüber könntens ein Kreuz machen, von dort kommt kein Groschen mehr zurück."

„Die Leut leben gut: Freitag Fisch und Sonntag Braten. Wo soll's herkommen?"

In der letzten Haltestelle vor der Stadt stieg ein schön gekleideter Herr ein mit langem blonden Schnurrbart und goldener Brille; doch weit entfernt, stolz und zurückhaltend zu sein, war er gesprächig und mit der Gesellschaft bald bekannt. Seine fetten, weißen Finger trugen eine Menge Ringe mit allerlei Steinen, vom Hals hing ihm eine feine Uhrkette, in der Nadel

seiner Kravatte funkelte es. Er setzte sich Rosa gegenüber und unterhielt sich leise mit ihr, während Markowitsch und der Schlichter laut durcheinander sprachen. Rosa war ganz rot vor Verlegenheit, wie leutselig der Herr mit ihr war und freute sich, daß sie zu Hause den Freundinnen werde etwas zu erzählen haben. Er lobte ihren Vorsatz, das Geld in die Sparkasse zu legen, denn dort sei es am sichersten. Er könne das am besten wissen, denn wie oft trage er Geld hin, und wie oft hole er welches ab, er habe jeden Tag dort zu thun und da sehe er, wie gut es dort aufgehoben sei und wie rasch es wachse. Er selbst habe sechshundert Gulden darin, welche er dort belasse, weil sich seinem Gelde just eine bessere Stelle nicht finde. Er sei Hausherr, aber die Häuser trügen auch nichts mehr, seien schwer an den Mann zu bringen, das Gezänke mit den Parteien mache dem Menschen das Leben sauer und die Reparaturen kosten Geld.

Als man den Bahnhof betrat, taumelte Markowitsch bereits, und man hatte Mühe, ihn hinauszuführen in ein Lokal, welches zu empfehlen der fremde Herr freundlich genug war, und wo auch die ganze Gesellschaft einbrach. Kaffee wurde angeboten, welcher von allen mit schlürfenden, behaglichen Schlucken genommen wurde, und der den Volltrunkenen etwas ernüchterte. Hofmann, der Schlichter und Herr Rabenseifner machten sich bald auf den Weg, den Gewinnst zu beheben, indes die anderen blieben und das Geld erwarteten. Rosa und der Herr sprachen noch immer und gewannen offenbar starkes Zutrauen zu einander, Markowitsch aß, um seinem von Flüssigkeiten überschwemmten Magen etwas Festes zuzuführen, und Hofmanns Weib hatte sich in einen Winkel gesetzt und sah, in ihr dickwollenes, graues Tuch gehüllt und den Korb auf dem Schoß, der Wirtin zu, welche das Gemüse belas. Es war eine geräumige Auskocherei, in welcher gegen billiges Entgelt Mittagessen und Kaffee verabreicht wurde, sauer eingemachtes Fleisch zum Abend zu haben war, wo man zuweilen eine Gans und Fische briet und Kuchen buk, welche dann kalt die ganze Woche bis zum nächsten Sonntag feil waren. Die Hofmann betrachtete all das Eßzeug und machte sich so ihre Gedanken, die in resignierten Seufzern Ausdruck fanden. Die schönen Würste, die gleich braunen Schlangen an Haken hingen, kleine, die heiß gegessen wurden, auf einen Haufen geschichtet, das schöne Selchfleisch vom Kamp und von den Rippchen, die kleinen knusperigen Bratfischchen .... ah .... es wurde ihr nicht gut vor allzureger Eßlust. Aber sie dachte dann wieder bei sich: Das ist nur für die reichen Leute, für die, welche viel Geld verdienen, und schloß die Augen, durch welche die Versuchung in so mannigfachen Formen an sie herantrat, und harrte der Heimkunft der Ausgegangenen. Sie hatte nicht lange zu warten, nach einer Stunde kamen sie an und still, ohne viel Auf-

hebens wurden an Markowitsch und Rosa die Teile abgegeben. Der Schlichter hatte gleich auf dem Rückwege zehn Gulden auf Nummer zweiundfünfzig gesetzt und betrachtete nachdenklich die andern, Hofmann, welcher sich eine Hundertguldenbanknote erbeten hatte, trug das kostbare Papier in einem Gebetbuche in der Brusttasche seiner Weste, nahe dem bloßen Leibe, und hatte die Arme über die Brust geschlungen um unauffällig die Hand auflegen zu können; Rosa ging, von dem Herrn begleitet, zur Sparkasse.

Bis zu diesem Augenblick war in den Gemütern aller das Mißtrauen stärker gewesen als der Glaube. „Ob es auch wirklich wahr ist?" hatte sich bisher jeder von ihnen noch zwanzigmal in der Stunde gesagt und als Antwort nur ein zweifelndes „vielleicht" gefunden. Das Ganze war so rasch, so unverhofft gekommen, das Glück war so unerhört, daß sich jeder für einen Gefoppten und Betrogenen hielt. Man hütete sich, an Herrn Rabenseifner heranzutreten und ihn geradeheraus auf die Wahrheit zu befragen, denn der Kollekteur flößte ihnen durch seine reine Wäsche und die ganz andere Art seiner Redeweise und Haltung zu viel Scheu ein; so harrten sie wie einer, der seine Sach' auf nichts gestellt, des Erfolges. Nun aber war das Geld wirklich greifbar in zählbaren Papieren, Einern und Zehnern, da, man konnte es ausgeben und dafür etwas bekommen, nun also war es wirklich wahr. — Gewonnen, gewonnen! — Hundert Gulden gewonnen, wirklich wahr! — Jeder wiederholte sich das Ereignis im stillen und sah auf den andern, was der für ein Gesicht machte, gleichsam als ob er in den Spiegel sehen wollte. In den Schlichter war eine unersättliche Spielwut gekommen. Er hatte die ersten zehn Gulden auf „Pest" gesetzt, nun wollte er die gleiche Summe auch auf „Wien" und „Laibach", dann wieder auf „Wien" und „Lemberg" setzen, und nur Rabenseifner, welcher erhoffte, seiner Kollektur das Ganze zubringen zu können, war imstande, ihn abzuhalten. Gerne hätte er ihn schon mit heimgenommen, dem aber stand Markowitsch im Wege, welcher den Schlichter mit der Zusage festhielt, es auch einmal mit dem Zweiundfünfziger wagen zu wollen. Indessen aber reizte jeder Gegenstand, welcher ihm vor das Auge kam, die Kauflust des Webers.

„Bleibts da, Kinder, über Mittag, ich zahl alles, ich zahl alles, Frau Wirtin, ein gutes Mittagmahl wollen wir haben, ich zahl! —"

Er blieb dabei, und man ließ es sich schmecken. Rosa, welche mit ihrem Sparkassabuch zurückgekommen war, setzte sich mit zu den übrigen und nahm von den guten Sachen, welche aufgetragen wurden. Nur Hofmann und sein Weib saßen abseits, sie hatten sich eine Suppe geben lassen und aßen darauf das mitgebrachte Brot und den Hauskäse. Rosa hatte sie mehrfach gerufen und ihnen zugeredet zu kommen, aber vergebens. Der

alte Mann fürchtete, es werde allgemach jeder eine gemeinsame Mahlzeit geben müssen, und dann werde man auch ihn pressen, er hielt sich daher abseits und hörte lächelnd dem schwatzhaften Markowitsch zu. Er selbst hatte alle seine Bösartigkeit und Verbissenheit aufgegeben. Er war ein ganz anderer geworden, seitdem er den Hunderter bei sich trug. Die Menschen um ihn herum waren wohl dieselben geblieben, und er nahm sie wie bisher, aber er fühlte sich ihnen gegenüber durch den Besitz verpflichtet. Er war freundlich, um nicht ihren Neid, ihre Nachrede, ihren Haß zu wecken, denn stets stand ihm vor Augen: sie haben nichts, und Du hast! — Auch die Bemühung, sich ihre Freundschaft zu erwerben, trieb ihn, sein knurriges Benehmen aufzugeben, denn, wer weiß wo der Hundsfott steckt, welcher es auf das Gebetbuch abgesehen hat; er war der Sklave seines Geldes geworden, er mußte auf seine alten Tage anders sein, als er es bis jetzt gewesen; seine Herzensruhe war dahin, er mußte das Schimpfen aufgeben, so schwer es ihm wurde, von dieser liebgewordenen Gewohnheit zu lassen; tiefes Mißtrauen gegen sein Weib, das ein halbes Jahrhundert mit ihm geduldet und gedarbt hatte, beraubte ihn seines letzten Halts. Er fürchtete, das Geld mit sich zu tragen, und noch mehr, es in andere Hände zu legen.

Noch im Laufe des Tages wollte er heimfahren. Er unterdrückte die Selbstvorwürfe, nicht am Mahle teilgenommen zu haben, und führte sein Weib durch die Stadt, Menschen und Läden und gelegentlich eine Kirche zu besehen, und dann ohne Verabschiedung von den andern abzureisen. Denn beim Abschied fürchtete er, werde die Aufforderung an ihn herantreten, etwas springen zu lassen.

So weit er zurückdachte, waren seine Voreltern Weber gewesen, so alt er war, hatte er vom Wochenverdienste gelebt und niemals auch nur einige Kreuzer Spargeld besessen. Seine Erfahrungen ließen ihn sein Vermögen als einen unantastbaren Notpfennig für das arbeitsunfähige Alter um so höher schätzen.

„Wir werden nicht wechseln," sagte er zu seinem Weibe.

„Nein wir lassen ihn ganz."

„Daß wir etwas auf unsere alten Tage haben."

„Auf die Leich'."

„Man kann nicht wissen, was geschieht, es ist für alle Fälle. Wenn wir aber einmal wechseln, dann läßt es sich nicht mehr so gut aufheben, dann greift man immer weiter und weiter und hat dann am Ende nichts."

„Ja." Sie blieben bei einem Selcherladen stehen und sahen die ausgestellten Waren an. Es war, als ob sie vom Ansehen sich sättigten; nach ihren ländlichen Erfahrungen wogen sie Aussehen, möglichen Geschmack,

Preis und Schönheit gegen einander ab und gingen befriedigt langsam weiter zum nächsten Laden, wo allerhand Seltsames, in Sülze Eingelegtes ihr Kopfschütteln verursachte. Ein aufgeschnittener, kalter Kalbsbraten erregte beider Bewunderung, und als sie eine prachtvoll in allen Bratfarben von fettgelb bis rembrandtgoldbraun kolorierte Bratente mit prallen Schenkeln, von gemischtem Salat umgeben, stolz daliegen sahen, stießen sie sich und blickten einander vielsagend an. Obst, Trauben, Konserven ließen sie kalt, für Backwerk und Torten zeigte das Weib immerhin noch Verständnis, doch blieben sie einstimmig in der Verachtung der marinierten Fische, der geräucherten Sprotten, der gedörrten Aale, an einem herrlich leuchtenden, breit hingelegten Lachs gingen sie achselzuckend vorüber. Was aber war alles bisher Gesehene gegen das, was ihrer bei Morawelli harrte: ein kleines Spanferkel! — Fertig gemacht. Hofmann strich sich den Mund, sein Weib legte vor Staunen beide Fäuste an die Lippen, sie standen mit weitgeöffneten Augen wohl zehn Minuten vor dem eßbaren Tier, ohne ein Wort zu finden. Nur zuweilen sahen sie sich um, ob nicht die Leute gleich ihnen stehen blieben, sie meinte gerade, es müßte sich ein Volkshaufen vor dem Fenster ansetzen, halb vorwurfsvoll sahen sie den Vorübereilenden nach und schalten sie Barbaren.

Markowitsch hatte sich indessen wieder voll getrunken und kaufte von jedem verunglückten Hausierer Kämme, Pomaden und Strumpfbänder, alle Taschen voll, der Schlichter spielte bei einem Gottscheer Grad=Ungrad bis zur Abstumpfung. Herr Rabenseifner ließ alle Hoffnung sinken, es war ihm zur Gewißheit geworden, daß die zwei Männer nicht eher nach Hause kommen würden, als bis der ganze Gewinst in Rauch aufgegangen, und überließ sie seufzend der Wirtin. Die Zeit war gelegen, mit Rosa, welche zur Heimkehr drängte, zur Bahn zu gehen. Man nahm mit Wärme Abschied und verfehlte nicht, zahlreiche Grüße an die Fabrik mitzugeben, welche in Verwünschungen, Flüchen und Verhöhnungen endeten.

„Wollt' Ihr dem Weib und den Kindern gar nichts schicken, Schlichter?"

„Ich werde Ihnen so viel Geld mitbringen, daß sie sich sollen in lauter Samt anziehen, und lasse sie überhaupt nicht in dem verfluchten Nest, ich hol' sie ab."

„Aha," meinte Rabenseifner, „der Zweiundfünfziger!"

„Ja, der Zweiundfünfziger muß herauskommen!"

„Derweil gebt mir ein Geld, daß man zu Haus etwas zu essen hat!"

Das schien dem Manne doch einzuleuchten. Schwerfällig und unwirsch gab er eine Zehnguldennote her: „Es wird mir dann gewiß fehlen," sagte er und bereute es halb, als er sah, wie Rosa das Geld vorsichtig in die Börse packte.

„Macht nichts, Ihr könnt es Euch dann vom Weib wieder zurückgeben lassen.“

Markowitsch war froh, als die Beiden fort waren. Ewig hatte ihm das Mädchen in den Ohren gelegen, zu sparen, nicht zu trinken, ewig hatte sie über die schönen Sachen, welche er erhandelt hatte, gelacht und sie herabgesetzt: die Weibsbilder sind doch zu nichts auf der Welt!“

Bis auf eine. — Eine blondhaarige mit sonnverbranntem Gesichte, die sich an ihn angehängt hatte und ihm jedes Wort von den Lippen, jeden Gedanken von den Augen abstahl, seine Gebärden und Wünsche erspähte und ihn und seine weibersehnsuchtskranke Junggesellenseele mit so viel Zartheit und tiefer Empfindung tränkte, daß er sie ein über das anderemal herzlich umarmte und küßte. Kein Tier, das lang gefangen in schwerer Arbeit frohndend die freie Steppe erblickt, hätte fröhlicher stampfen, voller, wonniger atmen können, als dieses grobschlächtige, alternde Kind, das ein arglistiges Schicksal statt zu starker, schwerer Arbeit hinter den Webstuhl gesteckt hatte.

Einige Schmarotzer, welche sich um ihn versammelt hatten, horchten seinen Erzählungen beifällig und flößten ihm soviel Selbstvertrauen und Hochgefühl ein, daß er, ob er nun wollte oder nicht, ihr Zutrauen in seine Freigebigkeit nicht Lügen strafen durfte. Bald wiederhallte die Spelunke von eitel Fröhlichkeit, eine Ziehharmonika spielte auf, Markowitsch klatschte in die Hände, schnalzte und strampelte, pfiff und sang, daß es zum Staunen war, wo er die vielen Liedchen und Späße herholte. Sein getreuer Nachbar, ein junger Mensch mit schön gekämmten Sechsern, hatte durch die Kunstfertigkeit, mit welcher er durch Fingerschlag auf die hohle Backe Marschlieder hervorbrachte, seine innige Freundschaft erworben und sekundierte ihn prächtig. Man war hier schon lange nicht so lustig gewesen.

Es trat bald eine Störung ein. Rosa war in Begleitung Rabenseifners verstört und mit verweinten Augen zurückgekehrt. Das Unglück wurde bald allen klar. Durch einen Zufall hatte Rabenseifner das Sparkassenbuch in die Hand bekommen, es hatte sich als eine grobe Täuschung erwiesen, ein wertloses, kindisch ausgefertigtes Buch, mit welchem nur kindliche Gläubigkeit und Unerfahrenheit hinter das Licht geführt werden konnte. Man eilte zur Polizei, Hoffnungslosigkeit im Herzen.

Hoffnungslos blieb es fortan, man redete ihr zu, sich mit dem Gedanken an ein unwiederbringlich Verlorenes vertraut zu machen. Vielleicht! — Aber sehr unwahrscheinlich. Es kam ihr vor wie ein Traum. Sie hatte doch das Geld in den Händen gehabt, wirklich gesehen, und nun sollte es wieder fort sein? Sie drückte sich die zehn Nägel ihrer Finger in die Wangen und den Hals, bis das Blut kam. Sie wurde bald blaß und bald

rot und setzte sich auf eine Steinstufe, denn die Füße versagten ihr. Und dazu noch der Spott, die Nachrede, die Schadenfreude zu Hause, der Geliebte, welchen sie so schnöde behandelt hatte! Das wird ihr kleben bleiben, so lange sie lebt. Man wird erzählen, wie die Rosa in die Stadt gefahren ist, um den Terno zu holen. Die Mädchen mit den Glatteisherzen werden von dem Betrüger, von dem Schuft, von dem Grasel, dem Gauner, Dieb, Räuber — — — sie begann bitterlich zu weinen, so wie man weint, wenn man ganz allein ist.

Der Schlichter hatte endlich auf Wien, Laibach und auch auf Lemberg je zehn Gulden gesetzt. Er wollte den Zweiundfünfziger bezwingen. Auch schien es ihm praktischer, lieber hier zu bleiben, als erst nach Hause zu fahren zur übelriechenden Maschine und dann wieder zurückzukommen, den Gewinnst beheben, er beschloß, die paar Tage hier zu bleiben. Geld hatte er ja nach Hause gesendet, also konnte er beruhigt passen. Indessen vertrieb er sich die Zeit mit Kartenspiel und Grad-Ungrad. Markowitsch bereitete ihm Verdruß. Es war kein Gulden aus ihm herauszubekommen, er zog es vor, sein Geld durch Tag und Nacht und Nacht und Tag zu verschlemmen und allerhand beutegierigem Volk in den allzeit geöffneten unersättlichen Rachen zu werfen. Dafür wurde er auch königlich amüsiert. Ein Kunstpfeifer war angekommen, welcher höllisch pfiff, ein Virtuos auf dem Brummeisen erweckte seine aufrichtige Hochachtung sowohl wegen seiner musikalischen Leistungen als auch wegen seines unerhörten Trink- und Verdauungsvermögens. Er aß alles durcheinander, Genießbares und Rohes, Pflanzenkost und Mineralien galten ihm gleich, Petroleum und Sägespähne, Tinte und Leder mit gleichem Appetit, daß der unerfahrene Weber aus einem Staunen in das andere fiel. Dann war ein Jodler da, ein Tausendkünstler. Das ganze freie Gewerbe des Viertels hatte sich um Markowitsch Stelldichein gegeben, der denn auch seiner nicht spotten ließ. Er trank von einem Rausch zum andern, schlief und trank wieder, aß und trank dazwischen, Tag um Tag.

Als sie nichts mehr hatten, warf man sie hinaus. Zuerst den Schlichter, welcher sich beim „Zwick" betrogen glaubte, zu lärmen begann und sein Geld heraus haben wollte; später kam auch Markowitsch daran, welchem man das Leben durch ewiges Hänseln sauer machte, und den man hernach gänzlich geldlos auf die Straße setzte. Die beiden Schicksalsbrüder harrten noch einen Tag auf die Ziehung und gingen dann fürbaß der Heimat zu. Der Zweiundfünfziger war nicht herausgekommen. Das ganze, schöne Geld war dahin.

Nach Tagen, welche das Laub rasch zum Welken gebracht hatten, war ein Wettersturz eingetreten, irgendwo fern im Gebirge hatte es geschneit, es war kalt geworden, und ein lästiger, durchdringender Wind trieb mächtige,

wasserschwere Wolken über die Erde. Der Staub flog, Ahornblätter rollten auf spitzen Kanten dem nächsten Wirbel zu, es war recht trübseliges Herbstwetter. Markowitsch hatte nur einen Wunsch: seine alte Pfeife zur Hand zu haben, der Schlichter brütete über den Zweiundfünfziger wie Napoleon auf St. Helena. Als sie die Stadt hinter sich hatten und auch die Dörfer, welche sich dicht an sie legten, als das freie Feld vor ihnen lag, atmeten sie auf. Frisch gepflügter brauner Ackerboden, hie und da bereits mit zartem Grün der Wintersaaten, dehnte sich in laugen, sanften Hügeln, als wollte er den Beiden ein Bild des redlichen, früchtebringenden Fleißes vor Augen führen und sie an die Arbeit erinnern, welche uns begleitet vom frühen Morgen bis in die Nacht, vom Lebensfrühling bis zur Altersschwäche, an die Arbeit, mit welcher wir jahraus jahrein Leib an Leib ringen und sie niemals dauernd niederwerfen, die wieder aufersteht und uns herausfordert zu neuer, kümmerlich lohnender Anstrengung, die des Lebens Last und Beschwernis ist, uns die schönen Sommertage raubt und im kalten Winter uns hinaustreibt, die uns das Vergnügen stiehlt und von dem, was wir lieben, zurückhält, und die doch unsere dauernde Freundin ist, so dauernd und treu wie das Eheweib, das wir als schweres, mühseliges Kreuz durch das Leben mitziehen, das uns so oft lästig wird, uns quält, die Suppen versalzt, die liebsten Kinder verzieht und am Ende, in der schweren Stunde, die einzige ist, welche unsere Hand hält, uns tröstlich in das Ohr flüstert und das gebrochene Auge zudrückt. — Sie gingen schweigend nebeneinander und sahen auf den Weg; rechts und links hinter den Erdschollen hervor lauschten die Wichtelmänner der Reue, des Vorwurfs und der Beschämung, liefen neben ihnen her und zeigten mit Fingern auf die Lumpen. Ja, Lumpen. — Ach, wen kümmert das! Es kümmert schon! — Hast Du Dir nicht auch das Maul gerissen wie der Fuchswans seinen Wochenlohn verthan hat und hat die Kinder hungern lassen, und wie hast Du gelacht, wie der Bauer in die Fabrik gekommen ist, sich zu den Pferden zu verdingen, nachdem er sein Haus versoffen? — Jetzt wird man über Dich herziehen, hat so viel Geld gehabt und hat es in acht Tagen versoffen und verspielt. Das Glück hat ihm einen Klumpen Gold geschenkt, und er hat zwei Glas Schnaps dafür gekauft. Hätte sich können manches Jahr damit freuen und manchen freien Tag im grünen Wald, — mit Verstand! — Ja, Verstand! Der fehlt halt! — Bist doch ein mordsdummes Rindvieh!

„Ich möchte am liebsten gar nicht zurückgehen, es gruselt mir, wenn ich an den Willkomm denke.“

„Was, was! — Es wird schon vorübergehen! Ich habe schon Ärgeres überstanden.“

„Nämlich wegen der Arbeit.“

„Du glaubst, man nimmt uns nicht mehr?"

Der andere nickte.

Dem Schlichter begann sich das Haar zu sträuben, das war ihm bis jetzt nicht eingefallen, daß man ihn mit den Worten empfangen könne: „Bedaure sehr, Ihre Maschine ist besetzt." — Eine lebhafte Angst erfüllte ihn, er sah sich und seine Familie, den kleinen, jüngsten Knaben, seinen Liebling, dem Mangel preisgegeben, sich gezwungen weiter zu ziehen, eine neue Stelle zu suchen, welche, wer kann es wissen, in drei Wochen, oder erst in einem halben Jahre sich fand, er begann schnell zu gehen und das Lotto zu verfluchen.

„Am besten hat es der Hofmann gemacht. Der sitzt im Warmen und hat sein Geld beieinander. Wenn wir's nur auch so gemacht hätten."

Müde, hungrig und in verzweiflungsvoller Stimmung setzten sie den Weg fort, keiner von beiden sprach ein Wort zwei Stunden hindurch. Als sie den viereckigen, altertümlichen Schlot der Fabrik erblickten, hielten sie etwas ein. Der Schlichter dachte an einen Gehilfen, welcher schon so lange darauf paßte, seine Stelle einzunehmen, der Weber überdachte das schlechte Geschäft in doppelbreiter Handware, und wie leicht man ihn entbehren könne, und beide seufzten in aufrichtiger Bekümmernis. Hundert Schritte vor den ersten Häusern bogen sie von der Straße in einen Feldweg ab, um unbemerkt die Wohnung zu erreichen, doch gefehlt! Ein Leichenzug kam eben aus der Seitengasse heraus, durch welche sie einschlüpfen wollten. Sie blieben betroffen stehen und senkten die Köpfe aus Furcht vor den erstaunten Gesichtern der Leidtragenden, welche die beiden Vermißten so unvermutet hier stehen sahen. Aber nichts dergleichen traf ein, man beachtete sie nicht, oder glaubte, sie seien gekommen, an dem Begräbnis teilzunehmen. Sie machten sich den Umstand zunutze und schlossen sich an.

„Kommts nur mit," sagte ihnen der letzte der Männer, „kommts!"

„Wen führt man denn hinaus?"

„Den Hofmann und sein Weib!"

. . . . !?

„Ja!"

„Wieso denn? — Das ist aber merkwürdig!"

„Es ist so wie ich sag'. Beide in derselben Stund'. Ich bin da gerade Nachbar. Ich weiß es."

„Der Hofmann?!"

„Ihr habts es schlecht gemacht mit Eurem Geld, na, hin ist hin, aber so wie die zwei, das ist gar ein Jammer, ein wahrer Jammer. Übrigens brauchts Euch nicht zu fürchten, ich seh' Euch's von den Gesichtern ab, die Schlichtmaschine ist die ganze Zeit gestanden, und steht jetzt noch, Ihr habts

also nichts versäumt, und über Euch, Markowitsch, hat der Webmeister gelacht, jetzt kann er Euch wenigstens nicht neidisch sein, jetzt seid Ihr sein guter Freund. Also wie der Hofmann zurückgekommen ist — einen Tag vor der Rosa, die macht in vierzehn Tagen Hochzeit — da war er wie umgewechselt, ganz und gar ein anderer Mensch. Ist aber nicht in die Arbeit gegangen. Mir war das gleich nicht recht, es ist mir aufgefallen, was macht der Mensch immer zu Haus? — Der Meister hat gefragt, ich sag', ich weiß nichts, er ist sehr freundlich mit allen, aber er sitzt zu Haus. Schaun's, sagt er zu mir, hinein, was er macht. Wenn er aber nicht aufmacht, sag' ich. Macht nichts, sagt er, schaun's hinein.

Also geh ich hin. Die Thüre war offen, ich geh weiter, die Küche offen, weiter, ins Zimmer. Da liegt sie, die Alte, im Bett mit offenen Augen, und er sitzt auf dem Bankel bei ihr mit einem Gebetbuch zwischen die Händ' und schaut mich an und sagt nichts.

„Na Hofmann, sag ich, was ist? Werdt's Ihr nicht in die Arbeit gehen? Der Meister schickt mich."

„Nein, sagt er, und hat mich reden lassen. Da bin ich weg'gangen. Es vergehn wieder zwei Tag'; ich schau wieder hin, das war mir schon nicht ganz richtig, also ich schau wieder hin, da liegt sie wieder im Bett und schläft und er bei ihr auf dem Bankel mit zugemachten Augen. Sag' ich zu meinem Weib: Du, das wird kein gutes End' nehmen. — Ich hab' aber ein Mädel, so dreizehn Jahr, ein Fratz, ein gescheiter, ja, sagt's, Vater, ich hab gehört, wie sie gekommen sind, sie haben geglaubt, ich hör' nichts, wie er zu ihr gesagt hat, sie werden ihn nicht wechseln. — Was denn wechseln?" — Den Hunderter! — Mir ist ganz angst und bang' worden, ich hab' schlecht geschlafen die ganze Nacht und gleich um halb sechs am andern Tag schau' ich hinein, ruf' und ruf' auf die zwei, keiner rührt sich. So sag ich zu meinem Weib: da stellst Dich her vor die Thüre und laß't niemanden 'nein, ich geh um den Doktor, sag' ich. Ich treff' ihn auch noch im Bett. Herr Doktor, sag' ich, kommen Sie zum Hofmann. Also zieht er sich an und geht mit mir. Beide waren tot und schon ganz kalt. — Was ist denn da geschehen, Herr Doktor? — Er nimmt das Gebetbuch, schlagt's auf, da ist der Hunderter drinn gelegen, ein ganz neuer, und der Doktor schaut mich an: Was geschehen ist? — Ja, sag ich. — Das werde ich Ihnen sagen: Hunger!!"

— — — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — —

„Gott geb' ihnen die ewige Ruh'!" sagte Markowitsch erschüttert.

Frieda Schey.

Soziale Skizze von Adam Heid.

(Karlsruhe.)

Endlich war es Samstag.

Kurz nach vier Uhr ließ der junge Chef den Werkmeister rufen und sagte zu ihm: „Hören Sie, Wiemer, ich zahl' heut' die Mädchen selbst aus!"

„'s is recht, Herr Reis, 's is recht," sagte der Meister, drehte sich um und — lächelte. Der Prokurist warf ihm einen verständnisvollen Blick zu und selbst um die dünnen Lippen des Buchhalters huschte ein spitzbübisches Grinsen.

Sechs Uhr. Ein schrilles Pfeifen durchgellte die Fabrik. Langsam legten sich die Stöße der Maschinen; die staubgrauen Fenster wurden geöffnet, und die frische Abendluft wehte herein — Feierabend! Ein tiefes Aufatmen schien durch alle Räume zu gehn — — —

Der junge Chef saß bereits in seinem Kabinett. In lässiger Haltung lehnte er in dem grünen Polstersessel. Seine Linke fingerte zuweilen durch den wohlgepflegten Kinnbart, seine Rechte ruhte auf einem niedlichen Briefbeschwerer, einer kauernden Venus.

Die untergehende Sonne warf einen lächelnden Scheideblick auf den geöffneten Kassenschrank, die Stahlwände funkelten — blitzten — grell wie das Auge eines Geizhalses, und die schweren Eichenschränke mit den Geschäftsbüchern legten einen breiten Schatten in das Gemach.

Draußen erwachte allmählich ein buntes Stimmengewirr — ein scharfes, durchdringendes Geflüster, und erstickte schnell das leise Gekicher, das zuweilen losbrach.

Es pochte an die Thür.

„Nur herein!" rief der junge Mann und setzte sich etwas straffer in seinen Sessel.

Der Werkmeister trat ein: „Die Mädel sind alle da, soll ich — —"

„Geben Sie mir die Liste, bitte, — lassen Sie nur — —!"

„Gut'n Abend, Herr Reis, Gut'n Abend!" grüßte Wiemer und schob seinen breiten Rücken zur Thüre hinaus. Er ließ diese offen. Der Vorplatz war dicht gefüllt mit den harrenden Mädchen.

„Geht's endlich los?" machten einige, als der Werkmeister an ihnen vorbeischritt.

„Jetzt geht's los!“ erwiderte dieser und lachte in sich hinein.

— — — „Marie Wetzel!“ Die scharfe Stimme des jungen Chefs tönte heraus, und ein Drängen nach der Thüre entstand.

Er saß wieder lässig in den Polstern und rief die Mädchen einzeln vor. Herablassend schob er ihnen das Geld zu, den winzigen Lohn, der in kleinen Papiersäckchen steckte. Dabei musterte er mit Kennerblicken die schlanken Gestalten. Aber keine wollte ihm heute gefallen. Hagere Formen und scharfe Gesichter, auf welchen eine Staubschicht zu liegen schien, tauchten vor ihm auf, müdgemarterte Menschenkinder, denen die dumpfe Fabrikluft jeden Reiz, jede Frische geraubt hatte.

Mißmutig beeilte er sich mit der Entlohnung.

„Ah, endlich die letzte — Schey!“ rief er laut, „Frieda Schey! — — Ah, das ist was — eine Neue!“

Eine schlankvolle Gestalt, ein frisches, apfelblütenhelles Gesicht, blutgesunde Lippen, leichte Stirnlocken und ein Herz — ein Herz — —

Seine Hand bebte leise, als er ihr das Geld hinschob.

„Wie alt sind Sie denn?“ fragte er dabei, erkünstelte Gleichgültigkeit im Ton.

„Nächsten Monat wer' ich siebzehn,“ erwiderte das Mädchen.

„Siebzehn! So — so — — es ist nur wegen der Krankenkasse.“

Frieda wandte sich zum Gehen.

„Halten Sie mal!“

Sie blickte ein wenig erstaunt auf den Fabrikherrn; draußen wartete ihre Freundin — —

„Schey . . . Schey . . . Haben wir nicht noch jemand hier“ — fuhr der junge Mann fort, „wer ist denn das im Packsaal, ist das Ihr — —?“

„Ja, deß is mein Vatter!“ sagte schnell das Mädchen.

„Ach richtig, und der Junge, der Fritz — das ist wohl Ihr Bruder?“

„Ja!“

Eine Pause entstand. Es schien etwas Schwüles durch das Zimmer zu ziehen, etwas unsagbar Drückendes. — Und nun beugte sich der junge Mann ein wenig vor und sagte mit leiser ungleicher Stimme: „Wollen Sie nicht heut' Abend zu mir in meine Wohnung kommen — um — — na, wann paßt es mir nur am besten — um neun — ja?“

Ein Zuck durchfuhr das Mädchen — sie hatte verstanden. Einen Augenblick stand sie hilflos, wortlos — dann stammelte sie angstvoll:

„Aber, Herr Reis, deß kann ich doch nit! Nee, nee, deß dürfe Se nit von mir verlange, ich — ich — —“

„Soooo,“ unterbrach sie der Chef gedehnt, und dann mit scharfer Stimme: „Und warum nicht?!“

„So was kann ich doch nit dhun," flüsterte Frieda nun wie für sich, „nee, nee — ich kann nit und derf nit — —"

Eine Flamme war ihr ins Gesicht gestiegen, ihre Backen brannten.

„Gut, dann lassen Sie's bleiben!" Der Herr stand von seinem Sessel auf und sagte dies mit kalter Brutalität.

Frieda blickte zu Boden. Wirre Gedankenfetzen flatterten in ihrem Kopfe — doch die Stimme ihres Chefs riß sie schnell wieder empor.

„Äh — äh —," machte dieser, „was ich noch sagen wollt' — wie alt ist denn eigentlich Ihr Vater?"

Frieda atmete auf; sie fühlte sich schon halb erlöst.

„Bis November werd er zweiefünfzig!" sagte sie rasch.

„Aha," ein unheimliches Triumphgekicher brach aus diesem Ausruf — „er kommt nicht mehr mit, Ihr Vater — sagen Sie ihm — und Ihr Bruder, der verdammte Junge, — gestern hat er mir wieder alles verkehrt gemacht auf dem Zollamt — —!" Das wirkte — Frieda stand stumm mitten in dem Gemache — sie war totblaß geworden, und ihr Kopf sank auf die Brust herab.

„Also um neun! Sie wissen jetzt — — Kind, sein Sie vernünftig — —!"

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Frieda war vernünftig.

Die Krämerseele, die nie stirbt.

Von Peter Merwin.

(Magdeburg.)

Das ist so recht, um wen ans Kreuz zu nageln,
Das Wetter heut: die Wolken schier zum greifen —,
So niedrig; gelb voll Blitzen und voll Hageln:
Da drüben grade muß sich's phosphorn häufen —
Auf Golgatha, der Stätte des Gerichts:
Ich hoffe, dies Gewölke Schwefellichts
Hat heut die Richtstatt nicht geschmückt für nichts.
Heut stehn ja vor Gericht gleich ihrer drei,
Und davon an gemeinen Mördern zwei;

Doch gilt es: wer ans Kreuz zu fördern sei,
Dann kämen diese meinetwegen frei; —
Doch jenen dritten, — jenen Friedensstörer! —
Ha, daß sie den nur, — jenen Unruhstifter! —
Ja, den nur fassen, — jenen Volksbekehrer!
Ja, der, — der muß ans Kreuz, — der Volksvergifter!
Er, — gegen Thron und Tempel der Empörer,
Er, — neuer Lehre höchst verworf'ner Lehrer! — — —

Wär' Sonne, müßt hereingebrochen sein
Der Abend bald; — die Stund' ist nicht mehr fern:
Da muß das Urtel bald gesprochen sein. —
Dabei gewesen wär' ich auch recht gern;
Schon hab' ich aber meinen jungen Mann
Zu der Gerichtsverhandlung hingesendet:
Es thut ihm gut, er hör' es immer an,
Wie das mit Schimpf und Schand' und Schrecken endet,
Wenn aus dem Plebs wer, — Sohn vom Zimmermann, —
Es unternimmt den Thron zu stürzen,
Ja, und dem Volk die Religion zu kürzen;
Auch hab' ich ihm gesagt: Brav mitgeschrie'n,
Geht's an das Schreien: „Kreuzigt —, kreuzigt ihn!“ —
Doch bin ich nun alleine im Geschäft, —
Und wie das gerade häufig Einen äfft:
So eben bin ich auch dahingelaufen,
Da kommt ein Kund' um ein Paar Schuh
Und findet meinen Laden zu, —
Gleich zu'nem Konkurrenten wird gelaufen:
Und wer ist dann den Kunden los? — nun, du! — —
Erfolgt zwar auf Verurteilung der Spruch,
Dann mit dem Staatsverbrecher muß der Zug
Nach Golgatha entlang hier diese Straße. — —
Ja, messen sie nur Den mit richt'gem Maße
Ohn' alle Gnade, — strenge nach der Schrift!
Verdammlich zwar ist auch solch Mordgemeiner —
Für den besonders, den er trifft:
Betroffen aber wird doch meist nur Einer.
Jedoch bekäm' aus Nazareth so'n Kleiner,
So'n Garnichts in die Hände mal das Heft
Nebst Anhang, — ach, du Bettelpöbel du da! —
Dann wär's vorbei mit Handel und Geschäft
Im ganzen Juda — —;
Und wenn das ganze Land von Wasser schwömm',
Es kaufte doch nicht Ein Paar Schuh da
Solch Lumpenvolk in ganz Jerusalem.

Dann pack' nur ein im ganzen Israel,
Was Kaufmann heißt und Meister und Gesell. —
Käm' der als Bettlerkönig an das Ruder
In seinem Reich, worinnen alles „Bruder“,
Dann könnten wir nur gleich, wir Ordnungs-Klassen, —
Anständ'ge Bürger uns begraben lassen. —
Und würd' auch nichts daraus, — in solcher Zeit,
Wo solch unruh'ger Kopf sich macht so breit,
Straft falsch gar leicht die hohe Obrigkeit:
Sind gar zu gern doch gleich die Staatsregierer
Auf falsche Darstellung dazu bereit,
Daß sie die Sündrn solcher Volksverführer
Entgelten läßt uns ruh'ge Bürgersleut, —
Die selbst doch gern totschlügen, — gleich mit Knütteln! —
So einen, der es wagt am Thron zu rütteln.
O Herr, wenn da auf uns ein leiser
Verdacht gekommen wäre unserm Kaiser! — — — —
Und unsern Zebaoth und das Beschneiden,
Das öffentliche Beten, unsern Tempel
Will der aus Nazareth dem Volk verleidrn,
Beiseite werfen, als wär's alter Krempel; —
Herr Zebaoth, mit deinen Donnerkeilen
Gleich müßtest du den Frevler doch ereilen!
Herr Zebaoth, was sollte daraus werden,
Wenn solch ein Sohn 'nes Zimmermanns den Glauben, —
Die Schrift! die Schrift! — dies Heiligste auf Erden!
Mit frevlem Wort dem Volke dürfte rauben! —
Was rechter Glaub' ist, wissen die Behörden:
Da steht es in der Schrift, — der Schrift! — der Schrift!
Wer Ungeschrieb'nes lehrt, der streuet Gift;
Da steht's geschrieben: Glauben ist gebucht:
Wer Ungeschrieb'nes lehrt, der sei verflucht!
Und was dann doch uns dummen Bürgersleuten
Noch unverständlich bleibt, zu heilig düster:
Um das mit höh'rer Weisheit uns zu deuten,
Dazu berufen sind dann unsre Priester, —

Ja, unsre gotterleuchteten, verehrten
Fachkenner ew'gen Heils, die Schriftgelehrten, —
Sowie Jerusalems vornehmste Männer,
Durch Blutvererbung des Gesetzes Kenner. — —
Und davon mancher mein verehrter Gönner.
Ja, solche Männer können's, — nimmer kann's
Aus Nazareth solch' Sohn 'nes Zimmermanns. —
So ist, was dienlich sonst dem Judenlande,
Auch viel zu hoch dem Unterthanverstande;
Dafür zu sorgen bist ja du, Pilate,
Als weiser Pfleger vorgesetzt dem Staate;
In hochwohlweisem Schutze warm geborgen
Lebt so ein guter Bürger ohne Sorgen
Und — — —
Was ist das seit kurzem für Gebrumm? —
Ich sehe nichts; — es sind wohl Fliegenschwärme? — —
Horch! — lauter! — deutlicher wird das Gesumm, — —
Jetzt weiß ich's, — Herr, das ist ja Volksgelärme, — —
Da wälzt ein Menschenhaufen sich heran, —
Dank, Zebaoth! wenn's jubelt, dann —, ja, dann
Verurteilt ist der Sohn vom Zimmermann:
Wenn's diese Straß' entlang kommt mit Hollah,
Dann — sicher — zieht's hinauf gen Golgatha.
Jetzt hör' ich's deutlich, — tausendstimmig schreit's,
Brüllt's, jauchzt es, — horch! „mit ihm ans Kreuz! ans Kreuz!"
Der Hochverräter ist's, den sie befördern:
Denn dieses brave Volk —, sich nimmer freut's
So auf die Hinrichtung von armen Mördern. — —
Aufwirbelt — sieh! — jetzt dort die staub'ge Wolke:
Das ist der Vortrab von gemeinem Volke; —
Und jetzo — ferne, von was Düsterm starrt's,
Sie sind es, — von Jerusalem die ersten:
Von Würdenträgern ist's und Priestern schwarz,
Von allen Höchsten Israels und Hehrsten. —
Da glitzert's: das ist von den Offizieren,
Die des Empörers Kriegsbewachung führen. — —
Was nur Jerusalem Vornehmes hat,
Muß hier vorbei: 's ist alles auf den Füßen;
Was das für mich fein hübsch Bequemes hat:
Sie alle werd' ich unterthänig grüßen!
Respektvoll wird das kleine Volk dann gaffen,
Was ich mit diesen Herren hab' zu schaffen,
Die so in Amtstracht glänzen und in Waffen.
Auf mein Geschäft so mach' ich aufmerksam
Das viele Volk, das heut' aus der Provinz
Hierher zu diesem selt'nen Schauspiel kam:
Wer ist es, dem nun Kunz und Hinz
Als neue Kundschaft zuläuft? — ich — ich bins!
Gelegentlich auch wert ist des Gewinns
Bethätigung des biedern Bürgersinns:
Geschäftsprofit ist ein gerechter Zins. — —
Doch was ist das — da hinter den Behörden,
Recht mitten drin in diesem Pöbeldrange?
Nicht klug recht läßt sich aus dem Dinge werden:
Ein Mensch ist's nicht — mit menschlich richt'gem Gange,
Auch an Gestalt nie gab's so 'was auf Erden;
Auch ist's kein Tier: nicht Vogel, Pferd, noch Schlange;
Es kriecht — ganz langsam, und sein Leib ist platt, —
Und was es für 'nen breiten Rücken hat! — —
O Herr! da 's jetzo näher kommt, erkenn ich's:
Er ist's, — er selbst, der Missethäter! —
Der Hochverräter
Muß schleppen — da! — sein eig'nes Kreuz;
— ihm gönn' ich's! —
Das kriecht daher, dem Wurm gleich, dem sich fest
Rücklings gehakert hat ein Stück Geäst. — —

Jetzt kommt vorbei
Der Menschendrong: ols ob es Deich' und Dämm'
Zerrissen hätt' und keine Macht es hemm', —
Umsonst sich selbst die Höll' entgegenstemm',
Und nun es diese Stroße überschwemm':
So strömt vorbei hier gonz Jerusalem. — —
Ich moche mit: ich fühl' ein Prickeln, Zwicken,
Da mitzuziehn
Und mitzuschreien: „kreuzigt ihn!"
Und geht, was ich verdien'
An ein Poor Schuh', dabei auch in die Wicken:
Ich moch' die Bude zu, mach Feiertog:
Am Werktag so 'mol vom Geschäft sich drücken
Schmeckt doppelt schön, — so 'n extro freier Tag, —
Zumol, wenn uns Gesinnungstreu mit dem Bewußtsein
Zufrieden spricht: „dos wor ein Ding, — das mußt' sein!"
Auch ich muß kreuz'gen sehn den Hochverräter —,
Doch erst begrüßen — hier! — der Stadt Vertreter: —
„Küß euch die Hond mit Unterthänigkeit!" —
„Die Ehre giebt sich meine Wenigkeit — —!"
— — — —
Und jetzt ist Er heran — der Nazorener, —
Zur Erde unter Kreuzes Wucht gebeugt;
Wie Bäch' entströmt der Schweiß dem Gottverhöhner;
Wie er gleich Schmiedeblosebälgen keucht! —
Er wonkt, — er schwonkt! — hätt'st du nicht Gott gehöhnt! —
Do! von den Schultern gleitet ihm dos Kreuz, — —
Er mußt am Thron nicht rütteln! — — wie er stöhnt! — —
Er bricht zusommen, — taumelt, — ha! abseits —,
Dos fehlte noch! — und gerad' ouf meine Schwelle!
Fort! moch dich fort von hier!
Das ist hier meine Thür!
Such dir zum Sterben eine ondre Stelle! —
Herrgott! muß gerode mich dos treffen — mich,
Gesinnungstücht'gen mich — so öffentlich!
Der stirbt mir hier —, wird blaß und immer blasser,
Und „Wosser!" stöhnt er: „einen Tropfen Wosser!"
Gesetzverächter, fort! loß dein Gewimmer! —
Dir — Wosser? Dir? — nin, nimmer!
Hier wohnt ein Unterthan — ein schriftgerechter:
Hier giebt's kein Wosser für den Thronverächter. — —
O, der Skandol! der Spott! dies Hohngelächter
Für mich ehrboren Mann in Jsroel
Vor ollen Leuten! und so tageshell!
Da denken doch gewiß die hohen Herrn,
Ich holt' es gor mit ihm —, begünst'ge ihn; —
Ach, mein Geschäft! heut scheint mein böser Stern;
Ach, mein Kredit! — o, das ist mein Ruin! — — —
Nun mach' ich aber Ernst mit dir!
Moch', doß du dich entfernst von hier! — —
Gebrouch moch' ich von meinem Housrecht, — so! — —
Siehst du, dos heißt: wen ouf die Beine bringen!
Wohl wußt' ich, doß dich dos hinousbrächt. — So! —
Mochst endlich Anstolt — doch! — dich oufzuringen;
Es geht jo, — sieh! — zumol do ohne Last
Du dich ollein jetzt fortzuschleppen hast:
Mitleidig hot die Obrigkeit in Gnaden
Dein Kreuz schon einem ondern oufgeladen.
Fort! — — Mensch! wie du mich ansiehst — siehst! — die Augen! —
Schlag wieder — Mensch! — sie nieder! — schließ die Augen! —
Hätt' ich — vorher — geblickt in dies — — dies Auge, — —
Gezeigt mir hätt' — — ein Parodies — — dies Auge! — — —

Von einem, der am Kreuze büßt, — —
dies Auge? — —
Geh, Mensch! — o geh,
Daß ich nicht mehr in dieses Auge seh! — —
Dies Auge! — weh mir! — dieses Auge! —
weh! — —

Jetzt ist er fort —, ist fort von meiner
Schwelle —,
Da schwankt er hin, ein Scheit auf Menschheitswelle; —
Jetzt bleibt er wieder stehn —, kann nicht
vom Flecke, — —
Jetzt wankt er weiter —, schwankt jetzt
um die Ecke. — —
Jetzt ist er fort, — Herr, Dank! — aus
meinen Augen, —
Der Mensch und diese — —, o, mit seinen
Augen!
Fort sind die nun auf Nimmerwiedersehn, —
Nie werd' ich diesen Flimmer wieder sehn; —
Ja, hätte der mich länger angeblickt, —
Das hätte mich verrückt gemacht, — —
verrückt! — — —
O Herr! da sind die Augen wieder, — —
noch! — —
Schließ' ich die Augen, sieht's mich an
erst recht:
Da, — wie er vor mir als Todmüder kroch, —
Liegt vor mir jetzt der Jammermann erst recht,
Gestützt auf zitternd schwankem Ellenbogen
Und krampfhaft rückwärts auf die Schwell'
gebogen:
So windet er sich unter meinem Tritte;
Zur Abwehr gegen mich erhebt sein Arm sich;
Er schlägt zu mir mit kläglich stummer Bitte
Die Augen auf: erbarm —, erbarm dich! —
Öffn' ich die Augen, dann — jetzt von
der Decke! —
Schaut körperlos
Sein Auge bloß
Mich an so groß, so übergroß, — —
Und jetzt, — wohin ich schau', — auch aus
der Ecke, —
Als ob mein Auge
Zum richt'gen Sehen nicht mehr tauge
Und Regenbogen säh' und schwarze
Flecke. — —

Er ging davon, ließ seine Augen hier:
Mensch, komm zurück, hol' deine Augen
dir! — —
Herr, wären das nicht jenseits meiner
Stirn
Gesichte bloß, woran das Auge litt', —
Nein, wär' es Schauen drinnen hier im
Hirn,
Solch Spuk: der ginge Schritt für Schritt,
Wohin ich ging, getreulich mit? — —
Herr Zebaoth, soll das so weitergehn?

In den vier Pfählen hinter dieser Schwelle,
Auf der geschehn ist, was da ist geschehn — — — —,
Und was geschehn ist, sei verflucht zur
Hölle! — — —
Geschehn? geschehn? — verflucht die heuchlerische
Wortziererei, die hunds-selbstschmeichlerische!
Nein: „was ich that," so heißt es:
„höchst verrucht!"
Und was ich that, sei tausendmal verflucht! —
Es sei verflucht? o weh, es ist! es ist! — — —
Da ist Der wieder mit dem Kreuzgerüst!
Ich bin verflucht, um das, was ich an ihm
Gethan und nicht gethan, — ich Ungetüm! — —
So lang' ich hier in den vier Pfählen bleibe,
Nicht werd' ich die Gesichte los vom Leibe;
Doch nein, ich weiß, es giebt
Auch nicht in ganz Jerusalem 'ne Stätte,
Wo ich ein Stündchen Ruhe davor hätte.
Wie ich, sind alle gottesfürcht'ge Lämmer —
Nach ihrem Pelze — die Jerusalemer:
Sie alle schwärmen heiß für Thron und
Tempel —
Als Neunen mit sechs Nullen im Exempel
Patentverschnörkelung im Firmentempel;
Und unsre Priester, Hochgebor'nen, Ersten,
Die grade sind die Kundigsten, die Ersten
In solcher Rechnerei, Privathantierung
Mit Heiligkeit vom Tempel und vom
Throne:
Für sie erst recht sind's Zahlen und Verzierung

Für ihr Geschäft: sie *wissen's* gar nicht ohne.
Drum, — wo ich auch hier in Jerusalem
Nurging' und stünd', — und Ein Jerusalemer
Begegnet' mir: vor meinen Augen schwömm'
Gleich wieder — — — Herr! da *schwimmt* sein Aug' im Dämmer! — —
Hab mit mir Mitleid, rächender Erscheiner,
Wie *ich* mit dir — ach! — keines hab gehabt:
Es hätte in Jerusalem hier keiner
Mitleid mit dir, du ärmster Mensch, gehabt:
Kein Priester, kein Hochbürt'ger, — auch nicht einer!
Kein Höchstbeamter an dem Opferkessel,
Kein zwischen Kauen gottesfürcht'ger Prasser,
Kein wundergläub'ger Mann auf seinem Würdensessel,
Kein kaisertreuer Tempelrechtsverfasser, —
Nein, keiner, — hätt'st du so an seiner
Hausthür gelegen wie an meiner
Und so gefleht: „Wasser! Ein Trunk Wasser!" —
Hinausgestoßen hätte dich auch er
Zu Thrones und des Tempels größ'rer Ehr' —,
Wenn nicht — vielleicht! — ein armer Tagelöhner
Mitleid gehabt hätt', ärm'rer Nazarener! —
Was auf *mein* Haupt den Fluch aus seiner Bahn
Herabgelenkt, das ist: das Greuliche —
Sie *hätten's* alle —, und ich *hab's* gethan:
Ich bin das Untier, *sie* sind Heilige.
Drum — säh' ich jetzo einen Hies'gen nahn,
Gleich dächt' ich: „der hätt's auch —, ich *hab's* gethan!"
Und gleich — — — da seh' ich zwischen jenen Mauern
Die schwermutsvollen Augen wieder trauern! — — — —
Verflucht die Bude hier, die häßliche,
Die da gesehn hat vor sich gehn
Das in der Menschheit Unermeßliche — —,
Der Fleck, wo's einstens heißt: „hier ist geschehn
Das nimmerwiederkehrend Gräßliche,
Hier dunstet noch der Atem des Verdammten,
Der das um rupp'gen Trödel einst beging
Voll Lug und Trug am alther Angestammten." — — — —
Klirr! klirr! klingling! —
Zur Hölle, Kram! du ganzer Schusterkram!
Krach! krach! kling! klang! ich schlag dich krumm und lahm!
Was, Bettel, — höhnen mich noch deine Trümmer?
Ihr Mauern, auch noch? steht noch trotzig immer?
Paßt auf, was ich jetzt *thu!* — ihr trotzt mir nimmer!
Was ich gethan, — ach! — *habe*, war noch schlimmer. — — — —
Komm, Feuerstein! komm, Stahl! — hervor, du Zunder!
Pink! pank! pink! — — — pusch! — —
Rotäugig, stillgefräßig Ding, nun husch!
Husch! in den Trödel! friß dich fest im Plunder!
Faß! faß die ganze Bude! faß! — kusch! kusch!
Faß! faß das ganze Israel, verdammte!
Hei, daß es in den Himmel gluh zerflammte,
Die Sippschaft aufschrie, die alt angestammte, —
Sodaß der Fuhrmann, der nach tausend Jahren
Einst über diese Stätte kommt gefahren,
Nachdenklich seine Schritte hemm'
Und dreimal mit der Peitsche klappe
Und sprech' zu Fuchs und Rappe:
„Gestanden hat hier einst Jerusalem!" — —
Hei, dieses Knattern! dieses Knistern!
Da lugt's nach ganz Jerusalem schon lüstern;
Hei, dieses Knistern! dieses Knattern! — —
Nun Lebewohl euch Würdenträgern, Priestern,
Gesinnungstücht'gen Neffen und Gevattern!
Jetzt zieh' ich ab und schüttle vor der Pforte
Den Staub Jerusalems von meinen Schuhen
Und wandre, bis ich komm' zu einem Orte,
Um dort vom Wandern auszuruhen,
Wo *andre* Menschheit wohnt, wie eure Sorte — — — —
Und wenn dann Menschheit wohnt' an solcher Stätte,

Die nicht gethan so Ungeheures hätte,
Wie ich gethan hier habe?? — —
Dann zieh' ich zum Getier: zu Wolf und Rabe,
Zu Löwe, Bär und Drachen, Leviathan; ——
Und hätten die — auch die das nicht gethan?? — —
Dann — —! dann — ! o dann — — ! — —
Da züngeln wieder
Zum Flimmerblick abgründig trauernd müder
Menschheitsbarmherz'ger Augen — dort! — die Flammen,
Am klaffenden Gebälk empor, zusammen. —
Fort! — fort! — durch Loh' und Rauch
Sehn mich die Augen — diese Augen! — an; — —
Fort! fort! — — — doch wenn nun auch — —
Die Tiere auch — — —!! Was dann??
fort! fort! — was dann??

Epilog.

Schwarz Gewölke liegt zur sechsten Stunde
Über Gottes Stadt in weiter Runde;
Ein Fleck Erde nur am Horizont, —
Wie zu Tages Abschied, — ist besonnt;
Auch der Tempel liegt in Nachtgewölke:
Dämmergelb nur glänzt das Dachgebälke —,
Dämm'rig auch des Vorhangs bleiern Grau,
Regungslos, — ein Stück vom Tempelbau. — — —

Aus dem Nachtschwarz hebt am Horizonte
Sich Berg Golgotha, der bleichbesonnte;
Droben ragen Kreuze des Gerichts
Auf dem Hintergrunde falben Lichts, —
Kreuze drei: d'ran hängen Missethäter,
In der Mitte, heißt's, ein Hochverräter,
Der da Gott beworfen hat mit Hohn
Und gerüttelt hat am ird'schen Thron:
Also sagten die Großwürdenträger
Und die Priester von ihm aus als Kläger. — — —

Jetzt — am Sims des Tempels wird es Nacht — — —,
Jetzt auf Golgatha: — — es ist vollbracht!
Waren doch des Tages letzte Reste
Ausgelöscht, — am Himmel, — auf der Veste, —
Und die schüttelt sich: ein Blitz, — ein Krach:
Und gespalten ist des Tempels Dach;
Und der Vorhang reißt mit Knattern, Rauschen
Jäh in Fetzen, die sich, flatternd, bauschen. — — —

Von der Hinrichtung kommt heimgeeilt
Händeringend der und der und heult:
„Den des Tempels und der Ordnung Wächter
Jetzt gekreuzigt, der war ein Gerechter!"

— — — —

Wieder scheint die Sonn', und Himmel blaut,
In Jerusalem wird's wieder laut:
Priester kehren heim und Würdenträger —,
Heim des Tempels und der Ordnung Pfleger
Feierlichen Zugs von Golgotha,
Wo dem Recht, der Schrift genug geschah.
Und es wirbelt seinen Bart mit feiner,
Schmaler Hand der Ältesten jetzt einer;
Brust heraus, die Augen himmelwärts,
Spricht er, brünstiglich in hell'gem Schmerz:
„Weil der Gott geschmäht, — am Thron gerüttelt,
Drum die Erd' hat unser Gott geschüttelt:
Seht des Tempels Vorhang und das Sims! —
Wir nur wurden Sänft'ger Seines Grimms;
Thron und Tempel haben einmal wieder
Wir gerettet, liebe Standesbrüder,
Wir, der Ordnung Säul' und ehr'ner Fels,
Dort vor dem Verderber Israels!
Daß dazu der Herr uns Knecht' erkiesen,
Dafür sei im Tempel er gepriesen." — —
Stolz zieht ein die Schar ins Gotteshaus, —
Ihnen nach das Volk im Jubelbraus.

— — —

Volk; — Erles'ne; — Er — am Hochgerichte:
Siehe, Menschheit, das ist Weltgeschichte!

Ein Zwiegespräch.

Von H. Ritter.

(Würzburg.)

Sie fahren Rad, gnädige Frau?

— Jawohl! Haben Sie etwas dagegen?

— Zwar kann ich Sie nicht daran hindern, finde es aber für eine Dame unschicklich. Meine Frau ist außer sich, zum mindesten sehr erstaunt darüber.

— Tanzt nicht Ihre Frau, schwimmt sie nicht, und fährt sie nicht Schlittschuh? Ich begreife daher ihr Erstaunen nicht.

— Nicht nur meine Frau, sondern auch andere sind derselben Ansicht, daß — daß —

— Sagen Sie es nur gerade heraus, — daß ich verrückt geworden bin, nicht wahr? Ich höre alle jene Redensarten deutlich, wie: „Na, die hat's nötig." „Die könnte auch etwas Gescheiteres thun." „Das fehlte der gerade noch" u. s. w. Einige höre ich sagen: „Haben Sie ihr Radkostüm gesehen? Pumphosen! Wie frivol!"

— Nehmen Sie mir es nicht übel: die Beinkleider à la zouave finde ich auch wirklich komisch an einer Dame.

— Nun, ob komisch oder nicht, ich finde sie nicht nur praktisch, sondern auch schön; ich wollte, wir hätten statt unsern vielen Röcken solche Beinkleider — Pluderhosen, die uns freiere Bewegung und einen freien Tritt gestatten.

— Warum gehen Sie dann nicht gleich in Trikots?

— Erlauben Sie mir: zwischen den weiten Zuavenbeinkleidern, die auf dem Rade kaum von Röcken zu unterscheiden sind, und den Trikots ist doch wohl ein großer Unterschied. Sind denn etwa Ihr Cylinderhut, Ihr Beinkleid oder Ihr Frack schön zu nennen? Dieser schornsteinartige Aufsatz, die Röhrenhosen, die nicht imstande sind, die vielen X- und O-Beine zu maskieren, und der Frack mit dem nach rückwärts hängenden Schwalbenschwanze gehören doch zu dem Albernsten, was die Herrenmode hervorgebracht hat.

— Aber es ist doch nun einmal Mode, d. h. alle tragen es.

— Herdenverstand und kein Ende! Wer befiehlt mir in diesem Falle, weil alle es machen, es gerade so zu thun? — Gewiß! Wenn die Mode es vorschriebe, die Frackschöße nach vorne herunterhängen zu lassen, Sie wären auch dafür begeistert. Die Mode, welche die Tyrannin unseres

Geschlechtes ist, hat auch die Herren unterjocht. Sie sehen also, daß ich keine unterwürfige Sklavin derselben bin.

— Das eben machen Ihnen die Menschen zum Vorwurf.

— Ja, die Menschen, die guten Menschen! Wie man's macht, ist es nicht recht. Wer sind denn diese lieben Zweihänder, welche mir in ihrer Philisterhaftigkeit das bißchen Radfahren mißgönnen?

— Es ist wohl keine Mißgunst, aber die Gesellschaft —

— Immer und immer wieder die Gesellschaft! Nennen Sie mir doch einzelne Namen von Personen, die ich kenne.

— Ich möchte keine Indiskretion mehr begehen. Es ist das „on dit“, vor dem wir alle uns zu hüten haben. Sie kennen doch die Gesellschaft —

— So lange ich aus der Gesellschaft niemanden thatsächlich belästige durch mein Vergnügen am Radfahren, und solange mir die Gesellschaft nicht alle Monate einen Tausendmarkschein ins Haus schickt, gebe ich nichts auf ihr Gerede.

— Aber es schickt sich eben nicht; damit hat die Gesellschaft ihr Urteil gefällt.

— Ich kenne noch die Zeit, in der das Schlittschuhfahren, das Schwimmen der Damen als etwas Unschickliches, als etwas Ungeheuerliches angesehen wurde. Heutzutage trifft man auf den Schlittschuhbahnen mehr Damen als Herren.

— Sagen Sie mir einmal den Grund, weshalb Sie das Radfahren erlernten?

— Erstens: weil's mich freut; zweitens: weil's viele Leute ärgert, die mir zuwider sind, und drittens: weil ich sehr schnell aus dem Dunstkreis der Stadt in die freie Natur hinauskomme. Auf diese Weise habe ich doch etwas von dem, um was man im allgemeinen den Vogel beneidet. Jene mäßig anstrengende körperliche Bewegung des Radfahrens macht mir einen guten Appetit und schafft mir eine fröhliche Laune, die ich in dem Maße vordem nicht besessen habe.

— Ich sehe schon, daß Sie von dem Vorurteil der Gesellschaft nicht zu überzeugen sind.

— Niemals!

— Aber finden Sie es nicht z. B. unweiblich, wenn Frau X nach der Scheibe schießt?

— Warum unweiblich? Wenn es ihr Vergnügen macht und sie ihre sonstigen Pflichten nicht darüber versäumt? Ist diese Beschäftigung etwa ungraziös? Schießen schärft das Auge und übt die Hand ohne besondere Anstrengung.

— Aber es hat doch keinen praktischen Zweck.

— Soeben sagte ich Ihnen ja den Zweck. Muß denn alles seinen praktischen Zweck haben? Überhaupt schädigt die Dame ja niemanden, am allerwenigsten Sie.

— Nun, ich hasse alles das an den Frauen, was man so schlechthin unter „Emancipation" versteht.

— Aha, also da wollen Sie hinaus. Dann sind Ihnen auch wohl gelehrte Frauen unangenehm?

— Gewiß! Ich mag es durchaus nicht, wenn Frauen gelehrt thun oder gelehrt scheinen wollen.

— Oho, mein Herr, Sie ergehen sich in Sophisterei. „Gelehrt scheinen" und „gelehrt thun" ist etwas anderes, als wirklich „gelehrt sein". Ich meine, das letztere wäre auch dem Weibe statthaft. Oder glauben Sie wirklich, daß nur dem Manne allein das Recht zum Nachdenken über die Dinge zustehe?

— Ich sage es ja stets: die Frauen sind Rätsel; sie hören auf, den Männern zu gefallen und unsere Aufmerksamkeit zu fesseln, wenn wir sie ganz erraten haben. Dies ist die Natur des Rätsels; einmal gelöst, schwindet sein Zauber. Mir ist das Weib nur durch Sanftmut interessant, durch Milde und durch Gemüt.

— Als ob diese Eigenschaften schwinden, wenn man sich den Freuden eines gesunden Sportes hingiebt? Sind denn etwa alle Männer, welche reiten, fahren, schwimmen, fechten, turnen, jagen, Berge besteigen und Rad fahren, gemütlos?

— Das zwar nicht, aber wenn die Frau derartige Dinge betreibt, erscheint sie mir zum mindesten nicht häuslich.

— Wenn sie ihre Häuslichkeit vernachlässigt, allerdings. Sie unterscheiden nicht zwischen „hausbacken" und „häuslich", mein Herr.

— Dichterinnen, Schriftstellerinnen und Heldinnen auf den Sportsgebieten kann ich wohl anstaunen, bewundern, aber nie lieben.

— Wer sagt, daß Sie immer gleich lieben sollen?

— Es ist mir angst und bange, wenn ich in der Nähe einer Dame bin, die den Ruf eines Gelehrten hat. Ich liebe solche Mannweiber nicht.

— Sie vergessen, daß es auch unter Ihrem Geschlechte Weibmänner giebt, Männer, die nicht den Mut haben, den Kampf des Lebens aufzunehmen, die eine förmliche Jagd auf Frauen mit Geld machen. Ich fand allerdings, daß jenes Allerweltsglück, in dem die Männer mehr mit den Augen und mit der Couponschere lieben, mehr Unglück als Glück unter die Menschen gebracht hat. Sehen Sie, ich halte solche Männer für weibisch, für Egoisten und für Schwächlinge.

— Mir erscheinen die Männer als die Bäume der Menschengattung, die Frauen dagegen als die Blumen.

— Sie meinen also, daß wir nur zur Zierde, zum Anlächeln, zum Ergötzen der Männer da seien. Darüber muß ich lachen! Also für Blumen halten Sie mein Geschlecht. Es giebt allerdings manche nette Pflanze unter diesen sogenannten Blumen. Eine von diesen, Sie kennen sie recht gut, — sie ist schon etwas abgeblüht — äußerte sich neulich, als ich mal ein lustiges Gesicht in der Kaffeegesellschaft gemacht habe: Alle hätten gemeint, ich sei betrunken gewesen. Nicht einmal ein lustiges Gesicht darf man mehr aufsetzen!

— Sie werden mir zugeben, meine Gnädige, daß man aus Blumen kein Nutz- und Brennholz, keine Schreibtische und Rednerbühnen macht. Ich kann mir keine Frau denken, noch mag ich sie sehen, welche Dinge treibt, die der guten Sitte gemäß nur dem Manne zukommen.

— Mein Herr, wenn ich nicht wüßte, daß Sie gesund wären, müßte ich glauben, Sie seien fieberkrank, denn wie Sie sprechen nur Fieberkranke am Abend.

— Aber, meine Gnädige —

— Verzeihen Sie das harte Wort, wenn Sie es nicht verstehen können. Doch nichts für ungut. Haben Sie jemals die drückende Lage einer Frau kennen gelernt, — ich meine die Lage einer Frau, in welcher der Drang zum Nachdenken lebt, die zu denken gewohnt ist, und die nach jener Freiheit lechzt, die ihr als Individuum mindestens ebenso zusteht, als dem sogenannten Herrn der Schöpfung.

— Ich begreife Sie wirklich nicht.

— Aber ich begreife Sie; wie Sie denken unzählige Männer und Frauen. Aber lassen Sie sich sagen: der Mann kann sich leicht aus dem Kreise der ihn umgebenden Welt herausreißen und ihr Trotz bieten. Kann dies die Frau? Darf dies die Frau thun unter den heutigen Verhältnissen? Der Mann kann sich durch seinen Beruf, durch sein Studium hinreichend Beschäftigung und Unterhaltung gewähren und empfindet nicht leicht die Leere und das Drückende des isolierten Lebens. Die Frau vermag sich nicht aus dem Kreise herauszubegeben, in den sie hineingezwängt wird. Obgleich ein treibendes Rad in der Gesellschaftsmaschine, das nicht leicht entbehrt werden kann, bleibt sie immer nur das Sekundäre, das seine Kraft und Bewegung einzig und allein vom Manne empfängt. Wer von den Sitten und von der Lage der Frau sprechen will, muß doch wohl die Sitten und den Zustand der sie umgebenden Gesellschaft untersuchen. Thun Sie das, und Sie werden anders reden.

— Sie wollen die Gesellschaft für die Absurditäten des weiblichen Geschlechtes verantwortlich machen?

— Absurditäten des weiblichen Geschlechtes? — Erwägen Sie doch die kritische Lage und die traurige Notwendigkeit, in welche das Weib

durch unseren ganzen Gesellschaftszustand versetzt wird, dann erst können Sie urteilen.

-- Sie reden sehr kühn, gnädige Frau. Wie ist das zu verstehen?

— Vielfach in oberflächlichem Wissen, ja sogar häufig in Unwissenheit und Aberglauben aufgezogen, mit asketischen Grundsätzen überladen, treten wir oft schon in einem zarten Alter in eine Welt ein, welche der Mann zurechtgemacht hat, in der Vergnügungssucht, grobe Sinnlichkeit, ja Ausschweifung an der Tagesordnung sind, lauter Dinge, die der Mann öffentlich verdammt, aber im Geheimen sanktioniert. Ist es da anders möglich, als daß das Weib diesen Dingen um seiner Existenz willen unterliegen muß und zum schwachen Geschlecht gestempelt wird? Was ist natürlicher, als daß es die Maske der Konvenienz, Verschmitztheit, List, eine zierliche geschmeidige Sprache, stets bereites unnatürliches Lächeln und feingewandte Intriguen zu Tugenden erhebt?

— Sie geben demnach den Männern die Schuld?

— Eigentlich unserer ganzen Civilisation, — aber wer anders hat diese gemacht, als die Männer?

— Hören Sie, meine Gnädige: Sie sprechen ja wie eine Rabulistin; bedenken Sie die Umsturzvorlage.

— Also auf dem Gebiete sind wir Frauen nach Ihrer Meinung den Männern auf einmal gleichgestellt? Warum macht man denn da nicht mit uns eine Ausnahme?

— Vor dem Gesetze sind wir alle gleich; das Gleiche gilt nicht vor dem Richteramt der Sitte. Übrigens thun Sie, als ob Sie gar keine Erziehung genossen hätten.

— Wohl habe ich eine Erziehung genossen; sie war aber auch darnach — die landläufige Institutsbildung: Frömmelnde Andachtsübungen, oberflächliches Treiben der sogenannten schönen Künste, schlüpfrige Tänze auf Bällen, auf denen man, wie im Seebade, in noch ganz anderen Kostümen erschien, als im Radfahrerkostüm der Frau, welches Sie so entsetzt hat. Warum üben Sie Ihre scharfe Kritik nicht an jenen Kostümen? Zu alle dem Genannten kam noch die Lektüre von Romanen mit wilden, zügellosen Gemälden und eine strenge Einschärfung der Regeln und Gesetze der Konvenienz; — das alles bildete in chaotischer Verwirrung nebst einigen Brocken Französisch und Englisch, das wir meistens nicht sprechen konnten, wenn es darauf ankam, das Wesen unserer Erziehung, die mehr eine negative als eine positive genannt zu werden verdient. Dröhnt uns nicht überall das „Thut das und jenes nicht!" entgegen, ohne daß Gründe und Bemerkungen hinzugefügt werden. Wie wollen Sie nach einer solchen Anleitung mehr von der Frau erwarten, als jene feine Verschmitztheit, jene listig-witzelnden

Redensarten, jene Oberflächlichkeit in allen Kenntnissen und endlich jene frühzeitige Bekanntschaft mit Nervosität und allen möglichen Gelüsten?

— Sie schlagen der Moral unseres Zeitalters geradezu ins Gesicht, meine Gnädige.

— Bitte! — Geriet nicht Marie Antoinette, die allerdings ihrer ganzen Erziehung nach naiver war, als man es in Frankreich gewöhnt, in Erstaunen, das Zimmer, welches man ihr in Versailles eingeräumt hatte, mit einer Geheimtreppe versehen zu finden? „Wie!" rief sie aus, „zum Kukuk mit dieser Treppe! Eine Prinzessin bedarf keiner Geheimtreppe." Aber der Geistliche, der mit der Vollendung ihrer Erziehung beauftragt war, erwiderte: „Madame, in fünfzehn Jahren werden Sie das nicht mehr sagen."

— Sie citieren da Dinge aus einer früheren Zeit, die wohl auf die unsere nicht mehr passen.

— So, meinen Sie? Ich denke anders darüber, weil ich das Dilemma der Frauen kenne, welches in dem ganzen gesellschaftlichen Zustande ausgedrückt war, der von dem Anfange des siebzehnten Jahrhunderts bis in das neunzehnte hinein sich erstreckt. Mußte nicht die erste Blüte der weiblichen Empfindung — ich meine jenes zarte Feuer der Liebe, das sich frei und naiv entwickeln sollte, unreif hinwelken, um der Koketterie, der Eigenliebe und dem Eigennutze Platz zu machen? Ich sage es frei heraus: unsere hochgepriesene und bewunderte Civilisation hat sich an dem weiblichen Geschlechte schwer vergangen; sie hat es vielfach verdorben, hat sich bitter und streng dagegen gezeigt. Wir haben demnach alle Ursache, zu fordern, daß man unser Los eher erleichtert, als erschwert. Selbst die Galanterie der Männer, diese Mischung von Ritter- und Christentum, welche sich den Schein gab, den Frauen zu schmeicheln und ihnen zu huldigen, was war sie anders, als eine feine Verspottung und Verletzung ihrer Rechte? Diese Civilisation ist es, welche uns laut verkündigt: man wird Euch stets mit Verführungen umgeben. Gebt Ihr ihnen Gehör, so ist Spott und Verachtung Euer Lohn, willfahrt Ihr aber den reizenden Schmeicheleien, so sinkt Ihr selbst mit ihnen hinab. — Mein Herr, ich habe ausgeredet; zugleich wünsche ich Ihnen, daß Sie sich von Ihren Vorurteilen emancipieren.

— Aber, meine Gnädige, noch einen Augenblick. Wir sind zu weit geraten, wir waren eigentlich vom Radfahren ausgegangen.

— Richtig! Das Radfahren war ja die Ursache unserer Unterhaltung. Sie lieben es also nicht an Damen?

— Nein!

— Sagen Sie mir: fahren Sie überhaupt Rad?

— Nein!

— Nun, da gestatten Sie, daß ich Ihnen den guten Rat gebe, das Radfahren zu erlernen, — und wenn Sie es recht gut können, viel und oft in die frische Natur hinauszufahren, — dann, ich bin fest überzeugt, — werden Sie froh und glücklich sein und vielleicht gerne Ihren Mitschwestern dies unschuldige Vergnügen gönnen.

Warum muss man in Preussen ernstlich davor warnen, sich dem höheren Lehrfache zu widmen?

Eine Mahnung an alle Eltern von einem Preußischen Oberlehrer.

An den höheren Schulen sind die Abiturientenprüfungen abgehalten worden. Der glückliche „mulus" muß sich entscheiden, welchen Beruf er ergreifen, resp. wenn er zu studieren beabsichtigt, welcher Fakultät er angehören will. Die Entscheidung ist zunächst sehr leicht für diejenigen, welche in der Wahl ihrer Eltern die nötige Vorsicht geübt haben, die also nicht genötigt sind, ein Brotstudium zu ergreifen, sondern welche ganz nach Neigung und Befähigung sich ihren Studien hingeben können, unbekümmert darum, ob sie von dem Ertrag derselben später ihr Brot zu verdienen imstande sind. Es giebt auch hervorragend veranlagte Jünglinge, denen ihr künftiger Beruf durch ihre natürlichen Anlagen so fest vorgezeichnet ist, daß ihnen die Wahl erspart ist; sie werden ihren Weg durchs Leben finden, unabhängig davon, ob sie von Haus aus genügend bemittelt sind, und ob in dem Fach, dem sie sich widmen, Überfüllung herrscht.

Aber beide genannte Kategorien von Abiturienten bilden sicherlich eine nur ganz bescheidene Minorität; die große Mehrzahl ist wenig oder garnicht begütert und nur mittelmäßig veranlagt, sie darf daher bei der Wahl des Berufes die wichtige Frage nicht außer acht lassen: Wann werde ich imstande sein, mein Brot durch eigene Thätigkeit zu verdienen und verschafft mir mein Beruf eine geachtete Lebensstellung?

Erfahrungsmäßig herrscht unter denjenigen Abiturienten, welche das höhere Lehrfach in seinen verschiedenen Sparten als künftigen Beruf gewählt haben, eine ganz erschreckliche Unkenntnis über ihr zukünftiges Geschick, über Einkünfte und Stellung der Lehrer an höheren Lehranstalten. Es kann das nicht Wunder nehmen, erstreckt sich doch diese Unkenntnis auch auf die große Mehrzahl der Eltern, geht sogar tief in die Kreise

durch das Glück begünstigter akademisch gebildeter Lehrer hinein. Ich könnte Fälle erzählen, wo ein Professor an einem Gymnasium der Provinzialhauptstadt, der sich sogar viel unter Kollegen bewegt, nicht die geringste Ahnung z. B. davon hatte, daß die sogenannte Funktionszulage in seiner Provinz höchst ungleichmäßig verteilt war, sodaß einerseits Kollegen mit 5 Dienstjahren im Besitz derselben waren, während andere Kollegen von derselben dienstlichen Qualifikation mit 25 Dienstjahren sich vergeblich nach derselben sehnten. Doch ich will nicht vorgreifen, sondern in klaren dürren Worten die Lage der Lehrer an den höheren Unterrichtsanstalten zunächst Preußens schildern: für diejenigen, die Augen haben, zu lesen, wird daraus ganz von selbst die Mahnung fließen, das höhere Lehrfach nicht zum Lebensberuf zu wählen. Es scheint mir diese Warnung umsomehr am Platze zu sein, als ganz kürzlich der preußische Unterrichtsminister Herr Dr. Bosse im Abgeordnetenhaus die Hoffnung aussprach, es werde sich der Bestand von Männern, die sich innerlich berufen fühlen, unsere Jugend zu erziehen, wieder mehren und wenigstens auf der Höhe halten, die dem Bedürfnis entspricht, also die Aussichten für das höhere Lehrfach als günstig darstellte.

Wie sich als evident herausstellen wird, fußt diese Ansicht des Herrn Ministers auf ganz falschen Voraussetzungen und muß daher auf das entschiedenste bekämpft werden.

Nehmen wir als durchschnittliches Lebensalter des Abiturienten das 19. Lebensjahr an, so lehrt die Statistik, daß er frühestens durchschnittlich nach 5 Jahren, also im 24. Jahre die Staatsprüfung ablegen kann. Wir nehmen an, daß er das „Oberlehrerexamen" bestanden hat, d. h. außer der vollen Fakultät für zwei Fächer durch alle Klassen, noch die Fakultät für mittlere Klassen in zwei andern Fächern. Nun kommen schon die ersten Demütigungen. Der Jurist rc. wird Referendar und kann, wenn er die nötige militärische Qualifikation besitzt, zum Offizier vorgeschlagen werden. Der Philologe rc. muß damit noch warten, denn, wie es in einem jüngsten Reskript des Kriegsministers heißt, es kamen Fälle vor, in denen der Schulamtskandidat während des Seminar- und Probejahrs sich nicht bewährt hat und infolge dessen den Anstellungsberechtigungsschein nicht erlangt hat! Als ob solche Dinge bei den Referendaren nicht viel häufiger vorkämen! Aber es sind Referendare und „Richter sind keine Lehrer und Lehrer sind keine Richter", dieser schnell zum geflügelten Wort gewordene Ausdruck von Dr. Bosse schlägt alle Bedenken nieder. Der künftige Oberlehrer heißt nun, mit der glücklichen Ausnahme von Hessen-Darmstadt, „Schulamtskandidat" oder „Kandidat des höheren Schulamts" oder auch schlechthin „Kandidat". Der zukünftige Jurist, Verwaltungsbeamte rc. heißt Referendar.

Nach zweijähriger Thätigkeit im Seminar- und Probejahr wird nun der künftige Oberlehrer, wenn alles gut geht, anstellungsberechtigt; er ist jetzt 26 Jahre alt, wenn er sein Jahr gedient hat, 27 Jahre alt und kann nun jeden Tag Oberlehrer werden. Er wird es natürlich noch nicht gleich, das liegt ja in der Natur der Dinge und man könnte darüber hinweggehen, wenn nicht der Philologe dem Juristen gegenüber wiederum Demütigungen ausgesetzt wäre. Der neugebackene Assessor erhält bei kommissarischer Beschäftigung eine monatliche Remuneration von 200 Mark, der neuernannte „Hilfslehrer“ — nur im Großherzogtum Hessen heißt er Schulassessor — erhält eine jährliche Remuneration von 1500 Mark, also 125 Mark monatlich, die nach 4 Jahren bis 1800 Mark, also 150 Mark monatlich steigt. Außerdem bezieht bei Versetzungen der Assessor Umzugskosten, der wissenschaftliche Hilfslehrer nur die bekannten Reisegelder, und auch diese Vergünstigung ist ihm erst in der letzten Zeit geworden. Zu dieser materiellen Benachteiligung tritt noch eine zweite, welche ungleich mehr ins Gewicht fällt, da sie die ganze Dienstzeit hindurch in Wirksamkeit bleibt. Der Assessor wird nämlich gleich nach abgelegter Assessorprüfung vereidigt und sein Dienstalter datiert bereits von diesem Tage ab. In Preußen wird nur in der Provinz Westpreußen der Hilfslehrer nach abgelegtem Probejahr vereidigt, seine Anciennität beginnt aber auch dort erst mit dem Tage der definitiven Anstellung.

Man kann nun annehmen, daß durchschnittlich die Juristen das Assessorexamen in demselben Lebensjahr machen, wie die Philologen das Probejahr absolviert haben, denn die längere praktische Vorbereitungszeit des Juristen wird nahezu aufgewogen durch das längere Studium des Philologen und die Zwischenzeit, die sehr häufig zwischen der Ablegung des Staatsexamens und des Beginns des Seminarjahres, der naturgemäß auf Ostern oder Michaelis fällt. Wir wollen indes die Möglichkeit zugeben, daß der Jurist ½—1 Jahr später die große Staatsprüfung besteht, als der Philologe ꝛc. und nun zusehen, wie sich die Verhältnisse weiter gestalten. Nach der amtlichen Statistik im Centralblatt für das preußische Unterrichtswesen schwankt die Zeit von dem abgelegten Probejahr bis zur definitiven Anstellung durchschnittlich zwischen vier und acht Jahren, je nach den Fächern und dem Charakter der höheren Lehranstalt, ob königlich oder städtisch. Augenblicklich werden die Lehrer an den städtischen höheren Lehranstalten durchschnittlich früher angestellt, als diejenigen an königlichen, und die Religionslehrer, Neuphilologen und auch die Mathematiker stehen günstiger da, als die Altphilologen. Noch vor ca. zwei Jahren hatten die Mathematiker die ungünstigsten Aussichten auf baldige Anstellung. Die betr. Zahlen, welche

der Unterrichtsminister in seiner bekannten Rede vom 25. Februar mitteilte, sind nicht richtig, wie jeder sich aus den amtlichen Zahlen des Centralblattes informieren kann. Irren ist zwar menschlich, aber es ist nicht gerade angenehm, an so bedeutender Stelle eine irrtümliche Behauptung auszusprechen, die sich so leicht widerlegen läßt. Wenn der Herr Minister von einer bedeutenden Besserung der Lage der Hilfslehrer sprach, so ist das insofern richtig, daß ein größerer Prozentsatz von Religionslehrern, Neuphilologen und Mathematikern gegen eine angemessene (??) Remuneration beschäftigt werden konnte, als in den Vorjahren, wo sie ihre Dienste unentgeltlich anbieten mußten, um nur „im unterrichtlichen Zusammenhang" mit der Schule zu bleiben, aber schon für die Altphilologen wird die Sache sich anders verhalten und, was die Hauptsache ist, die Aussicht auf definitive Anstellung hat sich höchstens bei den Neuphilologen wegen der Umwandlung mancher gymnasialer Anstalten in reale gebessert, mag sich auch bei den Mathematikern ein wenig gehoben haben, ist aber bei den Altphilologen, der bis jetzt noch zahlreichsten Gattung höherer Lehrer, bedeutend gesunken. Die Gründe liegen ja auf der Hand. Zunächst hat die absolute Zahl der Kandidaten des höheren Schulamtes bis jetzt noch stetig zugenommen, was auch der Regierungskommissar Geheimrat Wehrenpfennig zugeben mußte, dann werden thatsächlich weniger Lehrkräfte gebraucht als früher. Erstens ist die Obersekunda bei fast allen Progymnasien und Realprogymnasien fortgefallen; zweitens können bei den lateinlosen Anstalten, deren Zahl gegenüber den lateintreibenden Anstalten in raschem Wachstum begriffen ist, eine größere Zahl seminaristisch gebildeter Lehrer angestellt werden, ferner strebt die Regierung offenkundig auf Verminderung der Vollanstalten hin, an welchen eine größere Zahl von Lehrern beschäftigt ist; viertens wirkt die nicht unbedeutende Erhöhung des Schulgeldes gegen früher der steigenden Frequenz der Anstalten, und damit der Notwendigkeit, mehr Lehrerstellen an derselben Anstalt zu schaffen, entschieden entgegen (im Etatsjahr 1894/95 war bei 17 königlichen Anstalten ein Rückgang der Frequenz zu verzeichnen); fünftens sind die Gemeinden bei den gesteigerten Ansprüchen an den Stadtsäckel infolge der Gehaltserhöhungen im Gründen neuer Anstalten und im Erweitern schon vorhandener sehr vorsichtig geworden (die Übersicht im Mushackes Kalender höherer Schulen beweist das); sechstens sind durch die nach den neuen Lehrplänen vorgeschriebene Herabsetzung der Stundenzahl viele Hilfskräfte überflüssig geworden und es wird bei Versetzungen, Pensionierungen, eingetretenen Todesfällen manche Stelle nicht mehr besetzt, weil so und soviel Lehrstunden wöchentlich weniger gegeben werden als früher; und endlich hat auch die vielbesprochene Verfügung über die strenge Durchführung der

Maximalstundenzahlen als Pflichtstundenzahlen (22 für einen Professor, 24 für einen Oberlehrer) die gleiche Wirkung gehabt. (So stehen z. B. im Kultusetat 1895/96 einem Mehr von 7 Oberlehrerstellen, die neu geschaffen werden sollen, ein Ausfall von genau 7 Oberlehrerstellen gegenüber, die künftig in Wegfall kommen, es wird also die Zahl der vorhandenen Oberlehrerstellen im neuen Etatsjahr garnicht erweitert.) Wie diesen natürlichen Ursachen immer später eintretender definitiver Anstellung gegenüber der Kultusminister behaupten konnte, daß Fälle, wo Hilfslehrer sieben, acht, neun Jahre lang auf Anstellung warten mußten, nicht mehr vorkämen, bleibt schlechthin unerfindlich. Wer sich die Mühe giebt, die Chronik in den Programmen höherer Lehranstalten durchzulesen, in der ja auch die Biographien neu angestellter Oberlehrer nicht zu fehlen pflegen, wird eines Besseren belehrt. Wenn der Minister die Hoffnung ausspricht, daß sich wieder mehr junge Leute dem höheren Lehrfach widmen möchten, so mag er vor allen Dingen dafür sorgen, daß das Institut der etatmäßigen Hilfslehrer aufhört zu existieren, so mag er dafür sorgen, daß eine Reihe von Hilfslehrerstellen in Oberlehrerstellen verwandelt werden, damit solche haarsträubende Verhältnisse, wie sie der Abgeordnete Seyffardt-Magdeburg vorbrachte, daß in Preußen an 84 Anstalten mehr als 1 Hilfslehrer an kleineren, als 2 Hilfslehrer an größeren Anstalten vorhanden waren, ja, daß Anstalten existierten, an denen bis 7 Hilfslehrer vollbeschäftigt waren, endlich aufhören. Der Regierungskommissar, Finanzrat Germar, war nicht imstande, diese statistisch belegten Zahlen zu widerlegen und verstieg sich sogar zu der sehr gewagten Behauptung, daß die Hilfslehrer mit ihrer Lage im allgemeinen ganz zufrieden seien, und das in demselben Moment, wo dieselben eine gedruckte acht Bogenseiten umfassende Denkschrift über ihre Notlage dem preußischen Abgeordnetenhaus überreicht haben! Risum teneatis! —

Nehmen wir nun an, der Schulamtskandidat habe die Misère des Hilfslehrertums bis zur Neige gekostet, er sei endlich im durchschnittlichen Lebensalter von 33 Jahren definitiv angestellter Oberlehrer. Als solcher bezieht er 2100 Mark Gehalt nebst dem reglementmäßigen Wohnungsgeldzuschuß, der zwischen 360 und 900 Mark schwankt und im Durchschnitt 492 Mark beträgt. Das Gehalt steigt nach 3, 6, 9, 12, 15, 19, 23, 27 Dienstjahren um je 300 Mark bis zum Höchstbetrag von 4500 Mark. Daneben beziehen die Hälfte der Gesamtzahl der Lehrer an den Vollanstalten, sowie der vierte Teil der Gesamtzahl derselben an den Anstalten von geringerer als neunjähriger Kursusdauer eine feste pensionsfähige Zulage von 900 Mark. Läßt sich die Zahl der wissenschaftlichen Lehrerstellen durch 2 bei den Voll-

anstalten, und 4 bei den Nichtvollanstalten nicht genau teilen, so erhalten die überschießenden Stellen die Zulage von 900 Mark nicht. Z. B. erhält an einer Nichtvollanstalt von 7 Oberlehrern nur Einer die Funktionszulage, die übrigen nicht, auch wenn sie 30 und mehr Dienstjahre zählen sollten! In königlichen Anstalten soll jetzt, nach Mitteilungen des Unterrichtsministers, die Funktionszulage durch die ganze Monarchie verteilt werden, während sie bis jetzt provinziell geordnet wurde, wobei es vorkam, daß z. B. Posen und Westfalen anderen Provinzen, z. B. Schlesien gegenüber stark bevorzugt waren. Wie steht es aber mit der Funktionszulage an den städtischen Anstalten? Von ganz vereinzelten Fällen in einigen großen Städten am Niederrhein abgesehen, die in dieser Beziehung ihre Lehrer denen an königlichen Anstalten völlig gleichgestellt haben, bilden die Lehrer an den höheren Unterrichtsanstalten der übrigen Städte eine besondere Besoldungsgemeinschaft, innerhalb derer die Funktionszulage nach Maßgabe obiger Verordnung verteilt wird. Es versteht sich, daß hier die Ungleichheiten sehr groß sein können, daß z. B. an einer Anstalt mit verhältnismäßig jungen Lehrern diese schon sehr früh in den Genuß der Zulage treten — typisch ist hier die städtische Oberrealschule in Halle, an der 4 Kollegen bereits nach 5 resp. 6 und 7 Dienstjahren die Funktionszulage erhalten haben —, daß dagegen an einer Anstalt mit durchweg älteren Lehrern dieselben erst spät, wenn überhaupt, die Zulage erhalten. Nun betrachte man aber die Verhältnisse an einer städtischen Anstalt, welche die einzige in der betreffenden Stadt ist, zumal, wenn sie keine Vollanstalt ist!

Es leuchtet ein, daß für die Mehrzahl der dort beschäftigten Lehrer überhaupt gar keine Hoffnung besteht, ein höheres Gehalt als höchstens 4500 Mark zu erreichen! Dieses Maximalgehalt erhält aber die Mehrzahl der höheren Lehrer überhaupt gar nicht, denn dazu gehört jetzt im Durchschnitt ein Lebensalter von 33 + 27 = 60 Jahren! In Hannover waren z. B. nur 5% aller Oberlehrer im Besitz des Höchsteinkommens! In keinem anderen Stande werden die Zulagen bis zum 27. Dienstjahre hinausgeschoben, in den meisten Fällen erreicht der preußische Beamte das Höchstgehalt bereits nach 20, höchstens nach 24 Jahren, die Regierungsräte schon nach 15 Jahren!

Vergleichen wir mit der materiellen Lage der höheren Lehrer nunmehr diejenige der Juristen. Der Amtsrichter bezieht nominell ein Anfangsgehalt von 2400 Mark, in Wirklichkeit aber meist ein solches von 2700 oder 3000 Mark, denn sein Dienstalter beginnt mit der Ablegung der Assessorprüfung, und wenn er 6 Jahre Assessor war, so beträgt sein Anfangsgehalt 3000 Mark, also 900 Mark mehr als dasjenige eines Oberlehrers. Was will dagegen verschlagen, daß er augenblicklich vielleicht etwas länger als

der Hilfslehrer warten muß, um ein remuneriertes Kommissorium zu erhalten? Dafür bezieht er ja aber auch 200 Mark monatlich Diäten, der Hülfslehrer nur 125—150 Mark! Bei den Amtsrichtern ist bekanntlich noch der Stellenetat eingeführt, da aber derselbe durch die ganze Monarchie geht und die Zahl der Richterstellen in Preußen bedeutend größer als die der Oberlehrer ist, endlich die Anciennität genau innegehalten wird, so bedeutet diese Einrichtung gegenüber unserem Dienstaltersetat im allgemeinen einen bedeutenden Vorzug und man kann annehmen, daß das Maximalgehalt der Richter, **6000** Mark, durchschnittlich nach 24 Dienstjahren, d. h. 24 Jahre nach Ablegung der großen Staatsprüfung, erreicht wird, mithin mindestens 9 Jahre früher als bei den Oberlehrern.

Es ist nun leicht auszurechnen, wie groß die Summe ist, die der Richter durchschnittlich im Laufe seiner Dienstzeit mehr erhält als der Oberlehrer, sie beläuft sich auf über 30000 Mark, erreicht aber in vielen Fällen 40000 Mark!

Das bedeutend geringere Gehalt des Oberlehrers gegenüber dem Juristen schließt aber noch einen weiteren Übelstand in sich ein: die bedeutend geringere Pension, die bekanntlich im Verhältnis zum Dienstalter und zum erreichten Gehalt steht. In demjenigen Dienstalter, in welchem der Richter 6000 Mark erreicht, bezieht der Oberlehrer, wenn er nicht im Besitz der Funktionszulage ist — und sehr viele sind in dieser Lage — durchschnittlich 3900 Mark. Würden jetzt beide pensioniert, so bezöge der Richter 3138 Mark Pension, der Oberlehrer nur 1758 Mark, also wenig mehr wie die Hälfte der Richterpension. Die gleichen Nachteile machen sich natürlich auch bei der Berechnung der Witwen- und Waisenpension geltend; schneiden also äußerst tief in die gesamte Existenz einer Familie ein!

Aber — Richter sind keine Lehrer und Lehrer sind keine Richter, sagt Herr Dr. Bosse, warum bist Du, mein Sohn, so dumm gewesen, und bist Oberlehrer geworden, statt Richter; Du mußt eben die Folgen Deines Leichtsinns tragen.

Zu dieser tiefbeschämenden üblen materiellen Lage der Lehrer kommen noch eine Reihe anderer Umstände hinzu, die geeignet sind, ihm recht fühlbar zu machen, daß er auf äußere Anerkennung seiner Leistungen nicht rechnen kann, und daß er nur der Untergebene höherer über ihm stehender Instanzen bleibt.

Die Hälfte aller Amtsrichter erlangen den Titel Amtsgerichtsrat, resp. wenn sie am Landgericht beschäftigt, Landrichter heißen, den Titel Landgerichtsrat, und damit den Rang eines Rates IV. Klasse, bei den Oberlehrern wird nur ein Sechstel dieser Ehre teilhaftig und meist erst im

hohen Dienstalter (nicht unter 20—22 Dienstjahren), der Amtsrichter wird gegenwärtig schon nach 12 Dienstjahren Amtsgerichtsrat. Bei den Ordensfesten am 18. Januar fällt ein Orden an Schulmänner nur, wenn sie Direktoren sind, oder sich pensionieren lassen; ein Amtsgerichtsrat bekommt bei einem gewissen Dienstalter eo ipso einen Orden, gewissermaßen als Altersbescheinigung. An Amts- und Landgerichten ist der dienstälteste Gerichtsrat zugleich der aufsichtführende, aber er bleibt ein primus inter pares, ihm werden nur aus billigen Rücksichten die am wenigsten anstrengenden Dienstgeschäfte übertragen. An den höheren Lehranstalten ist — trotz schwankenden Ausdrücken in den Dienstinstruktionen — der Direktor der direkte Vorgesetzte seiner Lehrer, die ihn oft an Dienstjahren und Diensterfahrung, gar nicht selten auch im Wissen und innerer Tüchtigkeit weit überragen. Der Oberlehrer resp. Professor muß sich oft Anordnungen gefallen lassen, deren Unzweckmäßigkeit er sofort übersieht, er kann sich ja beim Provinzialschulkollegium beschweren und bekommt gewiß in eklatanten Fällen auch Recht, aber er wird auch leicht als Querulant verschrieen und gerät leicht in eine schiefe Stellung den Behörden gegenüber, also läßt er in neun unter zehn Fällen die Befehle, die gar oft in einem wenig liebenswürdigen Tone erteilt werden, über sich ergehen. In welchem akademisch gebildeten Stande kommt es sonst vor, daß Kollegen mit derselben Vorbildung und oft höherem Dienstalter tagtäglich von einem Amtskollegen drangsaliert werden können, den vielleicht lediglich Servilität nach oben und eine gewisse Schneidigkeit im äußeren Auftreten zum Direktor gemacht haben? Solche Persönlichkeiten sind natürlich Ausnahmen, aber sie kommen thatsächlich vor und nicht gerade vereinzelt. Der Direktor ist aber in den weitaus meisten Fällen der höchste Posten, den ein Schulmann einnehmen kann, als solcher erreicht er neben einer Mietsentschädigung von durchschnittlich 800 Mark in Berlin ein Gehalt von 6600 Mark, in den übrigen Städten 6000 Mark; an einzelnen städtischen Anstalten allerdings ein noch etwas höheres Gehalt. Nur sehr wenige können Provinzialschulräte mit etwas höherem Gehalt werden und verschwindend wenige werden Hilfsarbeiter oder gar vortragende Räte im Kultusministerium; die Wahrscheinlichkeit aber, es bis dahin zu bringen, ist für den Schulmann noch geringer als das große Los zu gewinnen.

Alle übrigen höheren Stellen in Provinzialschulkollegien resp. in dem Ministerium werden ausschließlich von Juristen eingenommen, die es auch in ihrem eigenen Ressort zu Landgerichtsdirektoren oder Oberlandesgerichtsräten mit 4800—6600 Mark, zu Landgerichtspräsidenten oder Senatspräsidenten mit 7500—9900 Mark und Wohnungsgeld bis 1200 Mark, oder endlich zu Oberlandesgerichtspräsidenten mit 14000 Mark Gehalt und 3000 Mark

Mietsentschädigung bringen können, ganz abgesehen von den Stellen im Justizministerium selbst und den unzähligen Stellen in anderen Ressorts, zu denen man nur Juristen mit dem bekannten, durch keine Sachkenntnis getrübten weiten Blick gebrauchen kann.

Aber freilich, Herr Bosse sagt, die Lehrer sollten mit dem, was sie in Bezug auf Titel und Rang erreicht haben, und was wahrlich nicht zu wenig ist, eher vielleicht zu viel, sich einfach begnügen; ... sie sollten nicht Wert auf einen Titel legen, der doch mehr oder weniger nichts bedeutet. — Wie kommt es aber, daß bei den übrigen Beamten sehr sorgfältig auf rechtzeitige Erteilung von Titel und Rang gehalten und gerade bei den höheren Lehrern eine Ausnahme gemacht wird? Ich finde hierauf nirgends eine Antwort. —

Du bist aber, lieber stud. phil., ein bescheidener Mensch, geizest nicht nach Ruhm und Auszeichnung, sondern wünschest nur ein mäßiges Einkommen, Deine notwendigsten Bedürfnisse zu befriedigen, und mit Muße nach Erledigung der Schulstunden der geliebten Wissenschaft zu leben, fern von der Berührung mit dem Verbrechertum, der Hefe des Volkes und streitfüchtigen Parteien! Es ist ja vollkommen richtig, daß der Beruf eines Richters, namentlich so lange er noch Schöffen- resp. Strafrichter ist, mit vielen Widerwärtigkeiten verknüpft und entschieden aufreibend ist, aber wenn der angehende Kandidat des höheren Schulamtes sich dem Wahne hingiebt, daß er als künftiger Oberlehrer und Professor seine Zeit einfach zwischen den Lehrstunden und wissenschaftlicher Beschäftigung teilen könne, so befindet er sich in einem bedenklichen Irrtum. Wer kennt nicht die drei bösen C des Lehrers: Conferenzen, Censuren und Correkturen? Namentlich der Correkturen unendliche, sich stetig vermehrende Last drückt schwer auf die Brust des mit hohen wissenschaftlichen Idealen erfüllten Philologen, bis er endlich verlernt, die Schwingen durch den freien Äther der Wissenschaft zu tragen, und seine Spannkraft in der Tretmühle des täglichen Dienstes erlahmt. Und wieviel Lehrer sind nicht gezwungen, jahraus, jahrein immer von neuem in derselben Klasse denselben Stoff ihren Schülern darzubieten, die vielleicht nie oder erst in hohem Alter in die Lage kommen, in der Prima zu unterrichten, wo naturgemäß die Bewältigung des Lehrstoffes, zumal in einem Gegenstand, in welchem die Wissenschaft reißende Fortschritte macht, wie z. B. in der Naturwissenschaft, stets etwas Anstrengung kostet, also Abwechslung hervorruft? Glücklich noch diejenigen, die in mäßig vollen Klassen unterrichten, sie reiben sich wenigstens körperlich nicht so sehr auf und können sich mit der Individualität des einzelnen Schülers beschäftigen, was bei vollen Klassen, wo der Lehrer den einzelnen kaum kennen lernt, nicht möglich ist. Auch der Richter und der Verwaltungs-

beamte wird wohl manchmal von der Eintönigkeit des Dienstes angewidert, aber es liegt doch in der Natur der Sache, daß der Dienst dort mannigfaltiger ist, und außerdem wird der Richter ja auch durch ein viel höheres Gehalt entschädigt. Der Lehrer dagegen wird, wenn er über die Kärglichkeit seines Einkommens klagt, auf die Idealität seines Berufes hingewiesen und wird dann bitter enttäuscht, wenn er nach und nach sieht, was es mit der Idealität in seinem Berufe auf sich hat. Hat er kein Vermögen und besitzt dabei Familie, so muß er, wenn er sich und die Seinigen ohne Schulden durchbringen will, auf Nebenerwerb ausgehen. Er muß seine angebliche Erholungszeit verwenden zur Erteilung von Privatunterricht, er muß Pensionäre halten oder schriftstellerische Lohnarbeiten verrichten. Wo bleibt da die Spannkraft, um in der Wissenschaft fortzuarbeiten? Verstaubt liegen die lieben Bücher, die teueren Apparate, wann soll er sich ihnen widmen, da doch Frau und Kinder auch ihr Recht an ihm haben?

Also auch diese Bescheidenen, die sich dem höheren Lehrfach widmen, um in der Wissenschaft arbeiten zu wollen, machen die Rechnung ohne den Wirt, d. h. ohne das Amt und seine dürftige Besoldung, sie müßten denn im Cölibat leben wollen. Nur sehr vereinzelt leisten Gymnasiallehrer, die nicht Junggesellen geblieben sind, wirklich Bedeutendes in der Wissenschaft, sie bestätigen eben die Thatsache, daß der preußische Oberlehrer durch sein Amt und die Sorge, sich und die Seinigen standesgemäß zu ernähren, zu sehr in Anspruch genommen ist, um sich mit Erfolg wissenschaftlichen Studien widmen zu können. Viel eher läßt sich dies von manchen Landgeistlichen behaupten, die ja auch pekuniär oft nicht glänzend gestellt sind, jedoch häufig Zeit genug gewinnen, ihren Lieblingsstudien und Neigungen nachzugehen, sofern sie solche besitzen.

Man wird mir entgegnen können, daß Mediziner und Rechtsanwälte auch häufig unter der Not des Lebens zu leiden und Mühe haben, sich und die Ihrigen durchzubringen. Mit demselben Rechte könnte man mir auch die Lage bedrängter Kaufleute und Ingenieure vorwerfen. Es ist klar, daß man die Verhältnisse von Oberlehrern und Richtern, d. h. von Beamten, nicht mit denjenigen erwerbender Stände, also von Ärzten und Rechtsanwälten, vergleichen kann.

Wer Arzt oder Rechtsanwalt wird, muß sich wie jeder andere, der auf wechselnden Verdienst angewiesen ist, auf gute und schlechte Zeiten gefaßt machen, er muß auf seine besondere Tüchtigkeit und Fähigkeit, allerdings auch auf Glück bauen, wenn er vorwärts kommen will; der ungeschickte und untüchtige Mediziner und Advokat wird weder Kranke noch Klienten bekommen und, wenn er nicht vermögend ist, in Not geraten, der

intelligente und kenntnisreiche aber zu Wohlstand gelangen. Bei den Juristen wird aber jeder Assessor, der seine Staatsprüfung bestanden hat, Amtsrichter, dann Amtsgerichtsrat und erreicht sicher, sofern er nicht vorher stirbt oder sich pensionieren läßt, das Maximalgehalt von 6000 Mark, wenn auch seine Fähigkeiten eben hingereicht haben, sein Examen zu machen. Wer aber sich vor anderen durch Kenntnisse und Fähigkeiten auszeichnet, kann mehr als Amtsgerichtsrat, er kann Minister werden, ihm stehen alle Pforten zu den höchsten Stellen offen. Man kann daher jedem jungen Mann, dessen Vermögensverhältnisse es nur irgend erlauben, raten, Jura zu studieren, er bringt es mit der nötigen Geduld auch bei mäßigen Talenten zu einer auskömmlichen und angesehenen Stellung und erreicht ein Gehalt, das der Oberlehrer nur in den äußerst seltenen Fällen erlangt, wenn er in verhältnismäßig jungen Jahren Direktor wird. Hat er aber kein Verlangen nach diesem Amt — und ich kann es keinem verdenken, daß er nicht darnach strebt —, so kann er, wenn er Glück hat und ausnahmsweise lange lebt, ein Gehalt von 5400 Mark erreichen, ist er vom Glück weniger begünstigt und durch die Anstrengungen des Dienstes vor der Zeit pensionsreif, so reicht die Pension kaum aus, ihn selbst zu ernähren, geschweige denn seine Familie. Dabei kann er noch das Vergnügen haben, von seinem unmittelbar Vorgesetzten auf Schritt und Tritt am Gängelband geführt zu werden und hat schließlich die Ehre, in seinen höchsten Vorgesetzten ausschließlich Juristen zu begrüßen.

So stehen also die Sachen: Ist der Entschluß eines jungen Mannes, sich dem höheren Lehrfach zu widmen, die Wirkung eines heiligen Eifers, den er für den Lehrberuf fühlt, so mag er immerhin akademisch gebildeter Lehrer werden, er wird sich durchschlagen und mit seinem Beruf zufrieden sein; denjenigen aber, welche glauben, auf diesem Wege schnell zu Brot und Amt und gar zu Ansehen und Ehren zu kommen, oder auch die Gelegenheit und Zeit gewinnen zu können, um nebenbei in irgend einer Wissenschaft weiter zu arbeiten, oder ein beschauliches, müheloses Leben zu führen oder auch eine Lebensstellung zu erringen, wie sie den Juristen von selbst in den Schoß fällt, kann nur auf das dringendste geraten werden, sich einen anderen Lebensberuf zu wählen.



Der Ironismus.

Ein Rezept von Walter Harlan.

(Leipzig.)

> La dignité des hommes de notre race est attachée exclusivement à certains frissons, que le monde ne connait ni ne peut voir, et qu'il nous faut multiplier en nous.
>
> Maurice Barrès.

Ich bewegte mich in einem Gedankenkreise, der nicht mehr ganz neu ist: Denn die Schulmeister aller Jahrhunderte haben sich bereits über das Thema gestritten, ob das Kunstwerk den Stempel der individuellen Künstlerseele tragen „solle", oder ob es nicht viel „schöner" sei, wenn die Person des Künstlers sich hinter seinem Werke so gut als möglich verstecke.

Da es nun aber für die eine Meinung ebensoviel Gründe und Beispiele giebt, wie für die andere, so möchte ich den Schulmeistern nicht gerne ins Handwerk pfuschen. Ich bescheide mich festzustellen, daß mein Herz der persönlichen Kunst gehört.

Ich habe es an mir selbst erfahren dürfen, daß man mit zehnfacher Freude und daher mit zehnfacher Kraft arbeitet, wenn alle die Historien und Landschaften und was wir sonst nur immer malen mögen, genau besehen, weiter nichts sind, eins wie das andere, als lauter Selbstporträts, — Selbstporträts unserer Seele; und wenn der Dichter ein solches Bildnis giebt, so lebt nicht allein in den Gedanken seine Seele, sondern in jedem Adjektiv, im unscheinbarsten Bilde, allgegenwärtig. Und die Schaffensfreude des echten Künstlers fließt ganz von selbst in das Herz des Genießenden. Er nimmt uns an der Hand, „Jetzt werde ich Euch mal was zeigen!" sagt er, und dann beginnt die Vorstellung. Er zeigt uns die Welt im Spiegel seiner Individualität. Wie gesagt, diese Gedanken sind nicht neu, ich mußte aber an den Gegensatz der beiden Kunstarten erinnern, um meinen Ironismus zunächst einmal dahin abgrenzen zu können, daß er eine Spezialität nur der persönlichen Kunst ist. Denn ich werde den Dichter anweisen, seine Stimme zu verstellen, und das kann er nicht, wenn er garnicht mitredet.

Wie wäre es, sagte ich mir, wenn der Dichter selbst unter seinen schwankenden Gestalten mal nicht als das, was er ist, einherginge, sondern, Gebrauch machend von seinem göttlichen Rechte, in irgend einer Philistromorphose? Wenn er, anstatt etwa zu sagen, die Dämmerung sei auf beschwingten Sohlen aus den Büschen getreten, etwa mal wieder vernünftig

mit Hans Biedermeier spräche, es wäre dunkler geworden, erst im Holze und dann auch draußen? Oder wenn er doch wenigstens — damit es nicht gar zu vernünftig wird — dem Gesichtskreise Hans Biedermeiers sich anpassend, der unhörbar kommenden Dämmerung statt der Schwingen ein Paar Filzschuhe verliehe? Müßte es nicht einen ungeheuer drolligen Eindruck machen, wenn der Dichter eine Fabel, die natürlich eigens hierzu so satanisch wie möglich zu bereiten wäre, von A bis Z wie aus dem Seelchen des Herrn Biedermeier, mit echt biedermeierschen Tönen, Mienen, Anschauungen und Sprüchen hervorbrächte? Sodaß er folgerichtig über seine eigene Geschichte in eine sich immer steigernde Wut geraten müßte? —

Schon während ich mir diese Fragen vorlegte, hatte ich einen deutlichen Ambrosiageschmack auf der Zunge. Und ohne Zaudern langte ich vom Gesims Blasebalg und Retorte, und nun saß ich, und die Kohlen glühten. —

Das Rezept war gut. Denn ich habe mich vier Wochen göttlich amüsiert.

Erst während des Schreibens — merkwürdigerweise! — kam mir der naheliegende Gedanke, daß ich statt der Maske Hans Biedermeiers, die ich auf dem Gesicht hatte, ebensogut jede andere hätte aufsetzen können. Aber dieser Gedanke ist nicht ganz richtig, denn meine Fabel war instinktiv im genauen Gegensatze zu der Maske erfunden, die ich eben trug. Das ist derselbe Gegensatz, der die aprioristische Komik des Narren in den alten Trauerspielen ausmacht: Der Gegensatz zwischen der Grundstimmung der Fabel und einem fortwährend hineinredenden, höchst andersartigen Element. Zu einer anderen Geschichte würde man eine andere Maske brauchen. — Und da schaute ich auf einmal in eine geradezu köstliche Mannigfaltigkeit: Könnte ich mich nicht sofort daran machen, mir etwa nun einmal die beschauliche Herrlichkeit des Montagmorgens auf einer Landpfarre durch das Monokel eines eben aus dem Ei gekrochenen Sekondeleutnants anzusehen? Oder umgekehrt: Die Katastrophe eines Liebesmahls, wo eben der Letzte unter den Tisch rutscht, aus dem Gesichtspunkte: „Seid fröhlich mit den Fröhlichen!" „Freue Dich, Jüngling, in Deiner Jugend!"? Oder könnte ich nicht die heißen Kämpfe eines nach Wahrheit und Erkenntnis ringenden jungen Menschen mit dem Seelenidiom eines Korpsstudenten erzählen? Oder das? Oder das? — Da wäre ja wieder eine ganze Welt des ungeheuren Spaßes!

Es ist die alte Geschichte, daß von all dem bunten Spielzeug der Gedankenwelt die lieben einfachen Kontrastmätzchen doch immer wieder den meisten Spaß machen. Für diesmal, wie ich bewiesen habe, ist es ein Kontrast zwischen der Stimmung der Fabel und einem hineinredenden fremdartigen Element. Oder spezieller: Der Kontrast zwischen Empfindungen und der Sprache, mit der sie vorgetragen werden.

Ich will dieses neue Kunstmittel den Ironismus nennen. Nämlich das Wesen der Ironie, wie wir sie aus der gewöhnlichen Rede kennen, liegt im Gegensatze zwischen Gesagtem und Gemeintem. Die Kunst nun giebt bekanntlich überhaupt keine Meinungen, sondern Empfindungen, Stimmungen, Leidenschaften. Aber der Kontrast zwischen Gesagtem und Gemeintem ist dem Kontraste zwischen Gesagtem und Empfundenem sehr nahe verwandt.

Daher jener Name. Auch ergiebt sich aus dem eben Betonten, daß sich der Ironismus zur Ironie verhält, wie ein Gefühl zu einer Meinung, oder wie eine Leidenschaft zu einer Ansicht.

Um nun nach allen diesen über die Gesamtwirkungsweise des Ironismus gemachten Beobachtungen einen Einblick auch in die Detail-Technik des Kunstmittels zu gewinnen, greifen wir einen einzelnen Moment ironistischer Wirkung heraus und wollen zusehen, ob wir nicht den Anschlag, den unsere Nerven empfanden, auf seine ästhetische Mechanik zurückführen können.

Der Dichter hat uns eine Dosis etwa Ärger eingegeben. Das kann er ja auf tausend Arten. Er läßt vielleicht einen widerwärtig bigotten Menschen, den wir schon lange gerne einmal geohrfeigt hätten, irgend eine schuftige Handlung mit bestem Erfolge begehen und zeigt ihn dann bei einem Austernfrühstück mit dem Segen Gottes prahlend, der über ihn gekommen sei. Oder er läßt einen Millionär das große Loos gewinnen. Diese Dinge werden den natürlichen Menschen schon an und für sich unfehlbar in eine gereizte Stimmung versetzen. Aber nun werden eben diese krassen Ungerechtigkeiten der Weltregierung auch noch so mit einer höchst unpassenden, dreistvergnügten Selbstverständlichkeit berichtet und breitgetreten, — wahrhaftig, der Dichter scheint dabei die Hände über seinem Wanst zu falten und mit seiner dicken goldenen Uhrkette zu klappern. Das erst treibt unsere Wut auf den Siedepunkt.

Da: — Ein ganz leises Flügelrauschen, wie aus ferner Höhe. Um eines Haares Breite ist der Dichter wie aus Versehen zu weit gegangen. Ein wunderbar lustiges Gefühl bemächtigt sich unsrer: Wir verstehen.

Und damit ist die Katharsis des kleinen Stimmungsdramas vollzogen. In dem Augenblicke, da wir den Ironismus als solchen fühlen, hört der D-dur-Akkord des Ärgers zu klingen auf, und das E-moll des Mitleids oder sonst etwas anderes darf zu klingen anfangen.

So ist der Ironismus zugleich eine sehr elegante Manier, die Stimmungen umspringen zu lassen.

Außerdem taugt er aber zu etwas noch viel Besserem. Ironie ist Spott, und Ironismus erst recht. Dichte ein Stückchen Menschenleben,

54*

so glückselig, als Du Dir's nur aussinnen kannst, ein einziges jauchzendes: „Ehre sei Gott in der Höhe", das erzählst Du dann wie ein Pfaffe mit hochgezogenen Brauen und immer mit den Achseln zuckend, und zum Schlusse behauptest Du mit Händefalten und Augenaufschlag: das Glück wäre kein Glück — und das Leben eine Sünde an sich, — so sollst Du Deine Freude haben, wie prächtig Dein Pfaffe ausgezischt wird. Der Spott ist die Todesstrafe der poetischen Gerechtigkeit, und ich wüßte keine sinnreichere, zuverlässigere Methode solcher Hinrichtung als den Ironismus. Freilich, nur wer selbst hoch genug über allem Vorurteil und sonstigem Philisterelend erhaben ist, wird die gefährliche Waffe mit Nutzen gebrauchen, denn niemals kann es einen Eindruck machen, wenn ein Roter über einen Schwarzen spotten will, oder ein Schwarzer über einen Roten.

Keine Dichtungsweise wird so grundsätzlich, so unmittelbar, so wundermächtig, wie der Ironismus, den Leser zwingen, sich mitten drin zu fühlen im hilflos thörichten Getriebe der Dinge und Menschen und Verhältnisse und dennoch zugleich einen ganz anderen Standpunkt hoch oberhalb einzunehmen: zu genießen, wie ein Gott, der sich inkognito auf einem Volksvergnügen belustigt. Aber davon brauche ich nun nicht mehr zu reden, denn das hat der Ironismus mit allem echten Dichterhumor gemeinsam.



Schamhaftigkeiten — Schamlosigkeiten.

Von Curt Heinrich.

(Genf.)

Wie kann man das nur thun? Wie kann man so ganz offen, ohne Scheu und Furcht, solche peinlichen Dinge vorbringen und so schamlos allen hochwohlgeborenen Herren und Damen auf ihre hochwohlgeborenen Hühneraugen treten? So haben sie mich oft gefragt. Und dabei stecken sie sich eine frische Cigarre an, schlagen graziös die Beine übereinander und schauen dann, in tiefes Sinnen versunken, den interessanten Rauchwölkchen nach.

Ja, wie kann man nur?

Ich habe nie recht auf solche Fragen geantwortet. Aber heute scheinen sie mir selbst eine Antwort zu geben auf eine andere Frage, die mich schon Monate lang im Innersten bewegt, eine Antwort auf die einfache, klare



Frage: „Wodurch wurde ein „Umsturzgesetz“ im neuen deutschen Reiche, im Jahre achtzehnhundertfünfundneunzig möglich?“

Ich will hier gar nicht mehr auseinandersetzen, was dieses Gesetz für uns bedeutete. Die Deutschen müßten blind und taub sein, wenn sie es noch nicht wüßten. Ich will auch gar keine Kritik der Männer geben, welche die Vorlage eingebracht haben und für sie plaidierten, ich will nicht nach deutschen Kraftausdrücken suchen, welche diesem Monstrum einigermaßen gerecht würden; das alles ist schon besorgt, und mehr, als nötig wäre, besorgt. Aber die Frage ist noch nicht beantwortet, wie der Gedanke dieser Vorlage überhaupt gefaßt werden konnte, wie die Männer am grünen Tische überhaupt die Möglichkeit ins Auge fassen durften, eine Majorität für diese Vorlage zu gewinnen.

Der Regierung ist die Wahrheit in den letzten Monaten oft und derb genug gesagt worden. Ich möchte nun heute gern den Spieß ein wenig wenden.

Οὐ τοῖς ἄρχουσι ἀλλὰ τοῖς ἀρχομένοις μέμφομαι. Nicht gegen die notwendigen Folgen, sondern gegen die Ursachen muß vorgegangen werden. Wäre die Umsturzvorlage möglich gewesen, wenn auch nur ein Teil der Männer, welche heute, der gar zu plumpen Drohung gegenüber, offen Front machen, stets, zu jeder Zeit ihre wahre Meinung männlich frei bekannt hätten.

Aber das ist nie (mit Ausnahme von Seiten weniger Männer der Feder) geschehen. Man hat sich immer ängstlich gescheut, die eigne Meinung mutig zu vertreten, man hat es nie gewagt, über gewisse peinliche Dinge frank zu reden und das ganze Lügengewebe, den ganzen Rattenkönig von Vorurteilen unseres gesellschaftlichen Lebens offen so zu kritisieren, wie man es im stillen Kämmerchen, bei der duftenden Habana allein oder dem Freunde gegenüber thut.

Der Staat ist immer nur ein Faktor des gesellschaftlichen Lebens, und zwar ein Faktor, der in abhängiger Proportion zu zwei anderen Faktoren steht, zu der geistigen und sittlichen Höhe der Gesellschaftsmitglieder. Die Staatsgewalt, d. h. die Macht und Willkür derjenigen, welche durch Erbschaft und Tradition jezeitig in diese eingetreten sind, steigt und fällt im umgekehrten Maße, als jene beiden andern Faktoren fallen und steigen. —

Überall liest man und hört man heute von den „Errungenschaften“, den gewaltigen Thaten der Wissenschaften, von unserer Zeit der Forschungen und Erkenntnisse. Und wirklich, nie stand der menschliche Geist auf einer imposanteren Höhe, nie durfte er der unbarmherzigen Natur ruhiger, gefaßter gegenübertreten als heute, im Besitze kraftverleihender Geheimnisse, die er ihr abgerungen hat in langem, unermüdlichem Kampfe. Nie durfte er mit

besserem Rechte die Erde als seine Heimat ansehen, auf welcher er es sich mit allen Kräften heimatlich und wohnlich machen will.

Und dennoch die Umsturzvorlage? Wie ist das möglich? frage ich noch einmal.

Wie gesagt, heute ist mir Antwort geworden.

Der Mut fehlt, die sittliche Kraft des offenen Bekenntnisses und die Kraft, totes Wissen in frisches Leben umzusetzen.

Wieviele glauben nicht mehr an die Dogmen des christlichen Glaubens! Aber wieviele sind offen ausgetreten aus dem kirchlichen Verbande, dem sie mit gutem Gewissen nicht mehr angehören können?

Diese religiöse Heuchelei wiederholt sich auf allen andern Gebieten. Und wenn man die Herren fragt, was sie von einem Schritte abhalten kann, den doch schon der einfache Anstand fordern sollte, dann ist es die Scheu, die Scham anzustoßen, die zarte Rücksichtnahme auf die geistig Armen, welche heute dank dieser Pietät nicht nur das Himmelreich, sondern auch das Reich auf dieser Erde inne haben. Kleine Schamhaftigkeiten jeder Art werden zur Entschuldigung vorgebracht, hier Familienverhältnisse, Familientradition, dort gesellschaftliche Stellung und Pflichten. Ein andrer, leider allzugroßer Teil begnügt sich mit einem bedauernden Achselzucken. „Weß Brot ich ess', deß Lied ich sing." Und das sind noch nicht die Schlechtesten. Es giebt eine furchtbare Formel, auf die hin so mancher unabhängige, strebende Geist sich selbst nach vergeblichem, qualvollem Kampfe geopfert hat: „Für Weib und Kind."

Wer einmal eine solche stille Tragödie des Geistes mitangesehen hat, den erfaßt wohl ein gerechter Grimm gegen die Jammerlappen, die nur aus egoistischer Trägheit und Feigheit ihr besseres Wissen für sich behalten, anstatt aus allen Kräften, mit aller Anstrengung dafür zu kämpfen, daß endlich einmal unser äußeres gesellschaftliches Leben annähernd unserem wirklichen Geistesstande entspricht, und wir die Lügenkultur los werden, die heute als besonders herrliche Frucht die Umsturzvorlage gezeitigt hat.

Weichliche Toleranz ist heute übel angebracht. Sie ist immer ein Zeichen von Schwäche. Aber der Kampf herrscht in der Welt, nur durch Kampf ist Wertvolles, Bedeutendes zu erreichen. Die Männer, welche unter dem Banner der Vernunft, Entwicklung, Freiheit stehen oder stehen wollen, sollten dieser Wahrheit nur mehr eingedenk sein. Täglich kann man Albernheiten hören, wie: Ich achte jedermanns Religion und Überzeugung.

Ich achte noch lange nicht jedermanns Religion, und besonders nicht wenn ich weiß, daß sie nur ein Deckmäntelchen bildet für geistige Trägheit oder servilеs Strebertum. Ich glaube auch nicht, daß ein Mann, der nur einigermaßen die Bildung unserer Zeit in sich aufgenommen hat, wenn er

einer katholischen Wallfahrt beiwohnt, diese Religion achten kann. Aber das auszusprechen, wäre „taktlos", „herzlos", „ungebildet". Nein, es nicht auszusprechen ist gewissenlos, ist ein Verbrechen wider den heiligen Geist, wider Fortschritt und Entwicklung der Menschheit. Oder hat man die Befürchtung, daß dieser Fortschritt ein zu schnelles Tempo annehmen würde?

Machen wir es uns doch klar; eine Gesetzgebung, wie wir sie wünschen, und wie wir sie brauchen, um unser Leben mit unsrer modernen Weltanschauung in Einklang zu bringen, kann erst erreicht werden, wenn wir alle diese Weltanschauung auch offen bekennen und in ihrem Namen rücksichtslos gegen alle reaktionären Strömungen vorgehen. Solange wir jeder auch noch so überunnatürlichen Religion öffentlich unsere Achtung heucheln und vor der Dunkelmännerschneidigkeit unsrer ostelbischen Junker höflich den Hut ziehen, ahnen die Herrschaften gar nicht, welche Macht die modernen Ideen bereits besitzen; sie wollen den Aufruhr im Keime ersticken — principiis obsta — und — eine Umsturzvorlage erblickt das Licht der Welt.

Ich bin weit entfernt, Leuten das Wort zu reden, die mit dem Kopfe durch die Wand wollen und alles Heil von einem gewaltsamen Umsturz (!) erwarten. Aber wieviel giebt es denn von dieser Sorte? Unsere Sozialdemokratie denkt gar nicht daran, wenn auch in aufgeregten Augenblicken einige blutrünstige Phrasen fallen. Und den großstädtischen Mob, sollen wir den fürchten? —

Daß die Verteilung von Arbeit und Lohn, Pflichten und Rechten, sich immer mehr nach dem reinen Gerechtigkeitsprinzip vollzieht, ist eine Forderung des der Menschheit innewohnenden Entwicklungsdranges, dem die Thatsachen, soweit wir die Kulturgeschichte rückwärts verfolgen, stets entsprochen haben und mit Notwendigkeit auch ferner entsprechen werden. Die Forderung des Achtstundentages wird eine Thatsache werden, wie die Forderung der Gleichheit aller vor dem Gesetze eine Thatsache geworden ist. Und ebenso wird es mit der obligatorischen, allgemeinen Schule, mit dem Recht auf Arbeit und andern berechtigten Forderungen geschehen. Keine Gewalt, sondern nur Zeit ist nötig und ernster Wille, mutige Offenheit der Kämpfenden. Ehe eine Forderung Gesetz wird, muß sie weit genug und laut genug anerkannt sein, aber auch anerkannt von denen, welche auf der Höhe ihrer Zeit stehen, von den wahrhaft und unabhängig Gebildeten, die in der Vorhut marschieren und das Neuland am besten kennen. Sie müssen mit der geistigen Höhe die sittliche Höhe vereinigen, keine kleinen Schamhaftigkeiten vorschützen, die, wenn es sich um Fortschritt und Wohl des Ganzen handelt, zu Schamlosigkeiten werden. Von ihnen hängt es ab, in den Epochen der Umwandlungen und Umwertungen, ob das

Neue, das Notwendige und Gewollte zustande kommt durch Revolution oder Evolution.

Die Revolution haben wir gesehen 1789. Wollen wir es heute nicht besser machen?

Aber dazu gehört, daß alle wahrhaft Gebildeten an die Arbeit gehen, stets, bei jeder Gelegenheit auf dem Posten sind und erst die Gesellschaft reformieren, jetzt die Hauptaufgabe, ohne welche an eine Reformierung der Gesetzgebung und des Staates gar nicht zu denken ist.

Es giebt da so mancherlei zu ändern und zu bessern, so manche wichtige einschneidende Frage, die gelöst werden muß. Ich will nur an die Frauenfrage erinnern. Die heutige Salonerziehung und Salonstellung der höheren Tochter und gebildeten Frau ist kulturfeindlich, denn sie hat es dahin gebracht, daß die ernstesten, tiefsten, geistverlangenden Themata fast nur noch am Biertische diskutiert werden. Die heutige Frau im allgemeinen ist flach geworden und wirkt verflachend. Entweder also, sie wird dem Manne gleichgestellt und erhält dann eine Erziehung, welche sie dazu befähigt — und dann müßte die süßliche Rücksicht gegen das schwächere Geschlecht, müßten Prüderie und das fade Salongeschwätz schwinden — oder aber sie bleibt eben Weib, über das in allen ernsten Angelegenheiten zur Tagesordnung übergegangen wird, wie das denn auch im Grunde bis heute stets der Fall gewesen ist. Alles andere ist ungesunde Zwitterbildung.

Über solche Fragen kann aber, wie schon gesagt, nicht die Staatsgewalt entscheiden, weil sie, stets aus der Tradition hervorgegangen und daher durchaus konservativ, Interessenpolitik treibt. Erst ein consensus omnium, der von Jahr zu Jahr lauter seine Stimme erhebt, kann sie zu Reformierungsschritten überreden und wird sie, wenn's not thut, selbst dazu zwingen.

Das ist ja das Wesentliche der modernen Zeit und der modernen Weltanschauung, daß der Staat, die Regierung nur die Exekutivgewalt ist, während der consensus omnium der Nation, oder doch der geistig und sittlich Höchststehenden in ihr, über ihr eigenes Wohl und Wehe entscheidet, ein Prinzip, das schon durch die Institution unserer Parlamente teilweise anerkannt ist, und das in der Zukunft immer klarer hervortreten wird.

Daß die Staatsgewalt sich von dem, uns widersinnig scheinenden Bunde mit einer Staatskirche trennt, ist heute, eben weil sie Interessenpolitik treibt, ebensowenig zu erlangen, wie daß der preußische Frontoffizier endlich aufhört, offiziell die erste Rolle zu spielen. Dazu gehört noch einiger Wechsel der Generationen. Aber das hätten auch heute schon Offenheit und ernster Wille vermocht, daß uns die Schmach einer Volksschul- und einer Umsturzvorlage erspart geblieben wäre.

Doch da sind alle jene Schamhaftigkeiten und Rücksichten, da ist die

depravierende Sorge des „cherchez votre pain" und last not least die liebe Eitelkeit, die sich von Hofluft, Ordenglitzern oder frommen Weihrauchdüften wiegen läßt. Muß erst vielleicht wieder die Reaktion mit ihren ungefügen Fäusten und ihren Gefängnismauern kommen, um die Geister zu sammeln?

Ich hoffe, die Umsturzvorlage ist ein Wecker gewesen.



Vision.

Von Juste d'Attru.

„Und wird keine Nacht da sein, und nicht bedürfen einer Leuchte oder des Lichts der Sonne!" Offenbarung XXII, 5.

Und es war um die neunte Stunde.

Da trat ein eine große Stille, zum Tode beängstigend. Und die Sonne schien des Laufes müde, und ihre Strahlen lagen träge über der Flur, die von grauen Flören umhangen schien.

Kein Laut! Kein Hauch!

Wie ein Morphiumrausch liegt es auf der Kreatur.

Gottverlassen scheint die Erde . . .

Plötzlich hebt an von ferne, weit, weit her, aus anderen Welten, ein leises, dumpfes Dröhnen. Die Menschen hören es nicht, und die es hören, beachten es nicht. Sie hasten weiter; sie jagen fort hinter dem Golde her.

Gold! Korn! Sklaven! ist ihre Losung . . .

Die schwarze Binde des Himmels wird breiter, — lauter das Dröhnen. Der Schmerz des Alls scheint zu wachsen.

Zittere, Menschheit!

Sie achtet nicht darauf und schreit weiter:

Gold! Korn! Sklaven!

Langsam keucht der Stier vor dem Wagen, gepeinigt von brummenden, frechen Fliegen, die ihre Eier in seine Haut legen wollen, daß die Kinder üppige Mahlzeit haben. Warum scheuchst du sie, Bauer? — Weil der Ochse dir gehört! — Wer scheucht aber das freche Menschengeschmeiß, wenn es zu ernten kommt, wo es nicht säete seit Abel, der Kains Fluren abweidete? Wenn es dem Sprößling goldene Häuser von dem Gute des Nächsten baut? Welches ist noch der Vorzug vor dem Tiere? — —

Wohner des Waldes und ihr, Segler der Lüfte, hat euch der Herr

ein reineres Herz, ein reicheres Gefühl in die kleine Brust gegeben, daß ihr ahnet seinen Heerzug und demütig schweigt und heimkehrt?

Der Mensch versteht es nicht!

Die Peitsche knallt weiter! — Die Sichel klirrt durch das Feld! — Der Hammer klingt! Und wer auch feiern wollte, der Nächste litte es nicht ...

Gold! — Korn! — Sklaven! — — — —

Da fährt der Sturm los, wild, ungefesselt und beugt die stolzen Häupter der Bäume und der Staub steigt auf wie die Wolke vor der Bundeslade:

Der Herr ist nahe!

Und der Sturm sprach zu mir: Steige auf die Berge, zu hören das Wort, und ich folgte mit bebendem Herzen.

Ein Rauschen ging durch die Wipfel wie ein Geheul geplagter, verfolgter Menschen, Menschen voll gräßlicher Angst, voll Schrecken und Zittern.

Dunkele Nacht war es zwischen den Stämmen, und der Donner gebot: „Zeige dein Herz!"

Knieend riß ich auf mein Gewand, und der Blitz fuhr durch den Wald, und ich sah, wie der Herr mit der Hand, der leisen, göttlichen, mich rührte und mit Donnergrimm in meinem Busen las. —

Dann hob er an: Du Selbstsüchtiger! Du wähnst, den Nächsten zu lieben und thust alles doch nur um deinetwillen. Du willst ihn lehren zu lieben und weißt nicht, daß die That die Liebe ist. Du darbst, weil du mußt; du würdest auch gedankenlos üppig leben, wenn du nur könntest. Zürne nicht deinem Bruder, sondern laß dir zürnen!"

Und ich zeigte hinab auf die Stadt, mich zu entschuldigen vor seinem zürnenden Antlitz.

„Daß ihr verdammet wäret, ihr Kinder des Goldes! Was wißt ihr von Liebe!

Ihr gebt Geld, Heiden zu werben für die Sklaverei des Geistes: aus Liebe!

Wenn Arme Geschenke erhalten vom Reichen: ist es Liebe!

Wenn ihr liegt in den Armen eures Weibes: ist es Liebe!

Wenn ihr ein Mädchen beredet, euch zu umfangen, sprecht ihr von Liebe

Im Tempel redet der Priester: aus Liebe!

Und das Haus, das ihr mir bautet, um euerem Hader darin zu leben, die Nächsten und Schwachen zu ängstigen, nennt ihr mein Haus und sagt, es zeige mit dem Finger nach oben.

Ihr Lästerer!

Nein, es klebt am Boden, und die Türme sind die dürren erdlustverzehrten Arme, welche die Hand ängstlich an den Boden krallten.

Alle, alle redet ihr von Liebe und **lästert** sie!

Hinter der ewig lächelnden Maske verzerrt sich euer Antlitz in Haß, Neid und Bosheit.

Wo Lüge im Herzen, da ist keine Liebe!

Der Tod verschlingt alle ohne Unterschied: das ist Liebe!

Die Erde bietet allen ein Grab und verzehrt alle: das ist Liebe!

Die Sonne bescheint alle: das ist Liebe!

Die Nacht deckt alle: das ist Liebe!"

Und wieder ging ein Rauschen durch den Wald wie ein Geheul, wild und wilder, und der Sturm fuhr hinab in die Straßen und rüttelte an den Balken der Häuser und riß die Ziegel von den Dächern. Schwarz wie die Nacht lag es über der Erde . . .

„Ihr zittert und bebt, wenn die Nacht kommt und weint nach dem Lichte der Sonne. Gold leuchtet nicht im Finstern, und das schmerzt euch; euere Schätze sehen dem Kote gleich, und ihr rauft euch die Haare.

Liebet, und es wird licht!

Liebet, und die Nacht wird wie der Tag!"

Jäh zucken die Blitze durch den Wald; der ganze Berg erbebt, und der Regen gießt in Strömen herab, daß ich erschauere.

„In euch zündet an die Leuchte! Laßt wie die Wolke, die ich führe über das Land, **das Herz sich entladen im Funken der Liebe**, daß mit Donnergeprassel zusammenstürzt die im Golde ächzende Menschenheit, daß verweht die Mittagsschwüle des Lebens!"

Ein Blitz zerschmettert die morsche Eiche.

„So soll fallen das Alte, zu bereiten dem Neuen den Boden!" klang es von Berg zu Berg.

„„Kein Erbarmen? — Kein Mitleid?"" flehte meine Lippe.

„Wo **Liebe** herrscht, kennt man Erbarmen und Mitleid nicht. Soll nicht ein Neues sprießen? Hat es nicht auch das Recht zu leben? Das kleine, schwache Bäumchen soll es verderben?"

Und ich stand auf und erblickte den schwarzen Mantel der Gottheit, flatternd über das ganze Land, und ich sah in seiner Hand die Wage der Gerechtigkeit. Aber nur eine Schale hing daran, die Ketten der anderen waren zerrissen von der Schwere der Bosheit des Menschengeschlechtes, die sich zu Bergen gehäuft, höher denn alle der Erde. Das ist der Turmbau von Babel, daß die Sünde sich fügt auf die Sünde und ragt bis ans Ende der Welt! . . .

Und der Herr schleuderte aus den Blitz zu dem Turme des Gotteshauses.

„Fahre hin! Du bist nicht mein Haus!"

Mein Herz erbebte. —

Und er ließ den Blitz zucken zu dem Haus des Gerichtes.

„Fahre auch du!“

Und ich erbebte. —

Den Blitz warf er ins Zeughaus, daß die Waffen klirrend zerbrachen.

„Berste! Ich will vergelten!“

Und der Blitz fuhr in des Reichen Haus und erschlug ihn.

„Du Leugner meiner Macht und Diener des Leibes, den du schändest mit Fressen und Saufen und Unzucht, du Geber an Arme, fahre hin!“

Ich wollte verzweifeln.

Und der Blitz erschlug fünf Arbeiter.

„Auch ihr seid Knechte des Geldes! Ihr schreit nach Freiheit, und euere Freiheit ist nur der Genuß! Speichelleckende Hunde seid ihr, die vergraben mein Pfund, den Geist, den Willen, die Macht und strebt nach der Herrschaft!“

— — — — — — —

Die Stadt steht in Flammen! Die Glocke stürmt nicht; denn sie zerbarst mit einer Gotteslästerung . . . Hasten — Drängen — Flehen — Fluchen — —

„Wieder die Jagd nach dem Glück!“ zürnte der Himmel.

„Liebet euch, und ich kann euch nicht schaden!“

Ich eile hinab, und ein Blitz fährt vor mir in die Erde, daß ich zurücksinke vor Schreck, und grausig schmettert der Donner: „O, Angst, am Rand des Genusses zu stehen!“

— — — — — — —

Ein zerlumpter Knabe springt mir lachend entgegen und ruft: „Herr, kommt in die Hütte, bis das Wetter verzieht!“

Und ich trete ein. Die Frau steht mit dem Kleinsten im Arme am Fenster, und ein flüchtiger Strahl fällt ihr ins ruhige freudige Antlitz und auf die entblößte, keusche Brust . . . Ich schaue es und fliehe das Haus und höre nur, wie sie zum Kinde sagt: „Bald strahlt der Bogen des Herrn! — Friede soll nun sein! — Friede!“

Und ich erreiche mein ärmliches Heim mit dem Vorsatz, die Hand an den Pflug zu legen und nicht zurückzusehen, obwohl ich weiß, daß mich die Menschheit verlacht wie den Noah . . .

Doch ich lausche hinein in meinen Busen und hinaus in die Zeit und das Leben, und weit, weit her höre ich es grollen, dumpfer, verzweifelt dumpfer. Wie Mittagsglut liegt es auf den Menschen; die Glut des Goldes . . .

„„Noch einmal dieses Wetter, Herr! Aber für das Menschengeschlecht,

und dann den Bogen der Liebe, des Friedens. — Blitze fahret aus und zerschmettert Hochmut und Mammon! Amen!""

So bete ich Tag für Tag, entgegen dem Glück der Erlösung.

Arme Menschheit.

Ich armer Mensch ......

Aus dem Münchener Kunstleben.

Die Umsturzvorlage ist durchgefallen. Das ist ja soweit ganz gut. Daß wir aber gar keine Umsturzvorlage brauchen, und daß es mit dem vorhandenen Paragraphen-material auch ganz gut geht — Du armer Sankt Panizza bei Wasser und Brot und Dütenkleben! — Das ist natürlich nur bildlich gemeint, denn es giebt in jedem guten bayerischen Zellengefängnis auch Erbsen- und Linsensuppe, ja sogar Fleisch zu essen, und der Inhaftierte darf, wenn er nur einigermaßen befähigt ist, auch im Korbflechten beschäftigt werden.

Also: nach dem Wahrspruch des Münchener Schwurgerichts wurde der Arzt und Schriftsteller Dr. Oscar Panizza, 42 Jahre alt, ledig, zu einem Jahre Gefängnis verurteilt und sofort in Haft genommen.

Warum?

Weil er in seinem Buche „Das Liebeskonzil" „in beschimpfenden Äußerungen Gott gelästert" und „Einrichtungen der christlichen Kirche" angegriffen hat; — ich wähle das Wort „angegriffen" für das im Gesetze stehende „beschimpft", denn das Strafgesetzbuch darf durch häufige Wiederholung desselben Wortes geschmacklos sein, was einem deutschen Schriftsteller ja nicht erlaubt ist. Nach dem Gutachten Dr. Conrads waren es nämlich nur Geschmacklosigkeiten, die sich Panizza zu schulden hat kommen lassen.

Für solche nun erscheint die ausgesprochene Strafe auf den ersten Blick hart, ist es aber nicht. Nach dem Paragraphen 166 hätten ja 3 Jahre erkannt werden können, und für gläubige Gemüter waren in dem „Liebeskonzil" selig — es ist im ganzen deutschen Reiche feierlich eingezogen worden — fraglos Gotteslästerungen vorhanden, schwere sogar, und der Eindruck, den die Lektüre machte, war ein namenlos verletzender, „Ärgernis erregender". —

Wirklich, unsere Polizeibehörden sind musterhafte Institute, ihre Findigkeit ist groß, und ihr Auge reicht weit, weit wie das Auge Gottes. — Ich habe die letzten Worte wohl zwanzigmal durchgelesen, ob in dem Vergleiche keine Gotteslästerung enthalten sei — man kann gar nicht mehr vorsichtig genug sein. —

Also: Dank dem Bemühen der Behörden haben sich in Leipzig — in München war alles Suchen nach „im Gefühle Verletzten" erfolglos — zwei Herren gefunden, ein Herr Polizeirat und sein Aktuar-Oberwachtmeister, die „Ärgernis" an dem „Liebeskonzil" genommen und dadurch erst das Delikt zu einem wirklichen Delikt gemacht haben.

Das Panizzasche Bändchen war dem Herrn Polizeirat von einem Leipziger Buchhändler zugeschickt worden, der ihm — nach eidlicher Aussage — immer solche „zweifelhaften" Bücher „zur gefälligen Ansicht" zugehen ließ.

Der gute, staatserhaltende Buchhändler! — Armer Sankt Panizza!

Der Buchstabe des Gesetzes, dem sich die Richter fügen mußten, hat Dich zum Märtyrer gemacht der „schlimmen“ Moderne. Und wie schlimm müssen die Modernen sein, wenigstens in den Augen des kgl. II. Staatsanwalts Freiherrn von Sartor, der in seinem Plaidoyer den Geschworenen zurief: Zeigen Sie dem Angeklagten, zeigen Sie den Modernen, und es sind welche im Saale, die sich über ein solches Machwerk freuen rc. rc. (Anwesend waren Max Halbe, Conrad, Kreowski, Carl Anton Piper, Schaumberger, Fuchs und meine Wenigkeit.) Und dann, „wenn sie — die Modernen nämlich — ihren Dreck verspritzen wollen, so sollen sie das in ihren vier Wänden thun“. —

Es liegt mir fern, das Urteil des Gerichts anzugreifen, ich kann nur bedauern, daß es einen § 166 giebt, der sich auch auf ein Kunstwerk, und ein solches ist das „Liebeskonzil“ zweifellos, anwenden läßt; aber gegen das Urteil des Freiherrn von Sartor über die moderne Litteratur muß ich entschieden protestieren. —

Was giebt dem Herrn Staatsanwalt das Recht, öffentlich über eine Schar von ehrenwerten Schriftstellern in solch verletzenden Äußerungen sich zu ergehen? —

Warum tritt der Herr Staatsanwalt, wenn er sich für befugt und befähigt hält, mit seiner Kritik der modernen Litteratur nicht als Privatmann an die Öffentlichkeit?

Warum unbegründete, allgemeine Bemerkungen, die über den Angeklagten hinaus die gesamte Moderne von vor Widerlegung sicherer Stelle aus brandmarken? —

Von Ihrem Standpunkt als gläubiger, katholischer Christ, Herr von Sartor, können Sie — das bestreitet niemand — Empörung über das „Liebeskonzil“ empfinden, als kgl. Staatsanwalt ist es Ihre Pflicht, was Ihnen als Gesetzesverletzung erscheint zu verfolgen, aber nimmer haben Sie das Recht, über Kunst und Nicht-Kunst als Augur zu Gericht zu sitzen.

Nimmer, Herr Staatsanwalt Freiherr von Sartor! —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

* * *

Du lieber Gott, da bin ich ganz traglsch geworden und fast pathetisch. Und ich habe das Pathos doch so fest verschworen, fast so fest wie Emil Meßthaler, der mit seinem „Theater der Modernen“ wieder mal vierzehn Tage am Volkstheater gastspielte.

Emil Meßthaler ist ein Genie!

Ein Genie wie Cagliostro, oder wie Boulanger, oder wie Herr Wasmuth oder wie Napoléon. Ich will Herrn Meßthaler damit nicht zu nahe treten, im Gegenteil Herr Meßthaler ist ein routinierter, trefflicher Schauspieler, der nur all sein Können auf einen Ton abgestimmt hat, und der mit diesem einen Ton die Welt sich erobert d. h. soweit sie Unterröcke trägt, und das ist ja fürs Theater die ganze Welt, auch fürs Volkstheater — während der vierzehn Tage wenigstens — sonst hätte er sich dort freilich nur die Halbwelt erobern können.

Es ist seltsam, andere Schauspieler gefallen, weil sie sich alle Mühe geben, gut zu spielen, — Meßthaler kann auch etwas, viel sogar, aber er zeigt es nicht — in den meisten Rollen wenigstens — und gefällt! Man jubelt ihm zu, man nimmt die ganze zum großen Teil höchst minderwertige Truppe (Milly Krause, Schmidt-Häßler, Rippert ausgenommen) ohne Groll in Kauf, wenn nur er spielt, er — Emil Meßthaler! —

In allen Ecken der Stadt hängt seine Photographie einmal — zehnmal — zwanzigmal —

Emil Meßthaler ist ein Genie, das ist meine aufrichtigste Überzeugung. Er besitzt die große, geheimnisvolle vis attractiva. Er hat eine Rolle, die er unübertrefflich

spielt („Hermann" in der „Haubenlerche"), er kreiert noch zwanzig Rollen, die er in seiner originellen, nonchalanten Weise herunternimmt; man ärgert sich, man lacht bei den tragischsten Stellen, aber das große Publikum brüllt und tobt Beifall. — Und da hat man doch immer noch die Überzeugung, daß er's gar wohl auch besser könnte! — — — —

Ein Münchener Konsortium hat um Konzession eines Volkstheaters nachgesucht, es ist abschlägig beschieden worden. Vier Wochen später hört man, Emil Meßthaler habe die Erlaubnis erhalten, ein neues Theater, das in der Landwehrstraße jetzt auch wirklich schon der Vollendung entgegensieht, zu bauen. Meßthaler wird also nun Direktor eines ständigen Theaters in München. Er nennt seine Gründung „Deutsches Theater".

Man las in den Zeitungen, die Bewilligung sei ihm nur unter der Bedingung verliehen worden, daß er sein Repertoire immer dem kgl. Hoftheater vorlege und ohne Possarts Erlaubnis kein Stück zur Aufführung annehme. Ich glaube nicht, daß dem so ist, denn ein solcher Vertrag wäre ein unsittlicher, also kaum von rechtlicher Gültigkeit. —

Aber so viel weiß ich, mag Emil Meßthaler der modernen dramatischen Kunst nun treu bleiben oder nicht, mag er Schauspiele oder Possen, patriotische Dramen oder Ballets, Singspiele oder Volksstücke geben, das Deutsche Theater wird reüssieren, und wer sich finanziell an dem neuen Unternehmen beteiligt, legt sein Geld besser an als in Gold-Shares, denn — Emil Meßthaler ist ein Genie!

* * *

Meßthalers Kollegen (sit venia verbi!) vom Hof- und National-Theater und seinem zukünftigen Vormund (?), Herrn Possart, hat man lange Zeit in München dasselbe Genietum nachgesagt. Es schien lange, als ob wirklich nur für die Kasse gearbeitet würde. „Gäste kamen und Gäste gingen" in der Oper, im Sommer bei den Musteraufführungen. Ein hoher Aufschwung zur Zeit der Fremdensaison, ein bleibender, mäßiger Aufschwung der Oper durch einige glückliche Engagements. Aber Dank wird dem Herrn Generaldirektor vorzüglich das Kuratorium über das Vermögen König Ottos und erst in zweiter Linie das kunstliebende Publikum gezollt haben. Mit dem Schauspiel sah es halt gar zu traurig aus.

Verwendungen auf dies wurden fast gar nicht gemacht, und das Repertoire: Benedix, Blumenthal, Voß, Sardou, Fulda. —

Nun aber hat Possart durch die Aufführung von Goethes „Faust" (I. und II. Teil) zum ersten Male gezeigt, daß es ihm auch im Schauspiele heiliger Ernst ist. Das Hoftheater hat in löblichster Weise den Versuch gemacht, das gewaltige Werk unseres Größten ohne Zudichtung und ohne brutale Streichungen an zwei Abenden — Beginn 6 Uhr, Ende 11 Uhr — aufzuführen. Man hat weder Mühe noch Kosten gespart, und dem Herrn Generaldirektor wird es wohl manche schlaflose Nacht gekostet haben, bis der Plan der Aufführung bei ihm feststand.

In einem außerordentlich stark besuchten Vortragsabend verbreitete sich Possart über die Motive und Ideen, die ihn bei seinem Werke geleitet haben und ich muß gestehen, daß dies rein künstlerische, hohe waren.

Nicht am Text, sondern an den Zwischenakten muß man sparen, sagte er, und er hat dies in geschickter Weise, dank dem großartigen Maschinenapparat und der aufopfernden Mitarbeit des Regisseurs Savits und des Obermaschinendirektors Lautenschläger ausgeführt. Possart schied jeden Teil in 5 Akte.

I. Teil. Erster Akt: Monolog — Spaziergang.
Zweiter Akt: Spaziergang — Auerbachs Keller.
Dritter Akt: Auerbachs Keller — Hexenküche.
Vierter Akt: Straßenscene — Scene am Brunnen.
Fünfter Akt: Scene am Brunnen — Schluß.
II. Teil. Erster Akt: Erscheinung der Helena.
Zweiter Akt: Homunculusscene — Klassische Walpurgisnacht.
Dritter Akt: Faust und Helena.
Vierter Akt: Im Hochgebirge.
Fünfter Akt: Scene Philemon und Baucis — Schluß.

Possart ist also beim II. Teil der ersten Goethe'schen Einteilung treu geblieben.

Ich muß gestehen: Der „Faust" war am Münchener Hoftheater, namentlich der erste Teil, von einigen Kleinigkeiten abgesehen, von gewaltiger Wirkung. Eine andere Frage ist die: Erleidet der „Faust" durch Aufführung nicht doch Einbuße an seinen köstlichsten intimen Stellen, an seinem unvergleichlichen Duft und Zauber.

Und diese Frage muß trotz oder gerade wegen der hervorragenden Aufführung am Münchener Hoftheater bejaht werden.

Es war da gewiß alles geschehen, was nur menschenmöglich war, die ungeheuerlichen scenischen Schwierigkeiten zu überwinden. Mit künstlerischem Blick hatte Possart erkannt, daß sich, wo ein Scenenwechsel unmöglich herbeigeführt werden konnte, die Tonkunst einfinden müsse, um aus einer Stimmung in die andere überzuleiten.

Max Zenger hat sich ja auch redlich bemüht, eine gute Faustmusik zu schaffen, aber dazu gehört eben ein ganz Großer, ein dem Dichter voll Ebenbürtiger. Possart sagt, er habe die Musik Zengers beschnitten, so weit es ihm nötig schien, aber er hätte doch noch mehr Rotstift anwenden können, ein Melodram ist der „Faust" nicht, und wenn bei Valentins letzten Worten die Musik elegisch einfällt, so wirkt das doch störend; — ein härteres Wort will ich sparen.

Was aber der Hauptfehler ist: Zengers Musik hat wohl die Kraft zu verbinden, ihr fehlt aber die Gewalt, dem Sinne des Dichters gemäß, Episoden — die zeitlich und örtlich getrennt sind, die aber technischer Schwierigkeiten wegen auf derselben Scene sich unmittelbar folgen müssen — auseinanderzuhalten.

Außerordentlich peinlich ist das im fünften Akte, wo Brunnenscene, Gebet, Valentins Tod und Kirchenscene auf derselben Stelle vor Gretchens Haus und dem Dome ohne Zwischenvorhang vor sich gehen.

Im zweiten Teil ist die Musik Zengers entschieden besser und auch angebrachter. Sehr fein ist sie im Mummenschanz, den Possart zum großen Teil nur mimisch darstellen, in seinen schönsten Teilen aber sprechen läßt.

Es ist schade, daß man das Prinzip der Textestreue nicht ganz durchgeführt und im ersten Teil eine Stelle aus lächerlicher Prüderie unendlich komisch „umgedichtet" hat.

„Ich sag' Dir's im Vertrauen nur:
Du bist nun einmal eine Hur'." —

Es wäre ja entsetzlich, wenn Valentin vor einem wohlanständigen Publikum und dero Jungfern Töchtern so was sagen würde.

„Ich sag' Dir's im Vertrauen noch:
Eine Dirne bist Du nun einmal doch!" —

Das klingt doch viel feiner, was?

Höhere Rücksichten ließen Possart auch die köstlichen Stellen unterdrücken, in denen Mephisto die Hingabe des ersten Schmuckes an die Pfaffen berichtet.

„Die Kirche hat einen guten Magen,
Hat ganze Länder aufgefressen,
Und doch noch nie sich übergessen;
Die Kirche allein, meine lieben Frauen,
Kann ungerechtes Gut verdauen."

Das in einer altehrwürdigen Erzbischofsstadt! Brrr!

Die Ausstattung war eine feenhafte, die Aufführung eine ganz hervorragende. Possart ist ein unübertrefflicher „Mephisto"; er giebt den Schalk, aber aus der Narrenkappe schauen immer die Teufelshörner hervor, und sein Humor ist diabolischer Sarkasmus. Als „Gretchen" alternierten die Damen Schloß und Dandler. Beide waren gut, aber weder sie noch eine andere Schauspielerin, die ich kenne, haben wirklich Goethes „Gretchen" auf die Bühne bringen können. Ein trefflicher „Faust" war Herr Schneider. Alle übrigen Rollen waren in guten Händen.

* * *

Über die Berechtigung der modernen Bewegung in der Malerei streitet schon lange kein Mensch mehr. Wie zum Glaspalast, so wallt der biedere Münchener alljährlich auch zweimal in die Ausstellungssäle der Sezession an der Prinzregentenstraße und nimmt sogar Frau und Töchter mit.

Die Regierung selbst ist nicht mehr spröde und kauft hie und da mal ein Bild von den neuen, ja sogar die Künstler des Glaspalastes haben Acht und Bann von dem jungen Tempel genommen, und wer dort ausstellt, wird nicht mal mehr verfehmt.

So war denn auch die Frühjahrsausstellung der Sezession reich beschickt und besucht.

Ich muß gestehen, ich war einigermaßen enttäuscht, als ich in den Hauptsaal trat, wo die eigentlichen Größen vertreten waren.

Gleich rechts vom Eingang ein neuer Uhde mit der so und so vielsten, aber nicht seiner besten „Flucht nach Ägypten". Eine recht stimmungsvolle Waldlandschaft — weiter nichts. Uhde hat sich seiner Hauptstärke begeben. Er ist im Figürlichen ein Meister, und er hat hier die Figuren nur als Staffage behandelt. Sein Bild: eine gerade nicht schlechte, aber durchaus nicht hervorragende Leistung.

Gegenüber: Stuck. Sein Hauptbild: „Tänzerinnen", rein dekorativ mit vollendeter Technik und unübertrefflichem Farben- und Faltenspiel der wallenden Gewänder. Aber eben nur rein dekorativ. Den Kopf der braunen Tänzerin, daneben hängt er ja wieder in Pastell, sah ich schon oft auf Stuckschen Bildern, und auch das rote Haar der anderen ist mir bekannt. Sollte der Meister ein Stück aus dem Leben in seinem Bilde gegeben haben, einen „Tanz der Eifersucht" etwa, das Bild gewänne dann an Interesse.

Stuck hat auch eine Landschaft, ein Werk älteren Datums, ausgestellt, eine schweigende Abendstimmung; er hat schon besseres der Art gemalt, das Bild sagt eben gar nichts.

Dann Samberger mit drei breit hingepinselten Porträts. Seine Technik ist reifer geworden, er kann vorzügliche Augen malen, aber es stört eben immer gar zu viel an seinen Sachen, besonders die Leichenfarbe, die er über seine Opfer ausgießt und die manierierten Farbenpatzen, die er neben den Gesichtern anbringt, um Reflexwirkungen zu erzielen.

Daneben endlich ein Bild, das man mit Hingabe genießen kann: Speyers: „Ein Reiterlied". Vom rötlichen Abendhimmel heben sich stimmungsvoll die ins Quartier rückenden Kürassiere ab. Prächtige Pferde und Kerle darauf, daß einem das Herz im Leibe lacht. Und sie singen ein wehmütiges Lied. Ein Sang von Heimweh

und vom armen Reitersmann, der in der Fremde so jung sterben muß, scheint aus dem Bilde durch den weiten Saal zu klingen.

Eine wunderbar feine Stimmung liegt auch über dem Herterichschen: „Aus der Jugendzeit". Zwei Liebende, innig verschlungen, wandern durch den frühlingslichten Birkenhain. Die Sonne zittert durchs Gezweig. Ein Bild voll Glück.

Dill ist durch einige wundervolle Landschaften vertreten. In seiner „Amperlandschaft" stören die etwas kalten Farben, aber „Abend in den Lagunen" und „Spätherbst" sind von entzückender Feinheit. Das Gleiche gilt von Schultze-Naumburgs „Der Fluß".

Albert Keller mit einem herrlichen leuchtenden Akt, einer Venus-Anadyomene, die auf zottigem Bärenfell die rosigen Glieder dehnt. Ein vorzüglicher Frauenkopf desselben Meisters in Pastell und dann eine Reihe trefflicher Studien zu Hexenbildern und zwei seiner „Auferweckungen" mit neuen charakteristischen Zügen.

Sein Namensvetter Keller-Reutlingen ist durch ein stimmungsvolles Bild: „Münchener Theresienwiese bei Tauwetter" vertreten.

Vorzügliche Interieurs bringen Exter und Wieland.

Exters „Kerzenlicht" zeichnet sich durch den warmen satten Ton seiner Farbe und durch tiefe Empfindung aus. Eine andere Arbeit von ihm in einem anderen Genre „Der Gang ins Jenseits" ist eine wenig geschmackvolle und durchaus verfehlte Rubensnachahmung.

Wielands „Immergrünredoute" löst außerordentlich interessante Beleuchtungsprobleme und ist von intimem prickelnden Reiz.

Auch Breyer bietet ein Interieur, das durch treffliche Stimmung fesselt, in den Details aber zu breit angelegt ist.

Gute Landschaften sind da von Bössenroth, Hölzel, Grote.

Hans Busses: „Steine am Meere" sind wunderbar fein gemalt in ihrem leuchtenden Weiß mit dem tiefblauen Streifen Meer im Hintergrunde.

Ein kühnes, realistisch und breit hingeworfenes Bild ist Kaisers „Mooslandschaft". Die Technik ist geradezu verblüffend; ganz impressionistisch gemalt, bietet das Bild in der Nähe ein wirres Durcheinander von Farbenflecken, die dann — tritt man fern — sich zu einer herbstlichen Heide von köstlicher Tiefe und Stimmung fügen.

Ein anderer junger Maler, Georgi, bietet einige Bilder von großer Schönheit. Sein „Lump", sein „Nach dem Regen" und namentlich sein „Abend im Vorfrühling" zählen gewiß zum Besten unter dem Guten, das die Sezession dieses Jahr aufzuweisen hat. Das Gleiche gilt von dem zartempfundenen „Mädchenporträt" und dem „Mondaufgang" von Piltz.

Unter dem vielen Trefflichen ist eigentlich verhältnismäßig wenig Minderwertiges. „Schlittschuhläufer" von Erler und „Frau Aventiure" von Slevogt kann ich nicht ernst nehmen.

Die Plastik war nur gering vertreten. Mir fielen nur eine schöne Porträtbüste von Beyrer auf und Floßmanns Relief „Die Evangelisten". —

Zur selben Zeit mit der Sezessions-Ausstellung brachte Defregger im Künstlergenossenschaftshause eine Kollektivausstellung namentlich seiner älteren Werke. Ich wollte gerne einiges aus des Malers guter Zeit sehen, ging hin und fand — nichts.

München. Max Fels.



Aus dem Berliner Kunstleben.

Ein für die malerische Darstellung Berliner Volkslebens sehr begabter Maler scheint Hans Baluschek zu sein, der in Gurlitts Salon, kurz vorm Beginn der Sommerpause, die mit der Eröffnung der Großen Ausstellung zusammenfällt, eine Anzahl Pastelle veröffentlicht, die, im guten und im schlechten just auf der Höhe des Berliner Geistes, allerlei gut beobachtete Scenen aus den Tingeltangels in der Hasenheide und im Grunewald, den Stadtbahncoupés III. Klasse, allerlei Bilder aus dem Leben der unteren und untersten Klassen vorführen. Es sind die Arbeiten eines witzig beanlagten Beobachters, dem das Studium der Technik das eigentlich wichtige und interessante ist. Martin Brandenburg rekelt sich auf dem Bette des Symbolismus; aber auch er kann allerlei, und weiß da, wo er sich nicht allzu naiv geberdet, einen warmen Empfindungston anzuschlagen. Es scheint dabei ein musikalisches Talent in ihm latent zu sein; er bietet, möchte ich sagen, das Beispiel eines Musikers, der — gleich jenem oft citierten Rafael ohne Hände — ohne Klavier geboren ist: er ist nun nicht Musiker geworden, sondern seine Begabung brach sich Bahn durch die Mittel des Malers, mit denen er nun manchmal nach Melodien zu haschen sucht. — An „Kühnheit" steht er manchmal hinter Munch, dem Unglaublichen, nicht zurück, und von Ludwig von Hofmann hat er viel gelernt. Von seinen Bildern nenne ich das „Tristan-Motiv", ein sozial angehauchtes „Euch ist heute der Heiland geboren", und die beiden grotesken „Mondlachen" und „Suff", das letztere lebhaft erinnernd an Axel Gallèns „Problem", indem es die philosophischen Jünglinge in einem etwas vorgeschrittenen Stadium des „Problems" vorführt.

John Kindbergs (Stockholm) Winterlandschaften sind gut gemalt, mit etwas hausbackenem Realismus. In den übrigen Gemälden ist etwas von Bracht'scher Farben-Deklamation. Ein „Original" vom alten Stil ist der Cronberger Wilhelm Süß, kein himmelstürmendes Talent, aber ein geschmackvoller und feinsinniger Maler, der seine Vorbilder, die alten deutschen Meister, in Ehren hält, und dem es Vergnügen macht, in ihrem Stil Böcklin'sche Fabelpoesie zu malen, die sich denn auch ganz natürlich ausnimmt. Sein Stil erinnert mich an Heyse'sche Novellen, und ich muß mir ihn selber in einer Umgebung denken, wie sie Heyse seinen kleinen städtischen Künstlern zu geben pflegt: eine altmodische, malerische Stadt, ein altes, winkeliges Haus ohne Teppiche, japanische Wappen und Cigarettendampf.

Schulte hatte sich zum letzten fetten Bissen Böcklin's „Kreuzabnahme" aufbewahrt, ein altes, wunderbares Werk, das man wieder einmal „gesehen haben mußte". Man mußte es aber nicht nur gesehen haben, sondern es auch „sehr schwach" finden, und zwar mußte man finden, daß das Bein des Leichnams verzeichnet war, und daß die Magdalena die reizende Pose der Duse einnahm, wenn sie sich, was sie ja oft that, den Haarknoten zurechtrückte. Letzteres habe ich nun nicht gerade gefunden, weshalb man mir Gelegenheit gab, eine Ähnlichkeit statt mit der Duse mit einer Pose der Wolters herauszufinden; das verzeichnete Bein hingegen gebe ich zu. Nun finde ich es allerdings etwas komisch, bei Böcklin an einem verzeichneten Beine Anstoß zu nehmen; zumal es so demonstrativ verzeichnet ist, daß die Entdeckung gar kein Verdienst mehr ist! Außerdem finde ich es ungerechtfertigt, die Magdalena zu verwerfen, weil sie eine „Pose" einnimmt — denn eine Pose ist durchaus nicht immer etwas unnatürliches und unwürdiges. Aber selbst zugegeben, daß der Meister sie ein wenig aus Bequemlichkeitsrücksichten zu-

gelassen hat, so giebt die ganze Farbenanlage, die ganze Komposition des Gemäldes, das doch vor allem auf seine malerischen Qualitäten hin genossen werden muß, die vollständige Erklärung. Wie im Vordergrunde — da wo, umgeben von einem alten und einem jüngeren Manne und der Mutter, der Leichnam liegt, während von rechts die Schächerkreuze hereinragen — ich sage, wie im Vordergrunde die psychologische Charakterisierung — in der ganzen Haltung, vor allem aber in den Köpfen — dermaßen intensiv betont ist, daß man über die Verzeichnung ohne Beschwerden hinwegsieht —, wie im Vordergrunde alles auf die nahe Wirkung, auf die Lebensgröße hin berechnet ist, so erweitert und entfernt sich nach links hin die Landschaft, wo man hinter dem abfallenden Hügel des Vordergrundes ferne Mauern und Bäume und immer weiter und ferner, in immer magischerer, immer mystischerer Beleuchtung, die Stadt Jerusalem sieht, so daß der Beschauer, je weiter sich seine Blicke in diese Gegend verlieren, von selbst in eine Entfernung vom groben Realismus, in ein Piano und Adagio der Empfindung versetzt wird, so daß jetzt die „posierenden" Gestalten der Magdalena und des Johannes alles Odium verlieren. Und während rechts und in der Hauptpartie die Menschen und die Charakterschilderung das wichtige sind, so sieht man links nur noch diese unvergleichliche Farbenharmonie, die durch den dunklen von der Landschaft und das faltenreiche, sternbesäte Gewand der Magdalena hervorgerufen wird. Ein Kunstwerk läßt sich nicht beschreiben, seine Reize sich nicht aufzählen, weil sie alle sich aufs Ganze beziehen und einzeln verlieren. In der Farbengebung scheinen alle Böcklin'schen Finessen vereinigt, während er in der dramatischen Charakterisierung des Personen-Ensembles wohl selten so haarscharf und so unergründlich ist.

Nun aber wird's öde in Schuttes Kunstsalon, die Sonder-Ausstellungen und Neu-Arrangements hören auf, und an den Wänden erscheinen die unsterblichen Ladenhüter: ein paar Marinen von Achenbach, ein paar Bautiers, Jsollix und andere Italiener, Schlitten in Sibirien und andere Illustrationssachen, mit denen man heutzutage schon den Säuglingen die Milchflasche umwickelt.

Dafür ist nun die „Große Berliner Kunstausstellung" eröffnet. Seit vor zwei Jahren die Münchener Sezessionisten hierher kamen, hat sich manches geändert, manches Eis ist geschmolzen, manche damals noch so selbstbewußte Größe ins Wanken gekommen. Wir hofften mutig weiter, daß auch Berlin, auch Deutschland einmal eine Kunst bekommen, daß es wenigstens eine Ahnung bekommen würde, was Kunst ist. Und wir wußten, daß, wenn einmal irgendwo der Damm durchbrochen werden würde, die Malerei die Bahnbrecherin sein würde, die zur Zeit allen Künsten in der Entwickelung zur künstlerischen, zur Natur-Freiheit voranschreitet. Diesmal, wo das Ausland und namentlich Frankreich den Mut gefaßt hat, „hors concours" seinen Fuß in die Barbarenstadt zu setzen, bietet sich ein ganz ungewohntes Bild. So haben die Wände in unsern Kunstausstellungen noch nie ausgesehen! Soviel Licht, soviel Leben, eine solche erdrückende Masse von Könnerschaft ist noch nicht dagewesen; wie weggefegt ist all die gutmütige, brave Mittelware früherer Zeiten, und nur das Vorwärtsschreitende, die ars militans, oder das schon ganz Freie hat Platz gefunden. Es ist wahr, man hat uns — namentlich aus Paris — durchaus nicht die besten, namentlich nicht die neuesten Sachen geschickt, aber darauf kommt es zunächst auch gar nicht an. Die Predigt des neuen Evangeliums wird nicht verhallen, die Botschaft, daß die Kunst frei sein muß auch von der letzten Schablone, der letzten Ängstlichkeit, der letzten Rücksicht, und daß der Künstler der wahre Anarchist ist — der darum Großes schaffen kann, weil er allein sich freihält von der viehischen Kultur-Betrunkenheit unserer Tage!

Berlin. H. Häfker.

Kritik.

Romane und Novellen.

Der Scharffenstein. Roman von Anton Freiherr von Perfall. (Berlin: Verein der Bücherfreunde, Schall & Grund).

Dieser Roman, mit welchem der „Verein der Bücherfreunde“ seinen vierten Jahrgang eröffnet, ist kein sehr glücklicher Griff. Es ist ein Werk ohne rechtes Rückgrat und ohne Saft und Kraft. Der Verfasser sucht das alte Thema von dem durch Verschuldung und Untüchtigkeit heruntergekommenen Feudaladel und der rücksichtslos vorwärtsschreitenden Plutokratie aufs neue zu variieren, es gelingt ihm aber nicht, beim Leser für eine der beiden „kämpfenden“ Parteien Sympathie zu erwecken; denn von den beiden Hauptvertretern des Feudalismus ist der eine ein alter Narr und der andere ein unverbesserlicher Liederjahn, und der Börsenbaron ist ein gewissenloser Spekulant. Da der Autor also für keine Idee mit Begeisterung ficht, so kann der Leser auch an der ganzen Geschichte keinen warmen Anteil nehmen; denn auch die so tugendreiche, gemütstiefe, wunderschöne und beängstigend edle Tochter des jüdischen Schlotbarons, wie der bürgerlich tüchtige, technische Erfindungen machende Sprosse des alten Scharffensteiners sind eben nichts weiter, als ad hoc erfundene und dazu noch sehr clichémäßig erfundene Romanfiguren, ohne wirkliches Leben. Die Gestalt der Isa aber, auf die sich der Autor gewiß am meisten zugute gethan hat, denn sie ist sozusagen die Primadonna in der Komödie, ist ein Unding. Sie wechselt ihre Liebe, ihre Überzeugung, ihre Ansichten wie Hemden und wie es dem Autor zur Führung seiner Geschichte eben paßt; ihre „Vorurteilslosigkeit“ ist ebenso unmöglich wie unschön. Nach der an den Haaren herbeigezogenen Lösung der ganzen spitzfindig konstruierten Verwicklung fragt sich der Leser unwillkürlich, was der Autor mit dieser Geschichte wohl gewollt habe, die nicht einmal zur Unterhaltung, geschweige denn zu etwas Besserem dient, und gerät schließlich auf die Vermutung, daß Herr von Perfall es selber nicht recht gewußt habe.

Einen etwas besseren Eindruck macht der zweite Band der diesjährigen Veröffentlichungen des genannten Vereins: „Die jüngeren Prinzen“, historischer Roman von A. von der Elbe (Berlin, Schall & Grund). — Die Geschichte spielt im Jahre 1692 in Hannover, am Hofe des Kurfürsten Ernst August, und behandelt den Protest und die Intrigue der jüngeren Söhne des Kurfürsten gegen das Gesetz der Primogenitur, das dem Erstgeborenen, Georg, die Rechtsnachfolge sicherte und die jüngeren Prinzen auf die Gnade des Vaters oder Bruders anwies. Bis dahin war ein solches Gesetz im Hause der Welfen unerhört gewesen. Auch die zärtliche Mutter, die geistvolle Kurfürstin Sophie und Freundin des berühmten Leibnitz, stand auf Seiten ihrer jüngeren Söhne, besonders des schönen und ritterlichen Maximilian. Der Roman schildert nun die sich aus diesen Verhältnissen ergebenden Verwicklungen und Kämpfe, untermischt mit verschiedenen Liebeshändeln. Man kann der Verfasserin, die zu ihren Romanen stets eingehende Orts- und Quellenstudien zu machen pflegt, ein gewisses Geschick, die alten Zeiten vor uns aufleben zu lassen, nicht absprechen. Sie sucht auch ihren Stil dem damaligen Sprachgebrauch anzupassen und läßt ihre Personen in der mit französischen Brocken durchspickten, steifen A-la-mode-Sprache des siebzehnten Jahrhunderts reden, was natürlich nicht sehr schön ist und, trotz aller Echtheit, auf die Dauer ermüdend wirkt. Die einzelnen Gestalten, besonders der Kurprinz Georg, der Oberjägermeister von Moltke, die Prinzen Maximilian und Christian, die Gräfin

Platen und die lebensfrohe, verliebte Bäckerswitwe sind gewiß ganz hübsch charakterisiert, wenn auch hie und da einmal ein Zug ein wenig romanhaft übertrieben sein mag. Jedenfalls versteht es die Verfasserin, ein farbensattes und buntbewegtes Bild, das auch einer gewissen historischen Treue nicht entbehrt, vor ihren Lesern zu entfalten, und wenn der vorliegende Roman auch auf tieferen Gedankengehalt und Seelenschilderungskunst im modernen Sinne kaum Anspruch machen kann, so darf er doch entschieden zu der besseren Unterhaltungslitteratur gerechnet werden.

Auf meinem Arbeitstische liegen noch zwei Veröffentlichungen der „Litterarischen Gesellschaft" in Wien: „Resurrexit! Neue Geschichten und Skizzen aus der Klosterwelt" von Oscar Teuber, und „Das Recht der Lebenden", Roman von A. Vogel vom Spielberg, zwei stattliche, geschmackvoll ausgestattete Bände mit schönem Druck und starkem Papier.

Es ist ein eigenartiges Genre, das sich Teuber mit seinen Klostergeschichten geschaffen hat. Man erwarte nicht etwa die ebenso beliebten als unwahren Klosterkarikaturen, oder auch nur Chargen. Nein, Teuber betrachtet die Mönche und Nonnen mit dem Auge des liebevollen Kleinmalers, er ist eine Art von litterarischem „Grützner", nur mit dem Unterschied, daß er vielseitiger ist, als der ewig fröhliche Schilderer gemütlicher Klosterzechereien. Er besucht seine Freunde nicht nur im Keller, Bräustübl oder Refektorium, sondern begleitet sie bei allen ihren heiligen oder weniger heiligen Verrichtungen, und man muß sagen, er kennt seine Leute und weiß dem scheinbar so einförmigen Stoffe manchen hübschen Zug abzugewinnen. Der so seelengute aber ebenso unpraktische „Stübchen-Pater", der „Pater Küchenmeister" und besonders der Bruder Auremund, der Sammler, sind feingezeichnete Charakterköpfe. Eine ganz famose Gestalt ist der Pater Hußär, der mit den Nadasdy-Husaren als Feldkaplan in den Krieg zieht und einen bayrischen General eigenhändig gefangen nimmt. In anderen Stücken aber, wie z. B. in der „Primiz", „Weihnachten im Konvent" macht sich wieder ein etwas zu sentimentaler Ton geltend und eine fast schwärmerische Verherrlichung des „Klosterfriedens" — mit dem es in Wirklichkeit manchmal nicht so weit her ist —, der Weltflucht und der Askese. Das ist ein merkwürdiges Zeichen der Zeit, und entschieden ein ungesundes; denn das Kloster kann für den Menschen des neunzehnten Jahrhunderts kein Ort der Sehnsucht mehr sein, es ist heute gänzlich unproduktiv, ein totes mittelalterliches Überbleibsel. Das Lehramt hat die Schule übernommen, und für die „Werke der Barmherzigkeit", wie Krankenpflege und Altersversorgung, treten jetzt große weltliche Anstalten ein, und nicht mehr aus „Barmherzigkeit", sondern weil es Menschenpflicht; und für Individuen, die nicht in die Welt passen, giebt es heutzutage — Zuchthäuser und Irrenanstalten. Unsere Zeit ist eine Zeit der That, der Weltbejahung und nicht der Weltverneinung. Aber der blasierte Décadent, der alle Genüsse des Lebens durchgekostet, der alle seine Sinne abgestumpft hat, der empfindet schließlich noch einen wohligen Kitzel bei dem Gedanken an verschwiegene Kreuzgänge und stille Klosterzellen, wo man sich vor süß keuschen Marien- oder anderen Heiligenbildern zu gedankenlosem Gebet hinstreckt, das macht ihm noch „frisson", wie der neuste Gigerlausdruck lautet, und er nimmt das elegante Buch des Herrn Teuber zur Hand und träumt sich hinein in die härene Kutte und kommt sich als Büßer seiner Sünden so unendlich interessant vor.

Von dem Roman „Das Recht der Lebenden" von Anna Vogel vom Spielberg kann man sich am leichtesten eine Vorstellung machen, wenn man ein beliebiges Modejournal — am besten eine Ende der achtziger Jahre erschienene Nummer, denn zu dieser Zeit spielt der

Roman — zur Hand nimmt, die einzelnen Figuren, Männlein und Weiblein, sorgfältig ausschneidet, sie mit den schönen Namen Claudia, Irene, Eva, Leonore, Agnes, Andrea, Erich, Max, Viki u. s. w. benennt, die als Agnes bezeichnete stark mit Opoponax übergießt und dann gegeneinander agieren läßt, wobei man darauf zu achten hat, daß hie und da ein wenig Ehebruch, Bigamie u. dergl. mit unterläuft; — aber alles in den Grenzen des Anstandes und der guten Sitte, ebenso, wie sich gebildete Modejournalfiguren mit ihren schönen regelmäßigen Gesichtern und ihren großen mandelförmigen Augen zu betragen pflegen. Weiß man dann schließlich nicht mehr, welche von den Figuren die Lori, die Eva, die Claudia, der Viki oder der Erich ist, so schadet das weiter nichts, und das Spiel kann schließlich auch mit verwechselten Puppen fröhlich fortgeführt werden, die Agnes wird man ja immer an ihrem abscheulichen Opoponaxgeruch wieder herausfinden. Zum Schluß schießt die Eva die Agnes und sich selber tot, den Viki aber nur an, der dann nach Ägypten geschickt wird, wo er eine reiche Gans von Kairo heiratet, die beiden Verlobten kriegen sich — was sehr neu und pikant — am Ende nicht, sondern einen andern, da sie sich in der Liebe verwechselt haben, und „Max sieht mit Schaudern die Zeit kommen, wo Claudia den Cognac nicht mehr aus Wein-, sondern aus Wassergläsern trinken wird" (S. 313). Das Ganze: fade Familienblätterlimonade, die sich als Realismus aufspielen möchte. H. Merian.

„Treu bis in den Tod." Historischer Roman aus Japan von Tamenaga Schunsui. Nach der Bearbeitung von Edward Grey und Schinitschiro Saito mit alleiniger Berechtigung ins Deutsche übertragen von Anton Hensel. (Stuttgart; Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger.)

Dieser deutsch bearbeitete japanesische Originalroman ist hauptsächlich deshalb interessant, weil er uns einen Blick in das intimere Geistesleben des merkwürdigen Volkes thun läßt, das in letzter Zeit infolge seiner glänzenden Waffenthaten so viel von sich reden machte. Es ist ein ganz anderes Fühlen und Denken, eine ganz andere Kultur, die uns aus den Blättern dieses Buches entgegentritt, als wir sie in unsern abendländischen Romanen gewöhnt sind. Höchstens mit den Romanen unseres Mittelalters zeigt dieses exotische Kunstwerk eine gewisse Verwandtschaft; denn wie diese besteht er aus einem Konglomerat von Abenteuern, die unter sich sehr kunstvoll zu einem Ganzen, zu einem Hauptabenteuer verbunden sind. Es ist also eine Art Rittergeschichte, nur mit dem einen großen Unterschied, daß die Minne, die Geschlechtsliebe, die den Ausgangs- und Angelpunkt aller christlich-abendländischen Erzählungskunst bildet, hier ganz fehlt. Eine sogenannte „Liebesgeschichte", d. h. eine Episode, wo das eine Geschlecht um den Besitz des anderen ringt, wird man in dem ganzen Buche vergeblich suchen. Vom Heiraten und dem, was damit zusammenhängt, wird in der Dichtung des Tamenaga Schunsui ungefähr in derselben durchaus nebensächlichen Weise gesprochen, wie wir in einem modernen Roman etwa vom Essen und Trinken unserer Helden berichten würden. An Stelle der „Liebe" tritt als Triebfeder der Handlung die Vasallentreue. Die Art, wie jeder diese Treue zu seinem angestammten Herrn bis zur sinnlosesten Selbstaufopferung bethätigt, bildet den Inhalt der Geschichte, die an der Wende des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts (unserer Zeitrechnung) unter der Regierung des Schogun Iyetsuna spielt und die komplizierte Rache erzählt, welche die Vasallen des Grafen Morgenfeld von Ako an Kira, dem Günstling des Schogun nahmen, weil dieser Emporkömmling ihren edlen Herrn in den Tod getrieben hatte. Die einzelnen Gestalten sind nur wenig individualisiert und haben daher für uns alle etwas Gleichartiges; zudem fehlt der figurenreichen, künstlich komponierten

und sich auf vielfach verschlungenen Pfaden einherbewegenden Erzählung an Perspektive, so daß sich Vorder- und Hintergrund, Haupt- und Nebenpersonen nicht recht von einander abheben, und der Leser dem verwickelten Gang der Ereignisse mit Mühe folgt. Die Lektüre des Romans kann nach alledem nicht gerade als „unterhaltend" bezeichnet werden, manche Stellen sind für unseren Geschmack sogar herzlich langweilig; dessenungeachtet aber gehört dieser japanesische Roman entschieden zu den interessantesten Erscheinungen des Büchermarktes, weil er uns einen Einblick in eine fremde Kulturwelt gewährt, und weil wir aus ihm das östliche Inselvolk besser kennen und schätzen lernen, als aus vielen dickleibigen geo- und ethnographischen Werken. H. Merian.

Da wir gerade bei dem Volke der Japanesen sind, das, wie es scheint, in der Litteratur „Mode" zu werden beginnt, so sei hier auch noch eine für die Jugend berechnete Sammlung Japanischer Märchen von C. W. E. Brauns (Glogau, Verlag von Carl Flemming) erwähnt. „Die Griechen des Ostens", wie die Japaner oft genannt werden, sind ein phantasievolles Volk, und die Märchendichtung stand von jeher bei ihnen in Blüte. Die zwölf in dem hübsch ausgestatteten und mit sechs Farbendruckbildern gezierten Bändchen vereinten Stücke, die von der Verfasserin selbst in Japan aus dem Munde des Volkes gesammelt wurden, zeichnen sich durch anmutige Erfindungsgabe, Einfachheit des Stils und einen durch all die absonderlichen Wunder hindurchschimmernden feinen Gerechtigkeitssinn aus. Wie viel davon den japanesischen Originalen gehört, oder wie viel auf Rechnung der deutschen Bearbeiterin zu setzen ist, läßt sich nicht bestimmen. H. Merian.

Honos von H. Steinitzer (Dresden, E. Pierson's Verlag).

Es scheint viele unserer Schriftsteller geradezu in den Fingern zu kribbeln, so daß sie die Feder ergreifen müssen, um schleunigst die berühmte soziale Frage ebenfalls zu lösen, und zwar natürlich auf ihre Weise, d. h. durch einen Roman, und wenn es auch nur ein utopischer wäre. Ein Beispiel dieser Art Romane ist die „Honos" betitelte Erzählung von Steinitzer. Man weiß eigentlich nicht recht, ob es eine „ernstgemeinte" Utopie sein soll, wie die Romane eines Bellamy, Hertzka u. s. w. — oder ob wir es mit einer launigen Satire auf diese Dichtungsgattung zu thun haben. Jedenfalls aber ist das Buch ziemlich vergnüglich zu lesen. Steinitzer läßt seine Erzählung nicht in der fernen Zukunft spielen, sondern in unserer Gegenwart, verlegt aber seinen Musterstaat auf eine von aller europäischen Kultur abgeschlossene und von unseren Seeleuten noch unentdeckte Insel. Die Sache ging nämlich so zu: Nach der Zerstörung Trojas war ein Häuflein Trojaner ausgewandert und nach langen Jahren und vielen Abenteuern nach einem Lande gelangt, das sie Honos nannten, und das, nachdem der mächtige Kontinent, dessen Teil es bildete, versunken und von den Meereswogen überspült war, als einsame Insel im Ocean übrig blieb. Nach dieser abenteuerlichen Insel werden zwei europamüde Brüder verschlagen, die nach Chile reisen wollten. Sie finden auf der Insel ganz sonderbare Zustände. Die Umgangssprache ist, da wir es mit Nachkommen der alten Trojaner zu thun haben, griechisch, was den beiden Schiffbrüchigen einen relativ leichten Gedankenaustausch mit ihren Gastgebern ermöglicht. Der Staat der Honoiten ist der denkbar vollkommenste, Kunst, Wissenschaft und Technik blühen in nicht geringerer Weise als im Reiche Bellamys; die Stadt ist aus eitel Marmor, die Häuser sind mit Glas bedeckt, kostbare Reliefs schmücken alle Wände, für die bequemste Fortbewegung sorgt die pneumatische Eisenbahn, und selbst lenkbare Luftschiffe stehen den Bürgern dieses wunderbaren Reiches jederzeit zur Verfügung. Kurz, man lebt daselbst wie Gott in Frankreich oder wie ein moderner Krösus in einem unserer prächtigen Luxushotels, nur mit dem ange-

nehmen Unterschied, daß die Begriffe der Rechnung und des Zahlens gänzlich unbekannt sind; alle Genüsse sind völlig gratis. Aber nicht etwa infolge der Bodenverstaatlichung oder irgend einer andern „wirtschaftlichen Reform“ haben die Honoiten ihren hohen Kulturstand erreicht, sondern — man höre und staune — einzig und allein durch die Elimination des Weibes und der Liebe. Die Honoiten sind geborene Weiberfeinde; in ihrem ganzen Staate findet sich kein Weib. Die Geschichte mit der Helena, um deren Besitz die Griechen mit den Trojanern so harten Krieg geführt, ist ihnen nicht mehr aus dem Kopf gegangen, sie erkannten im Weibe die Ursache aller Übel und verbannten das ganze Geschlecht. Aber woher kommen dann die kleinen Honoiten? — Ja, das ist eine sehr verschmitzte Sache. Mitten durch das Land, gleichsam als Durchmesser der fast kreisrunden Insel, zieht sich eine hundert Meter hohe, dicke Mauer. Hinter dieser Mauer, die keinerlei Thore hat, befindet sich das Reich der honoitischen Damen, von dem die Männer nichts wissen. Nur einmal in seinem Leben, und zwar an seinem dreißigsten Geburtstage, begiebt sich jeder Honoite auf einem unterirdischen Gange nach dem Frauenreich, um seine Bürgerpflicht zu erfüllen — die einzige Pflicht, von der bei den Honoiten überhaupt die Rede ist —, und die von den Betreffenden, da sie die Nacht in einem finstern Gewölbe mit einer unbekannten Person zubringen müssen, deren Antlitz sie nicht einmal zu sehen kriegen, als sehr unangenehm und lästig geschildert wird. Die Art, wie die etwas neugierigeren Europäer ihre übrigens sehr harmlose Entdeckungsreise ins Frauenreich machen, und dann dieses unbekannte Reich den Honoiten erschließen und sozusagen das Weib bei ihnen importieren, bildet den weiteren Verlauf der Geschichte. — Im Ganzen: ein tolles Buch. Um so toller, als der Autor sich nirgends bestrebt, sein Phantasiegebäude durch scheinbare Erklärungen oder Möglichkeiten zu stützen. Es ist alles naiv-unmöglich — man denke nur an den Homer, den die trojanischen Flüchtlinge als ihren besten Schatz und als eine Art von Bibel nach Honos retten! Auch ist die Tendenz des Buches nicht ersichtlich. Man wird nicht klug daraus, ist der Verfasser ein Weiberfeind oder ein Anhänger der Frauenemanzipation. Das Ganze ist eben eine höchst kuriose Blüte am Baume unserer modernen Litteratur. Jucundus.

Lyrik und Epos.

Satans Erlösung, Dichtung in sechs Gesängen von Kurt von Rohrscheidt. (Leipzig, A. G. Liebeskind.)

Unsere Zeit ist sehr human, — vielleicht über Gebühr; sie ist auch recht mitleidig und gebärdet sich — trotz ihrem waffenstarrenden Gewande — vielfach wie eine zimperliche alte Jungfer, die kein Blut sehen kann. Daß neben dieser Zimtigkeit die größte Grausamkeit einherschreiten kann, ist aus der modernen Psychologie bekannt. Ein Ausfluß dieser Hypersentimentalität ist auch die moderne „Erlösungswut“, die leider in den meisten Fällen weniger eine Folge von werkthätiger Liebe als von — Nervenschwäche darstellt. Alles muß „erlöst“ werden, nur an das, was am erlösungsbedürftigsten ist, an die in Ketten und Banden liegende Freiheit und Arbeitskraft des Menschen denkt niemand. Dafür erbarmt man sich aber der ältesten Gespenster, und was das derbe aber ethisch und künstlerisch kräftige Mittelalter in den Abgrund ewiger Verdammnis gestürzt that, das wird nun mit einer sentimentalen Thräne der Rührung der ewigen Gnade, der „Erlösung“ wiedergewonnen. Was Wunder, daß sich endlich auch ein Dichter fand, der es unternahm, sogar seine höllische Majestät, den Satan selber zu erlösen. Daß er damit die durch ihr Alter, ihre poetische Schönheit und ihre ethische Bedeutsamkeit so respektable Gestalt des Höllenfürsten zum schwächlichen Opernhelden degradiert, ist ihm dabei wohl nicht

klar geworden. Er dachte einfach: Der Satan, welch' gewaltiger Held, an dem sich von jeher die größten Dichter versucht haben, vom Verfasser des Hiobbuches an bis auf Goethe und Byron — und wie rührend muß es sein, wenn dieser Gewaltskerl am Schluß des Gedichtes reuig als verlorener Sohn in die Vaterarme Gottes zurückkehrt! Wie nun dieser ganze Vorwurf als solcher schon auf schwachen Füßen steht, so zeugt auch die Ausführung nicht von großer poetischer Kraft. Weder der Satan selber noch seine Erlöserin, die schöne Elsa (eine verwässerte Senta) sind scharf charakterisiert und klar als lebendige Individuen herausgearbeitet. Die Erlösung erfolgt durch geradezu an Stumpfsinn grenzende Liebe der Elsa zu ihrem Verführer. Die innere Umwandlung des Bösen vollzieht sich fast auf eine komische Weise, indem er als Mensch gehörig Prügel kriegt und daran merkt, daß besagte Prügel weh thun und folglich nicht zu den Annehmlichkeiten des Lebens gehören. Da er aber früher selber der Veranlasser der Prügel war, indem er das Volk zur Revolution aufhetzte, so wird er nun durch die Erfahrung klug, ja er wird sogar reaktionär und zieht für König und Vaterland ins Feld. Ja, wenn der Teufel so leicht zu erlösen wäre, dann begreife ich nicht, warum man nicht früher auf diese sinnreiche Manier verfallen ist, das Böse aus der Welt zu schaffen. Aber der Satan von Rohrscheidt ist eben nur ein Opernteufel und benimmt sich auch ganz wie ein solcher. Man lese nur z. B. auf Seite 74 und 75 die Scene, wie er, der, ohne daß er es eigentlich wollte, vom lieben Gott zu Erlösungszwecken in einen Menschen verwandelt wurde, nun wieder à la Hans Heiling zu seinen Geistern zurückkehren will, die ihm nun aber stumm bleiben. Geradezu lustig aber wirkt es, wenn zu guter Letzt der bekehrte Teufel als Streiter für Thron und Altar von dem durch ihn wieder eingesetzten Könige mit Ehren aller Art überhäuft wird. Wenn das jemand anders geschrieben hätte, als ein preußischer Regierungsassessor, so könnte man's beinahe für eine böse Satire halten. Das sind die Folgen sentimentaler „Erlöserei". — Die eingestreuten Trink- und Liebeslieder klingen zum Teil ganz hübsch, bewegen sich aber in ausgetretenen Geleisen und entbehren der Frische. — Das hübscheste in dem Büchlein ist die nur lose mit dem Ganzen verbundene Erzählung vom vergessenen Vaterunser. Das klingt an die alte einfache und gute Volkstradition an, das ist auch echt poetisch und mehr wert als die ganze theatralische Teufelserlöserei. — An der Form des Gedichts ist nichts auszusetzen, der fünffüßige reimlose Jambus fließt leicht und die Sprache ist edel, wenn auch ohne individuelles Gepräge. — Die Ausstattung des Büchleins ist, wie wir es bei den Liebeskind'schen Verlags-Artikeln gewohnt sind, äußerst geschmackvoll. — Der Hauptfehler des Ganzen liegt entschieden in der Stoffwahl. Nicht jeder ist der Mann, um mit dem Satan anzubinden. Zu einem solchen Stoffe gehört eine starke, groß angelegte Dichternatur, ohne jede Sentimentalität, sonst kann es gar leicht passieren, daß man zwischen den Zeilen eines solchen Satanserlösers den alten Mephisto kichern hört, und dann muß man unwillkürlich daran denken, daß zuweilen auch von den Poeten das Sprüchlein gilt:

Den Teufel spürt das Völkchen nie,
Und wenn er sie beim Kragen hätte.

Des Altares Säulen. Eine Dichtung von Richard Thalen (Druck und Verlag von Leonhard Simion, Berlin). — Diese kleine, splendid gedruckte und „dem Herrn M. von Egidy, dem edlen, hochgesinnten Freunde der Armen, der Enterbten" gewidmete Gedicht in vierfüßigen, reimlosen Trochäen ist sehr gut gemeint. Es giebt ein Gemälde, das einmal auf einer Kunstausstellung prämiiert wurde, und das ein junges Weib darstellt, welches mit dem Säugling auf dem Arme dem mit seiner reich geschmückten Braut vom Altar kommenden Verführer vor der

Kirchenthür auflauert; es betitelt sich, wenn ich nicht irre, „Venezianische Novelle". Das gleiche Thema behandelt das Gedicht, wobei sich der ganze Zorn des Dichters gegen den reichen Verführer wendet, der noch ganz besonders als eine „Säule des Altars", d. h. als ein scheinheiliger Mensch bezeichnet wird. Wie gesagt: gut gemeint!

Mira. Eine erzählende Dichtung aus den Meraner Bergen von Ella Hruschka (Dresden, E. Piersons Verlag).

Noch eine Dichtung — aber eine etwas umfangreichere — in reimlosen „Scheffeltrochäen". Der Wunsch, die herrliche Meraner Gegend zu besingen, hat wohl dies Gedicht entstehen lassen. Die Hauptsache ist also die Landschaft, die Menschen mit ihren Geschicken sind dagegen nur Staffage. Die Landschaft ist auch sehr hübsch geschildert, aber die Staffage will nicht recht in das Gemälde hineinpassen. Dieser Nebenbauer, der eine hergelaufene Zigeunerin heiratet, ist kein echter Südtyroler, ebensowenig wie die eine zeitlang als fleißige Hausfrau waltende Mira eine echte Zigeunerin ist, trotzdem sie sich, wie ein gefangenes Vögelchen nach Freiheit sehnt und auch schließlich mit samt ihrem Kinde auf Nimmerwiedersehen davongeht. Es sind das alles Romangestalten, verkleidete Salonmenschen. Am allerunächtesten sind aber die Lieder, welche diese Zigeuner singen; es sind eben nur die bekannten Gedichte einer sentimentalen deutschen Jungfrau, die da handeln von Wanderlust und Sehnen in die Ferne, von fliegenden Falken, vom Scheiden und Meiden et caetera. Damenarbeit!

R. R.

Dramen.

Carl Hauptmann: Marianne. Schauspiel in drei Akten. Berlin. S. Fischer, Verlag, 1894. Kl. 8°, 97 S.

Das Drama ist ein Werk Gerhart Hauptmanns Bruder und verleugnet die Familienähnlichkeit nicht, namentlich erweckt es die Erinnerung an „Einsame Menschen" in hohem Grad. Aber der Mittelpunkt fehlt, die bedeutende Erscheinung des Johannes Vockerath, die durch ihren geistigen Gehalt das allgemeine Niveau hebt, mit ihrer aus langem Lebensgenuß gewonnenen Erfahrung das Interesse an den Auftritten steigert und mit ihren schwermütigen, zaghaften Stimmungen die Scenen färbt. Es ist eine vermutlich im Gesichtskreis des Vockeraths lebende Familie, die handelnd auftritt. Frau, Pflegetochter mit ihrem Gatten, einem Pastor, Onkel Oberförster, ein Neffe Maler. Die Frau versteht sich ganz ausgezeichnet auf die Wirtschaft und ist religiös, Onkel Oberförster weicht mit keinem Worte von seiner doppelten, durch das deutsche Schauspiel geschaffenen Bestimmung ab, und der junge Maler, der eben aus Italien kommt und Fritz heißt, trägt gewiß einen Samtrock. Die junge Frau Pastor, Marianne, nur erscheint neu in dieser längst bekannten Gesellschaft. Ist Johannes Vockerath durchaus ein Kind seiner Familie und nur mit den Zeiten über die Seinen hinausgewachsen, so hat Marianne mit ihrem regen Wesen, ihrer Empfindsamkeit sich wohl in den ersten Jugendtagen in diesen Kreis einfügen können, aber der erste Kampf, den ihr das Leben bringt, wird sie auf die ihren „Angehörigen" entgegengesetzte Seite führen. — Es ist das Schöne in diesem Drama, daß all das, was in Marianne auf der Sucht nach Abenteuerlichem und Lebenswunderbarem ist, sich nicht leicht zufrieden giebt, sondern seinen Kampf glücklich, glücklich und mutig kämpft. Sie verläßt ihren Pastor und folgt dem Maler.

Der Dramatiker, der auch in Carl Hauptmann steckt, verdient Beachtung, das Drama nicht. Manches die Handlung begleitende Beschreibwort zeugt von seiner Beobachtung und treffsicherem Ausdruck, die Erklärung im zweiten Akt in ihrer fast wortlosen Einfachheit klingt innig und wahrhaftig, und es ist eine prächtige, rührende Stelle, die einen mitschwingen macht, wo Mariannens entströmendes Gefühl nur den kühlen Worten der Mutter begegnet.

Die Vorgeschichte ist so nichtssagend, der erregende Moment tritt so spät ein, und das oftmalige Stocken der Handlung, das wie ein Mangel an Lebenskraft peinlich berührt, die viele ermüdende direkte Charakteristik, die die Absicht nicht erreicht, die Vorliebe für philisterhafte Milieus, all das giebt den Eindruck: Nichts Wärmendes und Liebenswürdiges, das ist kein Tadel. Nichts Bedeutendes und Unvergeßliches.

Wien. Bruno Großmann.

Hans Merian, Baruschlacht. Ein Fastnachtspiel in drei Aufzügen. (Leipzig, Wilhelm Friedrich. 215 pp. 8°. 1894. In künstlerischem Umschlag.)

Es lebt eine Gruppe in unserer jungen Litteratur, die gegenüber den Schreiern und Bannerträgern der „modernen" Richtung, den Ausrufern des „Modernsten" gegenüber, den neuesten Vertretern des „Spuks" und des „Fantasma" gegenüber, ernst und stumm bleiben; gelegentlich unwillig werden; gelegentlich lächeln. Zu dieser Gruppe gehört z. B. nach meinem Empfinden, nach der künstlerischen Seite hin, Otto Erich Hartleben; zu ihr gehört, mehr nach der prinzipiellen Seite, M. G. Conrad (dem obiges Buch gewidmet ist); zu ihr gehört, wenn auch aus hundert anderen Gründen, Karl Bleibtreu; zu ihr gehören, wie ich persönlich weiß, Max Halbe und Julius Schaumberger; lyrisches, dramatisches, novellistisches Gebiet, das spielt hier gar keine Rolle; zu ihr gehört noch mancher andere, den ich nicht sicher bezeichnen kann, weil ich doch nicht genügend versiert bin im zeitgenössischen belletristischen Schrifttum, und weil ich meine Freunde besser kenne. Zu ihr gehört aber auch als einer der fröhlichsten unter den Frondeurs Hans Merian. Diese Leute sagen einfach: Wir wollen nicht! Wir machen Eure Veitstänze und Grimassen nicht mit! Wir stopfen nicht unsere Nasenlöcher mit Moschus voll und reden dann von „langstieligen Gefühlen" oder „grünlich gefärbtem Mitleid". Wir spielen nicht auf der Farbenskala Dauthendeys oder dem sexuellen Monochord Przybyszewskis. Wir glucksen nicht nach Eurer symbolischen Okarina und sprechen nicht nach der Grammatik Maeterlincks! Wir sind eben natürlich und schauen mit offenen Augen in die Welt!

Woher wohl dieser Unterschied kommen mag? Und daß so verschiedene Menschen, wie die oben Genannten, unter einen Gesichtspunkt gebracht werden können? — Ja, wer das wüßte! Den letzten Grund werden wir wohl nie kennen. Er liegt in der Vergangenheit, in der Beschäftigung und in den Schicksalen unserer Voreltern und unserer Aszendenz. — Aber den Erfahrungs-Menschen so genommen, wie wir ihn finden, kann man wohl sagen, daß Menschen mit fröhlichem Temperament allem Mysticismus und Symbolismus unhold sind. Es ist ein schwerer Druck auf dem Gemüt, ein tiefes, geistiges Leiden, welches Menschen mit diesem natürlichen Anblick der Welt nicht zufrieden, stets Warum? fragen, und sie aus der mystischen Tiefe ihres gequälten Gemüts eine neue fabelhafte Welt gestalten läßt.

> „Krankheit ist wohl der letzte Grund
> Des ganzen Schöpferdrangs gewesen.
> Erschaffend konnte ich genesen.
> Erschaffend wurde ich gesund."

Alle die oben Genannten, mit wenigen Ausnahmen, sind fröhliche, überschäumende Menschen und große Lebenskünstler. Zwei so grundverschiedene Individualitäten wie Conrad und Hartleben stehen bei mir auf der gleichen Liste des fröhlichen Temperaments, und sind damit für mich definitiv klassifiziert. Freilich sind wir anderen gegen sie Ritter von der traurigen Gestalt, schwarze Störche, die tief im Wald, nur von der düsteren Gesponsin begleitet, die einsamste Stelle aufsuchen; während fröhliches Geklapper auf dem Dach des Nachbarhauses von den Familien-Freuden des weißen Storches erzählt. Aber das ist nun einmal so. Wir sind eben zwei verschiedene Klassen von Menschen.

Zu den fröhlichen aber gehört auch

Merian. Es ist nicht der Operntext, das Fastnachtsspiel, das hier die Richtung vorschrieb, sondern es ist eine andere Lebens-Anschauung. Unsere Gruppe geistiger Ascendenz heißt: Schopenhauer, Byron, Leopardi. Ihre Gruppe heißt: Rabelais, Demokrit, Epikur.

„Ich komm' itzt wieder zu meinem Fässel. Wohlauf, Ihr Brüder, zu diesem Wein! In vollen Zügen, liebe Kindlein, trinket davon. Schmeckt er Euch nicht, so laßt ihn stehen. Ich bin keiner von denen beschwerlichen Lifferloffers, die ihre Landslüt und guten Kunden mit Macht, Parforsch, Schimpf und Gewalt auf Karus, ja, was schlimmer noch, auf allus zu saufen gewältigen. Ein jeder ehrliche Zecher, ein jeder ehrliche Gicht-Hahn, wenn er Durst hat, kommt an mein Faß; braucht keiner zu trinken wer nicht Lust hat; hat er Lust, und der Schmack behagt den Gaumen ihrer Herrlichkeiten, lasset sie trinken frank und frey, frisch und getrost; des Weins nicht schonen; ich geb's umsonst. Dies ist mein Satz. Und sorgt auch nicht, der Wein möcht ausgehn, wie auf der Hochzeit zu Cana weiland in Galiläa: soviel ich Euch zum Hahn herauslaß', füll' ich wieder zum Spund hinein; so ist mein Fässel nie auszuschöpfen, denn es hat einen lebendigen Quell und eine immer fließende Ader. — Hört 'mal, was ich euch erzähle! Ich wischt' mich einmal an ein sammetnes Runzeldecklein von einer Fräulen, und fand es gut, denn die Weichheit der Seiden macht' mir am Fundament eine ziemliche Wollust. Ein anderes Mal an eine Haub von eben derselben, und war desgleichen. Ein anderes Mal an ein Brusttuch. Wieder ein andermal an die karmesin-atlass'nen Ohrläpplein; aber ein läusegüldner Prast von Zirkeln und Gebräms daran zerschund mir den ganzen Hintersten. Schlag doch das heilige Tönigsfeuer dem Goldschmidt in den Arßdarm, ders gemacht hat, und dem Fräulein, die 's trug! — — Was seh' ich denn dort? Was kommen denn dort für Kuttenklepper und Mollköpfe? — Fort Ihr Köder! Räumt mir das Feld! Mir aus der Sonnen! Zum Teufel Canaill'! Kommt ihr Spür-Ärß schon wieder her, visiert meinen Wein? Beseicht mein Faß? Schaut her, hin ist der Stock, euch Grabgespenster, euch Cerberus-Hund kreuzlahm zu bläun und heim zu leuchten! Fort denn ihr Schleicher! — Ihr andern trinkt!" — peroriert Franziskus Rabelais.

Und wie läßt sich Johannes Merian vernehmen?:

„Dieweil nach alter deutscher Sitt'
Ein trock'ner Schlund gedeihet nit,
Und guten Rat man nur erkiest
Do, wo ein guter Tropfen fließt,
So sorgt der Wirt, daß gold'ner Meth
In Fülle in den Krügen steht.
Drum führt das volle Horn zum Mund
Und trinkt es aus bis auf den Grund.
Und füllt es wieder und leert es frei,
Daß froh des Tagwerks Anfang sei.

Die Mannen.

„Das Trinkhorn sei gepriesen!
Gepriesen sei der Meth!
Es trinken Götter und Riesen
Und wer auf Midgord steht —
Und geht der Mensch am Ende
Im Sterben aus dem Leim,
Dann dröhnen Waihollas Wände
Von altgermanischem Reim:
Wir sind die alten Deutschen
An beiden Ufern des Rheins,
Wir liegen auf Bärenhäuten
Und trinken immer noch Eins!
Noch Eins! Noch Eins!

Die Schenkmädchen
(in kurzgerafftem, ärmellosen bunten Gewande,
Arme und Beine bis zum Knie nackt).

„Rast nicht so, ihr raschen Recken!
Gönnet gütig uns Geduld!
Eures Durstes Bedürfnis decken
Dienend wir mit Hornes Huld.

Marbod.

„Ihr Mannen, nicht allein zu festlichen Gelogen
Seid ihr versammelt hier in froher Morgenstunde
Ernst zu beraten gilt es und zu togen;
Denn rings aus allen Gou'n erhallet schlimme Kunde:
Die deutschen Marken ollerorten,
Sie sind bedroht von römischen Kohorten.

Die Monnen.

„Meth her! Meth her! Schaffet Meth herbei!
Sollen hier die deutschen Fürsten
In Segestes-Halle dürsten?
Meth her! Meth her! Schaffet Meth herbei!

Die Mädchen

Wehe den Helden'
Wehe dee Halle!
Der göttliche Meth,
Der Meth ist alle!
(stuezen verzweifelnd die leeren Krüge um)
Sehl hin! Die Krüge steh'n alle leee.
Es einnel nicht ein Teopfen mehe.
Der Meth ist fartgehupfit.
Die geoßen Krüge ringsumher
Sind alle ausgesupfit . . . .

Hermann (der Cheeuskee)

„In deutschen Landen viel gereist
Ist es mie aufgefallen,
Daß man den Meth zwae höchlichst peeist,
Dach leider nicht in allen.
Sa jüngst im Bajuworenland
Ich anderweit Getränke fand,
Aus Malz und Hapfen wunderbar
Sa kühlend frisch, wie Gald sa klae,
Daß selbst der Saft der Reben
Nicht Schönres möchte geben.
Und dies Getränk, madern und neu
Ist Sedlmayrs Spatendeäu.

„In allen Gauen weil und breit
Giebt's nichts, was ihm mag gleichen.
Var dieses Trankes Heerlichkeit
Muß Streit und Kummer weichen.
Drum had' ich lustig und veegnügt
Den Bajuwarenstamm besiegt;
Allein mit meinem guten Schwert
Da zwang ich all' die Recken wert;
Und bring' als gute Beute
Ein bayeisch Bier euch heute.
Und dies Geteänk, madern und neu,
Ist Sedlmayrs Spatenbräu.

Thusnelda (eine sentimentale deutsche Jungfrau)

„Ich danke euch, ihe Götter!
Ich preise dich, mein Retter!
Du lösest mich von Schulden frei
Mit Sedlmayrs Spatenbräu.

Allgemeinee Chae.

„Hermann dee Held, er sei gepriesen!
Ee laßt uns neu Geteänke fließen.
Die deutschen Edlen, die Mannen und Füesten,
Sie sollen heut nicht länger düesten.
Und ist dee Meth auch alle wor'n —
Bald füllt ein feischee Staff das Horn
Und dies Getränk, modern und neu,
Ist Sedlmayrs Spatendeäu . . .

Inzwischen werden die Römer unter Zugrundelegung des Berichts des Tacitus in seiner Germania von den Teutschen geschlagen. Tacitus ist selbst anwesend. Und, wie jeder Historiker in den Gegenstand seiner Forschung mehr oder weniger verliebt ist, stellt der unerhörte Gerichtsschreiber am Schluß des Stückes die Frage:

Tacitus

„Nur, noch eins, ich bitte,
Sagt mie, ist's bei Euch Sitte,
Daß Ihe in jedem salchen Krieg
Davan müßt trogen stets den Sieg?"

welche unerhörte Frage nur das Stichwort für den Cherusker-Hermann ist, sich gehörig in die Brust zu werfen:

Heemann

„Die Eintracht hal uns stark gemacht,
Durch sie gewannen wir die Schlacht.
Begeistertee Mut im gerechlen Krieg
Verlieh uns heul den Sieg."

was wiederum nur der Anlaß für den Schluß-Chor ist, nochmals das Gabriel Sedlmayr- oder Spaten-Bräu-Lied anzustimmen:

Allgemeinee Chor.

„Und läßt mit alten Tücken
Sich in Geemaniens Gau'n
Der Erbfeind wieder blicken,
Wall'n wie ihn wieder hau'n.
Wie sind die alten Deutschen
An beiden Ufeen des Rheins,
Wie liegen wahl zu Zeiten
Auf unseen Bäeenhäuten
Und trinken immee noch eins.
Dach halten die olten Deutschen
Getreu die Wacht des Rheins,
Und kommt uns wer zu nahe —
Wir hauen immee noch eins!"

Nur die äußere Gang-Art und den Rabelais'schen Zug im Stück und bei Hans Merian wollte ich hier andeuten. Das ganze Textbuch ist voll des liebenswürdigsten Humors und witziger Anspielungen auf Zustände der Gegenwart und jüngsten Vergangenheit. Besonders die zwei großen Heiligtümer der Deutschen, Wagner'sche Musik und Schopenhauer'sche Philosophien, werden tief in den Meth Merian'scher Würze und humoristischen Bitterstoffes untergetaucht. — Da, wie wir hören, die Musik zu dem Buch in ihren Hauptmelodieen vom Verfasser selbst vorliegt, so bedürfte es nur eines tüchtigen Kapellmeisters und Kontrapunktisten, um diesen köstlichen Wurf über die Bühnen Deutschlands gehen zu lassen. —

Panizza.

Soziale Litteratur.

Kampf oder Kompromiß? „In medio virtus“. Versuch einer Lösung der sozialen Frage auf Grund eines Kompromisses. Dresden, Leipzig und Wien, 1895. Piersons Verlag. — 133 S. 2 Mk.

I. Die Sozialdemokratie. „Ich habe mich oft gefragt, wenn ich gesehen habe, wie sich manchmal Leute wegen fünfzig Pfennig bis aufs Messer gerauft haben: und das sind die Menschen, mit denen die Sozialdemokraten eine sozialistische Wirtschaft, eine sozialistische Produktionsweise, überhaupt (!) eine sozialistische Gesellschaftsordnung gründen wollen, in der Gemeinsinn und Nächstenliebe obenan stehen, und der Egoismus die zweite Rolle spielen soll?“

II. Der Kapitalismus. „Thatsache ist, daß die Verwendung des Vermögens als Produktionsmittel (!), als Kapital (!), ganz besonders im Laufe des letzten Jahrhunderts zugenommen hat, und daß der Einfluß des Kapitals auf die gesamten wirtschaftlichen Verhältnisse (!) der Völker ein so mächtiger geworden ist, daß man die heutige Wirtschaftsordnung schlechtweg die ‚Kapitalistische‘ benennt.“

III. Das Weib. „Das emanzipierte Weib büßt den Reiz der Weiblichkeit ein, wird unliebenswürdig, den Männern unsympathisch, ja oft sogar widerlich, sie findet keinen Mann, der die Ehe mit ihr wagen würde, verfehlt den wichtigsten Lebenszweck des Weibes, und beendet ihre Tage als unzufriedene, verbitterte alte Jungfer!“ — Die Proben genügen wohl.

Lieber Herrgott; Vater, Sohn und heiliger Geist! Warum hast Du mich zum Kritiker gemacht in einer Zeit, wo kein Mensch die Grundbegriffe der Volkswirtschaft kennt und jeder Heringsbändiger die soziale Frage „löst“?

C. von Massow: „Die Reform unseres politischen Parteilebens“. Berlin, 1895. Liebmann. 61 S. 1 Mk.

Der durch sein „Reform oder Revolution?“ bereits in weiten Kreisen bekannt gewordene Verfasser nimmt in vorliegender Schrift die klägliche Impotenz unseres deutschen Parlaments zum Gegenstand seiner Kritik, deren Hauptursache er in unserem gesamten politischen Parteileben sieht. Zunächst setzt es ein paar scharfe Hiebe ab für das Centrum, diesen Petresakt einer aus den verschiedenartigsten Elementen bestehenden religiösen Partei inmitten einer Volksvertretung sozialpolitischen Charakters. Wir glauben jedoch nicht mit dem Verfasser, daß die Aufhebung des Jesuitengesetzes und die Verschaffung eines kleinen Kirchenstaates diesen Hemmschuh jeder gesunden Parteipolitik auflösen würde. Was das Centrum gründet, scheint uns vielmehr der prononciert evangelische Charakter des deutschen Reiches mit seiner Hälfte katholischer Einwohner, scheint uns die in den Vordergrund geschobene, weitgehend berechtigte konfessionell evangelische Staatskirche zu sein. Löst die rudimentäre Verquickung von Staat und Kirche, und ihr sprengt das Centrum. Ist es doch gerade die fortschreitende Zersetzung der Religion in Konfessionen, Sekten und freie Weltanschauungen, die den — ursprünglich notwendig kirchlichen — Staat zwingt, mit der Zeit die Religion zur Privatsache zu erklären. — Des weiteren fordert Verfasser Reform unseres Partei-Getriebes überhaupt, hinsichtlich der Organisation, der Presse, der Abstimmung, des Verkehrs mit den Wählern, der Regehaltung des politischen Lebens im Lande u. s. w. Als Muster stellt er etwa die Sozialdemokratie hin, deren Haupterfolge er in ihrem geschickten Parteileben sieht. Wie es uns scheint, übersieht er, daß diese Partei mit zwei mächtigen Alliierten im Bunde steht: der Not und der Begeisterung. Die Not, das hilfesuchende Existenz-Interesse an den Maßnahmen der Regierung und ihrer Partei werden Mitglieder der bürgerlichen Parteien schwerlich in dem Maße haben, wie der klassenbewußte Proletarier; und daß

man sich für ein nationalliberales oder konservatives Parteiprogramm als Lebens-Ideal begeistern könnte, erscheint uns etwas zweifelhaft. Wir stecken eben überhaupt nicht mehr in den Verfassungskämpfen der Jahrhundertsmitte drin, der Centralpunkt der gegenwärtigen Politik ist das Wirtschaftsleben geworden. Darum siechen alle unsere politischen Parteien ohne Lebenskraft dahin, darum treffen wir reges politisches Leben nur bei den beiden neuen, wirtschaftlichen Parteien, den Antisemiten und den Sozialdemokraten und vielleicht noch im Bund der Landwirte. Darum halten wir jeden Versuch, den alten Parteien auf organisatorischem Wege neues Blut zuzuführen, für aussichtslos.

Massow stellt noch eine Reihe von anderen Forderungen, die wir gern unterschreiben: Minoritäten-Vertretung in allen Wahlkreisen, Diäten für die Reichstags-Abgeordneten, Verminderung der Zahl derselben, direkte Entscheidung des Volkes in wichtigen, einzelnen Fragen, für die ein unter vielleicht ganz anderen Gesichtspunkten gewähltes Parlament nicht genügend kompetent ist, überhaupt mehr Mitwirkung an der „Peripherie" des politischen Lebens, nicht Legislativ-Monopol im Centrum der Regierungs- und Parlaments-Bureaukraten.

Alles in allem: Das Buch eines ehrlichen Idealpolitikers mit offenen Augen und warmem Herzen, das man nicht aus der Hand legen wird, ohne reiche Anregung empfangen zu haben.

Als nachahmenswert möchten wir noch die Gepflogenheit der Verlagsbuchhandlung empfehlen, welche auf dem Begleitzettel um Rücksendung des Recensions-Exemplars bei ausbleibender Recension ersucht. Wäre dieser Brauch allgemein, so hätten die Verleger nicht nötig, um einer Hand voll Kritiken Dutzende von Gratis-Exemplaren fortzuwerfen.

Leopold Besser: „Das der Menschheit Gemeinsame". Auch eine christlich-soziale Studie. Bonn, 1895. Strauß. — 119 S.

Wenn das vorliegende Werk später einmal ins Deutsche übersetzt werden sollte, will ich mich bemühen, zu verstehen, was Verfasser mit seinem philosophisch-naturwissenschaftlich-religiös-national-ökonomischen Salat der Menschheit offenbaren wollte. Daß man zu diesem Zweck ein mit deutschen Wortbildern geschriebenes Chinesisch lernt, kann er nicht gut verlangen. Man höre:

P. 11: ... „Das Eine wird ihnen (den Sozialisten) die Geschichte hoch anrechnen, daß sie dieselben [vermutlich auf „Lehren" bezüglich; — kann sich aber auch auf „Irrungen", „Begriffe", oder „Menschen- und Arbeits-Werte" (?) beziehen] rein und frei zu halten wußten von einem Handeltreiben ihrer Forderungen (?) mit politischen Mächten, die schließlich in der Herrschsucht und im Eigennutz des Menschen wurzeln, des christlichen Gedankens eines Allen Gemeinsamen (?) aber entbehren. (Wer? — Die Forderungen oder die Mächte?). Ja, es ist jene Frage nach dem Reiche des Himmels oder nach der Stätte dieses Erdendaseins (?) das gährende Element unserer Zeit (man denke: ein Element, das gährt!).

Oder p. 18: ... „Immer dringender wird die Sammlung um ein Allgemeines, weil (!) der Menschen mit ihrem natürlichen, ganz unabweisbaren Verlangen, sich auszuleben (?), immer mehr werden (!), und der Gesellschaft Empfinden um (!) eine Allen zukommende Gerechtigkeit immer lebendiger." (Haupt- oder Nebensatz?)

P. 25: ... „Daher auch die rasche Zunahme der Unzufriedenheitsseuche in der akademischen Jugend, in der (in der Jugend oder Seuche oder Unzufriedenheit oder Zunahme?) die transcendentale Begründung der ethischen Grundsätze, mit der Kirche und Schule sie (wen?) ausstattet, an den Realitäten des Lebens zerschellen (wer zerschellt?) wie Seifenblasen und von der (von wem? von der

Begründung oder von der Jugend oder von was sonst?), wie Hillebrand schrieb, jene dogmatischen Glaubenslehren ablaufen wie's Wasser vom Entenflügel."

Oder p. 80: ... „Das wäre jenes große Gemeinsame in der Ausstattung des Einzelnen, die (das?) voll und ganz dem Ganzen zu dienen die Kraft in sich trüge."

Und so weiter, wo man aufschlägt! Wenn Herr Besser weiß, was er sagen will, soll's mich freuen. Mir ist nur so viel klar geworden, daß er eine blödsinnige Angst vor der katholischen Kirche hat, die bei ihm etwa die gleiche Rolle spielt, wie bei Ahlwardt die Juden. Er scheint sich das Wort Talleyrands zur Maxime genommen zu haben, wonach die Sprache dazu da wäre, die Gedanken (oder ihren Mangel?) zu verbergen. Jedenfalls ist es eine Dreistigkeit, etwas derartiges von unklaren Phrasen dem Druck zu bieten.

Heinz.

Philosophie und Theologie.

G. Kühn: Naturphilosophische Studien frei von Mysticismus. — (Neuwied und Leipzig, 1895. Schupp, 187 S.)

Hinter dem vielversprechenden Titel birgt sich in Wirklichkeit eine Kompilatorium ziemlich seichten Aufklärichts und ziemlich zahmen Kampfs gegen das Kirchen-Christentum. Im Allgemeinen ist eine Schrift, die sich zur Aufgabe stellt, allgemeinverständlich die Legenden der Bibel scharf unter die Lupe der wissenschaftlichen Kritik zu nehmen und die Fundamente der offiziellen Religion: Erbsünde, Höllenstrafen zc. einmal konsequent und unbarmherzig am Maßstab der Logik und des Gerechtigkeits-Gefühls zu messen, nur mit Freude zu begrüßen; und zwar um so mehr, als es an einer solchen Agitationsbroschüre für die Befreiung der Massen aus religiöser Stumpfheit, einem Werkchen, das in gedankenkräftiger Kürze die positiven Ergebnisse der modernen Naturwissenschaft und der modernen Bibelforschung und Religionswissenschaft zusammenfaßt, eigentlich fehlt. (Die beiden bisher mustergültigsten Schriften: Dödels „Moses oder Darwin?" (Stuttgart) und Heigis „Spaziergänge eines Atheisten" (Bamberg) sind insofern unzureichend, als erstere nur die Schöpfungsgeschichte, letztere nur einige herausgerissene Fragen behandelt.) Einer solchen Aufgabe ist aber das vorliegende Buch trotz der guten Absicht, die wir gerne anerkennen wollen, doch nicht gewachsen; dazu gehört ein theologisch und naturwissenschaftlich und — philosophisch eingehend gebildeter Verfasser, und als solchen können wir schwer einen Mann bezeichnen, dessen Bildung und Weltanschauung offenbar selbst nur aus unzähligen freigeistigen Schriften zusammengelesen ist, der ziemlich konfus bei aller Radikalität an Willensfreiheit und absolutes Sittengesetz, Gall'sche Schädellehre und fünf einheitliche Menschenrassen zc. glaubt, oder vielmehr sie als selbstverständlich und unbezweifelt voraussetzt, der die Urchristen noch als bewußte Betrüger ansieht und allerlei alten Kohl des „Rationalismus" wieder aufwärmt, und die eigentlichen Grundprobleme im Streit Monismus contra Dualismus gar nicht kennt. Auch die Art der Darstellung ist nichts weniger als tadelfrei. Wenn man in einem solchen, fast 200 Seiten umfassenden Buch über die Entstehung der Sprache nichts weiter zu sagen weiß, als: „Aus abgerissenen Lauten, verbunden mit Pantomimen, vielleicht ähnlich denen der Taubstummen, hat sich die Sprache entwickelt und den Begriffsbedürfnissen angepaßt", und das Kapitel „Spiritismus" in ½ Seite, ohne sich irgendwie damit beschäftigt zu haben, als „von einigen Schwindlern zur Täuschung der Gläubigen ersonnen (!)" „Schwindel" abmacht mit dem geistvollen Schluß: Sei ein Glaube noch so dumm, er findet doch sein Publikum", so ist das einfach die der Halbbildung eigene Verbindung von Ignoranz und Arroganz. Ein noch klassischeres testimonium paupertatis ist es, wenn Verfasser p. 22 zu dem naiven Resultat kommt: „Kurz, Tiere und

Menschen unterscheiden sich in ihren geistigen Begabungen nur dadurch, daß die der letzteren sich noch bis zum Selbstbewußtsein und zur Vernunft erweitert (!) haben.“ Der Unterschied zwischen anorganischer und organischer Natur ist gar nicht vorhanden, denn letztere unterscheidet sich von ersterer *nur* dadurch, daß sie lebt; nicht wahr, Herr Schlaukopf? Von gleich niederschmetternder Ueberzeugungskraft sind auch die zahlreich über den Text verstreuten Poesieen, die oft lebhaft an den Neu Ruppiner Namensvetter des Verfassers erinnern, wie:

„Durch der Seele Tiefen schallet
Des Gewissens ernstes Wort,
Das bald leis', bald lauter hallet,
Unbestechlich fort und fort“

oder:

„Der Glaub an einen Höllenschlund
Ist den Menschen nicht gesund.
Nur für Dumme hier auf Erden,
Die leider nie ganz alle werden“

Das ist doch gewiß schön? Versteckt euch, Liliencron, Bleibtreu und Genossen! — In Summa: Im Kampfe gegen die Dunkelmänner ist ja schließlich jede Verstärkung des Heeres erfreulich, aber einen allzu großen Wert haben gebrechliche Waffen, wie die vorliegende nicht; sie täuschen nur über die Unantastbarkeit unserer Weltanschauung und stärken womöglich den Widerstand unserer Gegner.

W. E. Backhaus: „*Sittliche oder ästhetische Weltordnung?*“ Braunschweig. Limbach, 1895. 92 S. — Ein eigentümliches Buch! Die spintisierende Metaphysik eines Künstlergeistes, die kurz zusammengefaßt etwa auf folgendes hinausläuft: Die alten Weltanschauungen, die moralische, die mechanische, die pessimistische u. a., lassen sich, als „unverträglich mit der erkannten Ordnung der kosmischen Dinge“ und nicht ausreichend begründet, nicht aufrecht erhalten; gerechtfertigt ist allein eine *ästhetische Weltanschauung*, zumal sowieso ästhetisches und religiöses Empfinden identisch ist. Diese fordert dann aber als notwendige Konsequenz den „*ästhetischen Staat*“, d. h. eine „in ihren Lebensgrundlagen umgewandelte und verjüngte bürgerliche Gesellschaft“, deren Grundprinzip lautete: „Ungehinderte Entwicklung nach dem Rechte und Gesetze der Natur“. Materielle Bedingung dieser, eine ästhetische Weltanschauung jedem ermöglichenden Gesellschaftsordnung wäre die Gewährung der notwendigen Lebens- und Kulturgüter an jeden nach seinem Bedürfnis, damit er alle Leistungskräfte seiner Individualität ungehemmt zu entwickeln und zum Wohle der Gesamtheit zu bethätigen imstande sei. (Interessant ist, es zu sehen, wie selbst die ideologische Philosophie und Utopistik heute schließlich in den Hafen gewisser sozialer Forderungen mündet.)

Die stark unter dem Einfluß der idealistischen Philosophie — Hegel, Spinoza — stehenden Ausführungen des Verfassers sind zum Teil etwas unklar und in ihren logischen Grundlagen wohl nicht ganz haltbar. Er scheint uns den Unterschied zwischen (objektiv-wissenschaftlicher) *Weltordnung* und (anthropologisch-metaphysischer) *Weltanschauung* doch nicht genügend festzuhalten. Wir geben ihm recht, wenn er sagt: „Die Annahme einer bloßen Mechanik des Weltgebäudes wird seine (des menschlichen Geistes) Wißbegierde nicht befriedigen, kann sein Sehnen nach Enthüllung der Weltgeheimnisse nicht stillen“, d. h. die Naturwissenschaften werden nie die religiös-philosophische Weltanschauung vernichten, sondern stets nur ihrer Erkenntnisstufe gemäß ummodeln. Deshalb bleibt aber doch die mechanische Weltordnung als einzige objektiv gültige, weil allein wissenschaftliche, notwendig bestehen *neben* jenen, ein ruhender Pol in der Erscheinungen Flucht. Wenn Verfasser die sittliche Weltanschauung für unhaltbar und überwunden erklärt, so ist dies richtig, aber nicht, weil sie „etwas durchaus Innenmenschliches und in ihrer praktischen Bedeutung durchaus Eigenmenschliches“ in den Kosmos hineinträgt, — *denn das thun alle Weltanschauungen*, auch seine „ästhetische“, — sondern

weil die Wissenschaft dem Menschen gelehrt hat, daß es nirgends und niemals seinen hypostasierten, moralischen ‚ordre naturel‘ gegeben hat, und die moralischen Begriffe, wie alles, der Entwicklung und Veränderung unterworfen sind. Ebenso handgreiflich unrichtig ist die Behauptung, die pessimistische Weltanschauung „verwechsele das Staats- und Gesellschaftsleben des Menschen mit dem Bau und dem Leben des Weltalls“. Denn zum Teil sind es gerade die kosmischen Perspektiven der modernen Naturwissenschaft, auf die sich der Pessimismus unserer Zeit gründet. Seltsam ist auch die These von der Unvereinbarkeit ästhetischer und pessimistischer Betrachtung der Welt. („Hätte dieser vernichtungsselige Geist die großen Künstler beherrscht, so würden sie nicht große Künstler geworden sein“!) Ist es wirklich noch nötig, auf den grandiosen Pessimismus hinzuweisen, der in den Werken eines Sophokles, in dem, vom Verfasser selbst citierten, erhabenen „Prediger Salomonis“, im Tristan und Nibelungenring, in Bleibtreus „Kosmischen Gedichten“ u. a. lebt? Höchst schwach ist endlich die Fundamentierung seiner Weltanschauung („Die Welt kann nicht anders als ästhetisch betrachtet werden. Eine solche Betrachtung erfreut und erhebt das Gemüt und schwingt den Geist des Menschen auf höhere, kaum geahnte Stufen“), denn sie wird durch die bloße Existenz von Menschen, die geringes ästhetisches Bedürfnis haben, oder deren metaphysisches Bedürfnis durch die Befriedigung des ästhetischen nicht gleichzeitig genügend gestillt wird, einfach umgeworfen; und ihre Zahl dürfte, da religiöses und ästhetisches Empfinden durchaus nicht identisch sind, keine allzu geringe sein. Über den Begriff des Ästhetischen selbst endlich hat Backhaus ziemlich antiquierte Anschauungen, die stark nach der rechts-Hegelschen Schule (Schasler u. a.) schmecken. Das zeigt schon die falsche Fragestellung: „Was ist in der Natur ästhetisch?“ Ästhetisch ist nichts „in der Natur“, sondern ist eine gewisse — dem menschlichen Gefühl eigentümliche — Betrachtungsweise der Natur. Darum giebt es auch nichts „Schönes“ oder „Häßliches“ in der Natur oder Kunst, sondern beides sind Bezeichnungen für ein sympathisches oder antipathisches Verhalten unserer Psyche gegenüber Erscheinungen der Außenwelt innerhalb der ästhetischen Wertungsweise. Die Ästhetik ist uns naturwissenschaftlich gebildeten Gegenwartsmenschen nicht mehr die Lehre von den Gesetzen des Schönen, sondern des Schönfindens: eine Abteilung der Psychologie. Die Dinge der Außenwelt ästhetisch zu empfinden und zu werten ist der Mensch an sich genötigt, weil er eben eine menschliche Geistesthätigkeit hat; diese eine Sphäre derselben aber zur Grundlage einer Gesamt-Weltanschauung zu machen, scheint uns ein verfehltes Beginnen.

Zum Schluß können wir uns die Bemerkung nicht versagen, daß der rosenrote Umschlag, in den das Buch gehüllt ist, nach dem Verhalten unserer Psyche keineswegs zum „Schönen in der Natur“ gehört.

Heinz.

Neue Zeitschriften.

Der „Pan“. — Wohl niemals ist in den letzten Jahren das Erscheinen einer neuen Zeitschrift mit so großer Spannung erwartet worden, wie das erste Heft des „Pan“. Nun liegt es vor mir als Doppelheft: groß, prächtig, reich, schön und — absonderlich. Und nun geht auch schon rings um mich her das Kritisieren los; — und es wird viel und scharf kritisiert, nicht nur von den Feinden alles Neuen, sondern auch von den Freunden, ja von den eigenen „Genossen“ des Pan. Ich habe — und zwar durchaus nicht etwa von „verbohrter Seite“ — Urteile gehört, die geradezu entrüstet klangen. „Also das ist alles, was die zusammenbringen, die uns belehren wollen“ — „außer dem ‚Böcklin‘ ist kein annehmbares Blatt in dem Hefte“

— „von den litterarischen Beiträgen taugt höchstens das Kapitel des alten Fontane was“ — „ein solches Heft darf man einfach dem Publikum nicht an den Kopf schleudern, besonders wenn man vorher den Mund so voll genommen und alles besser hat wissen wollen als andere Leute.“ — Ja, ich darf es dreist behaupten: das erste Panheft hat gehörigen Anstoß erregt.

Dieser „Anstoß“ ist aber sein Segen; dieser „Anstoß“ ist sein Verdienst.

Wir müssen „anstoßen“, wenn wir wirken wollen.

Auch Perikles hat mit seiner Erneuerung der Akropolis zuerst „Anstoß“ erregt bei den Athenern; und die später so berühmte Goldelfenbeinstatue der Athene des Pheidias war den damaligen Pflegern des Kultus und der Kunst, den Priestern des alten Palladiums, mehr als ein Anstoß, sie war ihnen ein Ärgernis und eine Blasphemie. Die Geschichte all dieser Anstöße bildet die Kunst- und Kulturgeschichte des Menschengeschlechts; und den Anstoß „Böcklin“ und den andern Anstoß „Wagner“ haben wir zum Beispiel selber noch miterlebt.

Wenn in letzter Zeit eine neue illustrierte Zeitschrift ins Leben trat, so war die Redaktion vor allen Dingen bestrebt, in ihrem ersten Hefte, in der „Probenummer“, etwas recht glattes, einheitliches, fertiges zu liefern, etwas, was möglichst „allen Leuten gefallen“ mußte. Zum weiteren Ausputz mußten dann noch ein paar berühmte Namen herhalten — wohlverstanden, nur Namen, nicht Werke. Und recht in die Augen fallen sollten die Gaben, darum scheute man sich auch nicht, zu den entsetzlichen, jedes feinere Farbengefühl ertötenden, grellen Buntdrucken zu greifen. Unter allen Umständen aber sollte das Publikum beim Anblick der neuen Erscheinung ausrufen: „So viel für das Geld! Dieses Heft mit den vielen schönen Bildern, auf so glattem Papier und in so großem Format, — und das alles für nur eine Mark!“ —

Das ist die wirtschaftliche Frage. Wenn man halt nichts wirklich Neues bringt, sondern in etwas veränderter Fasson immer wieder dasselbe thut, was die andern auch thun und thaten; ja, dann stößt man allerdings nirgends an, dafür muß man aber dann auch mit dem vielen Gleichartigen in den bösen Konkurrenzkampf eintreten, der das letzte etwa noch vorhandene Restchen künstlerischen Gefühls unerbittlich unter den Groschen knechtet.

Der Pan ist in der glücklichen Lage, diesem Kampf enthoben zu sein. Diejenigen, welche die reichen Mittel zu dem Unternehmen zusammengesteuert haben, dürfen eine Genossenschaft echter Mäcenaten nicht heißen. Sie wollen den Künstlern nicht „Aufträge erteilen“, wie unsere Börsenbarone, die mit einem gewissen Gefühl befriedigter Eitelkeit auch gerne die Leistungen des Künstlers, dieses vornehmsten und teuersten „Arbeiters“, in Pacht nehmen, sondern sie wollen, gleich ihren Vorgängern der Renaissance, mit ihren Gaben nur die Kunst als solche fördern, ohne Nebengedanken, und ohne dem Künstler irgend einen anderen als den durch die natürlichen Raumverhältnisse geschaffenen Zwang aufzuerlegen, und ohne von ihm Rechenschaft zu fordern über das, was er schafft. Der Pan ist folglich so gestellt, daß er niemandem zu gefallen braucht, nicht einmal den Mitgliedern der eigenen Genossenschaft. Diese absolute Künstlerfreiheit ist der große Segen des Unternehmens, und es ist nicht das geringste Verdienst der Begründer der Pan-Genossenschaft, ein solches Mäcenatentum, wie es die deutsche Kunst bis dahin noch kaum gekannt, und das einem litterarisch-künstlerischen Unternehmen überhaupt noch niemals gelächelt hat, zum Leben erweckt zu haben.

Aber da höre ich schon wieder die Stimmen der Kritiker. „Gerade, weil der Pan so ausnahmsweise günstig gestellt ist,“ heißt es, „gerade deshalb hätte das erste Heft besser ausfallen sollen. Das ist ja nichts

Ganzes, nichts Fertiges; es ist eigentlich nur ein Sammelsurium von Ungenießbarkeiten."

Ja, wer sagt euch denn, daß das erste Panheft etwas Fertiges sein soll oder will? Es ist ja keine „Probenummer", kein „Muster (ohne Wert)", das die „Firma" dem P. T. Publikum ergebenst vorlegt, zum Nachbestellen. Der Pan ist ja von alledem das gerade Gegenteil: er ist etwas Werdendes, ein erster Keim, der mit der Zeit zum Baume auswachsen soll. Wenn das, was der Pan will und erstrebt, schon „fertig" und „ganz" wäre, so hätte er ja gar nicht gegründet zu werden brauchen, dann wäre sein Feldzug ja so nutzlos, wie heute ein Eroberungszug der deutschen Armeen nach dem Elsaß wäre. Was man schon hat, braucht man ja nicht mehr zu erstreben. Wie es aber Leute giebt, die nicht über das Jahr 1870 hinauskommen, und immer noch mit rückwärts gewandtem Antlitz für die „deutsche Einheit" schwärmen, die wir ja längst haben, bei dieser Schwärmerei aber die wichtigsten Fragen des kommenden Tages vergessen oder sich von solchen gährenden, unfertigen Zukunftszuständen mißmutig abwenden, weil man ihnen „nicht einmal" ein „klares und einleuchtendes Bild" des Zukunftsstaates machen könne, so giebt es auch Leute, die am Gestrigen in der Kunst hängen, weil es eben ein Gewordenes, Ganzes und Fertiges ist, das sie ästhetisch befriedigt. Es sind kontemplative Naturen, die sich nicht gerne aus der Bequemlichkeit ihres geistigen Lehnstuhles aufrütteln lassen, und meinen, weil sie sich in ihrem fertigen Hause wohl fühlen, so sei dies auch das bestmögliche, das einzig denkbare Haus, und das neue Gebäude, zu dem ein paar „Besserwisser" den Grundstein gelegt, sei ja noch nicht fertig, also sei es auch nichts wert. Diese guten Leute sind aber im Grunde recht harmlos; denn wenn dann das neue Haus ebenfalls fertig steht und noch schöner und bequemer geworden ist, als ihr altes, dann lassen sie sich in ihrem Lehnstuhl gemütlich hinübertragen und finden, sobald sie wieder warm und fest sitzen, ein solcher Neubau sei eigentlich stets ihre Idee gewesen, und es wohne sich ganz vorzüglich darin.

Aber sehen wir uns das Panheft nun einmal genauer an.

Der Umschlag ist merkwürdiger Weise kein Reklamedeckel mit irgend einem anlockenden allegorisch nackten Frauenzimmer, sondern eben ein Umschlag, ein Schutz des Heftes gegen den Schmutz der Außenwelt. Wie sonderbar! Bei diesem Hefte sind also die Kunstwerke Innen zu suchen, nicht auf der Außenseite, wie bei dem Frühlings-, Weihnachts- oder andern Nummern z. B. der „Modernen Kunst" oder bei den herrlichen Meßbuden auf dem Leipziger Königsplatz. Die derbe Zeichnung von Stuck auf der Stirnseite stört diese Wirkung in keiner Weise, sie ist nur Marke, Aufschrift, weiter nichts. Diese grüne Schutzdecke, lehrt sie euch nichts, ihr Herren Kritiker? Nein? Nun denn, so will ich es euch sagen: sie soll euch die erste große Grundregel des verloren gegangenen guten Geschmackes vor Augen führen: Wolle nichts anderes scheinen als du bist! Merkt ihr nun was?

Und wenn wir das Heft aufschlagen: Paßt da nicht der bildliche Schmuck und sogar die Schriftgattung zur Stimmung des jeweiligen Abschnittes, ob er ein Gedicht, ein Prosastück oder eine Abhandlung ist?

Richard Wagner hat es bekanntlich gewagt, Musik, Dekorationskunst, Malerei und Architektur in den ausschließlichen Dienst des Dramas zu stellen, die weisen Kritiker fanden dies seinerzeit anstößig, stilwidrig, verworren. Wie man heute darüber denkt, brauche ich nicht auszuführen. Nun gut! Der Pan versucht etwas Ähnliches. Er will die Kunst des Malers, des Druckers und das ganze große Heer der modernen graphischen Künste in den Dienst des Textwortes stellen und dadurch eine Einheitlichkeit des Stils und der Stimmung erzielen, wie sie — leider!

— modernen Erzeugnissen der Buchdruckerkunst nicht mehr eigen zu sein pflegt. Dies erscheint manchen Leuten verworren, stillos, andern aber wieder kleinliche, gesuchte Äußerlichkeitskrämerei. Wir wollen sehen, was sie später dazu sagen, wenn sie sich an diese schönen Drucke gewöhnt haben werden und dann ihr Auge von diesen weg plötzlich auf einen unserer jetzigen Banaldrucke fällt. Aber auch in dieser Frage ist der Pan noch im Werden, und die Schriftleitung betont das offen, indem sie den hochinteressanten Artikel von Wilhelm Bode über „Anforderungen an die Ausstattung einer illustrierten Kunstzeitschrift" und darnach ihre eigene Anschauung über diesen Punkt zum Abdruck bringt.

Durchgeführt ist das Prinzip wunderschön in dem ersten Blatt. „Zarathustra vor dem Könige" von Friedrich Nietzsche mit prächtig einfacher Kopfleiste und der Schlußvignette von Thoma; ebenso in dem „Königslied" von Scheerbart mit dem zeichnerischen Schmuck von Axel Galen. Weniger gelungen scheint mir der Christuskopf des sonst in seinen Vignetten so originellen Sattler, auch die altgothische Schrift ist fast zu feierlich und — was auch in die Wagschale fällt — schwer leserlich. Durchaus gelungen ist die „Tanzgilde" von Garborg in fröhlichen deutschen Versen von Otto Julius Bierbaum mit den drolligen Vignetten von Kittelsen. Man glaube aber nicht, daß die litterarischen Beiträge als solche hinter dem künstlerischen Schmucke zurückstehen; sie sind alle hochinteressant und einige davon sogar sehr bedeutend. Aber wozu alles aufzählen? Nur noch eines sei erwähnt: der prächtige Aufsatz von Alfred Lichtwark über die „Wiedererweckung der Medaille" mit eben so interessanten als schön ausgeführten Reproduktionen neuer französischer Medaillen. Von den Kunstblättern sticht ja natürlich der Drachentöter von Böcklin in einer schönen Heliogravüre besonders hervor. Aber auch die Liebermann'sche Radierung, der Verni mou von Félicien Rops (Oute Kat) und der in Netzätzung reproduzierte „König aus Mohrenland" von Uhde sind schöne und interessante Blätter. Die Netzätzung von Klingers „Kassandra" giebt leider nur einen schwachen Begriff von diesem einzig schönen Werke, und wie viel in dem Relief von Gustav Vigeland „Die Hölle" (Netzätzung) liegt, erkennt man erst, wenn man das Blatt durch eine gute Lupe betrachtet, wo dann die eminente Mannigfaltigkeit und die prächtig bis in den intimsten Gesichtsausdruck gehende Charakteristik der einzelnen Köpfe klar zutage tritt. Natürlich enthält das Heft auch Blätter, die mir absonderlich oder sogar ungenießbar erscheinen. Für die Lithographie von Luehrig zu dem Dehmel'schen Trinklied kann ich mich nicht begeistern, wenn sie mir auch als künstlerische Begleitung zu dem stark symbolistischen Text verständlich ist. Ebenso scheint mir die Glyptographie „Sappho" von Maurice Dumont mehr als eigenartiges Verfahren verwunderlich als schön oder wirkungsvoll. Doch das thut nichts, der Pan will uns solche neue Experimente vorführen und uns damit bekannt machen, das ist ganz recht, und damit erfüllt er einen Teil seiner Aufgabe. Ganz köstlich dagegen ist das Porträt Robert Schumanns in einem Originalholzschnitt von Felix Vallotton, es ist geradezu merkwürdig, wie viel Charakter der geniale Künstler mit seinen paar kecken Schnitten in die Buchsbaumplatte hineinlegen kann. Dem Bilde von James Whistler kann ich aber leider nichts abgewinnen, und die ultrasymbolistische Illustration von Fernand Khnopff zu dem Sonett von Malarmé verstehe ich leider ebensowenig wie das Gedicht selber; wahrscheinlich bin ich für diese Art von Kunst noch nicht reif oder „überreif" genug. — Man sieht; der Anstoß fehlt auch bei mir nicht ganz. Aber immer zu! Der Anstoß ist Gleichgewichtstörung und Gleichgewichtstörung ist Be-

wegung, ist Leben. Der Pan lebt; — er möge lange leben und — noch oft und recht gründlich „anstoßen“.

Hans Merian.

Französische Litteratur.

„En route“, das neue Buch, das J. K. Huysmans bei Tresse & Stock in Paris erscheinen ließ, bedeutet einen weiteren Schritt auf dem Wege, den der berühmte Autor mit seinem viel besprochenen Werk „Là-bas“ betreten hat. Hat er uns dort einen interessanten Einblick in die Geheimnisse des Satanismus, der schwarzen Mystik mit all ihrem Drum und Dran von aberwitzigem Zauberspuk und menschlicher Verirrung verschafft, so giebt er uns hier in logischer Weiterführung und Ergänzung seiner Studien über Geist und Wesen des Mysticismus eine tiefgründige analytische Untersuchung der mannigfachen Erscheinungsformen der Mystik des Urchristentums, eine Untersuchung, die auf eine Verherrlichung der christlichen Mystik hinausläuft.

Für diejenigen, die Huysmans „Là-bas“ kennen, bedarf es der besonderen Erwähnung nicht, daß „En route“ kein Roman im landläufigen Sinne des Wortes ist. Das Buch bietet dem großen Volke der Leser so gut wie nichts, denn es enthält weder den Schatten einer äußeren Handlung, noch macht es mit Menschen bekannt, die der Romanleser als seinesgleichen ansehen und an deren Lebensschicksalen er daher Anteil nehmen kann. Im Grunde führt uns der Autor nur eine einzige Person wieder vor, eben jenen Schriftsteller Durtal, dessen seelische Verirrungen in „Là-bas“, geschildert wurden. Müde und angeekelt von dem ausschweifenden Satansdienst, in dem er unter dem unseligen Einfluß von Frau Chantelouwe Betäubung seiner quälenden Zweifel zu finden hoffte, hat Durtal seine letzte Kraft dazu verwandt, sich aus den Umstrickungen des Satans zu befreien und den Rückweg zu Gott anzutreten. Aber dieser Weg ist weit und mühselig genug, denn der Unglückliche kommt direkt vom Fürsten der Finsternis und muß lange in der Irre herumwandern, ehe es ihm vergönnt ist, an Gottes Thron niederzuknien und den verlorenen Seelenfrieden wiederzufinden. Noch ist es Durtal indessen nicht beschieden, im hellen Lichte der göttlichen Gnade zu wandeln, noch wirkt die Erinnerung an die Sünde zu mächtig in ihm, um die dämmerige Zwielichtstimmung ängstlicher Zweifel aus seiner Seele zu bannen. Ruhelos durchwandert er die Pariser Kirchen, andächtig lauscht er den ergreifenden Klängen der alten Kirchengesänge und grübelt im Schatten der hochstrebenden Pfeiler über die Probleme der christlichen Mystik. Kaum hat Durtal aber die Kirche verlassen, so gewinnt der Böse auch wieder Macht über ihn; zum Glück findet er in der Person des Abbés Gévresin einen trefflichen Berater und kundigen Seelenarzt, der dem schwachen Rekonvalescenten die volle seelische Gesundheit wieder verschafft. Auf seinen Rat begiebt sich Durtal in das Trappistenkloster von „Notre-Dame de l'Atre“, hier findet er das geeignete Milieu und die werkthätige Hilfe der Ordensbrüder, die den Wunden seiner Seele die rechte Pflege zu teil werden lassen. Nachdem er uns das Leben der Trappisten ausführlich geschildert und seine Studien über die Mystik des Christentums, denen er in der Stille des weltfernen Klosters mit Eifer obgelegen, zum Abschluß gebracht hat, kehrt Durtal geheilt nach Paris zurück „préférant les prières d'un porcher de la Trappe aux conversations de ses confrères, les gens de lettres, et ne désirant rien tant que vivre à l'ombre des prières de ce porcher.“

Die innere Wandlung und Bekehrung des dem Lasterpfuhl sündiger Lust entkommenen Schriftstellers, der sich weltmüden Sinnes in ein Kloster flüchtet, um dort Vergessen und Trost zu finden, bildet das Thema des Buches und gleichzeitig auch die Seelenbeichte des Autors selbst, denn dieser Durtal ist niemand anderes

als J. K. Huysmans in eigener Person, der uns in dieser Bekehrungsgeschichte ein Bild seiner eigenen inneren Entwickelung giebt. Das verleiht dem interessanten Buche, in dem der gelehrte Forscher wie der feinsinnige Künstler gleicherweise zum Worte kommt, einen Reiz mehr und hebt es weit über das Niveau der gewöhnlichen Belletristik. Wie „Là-bas“ ist auch „En route“ ein tief durchdachtes, gedankenreiches Werk, das freilich eher studiert als gelesen sein will.

Weit weg von dem Leben und Treiben der Staubgeborenen führt uns Henri Belliot in seinem „Roman d'une fée“ (Paris, Tresse & Stock) in jenes Märchenreich, in dem allerlei Fabelwesen ihr phantastisches Wesen treiben. Der in Dialogform gehaltene Roman erzählt uns die Abenteuer einer Fee, die mit einem Gotte der Milchstraße ein zärtliches Verhältnis angeknüpft hat; nach mannigfachen Fährnissen entführt der verliebte Gott seine Schöne von der Erde nach seinem Heimatsstern, womit die seltsame Geschichte ihren ergötzlichen Abschluß findet. Der Feenroman macht der lebhaften Erfindungs- und Einbildungskraft seines Schöpfers alle Ehre, wenn der ehrgeizige Autor aber vermeint, in seiner „histoire surnaturaliste“ ein neues litterarisches Genre gefunden zu haben, das dem Realismus und der bösen Moderne den Garaus machen wird, so giebt er sich einer gewaltigen Täuschung hin.

Im Banne eines blindwütigen Hasses gegen den tugendmordenden Einfluß des modernen Geistes hat sich auch ein braver Mann namens Saint-Genost eine lustige Donquichotterie entschlüpfen lassen, die unter dem harmlos-gemütlichen Titel „Octave, Toto, Riri et leurs petits cousins“ jüngst bei Dentu in Paris erschienen ist. Der vom besten Wollen beseelte Verfasser dieses seltsamen Werkes fühlt sich in der modernen Welt gar nicht mehr behaglich und sehnt sich in seinem Mißmut nach der guten alten Zeit zurück, als der Großvater die Großmutter nahm; wenn man seinen Worten Glauben schenken darf, befinden sich die Männer heutzutage noch in leidlich guter Verfassung, vor allem dank der Beharrlichkeit, mit der sie der zeitgenössischen Belletristik so weit wie möglich aus dem Wege gehen, dagegen haben gewissenlose Schriftsteller vom Schlage der Ibsen, Tolstoi u. a. m. in den Köpfen der Weiber eine heillose Verwirrung angerichtet. Sie allein sind schuld daran, daß die albernen Frauenzimmer von heute an ihre Sphinxnatur glauben, und ihrem unheilvollen Einfluße ist es auch zuzuschreiben, wenn die modernen Frauen sich wie Närrinnen geberden, ihren Männern das Leben zur Hölle machen, und, was das Schlimmste ist, die heranwachsende Generation in Grund und Boden verderben. Schrecklich! Aber was nutzt es, daß der ideal denkende Realisten- und Weiberfeind, um ein furchtbares Exempel zu statuieren, diese modernen Frauen in ihrer ganzen abstoßenden Häßlichkeit an den Pranger der Öffentlichkeit stellt? Das grundverderbte Lesepublikum wird zweifellos behaupten, daß Herr Saint-Genest weder die Welt noch das Leben kennt, und wird sein Buch als die ergötzliche Gabe eines unfreiwilligen Humoristen mit heiterem Lachen aufnehmen.

So kindisch und altmodisch wie dieses lächerliche Machwerk, so ernst und modern ist die Sittenstudie, die Louis de Caters unter dem Titel „De baisers en baisers“ bei Flammarion in Paris veröffentlichte. Caters ist weder ein trübseliger Kopfhänger, noch ein langweiliger Moralprediger, er ist ein Wahrheitssucher, der mit beiden Füßen im wirklichen Leben steht und mit klugen Augen Welt und Menschen beobachtet. Der Typus der hysterischen Salondirne, den er uns in seiner Komtesse Lydie zeichnet, ist zwar oft genug behandelt worden, er weiß aber dem Bilde so viele fein beobachtete Einzelzüge hinzuzufügen, daß es mit dem vollen Reiz der Neuheit wirkt.

„Jérusalem“, die jüngste, bei Lévy in Paris erschienene Schöpfung Pierre

Lotis, unterscheidet sich aufs vorteilhafteste von den Büchern, die der beliebte Schriftsteller in der letzten Zeit publizierte, ja, sie gehört überhaupt mit zum Besten, was Loti geschrieben hat. Von der süßlichen koketten Manieriertheit des geleckten Erzählers, der im Bewußtsein seiner glänzenden Ausdrucksmittel durch die glänzende äußere Form über die hohle Inhaltslosigkeit seiner Werke zu täuschen sucht, ist hier nichts zu verspüren, die Aufzeichnungen, die der Autor unter dem frischen Eindruck seines Aufenthaltes in der heiligen Stadt seinem Tagebuch anvertraut, zeichnen sich im Gegenteil durch schlichte Anspruchslosigkeit und durch jenen aufrichtigen Wahrheitston aus, der von Herzen kommt und zu Herzen geht. Die zehrende Verzweiflung des Unbefriedigten, der in seelischer Not sehnsüchtig zurückblickt auf die Herzenseinfalt und den frommen Kinderglauben, die er dereinst besessen und auf immer verloren hat, spricht aus jeder Zeile des Lotischen Buches, das sich an die Mühseligen und Beladenen im Geiste wendet, die „à jamais incroyants, viendraient encore au Saint-Sépulcre avec un coeur plein de prière, des yeux pleins de larmes, et qui, pour un peu, s'y traîneraient à deux genoux . . .“

R. Chantelauze, „Louis XVII., son enfance, sa prison et sa mort au Temple“ (Paris, Didot). Die Neuausgabe der trefflichen Arbeit, die an der Hand eines reichen, hier zum ersten Male benutzten Dokumentenmaterials das erbarmungswürdige Schicksal des Sohnes Ludwigs XVI. erzählt, ist von Paul Cottin besorgt worden. Das Martyrium des unglücklichen Kindes bildet eine der ergreifendsten Scenen des gewaltigen Revolutionsdramas. Chantelauze hat sich wohlweislich gehütet, die Tragödie des Königskindes nach der rührseligen Seite auszugestalten, er schildert die Ereignisse mit der nüchternen Objektivität des gewissenhaften Historikers und erzielt gerade dadurch eine große, tiefgehende Wirkung.

Michel Bakounine, Oeuvres (Paris, Tresse & Stock). Der Band enthält eine ausgedehnte, unedierte Studie „Socialisme, fédéralisme et antitheologisme“, „Lettres sur le patriotisme“, und ein bis heute unbekannt gebliebenes Bruchstück „Dieu et l'État“.

Die bei Plon, Nourrit & Cie. in Paris erscheinende „**Revue hebdomadaire**“ wird an Billigkeit und Reichhaltigkeit des Lesestoffes von keiner der französischen Wochenschriften auch nur annähernd erreicht. Statt aller weiteren Empfehlung mögen nachstehend die Titel der belletristischen Novitäten folgen, die in den letzterschienenen fünf Monatsbänden der Revue zum Abdruck gelangten. Zola, „Lourdes“ — Prévost, „Le moulin de Nazareth“ — Margueritte, „La Tourmente“ — Bourget, „Cosmopolis“ — De Foë, „Moll Flanders“ — Theuriet, „Paternité“, — Ebner-Eschenbach, „Ineffaçable“, — Case, „L'Etranger“ — Perret, „Le diable galant“ — Abel Hermant, „Eddy et Paddy“ — Mikoulitch, „Mimotchka“ — Rod, „Les roches blanches“ — Tolstoi, „Maître et serviteur“, daneben finden wir hochinteressante Memoirenwerke, wie Barail, „Mes souvenirs“ — Leblanc, „Souvenirs d'un vieux Normand“, Reiseschilderungen Tissot, „Autour de l'Etna“ — Laine, „Interviews italiennes“, Kunst, Musik- und Theaterberichte u. a. m.

„**La Quinzaine**“ ist der Titel einer seit kurzem im Verlage der „Imprimerie de Montligeon“ erscheinenden katholischen Halbmonatsschrift, die den Kampf gegen den Unglauben und die zunehmende Sittenverderbnis auf ihre Fahne geschrieben hat. Daß dieser Kampf sich in den Grenzen des Anstandes hält, soll billigerweise zugegeben werden, im übrigen versteht es sich bei der ausgesprochenen katholischen Richtung der neuen Zeitschrift von selbst, daß sie nichts bringt, was dem modernen Geschmack halbwegs zusagen kann.

A. G—tze.

Czechische Litteratur.

V. Kosmák: Kukátko. V. Teil. (Erbschaft des heiligen Cyrill und Methodius. Brünn.) Der vorliegende Band des „Guckkastens" enthält eine Reiseschilderung und Feuilletonskizzen. Gegen seine Vorgänger*) steht er bedeutend zurück. Die Stoffe der Feuilletons sind sehr alt, die Darstellung matt. Der Humor ist das einzige, was an den alten Kosmák erinnert. Von den lyrischen Stimmungsbildern hat mir „Štědrovečerni sen" (Traum am Weihnachtsabend) am besten gefallen, darin steckt Originalität und Poesie. Gute Charakterschilderungen enthält „Lamentace paničcek" und „Jen nóbl". Die sogenannte ‚gute, alte Zeit' bekommt einen humoristisch-satyrischen Denkzettel: „Fragment aus den Gemeinderechnungen der löblichen Gemeinde Krähwinkel für das Jahr 1840." Originell in der Auffassung ist der „Verkauf und Kauf des Fuchsen", urkomisch der „Phonograph". — Merkwürdigerweise sind diesmal alle Geschichten frei von nationalem Chauvinismus; die miserablen Deutschen, diese Diebe und Raubmörder, wie Kollár versichert, bleiben ganz aus dem Spiele. — Den größten Teil des Buches nimmt die Reise zu den Oberammergauer Passionsspielen ein: „Kus světa". Stellenweise ist die Schilderung matt und farblos, erst mit der Retouchierung des neuzeitlichen Mirakels gewinnt sie an Leben. Während der Fahrt nach Wien ärgert sich Kosmák über das „alleinseligmachende" Deutsch, in Wien selbst über die „nur" deutschen Aufschriften — wenn die Firmen „wenigstens" czechisch und deutsch (wie gütig!) wären. Kommune Subjekte, diese Wiener! „Nur" deutsch, nur „alleinseligmachenden" Glaubens — zum Ausderhautfahren!!! Und so geht's — diesmal allerdings „nur" sporadisch — weiter. Die französische Revolution wurde natürlicherweise vom „Antichrist" inсceniert — wahrscheinlich hat man genannte Herrschaft interviewt, wie etwa Hermann Bahr den Henrik Ibsen u. a. über den Antisemitismus. In Zürich erinnert sich Kosmák, daß hier der „bekannte Zwingli lehrte, oder besser verführte" ... Nebenher läuft eine schöne Übertragung aus Heines Nordseecyklus (Am Himmel stand die Sonne . .). Die Schilderung des Passionsspieles ist sehr anschaulich. Hie und da macht sich der Autor, willens, alles recht plastisch zu reproduzieren, unsterblich lächerlich und schadet damit der ernsten Sache. Beispiel: „Da kehrt der Rabbi zurück, in einem Metallgefäß mit hohem Sockel (beinahe von jener Form, wie die Zuckerwerkkassen bei großen Gastmählern zu sein pflegen) einen Haufen Silbers tragend." — Die Rückfahrt geht über München, das nicht übel geschildert wird. Hier feiert aber die tendenziöse Anstreicherei schöne Triumphe: „Wie viel Menschen kann ein einziger Verirrter, wie es der unglückliche Döllinger gewesen, verderben! Jetzt steht auch er, obgleich er ein ungewöhnliches Alter erreicht, vor dem Richterstuhle desjenigen, dessen Lehre er mit seinem aufgeblasenen Verstande wie mit einem Seciermesser ergrübeln wollte, bis ihm der Hochmut ein Bein gestellt hat und er gefallen ist." Die Münchener Leser der ‚Gesellschaft' dürfte der folgende Passus gewiß interessieren (S. 314 u. 315): „Manch Einer wird sich vielleicht wundern, warum in München die Toten zuerst in die Totenkammer überführt werden. Nun, der hochlöbliche Magistrat geruhte dort anzubefehlen, daß jede Leiche, sobald der Arzt den eingetretenen Tod konstatiert, und sobald selbe angekleidet und in den Sarg gelegt worden ist — (Särge erhält man daselbst zu jeder Stunde übergenug, für Geld nämlich!) — in die Totenkammer überführt werde. Ob sich nun jemand von den Angehörigen sträubt, oder nicht — alles eins: marsch mit der Leiche ins Beinhaus! So verlangt's die Sanität! Die Toten könnten am Ende die Hausbewohner anstecken! — Ich hege aber den Verdacht, daß der löbliche Magistrat

*) Oktoberheft 1892.

noch andere Ursachen zu solch einer Strenge hat. Es sitzen nämlich in dieser hervorragenden Körperschaft auch viel Freimaurer und Aufklärer, und denen kann es nicht gleichgültig sein, wenn die katholischen Münchner durch das direkte Anschauen ihrer Toten zu ernsten Betrachtungen über die Eitelkeit alles Irdischen und über das Leben nach dem Tode angespornt werden, und den Schein und die Hohlheit der liberalen Grundsätze, wie auch der (liberalen) Handlungen erkennen. Darum fort mit den Leichnamen aus den Häusern, fort mit diesen eindringlichsten Predigern — so schnell als möglich fort!!" Kommentar wohl überflüssig. Der Aufenthalt in Wien giebt dem Autor weitere Gelegenheit, seine tendenzlöse Ware an den Mann zu bringen. So bei Besichtigung des griechischen Hauses vulgo Parlament*) geheißen: „Die Beratungshallen sind mit reichen Malereien, Bildern und Statuen geschmückt, aber alles erinnert an die heidnischen Römer und Griechen. Ein Kreuz oder ein christliches Bild habe ich im gesamten Reichsratsgebäude nicht gesehen, gerade so, als ob es in Österreich keine Christen gäbe." Vom neuen Burgtheater, diesem herrlichen, in akustischer Hinsicht aber ziemlich verpfuschten Baudenkmale unserer Monarchie, das auch der rigoroseste Kritiker bewundern muß, sagt Kosmák: „Auch dort staunenswerte Pracht, und überall Bilder und Statuen halb oder ganz nackter Götter und Göttinnen. Im modernen Theater kann derlei einen Menschen nicht überraschen, aber wie dadurch das Publikum, besonders die rasch auffassende Jugend gebildet werden soll, ist mir unbegreiflich. Na, ich bin eben so ein philiströser Finsterling." — — Kommentar auch hier überflüssig. — Daß dergleichen Tendenzpinselei bei vorurteilsfreien Naturen keinen Genuß am Werke, und wär' es sonst vorzüglich, aufkommen lassen kann und nur den Spott herausfordert, ist selbstverständlich. Ein so liebenswürdiges Talent, wie Kosmák, thäte besser daran, die geschmacklosen Anrempelungen beiseite zu lassen. Die Tendenz einem aufdringlich auf die Nase zu schreiben, ist keines wahren Künstlers würdig. „Surtout pas de zèle," wie Talleyrand sagt.

Ottokar Stauf von der March.

Neugriechische Litteratur.

Am 7. Februar dieses Jahres ist der letzte von den griechischen Dichtern gestorben, den noch nationale Ideen begeisterten, der einzige, der noch unter dem Volke eine gewisse Popularität genoß, der „nationale Poet" der „ἐθνικὸς ποιητής", wie man ihn nannte; Achilleus Paraschos.

Achilleus Paraschos gehört zu den Dichtern des alten Schlags. Früher gab es noch in dem modernen Griechenland Poeten, die aus der Seele ihres Volkes heraus dichteten. Die naiv-glühende Flamme, die in dem griechischen Volksliede lodert, war noch nicht erloschen. Solomos, Valaorites, Zalokostas sind echte Dichter mit nationalem Gepräge.

An Talenten fehlt es auch unter den Modernen nicht. Aber sie haben sich fremden Einflüssen preisgegeben. Unter dem Wust des Imitierten können wir nur selten noch eine wirkliche nationale Glut entdecken. Achilleus Paraschos aber ist, obwohl auch er dem nordischen Einfluß nicht gänzlich fremd geblieben ist, in seinem Charakter durch und durch ein Hellene, ein Grieche, der bis zur Karikatur übertrieben alle Eigenschaften seiner Nation repräsentiert, ein Mann mit lärmender Phantasie, großen Leidenschaften und tönenden Worten, mit großer Einbildung und beispielloser Seichtigkeit. In seinen Gedichten stößt man oft auf Perlen, die neben geschmacklosen pompösen Metaphern stehen. Und die planlose Unordnung, die in ihrem Aufbau herrscht, ruft beinahe Ärger hervor.

*) Zu deutsch: Redehaus und nicht Retthaus, weil daselbst viel geredet und nichts gerettet wird, die Diäten ausgenommen.

Seine Gedichte — und was er sonst außer Gedichten geschrieben hat, kommt beinah nicht in Betracht — können ihrem Inhalte nach unter zwei Klassen rubriziert werden: Liebesgedichte und Patriotisches. Sein Eigenstes und Bestes sind die letzteren.

In seinen Liebesgedichten nämlich sind seine Gefühle geschminkt. Es spiegelt sich darin der ganze krankhafte Pessimismus der byronischen Schule wieder, der entschieden ungriechisch ist. Die griechische Empfindung allerdings ist gewiß nicht jene berüchtigte klassische Ruhe und jene „hellenische" Freude. Der hellenische Schmerz ist ein thränenvoller, ein jammernder, er besteht in der unbefriedigten Sehnsucht nach dem Leben in seiner Potenz, es ist der dithyrambische Schmerz. Jene nordische Weltverachtung aber, die pessimistische Verdammung der Natur, weil sie sich anmaßt, dem Ideal zu widersprechen, welches ein phantastischer Kopf erfunden hat, widerspricht dem hellenischen Charakter. Paraschos wollte in der „Liebe" wie ein Germane die Untreue verdammen, und er hat das Krankhafte des Nordens zu einer erbärmlichen Karikatur umgebildet. Was bei Heine Mitleid erweckt, ruft, von ihm dargestellt, nur ein ironisches Lächeln bei dem Leser hervor.

Wie wir schon gesagt haben, sind seine patriotischen Empfindungen echter. Als Paraschos seine besten Gesänge schrieb, da waren noch nicht die Hoffnungen auf die Größe des Vaterlandes verschwunden. Die Revolution gegen den König Otto, an welcher der Dichter thätig teilgenommen hat, die Revolution der Kreter gegen die Türken, die Tragödien des Kloster Arkadi und der Schlacht bei Wasó waren die Anzeichen der sich noch regenden Nation, und Paraschos war die Trompete jener Regungen. Die Phrase fehlt natürlich auch in diesen Gedichten nicht. Aber man darf nie vergessen, daß das große Wort ein notwendiger Bestandteil der Ausdrucksweise eines echten Griechen ist. Bei den Griechen des alten Schlages fehlt die Phrase nur dann, wenn auch die Leidenschaft fehlt.

Mit Paraschos ist der letzte Dichter jener patriotischen Generation hingeschieden.

Die neuen Schriftsteller beschränken sich auf die Nachahmung fremder Richtungen. Jede poetische Schule in Frankreich hat auch ihre Nachahmer in Athen. Romantiker, Realisten, Idealisten, Symbolisten, Naturalisten, alles ist vertreten; keine Schule fehlt.

Die vorwiegendste Bedeutung dieser nachstrebenden Schriftstellerei ist, daß dadurch die Technik und die Kunst des Schreibens erlernt wird. Die Sprache hält mit dem Fortschritt der Technik Stich.

Eine wesentliche Frage für die griechische Litteratur ist die der Sprache. Die alten Dichter haben sich entweder der Volkssprache, oder einer gekünstelten, an das Altgriechische sich anlehnenden, bedient. Die Volkssprache aber konnte, trotz der Dienste, die sie den Lyrikern leistete, nie zu einer allgemeinen und offiziellen Schriftsprache werden. Ihr fehlte nicht nur der Reichtum an Wörtern, sondern auch die notwendige Ausbildung von Formen und die schöpferische Elastizität. Der Καθαρεύουσα andererseits fehlte, trotz des altgriechischen Sprachschatzes, der ihr zur Verfügung steht, die Berührung mit dem Gemüt des Volkes. Sie klang trocken und steif, wie das Lateinische im Mittelalter.

Die Aufgabe der Modernen ist nun, eine vollkommene Sprache zu schaffen; entweder die Volkssprache zu bereichern und sie gediegener und bildungsfähiger zu machen, oder das Hochgriechische an die Seele des Volkes heranzuziehen. Es ist nicht zu leugnen, daß in dieser Hinsicht Fortschritte gemacht worden sind. Leider ist das innere Leben der Nation viel zu unbedeutend, als daß wir mit dem Fortschritt der Sprache auch einen großen Aufschwung der Litteratur erhoffen könnten. Das patriotische Gefühl ist unter den Enttäuschungen der letzten drei Jahrzehnte völlig erloschen; das soziale Leben schläft,

die politischen Interessen sind nur persönlicher Natur, und religiöse oder philosophische Regungen sind im modernen Griechenland noch unbekannt. Kurz: es fehlt die Gährung, es fehlt der Kampf und die Bewegung des Gemüts, welche dem Dichter seine Stoffe liefert. Der Nachklang des Fremden kann nie zur Größe führen. Was in anderen Ländern das notwendige Produkt der geistigen Bedürfnisse ist, muß hier als „neueste Mode“ eingeführt werden. Es entsteht eine Litteratur, die nicht aus den Tiefen der gebärenden Mütter der Seele entquillt, sondern, wie jeder Pariser Salonbrauch, zum Renommee getrieben wird.

Symbolismus! Naturalismus! Dekadence! ... Weh dem, der mit einem Chapeau claque unter dem Arm in einem Salon erscheint! und wehe dem, der nicht weiß, daß das allerneueste in der Litteratur die verfeinerte psychologische Art Bourgets ist.

Unter den griechischen Schriftstellern der jüngeren Generation sind die bedeutendsten: Palamas, Drossines, Xenopoulos, Estaljotes und der jüngste und allermodernste in seiner Richtung, Nicolaos Episkopopoulos.

Palamas und Drossines sind durch ihre lyrischen Gedichte bekannt, und Xenopoulos ist der Hauptvertreter des naturalistischen Romans. Im Schauspiel hat sich jüngst Argyres Estaljotes, der sonst nur durch seine Erzählungen bekannt war, hervorgethan. Sein „Βουρκόλακας“, der vor wenigen Wochen in der Zeitschrift „Ἑστία“ erschienen ist, gehört zu dem poetisch besten, was die moderne griechische Litteratur besitzt. Stil und Art dieses Dramas sind von der französischen Neuromantik genommen. Aber die Poesie, die durch seine Scenen weht, ist die des duftenden, müden und schwermütigen Orients, mit seinen blütenschweren und sinnenbetäubenden Orangengärten, mit den phantastischen Träumen seines Aberglaubens und mit dem Klang seiner melancholischen Musik. Als Drama beurteilt ist der Βουρκόλακας beinah wertlos. Die Handlung ist kindisch. Sie ist folgende: Aretula wird gegen den inneren Wunsch ihrer Mutter, die ihr Lieblingskind bei sich haben will, und obwohl Aretula eine Neigung für einen anderen hegt, von ihren Brüdern an einen befreundeten Kaufmann in Babylon vermählt. Stefanes, der unglückliche Geliebte, nimmt aus Verzweiflung, und durch die Traumerscheinung der heiligen Maria bestimmt, die Mönchskutte. Da zieht (vielleicht als Strafe [?]) die Seuche über das Land. Die Brüder Aretulas sterben an der Krankheit, und Konstantes, der ältere, der der Mutter geschworen hatte, um jeden Preis Aretula zurückzuführen, wenn ein Unglück eintreten sollte, führt sie nun als Βουρκόλακας, eine Art Gespenst, auf seinem Wolkenrosse zurück. Und Aretula stirbt vor der Thür ihres Vaterhauses. — Die Fabel also ist kindisch. Aber auch die psychologische Motivierung der Handlungen, selbst die der Unmystischen, läßt vieles zu wünschen übrig. Und dennoch ist „Βουρκόλακας“ voll von lyrischen Schönheiten. Die einzelnen Scenen sind nicht nur von zarter Empfindung und traumhafter Poesie durchdrungen, sondern in ihrem besonderen Ausbau, im Gegensatz zum Ausbau des Ganzen, auch psychologisch richtig.

Der jüngste unter den Modernen ist, wie gesagt, Nikolaos Episkopopoulos. Er ist bekannt geworden im letzten Jahre durch seine „Τρελλὰ διηγήματα“, „Verrückte Erzählungen“, eine Reihe von Novelletten, die er in verschiedenen Schriften veröffentlicht. Seine erste, durch welche er in die litterarische Welt eingetreten ist, ist seine „Ζωὴ μετὰ θάνατον“. Das ist eine Phantasie, welche die Gedanken der Seele eines Gestorbenen schildert, die ihren verwesenden Leib betrachtet. Dort sieht sie, wie der ewige Lebensprozeß auflösend zersetzt, was er zusammengefügt hatte. Sie verfolgt die Atome, aus denen ihr Körper bestand, in ihrem Wandern. Sie sieht,

wie sie in den Blumen, den Rosen auf dem Grabe, zum süßen lieblichen Dufte werden, dann verfolgt sie diese Atome bis in die Brust einer Jungfrau, wo sie als warmes Blut wieder pulsieren, bis in die Handmuskel des Mörders, die den Dolchstich ausführt, und bis in das Gehirn des Genius, wo sie zur Bildung eines großen Gedankens mitwirken. Die Seele schwebt dann über den Wolken, und in einem Zustande, in dem keine Zeitverhältnisse herrschen, betrachtet sie das ganze erbärmliche Treiben der Welt, bis sie endlich, von einem mächtigen Daseinsdrang gezogen, von einem wilden Druck getrieben, wieder herabsinkt und in einem Moment höchster Lust Materie um sich sammelt, um von vorn den ewigen Lebensprozeß zu beginnen. Und das Seltsamste in dieser kleinen Novellette ist, daß sie trotz ihres reflektierenden Charakters nur ein farbiges Bild ist, daß der Fortgang der Erzählung durchweg von nervösem Temperament durchdrungen ist, daß nirgends eine kalte Abstraktion sich vorfindet und alles Nerv, alles Temperament ist. Diese Skizze ist meines Erachtens das Beste, was Episkopopoulos geschrieben hat. — — Seine späteren Novelletten weisen nur einen Fortschritt in der Kunst des farbigen Zeichnens auf; sie sind aber im übrigen minderwertig. In ihren Schilderungen sind oft diese Novelletten, in denen Poe zum Vorbild genommen worden ist, wirklich mustergültig; aber es sind nur übernervöse, hysterische, harte Stimmungen, die darin zum Ausdruck kommen. Man glaubt, geschnitzte, kleine Figuren von blutrotem Korall vor sich elektrisch zucken zu sehen. Und dann knicken diese Novelletten meistens in der Mitte ab. Obwohl sie sehr kurz sind, mangelt ihnen die Einheit in der Entwickelung der Handlung. In einer der besten von diesen, z. B. in der „Μαύρα“, wird der poetische Eindruck auf einmal in der Mitte unterbrochen. In dieser Novellette wird ein junger Mann vorgeführt, der in seiner nervösen Krankhaftigkeit seine hysterische Schwester blutig haßt. Ihre übergroße Ähnlichkeit mit ihm, an allem, wirkt auf ihn mystisch abstoßend. Die Schilderung dieses seltsamen Zustandes ist so überzeugend, daß wir daran glauben müssen. Und der Haß gegen diese Schwester wächst schließlich in der Art, daß er sie töten will; aber er kann nur in seinen Gedanken den Dolch in ihre Brust stoßen; er ist sich seiner ethischen Machtlosigkeit bewußt; — und schließlich wünscht er nur, er wünscht mit der ganzen Energie seines Begehrens, daß sie sterbe. . . . . . Da wird ihm, während er den Wunsch ausspricht, bekannt gemacht, daß seine Schwester plötzlich an einem hysterischen Anfall gestorben ist. Durch keine mystisch-telepathische Einwirkung, nur eine Zufälligkeit ist es. Aber in der Lektüre zerreißt diese Zufälligkeit alle gespannten Fäden der fortschreitenden Stimmung. Die Suggestion muß von vorn beginnen. Was darauf folgt, ist voll drastischer Gewalt; die Schilderung der langen, leeren, grauen Totenkammer mit der kerzengeraden Leiche unter dem leinenen Tuch; dann die schwarzen Empfindungen bei dem Anblick der Toten mit den offenen gläsernen Augen; dann die entsetzlichen Fieberphantasieen. Alles ist, als ob es von der Hand des Meisters Poe selbst herrührte. Aber die Novelle ist eben durch diese unorganisch eingetretene Peripetie in der Mitte auseinander gefallen. J. K. v. Hößlin.

Bibliographie.

Bei der Schriftleitung der „Gesellschaft“ sind vom 15. April bis zum 15. Mai folgende Werke eingegangen:

Gerhard von Amyntor (Dagobert von Gerhard): Gewissensqualen. Zwei Novellen. — Berlin. Verlag des Vereins der Bücherfreunde. Schall & Grund.

Victor von Andrejanow: Weltgericht. — Leipzig. Druck und Verlag von C. G. Naumann. 1895.

Armands ausgewählte Romane. An der Indianer-Grenze oder treuer Liebe Lohn. Zweiter Band. Lieferung 9 u.

10. — Weimar. Verlag der Schriftenvertriebsanstalt. — Preis 40 Pf. pro Lieferung.

Zur bäuerlichen Glaubens- und Sittenlehre. Von einem thüringer Landpfarrer. Dritte vermehrte Auflage. — Gotha. Gustav Schloeßmann. — Preis Mk. 4. —

Michail Bakunins Sozialpolitischer Briefwechsel mit Alexander Iw. Herzen und Ogarjow. Mit einer biographischen Einleitung, Beilagen und Erläuterungen von Prof. Michail Dragomanow. Autorisierte Uebersetzung aus dem Russischen von Prof. Dr. B. Minzès. Bibliothek russischer Denkwürdigkeiten. (Herausgegeben von Theodor Schiemann. Sechster Band.) — Stuttgart, 1895. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger.

H. Beringer: Notizen und Zahlen. Statistisches Nachschlagebüchlein. Herausgeber und Verleger H. Beringer, Berlin S.W, Königgrätzerstr. 108. — Kommissionsverlag: Deutscher Verlag (G. m. b. H.) Berlin. — Preis 25 Pf.

Annie Besant: Reinkarnation oder Wiederverkörperungslehre. — Leipzig. Verlag von Wilhelm Friedrich. — Preis Mk. 3. —

A. Bessell: Tristan und Isolde. Trauerspie in fünf Aufzügen. — Kiel, 1895. Verlag von Lipsius & Fischer. — Preis Mk. 2. —

Arthur Böhtlingk: Der Rastatter Gesandtenmord vor dem Karlsruher Schöffengericht. Eine aktenmäßige Darstellung. — Heidelberg. Verlag von J. Hörning. 1895.

Edwin Bormann: Der Anekdotenschatz Bacon-Shakespeare's. Heiter-ernsthafte Selbstbekenntnisse des Dichter-Gelehrten. — Leipzig. Edwin Bormann's Selbstverlag. 1895. — Preis: eleg. kart. M. 10. —

Georg Bormann: Bande des Blutes. Roman. — Berlin. Verlag von Gebrüder Paetel. 1895. — Preis 5 Mark.

C. W. E. Brauns: Japanische Märchen, gesammelt und der Kinderwelt erzählt. Mit 6 Bildern in Farbendruck von Otto Försterling. — Glogau. Verlag von Carl Flemming.

Franz Brentano: Die Vier Phasen der Philosophie und ihr augenblicklicher Stand. — Stuttgart, 1895. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Nachfolger.

Anton Bullinger: Das Christentum im Lichte der deutschen Philosophie. — München. Theodor Ackermann, Königl. Hofbuchhändler. 1895. — Preis Mk. 4. —

Dietrich Eckart: Tannhäuser auf Urlaub. Ein Sommermärchen. — Leipzig. Verlag von Wilhelm Friedrich. — Preis Mk. 1.50.

Adolf Wilhelm Ernst: Goethes Religion. Eine Studie. — Hamburg. Verlag von Conrad Kloß. 1895. — Preis Mk. 1. —

Otto Ernst: Narrenfest. Satiren und Burlesken. — Hamburg, Verlag von Conrad Kloß. 1895. —

Otto Ernst: Die größte Sünde. Drama in 5 Aufzügen. — Ebenda.

Johannes Fastenrath: Christoph Columbus. Studien zur spanischen vierten Centennarfeier der Entdeckung Amerikas. — Dresden und Leipzig. Verlag von Karl Reißner. — Preis Mk. 8.—.

F. A. Feddersen: Christlich-sozial. Moderne Psalmen. — Berlin, 1895. Verlag des Bibliographischen Bureaus. Preis 50 Pfg.

Fr. Wilh. Gerling: Familie Barren. Schauspiel in 5 Akten. — Leipzig. Verlag von Ernst Wiest Nachf. 1895.

Professor Dr. Georg v. Gižycki: Vorlesungen über soziale Ethik. Aus seinem Nachlaß herausgegeben von Lily v. Gižycki. — Berlin, 1895. Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung. — Preis Mark 1.20.

Rudolf Heinrich Greinz: Der Herrenschreiber von Hall. Eine Tyroler-Geschichte aus dem 16. Jahrhundert. — München, 1895. Otto Gabler, Verlagsbuchhandlung. — Preis Mk. 2.—.

Eduard Hammer: In Angelegenheit der Umsturzvorlage. — Selbstverlag des Verfassers.

Eugen Heintzeler: Die wissenschaftlich notwendige Grundlage für eine brauchbare Weltsprache. Zugleich Beweis, daß wir eine Weltsprache schon haben. — Mit zwei Beilagen. — Meran. E. W. Ellmenreichs Verlag. 1895.

Der Kaiser und seine Ratgeber. Aus dem Tagebuch eines Deutschen Staatsmannes. — Berlin. Verlag des Litterarischen Instituts. Dr. R. Burdinski.

Karl Kiesewetter: Der Occultismus des Altertums. I. Akkader — Babylonier — Chaldäer — Assyrier — Meder — Perser — Inder — Ägypter — Hebräer. — Leipzig. Verlag von Wilhelm Friedrich. — Preis Mk. 9.—

A. Oskar Klaußmann: Eingezogen. Erlebnisse eines Landwehrmannes. — Leipzig. Paul List. — Preis Heft Mk. 1.—

Ernst Krumbhaar: Friedrich Wilhelm I. und Kronprinz Fritz. Schauspiel in fünf Aufzügen. — Magdeburg. Verlag von Albert Rathke. 1893. —

Rudolph Lothar: Kritische Studien zur Psychologie der Litteratur. — Breslau. Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt. 1895.

Nach vierzig Jahren. Religionsphilosophischer Briefwechsel zweier Jugendfreunde in spätester Lebenszeit. — Leipzig, 1895. Verlag der Akademischen Buchhandlung (W. Faber). — Preis Mk. 3.—

Hermann Restori: Wan-li-tschang-tschöng, ein Beitrag zur Frauenfrage. — Wolfenbüttel: Julius Zwißler. — Preis Mk. 3.—

Jean Paar: Weißdornblüten. Gedichte. — Breslau. Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt von S. Schottlaender. 1895.

Oskar Panizza: Der Illusionismus und die Rettung der Persönlichkeit. Skizze einer Weltanschauung. — Leipzig. Verlag von Wilhelm Friedrich.

Wilhelm v. Polenz: Der Büttnerbauer. Roman in drei Büchern. — Berlin W., Fontane & Co. 1895. —

Adelheid Popp: Die Arbeiterin im Kampf ums Dasein. — Wien. Verlag der ersten Wiener Volksbuchhandlung (Ig. Brand) VI. Gumpendorferstr. 8. — Preis 20 Pfg.

W. Preyer: Zur Psychologie des Schreibens mit besonderer Rücksicht auf individuelle Verschiedenheiten der Handschriften. Mit mehr als 200 Schriftproben im Text nebst 8 Diagrammen und 9 Tafeln. — Hamburg und Leipzig. Verlag von Leopold Voß. 1895. — Preis Mk. 8.—

Stanislaw Przybyszewski: Unterwegs. Roman. — Berlin W., F. Fontane & Co. 1895.

Dr. Ch. Rappoport: Die soziale Frage und die Ethik. — Zweite Auflage. — Bern. Verlag von Goepper & Lehmann. 1895.

Friedrich Robert, Altona: Aus dem Nichts zum Glauben. An alle Denkenden gerichtet. Zweite Auflage. — Berlin, 1895. Verlag des Bibliographischen Bureaus, Alexanderstraße 2. — Preis 80 Pfg.

Constantin Rößler: Eine Weltkrisis und ihre Ärzte. — Berlin, 1895. Verlag von Hermann Walther. W., Kleiststraße 14. — Preis Mk. 1.—

Dr. S. Rubin: Kabbalia und Agada in mythologischer, symbolischer und mystischer Personification der Fruchtbarkeit in der Natur. — Wien, 1895. Kommissions-Verlag von Bermann & Altmann. — Ladenpreis Mk. 1.80.

Sankaracharya: Atma Bodha (Selbsterkenntnis). Übersetzt von Franz Hartmann, M. D. — Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich. — Preis 50 Pfg.

Sankaracharya: Das Palladium der Weisheit (Viveka Chudamani). Aus dem Sanskrit übersetzt von Molimi Chatterji. — Leipzig. Verlag von Wilhelm Friedrich. — Preis Mk. 2.—.

Anton Springer: Handbuch der Kunstgeschichte. Vierte Auflage der Grundzüge der Kunstgeschichte. Illustrierte Ausgabe. — I. Das Altertum. Mit 359 Abbildungen im Text und vier Farbendrucken. — Leipzig. Verlag von E. A. Seemann. — Preis Mk. 5.—.

Arthur Stein: Deutschland. Ein Sommermärchen. — Breslau. Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt von S. Schottlaender. 1895.

Albrecht Thoma: Das Studium des Dramas an Lessings Meisterwerken. — Gotha. Verlag von E. P. Thienemann. 1895. — Preis Mk. 1.40.

Alois Wohlmuth: Benedikt Broemel. Eine Lebensgeschichte. — München. Verlag von A. Ackermanns Nachfolger. Karl Schüler. 1895.

Fürst-Friedrich Wrede: Blutender Lorbeer. Roman. — Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich. — Preis Mk. 6. —

Dr. Theobald Ziegler: Der deutsche Student am Ende des 19. Jahrhunderts. — Vorlesungen gehalten im Wintersemester 1894 95 an der Kaiser-Wilhelms-Universität zu Straßburg. — Stuttgart. G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. 1895.

Wir bitten sämtliche Manuskript-, Bücher- etc. Sendungen ausschließlich an den Verlag der „Gesellschaft“:

Wilhelm Friedrich, Verlagsbuchhandlung in Leipzig,

zu richten.

Redaktion und Verlag der „Gesellschaft“.

Verantwortliche Leitung: Hans Merian in Leipzig.
Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. Druck von Carl Otto in Meerane i. S.

